INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

VIII E α 22

Oesterreich-Ungarn

im neunzehnten Jahrhundert.

Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle

in der

Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben

geschildert von

B
Moriz Bermann.

Mit 200 Illustrationen.

Wien, 1884.

Verlag von Hugo Engel, I., Getreidemarkt 14.

Digitized by Google

DB80
.B52

Alle Rechte vorbehalten.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Druck von J. C. Fischer & Comp., Wien.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Unsere Aufgabe 3

An der Wende des Jahrhunderts.

Seite

I. Oesterreich-Ungarn von 1750 bis 1790 7
II. Die große französische Revolution . . 20
III. Kaiser Leopold II. (1790 bis 1792) . . 32
IV. Regierungsantritt des Kaisers Franz II. Der Beginn der französischen Kriege (1792 bis 1795) 39
V. Die Jakobiner in Oesterreich und Ungarn 46
VI. Krieg und Frieden bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts 61
VII. Culturleben im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts 77

Das neunzehnte Jahrhundert.

Erstes Buch. Die Zeit des Kampfes.

Seite

Windstille und neuer Sturm (1801 bis 1805) 93
Das Kriegsjahr 1805 und die erste französische Invasion 99
Drei Jahre der Sammlung (1806 bis 1808) 116
Das Jahr 1809 132
Zweite französische Besetzung von Wien . . 147
Das Trauerspiel in Tirol 195
Ein Bund zwischen Oesterreich und Frankreich (1810) 219
Die finanzielle Katastrophe 1811 229
Napoleon's Stern erbleicht (1812) 237
Der Entscheidungskampf (1813 und 1814) 246

Zweites Buch. Der Friede.

Seite

Prolog zum Wiener Congreß (1814, 1815) 268
Die Congreßgäste 275
Die Originale des Congresses 296
Die Congreßfreuden 308
Die Arbeiten des Congresses 320
Des Kampfes letzte Zuckungen (1815) . . . 327
Culturleben von 1800 bis 1816 334
Rückschritte und Berathungen ohne Ende . . 375
Zwanzig Jahre innerer Politik (1815 bis 1835) 392
Kaiser Franz I. und sein Charakter 419
Polizei- und Censurverhältnisse 448
Die Familie Franz des Ersten 466
Metternich'sche Politik nach Außen (1835 bis 1847) 484
Die Entstehungsgeschichte der Revolution. (Innere Zustände 1835 bis 1847) 507
Vor dem Sturm 547
Verkehrswesen, Industrie und Handel . . . 560
Culturleben von 1816 bis 1848 572

Digitized by Google

Drittes Buch. Die Revolutionsjahre 1848—1849.

	Seite		Seite
Der zündende Funke	615	Der Weg zur Tiefe	696
Die drei Märztage	639	Das Ende der Wirren	736
Die Flitterwochen der Revolution	677	Die Gewalt der Waffen	749

Viertes Buch. Die Reaktionsjahre 1849—1859.

	Seite		Seite
Der Einheitsstaat	784	Das absolutistische System	805

Fünftes Buch. Der constitutionelle Einheitsstaat.

	Seite		Seite
Die ersten Schritte auf der neuen Bahn (1860—1861)	852	Unter der Februar-Verfassung (1861—1865)	864
		Die Verfassungssistirung (1865—1866)	886

Sechstes Buch. Der Dualismus.

	Seite		Seite
Innere Wirren (1867—71)	908	Die jüngste Zeit (1872—1879)	939

Digitized by Google

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
Maria Thereſia und Joſef II., die Schöpfer des öſterreichiſchen Staatsgedankens	9
Die vier Temperamente vor dem Bilde des Calas	13
Danton	16
Marat	17
Kaiſer Leopold II.	24
Kaiſer Franz II.	25
Maria Antoinette von Oeſterreich, Königin von Frankreich	33
Das erſte Freundſchaftsbündniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen	37
Erzherzog Karl	41
Die Jakobiner Hackel und Prandſtetter am Pranger	48
Der „Blutbaum“ mit den ungariſchen Jakobinern	56
Die St. Nikolauscapelle mit Lenau's Wohnhaus	57
Franz Kazinczy	64
Miniſter Thugut	65
Franz Graf Saurau, Gründer des Wiener Aufgebots	73
Joſef Haydn	80
Wolfgang Amadäus Mozart	81
Im Hetz-Amphitheater zu Wien	84
Wiener Modetrachten	85
Kaiſer Franz proklamirt ſich zum Kaiſer von Oeſterreich	89
Baron Geramb, der Sonderling	97
Joachim Murat	105
Miniſter Graf Stadion	112
Fürſt Johann Liechtenſtein	113
Napoleon I. auf dem Schlachtfelde	121
Franzöſiſche Grenadiere zu Fuß	128
Franzöſiſche Voltigeur-Jäger	129
Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aſpern	136
Der Löwe von Aſpern	137
Napoleon I. auf der Inſel Lobau	141
Metternich, der neue Miniſter	145
Oeſterreichiſche Freiwilligen-Korps in den Befreiungskriegen	153
Schönbrunn, Hauptquartier Napoleon's 1805 und 1809	160
Vorſtädte Wieden und Laimgrube	161
Bürgermeiſter Hörl	168
Bürgermeiſter Wohlleben	169
Napolonsſchanze auf der Inſel Lobau	176
Execution des Sattlermeiſters Eſchenbach	177
General Rapp	185
Talma	192
Erzherzog Johann	200
Andreas Hofer	201
Joachim Haſpinger	209
Der Sandwirthhof	216
Berg Iſel	217
Andreas Hofer, in der kaiſerlichen Hofburg zu Innsbruck die Gnadenkette empfangend	224
Kaiſer Franz I. nimmt Abſchied von ſeiner Tochter Maria Louiſe	225
Joſefine, Napoleon's erſte Gemalin	232
Der Feſtball beim öſterreichiſchen Botſchafter in Paris	233
Staatsrath Gentz	241
Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg	248
Feldmarſchall Blücher	249
Das öſterreichiſche Denkmal bei Kulm	255
Napoleon's Hütlein am Boden	257

Digitized by Google

Seite

Der Kampf am Grimmathor 264
Einzug der drei Alliirten in Leipzig . . . 265
Die Patriotin Franziska Klaehr 269
Ein ungarischer Hußar auf Napoleon's Thron 273
Die Oebstlerin vor dem Burgthor in Wien 281
Alexander I. von Rußland 289
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 297
Ein Kreuzerbrot vom Jahre 1814 in Naturgröße 303
Zacharias Werner 305
Herzog Leopold von Sachsen-Coburg beim Congreß 312
Wiener Modetrachten 1814 313
Kaiser Franz und sein hoher Gast beim Rasumovsky-Palais 321
Fürstin Bagration in ihrem Boudoir . . . 328
Fürst Ypsilanti fleht um die Befreiung Griechenlands 329
Ein Soldat der alten Reichsarmee 336
Die Draisine 339
Sofie Schröder. — Eßlair. — Hormayr. Franck. — Bartsch. — H. Collin 344
Vanhal. — Abt Vogler. — Moscheles. — Hummel. — Seyfried. — Gyrowetz . . 345
Georg Huebmer, Schwemmmeister 353
Sprachforscher Dobrowsky 360
Bildhauer Canova 361
Theseusgruppe im Volksgarten 369
Beethoven im Freundeskreise spielend . . . 376
Körner's Abschied von seiner Braut in Wien 377
Friedrich Wilhelm III. besucht ein österreichisches Kloster 385
Kaiser Nikolaus I. von Rußland 393
Ein Carbonari und sein Verfolger 397
Silvio Pellico 400
Eine Bleikammer im Dogenpalaste 401
Der Spielberg bei Brünn 409
Graf Stefan Széchenyi 416
Erzherzog Josef, Palatin 417
Kronprinz Ferdinand als König von Ungarn 425
Graf Franz Kolowrat 432
Buchhändler Palm 433
Kaiser Franz I. 440
Kaiserin Karoline Auguste 441
Kronprinz Ferdinand bringt den Ueberschwemmten Rettung 449
Polizeipräsident Graf Sedlnitzky 457
Ein Wildensteiner Ritter 460
Die Franzensburg in Laxenburg 464
Schloß Sebenstein 465
Der sogenannte Graf Jaroßinski 472
Karl Maria von Weber in der Ludlamshöhle 473

Seite

Die Entführung des kleinen Napoleon aus Schönbrunn 1815 481
Der kleine Franzerl-Reichstadt 483
Tod des Herzogs von Reichstadt 489
Der Brandhof in Steiermark 496
Schloß Persenbeug 497
Ein räuberischer Bosniak 505
Erzherzog Friedrich 512
Erzherzog Ludwig 513
Saida 520
Krakau 521
Ein ungarischer Wahl-Agitator (Kortes) . . 529
Ludwig Kossuth 536
Graf Ludwig Batthyányi 537
Fürst Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht" 544
Das Franzens-Denkmal in Wien 545
Erzherzogin Sofie 552
Erzherzog Stefan 553
Massacre der Edelleute in Galizien 561
Die erste Vertheilung der Rumforder Suppe 567
Der Sturm auf die Wiener Sparkasse . . . 569
Die erste Industrie-Ausstellung in Wien im Jahre 1839 577
Das Ressel-Monument in Wien 581
Die neue Sternwarte in Wien 584
Das Ghega-Monument auf dem Semmering 589
Franz Grillparzer 592
Anastasius Grün (Graf Auersperg) 593
Ferdinand Raimund als „Aschenmann" . . 600
Johann Nestroy 601
Seidl. — Bauernfeld. — Stifter. — Lenau. — Halm. — Petöfi 617
Burg. — Oppolzer. — Palacky. — Veith. Rokitansky. — Safarzik 618
Die Altlerchenfelderkirche in Wien 625
Krafft's Gemälde: „Abschied des Landwehrmannes" 632
Fendi und sein Mütterlein vor dem Täubelwirthshaus 633
Kaufmann Arthaber überreicht dem Erzherzog Franz Karl die Adresse an den Kaiser 641
Karrikaturen der Wiener Moden (1847) . . 643
Fürstin Melanie Metternich 648
Finanzminister Kübeck 649
Professor Füster predigend 657
Kaiser Ferdinand I. 664
Kaiserin Maria Anna 665
Volksredner vor dem Ständehause in Wien 672
Zerstörung der Mariahilfer-Linie 673
Verkündigung der Constitution (1848) . . . 680
Die erste politische Karrikatur in Wien . . 681
Leichenfeier der Märzgefallenen 689
Feldmarschall Radetzky 697

Digitized by Google

Seite

Karl Albert von Sardinien 699
Graf Hoyos, Commandant der Nationalgarde 704
Graf Colloredo, Commandant der akademiſchen Legion 705
Eine Wiener Barrikade 713
Erzherzog Franz Joſef bei Lucia 721
Erzherzog Johann, Reichsverweſer 729
Wenzel Meſſenhauſer, Nationalgarde-Commandant 735
General Bem 737
Kremſier in Mähren, Sitz des Reichstages von 1849 745
Kaiſer Ferdinand übergibt ſeinem Neffen die Kaiſerwürde 752
Erzherzog Albrecht bei Novara 753
Kaiſer Franz Joſef I. im Jahre 1849 . . 761
Die öſterreichiſchen Truppen als Volkswohlthäter in Venedig 769
Oeſterreichiſche Cavallerie in Italien 776
Radetzky belohnt den Kampfeifer 777
Feldmarſchall Windiſchgrätz 785
Banus Jelačić 785
Aulich wehrt das Andrängen an General Henzi's Leiche 793
Anton Ritter von Schmerling 800
Alexander von Bach 801
Uebergabe der Feſtung Komorn 809
Der Schimmel von Bronzell 816
Uebernahme der aufgefundenen ungariſchen Kroninſignien 817
Die Theilnehmer an der Weltumſeglung, I. und II. . . . . 823 u. 824
Kardinal-Erzbiſchof Rauſcher 829
Zuſammenkunft des Kaiſers Franz Joſef I. mit Napoleon III. bei Villafranca 833

Seite

Wien vor der Stadterweiterung 1858 . . . 840
Der Fahnenträger von Magenta 1859 . . 843
Auszug öſterreichiſcher Soldaten aus Mailand 849
Kaiſerin Eliſabeth in Venedig 857
Maria Thereſia-Denkmal in Wiener-Neuſtadt 865
Langlewicz, polniſcher Dictator 872
Polniſche Inſurgentenſchaar 873
Feldmarſchall-Lieutenant Gablenz im Gefecht bei Veile, 1864 881
Admiral Tegetthoff 888
Feldzeugmeiſter Benedek 889
Kaiſer Max I. von Mexiko 896
Erzherzog Albrecht 897
Seeſchlacht bei Liſſa 904
Die Sieger von Cuſtozza durch Wien ziehend 905
Miniſter Graf Beuſt 912
Deák, der weiſe Patriot 918
Arbeiten am Tunnel der Brennerbahn, 1864 920
Feſtzug des dritten deutſchen Bundesſchießens in Wien, 1868 921
Die neuen Miniſter von 1871 (Lónyay, Andráſſy, Auersperg) 928
Eröffnung der Weltausſtellung in Wien, 1873 929
Die Quadriga auf dem neuen Reichsrathsgebäude zu Wien 937
Miniſter Graf Taaffe 944
Miniſter Koloman Tisza 945
Der Berliner Congreß, 1878 952
Einzug der öſterreichiſchen Truppen in Ada Kaleh 960
Kaiſer Franz Joſef im überſchwemmten Szegedin 961
Kaiſer Franz Joſef und ſeine Familie . . 969

Digitized by Google

Oesterreich-Ungarn

im neunzehnten Jahrhundert.

Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle

in der

Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben.

Unsere Aufgabe.

Jene Menschen, deren Tage seit dem Beginne unseres Jahrhunderts zählen, mögen mit Recht sagen, daß ihr Leben eine der gewaltigsten, an Erschütterungen und Umgestaltungen reichsten Geschichtsperioden umfaßt. Und abgesehen von den allgemeinen culturellen Umwälzungen, welche alle Länder gleichmäßig beeinflußen, hat jedes der bedeutenden politischen Ereignisse, welche Europa in diesem Jahrhundert erschütterten, vermöge ihrer Lage und Machtstellung direct oder indirect auch die österreichisch-ungarische Monarchie berührt.

Im Beginn des Jahrhunderts bebte noch der Boden des ganzen Welttheils unter den vulkanischen Ausbrüchen der französischen Revolution, wenn auch scheinbar deren Krater rasch ausgebrannt und in sich zusammengestürzt war. Unter dem Gluthauch, der von Paris ausströmte, schmolzen veraltete Institutionen und Ansprüche hinweg und mit dem Zusammenbrechen des bedeutungslos gewordenen römisch-deutschen Reiches verband sich das Entstehen des österreichischen Kaiserthums. Fast der ganze Welttheil erbebte unter dem Tritt der Marschcolonnen des großen Soldatenkaisers, und der kühne Traum einer Weltmonarchie forderte von den Fürsten um ihrer Throne, von den Völkern um ihrer Freiheit willen den Widerstand bis zur Vernichtung heraus.

Oesterreich war es, welches zuerst den Zauber der Unüberwindlichkeit des größten Feldherrn seiner Zeit brach, und noch so tief gedemüthigt, nahm es doch stets den Kampf von Neuem gegen den Tyrannen Europa's auf. In den Schneewüsten Rußlands, in der Riesenschlacht bei Leipzig brach Napoleon's des Ersten Macht zusammen, — die Gefahr, der Spielball eines glücklichen Eroberers zu werden, war von den Staaten und Völkern abgewendet; statt dessen wurden sie das Object diplomatischen Marktens und Feilschens, an die Stelle der Gewalt traten die Ränke. Die Fürsten hatten ihre Throne gerettet, den Völkern blieb die Freiheit verloren, für die sie gestritten und gesiegt hatten.

Die „stille Zeit" begann; jene Zeit, in welcher scheinbar nichts geschah, in welcher sich aber das System der staatlichen Bevormundung zu Tode lebte und in der sich alle jene Kräfte sammelten, die im Sturm- und Drangjahr so gewaltsam zum Ausbruch kamen.

Gerade diese Periode, in welcher der österreichische Staat scheinbar verknöcherte, ist hoch bedeutsam und, obwohl so Viele sie durchlebten, die noch jetzt Zeugniß ablegen könnten, doch wenig gekannt. In ihr liegen die Keime zu den mancherlei Ereignissen der letzten Jahre, und im Guten wie im Schlimmen reifen jetzt die Früchte jener Saaten, die in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren in die Halme schoßen.

Die enthusiastisch begrüßten Errungenschaften des Jahres 1848 waren nicht von Dauer, — wie anderwärts, so auch in Oesterreich. Eine neue Periode kam, in der die Macht des stramm zusammengefaßten Staates, losgelöst vom Volksthum, das oberste Ziel alles Strebens war. Aber das System wurzelte nicht in festem Boden, schwere Katastrophen brachen herein und der Wiederaufbau des Reiches mußte nochmals, nun unter Theilnahme des Volkes, in Angriff genommen werden.

Damit treten wir in die jüngste Zeit, deren Ereignisse Jedermann geläufig sind, wenn er auch nicht immer in der Lage war, ihren Werdeproceß zu verfolgen.

In letzterer Beziehung nun soll das Werk, welches der Autor und Verleger dem geehrten Lesepublicum vorlegen, ganz besonders eine Lücke in unserer vaterländischen Literatur ausfüllen.

Alljährlich erscheinen Bücher, welche sich mit Kelten und Römern, Markomanne und Quaden, Hunnen und Avaren befassen und die verborgensten Schlupfwinkel einer im Dämmer der Vorzeit verschwimmenden Geschichte aufzuhellen bestrebt sind, — das neunzehnte Jahrhundert aber, das so ereignißreich ist, geht nahezu leer aus.

Der Einwurf liegt freilich nahe, daß es ja nicht nöthig sei zu erzählen, „was wir doch schaudernd miterlebt", aber dieser Einwurf ist denn doch nicht begründet, denn die große Mehrzahl kennt wohl die einzelnen Thatsachen, wie die Zeitung sie Tag für Tag berichtet, aber es fehlt ihr der verbindende Faden, der den Zusammenhang, das Ineinandergreifen der Räder der Zeitgeschichte klar machen würde.

Um diesen Zweck voll zu erfüllen, wird sich unser Werk:

Oesterreich-Ungarn im XIX. Jahrhundert

auch nicht auf eine trockene Herzählung der Ereignisse dieses Zeitraumes beschränken, sondern, wo es zum Verständniß nöthig ist, zurückgreifen, um die langsame Heranbildung jener besonderen Verhältnisse, an welchen unser Staat so reich ist, zu veranschaulichen; es soll damit auch nicht eine meist wenig erquickliche Darstellung der gewundenen diplomatischen Wege des Staatslebens geliefert werden, sondern eine allgemein erschöpfende, alle Phasen der staatlichen und kulturellen Entwicklung umfassende **Geschichte der Monarchie im XIX. Jahrhundert.**

Ist doch nicht blos in politischer Beziehung unsere Zeit eine reichbewegte, sondern auf jedem Gebiet menschlichen Wirkens schlägt sie ein wunderbar rasches Tempo ein. Die technischen Fortschritte, an welchen Oesterreich-Ungarn ruhmvollen Antheil hat, das rege wissenschafliche und künstlerische Leben, die gesellschaftlichen Umwälzungen, — all' das sind einzelne Züge, aus welchen sich das Bild unserer Zeit zusammensetzt und welche in unserer Darstellung gebührend gewürdigt werden. Durch lebendige Charakteristik bedeutender und prägnanter Persönlichkeiten, sowie durch Eingehen in das intimere Volksleben wird dafür gesorgt sein, daß die erzählende Darstellung aller Trockenheit entkleidet, daß der geschichtliche Rahmen mit frischem Leben und bewegter Scenerie ausgefüllt wird.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist den Illustrationen gewidmet, welche in meist gleichzeitig entstandenen Porträten, Ansichten, Kostümen und Scenenbildern dem Texte erläuternd und anregend zur Seite stehen.

Und so legen denn Autor wie Verleger das Werk dem geehrten Publicum vertrauungsvoll vor, in der Hoffnung, damit ein Scherflein beizutragen zur richtigen Würdigung der jüngsten Vergangenheit und dazu, daß die Blicke sich hoffnungsvoll auf die Zukunft jenes schönen Staates richten, dem alle Stürme nur Proben seiner unversiegbaren Lebenskraft waren.

Wenn der Autor endlich von seiner einfachen Persönlichkeit speciell sprechen soll, darf ihn die allen seinen Schriften bisher zu Theil gewordene, überaus wohlwollende Aufnahme zu der Hoffnung berechtigen, es werde hier der gleiche Fall eintreten; dies umsomehr, als langjährige Studien und der Umstand, daß er den größten Theil dieses Jahrhunderts und die folgenschwersten Ereignisse miterlebt, mit vielen der früher oder später maßgebenden Personen in freundschaftlichem Verkehre stand, ihn befähigen, vieles bisher unbekannt Gebliebene mitzutheilen.

Moriz Bermann.

Einleitung.

Digitized by Google

An der Wende des Jahrhunderts.

I. Oesterreich-Ungarn von 1750 bis 1790.

So wenig, wie in der Natur, gibt es in der Geschichte etwas Zufälliges und Plötzliches. Der Blitzstrahl, der aus den Wolken zündend herunterzuckt, ist das Produkt lange angesammelter elektrischer Spannung, und der Orkan, der mit einem heulenden Stoß losbricht, die stärksten Bäume entwurzelt und die Wogen des Meeres zu berghohen Wellen aufthürmt, ist durch die Verschiedenheit der Temperatur und des Luftdruckes an Orten entstanden, die von jenem, wo er sein Spiel treibt, weit entfernt sind.

Aehnliche Gleichnisse ließen sich aus allen Gebieten beibringen, — das nächstliegende ist aber wohl der einzelne Mensch, der ja in seinem Lebensgang und Gewohnheiten, in seinen Fehlern und Vorzügen so häufig ein Spiegelbild der allgemeinen Geschichte ist. Auch in diesem Falle sind bestimmte, anscheinend ganz überraschend auftretende Handlungen, nicht wie man so häufig glaubt, momentanen Launen entsprungen, sondern es spricht sich stets in ihnen das Resultat des ganzen Entwicklungsganges, der Denkweise, der gemachten Erfahrungen und der darauf beruhenden Charaktereigenthümlichkeit aus.

Ganz so verhält es sich aber mit der Geschichte der Staaten und Völker, die in ihren großen Zügen keine Aneinanderreihung von einzelnen Geschehnissen ist, die durch Gunst und Ungunst des Augenblickes, durch das Auftreten einer einzelnen besonders kraftvollen Persönlichkeit geschaffen werden. Es gibt keine Wendung im Staats- oder Völkerleben, keine Periode des Aufschwunges oder Niederganges, ja selbst keine bedeutendere Episode, welche nicht ihre Wurzeln und Entstehungsursachen in der Vorzeit hat, aus welcher sie sich eben so entwickeln mußte, wie es geschah.

Dem großen allgemeinen Gang der menschlichen Geschichte gegenüber verschwindet das Wirken einzelner Menschen. Die Zeit, das in Millionen von Köpfen und Herzen lebendig gewordene Bedürfniß schafft sich stets die Persönlichkeit, welche mit gewaltiger Hand in das Getriebe der Zeiten eingreift und damit scheinbar den eigenen Ideen, dem subjectiven Willen Geltung verschafft. Aber in Wahrheit ist dieser Geist und diese Kraft nicht Eigenthum und Verdienst des Einzelnen, so wenig wie die Naturkraft, die der Mensch für seine Zwecke gebraucht, an sich ein Verdienst desselben ist. Nur durch die Weise, in welcher er davon Gebrauch macht, erwächst ihm und der Allgemeinheit daraus ein Vorzug. Und gerade so besteht die Größe und Bedeutung eines geschichtlichen Charakters in der Weise, wie er die Bedürfnisse, die Ideen seiner Zeit in sich aufnimmt, in der Energie und den Mitteln, mit welchen er sie zur Geltung und äußerer Gestaltung zu bringen sucht.

In diesem Sinne muß also, um den allgemeinen Gang der Geschichte eines Staates in einem bestimmten Zeitraum und die Wirksamkeit der einzelnen Persönlichkeiten anschaulich machen zu können, stets so weit auf die Vorzeit zurückgegriffen werden, um die Entwicklung, das Werden dessen, was als geschehen erzählt werden soll, in den einzelnen Phasen begreifen und erklären zu können.

So viel Willkür auch auf den Blättern der Geschichte verzeichnet ist, ihr Gang im Großen und Ganzen ist weit von jeder Willkür entfernt. Hier folgt die Wirkung der Ursache unerbittlich, eine gewisse Gesetzmäßigkeit beherrscht das Werden, Aufblühen und den Niedergang der Staaten, und eine weit über menschliches Wollen und Meinen erhabene Gerechtigkeit sühnt in der Zukunft die Fehler und Versäumnisse der Vergangenheit und Gegenwart.

Jenes Zurückgreifen in die Vergangenheit ist aus mehrfachen Gründen unerläßlich, wenn man die Geschichte Oesterreich-Ungarns im laufenden Jahrhundert darstellen und begreifen will. Im Vordergrund steht hier der diesen Staat allein berührende Umstand, daß er als solcher, als geschlossen und stramm zusammengefaßtes Ganzes erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden ist.

Was bis zur unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia die Habsburgischen Besitzungen ausmachte, hatte eigentlich keinen Namen, es war ein loses Gefüge von Ländern, die nichts Gemeinsames hatten, als den Herrscher.

Dieser Zustand war eine natürliche Folge der Entstehungsursachen dieses Besitzes. Die ersten staatsklugen Fürsten des Hauses Habsburg schufen sich eine Hausmacht, um an dieser einen Rückhalt zur Geltendmachung der kaiserlichen Gewalt in Deutschland zu finden. Trotzdem aber sank — wohl zumeist in der hundertjährigen Periode der luxemburgischen Herrschaft in Deutschland — das Ansehen des römisch-deutschen Kaiserthums immer mehr, so daß der zweite Habsburger, welcher nach dieser Unterbrechung die Kaiserkrone wieder trug, der ritterliche Max I., am Reichstag zu Augsburg 1500 den widerstrebenden Reichsständen erbittert zurief: „Wenn man den gewählten Kaiser nicht besser unterstütze, so werde er nicht warten, bis ihm die Krone vom Kopfe falle, sondern sie den Reichsfürsten vor die Füße werfen!" Und schon im nächsten Jahre klagte er noch bezeichnender: „Ich wollte, ich wäre nichts als Erzherzog von Oesterreich, da würde man sich was aus mir machen; als deutsches Reichsoberhaupt ernte ich ohnehin nur Demüthigungen!"

In diesen Worten war die Habsburgische Politik der Zukunft vorgezeichnet und Max I. ebnete durch die bekannte Doppelheirath (Ferdinand und Maria von Oesterreich mit Anna und Ludwig von Ungarn) den Weg zur Erwerbung von Ungarn und Böhmen für sein Haus. Trotzdem aber legte man noch immer großes, ja vielleicht im Interesse der Stammlande zu viel Gewicht auf den Besitz der Kaiserwürde. Denn so bedeutungslos und fast zu einem bloßen Titel dieselbe auch im Laufe der Jahrhunderte, namentlich in Folge des dreißigjährigen Krieges und westfälischen Friedens geworden war, — so lag doch gewiß in der ständigen Verbindung derselben mit der Habsburgischen Hausmacht ein hauptsächlicher Grund, daß die einzelnen Länder der letzteren, nicht nach dem Beispiel anderer Staaten, zu einem engverbundenen festgegliederten Ganzen wurden.

Sobald daher mit dem Aussterben des Habsburgischen Mannesstammes der Uebergang der Kaiserwürde an einen anderen deutschen Fürsten voraussichtlich war, trat auch naturgemäß das Bestreben auf, die Habsburgischen Besitzungen strammer zusammenzufassen und sie zu einem Gesammtorganismus zu machen. Gewiß war bei Abfassung und Erlassung der „pragmatischen Sanction" durch Karl VI. auch das Bestreben mächtig, seiner geliebten Tochter Maria Theresia die Nachfolge zu sichern und für alle Zukunft Erbtheilungen zu verhindern, wie sie wiederholt dem Staate und der Dynastie schädlich gewesen waren; der Grundgedanke dieses noch heute giltigen Hausgesetzes war aber ein eminent politischer und bestand in der Schaffung eines gemeinsamen österreichischen Staates, in dessen Rahmen zwar die Besonderheiten der einzelnen Theile gewahrt werden

sollten, aber nur in dem Maße, als es den Bedingungen des Gesammtstaates entsprach. An die Stelle der aus einzelnen Ländern bestehenden Hausmacht der deutschen Kaiser trat der Staat Oesterreich mit jenen politischen Zielen und Aufgaben, die bis heute seine Existenzbedingung, seine geschichtliche Nothwendigkeit bilden. Es sei gleich hier betont, daß auch nach der pragmatischen Sanction Ungarn gegenüber den anderen Erbländern staatsrechtlich und in Bezug auf die Administration eine besondere Stellung einnahm.

Unter Karl's VI. Regierung blieb die pragmatische Sanction ein bloßes Pergament, welches die Erbfolge regelte, ohne daß sich weitere politische Consequenzen daran geknüpft hätten. Die Kämpfe, welche seine Nachfolgerin Maria Theresia aber zur Behauptung des durch dieses Pergament gewährleisteten guten Rechtes ausfechten mußte, um die darin festgesetzte Untrennbarkeit des Staates aufrecht zu erhalten, weckten bald die Erkenntniß, daß demselben auch ein tieferer politischer Sinn innewohne, welchen zur Geltung zu bringen, ein entschiedenes Bedürfniß des Staatswohles sei.

Es ist für die heutige Generation schwer, — so viele offene und versteckte Lobredner auch die „gute alte Zeit" der provinciellen Selbstständigkeit und des Feudalsystems findet, — sich die Zustände in Oesterreich vor dem Jahre 1750 klar zu machen. Nicht einmal die Kardinalpunkte staatlicher Macht — das Finanzwesen, der Handel, das Geldwesen und vor Allem die Wehrkraft — waren der Einflußnahme und der nicht immer wohlbegründeten und für den Gesammtstaat förderlichen Controle der einzelnen Länder entrückt. Jahr für Jahr mußten bei den einzelnen auf dem crassesten Klassen-Egoismus aufgebauten „Ständen" der Länder die Bewilligungen an Geld und Rekruten eingeholt werden, die freilich meist zugestanden wurden, aber sehr oft mit anderen schwerwiegenden Beschränkungen der landesfürstlichen Macht erkauft werden mußten. Der gleiche Vorgang wiederholte sich im Kriegsfalle bei außerordentlichen Bewilligungen, es läßt sich daher leicht einsehen, wie unter derartigen weitwendigen Erörterungen die Schlagfertigkeit und Actionsfreiheit des Staates leiden mußte. Nur so konnte es geschehen, daß in der Provinz Schlesien z. B. dem Angriff Friedrich's II. von Preußen nicht mehr als drei Grenadier-Compagnien entgegengestellt werden konnten und die sämmtlichen zahlreichen Festungen dieses Landes in keiner Beziehung wehrfähig waren.

Mit dem Verluste dieser reichen und blühenden Provinz wurden die bittern Erfahrungen bezahlt, welche die junge Herrscherin schon im Beginne ihrer Regierung machte. Sie besaß aber den Scharfsinn und die Energie eines Mannes und wußte diese Erfahrungen zu nützen. In schonender Weise, wo es anging, mit lobenswerther Rücksichtslosigkeit, wo es sein mußte, legte sie die Hand an den Neubau des Staates in jenem Geiste, der im Grundgesetze der pragmatischen Sanction lag, kraft dessen sie den Thron bestiegen hatte.

Die alten kraftlosen, in langgewöhnten Formen verknöcherten Berather ihres Vaters wurden beseitigt und durch einflußlose Ehrenstellen unschädlich gemacht, dagegen Männer berufen, die für die Zeit und Bedürfnisse des Staates Verständniß hatten. Kaum besaß ein zweiter Regent die hohe Herrschertugend, die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen, in so hohem Maße, wie Maria Theresia, — sie übte aber auch die noch seltenere, vor der gereiften Erkenntniß ihrer Rathgeber selbst den — denn doch nicht immer untrüglichen persönlichen Willen zurücktreten zu lassen.

In erster Linie sind unter diesen Rathgebern Wenzel Anton Fürst Kaunitz und Friedrich Wilhelm Graf Haugwitz zu nennen.

Der erstere genießt noch heute eine Popularität, um welche ihn mancher lebende Staatsmann beneiden könnte. Er ist zumeist als Diplomat, als Lenker der auswärtigen Politik Oesterreichs durch fast ein halbes Jahrhundert berühmt, obwohl sein Einfluß als Mitglied des von Maria Theresia gegründeten Staatsrathes auch in inneren Fragen von hoher und stets segenbringender Bedeutung war.

Weniger bekannt ist Graf Haugwitz, dessen kürzeres Wirken (er starb 1765) und nicht so markante Persönlichkeit ihn dem allgemeinen Gedächtniß nicht so ein-

prägte, wie es bei Fürst Kaunitz der Fall war. Es ist das aber eine Ungerechtigkeit, denn Graf Haugwitz war es, welcher aus dem in einzelne Länder gespaltenen Feudalstaat ein gemeinsames, nach gewissen allgemeinen Grundsätzen regiertes Staatsganzes schuf und den ersten Grund zu einer geregelten Verwaltung legte.

Im Kampf mit Gegnern, deren Kraft in einer einheitlich und straff zusammengefaßten Regierungsgewalt lag, welche die Mittel jedes Theiles dort und in der Weise benützen konnte, wie es dem Staatszwecke entsprach, — und angesichts der Schwierigkeiten, welche sie selbst bei deren Bekämpfung in den zerfahrenen Verhältnissen des eigenen Staates fand, lernte Maria Theresia rasch erkennen, woran es fehlte.

Unter dem Kriegsgetöse der beiden schlesischen und des siebenjährigen Krieges, das noch heute in allen Geschichtswerken in erster Linie ertönt, übersah man lange die dazwischen unablässig fortlaufende Reformarbeit in Oesterreich. Gerade in einem Buche aber, das sich mit der neuesten Geschichte unseres Staatswesens befaßt, ziemt es sich darauf hinzuweisen, daß nicht allein die Josefinischen Reformen, sondern die Weiterbildung der Verwaltungseinrichtungen bis in die neueste Zeit auf jenen Grundlagen beruhen, welche von Maria Theresia und ihren Rathgebern namentlich in den ersten zwanzig Jahren ihrer Regierung gelegt wurden.

Wer die wahrhaft außerordentliche Befähigung dieser Frau kennen lernen will, braucht nur einen Blick in das politische Testament zu werfen, das sie in einem im k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv aufbewahrten Manuscript hinterlassen hat. Dasselbe führt den Titel: „Aus mütterlicher Wohlmeinung zu besonderem Nutzen meiner Posterität (Nachfolgerschaft) verfaßte Instructionspunkte."

Ein sprechendes Zeugniß für ihre Regententugenden ist schon eine Eingangsstelle, welche lautet: „Gleich anfangs setzte mir vor, zu meiner eigenen innerlichen Disposition und zwar mittelst einer aufrichtigen Meinung und inständigen Gebets zu Gott, mich dahin zu befleißen, von allen Nebenabsichten oder Hoheiten oder Ehrgeiz oder anderen Leidenschaften, nachdem mich darüber selbsten öfters geprüft, mich gänzlich zu enthalten, folglich die mir obliegende Regierungspflicht ruhig und standhaft zu unternehmen. Auch habe die Wahrheit mir täglich vor Augen gesetzt, daß ich nicht mir selbst, sondern nur dem allgemeinen Besten gehörig sei. Und so lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen, noch Arbeit für selbe spare, so hätte doch der Länder allgemeines Beste denenselben allezeit vorgezogen, wenn ich in meinem Gewissen überzeugt gewesen wäre, daß solches thun könne, oder daß dererselben Wohlstand dieses erheischte, indem solchener Länder allgemeine und erste Mutter bin".

Von ganz speciellem Interesse sind die Erörterungen über den Zustand des Staates, als sie die Regierung übernahm, und die Maßregeln zur Neugestaltung desselben. Nicht ohne Bitterkeit erwähnt sie hier den Widerstand des in den ständischen Versammlungen übermächtigen Adels, der nur darauf bedacht gewesen sei, Privilegien, die er in früheren Zeiten „erschlichen und ertrotzt" hatte, ohne Rücksicht darauf, ob sie neben dem Gemeinwohle bestehen könnten, zu erhalten und zu vermehren.

Dieser Widerstand nun ist, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären, wenn man den Kern der Reformen betrachtet, welche Maria Theresia mit Haugwitz' Hilfe durchführte. Das Grundübel der früheren Zustände bestand darin, daß der überwiegende Theil der Unterthanen — die ganze ländliche Bevölkerung — außer jede Verbindung mit dem Staate gebracht war, ja vielfach gar kein rechtes Bewußtsein von dessen Existenz und Zweck haben konnte. Zwischen den durch den Monarchen repräsentirten Staatsgedanken schoben sich nicht blos die vielberufenen „historisch-politischen Individualitäten" der einzelnen Provinzen mit ihren zu allem Guten ohnmächtigen, zu jeder Hemmung stets bereiten ständischen Versammlungen, sondern als vollkommen trennende Gewalt die Grundherrschaft.

In deren Händen lag alles Wohl und Weh', sie allein hatte Macht und Bedeutung und vermittelte, natürlich nicht immer in uneigennütziger Weise, die Verwendung der Volkskraft für die Staatszwecke. Die Herrschaft war nicht allein durch die Amtmänner und Pfleger Verwaltungsbehörde, sondern sie übte auch, natürlich mit Ausnahme der Städte und Märkte, die Justiz aus, repartirte nach ihrem Gutdünken die von den Ständen bewilligten Steuern und stellte ebenso nach Willkür die auf sie entfallenden Rekruten. Vom Staat wußte der Bauer nichts, er hatte nichts von ihm zu erwarten und zu hoffen, — das Stirnrunzeln des Amtmannes, die Laune des adeligen Grundherrn entschied über sein Schicksal, und nur wenn eine neue drückende Kriegssteuer, von welcher die Herrschaft frei blieb, zur

Die vier Temperamente vor dem Bilde des Calas. (Seite 21.)

Umlage kam, wenn man ihm den Sohn oder Knecht ohne viel Umstände vom Pfluge wegnahm, um ihn in die Musketierjacke zu stecken, wurde er — freilich etwas unliebsam, daran erinnert, daß er über die Grenze der Herrschaft hinaus noch einem anderen größeren Verbande angehörte.

Diese Zustände, neben welchen die entwürdigende Last der Leibeigenschaft bestand, wurden durch die Reformen Maria Theresia's und ihres großen Sohnes Josef behoben. Es würde zu viel Raum beanspruchen, alle einzelnen Theile dieser Umgestaltungen aufführen zu wollen, als deren wichtigste sich darstellen: die auf Grund einer Volkszählung gleichmäßig nach der Kopfzahl geordnete Rekrutirung, die Anlegung eines Katasters zum Behufe einer gerechten, der Willkür entzogenen Besteuerung, die Errichtung der Kreisämter mit dem speciellen Zweck des Schutzes der Unterthanen vor Uebergriffen der Grundherren, die Verbesserung der Justiz und endlich als bedeutungsvollster Schritt die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Daneben wurden jene großen Reformen angebahnt und durchgeführt, wie sie den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in allen Ländern auf-

tretenden Aufklärungsbestrebungen entsprachen. Der Einfluß der Kirche, die ihre Macht weit über die freilich nicht scharf zu ziehenden Grenzen religiöser Fragen auf unbestritten staatliches Gebiet ausdehnte, wurde eingeschränkt und namentlich in Oesterreich die nach der gewaltsamen Gegenreformation alles überwuchernde geistliche Bevormundung gebrochen. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß die ersten und entscheidenden Schritte in dieser Beziehung von Maria Theresia selbst unternommen wurden, wenn auch später Josef II. in energischerer, allerdings überhastiger Weise auf diesem Wege weiterging.

Hieher gehören auch die Reformen im Schulwesen, welche von den dem kirchlichen oder besser gesagt jesuitischen Einfluß entzogenen Universitäten bis zu den Volksschulen herabreichten, die, statt früher nur vom Belieben der Herrschaften abzuhängen, nun zu einer Pflicht derselben gemacht wurden.

Die Aufhebung der Folter und die Einführung eines von den Härten grausamer und abergläubischer Zeiten gereinigten Kriminalgesetzbuches stand an der Spitze der für die Verbesserung der Justiz gethanen Schritte, an welche sich die Anfänge zur Verbesserung und Vereinfachung des Civilprozesses schlossen, welche in der noch später zu erwähnenden Veröffentlichung des heute noch giltigen und als musterhaft anerkannten bürgerlichen Gesetzbuches gipfelten.

Wohin wir daher auch unsere Blicke auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens richten, so finden wir, daß das, was bis in unsere Tage geschaffen und weiterentwickelt wurde, auf den Fundamenten ruht, die in der Theresianischen und Josefinischen Periode gelegt wurden. Und zwar nicht blos in der Weise, wie schließlich alles später Geschaffene auf den Schultern des früher Entstandenen ruht, sondern auch die Grundsätze sind — einzelne Schwankungen ungerechnet — noch heute dieselben, welche bei den ersten Schritten der Neugestaltung vorschwebten. Denn, wenn auch von den Formen unseres modernen Staatslebens keine Rede war, der Geist, der es erfüllt, wurde in Oesterreich durch Maria Theresia und ihre Mitarbeiter, in deren erster Linie der Sohn Josef II. (Bild Seite 9) stand, zuerst geweckt. Ja, wenn wir manche Entscheidungen der großen Monarchin lesen, so scheint es uns, als wäre durch sie mehr als einer von jenen Kämpfen eröffnet worden, die sonderbarerweise noch heute — nach mehr als einem Jahrhundert nicht völlig ruhen, wenn sie auch vor dem Forum der Erfahrung und der Wissenschaft längst entschieden sind.

In einer Resolution der Kaiserin vom 28. September 1770 steht wörtlich: „Meine Intention gehet dahin: das Schulwesen ist und bleibet ein Politicum" (soll so viel heißen, als eine Angelegenheit des Staates), und doch erleben wir es noch heute, daß von den verschiedensten Seiten Anstrengungen gemacht werden, dem Staate die Erfüllung dieser wichtigsten Pflicht unmöglich und die Bildung, den Unterricht seiner Bürger von dem Belieben — der Gunst oder Ungunst Einzelner abhängig zu machen.

Damit — und es ließen sich noch zahlreiche ähnliche Beispiele anführen, ist der Beweis erbracht, daß die Theresianische und Josefinische Zeit der Ausgangspunkt zur Beurtheilung jener Neugestaltungen, Umwälzungen und Kämpfe ist, welche die Geschichte Oesterreichs in unserem Jahrhundert bilden.

Später als in anderen Staaten, unter ungünstigeren Verhältnissen und darum unter schwereren Kämpfen brachte sich der österreichische Staatsgedanke zur Geltung, und wir sind heute noch Zeugen, daß Stimmen laut werden, welche Gelüste bezeugen, den Monarchen zu „entkaisern", — das heißt: denselben nicht als Herrscher eines kraftvollen Gesammtstaates gelten zu lassen, sondern nur als König, Herzog u. s. w. der einzelnen „Königreiche und Länder", deren jedes seinen geträumten und von engherziger Parteitaktik aufgebauschten nationalen Bedürfnissen nachleben kann. Man vergißt die Wahrheit des Seneca'schen Satzes: „Confusum est, quidquid in pulverem sectum est" (Verwirrt wird, was man zu sehr theilt) und vermeint, den Theilen wäre es möglich die hohe Aufgabe zu

erfüllen, welche nur der kraftvoll zusammengefaßte Gesammtstaat Oesterreichs durchführen kann.

Speciell die nur zehnjährige Periode der Josefinischen Allein-Regierung ist von Bedeutung für das geistige Leben Oesterreichs. Begünstigt durch das Aufblühen der klassischen Literaturperiode in Deutschland und durch den allmäligen Wegfall der geistigen Schranken, entfaltete sich schon in den Siebziger-Jahren ein regeres wissenschaftliches und literarisches Leben in Oesterreich.

Das unmittelbar nach dem Regierungsantritt Josef II. erlassene wahrhaft freisinnige, ja vielleicht für die damaligen Kräfte der Producirenden und des Lesepublikums allzu umfassenden Spielraum gewährende Censurebict, entfesselte eine Literatur, deren Umfang in einigem Widerspruch mit dem inneren Gehalte stand. Indessen tauchten doch auch zahlreiche bessere Kräfte in allen Fächern auf und — was die Hauptsache war — das so lange hermetisch abgesperrte Oesterreich wurde in lebendigen geistigen Verkehr mit ganz Europa, namentlich mit Deutschland gesetzt.

Wir werden später sehen, daß die unbehinderte geistige Regsamkeit nicht lange dauerte, sondern bald wieder einer ängstlichen Ueberwachung und geistigen Bevormundung wich, die nahezu ein halbes Jahrhundert währte. Aber der geistige Contact mit dem Auslande, der Wetteifer in der Literatur und im Schaffen auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst ließen sich nicht mehr unterdrücken und Oesterreich nahm in unserem Jahrhundert an den Fortschritten und der literarischen Production in ehrenvoller Weise theil. Auch hier reichen also die Wurzeln unserer Zeit in die Tage Maria Theresia's und ihres Sohnes Josef (Bild Seite 9) zurück, die wir nicht bloß als Schöpfer des österreichischen Staatsgedankens, sondern auch als großherzige Förderer heimischer Literatur und Kunst zu würdigen haben.

Von den einschneidenderen politischen Veränderungen derselben Periode, die auf die späteren Geschicke Oesterreich-Ungarns von Einfluß waren, steht die Theilung Polens in erster Linie. Man kann die unhaltbaren Zustände dieses unglücklichen Landes noch so sehr in Anschlag bringen, so wird man doch diese Zerstückelung eines Reiches aus bloßer Ländergier nicht billigen können. Maria Theresia fühlte dieß selbst am Besten und sträubte sich lange aus allen Kräften dagegen, und es bedurfte des nachdrücklichen Hinweises von Seite des Fürsten Kaunitz, daß die Theilung von Rußland und Preußen, wenn nicht mit, so gegen Oesterreich durchgeführt werden würde, um ihre Zustimmung zu erlangen.

Die Frage der Theilung Polens spukte schon lange in den Köpfen der Diplomaten, wozu wohl die sprichwörtlich gewordene „polnische Wirthschaft" beitrug. In einem Briefe an die Kaiserin Elisabeth (gest. 1762) unterzeichnet Maria Theresia als „Dero aufrichtige Freundin und Schwester, mit meinem Willen aber nie Nachbarin". Darin liegt ein klarer Beweis, daß die Stimme der Versuchung zu Compagniegeschäften auf Kosten Dritter schon damals vom Norden her erscholl, daß aber der gesunde Sinn der Kaiserin das Verfängliche solcher Unternehmungen und die Unannehmlichkeiten der russischen Nachbarschaft vorahnend erkannte.

Schmerzerfüllt und mit einem Aufschrei zu Gunsten des mißhandelten Völkerrechtes schreibt Maria Theresia an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und auf den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß ich bekennen, daß ich zeitlebens nicht so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst doch was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich bemerke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr en vigueur (kraftvoll); darum lasse ich die Sache, allein nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg geben".

Dem „Placet“ (Genehmigung) aber, daß sie schließlich, von Gründen der sogenannten Staatsraison überwältigt, auf den Entwurf des Theilungsstatutes

Daniel. (Text 28.)

schrieb, setzte sie bei: „weil so viele große und gesetzte Männer es wollen; wenn ich aber ihren Unrath todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und geweiht war, hervorgehen wird!“

Selbst Josef II., der, welche alle gut war, nach Länderraubs strebte, hatte sich gegrauset, sich gewissermaßen zu entschuldigen, indem er zum englischen Ge-

standen sagte: „Was ich that oder vielmehr geschehen ließ, geschah aus der Ueberzeugung unbedingter Nothwendigkeit. Es würde mich sehr betrüben, wenn dieß die

Marat. (Seite 21.)

Welt falsch auslegte und mich als einen Mann von regellosen und lockeren Grundsätzen betrachtete. Ich bin weit davon entfernt. Ich meine, im öffentlichen und Privatleben ein ehrlicher Mann zu sein und bin überzeugt, daß die Aufrichtigkeit die weiseste und gesündeste Staatskunst ist. Was aber Polen betrifft, so folgten wir einer unabweisbaren Nothwendigkeit, um den Frieden aufrecht zu erhalten".

Digitized by Google

Friedrich der Große freilich spottete, Polen sei wie der heilige Leib, an dem Katholik (Oesterreich), Protestant (Preußen) und Grieche (Rußland) communiciren, und Katharina II. von Rußland, schon die späteren Theilungen und vollständige Zertrümmerung Polens im Auge habend, schrieb cynisch an ihren Gesandten in Berlin, „man müsse Polen Zeit zum Aufathmen lassen, bevor man neue Vortheile aus demselben ziehe"

An Oesterreich fielen durch die Theilung des Jahres 1772 fast 1500 Quadratmeilen mit mehr als 2½ Millionen Einwohner, aus welchen eine neue Provinz unter der Bezeichnung: „Königreich Galizien und Lodomerien" gebildet wurde.

Heute ist diese, durch die dritte Theilung, an welcher Oesterreich wieder theilnahm, vergrößerte Provinz ein werthvoller Theil der Monarchie. Trotzdem aber wird man die gewaltthätige Zerreißung eines selbstständigen Reiches bedauern müssen, wenngleich die unselige Wahlverfassung und die steten Umtriebe hadernder und bestechlicher Adelsparteien ihren guten Antheil an diesem Ende hatten.

In einer Beziehung wenigstens gingen die ahnungsvollen Befürchtungen Maria Theresia's nach kaum einem Viertel-Jahrhundert in Erfüllung, denn die Theilungen Polens waren die Vorbilder für die willkürlichen Staatenzertrümmerungen und Neubildungen, welche Napoleon I., der corsische Schlachtenkaiser, beliebte. Jenes Argument, welches schließlich allein für die Vernichtung Polens maßgebend war; die Macht, welche sich nicht um das Recht zu kümmern braucht, besaß er ja in ausreichendem Maße.

Mit der Josefinischen Regierung war die aufsteigende Linie, welche allüberall die sogenannte Periode der Aufklärung seit vierzig Jahren einhielt, an ihren Gipfelpunkt angelangt. Es ist unleugbar, daß ein Theil der Reformen dieses Monarchen überhastet, nur mit Rücksicht auf deren theoretische Richtigkeit, ohne die Zweckmäßigkeit und die thatsächlichen Verhältnisse zu prüfen, in das Werk gesetzt waren. Sein den höchsten Zielen der Regententhätigkeit nachstrebender Geist konnte nicht begreifen, daß die Gesammtheit eine träge, schwer bewegliche Masse ist, die langsam vorbereitet sein will, ehe sie auch nur einen Schritt weiter zu bewegen ist. Seiner wohlmeinenden Absichten sich bewußt, glaubte er, das Anerkennen und Eingehen in dieselben erzwingen zu können und fühlte sich erbittert und gekränkt, als er auf offenen und geheimen Widerstand stieß.

An sich wohlgemeinte und zweckmäßige Maßregeln wurden verhaßt durch die Form, in welcher er sie durchgeführt wissen wollte, — seine Selbstlosigkeit und Pflichttreue forderte die Bethätigung der gleichen Eigenschaften von allen Anderen und verletzte dadurch oft unnöthig allerlei Sonderinteressen. Er war eben Idealist durch und durch und konnte sich nicht darein finden, daß auch Vorurtheile und Eigennutz Factoren seien, die, wenn nicht berücksichtigt, so doch geschont sein wollten.

Er verfiel in den so häufig von Menschen, die sich in dem Wahne wiegen, ganz vorurtheilslos zu sein, begangenen Fehler, unduldsam gegen die Vorurtheile Anderer zu sein, die oft auf recht respectablen Motiven beruhen. Manche seiner Maßregeln in Bezug auf die kirchlichen Gebräuche waren in der Form der Durchführung hart und schonungslos, sie verstießen gegen das religiöse Gefühl und die Pietät. Es gilt dieß vor Allem von den Vorschriften in Bezug auf die Begräbnisse, die sehr viel böses Blut machten.

So heißt es in einer Flugschrift der damaligen Zeit nicht mit Unrecht: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Josef möge überhaupt mit minder schädlichen Fehlern und Schwachheiten der Menschen etwas mehr Nachsicht haben. Unter diese Schwachheiten gehört die Abneigung, sich in Säcke einnähen und dann in eine Kalkgrube schleudern zu lassen. Dem Philosophen gilt es freilich gleichviel, ob er hie oder da verwese, aber alle Menschen sind nicht Philosophen." Am Schluße heißt es: „Ist endlich die Abneigung vor der jetzigen Begräbnißart dem Volke übel zu nehmen, da es sieht, daß die Großen ihre besonderen Begräbnißstätten haben und

daß selbst der große Kaiser, der sich lebend so gerne unter sein Volk mischt, einst nicht bei seinem Volke ruhen werde?"

So war denn der Kaiser endlich genöthigt, diese Maßregel zurückzunehmen, that dieß jedoch leider in einer bitteren, allerdings menschlich begreiflichen, aber neuerdings die Pietät verletzenden Weise mittelst eines Handbillets an Graf Kolowrat (23. Jänner 1785). Diese Zurücknahme drückte zuerst den Stachel in die Seele des Kaisers, daß er sich unverstanden glaubte.

Dazu kam jener unglückliche Krieg gegen die Türkei, der nicht allein Josef's körperliche Kräfte untergrub, sondern auch die Staatsmittel erschöpfte und Oesterreich in bedenkliche Conflicte zu verwickeln drohte. Der Abfall der niederländischen Provinzen, die Gährung in Ungarn verdüsterten die letzten Tage Josef's; — noch tiefer aber beugte ihn die Nothwendigkeit, einen Theil seiner im besten Glauben erlassenen Maßregeln zurücknehmen zu müssen.

Als er am 20. Februar 1790 starb, sah er das Werk aufopfernder Thätigkeit fast vernichtet, — hoffentlich mit ahnendem Auge aber auch, daß die Wohlthaten, welche von seinen Zeitgenossen zurückgewiesen wurden, das heißbegehrte und festgehaltene Gut der Enkel derselben werden würden.

Noch mehr Antheil an dem Umschwung der öffentlichen Meinung und an Josef's Abstehen von vielen seiner Verfügungen hatte ein ungeheueres schon das ganze Europa erschütterndes Ereigniß: — die große französische Revolution. Mit der Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) trat sie in voller elementarer Gewalt auf und erschreckte in ganz Europa nicht bloß die Monarchen, sondern auch die Völker. In zu vielfacher Beziehung steht diese folgenschwerste aller Revolutionen mit der Gestaltung der allgemeinen Verhältnisse, als daß wir sie, — deren Flammenschein das letzte Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts beleuchtete, und dem Welttheil eine zwanzigjährige Kriegsepoche beschied — nicht in ihren Ursachen und Folgen, die sich auch auf Oesterreich erstreckten, näher betrachten sollten.

II. Die große französische Revolution.

Nicht allein dadurch, weil ihre Folgen in Form von mehr als zwanzigjährigen Kriegen Europa erschütterten, ist die Revolution der Jahre 1789 bis 1794 eines der bedeutsamsten Ereignisse der Weltgeschichte. In noch höherem Maße wird sie dies durch die unbestreitbare Thatsache, daß eine Menge neuer Ideen in das Staats- und Völkerleben eingeführt wurden, die sich trotz fortdauerndem und unermüdlichen Kampf nicht mehr verdrängen lassen.

Kaum ist ein zweites Ereigniß so vielfach und verschieden beurtheilt worden. Neben enthusiastischen Lobrednern, welche auch die blutigen Greuel als nothwendige Consequenzen und Acte der vergeltenden Gerechtigkeit auffaßten, fehlt es auch nicht an Befangenen, von welchen die ganze Bewegung in Bausch und Bogen als verwerflich, gegen göttliche und menschliche Ordnung gerichtet, dargestellt wird und — so wie die seit 1750 immer mächtiger auftretende Periode größerer geistiger Regsamkeit, die sogenannte „Aufklärungsperiode", für die Schrecken der Revolution verantwortlich gemacht wird, schiebt man dieser letzteren alle Bewegungen unseres Jahrhunderts und Alles, was dem System des absoluten Stillstandes widerspricht, in die Schuhe.

Die Wahrheit liegt hier, wie überall, in der Mitte und ein kleines Körnlein Wahrheit, das freilich unter dem Wust parteiischer Tendenzen schier erstickt, liegt in jeder dieser Ansichten. Ja, die französische Revolution war eine Art von Strafgericht, und zwar ein sehr verdientes. Man braucht in der französischen Geschichte nur einhundert Jahre zurückzublicken, um in einer fortlaufenden Kette die Ursachen der gewaltigen Umwälzung zu sehen.

Das vielbelobte Zeitalter des „großen" Louis quatorze brachte jene Theorie zur Blüthe, nach welchem der Staat als ein Individuum für sich und losgelöst von der Masse der Bürger seine ganz besonderen Ziele und Zwecke habe, die, beeinflußt durch den Ehrgeiz der Machthaber, ohne, ja selbst gegen den Willen und das Wohlbefinden des Volkes erreicht werden müssen. Der frevelhafte Satz dieses Königs: „L'état c'est moi" (der Staat bin Ich!), ist in seiner Art so cynisch und verwerflich, wie nur irgend eine der destructiven politischen Theorien der Jakobiner.

In einer für seinen Enkel, dem Vater Ludwig's XV., bestimmten Instruction schrieb der „Sonnenkönig", wie ihn die feilen Höflinge nannten: „Was die Könige zuweilen gegen die allgemeinen Gesetze zu thun scheinen, gründet sich auf das Staatswohl, denn dieses ist nach Uebereinstimmung der ganzen Welt das oberste aller Gesetze, aber das unbekannteste und dunkelste für Diejenigen, welche nicht herrschen. — Die Könige werden geboren, um Alles zu besitzen und über Alles zu gebieten. — Vor allem Anderen ist es für uns gewiß, daß die Könige unumschränkte Herren sind und von Natur aus die volle und freie Verfügung haben über alle Güter, mögen sie Geistlichen gehören oder Laien, zu dem Zwecke sich jederzeit derselben zu bedienen als weise Hausväter zum Wohle des Staates. Was

immer sich im Umfange unserer Staaten befindet, von welcher Art es auch sei, gehört mit gleichem Rechtsanspruche uns und muß auf gleiche Weise uns theuer sein."

Diese in ein System gebrachte Theorie der unumschränkten Herrscherwillkür fand ihre Bewunderer und wurde auch in die Praxis übersetzt. Ludwig XIV. selbst that dies durch seine kostspieligen, verderblichen, nur aus Ländergier unternommenen Kriege und eine maßlose, sich namentlich in überflüssigen Prachtbauten äußernde Verschwendung (Versailles), die mit dem Gut des Volkes den falschen Glanz des Königthums bestritt.

Ihm folgte als Regent, während der Minderjährigkeit des Urenkels Ludwig XV., Herzog Philipp von Orleans, vielleicht der größte Wüstling, der jemals die oberste Gewalt eines Staates ausübte und schändete. Unter seiner Herrschaft wurde jener liederliche geistreichelnde Ton in Frankreich maßgebend, der zwischen schamlosen Ausschweifungen frömmelte, am Morgen zur Messe ging, um eine Stunde später im Boudoir den Freigeist zu spielen und der zersetzender wirkte, als die viel verfehmten Schriften von Voltaire, Rousseau und der Encyclopädisten. In die Zeit der Regentschaft fiel die Finanzkatastrophe, welche durch den zum General-Einnehmer ernannten Schotten John Law herbeigeführt wurde, der die Ueberflüssigkeit des Baargeldes beweisen wollte. Nach einer kurzen Periode wahnwitziger Agiotage, in welcher die von ihm ausgegebenen Papiere auf das Fünfzig- und Hundertfache ihres Nennwerthes stiegen, brach das luftige System zusammen und schlug dem Nationalwohlstand tiefe Schäden.

Mit Ludwig XV. stieg die Liederlichkeit und Grundsatzlosigkeit auf den Thron, der König war nur dazu da, um sich auf seine schmutzige Weise zu amüsiren, Madame Etikette schloß den frivolen Hof streng vom Volk ab und der Staat wurde von Maitressen und deren Creaturen gelenkt (Madame Pompadour, Herzogin von Mailly, Gräfin Dubarri).

Ein drückendes Steuersystem, das den Adel und die höhere Geistlichkeit von allen Leistungen befreite, saugte den Volkswohlstand immer mehr aus und wurde noch empfindlicher durch das System der Generalpächter, welche dem Staate Pauschalsummen ablieferten, die Steuern für eigene Rechnung einhoben und ungeheure Reichthümer, in Wahrheit dem Schweiß des verarmenden Volkes erpreßt, ansammelten.

Dazu kam eine in veralteten Formen sich bewegende Rechtsprechung, deren Mängel in einzelnen Fällen besonders zu Tage traten, wie in dem berühmten Prozeß des Jean Calas in Toulouse, eines Protestanten, der wegen angeblicher Tödtung seines zum Katholicismus übergetretenen Sohnes gefoltert und hingerichtet wurde (1762), während kurze Zeit darauf, besonders durch Voltaire's Bemühen, seine völlige Unschuld vom Gerichte selbst anerkannt werden mußte.

Der berühmte Zeichner und Kupferstecher Daniel Chodowiecki hat die letzten Augenblicke vor Calas' Hinrichtung, wo ihm die Fesseln abgenommen werden und er von seiner Familie Abschied nimmt, mit gewohnter Meisterschaft zur Anschauung gebracht. Ein anderer Künstler hat diesen Umstand benützt, um den Eindruck wiederzugeben, welchen die Erinnerung an das Opfer eines niederträchtigen Justizmordes auf vier mit verschiedenen Temperamenten begabte Männer macht. Dieses Gemälde betitelt sich: „Die vier Temperamente." (Bild Seite 13.)

Und wollte man die Förmlichkeit eines Urtheiles vermeiden, so thaten die berüchtigten Lettres de cachet (geheime Verhaftsbefehle) ihre Wirkung, deren königliche Unterschrift Jedermann zum vielleicht ewigen Gefängniß in der Bastille oder einem anderen Staatsgefängniß verdammte und von Günstlingen häufig benützt wurden, um sich unbequemer Nebenbuhler oder Gläubiger zu entledigen.

So sah es in Frankreich aus, als Ludwig XV. starb und sein Enkel Ludwig XVI. den Thron bestieg. Ein durch die Niederlagen des siebenjährigen Krieges (bei Roßbach) desorganisirtes, von unfähigen hohen Adeligen befehligtes Heer, ein ausgesogenes Land, in dem die Industrie darnieder lag und der Ackerbau durch die Steuerlast erdrückt wurde, ein hochmüthiger und verkommener Adel, der

in seiner Liederlichkeit und einem gewissen oberflächlichen „esprit“ hohe Vorzüge sah, eine kleine Kaste von Bevorzugten über der gedrückten stumpfsinnigen Masse, das war das Frankreich, über welches Ludwig XVI. die Herrschaft antrat.

Dieser unglückliche Monarch war frei von den Fehlern seiner Vorfahren, ein wohlmeinender, einsichtsvoller Mann, dem nur leider jene Charaktereigenschaften mangelten, die in seiner und des Landes Lage so nöthig gewesen wären: Energie und Unabhängigkeit. Sein stetes Schwanken zwischen dem, was er selbst als nöthig erkannte, und den Einflüssen der Hofpartei machten seine wohlwollenden Absichten zunichte und führte 1789 unter dem zweiten Ministerium Necker zu dem Zusammentreten der Reichsversammlung (États généraux), mit welcher, als von den Provinzialständen ertrotzt, eigentlich schon die Revolution begann.

In dieser, die bald selbst den Namen „Nationalversammlung“ annahm, führte Honoré Graf von Mirabeau, ein Wüstling, aber geist- und kenntnißreicher Mann von hinreißender Beredsamkeit, der selbst unter der Willkürherrschaft gelitten hatte, das große Wort, und neben ihm tauchten der Bischof von Autun, Moritz Talleyrand, Abbé Sieyes und Maximilian Robespierre, ein Rechtsanwalt aus Arras, auf, — die später der Revolution ihre Richtung gaben und sie theilweise auch abschließen sollten.

Wie aber die Ursachen der ganzen Bewegung auf dem Volke lasteten, so wurde auch dieses selbst immer mehr in dieselbe hineingezogen, — in Paris und an anderen Orten bildeten sich Clubs, die bestimmte, meist sehr weitgehende politische Ziele verfolgten, von Straßenrednern, wie z. B. Camille Demoulins, wurden aufrichtig gemeinte, aber mißverstandene Schwärmereien unter die erregte Menge geworfen, die nur zu bald nicht blos ihrer physischen Gewalt, sondern auch der treibenden Kraft ihrer ungezügelten Agitation sich bewußt wurde.

Man sagt, daß den Verbrecher, im Moment, wo die That begangen sei, die bisherige Kaltblütigkeit verlasse und er durch gehäufte Fehler seine Entdeckung und Strafe selbst herbeiführe. In ganz derselben Lage sind stets auch die Parteien, deren Willkür und Gewaltmißbrauch zu einer Revolution drängt. Sobald diese antritt, verlieren die Machthaber jene Energie, die sie früher so übel anwendeten, ganz und beschleunigen durch kindische Demonstrationen, unpassende Nachgiebigkeit und thörichten Trotz das drohende Unheil. Diesem Verhängniß unterlag, so unschuldig er sonst auch persönlich war, doch auch Ludwig XVI., der stets zwischen Extremen schwankend, nie einer einmal erfaßten Richtung treu bleibend, bald den Forderungen der Nationalversammlung Widerstand leistete und die Demonstrationen der Hofpartei begünstigte, bald wieder erschreckt über die zunehmende Erbitterung der Massen, zaghaft in Alles willigte, was man verlangte.

Am 13. Juli 1789 feierte man in Versailles ein glänzendes Ballfest der Offiziere des „Regiments der Königin“, bei welchem es an höhnischen Trinksprüchen und prahlerischen Angriffen auf die Nationalversammlung und die „Sansculottes“ (Ohnehosen, wie man spottend und mit einer gewissen Berechtigung das meuternde verzweifelnde Volk nannte) nicht fehlte. Die Pariser antworteten am nächsten Tage darauf durch einen Angriff auf das Invalidenhaus, wo sie die Herausgabe von Waffen und Geschützen erzwangen, um den Sturm auf die Bastille, das verhaßte Symbol der Gewaltherrschaft, zu unternehmen. Er gelang, der Gouverneur und die Offiziere wurden grausam ermordet und deren Häupter auf Picken vorantragend, wälzte sich der siegestrunkene Pöbel durch die Straßen, — die erste Probe seiner Macht und — Bestialität gebend.

Damit trat die Anarchie ein, die Auswanderungen begannen und die Dinge rollten unaufhaltsam weiter, der Bemühungen des Königs, sie zu hemmen, ebenso spottend, wie der Arbeiten der Nationalversammlung, die sich, während Mord und Aufruhr in Paris tobten, mit der vom idealen Standpunkt unantastbaren, aber praktisch werthlosen „Erklärung der Menschenrechte“ (droits de l'homme) und einer Verfassung abmühten, die nach dem Muster der amerikanischen, durch die vorwärtsdrängenden Ereignisse schon lange überholt war, ehe sie fertig wurde, —

nebstbei gesagt, ein Mißgeschick, welches solchen im Berathungssaal fabricirten und nicht aus der staatlichen Entwicklung selbst entstandenen Constitutionen nicht selten widerfährt.

Immer mehr drängte das Pöbelregiment sich in den Vordergrund. Am 5. October 1789 wurde Versailles angegriffen und nach blutigen Scenen die königliche Familie als wenig mehr wie Gefangene nach Paris zurückgeführt, wobei der Wagen der mehrmals am Leben gefährdeten Königin Maria Antoinette (Bild Seite 33), bekanntlich eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, von Pikenträgern umgeben war, welche die Köpfe der gefallenen Schweizergarden trugen.

Neben der königlichen Gewalt trat auch die Bedeutung der Nationalversammlung zurück und alle Macht concentrirte sich bald in den Clubs, jenem der „Cordeliers“ (Franziskanerkloster) und der „Jakobiner“, so genannt nach den Orten, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten. Das berühmte Föderationsfest auf dem Marsfeld (14. Juli 1790), wo im Angesicht der aus ganz Frankreich versammelten Deputationen der gewandte Bischof Talleyrand das Hochamt auf dem „Altar des Vaterlandes“ las und der König den feierlichen Eid der Treue gegen die Nation ablegte, war trotz der herrschenden Begeisterung nur eine leere Posse; die Revolutionspartei, getragen vom allmächtigen Pöbel, drängte weiter, der Hof aber setzte seine Hoffnung — zum eigenen Verderben — auf ausländische Hilfe, für welche die ausgewanderten Prinzen und Adeligen sich verwendeten. Dazu wurde der öffentliche Credit durch Ausgabe der Assignaten, eines ziemlich pomphaft von „der Nation“ garantirten Papiergeldes, ganz untergraben, da trotz dieser Garantie diese Noten im Lande selbst immer mehr an Geltung verloren.

Am 20. Juni 1791 geschah der Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI., der jedoch so mangelhaft vorbereitet war, daß schon wenige Stunden später Jedermann in Paris darum wußte und der Wagen in Varennes angehalten wurde.

Die Folgen waren eine Suspendirung der königlichen Gewalt und die Verfassung vom 19. September, deren Wahlgesetz auf der breitesten Basis angelegt war und die Macht in die Hand der Masse und ihrer Führer legte, als welche sich immer mehr die späteren „Schreckensmänner“, Danton, Marat, Saint Just, Collot d'Herbois und Andere zeigten.

Der Fanatismus des Volkes wurde neu angefacht durch den unseligen Feldzug von 1792, auf welchen wir andernorts zurückkommen werden, der von Oesterreich und Preußen zur „Aufrechthaltung des Königthums“ unternommen, ein ebenso klägliches Ende in militärischer Beziehung nahm, als seine Folgen in politischer Hinsicht traurig waren.

Die Tuilerien wurden von dem durch das hochfahrende Manifest des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig erbitterte Volk gestürmt, der König mußte den sehr zweifelhaften Schutz der Nationalversammlung anrufen, der sich in diesen Tagen zum „Convent“ umwandelte, und wurde sammt seiner Familie in den Temple gesetzt, eine neue auf vollständige Freiheit und Gleichheit beruhende Verfassung angenommen und statt des gemäßigten Ministeriums Roland, dessen schöne und geistreiche Gattin eines der berühmtesten Opfer der Guillotine ist, ein anderes eingesetzt, in welchem Danton (Bild Seite 16) Justizminister, also der Terrorismus auch äußerlich zur obersten Gewalt gelangt war.

Die neue Richtung äußerte sich bald in den entsetzlichen September-Metzeleien, welchen fast sämmtliche politische Gefangenen zum Opfer fielen.

Der Versuch der gemäßigten Partei (Girondisten), die Regierung darüber zur Verantwortung zu ziehen, wurde mit Hilfe der vom Jakobiner-Club beherrschten Pöbelmenge vereitelt und am 22. September 1792 das Königthum abgeschafft und die Republik proklamirt. Die unklugen Angriffe von außen und der mit wechselndem Erfolg, häufig aber zu Gunsten der französischen Waffen geführte Kampf an der Grenze gegen Deutschland und Belgien entflammten den Fanatismus des Pöbels immer mehr, und trotz des Bemühens der besonneneren Conventsmitglieder konnte Ludwig XVI. nicht gerettet werden. Am 15. Januar 1793 wurde „Bürger

Louis Capet" (wie der König nach dem Stammvater genannt wurde) der vom Convent erhobenen Staatsverbrechen schuldig erklärt, am 16 in stürmischer durch die tobenden Volksmassen beeinflußter Sitzung zum Tode verurtheilt, den er am 21., umtost vom heulenden Volke, erlitt. In seinen letzten Tagen fand dieser unglückliche Mann, der bestimmt war, die Fehler seiner Ahnen zu sühnen, jene Festigkeit und Würde, die ihm in weniger schweren Zeiten zum eigenen Verderben gefehlt hatten. Die Errichtung des „Revolutions-Tribunals" und des „Wohlfahrts-Ausschusses" übertrug die Macht immer mehr aus dem Convent in die vollkommen von den Jakobinern abhängigen Clubs und in letzter Linie an die aller Fesseln entledigte Volkswuth. Was sich derselben entgegenstemmte oder feindlich zu sein

Kaiser Leopold II. (Seite 32 u. f.).

schien, ward vernichtet, und neben den begeisterten Anhängern des Beginnes der Revolution, den Girondisten, wurden auch alle Personen dem Schaffot überliefert, die etwa gar als Freunde des Königthums galten.

Am 16. October 1793, nach einem in cynischer Weise geführten Prozeß, wurde auch die Königin Maria Antoinette hingerichtet, — ein Schicksal, das am 5. April 1794 auch Danton und seine Anhänger traf, als er Robespierre und Saint Just gefährlich zu werden drohte.

Der Letztere, ein begeisterter Schwärmer, Robespierre dagegen eine mehr kalte, aber von der Nothwendigkeit seiner Sendung überzeugte Natur, waren der Ansicht, daß die Vernichtung aller Widerstrebenden nöthig sei, um „die Tugend nach blutigem Kampf gegen jedes Laster zur Herrschaft zu bringen". Es ist dies eine schreckliche Theorie, die man durch unausgesetzte Thätigkeit der Guillotine praktisch durchzuführen suchte, — aber der Popanz, den man so häufig aus Robespierre macht, war er nicht, sondern ein sittenstrenger, unbestechlicher und in seinem Privatleben sogar warmfühlender Mann. In unserer Zeit ist ja das grausame Dictum,

daß gewisse Conflicte nur durch „Blut und Eisen" zu lösen sind, salonfähig geworden, und mehr sagte und that ja Robespierre in seiner Weise auch nicht.

Sehr vortheilhaft unterscheidet er sich mindestens vor dem dritten der berühmten Schreckensmänner, der stets neben Robespierre und Danton genannt wird, — vor Marat (Bild Seite 17), der aus Blutdurst grausam, dabei geldgierig und allen Ausschweifungen ergeben war. Er fiel am 13. Juli 1794 im Bade unter dem Dolch der Charlotte Corday, eines für die Freiheitsbestrebungen der Girondisten begeisterten Mädchens aus Caen, das diese That unter der Guillotine büßte.

Unterdessen machte sich im Volke ein tiefes Friedensbedürfniß geltend, dessen Einwirkung sich auch der Convent nicht entziehen konnte, in welchem zudem auch

Kaiser Franz II. (Seite 39.)

die Trümmer der den extremsten Jakobinern gegenüberstehenden Parteien nach einer Gelegenheit spähten, das Schreckensregiment zu stürzen. Nachdem am 8. Juni 1794 über Anregung Robespierre's die zwei Jahre früher inthronisirte „Göttin der Vernunft" wieder abgesetzt und der Republik eine Art Staatsreligion gegeben worden war, die in einem prunkhaft gefeierten „Fest des höchsten Wesens" gipfelte, kam es am 27. Juli zu heftigen Kämpfen im Convent, die mit der Verhaftung von Saint Just, Robespierre, Couthon und ihrer nächsten Anhänger und deren sofortigen Hinrichtung endigten — die Revolution neigte sich zum Niedergange, — wie alle menschlichen Dinge dorthin zurückkehrend, wo sie begonnen, — der Gewaltherrschaft zu.

Nachdem mehrere von den Jakobinern versuchte Emeuten mit Waffengewalt niedergeschlagen worden waren, darunter jene vom October 1795 unter Commando des Artillerie-Obersten Napoleon Bonaparte, der sich schon bei der Belagerung von Toulon hervorgethan hatte, trat das Directorium — an dessen Spitze der geistreiche, aber eitle und sinnliche Barras stand, die Gewalt an, bei deren Aus-

übung ihm eine Kammer von 500 Mitgliedern und ein hundert Köpfe zählender „Rath der Alten" (Senat) zur Seite stand.

Unter fortdauerndem Ringen der Parteien und den auswärtigen Kriegen, die wir, so weit sie Oesterreich betreffen, noch nachholen werden, behauptete sich die schwache Directorial-Regierung bis zum 9. November 1799, wo der unerwartet von seinem abenteuerlichen Zug nach Egypten zurückkehrende General Bonaparte durch einen Staatsstreich und unterstützt von dem allgemeinen Unwillen das Directorium stürzte und als erster Consul mit zwei Schattencollegen, Sieyes und Roger Ducos, an ihre Spitze trat.

Damit sind wir am Schlusse des Jahrhunderts und wohl auch an dem der französischen Revolution angelangt, die zu bedeutungsvoll bis in unsere Tage nachwirkte, als daß eine kurze bündige Berührung derselben hätte vermieden werden können.

Eine Frage wird sich aber gewiß Jedermann aufdrängen, besonders wenn man die späteren Erhebungen von 1830 und 1848 im Auge hat, die weit über die französischen Grenzen nachwirkten: wie es nämlich komme, daß eine so gewaltige und in ihrem Beginne mindestens auf idealen Grundlagen beruhende Erhebung in ganz Europa ohne Echo, ohne Nachahmung geblieben sei? Die belgischen Unruhen können hier wohl nicht einbezogen werden, denn waren sie auch den Aeußerlichkeiten nach nicht unbeeinflußt von der französischen Revolution, so beruhten sie doch auf ganz anderen Grundlagen; der religiöse Charakter, der zur Wahrung exclusiver ständischer Rechte in Scene gesetzte Aufruhr in Brüssel und Löwen hatte nichts mit den Principien der französischen Revolution gemein und wurde daher auch, trotz des Sieges der letzteren durch die klugen Maßregeln des Kaisers Leopold II. (Bild Seite 24) unterdrückt.

Wenn man also von der anfänglichen Begeisterung absieht, welche den Freiheitsbestrebungen der Franzosen gewidmet wurde, die sich aber gar bald in ihr Gegentheil verwandelte und von einzelnen kaum recht ernst zu nehmenden und aufgebauschten Thorheiten einiger Querköpfe, wie zum Beispiel der österreichischen und ungarischen sogenannten „Jakobiner", die wir noch erwähnen werden, so ist von einem directen Einfluß dieser gewaltigen Bewegung nichts zu gewahren.

Zum Theil ist diese sonderbare Erscheinung gewiß durch die sobald hervortretenden blutigen Ausschreitungen und das Schreckensregiment zu erklären. Nicht allein einzelne hochfliegende und enthusiastische Geister wendeten sich empört von den Greueln der September-Morde und der unersättlichen Guillotine, wie zum Beispiel Schiller und Jean Paul, deren Ersterer für den Wilhelm Tell zum „französischen Bürger" ernannt wurde, sich aber diese Ehre bald verbat, sondern auch die Völker im Großen und Ganzen erschraken vor einer Erhebung, die nicht reformirte, sondern vernichtete und keine Grenze für die entfesselte elementare Gewalt zu kennen schien. In vielen Ländern und zum Theil gerade in solchen, wo man schon damals ein lebhaftes Gefühl für politische und persönliche Freiheit hatte, wie zum Beispiel in England und Schweden, kehrte sich das öffentliche Bewußtsein ganz entschieden gegen die französische Revolution und deren Ausschreitungen. Es dürfte darin vielleicht auch ein Beweis liegen, daß nicht, wie so vielfach behauptet wird, die vorausgehende Literatur die Revolution befördert, ja gewissermaßen hervorgerufen habe; denn lange bevor Voltaire und Rousseau, Montesquieu und Diderot ihre Angriffe gegen die bestehende Staatsordnung und die kirchlichen Mißbräuche richteten, waren in England Thomas Hobbes und John Locke viel schärfer und einschneidender aufgetreten und fanden in Anthony Grafen von Shaftesbury, Philipp Grafen Chesterfield und Lord Henry Bolingbroke ebenso witzige als gefährliche Interpreten ihrer philosophischen Grundsätze auf das Alltagsleben und die Politik.

Nur in einigen Ländern wurde die Revolution günstig beurtheilt und — bevor die kriegerischen Ereignisse eine vollkommene Wendung herbeiführten, sogar Versuche gemacht, derselben nachzuahmen. Es war dies in einzelnen westlichen kleinen deutschen Staaten der Fall, und wenn wir uns dieselben etwas näher ansehen, so werden

wir sofort auf dieselben Uebelstände stoßen, welche in Frankreich die hauptsächlichste Schuld an der Revolution hatten.

Seit den Tagen Ludwig's XIV. war es ein Ehrenpunkt dieser kleinen deutschen geistlichen oder weltlichen Höfe, es jenem von Paris an Prunk und Liederlichkeit nachzuthun, woraus natürlich auch die gleichen Folgen von Verschwendung, Ausbeutung der Unterthanen und Willkürregiment folgen mußten. So kleinlich auch die Verhältnisse, so gering auch die wirkliche Macht eines solchen Duodezfürsten war, an Aufwand und glanzvoller Haushaltung wetteiferte er mit dem Pariser Hof und übertraf er gar viele mächtigere in Europa.

Lange Zeit stand hier in erster Linie Kursachsen, namentlich seit der Vereinigung der polnischen Krone, die weder dem Lande Sachsen, noch der Dynastie zum Heil gereichte. König August hieß nicht allein der „Starke", sondern auch der „Prächtige" und machte diesem Namen volle Ehre; ein Lustlager kostete eine Million Thaler und die Feste bei Vermählung des Kronprinzen verschlangen das Vierfache dieser Summe. Damit ging die Lockerheit dieser Sitten auch von Paris über und die anerkannten Maitressen spielten eine große Rolle am sächsischen Hofe, wie die berühmte Aurora von Königsmark, die Gräfin Cosel, die dem Staate zwanzig Millionen Thaler gekostet haben soll.

Immer zahlreicher wurde der Hofstaat und in Folge dessen bürgerte sich bald auch die steife französische Etikette ein, die am Hofe eines Ludwig's XIV. allenfalls noch erträglich, an dem eines Landgrafen von Hessen oder Bischofs von Bamberg aber einfach lächerlich war. Da gab es Hofchargen, bei welchen es sehr schwer war, zu errathen, welchem Zweck sie dienten, und die doch allesammt am Mark des Landes sogen; — Oberstkämmerer, Ceremonienmeister, Marschälle, Musikgrafen, Falkenmeister u. s. w., — ja am braunschweigischen Hofe zählte sogar ein herzoglicher „Kapaunenstopfer" zu dem Hofstaat.

Am sächsischen Hofe gab es 150 Kammerherren und 70 Kammerjunker, der Kurfürst von Köln hatte 150 diensthuende, außerdem aber noch eine Menge von Ehrenkavalieren, und selbst die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zählten je 30 Kammerherren zur persönlichen Dienstleistung; der Hofstaat des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz umfaßte zweitausend Personen, von welchen zum Beispiel ein Vicekutscher den für jene Zeit und die zahlreichen Nebenbezüge nicht unansehnlichen Gehalt von 250 Gulden hatte, während ein Professor der Philosophie in Heidelberg nur 200 Gulden jährlich bezog. Als Karl Theodor 1783 den bairischen Thron bestieg, ernannte er 43 Kammerherren, 91 Kammerdiener, 52 Hoflapläne, 130 Musiker, 180 Stallbedienstete, und sein Hof beanspruchte an achtmalhunderttausend Gulden, nahezu ein Fünftel der ganzen Staatseinnahmen von $4^1/_2$ Millionen.

Und diese Mißwirthschaft ward umso auffälliger und gefährlicher, je kleiner das Ländchen wurde. Herzog Karl Eugen von Württemberg hatte einen Hofstaat von 2000 Personen und gab Feste, die 3- bis 400.000 Gulden kosteten. Wenn er reiste, so befanden sich 600 Personen in seinem Gefolge. Aber selbst noch kleinere Herren, „reichsfreie" Bischöfe und Aebte, brauchten mindestens 50 Equipagen für sich und ihr Gefolge, das selten weniger als 300 Köpfe stark war. Auf die Tafel der Bischöfe von Würzburg und Bamberg kamen täglich an fünfzig Gerichte, dabei führten aber die minderen Hofchargen noch besondere Küche.

Dagegen sticht nun allerdings das Verhalten der beiden großen deutschen Fürsten Josef II. und Friedrich II. sehr ab. Wir wissen, wie energisch der Erstere die noch aus der Zeit spanischer Grandezza stammenden kostspieligen höfischen Gebräuche abstellte, den Marstall und die Jagd vereinfachte, die besonderen Tafeln und überflüssigen Hofchargen aufhob. Friedrich II., dessen Sparsinn oft fast in das Extrem überging, verbrauchte selten für sich und seinen Hof mehr als 200.000 Thaler. Als er starb, wurde seine hinterlassene Garderobe auf 400 Thaler geschätzt, — der berühmte sächsische Minister Graf Brühl, ein Mann, dem der Fluch seines Landes noch in das Grab nachfolgte, besaß allein hundert brokatene Schlafröcke.

Hand in Hand damit, ja eigentlich nur ein Theil der unmäßigen Ausgaben für den Hofstaat waren jene für die Armeen, deren auch die kleinsten Reichsfürsten eine möglichst vollzählige haben wollten. Ganz abgesehen von der geringen Tüchtigkeit dieser zusammengewürfelten Truppen, die sich in der schmählichsten Flucht bei Roßbach bewies, waren sie an und für sich nichts als ein Spielzeug fürstlicher Laune. Es gilt dies auch für den Fall, daß der Landesherr selbst ein wackerer Soldat war, wie jener abenteuernde Graf von Lippe, der zuerst anderen Potentaten Kriegsdienste leistete und dann in seinem zwei Geviertmeilen großen Ländchen eine Musterarmee errichtete und sich sogar den Luxus einer Festung gestattete.

Das kurpfälzische Heer bestand aus 5500 Mann, zählte aber 22 Generale und unter Karl Theodor gab es in der bairischen Armee ein volles Viertel des Standes an Offizieren und Angestellten. Das kleine Braunschweig zählte 22 Regimenter Infanterie und 13 Reiterregimenter, Württemberg hatte eine Armee von 14.000, Hannover eine solche von 20.000 Mann, und überall gab es unverhältnißmäßig viele Offiziere und Generale, die selbstverständlich mehr nach Geburt, körperlichen Vorzügen oder auch bloßer Gunst ernannt wurden, als nach ihren Kenntnissen und militärischen Fähigkeiten.

Treffender kann diese ganze Wirthschaft kaum illustrirt werden, als durch die unendlich komische Thatsache, daß sich der Kurfürst Erzbischof von Köln für seine drei Wachtschiffe auf dem Rhein sogar den Luxus eines Admirals gestattete!

Unter solchen Umständen, die in jeder Beziehung nur ein Zerrbild französischer Zustände waren, ist es sehr erklärlich, daß in diesen Ländern ein furchtbarer Steuerdruck auf den Bewohnern lastete und namentlich die ländliche Bevölkerung, außerdem noch belastet durch Zehent und Frohne, ganz ausgesogen wurde. Eine weitere Folge dieser Mißwirthschaft war aber das Jagen nach Subsidien, wofür viele deutsche Fürsten ihre Pflicht gegen das Reich und die eigene Nation bereitwillig in die Schanze schlugen. Von 1750 bis 1772 wurden von Frankreich an deutsche Fürsten 137 Millionen Francs gezahlt, umsonst oder zum Nutzen des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gewiß nicht.

Noch verwerflicher und ein immerwährender Schandfleck für einzelne Fürstenhäuser war ein anderes Mittel, die leeren Kassen zu füllen und die sinnlose Verschwendung fortsetzen zu können: der Verkauf von Rekruten. Mit brutaler Gewalt wurden die tauglichen Leute zusammengepreßt, um bataillonsweise an die Engländer verschachert zu werden. Und da die Engländer nicht allein per Kopf eine gewisse Ausnützungsgebühr, sondern auch für jeden Gefallenen oder während des Krieges Verstorbenen eine beträchtliche Abfindungssumme zahlen mußten, so sahen die zärtlichen Landesväter es gar nicht gerne, wenn allzu viele der wider Willen zu Helden gemachten Söhne aus dem fernen Westen wiederkehrten und waren ganz damit einverstanden, wenn die englischen Heerführer die deutschen Truppen als Kanonenfutter verwendeten.

Bekanntlich war unter den Wenigen, die wieder in die Heimat zurückkehrten, auch der gesinnungstüchtige Dichter Seume, der „Spaziergänger nach Syrakus", der, von hessischen Werbern aufgegriffen, gleichfalls verhandelt wurde und seine schönsten Jahre im Kampfe gegen die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten opfern mußte.

Diese Werber schlichen sich auch in Oesterreich ein und gar manche wackere Burschen folgten den perfiden Locktönen, um es später bitter zu bereuen. Für Andere hatte dies freilich wieder sein Gutes, es ließ sie den Werth der schönen österreichischen Heimat, der treuen verbrüderten Nationalitäten erst recht erkennen. Diesbezüglich ist eine wahre Begebenheit aus jenen Tagen nicht ohne Interesse und stellt so manchem der heutigen nationalen Heißsporne ein warnendes Beispiel vor Augen.

Damals gab es in Wien einen Wirth, welcher in der Vorstadt Wieden ein kleines, aber sehr besuchtes Gasthaus besaß. Es befand sich auf der heutigen Margarethenstraße (Nr. 84, alt 690) und erlangte seinen Zuspruch durch die treffliche

Weise, wie hier das beliebteste Zugemüse der Deutschen — das Kraut, welches in allen fremdländischen Bonmots über diese biedere Nation eine Hauptrolle spielt, zubereitet wurde.

Der virtuose Verabreicher dieser Leib- und Lebens-Pflanzenspeise hieß Ignaz Hellebart, stand damals im Alter von dreißig und einigen Jahren und hatte von seinen fröhlichen Landsleuten, den Wienern, den Spitznamen „der Krautnarr" erhalten, auf Grundlage einer ungemein spassigen Anekdote, in welcher er die Hauptrolle spielte.

Bekanntlich war eine der vorzüglichsten Lieblingsspeisen des Kaisers Josef das Kraut. Des Monarchen Kammerdiener, Jakob Hartmann, der demselben gewöhnlich allen Stadtklatsch mittheilte, hatte ihm erzählt, welches treffliche Gericht bei dem Wiedener Wirth ausgekocht werde, und dadurch war des Monarchen Lust erregt, dasselbe zu verkosten. Auf einer seiner Wanderungen also, die er beinahe täglich verkleidet machte, ging Kaiser Josef in dieses Wirthshaus, ließ sich Schweinsbraten bringen und befahl, man solle ihm von dem berühmten Kraute dazu geben. Der Wirth hatte aber sofort den Kaiser erkannt und nahte sich ihm mit demüthig abgezogenen Käppchen.

„Euer Majestät sind ja ein Liebhaber von Kraut?" äußerte er respektvoll.

„Ei freilich," antwortete leutselig der Monarch.

„Na sehen S', Euer Majestät", rief hoch erfreut der Wirth, „ich bin halt auch ein solcher Krautnarr! (leidenschaftlicher Verehrer)".

Von dem Tage an blieb dem Gasthausbesitzer dieser Spitznamen, denn die Scene war wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt gedrungen und hatte ihm mehr zu thun verschafft, als er leisten konnte, denn Jedermann wollte nur „beim Krautnarren" essen, welche Bezeichnung das Gasthaus forwährend bewahrte.

Eines Abends saßen in diesem Gasthause zwei Handwerker aus der Nachbarschaft, junge, lebhafte Männer; der Eine von Profession ein Schuhmacher, Namens Johann Kostner, ein Wiener, der Andere ein Böhme, Wenzel Wottawa, der das ehrbare Tischlerhandwerk betrieb. Diese Beiden kamen täglich nach dem Feierabend in die Schänke, stritten aber auch redlich jeden Abend über den Vorzug ihrer Nationalitäten und lieferten somit schon damals den Beweis für die Schwierigkeit des Bestandes einer universellen Landeseinigkeit.

Bisher war der Streit, wenn auch hitzig, nur mit scharfen Reden geführt worden, heute aber gab es Krawall, der zuletzt in derbe Schläge ausartete.

Der Eine rief, er wäre ein „gescheidter Böhme" und gab dem Andern eine derbe Ohrfeige.

„Na, weißt Du," rief der Andere, „ich, als gemüthlicher Oesterreicher, bin auch nicht viel dümmer und zahle das Empfangene mit ehrlichen Zinsen zurück!" Und wupps glühte des Böhmen Gesicht auf beiden Backen.

Nun ging es über die Haare, und Mord und Todtschlag wäre vielleicht in die freundliche Behausung eingezogen, wenn nicht der „Krautnarr" mit Beihilfe eines täglichen Gastes, welcher wie Keiner zu einem Friedenswerke geeignet war — Herr Wilhelm Schmitz, gemeiner Stadt Wien Burgfrieds-Inspector, insgemein nur der „Friedensapostel" genannt — die kämpfenden Parteien getrennt, den „gemüthlichen" Wiener hinter den Ofen und den „gescheidten" Böhmen zur Thüre hinausgeworfen hätte.

Von dem Tage an sah man in dem Gasthause keinen von Beiden wieder. Man glaubte, sie hätten sich irgendwo gegenseitig umgebracht; den Tod hatten sie sich wenigstens im letzten Momente der Entwicklung beiderseits feierlich zugeschworen.

Seit dieser Begebenheit war eine geraume Zeit von Jahren verflossen. In Nordamerika wüthete, wie bereits erwähnt, der Freiheitskrieg; das britische Parlament hatte die revoltirenden Kolonien außer dem Schutze der Gesetze erklärt und gewaltsame Maßregeln zu ihrer Bestrafung erlassen. Ein deutsches Heer im englischen Solde schiffte nebst einem Korps Engländer nach Amerika über, begleitet von einer Flotte und commandirt von den Generälen Bourgoyne, Clinton und Howe.

Es war im Juni 1775, einen Tag nach der berühmten Schlacht von Bunkershill, als eine englische Schildwache in einer unwegsamen wüsten Gegend auf Vorposten stand. Mit thränenden Augen blickte der Mann in die Ferne.

„Dort," rief er in böhmischer Sprache, „dort muß meine Heimat liegen, das herzige, schöne Reich meines Kaisers, mein süßes Böhmen! Meine Brüder leben dort, die Sprachen aller Nationalitäten werden gesprochen! Ach, hätte ich doch einen **Landsmann** vor mir, einen heimatlichen Bruder, sei er Oesterreicher, Steirer, Tiroler, — was immer! — wie wollt' ich Den umarmen und küssen, mich ausweinen vom Heimweh an seiner treuen Bruderbrust!"

Noch jammert er — da kommt eine Patrouille. Der Anführer, zu Pferde sitzend, spricht in schlechtem Englisch.

„Nun, guter Freund, nichts Neues?" fragt er. „Alles in Ordnung?"

Der Wachmann trocknet sich schnell die Augen, blickt dem Sprecher in's Gesicht und will eben antworten, es habe sich nichts zugetragen; — da wird er auf einmal todtenbleich und droht umzusinken. Dem Patouillenführer geht's nicht anders; große Zähren rollen ihm über die Backen, er stottert und kann keine Worte finden. Plötzlich jauchzen Beide auf in unsäglicher Lust vor Freude und Schmerz, fallen sich in die Arme und küssen sich wie Brüder, die sich lange entbehrt haben.

„Ist's denn möglich?!" ruft der Patrouillenführer. „Du bist's, Bruder Böhme?!"

„Also hab' ich doch recht! Du bist's, theurer Bruder Oesterreicher! Oh, wie wollen's mir uns lieb haben für's ganze Leben!"

„Ja, das woll'n wir!" rief der biedere Wiener. „Es soll nur Ein Herz angehören dem Wiener wie dem Böhmen, dem Steirer, dem Tiroler wie dem Kärntner — wir sind ja alle **Oesterreicher**!"

Bald sah sie die österreichische Heimat wieder, welche sie seiner Zeit verlassen hatten, um in der Ferne einem geträumten Glücke nachzujagen, brüderlich vereint wieder, und der Tag, an welchem sie zum ersten Male Arm in Arm im Gasthause des „Krautnarren" einkehrten, wurde ein wahrer Jubeltag für alle Die, welche die wackeren Männer einst gekannt und deren verfehltes Streben bedauert hatten. Fortan lebten Beide zufrieden und vergnügt als Gewerbsleute in Wien und starben als Biedermänner, betrauert in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Nach englischen Schriftstellern flossen während des vorberührten englisch-amerikanischen Krieges über 50 Millionen Gulden für verkaufte Soldaten in die Kassen deutscher Fürsten, wovon auf den Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel, der das saubere Geschäft am schwungvollsten betrieb, allein mehr als die Hälfte, auf Braunschweig nahezu acht Millionen und selbst auf das winzige Waldeck fast zwei Millionen entfielen.

Unter solchen Umständen ist es wohl nicht zu wundern, wenn in den westlichen Ländern die französische Revolution mit anderen Augen betrachtet wurde als in Oesterreich oder Preußen, wo weise und erleuchtete Regenten das Staatswohl und den Nutzen der Unterthanen als oberstes Gesetz anerkannten. In den rheinischen geistlichen Kurfürstenthümern, in welchen zudem auch die Schaaren französischer Emigranten ihr Unwesen trieben und sich auf öffentliche Kosten erhalten ließen, herrschten im Volke ganz ausgesprochene Sympathien mit der revolutionären Sache, und auf manchen Dörfern wurde der Kirmesbaum zum Freiheitssymbol, um das der Bauer, eine bessere Zeit erhoffend, jubelnd tanzte.

Namentlich in Mainz, wo am Hofe des Kurfürsten Friedrich Karl Josef Freiherr von Erthal eine Frivolität herrschte, wie unter der Regentschaft in Paris, bildeten sich republikanische Clubs, die zum Theil für den Anschluß an Frankreich, zum Theil für die Wahrung der Selbstständigkeit eintraten. An ihrer Spitze stand der bekannte Reisende und Schriftsteller Johann Georg Forster, der mit Kapitän James Cook die Welt umsegelt hatte und nun begeistert für die Sache der Freiheit wirkte.

Mit dem Vormarsch der Franzosen unter General Custine brachen diese morschen Thrönchen zusammen, am ersten der des Kurfürsten von Mainz, der kaum noch zur rechten Zeit mit seinem Schwarm von Schranzen, Tellerleckern und Maitressen fliehen konnte. Vielfach wurden die Franzosen mit offenen Armen und als Befreier empfangen, und hätten sie im Sinne des erlassenen „Aufrufes an das gedrückte deutsche Volk" gehandelt, würden sie sich gewiß werthvolle Sympathien erworben haben. Der nationale Dünkel und vielleicht auch die Nothwendigkeiten des Krieges ließen sie jedoch bald Maßregeln ergreifen, die zu der Befreierrolle schlecht paßten, und bald erwachte wieder in den deutschen Ländern das Vaterlandsgefühl, das, seiner einheimischen Bedränger ledig, nun auch die Fremden wieder los sein wollte. Die Aehnlichkeit der Ursachen erzeugte also diesseits wie jenseits des Rheins die Sehnsucht nach einer Aenderung, die sich, dem Nationalcharakter entsprechend, in Frankreich explosiv äußerte, in Deutschland auf den äußeren Anstoß wartete und dann bald wieder vor den kriegerischen Ereignissen zurücktrat.

Wo aber diese Ursachen fehlten, wie in Oesterreich, das seit fünfzig Jahren von zwei der edelsten und einsichtigsten Regenten beherrscht war, oder wie in Preußen, wo ein großer König die Bedeutung des Staates mächtig gehoben hatte, fand das französische Beispiel keine Nachahmung, selbst kaum einen Beifall. Ja, je gewaltthätiger sich die Erhebung entwickelte und von den ursprünglichen idealen Bahnen abwich, desto mehr wendete sich die Bevölkerung davon ab und leistete dem Streben der Regierungen, die Revolution und deren mögliche Uebertragung zu bekämpfen, vielleicht mit mehr Eifer Beistand, als im Interesse des Friedens und einer stetigen Entwicklung der inneren Verhältnisse wünschenswerth war.

Erst lange nachdem die Revolution geschlossen und auch die durch sie eröffneten Kämpfe beendigt waren, wurden sich die Völker wieder jenes inneren positiven Kernes der Wahrheit bewußt, welcher in ihr, wie in jedem weltgeschichtlichen Ereigniß liegt. Die Idee der dreifachen Freiheit, — der politischen, die sich im Einfluß des Volkes auf sein Schicksal, im Mitbestimmungsrecht, in dem, was wir Constitutionalismus nennen, ausdrückt, — der geistigen, welche alle Schranken des Erkennens und Forschens verwirft und die Bildung nicht mehr als ein Vorrecht einzelner Kasten erkennt, welchen gegenüber die Masse in Stumpfsinn verharren muß, um leichter beherrscht zu werden — und endlich die Freiheit des Individuums, das sich unter kein angeborenes Unrecht beugen will, Anderen kein angeborenes Vorrecht zuerkennt, sondern der Kraft und Bedeutung des Einzelnen volle Entfaltungsmöglichkeit sichern will, — diese Idee, von der französischen Revolution geboren, wurde erst im Laufe dieses Jahrhunderts von den Völkern aufgefaßt, und die Kämpfe darum füllen bis zum heutigen Tage die Geschichte desselben.

Wir werden sehen, daß dies auch bezüglich der österreichisch-ungarischen Monarchie der Fall ist.

Bevor wir jedoch in das neunzehnte Jahrhundert eintreten, ist es nöthig, die Geschichte der letzten zehn Jahre des vorausgegangenen in Kürze zu erzählen, um die Stellung zu präcisiren, welche der Staat gegen die französische Revolution einnahm, und um dessen Antheilnahme an den folgenden Kämpfen verständlich zu machen

III. Kaiser Leopold II.

(1790 bis 1792.)

Die Aeußerung Friedrich's II. von Preußen, als er den Regierungsantritt des Kaisers Josef erfuhr: „Meine Herren! — eine neue Zeit beginnt!" hätte sich ebensogut bei der Thronbesteigung Leopold's II., der am 6. März 1791 in Wien ankam und sehr kühl aufgenommen wurde, anwenden lassen.

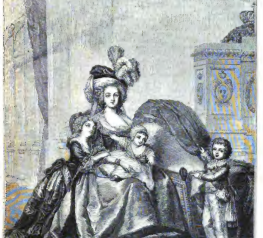
Nur ging der Impuls dieses Mal nicht von einer energischen, klaren und unklaren Zielen mit gleichem Eifer nachstrebenden Persönlichkeit aus, sondern in den Verhältnissen des Staates, in der allgemeinen Weltlage war die Nöthigung zur Beschreitung eines neuen Weges gelegen.

Es war eine schwere Aufgabe, die des neuen Herrschers harrte. Die Niederlande waren in offenem Aufruhr, — ein aussichtsloser, die Staatsfinanzen ruinirender Krieg war im Gange, dessen Vortheile nur dem zweifelhaften Bundesgenossen Rußland zufallen konnten, — in Ungarn war man über die Nichtbeachtung der Verfassung, die sich in der seit 1765 unterlassenen Berufung eines Landtags und der Nichtkrönung Josef's II. aussprach und über mehrere gutgemeinte, aber schroff durchgeführte Reformen des Letzteren erbittert, und namentlich der sehr einflußreiche Kleinadel machte in Comitatsversammlungen, und wo es sonst anging, seinem Unmuth Luft, weil durch die Steuerreformen sein materielles Interesse, durch die Einsetzung der königlichen Kommissäre, die man mit den egyptischen Plagen verglich, die unbedingte Herrschaft, die der Cortesadel (Reichsstände) bisher auf die öffentlichen Zustände ausübte, gefährdet wurde. Endlich stieg am europäischen Horizont die dunkle Wolke der französischen Revolution immer drohender herauf, die Leopold II. (Bild Seite 24) schon als Bruder der Königin Maria Antoinette (Bild Seite 33) nicht wenig Besorgniß einflößen mußte.

Leopold II. hatte nicht den idealen Zug seines Bruders, nicht dessen Energie und rücksichtslose Initiative; dagegen besaß er mehr Ruhe und wußte das Mögliche festzuhalten, wenn es auch seinen Neigungen und Ansichten widerstrebte. Im Innersten seines Herzens und nach seiner Ueberzeugung war er im modernen Sinne freisinniger als Josef II., aber er erkannte, daß der Zug der Zeit und die Nothwendigkeit ein Einlenken erforderten und entschloß sich sofort dazu.

Wir wissen aus seinen Maßregeln in Toskana, daß er vollkommen mit den Grundsätzen der sogenannten Aufklärung sympathisirte, und aus einem Brief an den Bruder wird klar, daß er in kirchlichen Dingen noch entschiedener dachte, als dieser. Er schreibt am 6. Dezember 1786: „Deinen kirchlichen Einrichtungen fehlt nichts, um sie dauerhaft und überall gleichförmig zu machen, als die Sanction einer Nationalsynode, welche aus allen Dir unterthänigen Bischöfen zusammengesetzt ist Das ist das Einzige, was Rom über Alles fürchtet, weil es machtlos dagegen ist."

Als er jedoch die Regierung in Oesterreich antrat, suchte er vor Allem den Frieden in kirchlichen Dingen herzustellen, und bei mit ungeheurem General-Seminarien auf und beraubte den Episkopat durch den Mund des Erzbischofs Migazzi



Maria Beatrice von Oesterreich, Königin von Sardinien. (Seite 83.)

darüber, daß „er seine Hand weiter an die kirchliche Verfassung legen werde". Er erfuhr aber die Zeit reichig und brauchte sich einer Rücksichtnahme.

Weniger persönliche Ueberwindung machte ihn die Beseitigung der ungarischen Klagen heißen, da er über den Verfassungsthat anders dachte, als Joseph II., der nach seiner Weise traute das Heil der Freiheitsmäßigkeit aber nur Verwirrung zu bringen. „Ich halte es für ein Glück," schrieb Leopold 1780 an seine Schwester Christine, „wenn ein Staat eine Verfassung besitzt. Die Nation hängt an ihr, und da sie sich selbst zu regieren glaubt, so ist sie viel leichter zu lenken, zu regieren

und zu ihrem Glück zu führen, dem einzigen Zweck, zu dem jede Regierung eingesetzt ist. Es ist schwer dem Volk gegen seine Ueberzeugung Gutes zu erweisen, weil es schwer ist, daß eine Regierung oder selbst der aufgeklärteste Minister besser wisse, was für die Nation paßt und ihr nützlich ist, als das Volk selbst, seine Individuen und deren Vertreter."

Noch vor dem ungarischen wurden die übrigen Landtage einberufen. Besonders bemerkenswerth war jener von Niederösterreich, weil den Ständen die Rücknahme der Josefinischen Steuerreformen angekündigt wurde, und jener von Böhmen. Zum ersten Male tauchte auf diesem die Seeschlange moderner österreichischer Staatskunst, die Sprachenfrage, auf. Es bildete sich eine Partei unter dem etwas komischen Namen der „Originalböhmen", welche für die Rechte und Geltendmachung der czechischen Sprache eintrat. Von Seite der Regierung wurde diesen Anregungen gegenüber wiederholt betont, daß das Deutsche als einigendes Band und Bildungsmittel „eine wahre Wohlthat" sei.

Stürmischer ging es auf dem am 9. Juni 1790 eröffneten ungarischen Reichstag zu, wo einzelne Heißsporne sich zu der Behauptung verstiegen, durch die unterlassene Krönung und Nichteinberufung der Landesvertretung sei das Erbfolgerecht erloschen und die Wahlfreiheit wieder hergestellt. Ja das Szaboleser Comitat verstieg sich sogar zur Behauptung, man müsse zu dem durch die ungarische Verfassung gewährleisteten Recht des Adels-Aufstandes zur Beseitigung des Verfassungsbruches greifen — ein Recht, auf welches die Stände Ungarns übrigens im Jahre 1687 mindestens formell verzichtet hatten.

Durch kluge Festigkeit, die sich gleichwohl recht gut mit Versöhnlichkeit vertrug und mit Hilfe des besonnenen hohen Adels, der vielfach sogar zu den Anhängern des Josefinischen Systems gehörte, gelang es Kaiser Leopold, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, welchen, wie ein gleichzeitiger Staatsmann bemerkte, „die unverstandene französische Verfassung in den Kopf gestiegen war".

Schon am 12. October fand die vom Kaiser gewünschte Wahl seines Sohnes Alexander Leopold zum Palatin (Vicekönig) statt. Der Monarch ergriff diese Gelegenheit, um durch Entgegenkommen die letzten Schatten zu verbannen, indem er in Gegenwart der Stände zum Erzherzog sprach: „Die Pflichten des Palatins sind in den Reichsgesetzen verzeichnet. Ich befehle Dir, als Dein Vater und König, nie, selbst nicht aus Eifer und Anhänglichkeit an Mich, davon abzulassen." — Zu den Ständen gewendet, sagte er: „Ich lasse meinen Sohn hier, als Unterpfand meiner Liebe zu Euch, als würdigen Mittler zwischen Uns und zur Erhaltung gegenseitiger Neigung."

Bei der Krönungstafel aber erhob sich nach dem üblichen Trinkspruch des Kardinals Josef Fürst Batthyany, Primas von Ungarn, der Kaiser und schloß seinen Dank mit den Worten: „Ich habe nichts dagegen, ja wünsche, daß man ein Gesetz erlasse, welches meine Nachfolger auf dem Thron von Ungarn verpflichten soll, ihre Krönungsfeier nicht über sechs Wochen nach ihrer Thronbesteigung zu verschieben".

Solches Entgegenkommen entzündete den leicht erregten Enthusiasmus der Ungarn so sehr, daß sie das übliche Krönungsgeschenk von 50.000 Dukaten verdoppelten und der Kardinalprimas dem Kaiser bei der Abreise versicherte: „Das Ungarvolk sei bereit, im Falle die Fortsetzung des Türkenkrieges nothwendig sei, Gut, Blut und Leben der Vertheidigung der Rechte des Königs, für das Herrscherhaus und das Vaterland zu opfern".

Es war aber aus mehrfachen Gründen ein Gebot der Staatsklugheit, den Krieg mit der Türkei selbst um den Preis der Aufgebung der im vorigen Jahre erfochtenen Vortheile zu beendigen, obwohl General Clerfayt noch am 26. Juni 1790 bei Kalafat einen glänzenden Sieg errang. Ein Krieg mit Preußen schien nämlich unvermeidlich, dessen Minister Herzfeld ganz offen seine Absicht aussprach, im Bunde mit den Türken, Polen und den Seemächten (England und

Holland) Oesterreich zur Herausgabe von Galizien zwingen zu wollen und dabei selbst einen Ländererwerb einzuheimsen.

Zum Glück war König Friedrich Wilhelm II. ein viel zu apatischer, auf seine Passionen und Frömmigkeiten erpichter Herr, als daß er viel Gefallen an so weitaussehenden und immerhin gefährlichen Plänen gefunden hätte. Als daher Kaiser Leopold in einem Schreiben den Wunsch nach friedlicher Verständigung aussprach — der, wie dies üblich ist, durch Aufstellung eines Heeres unter Feldmarschall Loudon in Mähren unterstützt wurde — beeilte sich der König darauf einzugehen. Der Congreß zu Reichenbach in Schlesien bestimmte, daß Oesterreich auf einen Länderzuwachs aus dem Türkenkriege unter Vorbehalt gleichmäßiger österreichisch-preußischer Compensationen (auf Kosten Polens) verzichte, wogegen die Mächte ihre Bereitwilligkeit erklärten, zur Pacification und Wiedergewinnung der österreichischen Niederlande unter Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte derselben, mitzuwirken.

Dieses Zusammengehen mit Preußen bestimmte den als „Kutscher Europas" gepriesenen Staatskanzler Fürst Kaunitz, der sich als Greis in einen solchen Wechsel des Systems nicht finden konnte, um seine Entlassung anzusuchen.

Wohl lehnte Kaiser Leopold dieses Gesuch in schmeichelhaftester Weise ab und erwies zum Beispiel in Bezug auf das Verhalten gegen Frankreich den klugen Rathschlägen des Fürsten volle Aufmerksamkeit — aber im Großen und Ganzen entglitten doch den Händen des Fürsten die Zügel und neben, wie über ihn weg wurde eine andere Politik gemacht, als sie seinen Ansichten entsprach.

Folgen der Convention von Reichenbach waren die Wahl und Krönung Leopold's II. zum deutschen Kaiser (30. September und 9. October 1790), der Friede von Sistowa (4. August 1791) mit der Türkei, in welchem alle Eroberungen mit Ausnahme von Alt-Orsowa und Gebiet rückgestellt wurden, und endlich die Unterwerfung der österreichischen Niederlande, welche, nachdem die maßvollen Aufforderungen im Vertrauen auf auswärtige Hilfe von dem aufständigen Congreß in Brüssel nicht berücksichtigt wurden, durch ein von Luxemburg aus unter Feldmarschall Bender einrückendes Heer, der am 2. December 1790 vor Brüssel erschien, erzwungen wurde.

Solcherart war die Ruhe im Inneren des Reiches und dessen Sicherheit nach Außen wieder hergestellt und der Kaiser konnte seine volle Aufmerksamkeit der brennenden europäischen Frage, der französischen Revolution, zuwenden. Vielleicht in keiner anderen Richtung bewies er, obwohl das von ihm hochgehaltene Interesse der Legitimität und verwandtschaftliche Gefühle ihn beeinflußten, seine Einsicht und Mäßigung in so hohem Grade.

Dem von mehreren Höfen schon 1791 befürworteten militärischen Einschreiten zur Niederwerfung der französischen Revolution zeigte er sich gänzlich abgeneigt, weil er wohl erkannte, daß dadurch die Sache des Königthums, ja die Sicherheit der königlichen Familie am meisten gefährdet würde.

„Jedes Einschreiten in Frankreich muß sorgfältig den Umständen angepaßt sein," erklärte Fürst Kaunitz dem preußischen Gesandten. „Die Vortheile, welche die innere Lage Frankreichs einem solchen Unternehmen bietet, fließen aus der Uneinigkeit der verschiedenen Parteien und aus dem Nachlassen des anfänglichen fanatischen Enthusiasmus für die Grundsätze der äußersten Volksfreiheit. Das sicherste Mittel, diese Vortheile zu verlieren, den vorigen Enthusiasmus bei der ganzen Nation wieder anzufachen, alle Parteien zur Vertheidigung der Constitution zu vereinigen und der französischen Regierung die ausgiebigste Ausnützung der inneren Hilfsquellen des Landes zu ermöglichen, würde darin bestehen, daß man die Nation mit einer gänzlichen Umwerfung der neuen Constitution bedrohe und sie den Forderungen und der Rachsucht aller Klassen der Aristokratie preisgebe."

Mochte das Alter auch die Thatkraft des Staatskanzlers gelähmt haben, seinen Scharfblick und seine unbefangene Würdigung thatsächlicher Verhältnisse hatte

es nicht vermindert, wie die obigen Worte beweisen, die in wahrhaft prophetischer Weise den Gang der Dinge und die Folgen kommender Fehler vorhersagten.

In dieser Beziehung stimmte übrigens der Kaiser vollkommen mit dem Staatskanzler überein. Er mißbilligte wiederholt das Treiben der Emigranten an den westlichen deutschen Höfen und ließ namentlich den Kurfürsten von Trier, Prinz Clemens Wenzel von Sachsen, in dieser Beziehung wiederholt warnen, da er voraussah, daß das provocatorische Auftreten der müssigen, sich in lächerlichen Großrednereien ergehenden Flüchtlinge das französische Nationalgefühl reizen und endlich zu Verwicklungen führen mußte.

Er vermied es auch, mit den geflüchteten königlichen Prinzen in Berührung zu kommen und erst während einer Reise nach Toscana, als nach dem Ueberfall in Versailles (18. April 1791) die Könige von Preußen und England besondere Bevollmächtigte an ihn sandten, um die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen, willigte er in eine Zusammenkunft mit dem Bruder Ludwig's XVI., dem Grafen Karl Philipp von Artois (nachmaligen König Karl X.).

In Folge dieser Berathungen erließ Leopold II. ein Rundschreiben, worin er die Mächte aufforderte, sich in der Erklärung zu vereinigen, daß sie die Sache des Königs von Frankreich als ihre eigene betrachten, dessen Wiedereinsetzung in seine volle Freiheit fordern und zur Erlangung derselben und gegen Fortsetzung der usurpatorischen Akte alle zweckdienlichen Mittel ergreifen würden.

Zur Beschlußfassung über die zu ergreifenden Maßregeln brachte der Kaiser eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen in Vorschlag, die denn auch Ende August 1791 zu Pillnitz in Sachsen im Beisein des sächsischen Herrschers, Churfürst Friedrich August, stattfand. Doch diente sie weniger, um ein agressives Vorgehen gegen Frankreich zu vereinbaren, wie Friedrich Wilhelm II. es wünschte, der sich in der Rolle eines Bekämpfers der „gottlosen" Revolution gefiel, sondern brachte nur trotz der Machinationen der französischen Gesandten Segur und Maisonneuve eine Art Defensiv-Allianz zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande. Frankreich solle „eine vollständige Aufmerksamkeit und Beobachtung" gewidmet werden, in einem besonderen Artikel aber verwahrte sich der Kaiser besonders gegen die Verpflichtung, eine Contrerevolution gegen das dort herrschende constitutionelle System herbeiführen zu müssen. Es war dies ein ziemlich verständlicher Wink gegen das Treiben der Emigranten, die sich auch in Pillnitz gerne zugedrängt hätten und der königlichen Sache durch ihre keinen besonderen Muth oder Verstand verrathenden Poltronerien empfindlich schadeten.

Ein von der alternden Czarin Katharina entworfener Plan zum bewaffneten Einschreiten in Frankreich, um das „Königthum wieder herzustellen", was so viel hieß, als die alten Zustände rückzuführen, fand am Wiener Hofe umsoweniger Unterstützung, als die Leitung des Unternehmens in die Hände der emigrirten Prinzen gelegt werden sollte. Diese, meinte man mit Recht in Wien, seien hiezu am allerungeeignetsten und würden von vornherein das Unternehmen zu einem verfehlten machen, da es sich wohl um die Sache des Königs und um eine Vereinbarung mit dem Volk, nicht aber um Berücksichtigung der Wünsche und Beschwerden der Aristokratie handle.

Der Regierung in Paris schien jedoch auch schon die Pillnitzer Vereinbarung gefährlich, die allerdings unter besonders fraglichen Formen sich abgespielt hatte. Beim Abschiede der Monarchen nahm König Friedrich Wilhelm II. den anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm an der Hand und führte ihn dem Erzherzog Franz mit den Worten zu: „Sie haben jetzt gesehen, meine Herren, wie herzlich die Väter sich lieben, Ihre Sache wird es sein, diese Freundschaft auch nach unserem Tode fortzusetzen!" (Bild Seite 37.)

War nun auch die Zuneigung der Väter von etwas jungem Datum — jene der Söhne sollte sich thatsächlich und in schweren Zeiten erproben — waren es doch die künftigen „Alliirten" Kaiser Franz I. und König Friedrich Wilhelm III.

Die Ahnungen des Kaisers erfüllten sich und die Umtriebe der Emigranten waren die erste Ursache zu Störungen des bis jetzt mühsam und im Interesse der königlichen Familie aufrecht erhaltenen Friedens. Selbst Ludwig XVI. mußte, gedrängt von seinem Ministerium und offenbar sehr gegen seine innere Meinung, in der Nationalversammlung ankündigen, er werde sich genöthigt sehen, den Kurfürsten von Trier und jene Fürsten, welche die bewaffneten Ansammlungen der Emigranten gestatten und unterstützen, als Feinde zu behandeln, und werde den deutschen Kaiser ersuchen, zur Verhütung einer solchen Nothwendigkeit als Reichsoberhaupt mit Nachdruck einzuschreiten.

Darauf wurde erwidert, daß der Kaiser allen Fürsten dringend die Verhinderung aller für Frankreich verletzenden Schritte empfohlen habe und dies nochmals

Das erste Freundschafts-Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen. (Seite 36.)

thun werde. Uebrigens müsse man sich über die kriegerischen Rüstungen Frankreichs und über die heftige Sprache in der Nationalversammlung beschweren und erklären, „daß ein Einfall französischer Truppen in deutsches Reichsgebiet vom Kaiser als eine Kriegserklärung angesehen werden müsse und er einem solchen Vorgehen mit aller Macht entgegentreten werde".

In der That wurden an der Rheingrenze und in den Niederlanden Truppen zusammengezogen, Preußen stellte ein Heer von fünfzigtausend Mann auf, Spanien und Piemont schloßen sich diesen Rüstungen an. Nun folgte am 25. Jänner 1792 eine Erklärung der französischen Regierung, nach welcher jeder Franzose, der zu einer Einmischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Frankreichs die Hand biete, zum Verräther gestempelt würde — eine Spitze die besonders gegen den König gerichtet war — und welche vom Kaiser die bestimmte Zusage verlangte, von jedem Bündnisse gegen Frankreich abzustehen, widrigenfalls der Krieg erklärt werden würde.

Diese Drohung wurde am 7. Februar durch den Abschluß eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Oesterreich und Preußen beantwortet, welchem sich neuerliche Rüstungen anschlossen. Die verlangte Erklärung lehnte Fürst Kaunitz mit der Motivirung ab, „daß der Kaiser ohnehin schon, nicht blos durch Worte, sondern durch Thaten, jeder Möglichkeit, den Frieden zu erhalten, nachgekommen sei, und daß das geschlossene Bündniß nur die unrecht Angegriffenen beschützen solle. Der Kaiser setze den Ausfällen der Ränkesucht nur die Sprache der Wahrheit entgegen, und hoffe durch freimüthige Aufdeckung begangener Verirrungen sich das französische Volk zu Dank verpflichtet zu haben, das zu deren Opfer erkoren sei."

So gespannt war das Verhältniß mit Frankreich geworden, als am 1. März 1792 Kaiser Leopold II. nach kurzer Krankheit plötzlich starb. Sein von galanten Neigungen erschöpfter Körper war der Last der Regierungssorgen in so schweren Zeiten auf die Länge nicht gewachsen — ein entzündliches Fieber, das er sich durch Quacksalbereien selbst zugezogen haben soll, raffte ihn dahin.

Es ist kaum anzunehmen, daß es Leopold II. gelungen wäre, die Weiterentwicklung der Dinge in Frankreich aufzuhalten oder die bei den Fürsten und theilweise auch den Völkern immer mächtiger werdende Reaction gegen die Ausschreitungen der Revolution in gemäßigten Bahnen zu erhalten. Dessenungeachtet war sein Tod ein schwerer Verlust für ganz Europa, das in einer leidenschaftlichen Zeit eines Fürsten von seinem Scharfblick und seiner Mäßigung nur schwer entrathen konnte.

Es lag Wahrheit in den Worten der Erzherzogin Christine, als sie in einem Briefe klagte: „In dieser Zeit der Krisis, wo der Krieg drohte, wo die Bedrängniß der königlichen Familie in Paris von Tag zu Tag zunahm, wo die russischen Colonnen in Polen einrücken, wo die Gefahren für Oesterreich ringsum aus dem Boden stiegen, starb der Fürst, der sie bisher mit ruhiger, sicherer Hand zertheilt hatte, in dessen Weisheit und Mäßigung die europäischen Höfe ihr Vertrauen setzten, vor dem die Rebellen in den Niederlanden zitterten und die wilden Demagogen Frankreichs sich scheuten!"

Die Kürze seiner Regierung läßt das Andenken Leopold's II. zwischen dem glänzenden Bild seines Vorgängers Josef und dem volksthümlichen seines Nachfolgers Franz fast verschwinden — wie wir glauben, mit Unrecht.

Man sieht gemeiniglich in ihm nur den Zerstörer des Josefinischen Baues, ohne zu bedenken, daß dessen Fundamente überhastet gelegt und durch die Zeitereignisse erschüttert wurden. Der einzige ihm mit Recht zu machende Vorwurf ist die Einführung eines bisher in Oesterreich unbekannten Polizeisystems, das Begünstigen von Denuncianten und Confidenten — ein System, das in der damaligen zerfahrenen Zeit zwar nicht zu billigen, aber zu entschuldigen ist, und erst viel später zu einer wirklichen und gefährlichen Macht im Staate wurde, wie wir später sehen werden.

Kaiser Leopold II. hinterließ aus seiner Ehe mit der spanischen Infantin Maria Ludovika vierzehn Kinder, darunter zehn Söhne, deren Erstgeborener (12. Februar 1768) Franz Josef ihm in Oesterreich und der deutschen Kaiserwürde als Franz II. (Bild Seite 25) auf dem Thron nachfolgte.

IV. Regierungsantritt des Kaisers Franz II. Der Beginn der französischen Kriege.

(1792 bis 1795.)

Mit sechzehn Jahren war Erzherzog Franz im Jahre 1784 nach Wien gekommen, um am Hofe und unter den Augen seines Oheims, des Kaisers Josef's II., für seine künftige hohe Aufgabe vorbereitet zu werden.

Den engbegrenzten Verhältnissen in Toscana, das unter Leopold's Regierung als das glücklichste Land und als „Garten Europas" gepriesen wurde, namentlich aber dem patriarchalischen Familienleben am Hofe zu Florenz entrissen, kam der Prinz nach Wien — dessen Hof vereinsamt war und nur aus dem kaiserlichen Oheim bestand — wo die kürzlich erwachte geistige Regsamkeit und die Parteikämpfe das gesellschaftliche Leben nicht in sehr günstiger Weise beeinflußten und wo der nüchterne, in Allem nur auf den Staatszweck gerichtete Ton der herrschenden Kreise kaum die Phantasie und das Herz des werdenden Jünglings auszufüllen vermochten.

Thatsächlich scheint der Prinz sich im Beginne seines Aufenthaltes nicht behaglich in Wien gefühlt zu haben, und den Anzeichen dieses Gemüthszustandes mögen wohl die ersten, nicht eben günstig lautenden Urtheile des Kaisers über seinen Neffen entsprungen sein, den er einfach ein „verzogenes Muttersöhnchen" nennt.

Unter dem unmittelbaren Einfluß des Oheims und mit der wachsenden Reife des Prinzen scheint Jener zu einer anderen und günstigeren Ansicht gekommen zu sein. In einem Schreiben an Kaunitz heißt es zwar bedauernd, der Erzherzog sei verschlossen, für seine Jahre vielleicht zu kühl und nüchtern urtheilend, aber er zeige Fleiß, Festigkeit des Charakters und viel Sinn für das rein Geschäftliche des Regierungswesens, eine auf das Praktische und Positive gerichtete Denkart, die ihn mißtrauisch gegen die Meinung Anderer mache.

Wir finden in dieser Schilderung so ziemlich alle die Züge, welche später in der langen und ereignißreichen Regierungszeit des Kaisers Franz hervortraten und ihn bis in sein Alter begleiteten — natürlich im Guten und Uebeln bei dem Mann schärfer ausgeprägt, als dies bei dem jungen Prinzen der Fall sein konnte. Eine Richtung im Charakter seines Oheims mangelte — wenn man es schon einen Mangel nennen soll — dem Erzherzog völlig: in seinem Wesen und Denken fehlte jede Spur von Idealismus, von dem Josef's II. Persönlichkeit und Thun durchtränkt war. Sogar seine Herrscherstellung, so hoch er sie auch auffaßte, umgab er nicht mit der idealen Glorie, wie dies namentlich später in den Tagen der „heiligen Allianz" üblich war, sondern er gab sich gern als patriarchalischer Fürst, der freilich auf strenges Hausregiment hielt und widersprechendes Denken oder Meinen nicht leiden mochte, aber selbst seine Strenge in eine gewisse väterliche Form kleidete und dem Volke dadurch mundgerecht zu machen wußte.

Der unvermeidliche Krieg mit Frankreich war die Erbschaft, welche der junge Herrscher antrat. Noch bevor seine Krönung in Ungarn und Prag und seine Wahl zum deutschen Kaiser vollzogen war, erfolgte am 20. April die Kriegserklärung Frankreichs, dessen Regierung damals vom ehrgeizigen General Dumouriez beeinflußt wurde. „Kein Krieg der Nation gegen eine Nation," sagte die Proklamation mit gewohnter französischer Phrasenhaftigkeit, „sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes gilt es, gegen die ungerechten Angriffe eines Königs!"

Franz II. war dem Krieg an und für sich als jüngerer Mann und als leidenschaftlicher Gegner der modernen Zeitrichtung, deren letzte Consequenzen er in den Ausschreitungen der französischen Revolution sah, nicht so abgeneigt wie sein Vater. Diese Abneigung gegen Alles, was nur freiheitlich hieß, vielleicht auch ohne es zu sein, und gegen jede geistige Regung blieb ihm durch sein ganzes Leben treu, und sie konnte ihn, so kühn und wohlwollend sein Charakter sonst war, selbst aufregen und hart erscheinen lassen. Um nicht unbillig zu sein, wird man erwägen müssen, wie er zu dieser Geistesrichtung kam.

Eben als sein Blick sich an das große Getriebe des Staatswesens und der Politik gewöhnte und er unter Leitung Josef's II. Theil daran nahm, sah er im eigenen Reiche und in ganz Europa, wie alle Verhältnisse zum Schwanken kamen.

Daß daran nicht die modernen Ideen an sich, sondern die Fehler der Vorzeit und der üble Gebrauch den man von jenen machte, die Schuld trugen, erkannte er nicht, wie ja so Viele, die den Dingen am nächsten stehen, sich über Ursachen und Folgen täuschen. Zeuge und vielfach Mitwirkender bei den schweren Kämpfen und Enttäuschungen, welche die letzten Regierungsjahre des Oheims begleiteten, war es nicht zu wundern, daß der junge Herrscher, um vor der Nothwendigkeit einer gleichen schmerzlichen Umkehr bewahrt zu bleiben, die gerade entgegengesetzten Principien für wichtig hielt welche Jener verfolgt hatte. Denn auch die Erdengötter unterliegen den allgemeinen menschlichen Schicksale, dann am leichtesten zu irren, wenn sie auf das pochen, was sie ihre „Erfahrungen" nennen, die doch schließlich nur das persönliche Produkt einer bestimmten Zeit sind und keine unwandelbare Richtschnur für immer sein können.

Der Beginn des Krieges in den Niederlanden begann vielversprechend. Die unter Rochambeau einfallenden französischen Truppen ergreifen bei jeder Gelegenheit die Flucht, geben Valenciennes und Lille auf, werden bei Tournay geschlagen und ernten nur Mißerfolge, auch als Marschall Luckner den Oberbefehl übernimmt.

Auf dem Rückweg von der deutschen Krönung, der letzten, die in Frankfurt stattfand, traf Kaiser Franz II. mit dem König von Preußen zusammen und einigte sich mit demselben, das Kommando des Reichsheeres, das 80.000 Mann betragen sollte, dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, einem Strategen aus Friedrich des Großen Schule, anzuvertrauen.

Gestützt auf die bisherigen, übrigens in keiner Weise bedeutenden Erfolge in den Niederlanden, sah man die Bekämpfung des revolutionären Frankreich als eine Art militärischen Spazierganges an, und prahlerische Großsprecher meinten, es werde besser sein, die Hetzpeitsche statt des Degens mitzunehmen.

Von Koblenz aus erließ der Herzog von Braunschweig jenes berüchtigte, von einem Emigranten, dem Marquis de Limon, verfaßte Manifest, das durch seinen großsprecherischen Ton und die brüske Forderung unbedingter Unterwerfung den Nationalstolz der Franzosen tief verletzte und der Schreckenspartei den besten Anlaß zur Unterdrückung der gemäßigteren Elemente und zum völligen Umsturz des Königthums bot.

Die Güter der Emigranten wurden eingezogen, 1900 Millionen Assignaten ausgegeben und aus eilig zusammengerafften, aber fanatisirten Haufen jene „Armee des Ostens" gebildet, die den Grundstock für die Sieger der Republik bildete.

Schleppend und langsam, wie es nun schon einmal zu dem Begriffe eines „Reichsheeres" gehörte, vollzog sich der Einmarsch, der am 9. August 1792

Erzherzog Karl. (Seite 42 und 43.)

begann und nach der wohlfeilen Einnahme von Verdun und Thionville und einer überflüssigen Kanonade bei Valmy gänzlich in's Stocken kam. Dumouriez wußte die Vortheile der Stellung, die ihm der Ardennenwald bot, trefflich zu benützen, und obwohl ihm der wackere alte Clerfayt am 14. September bei Grandpré eine Niederlage beibrachte, schloß doch der Herzog von Braunschweig bald darauf einen Waffenstillstand und trat einen unrühmlichen Rückzug an, der auf den vom Regen erweichten Straßen durch Krankheiten, Zurücklassung von Geschütz und Bagage verlustreicher wurde, als eine verlorene Hauptschlacht.

Goethe, der diesen sogenannten Feldzug im Gefolge des Herzogs von Weimar mitmachte, beschreibt nicht allein die Mühen des Rückzugs, sondern auch die tiefe Niedergeschlagenheit, welche Jedermann ergriff, in der „Campagne in Frankreich" in anschaulicher Weise.

Umgekehrt aber wurde das Selbstgefühl der Franzosen durch diesen Erfolg gegen so selbstbewußt auftretende Gegner mächtig gehoben. General Custine überschritt den Rhein, drang in die wehrlose Pfalz ein, nahm Worms, Speyer und Mainz und besetzte Frankfurt, dem er, freilich nicht ganz im Einklang mit der Befreierrolle, eine Brandschatzung von zwei Millionen Livre auferlegte.

Am 19. August 1792 nahm Fürst Kaunitz, nachdem er durch 43 Jahre die auswärtige Politik geleitet hatte, seinen Abschied. Er sah die kommenden Mißerfolge voraus und war mit der Anbequemung an den energischen preußischen Standpunkt so wenig einverstanden, daß er als Grund seiner Amtsentsagung angab, „er wolle nicht am Ende seiner Laufbahn Ansehen und Reputation einbüßen".

An seine Stelle trat Graf Philipp Cobenzl, der einstige Vertraute Josef's II., früher Gesandter in Petersburg, dann Vicekanzler unter Kaunitz, als er neben dem vom Lehrjungen zum Diplomaten avancirten Staatsreferendar Spielmann schon lange maßgebender war, als der Fürst. Cobenzl war ein kenntnißreicher und witziger Mann, aber so kühl und leidenschaftslos, daß ihm jede Initiative abging, deren ein leitender Staatsmann gerade in so bewegter Zeit nicht entrathen kann. In der Politik ist selbst ein Fehler oft nicht so gefährlich, als das Nichtsthun, die Passivität, die stets geschoben werden muß.

Die Wendung der Dinge in Frankreich, der Mißerfolg der Reichsarmee, weckten natürlich zumeist die Entrüstung Jener, welche einen Theil der Schuld daran trugen: — der Emigranten. Welche unsinnige und verwerfliche Projekte man ausheckte, um die Revolution zu bekämpfen, mag ein Beispiel zeigen. Der Baron von Breteuil, früher französischer Gesandter in Wien, heckte den famosen Plan aus, man solle die Republik finanziell ruiniren, indem man das Land mit gefälschten Assignaten überschwemme. Aus dem Erlöse dieser sauberen Manipulation sollten Oesterreich, Preußen, Rußland und Sardinien die Kosten des gegen Frankreich zu führenden Krieges bestreiten. In Berlin, wo die Herren Herzberg, Bischoffswerder, Wöllner und Luchesini zwar ein sehr frommes, aber gerade nicht sittenstrenges und scrupulöses Regiment führten, ging man fast auf den Vorschlag ein und theilte ihn dem Wiener Kabinet mit, Kaiser Franz aber traf mit richtigem Takte die bündige Entscheidung: „So ein infames Projekt ist nicht anzunehmen!"

Am 6. November 1792 siegte Dumouriez in zweitägiger blutigen Schlacht bei Jemappes in Belgien, wodurch alle früher errungenen Vortheile verloren gingen und Luxemburg in die Gewalt der Franzosen fiel. Ein in Eile einberufener Reichstag zu Regensburg ordnete die Aufstellung eines Heeres von 120.000 Mann an, das sich jedoch mit gewöhnlicher Langsamkeit sammelte und die Befreiung Frankfurts von Custine's Gewaltherrschaft den Preußen allein überließ.

Die Hinrichtung Ludwig's XVI. rief alle Monarchen Europas zu den Waffen und mit Beginn des Jahres 1793 stand ganz Europa mit Ausnahme der kleinen nordischen Staaten, der Türkei und der Schweiz zum Kampf gegen Frankreich gerüstet da. Dazu kam als größte Gefahr der in der Vendée wüthende Bürgerkrieg, der allein ein Heer erforderte.

In ihrer Vertheidigung nach Außen aber zeigte sich, wie man auch sonst über die Revolution denken mag, die junge Republik bewunderungswürdig. Ihre schlecht bewaffneten barfüßigen Bataillone schlugen sich mit Todesmuth, und welche Lücken auch die Schlachten reißen mochten, so strömten doch stets neue Kämpfer zu. Und aus den Reihen dieser Volkskämpfer tauchten Heerführer auf, wie Pichegru, Kellermann, Hoche, Jourdan, Bernadotte, Moreau und vor Allem Bonaparte, vor welchem die noch in den starren Formeln der „Lineartaktik" Friedrich's des Großen befangenen Feldherren der Coalitionsmächte nicht bestehen konnten.

Wohl errangen in einzelnen Kämpfen die kaiserlichen Feldherren Clerfayt, Prinz Josias von Coburg und der wackere Wurmser einzelne Vortheile, und der künftige Rivale Napoleon's, Erzherzog Karl, (Bild Seite 41) erfocht bei Aldenhoven seinen ersten Sieg, aber es gelang trotzdem nicht einmal, Belgien und Holland vom Feind zu befreien.

Die ohne Oesterreichs Zustimmung und Theilnahme von Rußland und Preußen am 23. Jänner 1793 vorgenommene zweite Theilung Polens störte aber auch das kaum hergestellte gute Einvernehmen und brachte eine Schwenkung in der Politik und der Kriegsführung hervor. Preußen befahl seinem Heerführer, dem Herzog von Braunschweig, sich nur vertheidigend zu verhalten, wodurch die kaum errungenen Vortheile im Elsaß verloren gingen und Wurmser die erst erstürmten Weißenburger Linien und sogar die Rheinpfalz räumen mußte.

Schon am 28. März 1793 wurde Cobenzl seiner Stelle enthoben und statt ihm trat Franz Freiherr von Thugut an die Spitze der auswärtigen Geschäfte. Thugut ist einer der bemerkenswerthesten Staatsmänner Oesterreichs und verdient, daß wir ihn näher betrachten.

Am 6. März 1736 als Sohn eines bürgerlichen Schiffmeisters in Linz geboren, war er einer der ersten Zöglinge der 1754 gegründeten orientalischen Akademie, trat 1766 in den diplomatischen Dienst und ward schon 1769 Minister-Resident in Konstantinopel.

Als solcher leistete er ausgezeichnete Dienste, erhielt 1769 beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges für Oesterreich reiche Subsidien und Handelsbegünstigungen und erwarb später die Bukowina.

Zum Freiherrn erhoben, führte er im bairischen Erbfolgekrieg 1779 als Vertrauensmann der Kaiserin Maria Theresia die Unterhandlungen mit Friedrich II., die gegen den Willen Josef's II. zum Teschner Frieden leiteten.

Trotzdem wußte dieser Monarch die diplomatischen Fähigkeiten Thugut's so zu schätzen, daß er ihn 1780 auf den damals äußerst wichtigen Warschauer Posten sendete, wo es galt, den russischen und preußischen Einflüssen und Intriguen Stand zu halten. Daß er dieser Aufgabe gewachsen war, bewies er gleich in den ersten Tagen.

Bei seiner Aufwartung am Hofe passirte ihm das Mißgeschick den sich brüsk vordrängenden russischen Gesandten, Grafen Stackelberg, für den ihm unbekannten König Stanislaus Ponjatowski von Polen zu halten und seine Ansprache an ihn zu richten. Der russische Diplomat, der glaubte, sich am Hofe zu Warschau Alles erlauben zu dürfen, war boshaft genug, die Huldigungen entgegenzunehmen und ihn dann erst auf den Irrthum aufmerksam zu machen. Thugut verzog keine Miene und wiederholte seine Ansprache unter dem Schmunzeln und Zischen der Höflinge.

Noch am selben Abend aber revanchirte er sich in furchtbarer Weise. Der König spielte mit den beiden Gesandten und jenem Preußens, Lucchesini. Da stellte sich Thugut, als verwechsle er die Karte, und wollte die Dame mit dem Buben stechen. Von Lucchesini aufmerksam gemacht, erwiderte er unbefangen: „O, es ist heute nicht das erste Mal, daß ich einen Buben (valet, Diener) für einen König ansehe!"

Im Feldzuge von 1789 befand sich Thugut beim Heere des Prinzen Josias von Coburg in der Walachei und soll bei einem Ueberfall des Lagers

von Giurgewo viel Muth und Energie bewiesen haben. Im Jahre 1790 wurde er nach Paris gesendet, wo er die durch den Tod Mirabeau's unterbrochenen Unterhandlungen zu Gunsten der königlichen Familie führte und jenen unvertilgbaren Haß gegen die französische Revolution einsaugte, der ihn nach dem Sturz Cobenzl's als den Mann der Situation erschienen ließ.

Gründlich gebildet, von seinen vielseitigen schwierigen Missionen eine Fülle von Erfahrungen und Beobachtungen mitbringend, die er sich zu einem festen System der Politik gestaltet hatte, war Thugut gewiß einer der fähigsten Diplomaten, die Oesterreich je gehabt hatte.

Eine äußerlich kalte Natur, aber trotzdem von leidenschaftlichen Instincten erfüllt, neigte er sich zu jener skeptischen Menschenverachtung und Mißachtung des Rechtes, wie man sie so häufig bei geistreichen Staatsmännern oder solchen, die es gerne sein möchten, findet, und in die nicht verfallen zu sein, das Fürsten Kaunitz schönstes Lob ist. Seine Politik nach Außen litt unter einem Irrthum: er unterschätzte die Widerstandskraft Frankreichs und rechnete nicht auf das Auftauchen eines militärischen und politischen Genie, wie es Napoleon war. Das ist ihm umsoweniger hoch anzurechnen, als er diesen Irrthum mit ganz Europa theilte und auch seine Nachfolger schließlich durch Napoleon selbst auf den gleichen Weg gezwungen wurden, welchen Thugut aus eigener Erkenntniß einschlug.

Dagegen ist er bezüglich seiner Einwirkung auf die inneren Verhältnisse unbedingt zu verurtheilen. Unter seiner Mitwirkung und Einflußnahme wurde die Polizei zu einem Instrument, mit welchem man Stimmungen hervorruft oder unterdrückt, je nachdem es gerade wünschenswerth war — ein Verfahren, durch welches immer und überall die öffentliche Moral leidet.

Nie äußerlich erregt scheinend, kein Mittel scheuend, unerschütterlich in seinen Zielen und Maximen, selbst sehr unterrichtet und auch das Wissen als Behelf der Gewalt, aber nicht in seiner allgemeinen Bedeutung schätzend, selbst Freigeist, aber gegen Andere unduldsam — vereinigte er die Tugenden und Laster, die man noch heute in dem sogenannten „echten Staatsmann" sucht und leider auch meist findet.

Seine Denkweise wird am besten durch einen Ausspruch erläutert: „Um von mir als willkommenes Werkzeug gebraucht zu werden, muß ein Mann entweder einen Flecken auf seinem Charakter haben oder ganz beschränkt sein. Unbescholtene Leute oder solche von eigenen Ansichten und Willen echauffiren mich zu sehr — sie sind zu wenig anschmiegsam."

Nächst der Bekämpfung der französischen Revolution verfolgte Thugut's Politik den Zweck einer Ländererwerbung für Oesterreich, die er, nachdem die Erhaltung der Niederlande immer zweifelhafter war, im Westen Deutschlands in den zusammengebrochenen geistlichen Kurfürstenthümern, im venetianischen Gebiete und auch in Polen suchte, das nach der Besiegung des edlen Thaddäus Kosciusko durch die Russen, in der That Ende 1794 von der Landkarte als selbstständiges Reich verschwand. Diese dritte Theilung Polens, an welcher wieder alle drei Mächte theilnahmen, trug Oesterreich die Palatinate von Krakau, Sendomir, Chelm und Lublin ein (834 Quadrat-Meilen), wodurch die polnischen Besitzungen Oesterreichs so ziemlich die heutige Ausdehnung erhielten.

Der Feldzug des Jahres 1793 schloß auf allen Kriegstheatern mit Erfolgen der Franzosen. Bei Dünkirchen siegte Houchard über die Holländer und Engländer, bei Wattignies Jourdan über die Oesterreicher und am 19. Dezember wurde das von den Engländern besetzte Toulon wieder erobert, wo Napoleon Bonaparte zum ersten Male die Augen der Welt auf sich zog.

Nicht viel günstiger ließ sich der Kampf im Jahre 1794 an, obwohl Kaiser Franz selbst sich in Begleitung des sehr mit Unrecht für ein vorzügliches strategisches Genie gehaltenen Generals von Mack zur Armee in die Niederlande begeben hatte, die vom Prinzen Josias von Sachsen-Coburg befehligt wurde.

Die mörderische Schlacht bei Tournay blieb unentschieden, bei Charleroi siegten sogar die Oesterreicher, allein Jourdan entriß ihnen durch den Sieg bei Fleurus alle Vortheile und zwang sie über die Maas zurückzugehen, wodurch alle festen Punkte in Belgien verloren gingen. Die Franzosen besetzten Brüssel und Lüttich; wendeten sich mit ganzer Macht gegen Holland, das Pichegru in einem berühmt gewordenen Winterfeldzug, in dem ihm der Frost Brücken über die zur Vertheidigung entfesselten Ströme und Kanäle schlug, zum Frieden zwang.

Nicht besser erging es auf dem deutschen Kriegsschauplatz, wo schließlich trotz des Sieges bei Kaiserlautern das ganze linke Stromufer in die Gewalt der Franzosen fiel und sie Köln, Bonn und Koblenz besetzten.

Diese fortwährenden Mißerfolge und die nie ruhenden Reibungen zwischen den einzelnen Mächten, die über der mit so viel Emphase angekündigten Bekämpfung des gemeinsamen Feindes doch ihre Eifersüchteleien nicht vergaßen und in diplomatischen Ränken ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, weckte in einzelnen Kriegführenden die Sehnsucht nach dem Frieden. Man konnte derselben umso eher nachkommen, als ja das Schreckensregiment in Paris gestürzt und eine gemäßigtere Richtung zur Herrschaft gekommen war, von einer Restauration des Königthums aber keine Rede mehr sein konnte.

Zuerst anerkannte der Großherzog von Toscana, ein Bruder des Kaisers Franz, die französische Republik an, ihm folgte der König von Preußen, der am 5. April 1795 einen Separatfrieden mit Frankreich zu Basel schloß, welcher das linke Rheinufer preisgab, wenn auch unter Vorbehalt der Genehmigung durch Kaiser und Reich Dieser Vorbehalt verlor freilich allen moralischen Werth — praktischen hatte er ohnehin keinen — da Preußen sich in einem geheimen Artikel eine Entschädigung auf Kosten anderer Reichsstände sicherte.

Wahrscheinlich war Preußen zur Kenntniß eines sehr sorgfältig geheimgehaltenen Allianzvertrages zwischen Oesterreich und Rußland gekommen, in dem das letztere seine Zustimmung zu dem aus guten Gründen so hartnäckig verfolgten und bekämpften Plan eines Umtausches der Niederlande gegen Baiern, zur Erwerbung von Serbien und Bosnien gab, während es sich selbst auf Kosten Preußens bezahlt machen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus bleibt zwar noch immer der Baseler Frieden ein unpatriotisches Beginnen; in einer skrupellosen Zeit, die den Länderschacher zur Blüthe erhob, wird man ihn aber begreifen und entschuldigen können.

Auch Spanien und Schweden, Neapel und Sardinien machten ihren Frieden mit der Republik, andere Mächte, die nur nicht dazu gekommen waren, Ernst zu machen, wie Portugal und der Kirchenstaat, betheuerten, nie etwas Arges gegen Frankreich vorgehabt zu haben — und es schien, als ob die Last und Gefahr des Kampfes, welchen ganz Europa etwas voreilig für eine gemeinsame Sache erklärt hatte, von Oesterreich allein unter Beistand der zunächst bedrohten süddeutschen Reichsstände werde getragen müssen.

Nur England, das in dem jüngeren Pitt einen energischen Staatsmann hatte, blieb unversöhnlich, drängte zu neuen Rüstungen und schloß am 20. Mai 1795 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich, dem eine Subsidie von einer Millionen Pfund Sterling zugesichert wurde.

Bevor wir den weiteren Verlauf des Kampfes verfolgen, in welchem jetzt die Heldengestalt des Erzherzogs Karl, (Bild Seite 41) des „beharrlichen Kämpfers für Deutschlands Ehre", in Vordergrund tritt, ist es nothwendig, einer Episode zu gedenken, die bezeichnend für ihre Zeit und von allgemeiner Wichtigkeit ist.

V. Die Jakobiner in Oesterreich und Ungarn.

Der Werth oder Unwerth der Principien entscheidet im Staatsleben seltener über die eingeschlagene Richtung, als man gemeiniglich annimmt. An jeden Schritt vor- oder rückwärts knüpfen sich so zahlreiche, zum Theil berechtigte, aber häufig auch ganz nebelhafte Hoffnungen und Ansprüche, daß der Egoismus der Einzelnen, das Sonderinteresse von ganzen Klassen sich mehr als billig und nützlich in der einen oder anderen Richtung, hemmend oder fördernd, geltend machen.

Die Reformperiode, die, wie wir schon bemerkt haben, mit Unrecht auf die Regierung Josef's II. beschränkt wird, sondern ihren Ausgang schon unter Maria Theresia hatte, knüpfte in ihrer mehr als dreißigjährigen Dauer sehr viele Individuen aller Stände durch materielle Interessen, Wünsche und Hoffnungen, noch mehr aber durch die Gleichartigkeit der Denkweise an sich — eine Denkweise, welche durch die Zeitereignisse, den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg und die französische Revolution leicht aus der Bahn der Besonnenheit gerissen und zu Ueberschwänglichkeiten gebracht werden konnte.

Das Schlimmste war, daß die Anhänger der modernen Ideen fast ausschließlich in den höheren Ständen zu finden waren. Die Masse des Volkes, für welches es damals keine Literatur und Publicistik gab, und das nicht, wie in Frankreich, durch unerträgliche Zustände aufgewühlt und fanatisirt wurde, stand der geistigen Bewegung der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts stumpf und theilnahmslos entgegen. Es nahm die Wohlthaten dankbar hin, ohne in ihnen Theile eines Systems zu erblicken, das andererseits auch Opfer verlangte, die man mit in den Kauf nehmen müßte. Für die materiellen Erleichterungen, für den Schutz gegen die Willkür der Herrschaften, bewies die Menge begreiflicher Weise ein Verständniß, die Reformen auf geistigem Gebiete ließen sie kalt oder sie wurden, wie das Toleranzpatent, zum Beispiel in Böhmen, gründlich mißverstanden, und erst in einer viel späteren Zeit wurde das Volk im Ganzen sich der Schätze bewußt, welche es in den Ideen besaß, deren Keime damals in die Geister gesenkt wurden.

Darum fügte sich die Bevölkerung im Ganzen so willig unter die vorsichtige Umkehr unter Leopold II., ja sogar die unter seinem Nachfolger weit über das gebotene und zu entschuldigende Ziel gehende Reaction fand keinen Widerstand, und wenn der allerdings noch sehr „beschränkte Unterthanenverstand" der Masse sich überhaupt zu einer Aeußerung aufraffte, so war es eher die Billigung, als irgend ein Widerspruch.

Anders war es zum großen Theil in der geistig bewegteren Mittelklasse, die durch Gesinnung und vielfach auch durch rein materielle Interessen an die Reformperiode geknüpft war.

Klarheit über die Ziele einer noch im Rollen befindlichen geistigen Bewegung ist an und für sich nicht Sache vieler Menschen. Noch seltener wird eine solche Erkenntniß natürlich, wenn, wie es mit den freiheitlichen Ideen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war, auf der einen Seite ein ungeheures Ereigniß, wie die französische Revolution, von selbst zu Extravaganzen reizt, von der anderen Seite überängstliche Sorgfalt gleich in jedem Geistesfünkchen, das in Wort oder Schrift aussprüht, den Anlaß zu einem verheerenden Brand zu sehen glaubt.

Gerade dieser immer härter auftretende geistige Druck brachte es mit sich, daß sich Verbindungen Gleichgesinnter bildeten, die ihrem Mißvergnügen Ausdruck gaben, ihre Wünsche und Hoffnungen formulirten und durch Unvorsichtigkeit und leere Spielereien zu einer Bedeutung kamen, welche ihnen in Wahrheit nie innewohnte. Nur weil es damals so beliebt wurde, um nach Oben und Unten zu schrecken und diese Bezeichnung nun einmal eingebürgert ist, darf man überhaupt von „Jakobinern" in Oesterreich oder Ungarn sprechen. So wenig wie die Deklamatoren und Spießbürger in Wien, die ihrer Freisinnigkeit in geheimen Conventikeln genug thaten, hatten die ehrgeizigen, aber im Ganzen unklaren Ungarn etwas mit den entschlossenen und grausamen französischen Jakobinern gemein, die zwar mit fremdem Leben nicht viel Federlesens machten, aber auch selbst unerschüttert zu sterben wußten.

Die Erfahrungen, welche Kaiser Franz selbst auf dem Kriegstheater gemacht, hatten seinen Kriegseifer mächtig abgekühlt. Die voraussichtlich längere Dauer des Kampfes drohte aber auch der erschöpften Bevölkerung schwere Opfer aufzuerlegen, da der ursprüngliche hochherzige Entschluß des Monarchen, den Krieg aus seinem Privatvermögen zu führen, obwohl sogar thatsächlich das berühmte goldene Tafelservice in die Münze gewandert war, sich längst als unzureichend erwiesen hatte und man zu Kriegscontributionen und Zuschlägen greifen mußte.

In den höchsten Kreisen und im Volke machte sich daher eine Geneigtheit zum Frieden geltend, die ganz gegen die Gesinnung und das System der leitenden politischen Kreise, vor Allem gegen jenes des Ministers Thugut war. Um nach Oben und Unten zu erschrecken und zu erbittern, bot sich kein besseres Mittel, als die Entdeckung einer angeblichen Verschwörung, die in ihrer Lächerlichkeit den Behörden gewiß schon längst bekannt war und nun durch gewaltigen Aufwand von Macht, durch ein umfassendes und nicht ganz gesetzmäßiges Gerichtsverfahren aufgebauscht werden sollte.

Da ein engerer Zusammenhang zwischen den „Jakobinern" von Wien und Pest, wenn wir schon diese sehr unpassende Bezeichnung beibehalten, nicht nachgewiesen ist, so werden wir uns zuerst den österreichischen zuwenden.

Ein Augustmorgen des Jahres 1794 brachte den Wienern, die eher an Alles dachten, als daß in ihrer Mitte ein verborgen glimmender Revolutionsherd sei, die nicht geringe Ueberraschung, daß sich unheimliche militärische Maßregeln bemerkbar machten. Die Wachen wurden verstärkt, längst aufgelassene Posten wieder bezogen, Patrouillen durchrasselten die Straßen und führten in ihrer Mitte verschlossene Wägen, durch welche die umlaufenden Gerüchte von geheimnißvollen Verhaftungen bestätigt wurden.

Erst nach einigen Tagen ängstlicher Spannung verbreitete sich einiges Licht über die Ursache dieser räthselhaften Vorgänge, — ein Licht, das übrigens durch die Quelle, aus der es floß, einigen Zweifel an seiner Reinheit erlaubte. Confidenten der Polizei, sogenannte „Vertraute", verbreiteten nämlich die ungeheuerlichsten Nachrichten über eine entdeckte Verschwörung. Die Verhafteten, die zum großen Theil angesehene und stadtbekannte Männer waren, seien sammt und sonders „Jakobiner" vom reinsten Wasser gewesen, gegen welche die vor Kurzem in Paris guillotinirten Schreckensmänner reine Stümper waren. Man hatte nach diesen Nachrichten nichts Geringeres vor, als die Ermordung der kaiserlichen Familie und aller „Gutgesinnten", eine Plünderung von Wien sei vorbereitet gewesen, die Holzlegestätten sollten angezündet werden, in die Pfosten der Schlag-

brücke sei Pulver eingelassen, um sie in die Luft sprengen zu können, und was der Tollheiten mehr waren, die dem Erfindungstalent ihrer Urheber sehr wenig Ehre machten.

Bekanntlich ist aber nichts so albern, daß es nicht Gläubige findet, und so gab es auch unter der Bevölkerung von Wien zahlreiche Menschen, die auf die Richtigkeit dieser unsinnigen Anklage schwuren und im Handumdrehen war die alte Erbitterung gegen das revolutionäre Frankreich wieder vorhanden, das sogar das gemüthliche Wien nicht ungeschoren lassen konnte.

Der besonnenere Theil der Bevölkerung erkannte, wie thöricht diese Erzählungen seien, die eine selbst bei dem hirnverbranntesten Revolutionär nicht vorauszusetzende Naivetät bekundet hätten. Aber die Polizei bewies einen Eifer und die Untersuchung wurde von einer besonderen, unter dem als hart und skrupellos bekannten Grafen Franz Saurau stehenden Kommission so energisch geführt, daß es gefährlich war,

Die Jakobiner Hackel und Prandstetter am Pranger. (Seite 50.)

Zweifel auszusprechen, obwohl dieselben schon durch die Personen der meisten Verhafteten rege gemacht werden mußten.

Unter ihnen befanden sich Männer aus allen Schichten der besseren Gesellschaft: Officiere, darunter der Platzoberlieutenant von Wien Franz von Hebenstreit und ein Lehrer der Neustädter Akademie Hauptmann Billek von Billenberg, — Beamte und Lehrer, wie der frühere Instructor des Kaisers Franz, Professor Baron Andreas Riedel, der Magistratsrath Martin Josef Prandstätter, — Geistliche, Bürger, darunter der allbekannte Inhaber eines Glückshafens am Graben, Johann Hackel, den zwar Jedermann als etwas beschränkten, den Tafelfreuden zugethanen Lebemann kannte, aber Niemand für einen verkappten Revolutionär halten mochte, — endlich sogar der Angehörige eines hochadeligen Geschlechtes (Hohenwart), das dem Hofe durch den Lehrer des Kaisers und Erzbischof von Wien sehr nahe stand.

Die Untersuchung wurde mit Umgehung der gewöhnlichen Rechtsformen und von Männern geführt, deren Ruf eben kein tadelloser war. Besonders einflußreich waren der Magistratsrath Josef Franz Martinoly, der unter Kaiser Leopold II. wegen mannigfacher Dienstversäumnisse nahe daran war, kassirt zu werden, und der Stabsauditor Franz Orlandini, der selbst von sich rühmte, er kenne kein größeres Vergnügen, als ein Todesurtheil auszusprechen.

Trotzdem man dem Prozeß eine so große Ausdehnung gab und — wie die uns erhaltenen Urtheile zeigen, eben nicht müßig war, den Mangel erwiesener Verbrechen durch allgemeine Beschuldigungen zu ersetzen, sollte er dieses Vergnügen nur einmal genießen. Nur Hebenstreit wurde zum Tode verurtheilt und im Jänner 1795 am Glacis mittelst des Stranges hingerichtet. So viel wir von ihm wissen, war er ein unklarer verworrener Kopf, dem vor Allem die Sittenstrenge eines echten Republikaners fehlte, und der zwar kaum sein hartes Urtheil, gewiß aber auch den Glorienschein nicht verdiente, der ihm in späteren Schriften gewidmet wurde.

Der Prozeß gegen die übrigen Verhafteten zog sich ein Jahr lang fort, — eine Dauer, die nur durch die Aeußerung eines der Kommissionsmitglieder zu erklären ist: „Ich kann nicht mehr sagen, als — man wollte Schuldige finden!" Ein anderer hoher Würdenträger sagte: „Ich begreife nicht, wie Graf Pergen (der übrigens sehr alte Präsident der Polizei-Hofstelle, deren Seele Graf Saurau war) sich in so einen Dr... mengen konnte. An der ganzen Sache ist nichts!"

Graf Pergen selbst, bei dem sich die Gattin eines Verurtheilten beschwerte, sagte entschuldigend: „Ich versichere Ihnen, — daß ich an der ganzen Affaire unschuldig bin." Ja, Kaiser Franz selbst, den man über den Gang des Prozesses, über Schuld oder Unschuld der Angeklagten im Unklaren ließ, tröstete noch kurz vor der Urtheilsschöpfung einen Fürbittenden: „Haben S' nur Geduld! 's ist ja schon zu End' und gar so viel wird's nit absetzen!"

Kennzeichnend für die Art und Weise, wie der Prozeß geführt wurde und wie man auf die öffentliche Meinung einzuwirken suchte, ist die Episode des Mitangeklagten Josef Gillofsky, eines Hofkriegsraths-Beamten. Dieser erdrosselte sich während der Untersuchung im Gefängniß, man schöpfte aber trotzdem ein Urtheil und stellte seinen Leichnam mit der Bezeichnung „Landesverräther" aus.

Man wollte Schuldige finden und — fand sie. Da man kein positives Verschulden nachweisen konnte, wurde die Gesinnung gestraft, wie ja dies leider jetzt noch nicht ganz außer Uebung ist. Schon aus dem Eingang des gegen Prandstetter geschöpften Urtheils wird diese Methode der Rechtssprechung klar. Da heißt es: „Martin Josef Prandstetter hatte, geleitet von Schwärmerei und Eigendünkel, schon vorhin bei mehreren Gelegenheiten seine Vorliebe für das unselige Freiheitssystem laut zu erkennen gegeben, er wurde dieserwegen von derjenigen Stelle, welche auf die Ruhe und Sicherheit der Staatsbewohner zu wachen hat und lieber Verbrechen zu hindern, als wirkliche Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern trachtet, liebevoll zurechtgewiesen und für die Zukunft gewarnt; allein diese menschenfreundliche Behandlung blieb bei ihm ohne Wirkung, statt in die Schranken der Bescheidenheit zurückzutreten und das Glück einer sanften Regierung zu erkennen, gesellte er sich vielmehr zu boshaften Menschen, welche Pläne zum Umsturz der gegenwärtigen Staatsverfassung entwarfen" u. s. w.

Das sind allgemeine Phrasen, die um so unliebsamer auffallen, als wir in keinem der Urtheile eine Bestätigung der Nachrichten finden, die man im Beginne der Untersuchung über die Schuld der Verhafteten im Publikum verbreitete. Wir kennen heute nur mehr diese Urtheile und die vorausgehenden und sie begleitenden öffentlichen Verhältnisse, — denn die Prozeßakten wurden als Geheimniß behandelt und sind verschwunden, wir entbehren also jedes Nachweises der Schuld, die man finden wollte.

Die endlich erflossenen Urtheile sind theilweise von einer Härte, die, wie alles auf die Spitze Getriebene, einer unfreiwilligen Komik nicht entbehrt. Wenn Baron Riedel, ein Mann in der Mitte der Fünfzigerjahre, zu sechzigjähriger Kerkerstrafe verurtheilt wird, so ist das einfach lächerlich und forderte den stets bereiten Witz der Wiener zu dem Einwurf auf: „Das kann er ja nicht aushalten!" Dann folgten Kerkerstrafen von dreißig Jahren, zum Beispiel gegen Prandstetter, zwanzig Jahren, unter Anderem gegen Hackel, und so herab bis zu einem Jahr. Außerdem wurden mehrere Landesverweisungen ausgesprochen und nur der schon

erwähnte Sprosse des Grafengeschlechtes wurde als „Opfer der Verführung" freigesprochen.

Man begnügte sich aber mit diesen Strafen nicht, sondern um die Erregung der Menge zu unterhalten, griff man zu einer Verschärfung, die für die meisten angesehenen und wohlbekannten Männer unter den Angeklagten eine nutzlose Grausamkeit war. Bei Riedl, Prandstetter, Hackel und einigen Anderen wurde nämlich bestimmt, daß sie vor dem Strafantritte an drei Tagen am Pranger stehen mußten, wobei eine an der Brust aufgehängte Tafel (im Volksmunde „'s Magentaferl" geheißen) ihr Verbrechen ersichtlich machte.

Ohne sich an dem Peinlichen einer solchen Schaustellung zu stoßen, umjohlte der Pöbel die Unglücklichen in diesen qualvollen Stunden, und der Schusterjungenwitz, der vielleicht hie und da auch Erwachsenen eigen ist, die nicht das ehrsame Handwerk treiben, übte sich in höhnenden Knittelversen, wie: „O Spektakel, Herr Hackel! Das ist ein Wetter, Herr Prandstetter!" die sich im Munde des Volkes noch lange erhalten haben, nachdem die Veranlassung vergessen war. (Bild Seite 48.)

Die meisten Verurtheilten gingen in den Fieber-Casematten von Munkacs zu Grunde, nur sehr Wenigen kam die Verwendung zugute, welche beim Friedensschluß von Campo-Formio für sie angestrengt wurde.

Für kurze Zeit mindestens war der Zweck erreicht, den man mit der künstlichen Aufbauschung einer an sich bedeutungslosen Verbindung einiger unklarer und schwärmerischer Köpfe erreichen wollte. Der Krieg wurde fortgesetzt und die Nothwendigkeit einer „wachsamen und starken Regierung" war nach Unten und Oben in das gewünschte Licht gesetzt worden.

Die trotz einzelner Siege fortdauernden Mißerfolge wendeten jedoch die Volksstimmung bald in die alten Bahnen. Man machte den Minister Thugut (Bild Seite 65), der mit Recht als rücksichtsloser Vertreter der Kriegspartei galt, für diese Mißerfolge und den aus selben fließenden Druck verantwortlich und verfolgte ihn mit Haß und Erbitterung.

Diese Gefühle machten sich in verschiedener Weise Luft. Auf die Sage hin, daß sein Großvater noch „Thunichtgut" geheißen und die Erlaubniß zur Namensveränderung erhalten habe, weil es ihm gelang, Kaiser Karl VI. in stürmischer Nacht glücklich über die Donau zu setzen, spielten die folgenden, auch am Hof colportirten und belächelten Verse hin:

„Als einst Dein Ahnherr, Thunichtgut, das Ruder führte
Von jenem Kahn, worin bei stürmisch finst'rer Nacht
Der Kaiser Carol fuhr, und es so gut regierte,
Daß er den Kaiser hat ganz wohl an's Land gebracht,
Hat Karl, um diesen Dienst in Gnaden zu erkennen,
Thugut, statt Thunichtgut, den braven Mann genannt,
Da Du des Staates Schiff so schlecht mit Deiner Hand
Regierst, soll man Dich Thunichtgut auch wieder nennen."

In derberer Weise noch machte sich der Unmuth des Volkes Luft, das den Wagen des Ministers mit Verwünschungen verfolgte und sogar mit Steinen bewarf. Dieser sonderbare Mann kannte aber keine Furcht; er verbat sich die zu seiner Sicherheit getroffenen Vorkehrungen des Grafen Saurau und ließ herausfordernd sogar die Zeit seiner Ausfahrten bekannt machen. Gellten ihm dann die Schimpfworte und Flüche nach, so hatte er nichts als ein verachtungsvolles Lächeln, höchstens das vor sich hingemurmelte Wort: „Canaille!" dafür.

Viel besser unterrichtet als über die österreichischen sind wir über die ungarischen Jakobiner, da die Prozeßakten erhalten und schon mehrmals Gegenstand geschichtlicher Forschung gewesen sind. Die Gleichartigkeit der Beweggründe, ja auch dieselbe Verworrenheit der Ansichten und das Kindische der in Aussicht genommenen Mittel, lassen sofort erkennen, daß wir es bei diesen „Verschwörungen" mit einer Art Modekrankheit jener Zeit zu thun haben.

Das Haupt der ungarischen Jakobiner war Ignaz Josef Martinovics (geboren 1755 zu Pest), ein Mann von vielseitigem, aber nicht sehr gründlichem Wissen, unstetem Temperament und verzehrendem Ehrgeiz. Die Meinung, eine Rolle spielen zu müssen, machte ihn zum Freigeist, obwohl er Priester war, zum Polizeispion, wenn er auch demokratische Gesinnungen hegte, und schließlich zum Verschwörer, wozu ihm die nöthigsten Eigenschaften — Muth und Entschlossenheit fehlten.

Nach einem ziemlich bewegten Leben, das ihn aus dem Kloster als Feldpater in das Kriegslager, dann als Professor der Mathematik in Lemberg in gelehrte Kreise, als Begleiter eines reichen Adeligen auf Reisen durch ganz Europa und endlich als Weltmann auch in die Verbindung mit Illuminaten und Freidenkern führte, kam Martinovics nach Wien.

Durch den früheren Polizeichef in Pest, Regierungsrath Franz Gotthardi, einen etwas zweifelhaften Charakter, später in den Hebenstreit'schen Prozeß verwickelt, wurde Martinovics Kaiser Leopold II. vorgestellt. Dieser Monarch, selbst ein eifriger Dilettant der Naturwissenschaften, fand Gefallen an den mannigfachen Kenntnissen des Martinovics und glaubte in demselben ein passendes Werkzeug zu erkennen, um in Ungarn die etwas ungestüm aufschäumenden Regungen im monarchischen Fahrwasser zu erhalten.

Martinovics wurde in der Kabinetskanzlei des Kaisers verwendet und faßte mehrere Schriften ab, in welchen er die Durchführbarkeit der modernen Ideen in einer Monarchie nachzuweisen suchte und dem lebenden wie dem verstorbenen Kaiser Lobeshymnen sang. Es ist zweifellos, daß damit die Thätigkeit Martinovics' nicht abgeschlossen war, sondern er nebstbei auch die unsaubere Rolle eines Spions spielte, der die Regierung über die Vorgänge in den liberalen Kreisen Ungarns unterrichtete.

Es ist ein Makel auf dem Bild Leopold's II., daß er sich mit Vorliebe solcher zweifelhafter Charaktere bediente und das Denunciantenthum beförderte. Sagte er doch von dem berüchtigten Leopold Alois Hoffmann, der wegen Unkenntniß von seiner Stelle eines Professors des deutschen Geschäftsstils an der Universität entfernt werden mußte und ein notorischer käuflicher Spion war: „Es ist richtig, daß der Kerl ein großer Esel ist, — aber würde er sich sonst zu solchen Diensten brauchen lassen?"

Durch den Tod Leopold's II. wurden die Hoffnungen des Martinovics auf eine politische Carriere zerstört. Kaiser Franz war viel zu nüchtern und positiv denkend, um an Leuten von dem zerfahrenen Wesen des Martinovics Gefallen zu finden, den freiheitlichen Regungen aber war er so abgeneigt, daß er ihnen mit anderen Mitteln entgegenzutreten entschlossen war, als mit doctrinären Broschüren. Martinovics erhielt seine Entlassung, die ihm durch Verleihung der Titularabtei von Szasvar und einen Gnadengehalt von tausend Gulden kaum weniger empfindlich gemacht wurde.

Nun knüpfte Martinovics wieder seine Verbindungen von früher an, und da er durch seine Stellung bei Hofe nicht ohne Grund bei der gemäßigten Partei in Mißkredit gekommen war, verfiel er in das Extrem, trat angeblich durch Emissäre mit dem Convent in Paris in Verbindung, ließ sich zum Agenten der revolutionären Propaganda ernennen und schaarte eine kleine Anzahl gleich leidenschaftlicher und confuser Charaktere um sich.

Wenn Martinovics und seine Genossen wirklich mit den Pariser Jakobinern in Verbindung standen, so ist so viel gewiß, daß sie von denselben in das Wesen einer Revolution, die Mittel, sie zu entfachen und zur Entfaltung zu bringen, sehr schlecht eingeweiht wurden. Was da durch ein volles Jahr getrieben wurde, ist eigentlich rein läppisch; diese Zusammenkünfte und Berathschlagungen bei gutbesetzter Tafel, dieses Entwerfen von Statuten, Organisationen und Geheimzeichen erinnerte lebhaft an die Complotte, wie sie in modernen Operetten-Librettos nicht selten vorkommen, in welchen ein komisches Verschwörer-Quartett nicht fehlen darf.

Martinovics entwarf einen „Catechismo de l'homme et du citoyen“ (Katechismus des Menschen und des Bürgers), eine „Societas reformatorum“ und eine andere Gesellschaft höheren Grades wurde gegründet, welche „Societas libertatis et aequalitatis“ (Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit) hieß.

In Allem dem sprach sich eine rein äußerliche Nachahmung jener Grundsätze und Formen aus, wie sie in Frankreich naturgemäß, aus der Volkserbitterung heraus, entstanden waren, für welche aber, wie später einer der Verschworenen mit Recht bemerkte, in Ungarn weder Boden, noch Verständniß war. Nichts als die abgedroschenen Phrasen treten aus diesem „Katechismus“ entgegen, der als eine Art Offenbarung, als zweiter „Contract social“ (Gesellschaftsordnung, eine epochemachende Schrift von Rousseau) gepriesen wurde, — aber des edlen Enthusiasmus entbehrte, welcher diese Schrift durchweht und ihr nur in der Unanwendbarkeit auf die herrschenden staatlichen Verhältnisse und den bisherigen menschlichen Entwicklungsgang entsprach.

Die „Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit“, an deren Organisation Martinovics im Sommer 1794 ging, sollte in etwas umständlicher Weise ebildet werden. Zuerst umgab er sich mit vier Direktoren, deren Persönlichkeiten wir noch kennen lernen werden, deren Hauptaufgabe die Anwerbung neuer Mitglieder war. Jeder Beitretende verpflichtete sich mindestens zwei weitere Mitglieder zu werben, die nur ihm und dem „Direktor“ bekannt waren, so daß sämmtliche Theilnehmer nur Martinovics, als dem Haupt der Gesellschaft, das über den Direktoren stand, genannt wurden. Wir stoßen also auch hier auf das Beiwerk aller ähnlichen Unternehmungen bis zum heutigen Tag und auch an geheimen Erkennungszeichen, Handgriffen und anderem solchen Hausrath des Verschwörerthums fehlte es nicht.

Die Zahl der Theilnehmer war auf 250.000 — ungefähr ein Dreißigstel der damaligen Bevölkerung Ungarns — festgesetzt; war diese voll, so war „die Stunde der Empörung gekommen!“ Drängend war die Gefahr keineswegs, denn nach fast einjährigem Bemühen betrug die Zahl der wirklichen Mitglieder erst fünfundsiebzig!

Martinovics spielte mehr mit dem Gedanken der Revolution — freilich eine gefährliche und mit Recht verpönte Spielerei! — und sein ehrgeiziger unsteter Charakter gefiel sich in der wichtigen Rolle des Lenkers und Organisators einer so mächtigen Verbindung. Ob er nicht, falls es seinem Ehrgeiz gedient hätte, allenfalls auch zum Verräther daran geworden wäre, ist nicht zu entscheiden, gewiß ist aber, daß es ihm, wenn es je zum Ernst gekommen wäre, an allen Eigenschaften gefehlt hätte, welche der Führer einer solchen Erhebung haben muß.

Schon die Wahl der vier Direktoren beweist, wie unklar er sich über die Bedingungen eines ähnlichen Complottes, wie leichtsinnig er in der Wahl seiner Werkzeuge war.

Um einen Einfluß auf die Kreise der Magnaten zu bekommen, ward Graf Jakob Szigray zum Direktor erkoren. Unpassender konnte keine Wahl sein, denn Graf Szigray war ein oberflächlicher Lebemann, der sein Vermögen vergeudet und unter seinem Stande geheiratet hatte, also in Adelskreisen nicht hochangesehen war, obwohl er Supernumerar-Beisitzer der Distriktualtafel zu Güns gewesen. Er gab später bei der Untersuchung, wahrscheinlich ganz wahrheitsgemäß an, er habe nie recht verstanden, was Martinovics wolle, und sich auch nie heiß um die Sache angenommen. Vermuthlich schloß er sich derselben nur an, um seinem Groll gegen die Standesgenossen Ausdruck zu geben.

Der tüchtigste Kopf unter den Direktoren war Josef Hajnoczy, ein gründlich gebildeter Mann, längere Zeit Sekretär der Grafen Széchenyi und Forgách, unter Josef II. Vicegespan des Syrmier Comitats, dann Sekretär der ungarischen Statthalterei. Er vertrat gewissermaßen eine gemäßigte Richtung, war aber von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Verhältnisse innerlich

überzeugt, wenn auch sein Vertrauen in die Zweckmäßigkeit der Maßregeln des Martinovics kein übergroßes gewesen zu sein scheint.

In jeder Beziehung sein Gegentheil, war der heißblütige und oberflächliche Johann Laczkovics, der meist aus persönlichen Gründen Verschwörer wurde. Nach längerer Dienstzeit in der ungarischen Garde trat er in ein Hußarenregiment über und reichte als Rittmeister an der Spitze anderer Offiziere eine Petition beim Landtage von 1791 ein, welche die Nationalisirung der ungarischen Armee verlangte. Darüber in Untersuchung gezogen und strafweise versetzt, trat er aus der Armee, führte ein unstetes Leben und griff schließlich nach der Hand des Martinovics als einer Art von Rettungsanker. Trotzdem war er als entschlossener und scrupelloser Mann vielleicht der Einzige, welcher im Falle eines Ausbruches der Verschwörung, seiner Rolle gerecht geworden wäre.

Der vierte „Direktor" Franz Szentmarjay, war ein enthusiastischer junger Mann, Sekretär des Barons Orczy, dessen Eitelkeit sich nicht blos mit seiner anerkannten körperlichen Schönheit begnügte, sondern der sich gefiel, den Freigeist zu spielen und mit den Ideen der französischen Revolution in Frauengesellschaften Staat zu machen.

Die Thätigkeit der vier Direktoren sammt dem Haupte Martinovics erschöpfte sich in Anwerbung der erwähnten 75 Mitglieder. So vorsichtig aber auch die Organisation der Verbindung ausgeklügelt war, so wenig entsprach das Benehmen dieser Leiter einem solchen bedenklichen Unternehmen. Szentmarjay prunkte offen mit dem Direktortitel, Laczkovics gefiel sich in revolutionären Phrasen, wie zum Beispiel: „Es werde nicht besser werden, bis man auf die Könige wie nach Spatzen schieße!" und sogar Martinovics plauderte in Damengesellschaften ganz offen, daß eine Revolution bevorstehe, Ungarn eine Republik werden müsse u. s. w.

Man darf also wohl annehmen, daß die Regierung schon lange von den Plänen der sonderbaren Verschwörer Kenntniß hatte und sich das Zugreifen nur auf den Moment sparte, wo es ihr am gelegensten war. Die verschiedenen Versionen über eine „Entdeckung" des Complottes dürften wohl erst nachträglich und mit einer gewissen Absicht erfunden worden sein. Am bekanntesten ist jene, daß der Diener des Abtes Martinovics in dessen Abwesenheit den Ornat des Gebieters probirt habe, durch dessen plötzliche Zurückkunft überrascht, unter das Sofa gekrochen sei und dort aus einem Gespräch, das Martinovics mit einem Freund führte, das Vorhandensein des Complottes erfahren habe.

Noch haltloser ist die etwas theatralisch zugestutzte Nachricht von einer Audienz des Martinovics beim Kaiser Franz, wobei dieser, schon in Kenntniß von den schlimmen Anschlägen des gewesenen k. k. Rathes und Abtes, demselben ein zur Ausführung eines Attentates bereit gehaltenes Messer entriß. Kaiser Franz war nicht der Mann zu solchen ganz überflüssigen Entlarvungen, und Martinovics nicht aus dem Holze, aus welchem die Vollstrecker so verzweifelter Thaten geschnitzt sein müssen. Eines indeß ist richtig — es wurden damals in Wien vier Mann der ungarischen Nobelgarde öffentlich auf dem Glacis vor dem Schottenthore gehenkt. Die Volksstimme bezeichnete selbe als Mitverschworene gegen das Leben des Monarchen.

Trotz seiner zweideutigen Rolle war Martinovics schon lange verdächtig und man benützte seine Anwesenheit in Wien, um ihn zugleich mit Baron Riedel und den anderen österreichischen „Jakobinern" zu verhaften. Nun erfolgte auch die Gefangennahme von Laczkovics und Szentmarjay, und als Martinovics, der sofort alle Haltung verlor und bei seiner Verhaftung wiederholt in Ohnmacht fiel, ein umfassendes Geständniß ablegte, auch die Festnahme der übrigen Verschworenen, die sammt und sonders nach Wien abgeführt wurden.

Die gleichfalls vom Grafen Saurau durchgeführte Untersuchung brachte das Abenteuerliche, ja Kindische des ganzen Unternehmens vollständig zu Tage. Hajnoczy erklärte rund heraus, daß die Masse des Volkes, die allein von einer solchen

Umwälzung Vortheil haben könnte, in Ungarn noch zu ungebildet und stumpf sei, um in Bewegung gebracht zu werden. Er habe sich der Sache nur angeschlossen, weil er hoffte, die Regierung dadurch zur Rückkehr zu den Josefinischen Ideen zu bewegen, — eine Entschuldigung, mit welcher er sich den damaligen Machthabern nicht sonderlich empfahl. Er erklärte die Ideen des „Katechismus" als für Ungarn unanwendbar und das Vorhaben einer förmlichen Revolution als „fantastisch und unausführbar".

Laczkovics erklärte rund heraus, er sei zur Theilnahme durch die erlittene ungerechte Behandlung getrieben worden, für die er sich rächen wollte. Alle gaben an, die Sache nicht ernst genommen zu haben und erst jetzt zur Erkenntniß der Tragweite ihres Vorhabens gekommen zu sein.

Am übelsten benahm sich Martinovics, der bald leugnete, bald zu Geständnissen schritt, die er später widerrief, um neuerliche Entschuldigungen zu machen. Er schonte auch seine Genossen nicht, bezeichnete Hajnoczy als „unfähigen eingebildeten Kopf" und Laczkovics als einen „grundsatzlosen und rachsüchtigen Menschen".

Die Führung des Prozesses in Wien machte viel böses Blut und rief einen Sturm von Verwahrungen und Protesten aus den Comitaten hervor, so daß im November Martinovics und seine Genossen nach Ofen gebracht wurden, um vor die königliche Tafel gestellt zu werden. Nach längerer Dauer des Prozesses, auf dessen Gang der öffentliche Ankläger Johann Nemet, ein gewissenloser, in Ungarn verhaßter und verachteter Mann, durch Erschwerung der Vertheidigung Einfluß übte, erfolgte der Urtheilsspruch nach den „Gesetzen des heiligen Stefan", die aus der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts stammten und noch lange herauf statt eines systematisch codificirten Strafrechtes Geltung hatten.

Unter diesen Umständen und bei der Stimmung der leitenden Kreise war es nicht zu wundern, wenn das Urtheil hart ausfiel. Es lautete gegen Martinovics und die vier Direktoren, dann gegen acht andere Angeklagte auf den Tod, dreiundzwanzig wurden zu Kerkerstrafen verurtheilt, eine Minderzahl freigesprochen.

Der Appellhof, die königliche Curie, welche unter dem Vorsitz des Palatin stand, verschärfte es noch in Bezug auf vier Angeklagte, die gleichfalls zum Tode verurtheilt wurden. Kaiser Franz bestätigte die Erkenntnisse der Curie mit der Begründung, daß es „seine Herrscherpflicht sei, ein Exempel zu statuiren, um hiedurch Andere von ähnlichen Missethaten abzuschrecken".

Die Bestätigung des Todesurtheils und die erschütternde Prozedur der Aberkennung der Priesterwürde raubte Martinovics den letzten Rest von Fassung, und es zeigte sich so recht klar, wie haltlos eine phrasenhafte Freigeisterei sei, wenn sie nicht durch philosophische Schulung und einen festgefügten Charakter ihre innere Berechtigung erhält.

Von Stunde zu Stunde wechselten bei dem Unglücklichen die Stimmungen. Bald geberdete er sich in der alten Weise, warf mit atheistischen Phrasen umher und zeigte eine ausgelassene Sorglosigkeit, um in der nächsten Stunde auf die Knie zu stürzen und zerknirschte Gebete zu stammeln, oder um seine Begnadigung zu flehen, wobei er die tollsten Versprechungen machte, die Abfassung neuer Gesetzbücher, den Aufschwung der Finanzen oder die Unüberwindlichkeit der österreichischen Heere herbeizuführen verhieß. Der Freigeist und Revolutionär war eine Beute der Todesfurcht, die, da kein Mensch, schon aus körperlichen Gründen, verpflichtet ist, ein Held zu sein, Niemandem zu verübeln ist, aber die denn doch schlecht zu der Rolle paßte, die er sich angemaßt hatte.

Die Justifikation erfolgte am 20. Mai 1795 auf der sogenannten Generalwiese in Ofen, und zwar sollten an diesem Tage nur die fünf Häupter der Verschwörung gerichtet werden und Martinovics der Zuschauer des grausigen Schauspiels der Hinrichtung seiner vier Genossen sein.

Zuerst kam Graf Szigray an die Reihe, dessen Muth auch seit der Urtheilsverkündigung gebrochen war. Szentmarjay blickte heiter drein und pfiff bis zum letzten Moment die Marseillaise.

Nun folgte Laczkovics, der trotzig und übermüthig blieb. „Was liegt mir am Leben! Man mag mich braten oder sieden! Einmal wird doch Wurzel fassen, was wir gesäet! Die Jagdhunde gehen zu Grunde, die Jäger bleiben!" sagte er, als man ihm die Urtheilsbestätigung verkündete. Dem begleitenden Priester entgegnete er, den geistlichen Zuspruch abwehrend: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, als Soldat hab' ich ihm oft genug entgegengeblickt; ich möchte auch meinen Muth nicht verlieren. Wenn ich mich aber mit religiösen Gedanken beschäftige, könnte mir die Todesfurcht nahetreten, die ich bekämpfen will." Mit festem Schritt trat er in das verhängnißvolle Carré, warf seinen Rock ab und rief dem Auditor zu, der nochmals das Urtheil verlesen wollte: „Lassen Sie das, ich weiß ohnehin, was darin steht!" Hajnoczy bewahrte bis zum Ende seine Ruhe und bot unerschüttert dem Henker den Nacken zum Todesstreich.

Am schwachmüthigsten bewies sich auch dieses Mal wieder Martinovics selbst. Der Anblick von Graf Szigray's Ende machte ihn ohnmächtig. Man richtete ihn sitzend auf und ein menschenfreundlicher Officier stellte sich vor ihn, um ihm den Anblick der anderen Hinrichtungen zu ersparen. Als der verhängnißvolle Moment nahte, mußte er auf das Schaffot getragen werden. Durch seine unruhigen Bewegungen fiel im letzten Augenblick, als das Schwert über ihm blitzte, die Binde von seinen Augen. Man befestigte sie nochmals und nun erst fiel auch sein Haupt. Nach der Justifikation wurden die Katechismen und andere bei den Verschwörern gefundene Schriften durch den Henker öffentlich verbrannt.

An diese blutige Scene knüpfte sich eine Episode, welche deutlich bewies, daß es zwar kein unnützes Bemühen sei, die Bevölkerung „aufklären" zu wollen, es aber dafür noch viel geeignetere Felder gebe, als das rein politische.

Die Tochter eines reichen kroatischen Geschlechts litt an der Epilepsie, die nach einem weitverbreiteten thörichten Aberglauben durch Eingießen frischen Menschenblutes geheilt werden könne. Da alle anderen Mittel fruchtlos blieben, beschloß man, die Exekution der „Jakobiner" mit Erlaubniß einer hohen und weisen Obrigkeit zur Anwendung dieses verzweifelten Heilmittels zu benützen.

Schon vor der Exekution nahten sich zwei Reiter, die ein halb ohnmächtiges, sich sträubendes Mädchen zwischen sich führten. Als das erste Haupt fiel, fing ein Knecht des Henkers den Blutstrahl in einem Becher auf, der rasch zu der Reitergruppe gebracht und dort der Unglücklichen noch rauchend eingegossen wurde, worauf die Reiter mit dem armen Wesen querfeldein sprengten, um — wie die unsinnige Gebrauchsanweisung lautete — das eingegossene gesunde Blut in alle Adern zu treiben.

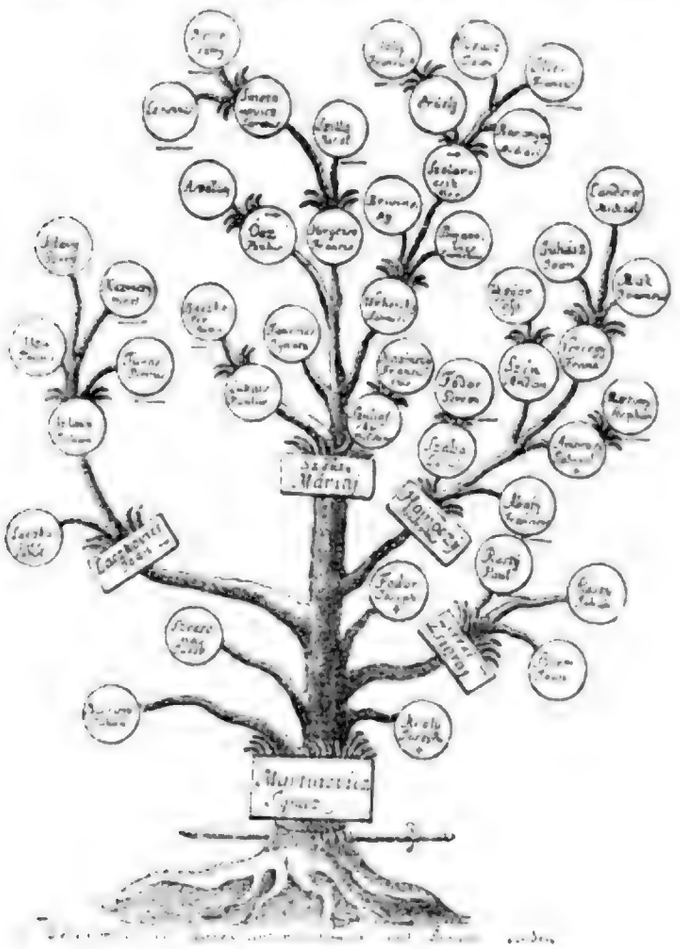
Wie bei anderen, wenn auch weniger abstoßenden Quacksalbereien, sobald sie fruchtlos bleiben, ist keine Nachricht über den Erfolg dieser Kur auf uns gekommen, — denn es werden ja nur die zufälligen Heilungen pomphaft verkündet. Wir wissen nur durch einen gleichzeitigen Berichterstatter, daß das, wie immer bei solchen Schauderscenen, zahlreich versammelte „schwächere Geschlecht", das tapfer die Hinrichtung angesehen hatte, beim Anblick dieser schauderhaften Kur meist in Ohnmacht oder kaum zu stillendes Erbrechen verfiel.

Am 3. Juni 1795 wurden noch Paul Öcz und Alexander Szolarcsik hingerichtet. Den übrigen zum Tode Verurtheilten wurde durch einen kaiserlichen Gnadenakt eine Gefängnißstrafe von sehr unbestimmter Dauer zuerkannt, „bis sie vollständige Reue und untrügliche Zeichen einer vollständigen Besserung zeigen würden".

Das Henkerschwert, mit welchem Martinovics und seine Complicen hingerichtet wurden, befindet sich gegenwärtig im Pester Nationalmuseum, wohin es im Jahre 1880 durch Vermittlung des Buchhändlers Karl Knoll gelangte. Baron Palocsay hatte dasselbe im Jahre 1809 dem betreffenden Scharfrichter

abgekauft und ſpäter ſeinem Wirthſchaftsbeamten Anton Nagy de Oers zum Geſchenke gemacht. Von dieſem ging das Schwert in den Beſitz des Neffen Nagy's, Johann Szöllöſy über. Wie noch jetzt lebende Zeugen beweiſen, war in der Klinge die denkwürdige Jahreszahl der Hinrichtung, ſowie die Namen der Verurtheilten und des Henkers, welcher die Hinrichtung vollzog (wahrſcheinlich Georg Hofmann aus Wien, geſtorben daſelbſt 1816 im Alter von 48 Jahren), eingravirt und ſind von dieſer Einätzung noch jetzt Spuren vorhanden. Erwähnenswerth iſt noch, daß das Schwert eine ſchöne Scheide hatte, welche jedoch ebenſo wie die Klinge vom Roſte angegriffen ward und ſpäter abhanden kam.

Es iſt ferner ein gleichzeitiger Kupferſtich (gegenwärtig wohl als Unicum im Beſitze des Verfaſſers dieſes Buches) erhalten geblieben, welcher bei Gelegenheit



Der „Blutbaum" mit den ungariſchen Jakobinern.

der Hinrichtung verfertigt wurde. Die Gravirung ſtellt eine Art Stammbaum vor, deſſen reichlich Blutstropfen verſpritzende Wurzel durchhauen und in welche ein Schwert geſteckt iſt. An den Zweigen des Stammes ſind theils eckige und theils runde Täfelchen, welche die Namen der Verſchwörer enthalten. Den Hingerichteten iſt ein Schwert beigegeben (es ſind dies Martinovics, Szigraj, Hajnoczy, Laczkovics, Szent Marjay, Szolarcsik, Ocz), anderen ein Kreuz, als Zeichen ihres Todes während der Unterſuchung (Joſef Kraly, Joſef Fodor, Gabriel Ambroſy), wieder andere Namen ſind unterſtrichen; unten ſteht die Bemerkung: „Denen, welche der Namen Unterſtrichen iſt ſind Entlaſſen worden" (Franz Abaſy, Stefan Martony, Perſon Fodor, Peter Turos, Anton Baczkofer, Franz Illes, Franz Seby, Nemeſany, Lonovics, Nicolaus Kazinczy), die übrigen, ohne weitere Kennzeichen ſind die mit Kerker Beſtraften (Johann Bacsany, Jakob Szeſſenas, Johann Brem, Johann und Paul Roſtby, Ladislaus Laczkovics, Johann und Georg Szlavy, Paul Uza, Karl

Smetanowics, Aszalay, Ignaz Tancsics, Paul Lukats, Franz Hirgeiſt, Nicolaus Szilla, Erdely, Bruſinsky, Johann Kopasz, Michael Baranyay, Kornelius Bujanovics, Samuel Wrhovsky, Melchior Szuliofsky, Michael Landerer, Dominik Mak, Johann Juhász, Anton Szén, Ujgyörgyi, Ladislaus Szabó, Franz Kazinczy und Franz Verſeghy). Die beiden letzteren verdienen eingehendere Beſprechung.

Die St. Nicolauskapelle mit Lenau's Wohnhaus. (Seite 58.)

Franz von Kazinczy (geb. 1759, geſt. 1831) wurde Vicenotär und Ober-Schulaufſeher des Kaſchauer Diſtriktes, da er jedoch Proteſtant war, entfernte man ihn gleich den anderen ſeiner Glaubensgenoſſen, nach Leopold's II. Thronbeſteigung, vom Schulweſen. Im Verein mit Graf Paul Raday regelte er die Verhältniſſe des eben im Entſtehen begriffenen ungariſchen Nationaltheaters, überſetzte für daſſelbe deutſche, franzöſiſche und engliſche Luſtſpiele und Dramen. Er war einer der einflußreichſten Dichter und Schriftſteller der Magyaren. Die Martinovics'ſche Verſchwörung, an welcher er theilnahm, brachte ihn ins Unglück; zwar wurde ihm das Leben geſchenkt, aber er war ſieben Jahre im Gefängniß am Spielberg, dann in Kufſtein und Munkacs. Man ehrt ſein Andenken durch die Bezeichnung des „ungariſchen Goethe". (Bild Seite 61.)

Doctor Franz Verseghy (geb. 1757, gest. 1822) war Pauliner-Ordenspriester und Sekretär des Feldsuperiors, machte als Feldgeistlicher den Türkenkrieg mit, wurde wegen der Theilnahme an der mehrerwähnten Verschwörung zu neun Jahren Kerker verurtheilt, welche Strafe er ebenfalls in Kufstein, Graz und am Spielberg abbüßte. Im Jahre 1804 erlangte er seine Freiheit wieder. Auch Verseghy zählt zu den bedeutendsten ungarischen Schriftstellern und Dichtern; mehrere seiner Lieder setzte er selbst in Musik.

Dem erregten ungarischen Nationalgefühl galten Martinovics und seine Genossen lange Zeit als Märtyrer, was sie gewiß nicht waren. Es ist in neuerer Zeit von ungarischen Historikern nachgewiesen worden, daß die Klagen über ungesetzliche Führung des Prozesses und Beeinflussung der Richter vollständig unbegründet sind. Wohl aber wird man zugeben müssen, daß die Strafe im Verhältniß zu der thatsächlichen Gefahr und dem Vermögen der Beschuldigten, wirklich zu schaden, eine sehr harte war, und daß es sich weniger um deren Personen handelte, als daß man damit eine ganze Zeitrichtung treffen und einschüchtern wollte.

Für die Auffassung des Volkes ist es bezeichnend, daß auf der Blutstätte am Morgen nach der Justifikation ein blühender Rosenstrauch gepflanzt war, der wiederholt entfernt, jedesmal von unsichtbaren Händen wieder erneuert wurde. Die Generalwiese wird aber heute noch häufig „Vérmező" — Blutfeld — genannt.

Von diesem Wiesenplan, der sich am Fuße des Festungsberges von Ofen gegen Süden ausbreitet und eine Aufstellung von 25- bis 30.000 Mann zuläßt, von dem Paulus- (im Volksmunde Teufels-) Bach begrenzt wird, wurde ein rückwärtiger kleiner Theil im vorigen Jahrhundert als Pestfriedhof verwendet und die hölzerne Umzäunung wurde bis zum Jahre 1849 erhalten. Bei Belagerung der Festung durch Görgei nährten die Planken und Pfosten dieses Zaunes die Bivouakfeuer der Magyaren. Später wurden die Gefallenen dort begraben. Auf dieser kleineren Wiese war die Richtstätte dicht neben der St. Nicolauskapelle. (Bild Seite 57.)

An der südlichen Spitze derselben, dort wo die Schöpfungs- und die Schwabenbergergasse sich vereinigten, stand noch vor etwa dreißig Jahren diese verödete Kapelle und diente als Wagenhaus und Kohlenkammer für die Schmiedewerkstätte, die in einem kleinen ebenerdigen Anbau untergebracht war. Die aus Thür und Fenster hervorsprühenden Funken, die berußten, innen roth angeglühten Wände, die eintönigen Schläge der Hämmer und das Pfeifen der Bälge paßten ganz wohl zu den traurigen Erinnerungen, welche den Vorübergehenden, zumal bei Nachtzeit, beschlichen. Heute freilich ist das Alles verschwunden, denn über diesen alten Gräbern erhebt sich der schmucke Wartesaal der Personenhalle der Orientbahn sammt Nebengebäuden.

Und noch eine Erinnerung knüpft sich an diesen Ort — hier nahm der fünfzehnjährige Knabe Nicolaus Nimbsch von Strelenau, später so berühmt als Dichter Lenau, seinen Wohnort in einer elenden Hütte hinter der Kapelle.

Lenau (geb. 1802, gest. 1850) verlor sehr bald seinen Vater; seine Mutter vermählte sich zum zweiten Male mit einem Arzte und übersiedelte nach Tokai. Aber dort fehlte es an Schulen und Lehrern, die geeignet gewesen wären, den Kindern einen Unterricht zu ertheilen, auf dem sich fortbauen ließe, und so entschloß sich seine Mutter, vorsorglich, liebevoll und aufopfernd, wie sie war, zu einer zeitlichen Trennung von dem Hause ihres Gatten und zu einer Uebersiedlung nach Ofen. Ihr Vater mißbilligte die von ihr eingegangene zweite Ehe und entzog ihr und ihren Kindern jene Unterstützung, die es möglich gemacht haben würde, für die Erziehung der Letzteren in einer zusagenden Weise sorgen zu können, deshalb kam die Mutter mit den beschränkten Mitteln, fast hilflos im Herbste 1817 in der Hauptstadt an und fand die Wohnungspreise, so billig sie auch damals waren, über alle Erwartungen hoch.

Bis zum „Blutfeld" und der Nicolauskapelle irrte die Mutter Lenau's, eine Wohnung suchend. Eine der hölzernen Hütten an der Kapelle (die Nummer 267 tragend), früher eine Leichenkammer (in ihr lagen seinerzeit die Körper der Hingerichteten im Prozesse Martinovics), später eine Holzstätte, war damals im Besitze der Witwe Koll, und diese Hütte wurde nun die Wohnung der Familie Nimbsch; sie beherbergte eine vortreffliche Frau, beseelt von der heiligsten Mutterliebe für fünf hoffnungsvolle Kinder, die dort den äußersten Mangel und die größten Entbehrungen kennen lernen sollten. Die morschen Wände entzogen dem frivolen Auge der Welt das Bild der züchtigen Armuth, die Lenau später in einem seiner schönsten Verse mit Recht so hoch pries.

Lenau, der den gehegten Erwartungen entsprach und dessen Briefe an den Großvater so gewinnend waren, daß sie dessen endliche Annäherung und Unterstützung bewirkten, kam schon im Jahre 1818 nach Stockerau und 1819 nach Wien zur Fortsetzung seiner Studien. Es wird späterhin noch weiter von dem genialen Manne die Rede sein; hier möge nur erwähnt werden, daß er durch sein ganzes Leben ein treues Gedächtniß für den, wenn auch kurzen, doch höchst traurigen Aufenthalt in der ehemaligen Leichenkammer der 1795 Hingerichteten, in deren Schatten sich die Phantasie des Knaben in seltsamen Wandlungen ergangen haben mochte, deren Mauern von den elegischen Tönen seiner Violine, die er schon damals gut zu behandeln verstand, oder von den gellenden Pfiffen seines Mundes widerhallten. Gedichtet und geschrieben hat Lenau nichts in diesem unheimlichen Bau, er soll sich aber später wieder in diesem Hause aufgehalten haben.

Daß die Verschwörung des Martinovics den Zweck hatte, Ungarn als selbstständiges Reich abzutrennen, dessen Herrscher der Palatin Alexander Leopold werden sollte, ist längst als eine müßige Erfindung erkannt, die aber seinerzeit doch einigen Glauben gefunden zu haben scheint. Auf jeden Fall wurde durch die ganze Sache die ohnehin schwierige Stellung des Palatins noch peinlicher gemacht. Nicht wenig trugen dazu eilfertig colportirte cynische Bemerkungen des Ministers Thugut (Bild Seite 65) bei, der in dem Prozeß nur ein Mittel sah, den ungarischen Nationalgeist zu beugen. Auf die verschiedene sociale Stellung der Verurtheilten anspielend, soll der Minister frohlockend geäußert haben: „Einen Gelehrten haben wir darunter, ein halb Dutzend Dichter, einen hohen Pfaffen und einen Grafen! Wie schade, daß nicht auch ein Fürst darunter ist, — um noch eines unruhigen Kopfes los zu sein!"

Schwer verstimmt über den Gang der Dinge kam der Erzherzog-Palatin im Sommer 1795 nach Wien, — vielleicht um im Sinne des Befehls seines Vaters die Sache Ungarns zu führen. Er sollte nimmer dahin zurückkehren.

Am 12. Juli veranstaltete er als eifriger Dilettant der Pyrotechnik zu Ehren seiner Schwägerin, der Kaiserin Maria Theresia, ein Feuerwerk in Laxenburg. Durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners entzündeten sich vorzeitig einige Raketen, nahmen die Richtung nach rückwärts, wo die übrigen Feuerwerkskörper in einem Gewölbe aufbewahrt waren, in welchem gerade der Erzherzog weilte, der nebst zwei Lakaien durch Brandwunden sein Leben verlor.

Eine widerliche Folge der Prozesse in Wien und Ofen war die zum Theil aus Uebereifer, aber häufig auch als Geschäft betriebene „Jakobiner-Riecherei".

Es war genug, Freimaurer zu sein oder auch nur gewesen zu sein, um als verdächtig zu gelten, und selbst die verdientesten Männer aus der Josefinischen Periode, wie zum Beispiel Sonnenfels, hatten unter diesem völligen Umschlag der Maximen zu leiden.

Was sich von Rosenkreuzern, Illuminaten, Templern u. s. w. als Abarten der Freimaurerei geberdete und in der That oft recht confuse Theorien und mystischen Firlefanz zu Tage förderte, ward jener in die Schuhe geschoben, die nicht oft genug ihre wohl auch nicht anzuzweifelnde Loyalität betheuern konnte.

Obwohl nach den bekannten Josefinischen Anordnungen eigentlich von einer „geheimen Gesellschaft" nicht mehr die Rede sein konnte, da die Behörde voll-

kommen Einsicht in die Gebahrung und das Verhalten nehmen konnte, galten die Freimaurer doch dafür und wurden von allen Seiten bei ihren im Grunde ziemlich harmlosen und von Kaiser Josef II. nicht ganz unrichtig als „Gaukelei" beurtheilten Zusammenkünften überwacht. Daß nun auch einzelne der Wiener Jakobiner zugleich Freimaurer waren, stieß vollends dem Faß den Boden aus, man chicanirte sie auf jede Weise, bis der Orden 1801 gänzlich für Oesterreich und Ungarn verboten wurde.

Indessen gedieh das Denunciantenthum trefflich und trieb sogar recht ergötzliche komische Blüthen. Noch 1794 machte ein unterstützungslüsterner Herr Jakob Kob der Regierung den Vorschlag, zur Bekämpfung der „Totalrevolutionär-Gesellschaft", von welcher ganz Europa bedroht sei, eine Art heiliger Liga zu gründen, eine Idee, die er auch in einigen Broschüren verfocht. Daß dieser Mann dabei die über Gebühr gefeierte Blumauer'sche Travestie der Aeneis, ja sogar den läppischen Text zu Mozart's „Zauberflöte" als revolutionäre Ablagerungen freimaurerischer Mystik denuncirte, ist weniger wunderbar, als daß man von Seite der Behörden thatsächlich das Libretto Schikaneder's einer Art von Censur unterzog.

Wie weit die Uebersorgfalt der Regierung und das Spitzelthum ging, möge eine andere verbürgte Thatsache beweisen. In einer Spielgesellschaft in einem ungarischen Privathaus passirte es einem Spieler, der sein Vertrauen auf die Karte des Königs gesetzt hatte, daß er gerade durch dieselbe verlor. Erbost darüber und auch in Weinlaune, riß er die Karte mit dem Citat: „Reges semper trahunt!" (Könige trügen immer) auseinander. Auch dieser Vorgang fand seinen Denuncianten und der arme Teufel mußte noch froh sein, mit einer zweijährigen Untersuchungshaft für sein „Majestätsverbrechen" davonzukommen

VI. Krieg und Frieden bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts.

Der Feldzug von 1796 wurde auf zwei Kriegstheatern eröffnet: in Deutſchland und Italien, wo ſich neuerlich die kleineren Fürſten an die Seite Oeſterreichs geſtellt hatten. Bei den kaiſerlichen Armeen waren einſchneidende Veränderungen im Commando vorgenommen. Jenes in Deutſchland wurde, dem Wunſch der Truppen und der öffentlichen Meinung nachgebend, dem erſt fünfundzwanzigjährigen Erzherzog Karl (Bild Seite 41) anvertraut, der durch Alter unfähig gewordene Prinz Friedrich Joſias von Sachſen-Coburg, der wackere, aber ſchon zu alte Clerfayt wurden entfernt, Wurmſer nach Italien berufen, wo der gleichfalls aus der bedächtigen taktiſchen Schule Daun's und Lascy's ſtammende Beaulieu den Oberbefehl erhielt.

Man legte weniger Gewicht auf den ſüdlichen Kriegsſchauplatz, wohin das Directorium einen jungen, wenig bekannten und bis jetzt nur im Innern des Landes verwendeten General geſendet hatte: — Napoleon Bonaparte.

Am 9. April begannen die Feindſeligkeiten und ſchon in den erſten Tagen bewies ſich der franzöſiſche Feldherr als ein Meiſter der Strategie, vor deſſen blitzſchnellen Bewegungen und kühnen Angriffen die bedächtigen kaiſerlichen Generale nicht Stand halten konnten.

Schon am 14. April ſiegte er bei Montenotte über Beaulieu, unmittelbar darauf bei Milleſimo über die Sardinier, bevor ſie ſich mit dem kaiſerlichen Heer vereinigt hatten, am 14. lieferte Maſſena bei Dego ein ſiegreiches Treffen, das freilich am nächſten Tage beim ſelben Orte von dem tapferen Oberſten Philipp von Vukaſſovich, der ſich 1788 durch ſeinen kühnen Zug nach Montenegro bekannt gemacht hatte, in blutiger Weiſe heimgezahlt wurde.

Sardinien ſuchte ſich durch einen Waffenſtillſtand zu retten, Bonaparte aber warf ſich gegen die Flanke Beaulieu's, der ſeine gefährliche Situation nicht mehr zu ändern vermochte, und drängte ihn unter fortwährenden Gefechten über den Po, und nach dem berühmten Gefecht bei Lodi, wo er ſelbſt den entſcheidenden Sturm auf die Brücke anführte, auch über die Adda.

Die Lombardie war in den Händen des Siegers, am 14. Mai hielt er ſeinen Einzug in Mailand; Parma und Modena wurden republikaniſirt, Neapel beeilte ſich, Frieden zu ſchließen, und der Papſt ſuchte ſich nach dem Treffen bei Tolentino durch eine Neutralitätserklärung zu retten.

Dieſe raſchen Siege im Süden blieben nicht ohne Einfluß auf die Kriegsführung in Deutſchland. Erzherzog Karl mußte eine Diverſion durch Tirol fürchten und zog ſich langſam zurück, während Moreau nach Baiern folgte und ſich rechts in Verbindung mit Bonaparte, links mit der unter Jourdan ſtehenden Sambre- und Maas Armee zu ſetzen ſuchte. Auch hier wiederholten ſich die Vorgänge, wie im Süden. Baden, Württemberg, die Pfalz, der fränkiſche

und schwäbische Kreis machten rasch ihren Frieden mit der Republik, was indessen nicht hinderte, daß sie fortwährend wie Feindesland behandelt wurden, unter Brandschatzungen und Contributionen schwer zu leiden hatten.

Schon schien es, als sollte auch hier der Kampf auf österreichischen Boden verpflanzt werden, als sich plötzlich das Blatt wendete. Am 11. August gebot Erzherzog Karl dem weiteren Vordringen der Franzosen durch die Gefechte bei Heidenheim und Nördlingen Halt, wirft sich dann, gegen Moreau nur ein Beobachtungscorps unter Latour zurücklassend, gegen die Böhmen bedrohende Sambre- und Maas-Armee, schlägt Jourdan in den blutigen Gefechten bei Teiningen und Neumark, erringt am 24. August den Sieg bei Amberg und am 3. September bei Würzburg, wodurch die Sambre- und Maas-Armee zum fluchtähnlichen Rückzug bis an den Rhein genöthigt wird und auch Moreau gezwungen ist, seinen berühmten, als Meisterstück operativer Taktik gepriesenen Rückmarsch anzutreten. Mit Jahresschluß war auch Kehl genommen und das rechte Rheinufer vom Feinde gesäubert.

Alle diese Vortheile wurden jedoch durch das Mißgeschick auf dem südlichen Kriegsschauplatz wettgemacht, denn es bestand die Gefahr, daß nunmehr Bonaparte durch Tirol der Armee des Erzherzogs in den Rücken falle. Seine Siege bei Lonato über Quosdanovich, bei Castiglione und Bassano über Wurmser, bei Roveredo über Davidovich ließen auf eine solche Absicht schließen und waren ein trauriger Beweis seiner Feldherrenkunst, welche die ohne Zusammenhang und planlos handelnden kaiserlichen Generale zu vernichten wußte.

Um die französische Armee festzuhalten, warf sich der alte tapfere Haudegen Wurmser im September nach Mantua. Nachdem der Versuch, diese Festung zu entsetzen, durch den Sieg in der dreitägigen blutigen Schlacht bei Arcole (15. bis 17. November 1796) und jener bei Rivoli (14. Jänner 1797) über Alvinczy vereitelt worden war, mußte sich Mantua am 2. Februar 1797 nach fünfmonatlicher Cernirung, mehr von Hunger und Krankheit, als vom Feinde bezwungen, ergeben.

Nun war der Weg in das Herz der Monarchie offen. Ein Beobachtungscorps nach Tirol sendend, drang Bonaparte mit seiner siegbegeisterten Armee auf der kürzesten Linie nach Norden vor. Der rasch herbeigerufene Erzherzog Karl vermochte mit den zusammengerafften Truppen, die er, kaum 20.000 Mann stark, am Tagliamento sammelte, den Siegeslauf nicht zu hemmen und mußte sich nach Kärnten und Steiermark zurückziehen. Ohne Aufenthalt folgte ihm Bonaparte, der schon am 30. März 1797 in Klagenfurt ankam.

Eine Schilderung seiner Persönlichkeit von einem österreichischen Beamten, der damals mit dem nachmaligen Kaiser in Berührung kam, ist nicht ohne Interesse: „Er ist ein Mann von mehr kleiner Statur, ungefähr dreißig Jahre alt, seine Gesichtsfarbe braungelb, die Wangen eingefallen, die Nase erhaben, seine dunklen tiefliegenden, aber geistvollen Augen werfen bedeutsame Blicke umher; seine Sprache ist lakonisch, aber deutlich, seine Stirne verräth einen Denker. Auf äußerlichen Prunk schien er für seine Person wenig zu halten; mehr war dieses bei seiner Garde der Fall, die jedoch nur dreißig Mann stark war. Seine Anordnungen zeigten, daß er ein Mann von Verstand und Verschlagenheit war, der die feinste Politik besaß."

In der That benahm Bonaparte sich mit großer Mäßigung. Die Einwohner der occupirten Länder wurden nach jeder Richtung geschont, keine Brandschatzungen oder Contributionen erhoben und die Verwaltung einer aus zehn einheimischen Mitgliedern bestehenden „Centralregierung" anvertraut, an deren Spitze Graf Franz Enzenberg trat. Auch in Judenburg, bis wohin er vordrang, wurde seine Leutseligkeit und sein Entgegenkommen gerühmt.

Die Nachrichten aus Frankreich, wo die Directorialregierung immer unhaltbarer wurde, gewiß aber auch die Bedenklichkeit seiner Lage, da es möglich war, durch die Rheinarmee und eine Volksinsurrection abgeschnitten zu werden, legten ihm

den Gedanken an den Frieden sehr nahe. In einem Schreiben an den Erzherzog Karl sprach er den Wunsch aus, „man möge doch erwägen, ob es nicht Mittel gäbe, sich friedlich zu einigen", und da er dabei unaufhaltsam vorrückte und es unmöglich schien, ihm zu wehren, erschienen schon am 7. April zwei österreichische Bevollmächtigte, die Grafen Bellegarde und Merveldt, in Judenburg, deren Negociationen zur Uebereinkunft von Leoben (18. April) führte, welche das linke Rheinufer preisgab und welcher ein bis 1. Oktober zu schließender definitiver Friede folgen sollte.

Zu Passeriano bei Udine begannen die Friedensunterhandlungen, welche von Bonaparte selbst und österreichischerseits von dem Grafen Ludwig Cobenzl, dem früheren Gesandten in Petersburg, geführt wurden. Die von Bonaparte entworfenen Punctationen waren für Oesterreich nicht absolut ungünstig, aber sie widerstrebten der ganzen bisherigen österreichischen Politik und dem System Thugut's, der die Fortsetzung des Krieges vorgezogen hätte, und auf den Einwand, daß der Feind sich Wiens bemächtigen würde, die etwas sonderbare Antwort gab: „Nun — und was ist es weiter? Wien ist noch nicht Oesterreich!"

Die Zukunft sollte wiederholt lehren, daß der Verlust von Wien trotz aller Tapferkeit und alles Opfermuthes symbolisch für den schließlichen Ausgang eines Feldzuges ist.

Die Kriegslust des Ministers fand indessen ein Gegengewicht in dem Drängen einer Friedenspartei, zu welcher nicht allein zahlreiche einflußreiche Würdenträger, sondern auch das ganze Volk gehörte.

Die Begeisterung über die Siege des Erzherzogs wurde rasch gedämpft, als sich die Nachricht verbreitete, die französische Armee nahe unaufhaltbar von Süden und sei kaum mehr zwanzig Meilen von der Residenz entfernt. Die Enttäuschung war umso peinlicher, als der Hofkriegsrath in den von ihm verlautbarten Bulletins die Schlappen stets verschwieg und höchstens zugab, daß der Feind die eigenen Truppen „zurückgedrängt" hätte.

Der nie erlahmende Wiener Witz sah im Stil dieser Kriegsnachrichten einen Beweis der französischen Höflichkeit, denn die derben Oesterreicher „warfen und schlugen" die Feinde stets zurück, während die Franzosen sich mit dem artigen „Zurückdrängen" begnügten.

Erst als das französische Hauptquartier bereits in Bruck an der Mur stand, half kein Vertuschen mehr. Ueber Hals und Kopf wurde jetzt an Rettung der Kassen, Archive und Behörden gearbeitet. Der Adel und die reicheren Klassen flüchteten und auch am Hofe dachte man schon an die Abreise.

Eine vom Grafen Franz Saurau (geb. 1760, gest. 1832) gehaltene Ansprache an die Bürgerschaft, daß dieselbe gewiß „in einem Augenblicke, wo es sich um ihr Eigenthum, ihre Religion, ihre Verfassung, um die Ehre und das Leben ihrer Familie, ja um ihr eigenes Leben handelt, sich nicht weigern werde, Alle insgesammt die Waffen zu ergreifen und dem Feind entgegenzuziehen, um ihn abzuhalten, sich der Residenzstadt zu nähern" fand zwar Zustimmung, aber ein angesehener Bürger konnte doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Bürger gerne bereit seien, den eigenen Herd zu vertheidigen, aber man nicht verlangen könne, daß sie Haus und Hof, Gewerbe und Familie verließen und im freien Feld dem Feind entgegenzögen. Auch wies er auf das Beispiel des Adels hin, der sammt Lakaien und Dienerschaft geflohen sei, die bisher ganz von der Wehrpflicht befreit wären, während man dem Bürger seinen Gehilfen von der Arbeit, dem Bauer seinen Knecht vom Pflug wegnehme.

So ganz war denn doch die neue Zeit auch an den Wienern nicht vorübergegangen und es waren dies die ersten sehr schüchternen Aeußerungen des aufdämmernden Gleichberechtigungsbewußtseins. In Anbetracht der Umstände ließ Graf Saurau es dabei bewenden und versprach sogar, die weitere Flucht Waffenfähiger zu hindern, was aber wohl nicht ganz wörtlich genommen wurde.

Wirklich wurde das sogenannte „Freiwilligen-Aufgebot" ausgehoben und gerüstet. Der Regierungspräsident Franz Graf Saurau (Bild Seite 73) hatte den Aufruf verfaßt und die feurige Sprache fand ein lauttönendes Echo. Feldzeugmeister Prinz Ferdinand von Württemberg wurde zum Oberbefehlshaber ernannt; schaarenweise eilten Bürger und Studenten herbei, welche Letztere allein 1100 Mann stellten. So standen plötzlich 9100 Mann wohlbewaffnet auf dem Glacis vor dem Burgthore, wo Kaiser Franz Revue über dieselben hielt, und über 37.000 Mann Freiwillige waren eingeschrieben, denen nur noch die Waffen fehlten.

Das Corps der Studenten erhielt den Namen „Universitäts-Brigade", Oberst war Stefan Huber, Feldpater Andreas Reichenberger. Das „Frei-

Franz Kazinczy. (Seite 37.)

corps der Akademie der bildenden Künste", welchem der greise Direktor Mathias Schmutzer (der berühmte Kupferstecher) mit jugendlicher Begeisterung und Kraft die Fahne vortrug, vollendete auch seine Ausrüstung; ein „Ständisches Freicorps" bildete sich ebenfalls; die Wiener Tischler bildeten fünf Compagnien, 1500 Mann stark, und diese verbanden sich durch einen Eid, nicht von einander zu weichen und jeden Feigen für immer aus ihrer Mitte auszuschließen. Sie bekamen eine eigene Aufgebotsfahne, welche bis auf die Gegenwart ihnen bei der Frohnleichnamsprozession vorgetragen wird.

Der Ausmarsch des Aufgebotes, acht Brigaden, erfolgte unter jubelnder Begeisterung der Volksmassen; indessen fanden sie diesmal nicht Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde zu bewähren. Aber Kaiser Franz stiftete nichtsdestoweniger ein eigenes Erinnerungszeichen in der „Aufgebotsmedaille", welche in Silber geprägt die Inschrift führte: „Den biederen Söhnen Oesterreichs des Landesvaters Dank". Sie wurde am schwarz und gelben Bande getragen und 15.129 Mann damit betheilt.

Erwähnungswerth ist, daß sowohl die Freiwilligen des Jahres 1796 (welche Altgraf Franz Hugo von Salm-Reifferscheid und Graf Wenzel Paar mit Beihilfe des k. k. Hauptmanns Friedrich Wilhelm von Mayern zuerst organisirten), wie bei denen 1797 der Tonheros Ludwig van Beethoven als Volontär figurirte und den Kapellmeisterstab für sie schwang. Er war beim Etschübergange, bei Anghiari, bei Rivoli, Bevilaqua, Minerbe und San Giorgio, ohne daß „eine Kugel ihn aus dem Takte gebracht" hatte, wie er selbst es voraussagte. Er schrieb mehrere Märsche, welche aber wahrscheinlich verloren gegangen sind, oder die er später für zu unbedeutend hielt, um in die Liste seiner Werke aufgenommen zu werden. Aus jener Zeit hat sich nur sein „Oesterreichs Kriegslied",

Minister Thugut. (Seite 55 u. 59.)

gedichtet von Friedelberg, erhalten, aber ein Porträt Beethoven's aus der Mitte der Neunziger Jahre besaß der Maler und Musikschriftsteller Karl Groß-Athanasius, welches sehr lebendig den jungen „Feldmusikanten", wie er damals von seinen Kameraden im Scherze genannt wurde, veranschaulichte.

Unterdessen setzte man die Wälle in Vertheidigungszustand, Pallisaden wurden eingesetzt, Kanonen aufgefahren und militärischer Uebereifer ging sogar schon an die Beseitigung des herrlichen Baumschmuckes der Glacien, der nur durch direktes Einschreiten beim Kaiser und das Versprechen des Magistrats, im Nothfalle alle Bäume in zwei Stunden entfernen zu lassen, gerettet werden konnte. Nur ein Zufall rettete die herrliche Laxenburger Allee und zwar — mittelst eines Pferdes.

Es ist bekannt, wie sehr Kaiser Franz das Schloß Laxenburg liebte, so lange seine zweite Gemalin Maria Theresia lebte. Ihr zu Liebe ließ er alle jene Schöpfungen dort entstehen, die so lange Jahre die Bewunderung der Einheimischen

und Fremden erregten, bis nach dem Tode der Kaiserin sich die Neigung des Monarchen diesem Lustsitze abwandte, und so manches wieder verfiel, was nur einer vorübergehenden Geschmacksrichtung die Entstehung verdankte.

Die von Maria Theresia (Mutter Josef's II.) errichtete Doppelallee von Wien und Schönbrunn nach Laxenburg gewährte den Besuchern dieses Schlosses den Vortheil, selbst im höchsten Sommer im dichten Schatten dahin zu gelangen. Kaiser Franz, wie bekannt, ein Freund der Pflanzenwelt, hatte innige Freude an dem herrlichen Laubdach, unter welchem ihn seine sechs wohlgenährten Schimmel im leichten Wagen nach Laxenburg brachten.

Der Kaiser besichtigte die Arbeiten am Wienerberge, begleitet von seinem damaligen Generaladjutanten, dem Grafen Camillo Lamberti, und wurde mit lauten Vivats empfangen. Dieser Empfang erfreute ihn sichtlich und er sprach sich auch in diesem Sinne gegen den Major im Generalstab, Grafen Kinsky, aus, der an diesem Punkte den Schanzenbau leitete.

Desto sichtbarer war seine Verstimmung, als sich Kinsky an Lamberti wandte und durch seine Vermittlung die Erlaubniß vom Kaiser ausbat — die Laxenburger Allee umhauen zu dürfen.

Franz II. schwieg eine Zeit lang, denn dieses Ansinnen mochte ihm keinen geringen Kampf kosten, endlich forderte er den Grafen Kinsky auf, sich auszusprechen, ob dieser Vandalismus durch die Nothwendigkeit geboten sei. Der Major erörterte in ehrerbietiger Form die Unmöglichkeit, die Allee fortbestehen zu lassen, worauf der Kaiser traurig erwiderte: „Wenn man das Umhauen dieser Bäume unterlassen kann, so geschieht mir damit ein Gefallen; muß es aber durchaus sein — in Gottes Namen!"

Graf Kinsky traf nach dieser peinlichen Scene alle Anstalten, um den schmerzlichen Akt in Vollführung zu setzen. Es wurden für den anderen Tag alle Militär- und Civilzimmerleute an die Favoritenlinie bestellt, um das Werk der Zerstörung in möglichst kurzer Zeit zu vollenden, wenn es denn einmal nothwendigerweise geschehen mußte.

Zur Ueberwachung und energischen Vollendung dieser Arbeit erkor sich Kinsky einen jüngeren Generalstabsoffizier, einen Franzosen, Baron Ludwig Crossard (geb. 1765, gest. 1845), der soeben von der Armee des Erzherzogs Karl am Oberrhein angekommen war und bei mehr als einer Gelegenheit eine ungewöhnliche Befähigung gezeigt hatte.

Da dieser Offizier im hohen Alter zu Wien gestorben ist und eine in der Residenz sehr bekannte Persönlichkeit war, so erlaube man uns einige Worte über ihn, umsomehr, da wir ihm die Erzählung unserer Anekdote verdanken.

Baron Crossard war ein Emigrant, der das Jahr 1791 am Hofe der Prinzen zu Coblenz zugebracht hatte, ging später als Adjutant des Vicomte Latour-Dupin ins Condé'sche Corps, noch später als Generalstabsoffizier in die holländische Armee. Mit seinem Kriegsherrn, dem Prinzen Friedrich von Oranien, trat er 1796, nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen, in österreichische Kriegsdienste, in welchen er es bis zum Oberstlieutenant brachte, 1807 quittirte er und machte die Campagne von Preußisch-Eylau als Freiwilliger in der russischen Armee mit, im Jahre darauf ging er nach Spanien in gleicher Eigenschaft, 1812 reiste er nach Rußland, wurde Oberst und Generalstabschef beim Großfürsten Constantin, als welcher er an den Feldzügen von 1813—1815 theilnahm. Als Generalmajor trat er aus, um wieder als Maréchal-de-Camp den Bourbons der Restauration bis zur Juli-Revolution zu dienen. Als Legitimist de pur sang (reinsten Blutes) verließ er hierauf Frankreich und lebte in Wien in militärischen Kreisen, wo er als Theresienritter gern gesehen war. Viele unserer Leser werden sich des Greises mit spärlichen weißen Haaren, in blauer Uniform mit dem Cordon des Ludwigsordens und vielen anderen en sautoir (am Umknüpftuch) geschmückt erinnern, der sich in diesem Anzuge jährlich einmal dem großen Publikum im feierlichen Frohnleichnamszuge zeigte.

Im Jahre 1797 war er ein junger Mann und, wie gesagt, beauftragt, die Laxenburger Allee zu zerstören.

Er hatte als Equipage einen Einspänner des Freiherrn Michael Arnstein aus der bekannten Banquierfamilie dieses Namens. Crossard kutschirte selbst, und wie es scheint nicht mit dem größten Geschick; denn als er von den Paulanern gegen die Favoritenstraße einbog, warf er um, das Pferd, scheu geworden ging durch und schleifte den unglücklichen Offizier eine gute Strecke weit, ehe es zum Stehen gebracht werden konnte. Die Verletzungen Crossard's bei dieser Gelegenheit waren so bedeutend, daß man ihn besinnungslos forttrug, und die Zimmerleute dieses Mal fruchtlos ihr Oberhaupt erwarteten.

Es wurde die Umhauung auf den folgenden Tag verschoben; die Aerzte hofften von Tag zu Tag den Patienten aufstehen lassen zu können, was er ebenfalls so sehr verlangte, aber erst am fünften Tage war es möglich. An diesem Tage aber kam ein Courier von Leoben an, mit der Nachricht, daß man daselbst die Friedenspräliminarien unterzeichnet habe.

So wurde die Laxenburger Allee gerettet, und zwar durch das Pferd des Barons Arnstein!

In Wien wurde inzwischen das Militär aus der Stadt gezogen und dasselbe lagerte innerhalb rasch aufgeworfener Schanzen am Wienerberg und im Prater; den Dienst in Wien und auf den Wällen versah die Bürgerwehr. Eine Verordnung vom 7. April wies alle Fremden aus Wien und war dadurch Anlaß zu einer neuen Kalamität.

Denn diese verlangten von ihren Banquiers ihr Guthaben und suchten auch die „Bankozettel", welche sie in Händen hatten, gegen Baargeld umzusetzen. Es begann also ein wahrer Sturmlauf auf die Bank, und als diese, die bisher stets Baarzahlungen geleistet hatte, dies nunmehr verweigerte, brach eine furchtbare Panique aus.

Wer nur eine große oder kleine Summe in Bankozetteln besaß, wollte sie umwechseln, — Verkäufer weigerten sich, ihre Waare anders, als gegen Baargeld abzugeben, und die Bank wurde so umlagert, daß Militär die ungestüme Menge abhalten mußte. Eine Verordnung, daß Jedermann bei schwerer Strafe gehalten sei, Bankozettel anzunehmen, schadete mehr, als sie nützte, — wie es in Geldsachen, wo bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, überhaupt mit dem Zwang ein bedenkliches Ding ist.

Sogar die Drohung, man werde Jene, welche sich weigerten Bankozettel anzunehmen, als „Jakobiner" denunciren, half nicht in allen Fällen und einige Tage war es thatsächlich in Wien unmöglich, die einfachsten Lebensbedürfnisse zu erhalten, wenn man nicht Baargeld besaß. Erst durch die massenhafte Ausgabe von minderwerthigen silbernen Zwölfkreuzerstücken und Kupfergeld wurde der Kalamität etwas abgeholfen, aber das Mißtrauen gegen die Bankozettel wich nicht mehr.

Während der Anstalten und Rüstungen erschien Josef Haydn, (Bild Seite 80) der Altvater der Tondichter, eines Tages bei seinem besonderen Gönner, dem Präfekten der Hofbibliothek, Freiherrn Gottfried van Swieten, welcher zugleich an der Spitze des vom hohen Adel unterhaltenen „Concert spirituel" stand, mit folgendem Vorschlage: Haydn hatte in England den Nationalgesang: „God save the king" (Gott erhalte den König) kennen gelernt und beneidete die Briten um ein Lied, durch welches sie ihrem Herrscher bei festlichen Gelegenheiten öffentlich ihre Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit zollen. Er wolle Oesterreich — erklärte Haydn — einen ähnlichen Nationalgesang weihen.

Van Swieten erkannte sogleich, daß ein solcher Nationalgesang gerade in dem damaligen Kampfe mit den überrheinischen Drängern geeignet war, die Herzen der Patrioten zu entflammen, die Schaaren der freiwilligen Kämpfer, welche durch das allgemeine Aufgebot versammelt wurden, zu vermehren und zum Kampf fürs Vaterland zu begeistern.

Der Freiherr nahm dieserwegen mit dem niederösterreichischen Regierungs-Präsidenten Franz Grafen Saurau, dem Gründer des Aufgebotes (Bild Seite 73), schleunige Rücksprache, und so trat denn ein Gesang ins Leben, welcher, sowie Haydn's größere Kunstschöpfungen, sich die Krone der Unsterblichkeit erworben hat.

Saurau ertheilte dem Professor der Aesthetik am Theresianum Lorenz Haschka den Auftrag, den Text zu entwerfen, und ersuchte Haydn, denselben in Musik zu setzen. Der Text war jedoch nicht gelungen. Der Dichter ließ kalt, denn sein Ton war meist gezwungen. Doch blieb Haschka der Dichter der ersten Volkshymne und im Jänner 1797 hatten Haydn (Bild Seite 80) und er die Doppelaufgabe gelöst; das erste Absingen des Liedes wurde für das Geburtsfest des Monarchen angeordnet.

Haschka's herzlich mittelmäßiger, ja stellenweise entsetzlicher Gesangstext lautet wie folgt:

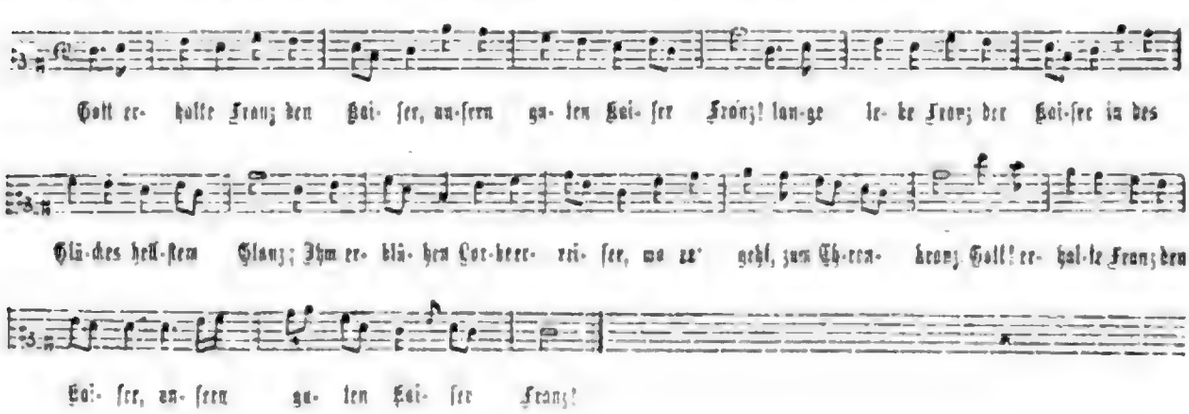
„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellstem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeerreiser,
Wo er geht zum Ehrenkranz.
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Laß' von seiner Fahnen Spitzen
Strahlen Sieg und Fruchtbarkeit, (?!)
Laß' in seinem Rathe sitzen
Weisheit, Klugheit, Redlichkeit
Und mit seiner Hochheit Blitzen (!
Schalten nur Gerechtigkeit.
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

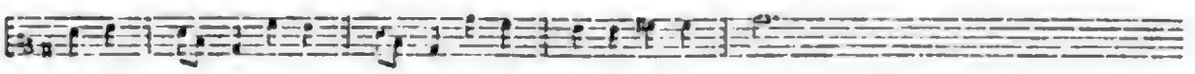
Ströme deiner Gaben Fülle
Ueber Ihn, Sein Haus und Reich;
Brich der Bosheit Macht, enthülle
Jeden Schelm- und Bubenstreich! (?
Dein Gesetz sei stets Sein Wille,
Dieser uns Gesetzen gleich.
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Froh erleb' Er Seiner Lande,
Seiner Völker höchsten Flor,
Seh' sie Eins durch Brüderbande
Ragen allen andern vor,
Und vernehme noch am Rande
Später Gruft der Enkel Chor:
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Nach dem im Besitze der k. k. Hofbibliothek befindlichen Autograhe (Eigenschrift) Haydn's ist der erste Entwurf seiner Melodie der folgende:



Die folgende Verbesserung findet man auf demselben Blatte notirt:



Am 28. Jänner 1797 erhielt die Wort- und Tondichtung von Saurau's Hand das Imprimatur und Haydn mußte sie so schnell wie möglich dem Druck übergeben, damit noch vor dem Eintritte des kaiserlichen Geburtstages (am 12. Februar) eine hinlängliche Zahl von Abdrücken in alle Provinzen des Reiches versendet werden konnte. Die ganze Angelegenheit wurde so geheim gehalten, daß der Kaiser nicht das Mindeste davon erfuhr, und an seinem Geburtstage im Schauspielhause, am 12. Februar, mit dem Gesange überrascht werden konnte.

Die „Wiener Zeitung" Nr. 15 vom Jahre 1797 enthält darüber Folgendes: „Bei dem am 12. d. M. abgehaltenen Geburtsfeste unseres glorreich herrschenden Kaisers haben allhier sowohl, als in sämmtlichen k. k. Erbstaaten die getreuen Unterthanen, gleichsam wetteifernd, neue Beweise ihrer Liebe, Ehrfurcht und Verehrung gegen den gütigen Monarchen und das durchlauchtigste Erzhaus an den Tag gelegt. Diese Empfindungen äußerten sich insbesondere, als hier in allen Schauspielhäusern das vom Herrn Haschka verfaßte und von dem berühmtesten Tonsetzer unserer Zeit, Herrn Haydn, in Musik gesetzte Nationallied: „Gott erhalte Franz den Kaiser" von dem Orchester angestimmt wurde und den engen Gefühlen des Herzens gleichsam die Bahn öffnete. Sie brachen in lauten Jubel aus, als Seine Majestät selbst in der Loge erschienen, und ihre Rührung auf das Huldvollste zu erkennen gaben."

Saurau bedachte Haydn für seine Bemühung nicht nur mit einem ansehnlichen Honorar, sondern auch mit dem Bildnisse des Kaisers, wofür Haydn in folgenden einfachen Zeilen den Grafen seinen Dank abstattete:

„Exzellenz!

Eine solche Ueberraschung und so viel Gnade, besonders über das Bildniß meines guten Monarchen, habe ich in Betracht meines kleinen Talentes noch nie erlebt. Ich danke Eure Exzellenz vom Herzen, und bin erbiethig in allen Fällen Euer Exzellenz zu dienen.

Euer Exzellenz unterthänigster Diener

Josef Haydn."

Es wird wie damals, noch heute von mancher Seite dem Kaiser Franz übel vermerkt, daß er dem großen Tonmeister keine Anerkennung zu Theil werden ließ, und sogar Haydn, der doch die Bescheidenheit selbst war, konnte es nicht ganz verschmerzen, daß er von dieser Seite, besonders als 1808 der Leopold-Orden gestiftet wurde, unbelohnt ausging; wer aber den Kaiser in seiner Einfachheit und Zurückgezogenheit, in seinem Ablehnen gegen alles und jedes öffentliche Hervorziehen seiner Persönlichkeit kannte, der wunderte sich niemals darüber, daß Franz für eine Lobhymne auf ihn selbst nicht eingenommen war.

Wie lieb dem Tondichter seine Composition gewesen, die ihm höher stand, als die meisten seiner größeren Werke, beweist eine Begebenheit, als nämlich der berühmte Schauspieler und dramatische Dichter August Wilhelm Iffland in Begleitung des Theaterdirectors Ludwig Schmidt am 7. September 1808 den vom Alter schwer niedergebeugten Tonsetzer in Wien besuchte. Als die Beiden Miene machten, den Besuch zu enden, rief Haydn: „Ich sollte Ihnen doch etwas vorspielen! Wollen Sie etwas von mir hören?" — War es zwar der lebhafteste Wunsch der Besuchenden, so wagten sie ihn doch nicht auszusprechen. Haydn sah sich nach dem Instrumente um, stand auf und reichte seinem häuslichen Factotum Elsler (Vater der berühmten Tänzerin) den Arm, um damit ihn dieser zum Klavier führe. Dabei sagte er: „Ich kann freilich wenig mehr. Sie sollen eine Composition hören, die ich gesetzt habe, als eben die französische Armee auf Wien

vordrang. Das Lied heißt: Gott erhalte Franz den Kaiser!" — Er spielte hierauf die Melodie ganz durch und zwar mit unerklärbarem Ausdruck und inniger Haltung. Nach Endigung des Liedes blieb er noch einige Augenblicke vor dem Instrumente, legte beide Hände darauf und sagte mit dem Tone eines ehrwürdigen Patriarchen: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und oft habe ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele und noch eine Weile nachher."

Die Plattheit der Verse Haschka's entschuldigte man damit, er habe seine Worte mit beabsichtigter Einfachheit gedichtet, um auch von den untersten Volksklassen verstanden und empfunden zu werden; sie wurden allmälig durch folgenden, allerdings besseren Text, dessen Bearbeiter zu eruiren bisher nicht gelang, verdrängt:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Hoch als Herrscher, hoch als Weiser
Steht er in des Ruhmes Glanz;
Liebe windet Lorbeerreiser
Ihm zum ewig grünen Kranz.
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Ueber blühende Gefilde
Reicht sein Scepter weit und breit;
Säulen seines Thron's sind Milde,
Biedersinn und Redlichkeit,
Und von seinem Wappenschilde
Strahlet die Gerechtigkeit.
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Sich mit Tugenden zu schmücken,
Achtet Er der Sorgen Werth,
Nicht nur Völker zu erdrücken,
Flammt in seiner Hand das Schwert.
Sie zu segnen, zu beglücken,
Ist der Preis, den Er begehrt.
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Er zerbrach der Knechtschaft Bande,
Hob zur Freiheit uns empor!
Früh' erleb' Er deutscher Lande,
Deutscher Völker höchsten Flor,
Und vernehme noch am Rande
Später Gruft der Enkel Chor:
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Wie sich die Volkshymne nach dem Tode des Kaisers Franz gestaltete und über die eigenthümlichen Schicksale der neuen Dichtung wird späterhin zu berichten sein.

Am 17. April 1797 marschirte unter begeistertem Jubel das „Aufgebot" aus, um dem Feind entgegen zu ziehen. Man tritt weder dem Patriotismus, noch dem Kampfesmuth dieser Männer entgegen, wenn man es einen Glücksfall nennt, daß die Convention von Leoben es unnöthig machte, ihre Tapferkeit zu erproben. Was den kampfgewohnten Soldaten nicht gelungen, die Siegeslaufbahn Bonaparte's zu hemmen, wäre wohl auch von diesen rasch zusammengerafften Leuten nicht geleistet worden. Begeisterung ist eine schöne Sache, aber gegen Kriegsgewohnheit und Disciplin vermag sie nur selten aufzukommen.

Unterdessen hatte es in Wien einen harten Kampf gekostet, um die Zustimmung zu den Vereinbarungen von Leoben zu erwirken. Mit äußerster Zähigkeit bestand

Minister Thugut (Bild Seite 65) auf der Fortsetzung des Kampfes und äußerte sich: „Selbst wenn der Feind uns bis Semlin gedrängt hätte, so würde ich noch nicht rathen, Frieden zu machen!" Die meisten übrigen Minister aber waren für den Frieden und der Präsident der Hofkammer, Procop Graf Lazansky (geb. 1741, gest. 1804), erklärte unumwunden, daß die finanzielle Lage der Monarchie nicht erlaube, den Krieg weiter zu führen. Ihm schloß sich Erzherzog Karl an, der die militärische Lage darlegte, und so wurde denn endlich in die Verhandlungen über den Frieden von Campoformio, einem kleinen Ort zwischen Passeriano und Udine, eingetreten.

Graf Ludwig Cobenzl war ein glatter geschmeidiger Hofmann, als welcher er sich am russischen Hofe bewiesen hatte, wo er den maître de plaisir (Anordner der Vergnügungen und Festlichkeiten) machte. Gegen das berechnete Drängen Bonaparte's, der seine Uebermacht und die freie Hand, welche das Directorium ihm ließ, ausnützte, half aber auf die Länge seine diplomatische Geschmeidigkeit nichts.

Die Anekdote, daß Bonaparte, erbittert über die Einwürfe Cobenzl's, eine prächtige Vase ergriff und sie auf dem Boden zerschmetterte mit den Worten: „Wenn Sie sich nicht fügen, zertrümmere ich in drei Monaten Ihre Monarchie gerade so!" wird vielfach bestritten, unmöglich ist sie aber nicht, denn derlei brutale Einwirkungen lagen ganz in Napoleon's Charakter und mochten ihm, der diplomatischen Schlauheit Cobenzl's gegenüber, zweckmäßig erscheinen.

Am 17. Oktober 1797 wurde der Friede abgeschlossen, welchen man treffend als die „österreichische Antwort" auf den von Preußen geschlossenen Baseler Frieden bezeichnete. Er bestätigte die im Leobener Traktat geschehene Einwilligung zur Besitznahme des linken Rhein-Ufers, trat Belgien an Frankreich, die Lombardei an die zu errichtende cisalpinische Republik ab, wogegen Oesterreich das venetianische Gebiet, Istrien und Dalmatien erhielt.

An sich wäre der Friede von Campoformio nicht ungünstig zu nennen, denn er war für die Arrondirung und Zusammenfassung der Staatsmacht wohlthätig. Aber er durchlöcherte den traditionellen Zusammenhang Oesterreichs mit Deutschland und trug den Keim zu neuen Kämpfen schon in sich.

Bedenklicher noch war der geheime Vertrag, welcher Oesterreich verpflichtete, dahin zu wirken, daß von Basel bis Andernach das linke Rheinufer an Frankreich falle, wogegen ihm als Ersatz für die sogenannten „Vorlande" Salzburg und ein Theil von Baiern versprochen wurde. Es begann jene Periode des willkürlichen Ländertausches und der Vernichtung wie Neugestaltung staatlicher Gebilde, welche das öffentliche Recht Europas, die historische Entwicklung und die Selbstbestimmung der Völker gleicherweise vernichtete.

Thugut war zu klug, um an dem Frieden von Campoformio Gefallen zu finden. Er nannte ihn einen „unglücklichen" und schob die Schuld auf Cobenzl und die Wiener Friedenspartei. Schließlich bleibt aber für einen mißlichen Friedensschluß denn doch immer Jener verantwortlich, der den Staat in den Krieg hetzte.

Zur Vermittlung des Friedens zwischen dem deutschen Reich und Frankreich war ein Congreß in Rastatt in Aussicht genommen, welcher auch über die Entschädigung der durch die Abtretungen von Frankreich verkürzten Fürsten verhandeln sollte, womit die Frage der Mediatisirung und Auffaugung der kleineren reichsunmittelbaren Gebiete eröffnet war.

Dieser durch seine Erfolglosigkeit berühmt gewordene Congreß trat am 1. November 1797 zusammen, wobei als Vertreter des deutschen Kaisers Franz Georg Karl Graf Metternich (der Vater des späteren Staatskanzlers) fungirte, welchem speciell für Oesterreich wieder Graf Ludwig Cobenzl und Ludwig Konrad Graf Lehrbach (geb. 1750, gest. 1805) beigegeben waren, letzterer, ein wüthender Franzosenhasser, als Diplomat nicht eben gut beleumundet und als intriguanter scrupelloser Mann bekannt, von welchem Thugut geäußert haben soll: „er sei ihm deswegen angenehm, weil er ihn jeden Moment hängen lassen könne".

Frankreich war anfänglich durch den siegreichen General Bonaparte und als dieser nach Paris zurückkehrte, um im Mai 1798 seinen abenteuerlichen Zug nach Egypten anzutreten, von den Directorialgesandten Jean de Bry, Bonnier und Roberjot vertreten.

Die Verhandlungen nahmen einen äußerst schleppenden Fortgang und bewiesen nur, daß es an Zündstoff zu neuen Explosionen nicht fehle. Auch die rasch bewegliche Volksmeinung in Wien hatte schon wieder auf die Friedenssehnsucht vergessen, wozu einerseits die Nachrichten über das übermüthige Auftreten der französischen Gesandten am Congreß, aber gewiß auch die unter Thugut's Auspicien stehende Actionspartei Schuld tragen mochte.

Am 13. April 1798 steckte der französische Gesandte in Wien, General Bernadotte (später als Karl XIV. Johann König von Schweden), am Botschafterpalais (Geymüller'sches Haus in der Wallnerstraße, heute Nr. 8) aus Anlaß einer Festlichkeit die Tricolore aus. Schon flatterte dieselbe mehrere Stunden, ohne daß Jemand Anstoß daran genommen hätte, als sich ein Streit zwischen der Dienerschaft des Generals und anderen Lakaien entspann, der rasch eine größere Menschenansammlung hervorrief. Einer der Streitenden, angeblich ein Bedienter des englischen Gesandten, haranguirte die Menge, die ausgesteckte Fahne sei ein Zeichen des Aufruhrs und solle die Wiener zur Rebellion verleiten. Wieder bewährte sich der Satz, daß das Unsinnigste am raschesten von der Masse geglaubt wird, obwohl Bernadotte gewiß die Stimmung in Wien zu gut kannte, um einen solchen, in jedem Fall ganz unnützen Versuch zu machen.

Der Pöbel gerieth in Wuth, begehrte die Herabnahme der Fahne, brüllte und johlte. Endlich kletterte ein Schornsteinfegerjunge hinauf, packte, ohne gehindert zu werden, die Fahne, die nun im Triumph davongetragen und unter patriotischen Rufen auf der Freiung verbrannt wurde. Als derselbe Haufe unter dem Geschrei: „Es lebe der Kaiser!" durch die Burg ziehen wollte, wurde ihm der Eintritt durch die Wache verweigert.

Unterdessen dauerte der Tumult vor der Botschaft fort, man warf mit Steinen nach den Fenstern und schickte sich an, zu stürmen. Da ließ Bernadotte ein Thor öffnen und trat mit dem Säbel in der Hand dem Pöbel entgegen und aus der ihn umgebenden Dienerschaft fiel sogar ein Schuß. Rasend vor Wuth, drang das Volk ein, zerstörte Wägen und in einzelnen Zimmern die Möbel, der Gesandte mußte sich förmlich verbarrikadiren. Nun erst, nach fast vierstündiger Dauer des Exzesses, erschienen Grenadiere und Cavallerie, die in einer Viertelstunde die Ruhe herstellten. Zwei Tage darauf verließ der französische Gesandte Wien.

Bernadotte bezeichnete später Thugut als den Anstifter der Revolte. Das ist gewiß unrichtig, wohl aber ist es auffällig, daß man bei der Nähe mehrerer Wachen dem Unfug nicht früher steuerte und es bis zu einem Eindringen des Pöbels und einer Bedrohung des Gesandten kommen ließ. Unlieb scheint also den Regierungskreisen dieser Ausbruch mißverstandener patriotischer Begeisterung und des Franzosenhasses gerade nicht gewesen zu sein, sonst hätte man ihn ebenso rasch und gründlich unterdrückt, wie andere Regungen der Volksmeinung.

Daß der Wiener Hof die verlangte Genügthuung verweigerte, war ebenso ein Zeichen der herrschenden Stimmung, wie die fieberhaft betriebenen Rüstungen, namentlich auf Grund der vom vorjährigen ungarischen Landtag bewilligten 50.000 Rekruten. Schon am 19. Mai 1798 wurde ein „Kriegsbündniß" zwischen Oesterreich und Neapel geschlossen, das den Kern der gegen Frankreich gebildeten „zweiten Coalition" bildete. Dieser traten noch bei: Rußland, auf dessen Thron seit Katharina's II. Tod deren wunderlicher Sohn Paul I., ein grimmiger Feind der Revolution, saß, und England, das durch Anlehen und Subsidien die Geldmittel beistellte.

Das Einrücken eines russischen Heeres unter dem Feldmarschall Peter Graf Suwaroff nach Mähren gab dem Directorium Anlaß zu einer kategorischen

Frage, und als deren Beantwortung abgelehnt wurde, ließ er zwei Armeen über den Rhein rücken und am 12. März erfolgte die Kriegserklärung.

Unter solchen Umständen war der Zusammentritt des Kongresses zu Rastatt eine Anomalie; am 20. April beriet der Kaiser seine Bevollmächtigten ab und am 25. Ende er sich auf, um die Lösung der Fragen, die ihm gestellt waren, dem Schwert zu überliefern.

Franz Karl Joseph, Erzherzog von Österreich-Este. Geb. 15. 12. 1781.

Nicht wegen seiner Leistungen in dieser Kampfzeit berühmt, sondern wegen einer blutigen That, und der er übrigens. Die Thats genannten Verabredungen traten am 28. April Abends mit ihren Familien in acht Kutschen ab. Wenige hundert Schritte von Rastatt wurde der Zug von österreichischen Husaren überholt, und der Deputirten befahl zu werden, in welchen man Beweise für ein Einverständniß des preußischen und bairischen Hofes mit dem Directorium zu finden hoffte. Obwohl schon dieser Gewaltakt kaum zu rechtfertigen war, setzten die Soldaten doch ihre Aufgabe noch brutaler auf, schlugen Bonnier und Roberjot, während sich der Dritte, Jean de Bry, einmal verwundet, im Straßengraben verbarg.

Kaiser Franz II. sprach dem Reichstag gegenüber seinen Abscheu vor einer solchen Unthat aus und ordnete eine strenge Untersuchung an. Dieselbe hatte jedoch kein Resultat, da es zwar unzweifelhaft war, daß die Ermordung der Franzosen nicht in der Intention der Regierung gelegen war, aber auch schon die angeordnete Wegnahme der Papiere, die übrigens nicht gelang, ein Verstoß gegen das Völkerrecht gewesen. Die böse Geschichte wurde schließlich dem Uebereifer der wilden Soldateska oder nach einer ganz widerlegten Version den Emigranten in die Schuhe geschoben.

Der Feldzug des Jahres 1799 ließ sich wieder für die Franzosen ungünstiger an; sie entbehrten das Genie und Kriegsglück Bonaparte's, der nach Vernichtung seiner Flotte durch Admiral Nelson mit dem Kern des Heeres und den besten Waffengefährten in Egypten festgehalten war.

Auf dem deutschen Kriegsschauplatz errang am 24. März Erzherzog Karl durch den Sieg bei Roßbach die Befreiung des rechtsseitigen Rheinufers.

In Italien siegten noch vor Eintreffen der Russen die österreichischen Generale Kray und Melas über die von dem zaudernden Scherer befehligten Franzosen bei Pastrengo, Verona und Magnano. Mitte April übernahm der berühmte, seiner Wunderlichkeiten wegen bekannte russische Marschall Suwaroff das Commando und schien seine hochfahrende Versprechung gegen Kaiser Paul: „Ich werde die Franzosen schlagen und Eurer Majestät zu Füßen fallen!" zu erfüllen. Er schlug Moreau bei Cassano und drängte durch die Schlacht an der Trebbia Macdonald in die Apenninen.

Durch die zwangigstündige blutige Schlacht bei Novi (15. August 1799), in welcher der französische Heerführer Joubert fiel, wurde dessen Plan einer Vereinigung mit dem in der Schweiz kämpfenden Massena vereitelt, über welchen Erzherzog Karl am 4. Juni einen glänzenden Sieg bei Zürich erfochten hatte.

Nun aber trat schon wieder, durch das Erbübel der Coalitionen, die gegenseitigen Eifersüchteleien, und durch ein freilich nicht unberechtigtes Mißtrauen eine Wendung ein. Oesterreich und England sahen das Festsetzen der Russen in Italien mit scheelen Augen an, da dessen gleichzeitige Besitzergreifung der Bocche di Cattaro und des Gebietes von Ragusa deutlich die Absicht andeuteten, am Mittelmeer festen Fuß zu fassen und auf diesem Weg das vielberufene Testament Peter des Großen, die Erwerbung Constantinopels, anzubahnen. Auf Andrängen des Wiener Cabinets mußte Suwaroff, um die Armee des Erzherzogs für einen Angriff auf die Rheinlinie frei zu machen, nach der Schweiz ziehen, wo ihn aber das Kriegsglück verließ und seine des Gebirgskrieges ungewohnten Soldaten der Beweglichkeit Massena's erlagen. Die Niederlage von Korsakow und die des österreichischen Generals Hotze bei Zürich am 25. und 26. September 1799 nöthigten zur Aufgebung aller bisher errungenen Vortheile und am 22. Oktober zeigte Kaiser Paul in einem Schreiben, welches bittere Klagen über „le maudit cabinet autrichien" (das verdammte österreichische Cabinet) enthielt, seinen Rücktritt von der Coalition an. In einem viel bewunderten Zug über das unwegsame Gebirge führte Suwaroff, „der nordische Löwe", die Trümmer seiner Armee, mit dem Feind und den Unbilden kämpfend, von der Schweiz nach Vorarlberg.

Von den Vorgängen in Europa wohlunterrichtet, verließ Bonaparte im Oktober 1799 plötzlich Egypten, um nach abenteuerlicher Ueberfahrt, stets in Gefahr, von den englischen Kreuzern angehalten zu werden, in Frankreich zu erscheinen, wo die militärischen Mißerfolge die allgemein verachtete Directorial-Regierung noch unhaltbarer machten.

Am 10. November schon stürzte er durch einen Staatsstreich das Directorium und ließ sich zum ersten Consul der französischen Republik ernennen, wobei er feierlich seine friedlichen Absichten versicherte, die damals wohl auch ernst gemeint sein mochten, da seine Stellung selbst noch keine gefestete war. Sein Anerbieten eines Friedens auf Grundlage der Stipulationen von Campoformio wurde auf Andringen der Engländer abgelehnt, obwohl Erzherzog Karl, der nicht

blos ein tapferer Feldherr, sondern auch ein weiser, friedliebender Staatsmann war, dringend dazu rieth.

Von ganz Italien war nur die sogenannte Riviera, das Küstengebiet von Genua, mit Beginn des Jahres 1800 im Besitze der Franzosen. Der neue österreichische Feldherr auf diesem Kriegsschauplatz, der tüchtige, aber alte und gebrechliche Michael Freiherr von Melas (geb. 1730, gest. 1806), richtete daher schon im April seine Angriffe gegen die weniger festen Plätze, nahm Savona und Vado und trennte durch Besetzung der Mont-Cenispässe Massena und Suchet, der zu des Ersteren Unterstützung heranzog. Alle Versuche, sich Melas' eiserner Umschließung zu entziehen, mißlangen und Massena mußte sich nach Genua werfen, wo ihn die englische Flotte von der Seeseite blokirte. Nach ruhmvoller Vertheidigung, — einem Gegenstück jener von Mantua, da auch Massena sich nur durch die höchste Noth bezwingen ließ, — kapitulirte er am 4. Juni — während schon Bonaparte seinen bewunderten Uebergang über die Alpen vollzogen hatte und im Rücken der kaiserlichen Armee in der Lombardie stand, wo die reichen kaiserlichen Magazine in seine Hände fielen.

Melas wurde durch das plötzliche Erscheinen der für ein Hirngespinnst gehaltenen französischen Reservearmee aus seinen Siegesträumen geweckt und mußte sich gegen den neuen Gegner wenden. Am 14. Juni kam es bei dem Dorfe Marengo zwischen Alessandria und Tortoni zur Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit größter Erbitterung gekämpft wurde. Durch Forcirung des Flüßchens Bormida schien die Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher entschieden zu sein, um Mittag war die ganze Schlachtlinie der Franzosen im Weichen und Melas, verwundet und erschöpft, kehrte nach Alessandria zurück. Da führt der tapfere Desaix, einer der intimsten Freunde Bonaparte's, eine Division in das Feuer, stützt die schwankenden Reihen der Franzosen und stirbt zwar selbst den Heldentod, aber entreißt den Gegnern den schon errungenen Sieg.

Bonaparte selbst schrieb über die Schlacht an seinen Bruder Josef: „Es gab da eigentlich zwei Schlachten an einem und demselben Tag; die erste verlor ich, die zweite gewann ich!"

Der Rückzug des österreichischen Heeres nach Alessandria, ohne eigentliche Leitung vollzogen, zerstörte jede Ordnung, und da sich Melas auch im Rücken von Massena und Suchet bedroht wußte, trug er auf einen Waffenstillstand an, demzufolge die österreichische Armee sich bis Mantua zurückziehen sollte. Ein briefliches Anerbieten des siegreichen Consuls, den Waffenstillstand auch auf den deutschen Kriegsschauplatz auszudehnen, konnte mit Rücksicht auf die bindenden Abmachungen mit England, die keinen Sonderfrieden zuließen, vom Kaiser nicht angenommen werden. Die cisalpinische Republik trat wieder in das Leben, die Reservearmee ward zur „Armee von Italien" erklärt und der Consul, den Oberbefehl an Massena abgebend, kehrte nach Paris zurück, um sich für seinen glänzenden Sieg beräuchern zu lassen.

Der Oberbefehl über die Rhein-Armee ward dem Erzherzog Karl, zum Theil seiner angegriffenen Gesundheit wegen, wohl aber auch, weil er als Vertreter der Friedenspolitik bei Thugut, den Gentz den „Souverän von Wien" nannte, mißliebig geworden war, entzogen und dem Feldzeugmeister Kray anvertraut worden. — Dieser, ein wackerer und tüchtiger Soldat, war doch seinem Gegner Moreau nicht gewachsen, der als Meister der Strategie vielfach noch über Napoleon gestellt wird.

Erst im Juni begannen die Operationen, die sofort durch einen Sieg Moreau's bei Hochstädt eingeleitet wurden. Durch meisterhafte Operationen wurde Kray ohne weitere Schlachten über München zurückmanövrirt, von wo Moreau über Vorarlberg und Feldkirch die Verbindung mit der italienischen Armee herstellte. Ein am 15. Juli abgeschlossener Waffenstillstand zu Parsdorf lieferte den Franzosen ganz Baiern und die Zugänge nach Tirol am Inn und Lech aus.

Bis in den Winter zogen sich unter mehrmaligen, mit Opfern erkauften Verlängerungen des Waffenstillstandes die Unterhandlungen wegen eines Friedens hin. Aber Kaiser Franz, in ehrenhafter Weise an dem Bündniß mit England festhaltend, verlangte, daß dieses in die Friedensverhandlungen einbezogen werde, wozu der Consul in grimmigem Haß gegen diesen hartnäckigen Feind nicht einstimmte.

Unterdessen war durch die Ermordung des Kaisers Paul, der erbittert über die Wegnahme Malta's durch die Engländer, sich Frankreich genähert hatte, auch die politische Situation geändert und nochmals sollte die Entscheidung der Waffen angerufen werden.

Der Oberbefehl wurde — vielleicht weil man auf die älteren Generale gar kein Vertrauen mehr setzte — dem achtzehnjährigen Bruder des Kaisers, Erzherzog Johann, anvertraut, als dessen Beiräthe der Feldzeugmeister Franz Baron Lauer, ein verdienter Ingenieur und der in Wien durch seine Eigenthümlichkeiten wohlbekannte General Karl Friedrich von Lindenau fungirten.

Während schon zu Luneville Ludwig Graf Cobenzl mit dem Bruder des ersten Consuls Josef Bonaparte über den Frieden verhandelte, begann nochmals das eiserne Würfelspiel des Krieges. Dem Uebergang über den Inn (1. Dezember) wurden von Moreau keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, dagegen brachte er zwei Tage später bei Hohenlinden dem österreichischen Heere eine bedeutende Niederlage bei, durch welche es bis an die Enns zurückgeworfen wurde.

Nun wurde wohl Erzherzog Karl wieder berufen, aber er beeilte sich, den Waffenstillstand von Steyr abzuschließen und durch den Fürsten Karl Schwarzenberg (den späteren Sieger bei Leipzig) dringend zum Frieden drängen zu lassen.

In der That kamen auch die Friedensverhandlungen in rascheren Fluß und am ersten Tage des neuen Jahrhunderts wurde der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich zu Luneville in Lothringen geschlossen, dem am 9. Februar auch das schon in den letzten Zügen liegende deutsche Reich beitrat.

Im Wesentlichen beruhte derselbe ganz auf den Stipulationen von Leoben und Campoformio. Der Thalweg des Rheins, von der Schweiz bis zu seinem Eintritt nach Holland war künftig die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, die Etsch jene zwischen Oesterreich und der cisalpinischen Republik.

Der Großherzog von Toskana (Ferdinand, ein Bruder des Kaisers Franz), aus dessen Gebiet die ligurische Republik zugeschnitten wurde, sollte mit deutschem Gebiet entschädigt werden, was übrigens, ebenso wie die Befriedigung der durch die Abtretungen an Frankreich benachtheiligten deutschen Fürsten, künftigen Vereinbarungen und — Kriegen überlassen wurde.

Denn wenn auch das neue Jahrhundert mit dem ersehnten Friedensgeläute begonnen wurde, so konnte doch kein Einsichtiger sich der Hoffnung hingeben, daß die Ruhe lange erhalten bleiben werde.

Nicht umsonst begrüßte der „Dichter des Enthusiasmus", Friedrich Schiller, das neue Jahrhundert mit den prophetischen Worten:

„Das Band der Länder ist gehoben,
Die alten Formen stürzen ein."

Wir wollen, bevor wir in dasselbe eintreten und uns wieder dem Toben des Krieges, dem Maulwurfstreiben der Politik zuwenden, einen kurzen Rückblick auf das geistige Leben in Oesterreich werfen, das kaum erwacht, unter der Ungunst der Zeiten wieder zu ersticken schien

VII. Kulturleben im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Seitdem in den Wirren des dreißigjährigen Krieges die letzten Sprößlinge des Humanismus zu Grunde gingen, gab es durch volle hundert Jahre keine österreichische Literatur und daher eigentlich, — da jene denn doch immer der richtigste Gradmesser geistiger Regsamkeit ist, — auch kein kulturelles Leben. Die schlesische Dichterschule mit dem sprachgewandten Opitz, dem trefflichen Dramatiker Gryphius, dem schwulstigen Lohenstein und Hoffmannswaldau und dem Meister der Epigrammatik Logau könnte nur mit Rücksicht auf die staatliche Zusammengehörigkeit, die erst durch den schlesischen Krieg von 1741 unterbrochen wurde, für Oesterreich in Anspruch genommen werden, in Wahrheit aber steht sie außer allem Zusammenhang und ist ohne alle Einwirkung auf das geistige Leben der Monarchie geblieben.

Der Literarhistoriker wird in dieser langen Zeit kaum auf einen anderen Namen stoßen, der erwähnenswerth wäre, als auf jenen des berühmten Predigers Ulrich Megerle mit dem Klosternamen Abraham a Sancta Clara, in dessen zahlreichen Schriften eine gewisse volksthümliche Kraft der Sprache nicht wirkungslos blieb. Im Uebrigen herrschte nicht blos auf dem schöngeistigen, sondern auch auf den rein wissenschaftlichen Gebieten die vollständigste Brache.

Wie es so kommen konnte, ist eben nicht schwer einzusehen. Von Ferdinand I. bis Maria Theresia herauf bestand das Bestreben aus politischen, namentlich aber aus religiösen Gründen, die österreichischen Länder hermetisch abzuschließen. Die kurze Periode der Duldsamkeit unter Maximilian II. und Rudolf II. erweckte zwar ein auch nur lediglich um den Hof concentrirtes literarisches Leben, das aber bald wieder zu Grunde ging und nach dem dreißigjährigen Krieg dem ärgsten Geistesdruck weichen mußte.

Das Oesterreich jener Zeit befand sich in der glücklichen Lage, zwei Censurbehörden zu besitzen, eine staatliche und eine kirchliche, von welchen letztere, die in den Händen der Bischöfe und der theologischen Fakultäten lag, schon dafür sorgte, daß eine allfällige mildere Anschauung der ersteren ohne Folgen blieb.

So konnte es kommen, daß noch unter Karl VI., der kein Eiferer war, sich selbst für wissenschaftliche Bestrebungen interessirte und wiederholt milde Censur-Vorschriften erließ, der Besitz einer Bibel mit Verbannung bestraft wurde, in Steiermark das Lesen der Postille in den Kerker brachte, und Demjenigen, der die Besitzer protestantischer Bücher verrieth, zehn Gulden Belohnung zugesichert wurden.

Auch unter Maria Theresia noch ging es in dieser Hinsicht recht kraus zu. Der Bischof von Veßprim, Martin Bird, verfaßte ein Buch, in welchem kurzweg der Ausrottung der Andersgläubigen das Wort geredet wurde. Anstandslos passirte dasselbe die doppelte Censur und es bedurfte päpstlichen Einschreitens, um das Verbot des fanatischen Werkes herbeizuführen. Dagegen

wurde ein lutherischer Prediger, Mathias Bohil in Eperies, weil er einige polemische Schriften in das Ungarische übersetzte, in den Kerker geworfen und entzog sich nur durch die Flucht vielleicht noch schlimmeren Dingen.

Erst 1757 wurde die Censur der Universitäten beseitigt und eine Censur-Hof-Commission bestellt, an deren Spitze der berühmte Leibarzt Freiherr Gerhard van Swieten stand. Viel besser wurde es dadurch nicht, da Swieten seinen persönlichen Geschmack zum Gesetz machte. Das vielverpönte Buch des Bischofs Hontheim (Febronius) „über die päpstliche Gewalt" wurde trotz energischer Anstrengungen der Geistlichkeit tolerirt, dagegen philosophische Werke von Mendelssohn, Rousseau's „Emil" u. s. w. unbedingt verboten.

Besonders quälend waren das Durchsuchen des Reisegepäckes und die Confiscationen in Privathäusern und Buchhandlungen, durch die bei den ausgesetzten Belohnungen das Denunciantenthum gefördert wurde. Der Besitz von Machiavelli's Werken zog dem Reisenden Reinhard ein Rüge van Swieten's zu: „Es sei eine Schande, solche schlechte Bücher zu besitzen", und selbstverständlich wurden sie nebst anderen confiscirt und — verbrannt, was bis zum Jahre 1780 geschah, wo angeordnet wurde, die confiscirten Bücher seien an die öffentlichen Bibliotheken abzugeben. Wer sie aber dort lesen wollte, bedurfte eines Erlaubnißscheines vom — Nuntius.

Ueberhaupt bestand neben der staatlichen die geistliche Censur fort, und wenn beide auch nicht immer eines Sinnes waren, so ärgerte man sich wohl gegenseitig, der Geistesfreiheit kam aber dieser Zwiespalt nicht zu gute. Ein Edikt vom 27. April 1767 wies die Bischöfe sogar an, den Verkehr mit „freigeisterischen Schriften" strenge zu überwachen, und wer ein solches Werk, das dem Glauben oder den Satzungen der Kirche zu nahe tritt, besaß und nicht innerhalb acht Tagen verbrannte oder ablieferte, oder wer Kenntniß hatte, daß Andere solche Bücher besaßen, ohne die Anzeige zu machen, sollte darum des „Verbrechens der Freigeisterei" schuldig sein, welches den damaligen Strafcodex zierte, und unnachsichtlich bestraft werden.

Wahrhaft komisch ist es, daß zuletzt der päpstliche Catalogus librorum prohibitorum (das Verzeichniß der verbotenen Bücher) selbst verboten wurde, damit Niemand die Titel der gefährlichen Werke kennen lerne. Man stand also ungefähr auf dem Standpunkte, wie vor zweieinhalb Jahrhunderten, wo 1527 die Universität Wien einer Aufforderung des Kaisers Ferdinand I. zur Widerlegung der neuen „Irrlehre" nicht nachkommen konnte, weil dieselbe wegen des Verbotes lutherische Bücher gar nicht kannte.

Unter solchen Verhältnissen wird man es begreifen, daß Josef von Sonnenfels anklagend schrieb: „War es ein Wunder, wenn es so lange Nacht blieb, wo man aus Plan und Absicht so lange den Tag ausschloß? Noch im Jahre 1756 konnte es Stand und Glück kosten, wenn man sich es anmerken ließ im „Esprit des loix" geblättert zu haben."

Erst unter Josef II. ward es anders. Eine Resolution vom 4. Mai 1781 entzog der geistlichen Censur den Boden, indem sie bestimmte, „daß die Bischöfe sich in allen Beziehungen, auch gegenüber dem unterstehenden Clerus, lediglich nach dem Vorgange der Wiener Hof-Bücher-Censur zu richten haben".

Am 11. Juni 1781 erfloß aber das neue Censur-Edikt, das zwar die Censur an sich noch beibehielt, sich aber an Freisinnigkeit mit manchem modernen Preßgesetze messen kann, welches zwar Alles zu drucken erlaubt, sich aber durch nachträgliche Confiscationen und andere Chicanen das ausgedehnteste Maß der Gedanken-Erwürgung vorbehält.

Um den Geist dieses Gesetzes zu charakterisiren, sei nur Punkt 3 angeführt, welcher lautet: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich dadurch für die Wahrheit der Sache als Bürgen dargestellt, nicht verboten werden, da es jedem

Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

Da sich natürlich auch ein regerer geistiger Verkehr mit dem Ausland herstellte und namentlich die beginnende Blüthezeit der deutschen Literatur auf die österreichischen Länder zurückwirkte, ist es da wohl nicht zu wundern, daß sich bei den plötzlich so weit geöffneten Thoren neben den wenigen Berufenen auch sehr viele Unberufene in die literarische Arena drängten. Gleich in den ersten zwei Monaten nach Erscheinen des Censur-Ediktes erschienen in Wien über tausend Schriften, und die Wuth, über Alles eine Broschüre zu schreiben, wurde eine wahre Landplage.

Es wäre aber sehr ungerecht, wenn man über der Masse von Eintagsfliegen übersehen wollte, daß sich auf allen Gebieten geistigen Schaffens auch tüchtige Talente zeigten, für deren Beurtheilung in ihrer Zeit es ganz gleichgiltig ist, daß sie heute schon überholt, theilweise auch vergessen sind. Es sind immer nur Sterne ersten Ranges, deren geistiges Licht sich auch den gewaltigen Wandlungen der Zeit und des Geschmackes gegenüber leuchtend erhält.

Durch den namentlich von Trattnern schwunghaft betriebenen, von Josef II. begünstigten literarischen Raubbau, welchen man „Nachdruck" nennt, drangen die Werke deutscher Dichter rasch in das Publicum, und es ist nur natürlich, daß die großen Vorbilder in Oesterreich eine Art Schule machten und Nachahmung fanden. So lehnte sich der auch als Bibliograph verdiente Michael Denis (der Barde Sined) theilweise an Klopstock und Ramler, Johann Baptist von Alxinger folgte in seinen Epen „Doolin von Mainz", „Bliomberis" der graziösen, aber etwas schlüpfrigen Weise Wieland's, der witzige, aber denn doch überschätzte Alois Blumauer mahnte an Lichtenberg und auch Langbein.

Bis zum Jahre 1796 erschien der „Wiener Musen-Almanach", von Josef Franz von Ratschky begonnen, von Blumauer unter Mitwirkung von Denis, Alxinger, Josef Friedrich Baron Retzer u. s. w. bis zum Jahre 1796 fortgeführt, wo ihm die Zeitverhältnisse ein Ende machten.

An schöngeistigen Schriftstellern wäre noch zu nennen Karl Mastalier und der begabte, aber gesinnungslose Laurenz Leopold Haschka, der aus einem zügellosen Freigeist, dem wegen einer Ode an den Papst von Kaiser Josef II. sogar Stillschweigen auferlegt werden mußte, sich in den Neunzigerjahren in einen ebenso eifrigen Verfechter aller wahren und falschen Autorität verwandelte.

Auch in Ungarn wendete man sich der schönen Literatur zu; obenan steht der gedankentiefe Franz von Kazinczy (Bild Seite 64), den man wohl etwas überschwänglich „Ungarns Goethe" nannte. In ähnlicher Weise hieß man Benedikt Virág wegen seiner Formgewandtheit den „ungarischen Horaz".

Lebhaft ging es auch auf dramatischem Gebiet zu, wo der Anstoß durch die von Josef II. verfügte Umwandlung der allem Möglichen zugänglichen Hofbühne zum „Nationaltheater", das lediglich für das recitirende Schauspiel bestimmt sein sollte, gegeben wurde. Der vielverdiente Staatsmann Tobias Philipp Freiherr von Gebler schrieb eine große Anzahl von Stücken (das bekannteste war wohl „Nicht mehr als sechs Schüsseln"), deren hausbackene Moral und dem Alltagleben entnommene Handlung unserem durch französische Kost überreizten Gaumen nicht mehr behagt, — zu ihrer Zeit aber, um die Derbheiten des Hanswurst ganz zu verbannen, gewiß nicht ohne Verdienst waren. Auch der Oberstlieutenant Cornelius von Ayrenhoff schrieb mehrere beliebte Stücke, unter welchen sich der „Postzug" am längsten erhielt und der Hofschauspieler Gottlieb Stephanie bearbeitete zuerst Stücke von Shakespeare für die Wiener Bühne, wobei freilich der große englische Dramatiker schlimm wegkam und man besser von einer „Verarbeitung" sprechen könnte, die aber doch dem Verständniß dafür die ersten Wege ebnete.

Auch auf allen wissenschaftlichen Gebieten stellte sich die lange unterdrückte Regsamkeit ein. In erster Linie ist hier wohl der vielseitige Josef von Sonnenfels zu nennen, der vielleicht weniger durch seine eigenen Schriften, als

durch die vielfachen Anregungen, die er gab, durch seine Bemühungen um das Theater, das er von den obsolet gewordenen improvisirten Komödien (Hanswurst,

Josef Haydn. (Seite 67.)

Bernardon u. s. w.) reinigte und durch seinen Einfluß auf die Verbesserung des Stils sich verdient machte.

In der Theologie wirkte Peter Gazzaniga und Sigmund von Storchenau in einer von dem früheren rein polemischen Ton abweichenden wissenschaft-

lichen Weise; hier sind auch die Schriftsteller zu nennen, welche das so wichtig gewordene Gebiet der Beziehungen des Staates zur Kirche behandelten, Abt Franz,

Wolfgang Amadeus Mozart (Seite 82).

Stefan von Mautenstrauch, der gelehrte Josef Valentin Eybel, Josef Johann Riegersal Pezen u. s. w.

In den Staats- und Rechtswissenschaften wirkten neben Sonnenfels thätig: der Ulmer Josef II. Martini, Beck, Schröter, Merian,

Digitized by Google

Riegger und Kautz. Besonders zahlreich waren die Historiker, unter welchen sich Männer aus allen Theilen der Monarchie, namentlich aus Ungarn befanden, woran wohl das wieder in den Vordergrund gerückte Interesse an der provinzialen Verfassung seinen Antheil hatte. Zu nennen sind hier Schmid (Geschichte der Deutschen), de Luca, Mummelter, Resch, Rauch, Kautz, Windisch, Dobner, Pelzel, der Slave Kollar, die Ungarn Benczur, Babei, Kerczelich, Kaprinai und Katona. Hier sind noch anzureihen der Philosoph Reinhold, der scharfsinnigste Interpret Kant's, ein geborener Wiener, der Geograph Lisganigg und der berühmte Numismatiker Eckhel.

In den Naturwissenschaften, die sich schon unter dem Vater Josef's II. regerer Fürsorge erfreuten, thaten sich als Mediciner hervor Gerhard van Swieten, Barth, Boer, Störk und Quarin, als Astronom Maximilian Hell, als Physiker Ingenhous, Cranz, Biwald und Prokop Diwisch, der schon 1754, ohne von Franklin etwas zu wissen, den Blitzableiter erfand und in Prenditz bei Znaim die erste Leitung einrichtete.

Als Entomolog genießt Scopoli, als Botaniker Jaquin noch heute großen Ruf, und Hofrath Franz von Born war einer der ersten wissenschaftlichen Mineralogen, dessen Wirksamkeit durch Erfindung des Amalgamirungsverfahrens im Hüttenwesen seine übrige literarische Thätigkeit weit überstrahlt, wenn er auch als Verfasser der „Monachologia", einer ebenso bitteren, als unfläthigen und anwidernden Satyre auf das Mönchsthum, bekannter ist.

Natürlich blieb auch die periodische Presse nicht hinter der allgemeinen Entfaltung zurück. Bis in die Siebziger Jahre war das „Wiener Diarium" (heutige „Wiener Zeitung"), mit Ausnahme von Extrablättern, die während eines Krieges oder sonst bei besonderen Anlässen erschienen, die einzige publicistische Kost.

Nach dem Vorbilde des „Addison'schen Spectators" erschienen dann Wochenschriften, die erste 1774 unter dem absonderlichen Titel „Der hungernde Gelehrte", später war tonangebend der von Sonnenfels herausgegebene „Mann ohne Vorurtheil".

Im Jahre 1788 erschienen außer der „Deutschen und französischen Wiener Zeitung" in der Residenz noch die „Provinzial-Nachrichten aus den k. k. Staaten", die „Wiener Kirchenzeitung", in welcher der gelehrte, aber übereifrige Probst Marcus Anton Wittola die extremste Richtung des „Josefinismus" in kirchlichen Dingen verfocht, und die „Correspondance secrète". In den Neunziger Jahren begannen unter dem talentvollen Josef Richter, der sich schon früher aus der Fluth der Broschürenschreiber vortheilhaft bemerkbar machte, die berühmten und vielgelesenen „Eipeldauerbriefe", die unleugbar eine tiefere kulturhistorische Bedeutung bewahrt haben, als es nach so langer Zeit bei den rein auf Klatsch und Tratsch basirten Nachahmungen der Fall sein wird.

Aber auch in allen bedeutenderen Provinzialstädten tauchten in den Achtziger Jahren Zeitungen auf. Ofen, Preßburg, Hermannstadt, Prag, Brünn, Lemberg, Graz („Grazer Bauernzeitung"), Innsbruck, Laibach, Trient, Brixen, Klagenfurt besaßen im Jahre 1788 schon je eine oder auch mehrere Zeitschriften in deutscher Sprache, Triest, die einzige Ausnahme, eine solche in italienischer.

Lange währte dieser Aufschwung nicht. Schon unter Kaiser Leopold II. war ein Rückgang unverkennbar und um die Mitte der Neunziger Jahre begann die vollste Reaction ihre Entwicklung. Namentlich Graf Saurau, ein begabter, aber zur Willkür neigender Mann, dabei ein starrer Aristokrat, in dem sich die Josefinische Theorie von der Allmacht des Staates mit fanatischer Unduldsamkeit verband, übte schon lange, bevor das Patent von 1801 die Censur der Polizeihofstelle unterordnete, ein drakonisches Regiment. Seine Thätigkeit in dieser Hinsicht erinnerte in der That ein wenig an die Definition Nestroy's, der den Censor für ein Krokodil erklärt, das an den Ufern des Gedankenstromes lauert, um den darin plätschernden Schriftstellern die Köpfe abzubeißen, die seelenlosen Leiber aber weitertreiben läßt.

Graf Saurau war übrigens dabei ein festgefügter Charakter, der von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seines Thuns überzeugt, auch vor einem Conflikt nach oben nicht zurückscheute.

Einem Buchdrucker war wegen kleinerer Unzukömmlichkeiten der Betrieb seines Gewerbes untersagt worden. Der Mann, dadurch ruinirt, wendete sich an einen ihm günstig gesinnten hohen militärischen Würdenträger, der beim Grafen Saurau Fürsprache einlegte, ohne jedoch etwas zu erreichen. Auf einem Umweg gelang es jedoch durch Baron Schloisnig, einst Erzieher und nunmehr als Vorstand der kaiserlichen Kabinetskanzlei allmächtig, ein Handbillet des gütigen Monarchen Franz zu erwirken, durch welches der Fortbetrieb der Buchdruckerei gestattet wurde.

Als nun der Mann mit dieser Handschrift bei der Polizei erschien, beschied ihn Graf Saurau kurz: „Sagen Sie Ihrem Fürsprecher, daß Seine Majestät allerdings zu befehlen haben, in diesem Falle aber übel berathen worden sind und — ich wissen muß, was ich zu thun habe und verantworten kann." Und dabei blieb es — die Buchdruckerei durfte nicht mehr betrieben werden.

Der berühmte Josef Freiherr von Hormayr, ein scharfsinniger, wenn auch nicht immer unparteiischer Beobachter, läßt sich über die letzten zehn Jahre des vorigen Jahrhunderts folgendermaßen vernehmen: „Es war ein arges Decennium für die Nationalbildung, von Josef's Hintritt bis zum Luneviller Frieden. In allen höheren Zweigen des Wissens nicht eine einzige ruhmwürdige vollendete literarische Erscheinung die Journalistik in dem weiten herrlichen Reiche wie Null, die guten Köpfe entmuthigt und verdächtigt, häufig auch durch verleumderische Angebereien, den hartnäckigsten Verfolgungen ausgesetzt, deren rechtsbegründeter Anlaß ebensowenig zu ergrübeln, als ihr Ende abzusehen war. Nicht allein jedes neue Buch und Büchlein unterlag der Censur meist unfähiger Köpfe, — Männer wie Sonnenfels und Swieten (Gottfried, der Sohn des Leibarztes, unter Josef II. Gesandter in Berlin, dann Hofbibliothekspräfekt) zogen sich ja bald zurück, — sondern alle seit Josef's II. Regierungsantritt erlaubten Werke wurden ohne Ausnahme einer Recensurirung unterworfen und meist auch verboten. Was durch ein Jahrzehent in Aller Hände gewesen, war jetzt urplötzlich gefährliche Waare. Von den herrlichsten Werken, wie Gibbon, Robertson, Hume, waren einzelne Theile verboten und nicht einer aus Deutschlands großen Geistern (Goethe, Schiller, Johannes Müller, Herder, Wieland, Lessing, Jean Paul) der nicht ganz oder theilweise verpönt gewesen wäre. Mancher wurde in eigens fabricirten erbärmlichen Verstümmlungen ausgeboten, so zum Beispiel Schiller ohne „Die Resignation" und den „Göttern Griechenlands". Dagegen konnte Jeder um Geld leicht haben, was das deutsche, vorzüglich aber das englische und französische Bücherwesen politisch Verlockendes oder Sittenverderbendes aufzuweisen hatte. In den Provinzen war es noch schlimmer. Zuletzt verbot man Alles. Auch aus den exacten Wissenschaften, auch Koch-, Gebet-, Garten- und Rechenbücher, selbst Abbildungen alterthümlicher Kunstwerke und geschichtlicher Ueberreste verbot man. Ein Censor verdammte, was der andere erlaubte. Die bescheidensten Urtheile über einzelne Zweige der öffentlichen Verwaltung wurden aus keinem anderen Beweggrunde unterdrückt, als: „es sei unschicklich, daß der Monarch solche Dinge auf einem anderen Wege erfahre, als durch die Polizei."

Es machte sich auch dem Theater gegenüber jener leidige Uebereifer breit, der so oft gar nicht nach dem Sinne der eigentlichen Machthaber ist, aber trotzdem ihnen und dem System zur Last gelegt wird. Mußte doch noch viel später die directe Intervention des Kaisers Franz angerufen werden, um Schiller's „Fiesco" auf dem Burgtheater aufführen zu dürfen, wogegen die Polizei heftig remonstrirte. Graf Moriz Dietrichstein, Hoftheater-Intendant, las das Stück dem Kaiser selbst vor, und dieser sagte in seiner humorvollen trockenen Weise: „Da der „Tell" gegeben wird, ist gegen „Fiesco" schon gar keine Einwendung zu erheben, weil doch der Rebell, wie es sich gebührt, umkommt."

In Wien war man also doch weiter, als im Paris Karl's X, wo im Théâtre français dem „Tell" ein fünfter Akt angefügt werden mußte, in welchem der Mörder des tyrannischen Landvogts zur Warnung aller Uebelgesinnten — geköpft wurde.

Natürlich litt unter solchen Zuständen auch das Theaterwesen an sich, welches gleichfalls unter Josef II. emporgeblüht war, und wo durch die Schauspieler Müller, Brockmann, Schröder, Jaquet, Adamberger, Lang, Weidmann u. s. w. der Grund zu dem hohen Ruf des Burgtheaters gelegt wurde.

Zwar entstanden die Theater in den Vorstädten — das Marinelli'sche sogenannte „Kasperltheater" in der Leopoldstadt, das „Freihaustheater" Schikaneder's, das im Jahre 1801 von dem Theater an der Wien ersetzt wurde und 1788 jenes in der Josefstadt, aber mit Ausnahme des zweiten übten sie keinen oder doch keinen günstigen Einfluß aus, sondern sie wärmten in platten, bestimmten Schauspielern an den Leib geschriebenen Stücken die alten stehenden Charaktere des „Hanswurst" und „Bernardon" als „Kasperl" und „Thaddädl" (dargestellt von Laroche und Hasenhut) auf.

Im Hetzamphitheater zu Wien. (Seite 85 u. f.)

Von größerer Bedeutung ist die Wirksamkeit Emanuel Schikaneder's, — namentlich durch seine Verbindung mit Wolfgang Amadeus Mozart (Bild Seite 81), wie denn überhaupt die Musik der einzige Lichtpunkt in jener Kulturepoche war.

Von den Provinzialtheatern ist nur jenes in Prag zu nennen, von dessen Bühne schon 1771 alle extemporirten Stücke verbannt wurden und das 1784 in einem von dem Grafen Franz Nostitz ausgeführten Neubau mit „Emilia Galotti" eröffnet wurde. In mancher Beziehung rivalisirte damals das Theater in Prag mit jenem von Wien, wie denn auch bekanntlich Mozart's „Don Juan" dort zuerst aufgeführt wurde und sofort gefiel, während sich das Residenz-Publikum anfänglich etwas spröde dagegen verhielt. Vereinzelte Vorstellungen waren schon früher

in czechiſcher Sprache gehalten worden, 1784 aber erfloß ein beſonderes kaiſerliches Privilegium und es entſtand ein ſtändiges czechiſches Theater in einem Nothbau auf dem Roßmarkt.

Zu charakteriſtiſch für die Zeit, um übergangen zu werden, war eine Art der Schauſtellung: — die Thierhetze. Sie war offenbar mit der Begleitung Karl's VI. bei ſeiner Rückkehr aus Spanien nach Wien gekommen, und das aufregende Schauſpiel behagte den Wienern bald gar ſehr, obwohl es ſich in keiner Weiſe mit den ſpaniſchen Stiergefechten vergleichen ließ.

Das runde hölzerne Hetzamphitheater war im Jahre 1755 von dem Franzoſen

Wiener Modetrachten. (Seite 88.)

Defraine erbaut worden und ſtand im heutigen III. Bezirk (ehemalige Vorſtadt Weißgärber), wo noch jetzt die Hetzgaſſe daran erinnert. Obwohl die Vorſtellungen nur an Sonn- und Feiertagen ſtattfanden, muß doch das Geſchäft ein äußerſt einträgliches geweſen ſein, denn der an den Armenfond gezahlte Pacht betrug fünf-, ſpäterhin ſogar ſechstauſend Gulden. Nur die Rückſicht darauf ſoll Kaiſer Joſef II. abgehalten haben, die Thierhetze aufzuheben. Die Eintrittspreiſe waren auch für jene Zeit ſehr anſehnlich, eine Loge koſtete 1 Dukaten, Sitze je nach dem Rang 1 fl. 40 kr. bis 40 kr., die übrigen Plätze 20 kr. und 10 kr.

Ein intereſſanter gleichzeitiger Bericht erzählte über die Hetze:

„Am Samſtag reitet ein Mann in eleganter Jagdkleidung mit einem Hirſchfänger an der Seite durch die Stadt und die Vorſtädte. Zwei bürgerliche Trommelſchläger klempern vor dem Pferde her und hinten folgen 3 oder 4 Kerle, ganz in gelbes Leder gekleidet, mit der Miene Huroniſcher Skalpirer und theilen links und rechts Zettel aus, die ſo voll des albernſten Unſinnes ſtecken, als wären ſie im Narrenthurm geſchrieben worden.

Sonntags am frühesten Morgen wird auf dem in der Mitte des Hetzamphitheaters stehenden Steigbaum eine schwarze und gelbe Flagge ausgesteckt und an die Ecken aller Gassen die nämlichen Tollhäusler-Zettel geklebt. Die gelben Skalpirer laufen auf allen Straßen herum und hören in ihrer Mord-Uniform in den Kirchen die heilige Messe. Nachmittags um 2 Uhr zieht die Wache an das Hetzhaus und ein Schwarm Tambours und Pfeiffer von den garnisonirenden Regimentern lägert sich auf dem äußeren Balkon des Amphitheaters, wo er um drei Uhr das Getöse der türkischen Musik anhebt. Nach drei Uhr traben schon dichte Haufen Neugieriger zum Stubenthor, über die Mauthbrücke hinaus. Ihnen folgen eine Stunde später viele Fiaker, theils mit vielköpfigen schweren Bürgerfamilien, theils mit zärtlichen Hausknechten und Handwerksburschen nebst ihren Schönen beladen. Noch eine halbe Stunde später fliegt manches vergoldete Pirutsch, ein paar halb oder ganz adelige Geschöpfe wiegend, zum thierischen Kampfplatz.

Sobald man über die Fortifikation hinaus ist, hört man kriegerische Musik. Wenn man etwa 200 Schritte sich genaht hat, wird man durch ein wüthendes Gebell von hundert grimmigen Hunden erschüttert und betäubt. Befindet man sich am Eintritt des Hetzhauses, so wälzt sich eine Gestankwolke der Nase entgegen, so scheußlich, wie sie Pater Kochem seiner Hölle gibt. (Pater Kochem war nämlich der Autor eines viel Entrüstung und Spott erregenden Werkes, das als eine Art Topographie der Hölle mit äußerst anschaulichen Schilderungen des „Schwefelpfules" und der verschiedenen Höllenstrafen gelten konnte.) Man tritt durch enge schlechte Treppen in den hölzernen Circus. Er strotzt von unten bis oben von einigen tausend Dilettanten jeglichen Geschlechtes, Alters, Standes und Ranges. Man sieht in den Logen Grafen und Gräfinnen, auf den ersten Galerien Kammerherren, Ritter und Räthe, Negozianten, Kaufleute, Offiziere, Gardisten, Stallmeister, Kammerdiener ꝛc. mit Frauen, Töchtern, Liebhaberinnen, jungen Witwen, Kammerjungfern vermischt, im zweiten Stock Dikasterianten, Mönche, Bürger, Friseurs, Studenten, Ladendiener, Kutscher, Lakaien, Stubenmädchen, Köchinnen, Putzmacherinnen, Fleischhackersweiber mit ihren Kindern ꝛc., im dritten Stock alles Krethi und Plethi (durcheinander), was nicht mehr als zehn Kreuzer zu bezahlen vermag.

Eine „scharfe Hetze", eine „blutige Hetze", eine „sehr blutige Hetze", eine „sehr scharf kämpfende Hetze", eine „Hetze auf Mord und Tod", ein „starker herrlicher Thierkampf", eine „schöne Osterhetze" — das ist die gewöhnliche Phraseologie! Zuweilen aber versteigt sich der Herold, der die Vorstellungen ankündigt, gar ins Poetische und Figürliche, zum Beispiel: „Der in den vier Elementen kämpfende Bär", — „Die Donnerkeile Jupiter's", — „Der Esel in der Bataille", — „Das Maibouquet des Raufbären", — „Die Schlittenfahrt im Sommer" u. s. w. Aehnliche Sottisen hat die k. k. Hetzpachtung in großem Vorrath, um damit ihrem Kannibalenspiel einen vermeintlichen Schwung zu geben. Durch diesen Knittelwitz gereizt, harren die Zuschauer auf den Schmaus, der ihrer Neugierde soll gegeben werden."

„Es öffnet sich ein Thor. Der nun auch in gelbes Leder gekleidete Hetzmeister springt auf den Kampfplatz, thut mit der Hetzpeitsche einen Klatsch und augenblicklich schweigt Musik und Lärm. Alles ist in stiller Erwartung. Noch ein Peitschenknall und das Schauspiel beginnt."

Bezüglich der Ankündigung mindestens thut dieser Berichterstatter der Thierhetze nicht ganz Unrecht, wenn er sie in das Gebiet blühenden Unsinnes reiht.

Ein uns vorliegender Hetzzettel (für den 20. Mai 1782) lautet:

„Langjährige Erfahrung hat uns überzeugt, daß historische Vorstellungen immer die Lieblingsschauspiele der schätzbarsten Bewohner Wiens seyen, und daß einfache ohne Sinn und Studium vorkommende Auftritte weder Neugierde noch Vergnügen verschaffen können.

Der Inhalt unserer heutigen Hetzvorstellung ist also die Geschichte oder Fabel von dem trojanischen Pferde, welches die Griechen nach einer fruchtlosen

Belagerung erbauten, mit einer großen Anzahl Krieger füllten, und dann Troja, den Wohnsitz der Schönheit und Gelehrsamkeit, damit zerstörten."

Diese Vorstellung zerfällt nun in zehn Abtheilungen, deren erste der Aufmarsch der Mitwirkenden, inclusive des trojanischen Pferdes und einer Anzahl wilder und zahmer Thiere bildet. Dann heißt es weiter:

„Wie nun nie etwas allgemein gefällt und es allen Orten Tadler giebt, so ging es auch in Troja, denn

Zwote Abtheilung. Zween ochsenmäßige Kritikasters beschnarchen dieses Pferd, fallen es wüthend an, werden aber von einigen im Bauch verschlossenen griechischen Kriegern empfindlich abgewiesen.

Dritte Abtheilung. Kritik und Afterwitz ist meistens beysammen, daher kommen gleich darauf zwei scheingelehrte Bärenhäuter, umschleichen dieses Wunderroß, um demselben nach Möglichkeit etwas anzuhängen; allein andere Krieger aus des Pferdes Bauche züchtigen die Spötter nach Verdiensten.

Vierte Abtheilung. Eine trojanische Dirne, so wild wie ein Waldschwein, mit Feuerfedern und Höllenblumen geschmückt, beschaut das Pferd ebenfalls und bekommt gleich einen verborgenen Krieger zum Liebhaber, der es aber wegen ihrer Häßlichkeit augenblicklich verachtet und am Kopf herumzerret."

So geht es weiter, bis Troja erstürmt ist, und zur

„Zehnten Abtheilung. Der angelegte Brand in der Stadt greift so schleunig um sich, daß Jedermann auf seine Flucht bedacht ist. Hier zieht der Diener seinen brutalen Herrn, dort der zärtliche Gatte seine brummende Ehehälfte, anderswo ein unglücklicher Klient seinen eigennützigen Gönner aus dem Feuer. Weit glücklicher ist Aeneas, der Vater, Kind und Gemahlin rettete, letztere jedoch in der Verwirrung verlor, sofort Kreusen gleich einem Schweinbraten der Gewalt zweener Flüchtige überlassen und fortschleppen sehen mußte."

Wenn man übrigens von der läppischen Derbheit dieser Ankündigung, absieht, in welcher man nicht unschwer die Einwirkung der bekannten Blumauer'schen Travestie erkennt, so muß sofort auffallen, daß der Schritt von dieser Hetzvorstellung bis zu unseren modernen Circusschauspielen nicht gar so groß ist. Man muß es also eigentlich dahin gestellt sein lassen, ob unser Zeitalter der halsbrecherischen Trapezkünstler, Seiltänzer, Akrobaten mit obligatem Kinder-in-die-Luft-werfen, Thierbändiger und auch der Wettrennen, deren uneingestandener prickelnder Reiz denn doch in der Erwartung stürzender Pferde und gebrochener Jokeyhälse liegt, wirklich ein Recht hat, gar so hochmüthig auf die Aera der Hetze herabzublicken.

Ueber die eigentliche Thierhetze berichtet der berühmte Berliner Buchhändler Nikolai, der 1783 in Wien war, in seinen Reisebriefen Folgendes:

„Man darf nicht glauben, daß die Thiere noch natürlichen Muth und die Kraft ihrer Wildheit haben — oder zeigen können. Es wäre wenigstens noch auf eine Art sehenswürdig, die wilde Kraft und Behendigkeit eines ungezähmten Thieres zu betrachten. Aber auch dieses siehet man nicht einmal. Die Thiere sind schon durch vorige Kämpfe abgemattet und furchtsam gemacht. Wenn die Fallthüre aufgezogen wird, so pflegen sie nicht immer herauszufahren, sondern sie ziehen sich in den hintersten Theil ihres Lochs zurück. Alsdann bringen drei oder vier Kerle einen großen Hebebaum und stoßen so lange auf das Thier zu, bis es vor Schmerz in den Hebebaum beißt, an welchem sie es alsdann aus dem Loche auf den Platz hinausziehen. Sogleich werden zwei oder mehrere große Hunde, welche bis dahin unter beständigem wüthenden Bellen von den Hetzmeistern sind gehalten worden, losgelassen. Gemeiniglich suchen die Thiere zu fliehen, so lange sie können, aber sie werden bald von den Hunden gepackt, gezaust, in die Ohren gebissen, oder ihnen gar die Ohren abgerissen. Sonderlich, wenn das Letztere geschieht, läßt sich das viehische Gelächter nicht beschreiben, welches die Zuschauer ausstoßen, und das Getrampel mit den Füßen. Weil die Stiere zu weiteren Kämpfen sollen aufbewahret werden, so fallen die Hetzmeister, sobald die Hunde gefaßt haben, den Hunden in den Nacken, reißen ihnen das Gebiß auf und halten sie unter dem

abscheulichsten Geheule und Gebelle fest, unterdessen das angefallene Thier ächzend, blutend vor Schmerz brüllend, nach der geöffneten Fallthüre zueilt. Es ist ein unbeschreiblich ekelhafter und scheußlicher Anblick die armen Thiere so quälen zu sehen." (Bild Seite 84.)

Nun, zur Verfeinerung der Sitten trugen diese Schauspiele gewiß nicht bei, und wenn auch, wie das Gerücht ging, das Feuer nicht absichtlich gelegt war, welches am 1. September 1796 das Hetzamphitheater in Asche legte, um diesen rohen Vergnügungen ein Ende zu machen, so mag man doch dem Zufalle dankbar sein, der es that.

Wien war seit den Tagen Karl's VI. die Musikstadt par excellence. Gluck's Wirken hatte nachhaltigen Erfolg, an ihn reihten sich Haydn und Salieri, der unvergleichliche Mozart und um die Wende des Jahrhunderts der größte deutsche Tondichter Ludwig van Beethoven. Das Musikleben Wiens wurde auch durch den Kriegslärm und die geistige Windstille nicht unterbrochen, sondern ging in das neue Jahrhundert mit ungeschwächter Kraft hinüber. Es wird sich also — um den Zusammenhang nicht zu zerreißen — später der geeignete Anlaß finden, darauf zurückzukommen.

Aeußerst steril war die Josefinische Periode und das letzte Jahrzehent in Bezug auf die bildenden Künste. Josef II. stellte das Nützlichkeits-Princip so voran, daß die künstlerische Schönheit dabei zu kurz kam, und da auch nach 1760 kein bedeutenderer Meister der Architektur mehr auftauchte, so tragen die Bauten jener Periode den unsäglich nüchternen Charakter, wie ihn die Josefinischen Bauten in Wien (allgemeines Krankenhaus, Josefinum, die Kirchen in Margarethen, Gumpendorf und am Schottenfeld), dann das Invaliden-Palais in Pest zeigen.

Etwas besser war es mit der Sculptur bestellt, wo in Johann Hagenauer und Friedrich Wilhelm von Bayer, deren Werke namentlich in Schönbrunn zahlreich sind, noch tüchtige Meister aus der prachtliebenden früheren Zeit erhalten waren, und in Franz von Zauner von dem das Standbild Josef's II. stammt, ein die süßliche Manier des Roccoco ganz abstreifender, der natürlichen Schönheit nachstrebender Künstler erwuchs

Auch die Malerei war nur wenig vertreten. Als Porträtmaler hatten Johann Baptist von Lampi, Josef Kreutzinger, Josef und Anton Hickel verdienten Ruf, für das Historienfach wäre nur der correcte, aber etwas glatte und kalte Johann Heinrich Füger zu erwähnen. Dagegen fehlte es nicht an tüchtigen Kupferstechern, zum Beispiel Mathias Schmutzer, Johann Ernst und Johann Georg Mannsfeld, Jakob Adam u. s. w.

Was das öffentliche Leben betrifft, so ging es damit, wie es noch heute geht. So bitter erboßt man auch auf die schlimmen Franzosen war, so machte man doch in Sitten und Moden, so gut es eben anging, nach, was in Paris an der Tagesordnung war. Wenn man die Modenbilder jener Zeit betrachtet, so läßt sich der Einfluß der eigenthümlichen, namentlich unter dem Directorium auftauchenden französischen Trachten nicht verkennen (Bild Seite 85). Seltener und seltener wurde das Symbol der „guten alten Zeit", das wackere gesinnungstüchtige Zöpflein, das in unser Jahrhundert nur mehr auf dem Nacken einiger Sonderlinge überging, als Symbol aber leider noch heute nicht entbehrt werden kann.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Zeit des Kampfes.

Windstille und neuer Sturm.

1801 bis 1805.

Mit einem Citat unseres großen deutschen Dichters sind wir vom vorigen Jahrhundert geschieden, — treten wir mit einem solchen auch in das neue ein, das auch uns zu seinen Kindern zählt.

Wohl mochte Schiller im Angesichte des neuen Jahrhunderts besorgt fragen:

— „wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord!
Zwei gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Alle Länder zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz!"

Von der großen Coalition (Verbündung), die mit Ausnahme Preußens, das seit 17. November 1797 von König Friedrich Wilhelm III. regiert wurde und sich der strikteſten Neutralität befliß, fast ganz Europa umfaßt hatte, blieb nach dem Luneviller Frieden Niemand mehr auf dem Plan als England, dessen kraftvoller Minister William Pitt zuerst die auf eine Weltherrschaft gerichteten Pläne Bonaparte's durchschaute und ihnen mit eiserner Consequenz entgegentrat. Daß nebstbei auch die Sorge um die maritime Stellung und um den Handel des eigenen Reiches ihn bestimmten, darf ihm wohl nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Obwohl Bonaparte sich sehr abfällig über Thugut äußerte, ihn entsetzlich langsam im Entschließen, wenig geschickt, ohne alle Voraussicht und bei jeder Gelegenheit abschweifend, einen Staatsmann, der ohne System inmitten der Intriguen von ganz Europa schwanke, nennt, erwies er ihm doch die Ehre, den Rücktritt Thugut's zu einer Art Bedingung des Luneviller Friedens zu machen. Unfähig und systemlos konnte man Thugut wohl nicht nennen, um seine Politik gepriesen und erfolgreich zu machen, fehlte nichts als die Sanction des Kriegsglücks. Er war unleugbar ein geistvoller energischer Staatsmann, der nur leider in der

diplomatischen Laufbahn zu einem kalten Zweifler und bedenkenlosen Reactionär geworden war.

Thugut starb im Jahre 1818, — erlebte also noch die Zertrümmerung des Kaiserthums in Frankreich und den scheinbar gelungenen Versuch, die große Revolution ungeschehen zu machen, die von ihr geweckten Ideen und Grundsätze aus dem Gedächtniß der Völker auszulöschen.

Nur kurze Zeit führten der schon erwähnte Graf Lehrbach und Fürst Ferdinand Trautmannsdorf die auswärtigen Geschäfte, jedoch eigentlich blos als Platzhalter, bis der Unterhändler der letzten Frieden, Graf Ludwig Cobenzl, die letzten Vereinbarungen abgeschlossen hatte und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Der neue Minister war ein gewandter geschmeidiger Mann, der die vielbelobte Diplomatenkunst verstand, durch kleine Mittelchen große Fragen scheinbar zu vertuschen. In ihm war mehr glücklicher Intriguengeist als grandiose Combination. Er war mehr ein liebenswürdiger und kluger Hofmann mit dem Portefeuille des Aeußeren, als der wahre Minister eines großen Staates. Am Hofe der Kaiserin Katharina II. hatte er das Liebhabertheater der Eremitage mit kleinen französischen Theaterstücken eigener Mache versorgt und — in diesem Geiste faßte er die Politik einer Zeit auf, die seltenen Scharfblick und eiserne Energie bedurfte. Zudem war er so sehr französirt, daß ein Schriftsteller sagen konnte: „Il n'avait d'Allemand, que le nom" (er hat nichts Deutsches an sich, als den Namen) und sein politisches Glaubensbekenntniß bestand aus Scheu vor Frankreich und Bewunderung Rußlands — Anschauungen, die bei einem österreichischen Minister, wie wir noch später sehen werden, nicht sehr wünschenswerth sind.

In einer Beziehung war Cobenzl das vollkommene Gegentheil von Thugut. Wenn sich dieser gerne mit unbedeutenden Menschen, mit bloßen Hilfsarbeitern, die vollständig von ihm abhingen, umgab, so zog Cobenzl mit Vorliebe ausgezeichnete Publicisten, Männer von großem Wissen in seine Nähe.

Unter diesen steht wohl in erster Reihe Friedrich von Gentz (geb. 1764, gest. 1832), der geistvolle Staats- und Lebemann, dem nur Eines fehlte, um eine bedeutende und segenvolle Rolle zu spielen: Gesinnung und Charakter. Als Meister politischen Styles trat er 1802 nach einem ziemlich bewegten Leben, in dem die Frauen eine theils störende, aber in der Hauptsache doch schützende und fördernde Rolle gespielt hatten, als Hofrath in die österreichische Staatskanzlei, „mit keiner anderen Verpflichtung, als durch seine Schriften für die Erhaltung der Regierungen, Sitten und Ordnung zu wirken", — eine Aufgabe, gegen welche sich nichts einwenden ließe, wenn Gentz sie nicht im Verlauf der Jahre in jenem Sinne aufgefaßt hätte, wie die „Ordnung" gemeiniglich von den Anhängern des Stillstandes und Rückschrittes verstanden wird.

Auch Johannes von Müller, der berühmte Geschichtsschreiber, stand damals in österreichischen Diensten, dessen Wirksamkeit aber weniger maßgebend war, als die seines Namensgenossen Adam Müller, eines Convertiten, in dem der Haß gegen die Revolution zu den absonderlichsten Gedankenverirrungen führte. Er war als Nationalökonom ein Anhänger der sogenannten physiokratischen Schule (Naturherrschaft), die im Landbau allein die Quelle des Nationalwohlstandes sieht, Industrie und Handel für nebensächlich, wenn nicht schädlich hält, also ungefähr jene Richtung, die sich in unserer Zeit durch die sogenannten „Agrarier" wieder in den Vordergrund drängt.

Man wird durch Adam Müller's Schriften lebhaft an gewisse Bestrebungen unserer Zeit erinnert, obgleich zu seinen Gunsten wohl zu erwägen ist, daß er seine wunderlichen Theorien zu einer Zeit aufstellte, wo durch die Einführung des Dampfes in das Verkehrswesen und die landwirthschaftliche wie industrielle Production noch nicht alle Verhältnisse so von Grund aus umgestaltet worden waren. Uebrigens war sein Eintreten für den reinen Feudalstaat auch schon damals eine Thorheit: seine Forderungen, — Befestigung und Ausdehnung des Großgrund-

besitzes, Wiedereinführung der Leibeigenschaft für die bäuerliche Bevölkerung, strenge Zusammenfassung der Gewerbe in Zünfte, der Kaufmannschaft in Gilden, — kurz das, was sich in unserer Zeit unter dem verschämten Namen „einer horizontalen Gliederung der Gesellschaft" wieder hervorwagt, waren damals, trotzdem sein System unter den Machthabern viel Beifall fand, — undurchführbar, und so wird es in höherem Maße noch heute sein. Auch daran erinnert Adam Müller an unsere Zeit, daß er sein politisches System mit religiösen Gründen stützen wollte und die Rückkehr zu veralteten Formen als „Wiederherstellung der göttlichen Ordnung" pries.

Mit dem Sturze Thugut's trat Erzherzog Karl an die Spitze des Hofkriegsrathes, — nach unserer heutigen Terminologie des Kriegsministeriums. Niemand war berufener dazu als er, der in den Wechselfällen des Krieges den vielgestaltigen Organismus einer Armee gründlich kennen und die Nothwendigkeit von Reorganisationen einsehen gelernt hatte.

Von Volk und Armee wurde seine Ernennung mit Enthusiasmus begrüßt, denn er war der einzige Heerführer, der in den letzten Feldzügen Erfolge errungen hatte. Dabei rechnete man es ihm in der Bevölkerung zum großen Verdienst an, daß er trotzdem stets für den Frieden eintrat, — wodurch er jedoch bald in Zwiespalt mit einer mächtigen Partei kam, an deren Spitze der einstige Erzieher des Kaisers, der Reichs-Vicekanzler Franz Gundaker Fürst Colloredo-Mansfeld stand, die am Hofe sehr einflußreich und — kriegslustig war.

Im Jahre 1801 errichtete Kaiser Franz ein aus den Chefs sämmtlicher Centralstellen zusammengesetztes Staats- und Conferenz-Ministerium — also eine Art Ministerrath, — welches den Zweck haben sollte „derartige Einrichtungen zu treffen, daß die ganze Staatsverwaltung von selbst, als ein wohleingerichtetes Uhrwerk, wenn sie einmal gehörig in Gang gesetzt ist, fortlaufe". Daß der Staat auf so rein mechanischem Wege nicht regiert werden kann, sondern ein lebendiger Organismus ist, der nach den wechselnden Bedingungen der Zeit und ihrer Ansprüche, aber auch mit Rücksicht auf die Meinung der ihn bildenden Individuen behandelt werden müsse, ist heute noch Geheimniß für viele Staatskünstler.

Die am 24. August 1802 zusammentretende Reichsdeputation wurde durch russisch-französische Einwirkungen zur Annahme eines „Entschädigungs-Uebereinkommen" gezwungen, durch welches Einzelne befriedigt wurden, um eine große Zahl von Rechten zu verletzen. Mit wenigen Ausnahmen verschwanden sämmtliche reichsfreien geistlichen Gebiete, bis auf sechs wurden alle freien Reichsstädte aufgehoben und daraus nebst Gebietserweiterungen an Bayern, Baden, Württemberg und Hessen, der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena mit deutschem Land entschädigt, da ihre Länder zu der „italienischen Republik" geschlagen wurden, als deren Präsident der seit 2. August 1802 durch Senatsconsult zum lebenslänglichen Consul ernannte General Bonaparte fungirte, — womit nur mehr ein sehr kleiner Schritt bis zur Monarchie zu thun war.

An Oesterreich fielen bei dieser am 25. Februar 1803 zum Reichsgesetz gewordenen Umgestaltung des deutschen Reiches die Bisthümer Brixen und Trient, worin wohl ein Grund lag, daß man dieses willkürliche Schalten mit deutschem Gebiet widerspruchslos hinnahm, während ein anderer in der nun vollendeten Bedeutungslosigkeit der Kaisermacht gegenüber den nur nach Länderzuwachs gierenden Reichsfürsten gefunden werden muß. Kann man auch dieses Verschwinden der zahlreichen kleinen deutschen Despotien, in welchen die schlimmsten Zustände herrschten, einerseits nicht beklagen, so ist doch klar, daß das ganze Verfahren, obwohl es unter Garantie der Herrschaft von Rußland und Frankreich, mit erzwungener Zustimmung von Kaiser und Reich, und unter dem Beifalle vieler deutscher Fürsten geschah, doch im vollsten Wortsinn gewaltthätig und revolutionär war und dem ehrwürdigen Bau des römisch-deutschen Reiches den letzten entscheidenden Stoß gab.

Und in der That sollte der völlige Zusammenbruch auch nicht mehr lange warten lassen.

Am 18. Mai 1804 erfolgte die Proklamirung des ersten Consuls nach einer sorgfältig verabredeten und einstudirten Komödie zum Erbkaiser von Frankreich unter dem Namen Napoleon I. Der republikanische Rausch der Franzosen war rasch verflogen und von den erhebenden Ideen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" weg, wendete sie sich der „gloire" zu, welche die Siege ihres Soldatenkaisers dem Staat zu verbürgen schienen, über welchen er mit einer nur nothdürftig, durch constitutionelle Scheineinrichtungen verbrämten unbeschränkten Macht herrschte. Das Glück des Krieges hatte ihn so hoch emporgehoben; um sich zu erhalten, glaubte er, fort und fort daran appelliren zu müssen, bis es ihn — treulos, wie jedes Erdenglück — noch rascher stürzte, als er emporgestiegen war.

In den leitenden Kreisen Wiens sah man — so wenig Sympathie man auch für den neuen Kaiser fühlte, — doch diese an den thatsächlichen Verhältnissen nichts ändernde Umgestaltung nicht ungerne, welche als Abschluß der revolutionären Epoche, als ein Sieg des monarchischen Gedankens aufgefaßt wurde.

Um jedoch dem neuen französischen Kaiserreich gegenüber der eigenen Bedeutung als Großmacht geeigneten Nachdruck zu geben, wurde die Erhöhung des Gesammtstaates Oesterreich zu einem Kaiserthum vorgenommen, was als umso nöthiger bezeichnet wurde, als „in der That die deutsche Kaiserwürde auf wenig mehr, als einen bloßen Ehrentitel herabgeschmolzen sei, und fernerhin weder die Macht, noch den Einfluß des Inhabers wesentlich vermehren könne".

Am 11. August 1804 nahm Kaiser Franz, obwohl noch immer als deutscher Kaiser der Zweite, jedoch als Kaiser von Oesterreich der Erste dieses Namens, die neue Würde an und erfloß die betreffende Proclamation. (Bild Seite 89.)

„Obschon Wir," heißt es in derselben, „durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs von Titeln und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Oesterreich dahin gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichsten Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten aufrecht erhalten und behauptet werde, welche der Souveränetät des Hauses Oesterreich sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes des Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung ihrer, so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten gebührt und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate gesichert ist. Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtiget, nach den Beispielen, welche im vorigen Jahrhunderte der russisch kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause Oesterreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen. In Gemäßheit dessen haben Wir nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, für Uns und Unsere Nachfolger in dem ungetrennten Besitze Unserer unabhängigen Königreiche und Staaten den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Oesterreich, als dem Namen Unseres Erzhauses, feierlichst anzunehmen und dabei festzusetzen, daß Unsere sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassung und Vorrechte fernerhin unverändert beibehalten sollen."

Im Gegensatze zur pragmatischen Sanction Karl's VI. hatte man es dieses Mal unterlassen, die Zustimmung der Stände einzuholen, und nur dem Reichstag zu Regensburg ging die frostige Erklärung zu, daß durch diese Maßregel die bisherigen Verhältnisse der kaiserlichen Person zu dem Reiche nicht geändert würden.

Digitized by Google

Kleidung der Neger. Die Kleidung der Neger ist sehr einfach. Sie besteht in einem Stück Zeug, das um die Hüften geschlungen wird, und in einem Hemde, das über den Kopf gezogen wird. Die Weiber tragen ein Stück Zeug um die Brust und ein anderes um die Hüften. Die Kinder gehen bis in ihr zehntes Jahr ganz nackt. Die Kleider werden aus Baumwollenzeug gemacht, das in Europa gewebt wird. Die Neger sind sehr eitel auf ihre Kleidung. Sie lieben rothe Farben, und Scharlach ist ihre Lieblingsfarbe. Sie tragen Halsbänder, Armbänder und Ringe in den Ohren. Diese Zierrathen sind von Glasperlen, Korallen, Elfenbein, Gold und Silber. Sie tragen auch Ringe in der Nase und Ringe um die Knöchel der Füße. Sie lieben Hüte, Schuhe und Strümpfe, und wenn sie diese Dinge haben können, so sind sie sehr stolz darauf.

seine Macht immer weiter auszudehnen bestrebt und der Plan einer europäischen Universalmonarchie von Neuem aufgetaucht war.

Diesem Bestreben trat das am 6. November 1804 geschlossene Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland entgegen, das als eingestandenen Zweck hatte, dem weiteren Ausdehnen der französischen Machtsphäre Grenzen zu setzen. Als nun Napoleon am 18. Mai sich selbst zum König von Italien machte, schlossen England und Rußland einen Vertrag, dessen Aufgabe die Herstellung einer allgemeinen Verbindung der europäischen Monarchen zur „Rückführung der Ordnung und des Gleichgewichtes" war. Damit war der Gedanke der vierten Coalition gegen Frankreich ausgesprochen und der allgemeine Krieg unvermeidlich.

Unter dem Einflusse des von der Nothwendigkeit eines längeren Friedens aus finanziellen und militärischen Gründen überzeugten Erzherzogs Karl zögerte das Wiener Cabinet vor entscheidenden Schritten. Die Kriegspartei am Hofe, geleitet von den tonangebenden Staatsmännern Colloredo und Cobenzl, und das Drängen Rußlands und Englands siegten jedoch zuletzt, und am 9. August 1805 trat Oesterreich der vierten Coalition gegen Zusage bedeutender Subsidien mit der Verpflichtung ein Heer von 300.000 Mann in das Feld zu stellen, bei.

Alle Bemühungen, auch Preußen auf die Seite der Coalition zu ziehen, waren vergebens. „Wie eine eherne Mauer haben sich Mißtrauen, Eifersucht und Erbitterung, haben sich streitende Interessen, feindselige Politik, blutige Kriege und offene oder versteckte Befehdungen eines halben Jahrhunderts zwischen diese beiden Mächte gethürmt", schrieb verzweiflungsvoll Friedrich von Gentz, der als scharfsichtiger Politiker nur in einem Zusammengehen von Oesterreich und Preußen die Abwendung der für Europa von Ost und West, von Rußland und Frankreich drohenden Gefahren möglich erkannte — ein Gedanke, dessen rückhaltlose Anerkennung erst unseren Tagen zu Gute kommen sollte.

Das Kriegsjahr 1805 und die erste französische Invasion.

Die erste Folge der geänderten Politik Oesterreichs war die Niederlegung der Präsidentschaft des Hofkriegsraths, die Feldzeugmeister Max Graf Baillet de Latour übertragen wurde, einem Großvater des 1848 ermordeten Kriegsministers. Graf Max war ein schneidiger polternder alter Soldat, in der Armee unter dem Namen „die alte Kriegstrommel" bekannt, von dem freilich nicht immer unbefangen urtheilenden Hormayr als „Zierde jeder Mandarinenwirthschaft" bezeichnet. Die Erfolge seiner Amtsführung würden allerdings auch dem härtesten Urtheile nicht widersprechen.

Kaiser Franz, der durchaus keine soldatischen Neigungen hatte und den Krieg als äußerstes Mittel, als „ultima ratio" der Politik auffaßte, gewiß aber nie als Selbstzweck, wünschte den Beginn des Feldzuges auf das Jahr 1806 hinauszuschieben, doch zwang ihn das Drängen seiner Verbündeten schon im September 1805 die Kriegserklärung ergehen und das Heer vorrücken zu lassen.

Ein noch im Sommer von dem Generalquartiermeister Karl Baron Mack und dem russischen General Ferdinand Freiherr von Winzingerode ausgearbeiteter Kriegsplan bestimmte, daß der Krieg zugleich in Süddeutschland und Italien angriffsweise begonnen werden sollte. Man schritt dazu aus politischen Gründen, um die Herrscher von Baiern und Württemberg, deren Gesinnung zum Mindesten schwankend war, zu einer Entscheidung zu drängen, und weil man wußte, daß Napoleon, mit dem Gedanken einer Landung in England beschäftigt, den Kern seiner Armee bei Boulogne vereinigt hatte.

Baron Mack (geb. 1752) galt als strategisches Genie, zu welchem Ruf ihm weniger die eigenen Leistungen, als die hohe Meinung, welche Lascy und auch Laudon von ihm hatten, verhalfen. Ehrgeizig und durch fremdes Lob verwöhnt, widerstrebte er dem Vorschlag des vorsichtigeren Erzherzogs Karl, welcher den österreichischen Hauptangriff in Italien machen wollte, während der Einmarsch in Deutschland erst vereint mit den Russen geschehen sollte. Mack dachte aber ohne Hilfe der letzteren wohlfeile Lorbeeren ernten zu können und setzte durch, daß sein Corps, unterstützt von dem aus Tirol vorbrechenden Erzherzog Ferdinand, bei dem sich Fürst Karl Schwarzenberg befand, den Vorstoß gegen Süddeutschland sofort unternehmen solle. Er drang durch, am 8. September wurde die baierische Grenze überschritten, — Erzherzog Karl übernahm das Commando der nicht sehr starken italienischen Armee.

Sofort zeigte sich, daß eine Einwirkung auf die süddeutschen Fürsten zu spät kam; statt sich den österreichischen Truppen anzuschließen, zogen sich die bairischen überall zurück, Kurfürst Maxmilian Josef verließ beim Herannahen der Oesterreicher München, in das sie am 14. September einzogen, und am 30. September vereinigte sich sein Heer mit den in Franken sich sammelnden französischen Truppen; daß er zu diesem Verhalten nur durch die Rücksicht auf die Sicherheit

seines eben in Frankreich befindlichen Sohnes, des Kronprinzen Ludwig, bestimmt wurde, ist denn doch nur eine nicht sehr glücklich erfundene Ausrede gewesen. Daß die süddeutschen Höfe von vorneherein entschlossen waren, auf die französische Seite zu treten, beweist der am 2. Oktober abgeschlossene Allianzvertrag Württembergs, dem doch kein Thronfolger gefährdet war.

Mit Ausnahme des italienischen Feldzuges von 1796 hatte sich weder früher noch später das eminente Feldherrntalent Napoleon's so schlagend und in seinen Eigenthümlichkeiten bewiesen, als im Jahre 1805.

Während man noch glaubte, daß er an der Küste von Boulogne, mit den zur Ueberschiffung des Kanals eigens construirten großen Prahmen und mit der Einübung seiner Truppen für die Ein- und Ausschiffung beschäftigt sei, kündigte er schon am 23. September in Malmaison an, daß er und seine Soldaten „ihre Pflicht thun würden" und er hielt sein Wort, — wozu freilich die Fehler seiner Gegner das Meiste beitrugen und seinem militärischen Genie die Wege ebneten.

Mit Blitzesschnelle hatte er seine Heersäulen von der Küste des Oceans nach Deutschland geworfen, und auf der kürzesten Linie drangen Ney, Bernadotte und Marmont gegen Süddeutschland vor, wobei es freilich nicht ohne Verletzung der Neutralität des zu Preußen gehörenden Anspachischen Gebietes abging. Als man Napoleon aufmerksam machte, Preußen werde dadurch der Coalition in die Arme getrieben werden und ebenfalls den Krieg erklären, sagte er lächelnd: „Wegen so ein wenig Anspach? Darum wird Preußen das gewiß nicht thun!" Er kannte die Zerfahrenheit seiner Gegner, die ihm so lange ungefährlich waren, als sich jeder einzeln ihm gegenüberstellte.

Eigentlich war der Feldzug schon entschieden, ehe noch ein Schuß gefallen war, denn Mack's Stellung an der oberen Donau war schon umgangen und jede Verbindung mit den nachrückenden Russen unmöglich. „Wenn die Oesterreicher bei Ulm stehen bleiben," äußerte sich Napoleon in Stuttgart, „so werden wir bald fertig sein."

In ganz unbegreiflicher Verblendung erwartete Mack, als er schon von Bernadotte umklammert war, den Angriff von Westen, und auch die Niederlagen bei Wertingen, Günzburg und Memmingen klärten ihn noch nicht darüber auf, daß nur ein sofortiger Rückzug die Armee retten könne. Es wird am Schlusse dieses Abschnittes davon noch weiter die Rede sein.

Ein mit gewohnter Ruhmredigkeit auftretender, dieses Mal aber leider der Wahrheit nur zu gut entsprechender Tagsbefehl Napoleon's vor der erwarteten Schlacht schildert die Situation der kaiserlichen Armee:

„Das feindliche Heer, irregeführt durch unsere Manöver und die Schnelligkeit unserer Bewegungen, ist völlig umgangen; es schlägt sich nur noch um seine Rettung, und würde gern entfliehen und in seine Heimat zurückkehren, wenn es möglich wäre. Soldaten! Ohne diese Armee, die vor Euch steht, wären wir heute in London, hätten die Schmach von sechs Jahrhunderten gerächt und den Meeren die Freiheit wieder gegeben. Englands Bundesgenossen sind es, gegen die Ihr Euch morgen schlagt, der morgende Tag wird hundertmal größer sein, als der von Marengo; Ihr werdet die Bewunderung der künftigen Generation sein. Den Feind nur besiegen, genügt uns nicht. Nein, nicht Ein Mann der feindlichen Armee darf entkommen!"

Nur in einer Beziehung täuschte sich Napoleon, die so bombastisch verkündete Schlacht ward nicht geschlagen. Mack war nicht der Mann heroischer Entschlüsse; er schloß sich, selbst als durch das blutige Gefecht von Elchingen die letzte Oeffnung im eisernen Ring um Ulm sich zu schließen drohte, in Ulm ein, und verbot ruhmredig seiner Umgebung vor ihm das Wort „Uebergabe" auszusprechen. Im letzten Augenblicke retteten sich Erzherzog Ferdinand und Fürst Schwarzenberg mit einem Theil der Reiterei, denn am folgenden Tag, den 15. Oktober, war die Einschließung Ulms vollendet, am 17. unterzeichnete Mack, der plötzlich anderen Sinnes wurde, die bedingte Capitulation und am

20. zogen die Trümmer eines der tüchtigsten Heere, das Oesterreich je aufgestellt hatte, 22.000 Mann stark, mit allen Kriegsehren aus Ulm und übergaben Pferde, Waffen, Fahnen und Geschütze. Es wird noch am Schlusse dieses Abschnittes darauf zurückgekommen werden.

Mack wurde auf der Heimreise verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, das auf den Tod erkannte, vom Kaiser jedoch zu zwanzigjähriger Festungshaft begnadigt. Schon 1808 erhielt er seine Freiheit und seinen Rang wieder und starb zwanzig Jahre später zu St. Pölten.

Dieser beispiellose Erfolg, welcher die am 21. Oktober geschehene Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar durch Lord Nelson, der in dieser Seeschlacht fiel, versüßte, brachte den König von Preußen dazu, seine Vermittlung anzubieten, — vor der Hand noch umsonst, da mittlerweile Erzherzog Karl am 29. bis 31. Oktober bei Caldiero einen blutigen Sieg errungen hatte und das russische Heer noch ungebeugt war. Am 3. November verband sich Preußen mit Oesterreich und Rußland zur Aufrechthaltung des Luneviller Friedens, — zu spät, um den Gang der Dinge aufzuhalten, früh genug, um den Zorn Napoleon's auf sich zu lenken.

Kaiser Franz hatte am 18. Oktober den ungarischen Reichstag eröffnet, der sich willfährig zeigte, und war am 31. Oktober in Wien angekommen, das von den unaufhaltsam nachdrängenden Franzosen bedroht wurde, die schon am 3. November in Linz waren.

Nochmals wiederholten sich die Scenen des Jahres 1797, das Retten und Flüchten beginnt, so daß der Kaiser ein besonderes unter Escorte stehendes Schiff bestimmte, auf welches Jedermann seine Pretiosen und Kostbarkeiten bringen konnte.

Zugleich stieg die Noth an Baargeld so hoch, daß selbst für Kupfermünze Agio bezahlt wurde und der Magistrat, um den gewöhnlichen Kleinverkehr zu ermöglichen, unter Garantie der Stadt zur Ausgabe von Münzscheinen im Betrage von zwölf und vierundzwanzig Kreuzern schreiten mußte. Am 8. November verließ der Hof Wien und begab sich nach Preßburg, wo der Kaiser den Reichstag schloß, um von dort nach Mähren zu gehen, wo die russische Armee sich sammelte.

Den Versuch, ein Freicorps zu bilden, machte dieses Mal, wo die Raschheit des Feindes aller Vorkehrungen spottete, nur der bekannte Abenteuerer und Sonderling Ferdinand Freiherr von Geramb. (Bild Seite 97.) Es blieb jedoch bei dem Versuch und der Freiherr mußte flüchten, um nach mancherlei Fährlichkeiten in England und Frankreich seinen berühmt gewordenen Eintritt in den Trappisten-Orden zu machen.

Geramb war im Jahre 1770 aus einem ungarischen Adelsgeschlechte geboren und genoß seine erste Erziehung in Wien. Hier war es auch, wo Geramb in Zwist mit dem englischen Oberst John Theophil von Rawdon (gest. 1808 in Wien) gerieth (1800), welcher die originellste aller Ausforderungen zur Folge hatte; es wurde nämlich als Kampfplatz der — Aetna bestimmt und bedungen, daß der Sieger den Ueberwundenen in den Krater dieses Vulkans stürzen sollte. Der Engländer war Sieger, ließ jedoch die Kampfbedingung unerfüllt. Der eine Eccentrik-man war denn doch ein wenig gescheidter wie der andere. Einige Jahre darauf wurde Geramb abermals von einem französischen Offizier wegen beleidigender Bemerkungen über das französische Militär gefordert und schwer verwundet.

Wie vorhin erwähnt, befehligte Geramb in den französischen Feldzügen gegen Oesterreich 1805 und gegen Preußen 1806 ein von ihm gebildetes Freicorps; nach dem Tilsiter Frieden (1807) ging er nach Spanien, um wider die Franzosen zu kämpfen, als jedoch die siegenden französischen Heere die spanischen Streitkräfte nach der Insel Leon zurückgedrängt hatten, nahm er seinen Abschied. Geramb ging nun nach England, suchte bei der Regierung um Unterstützung für Errichtung neuer Freicorps an, benahm sich aber dabei in seiner gewohnten Heftigkeit so, daß er in recht verdrießliche Händel verwickelt wurde. Dazu kam er in solche

Geldverlegenheiten, daß sogar seine persönliche Freiheit bedroht war; er verbarrikadirte sich daher förmlich in dem Landhause eines seiner Freunde. Durch zwölf Tage wurde er da von Gerichtsdienern vergeblich belagert, endlich aber machte die Regierung die Fremdenbill gegen ihn geltend; Geramb wurde trotz seines heftigsten Widerstandes ergriffen, aus England hinweggeführt und an den Küsten der Ostsee ausgesetzt.

Nunmehr hielt er sich einige Zeit in Hamburg auf, schrieb jedoch so leidenschaftlich gegen die damalige französische Regierung, daß er verhaftet, nach Valenciennes gebracht und dort bis zum Einrücken der Alliirten in strenger Haft gehalten wurde. Die Annäherung des kriegerischen Tumultes soll ihn so erschreckt und entmuthigt haben, daß er das Gelübde ablegte, in den Trappisten-Orden zu treten, wenn er noch einmal Rettung fände. Und in der That ging er sofort nach seiner Befreiung nach Lyon, brachte fünfzehn Monate im Noviziate zu und legte dann im Trappistenkloster Port du Salut das Gelübde ab. Von da an hieß er Frater Maria Josef und zeichnete sich durch ein so strenges und exemplarisches Leben aus, daß ihn der Orden zu seinen ausgezeichnetsten Gliedern rechnete, ja ihm die wichtigsten Angelegenheiten — darunter eine Sendung nach Palästina — auftrug. Er wurde Abt und General-Prokurator des Ordens und starb 1848.

Sein vornehmstes Werk ist: „Habsburg" (Gedichte zum Ruhm der Habsburger), Wien, 1804. Mit aller möglichen Pracht ausgestattet, auf dem schönsten Baseler Papier gedruckt, mit vielen herrlichen Vignetten der besten Künstler versehen, wurde dieses Buch größtentheils zu Geschenken verwendet. Es stak in einem seidenen oder sammtenen Einband mit Stickereien und in einem eigenen Futterale. Uebrigens gibt es davon auch eine Oktav-Ausgabe, die nur den Text enthält. In seinen anderen Büchern befinden sich ergreifende Schilderungen des menschlichen Elends, allerdings nicht ohne die gewohnte Ueberspannung.

Am 9. November befand sich das Hauptquartier des Prinzen Joachim Murat (Bild Seite 105), bekanntlich eines Schwagers des Kaisers Napoleon, bereits in St. Pölten, wohin sich eine Deputation begab, um Wien und seine Bevölkerung dem Schutze des Siegers zu empfehlen, die sehr artig empfangen und nach Möglichkeit beruhigt wurde.

Unaufhaltsam aber drangen die Franzosen auf dem rechten Donauufer gegen Wien vor. Ein einziges französisches Corps unter dem Marschall Mortier marschirte auf dem linken Ufer, dieses aber wurde bei Loiben unterhalb der Ruine Dürrenstein von den Oesterreichern und den mit ihnen verbündeten Russen angegriffen und beinahe vernichtet. Die ganze Division Gazan ward aufgerieben. Ein Jäger hatte die Russen auf Waldwegen über Meisling und Weißenkirchen in den Rücken der Franzosen geführt. Der österreichische Befehlshaber, General Heinrich von Schmidt, ein Liebling des Kaisers Franz, fiel in diesem Treffen. Die Donau erschien, nach der Aussage von Augenzeugen, wirklich blau von den darin schwimmenden Franzosenleichen. (Sonst ist sie nicht blau, wie die Dichter von ihr singen, sondern grün oder schmutzig gelb.) In der Kremser Aue, am sogenannten „Spitz" bei Weinzierl, wurden in einer großen Grube Hunderte der gefallenen Franzosenmänner verscharrt. Die Donaufluthen spülten allmälig den „Spitz" hinweg — noch vor vier Jahrzehnten konnte man dort die bloßgelegten Todtengebeine schauen, die von den Wogen hinweggeschwemmt wurden ins weite Wassergrab. Dem General Schmidt, dessen Leichnam nicht aufgefunden werden konnte, ließ man auf der Kremser Promenade ein prunkloses — in neuerer Zeit restaurirtes — Denkmal errichten. Leider blieb das Treffen bei Loiben wegen der Fortschritte der französischen Hauptarmee ohne nachhaltigen Erfolg.

Napoleon befand sich mittlerweile im Hauptquartier zu St. Pölten. Eben wollte der Kaiser aufbrechen, weiter nach der Residenzstadt. Eine glänzende Suite harrte auf dem Platze vor dem bischöflichen Palaste der Ankunft des

„kleinen Korporals". Endlich erschien Napoleon. Ehrfurchtsvoll begrüßten ihn seine Getreuen. Im Begriffe, sich auf seinen Schimmel zu schwingen, bemerkt er ein Gedränge in seiner Umgebung. Rustan, sein Leibmameluk, greift unwillkürlich nach dem Säbel, — da stürzt mitten durch die glänzenden Uniformen ein junges schönes Landmädchen an den Kaiser heran, ihm zu Füßen. „Gnade, Eure Majestät!" ruft sie schluchzend in französischen Sprache. „Gnade! Gnade!" Napoleon runzelt die Stirne; die Generale wollen das Mädchen entfernen, Napoleon macht eine Handbewegung, schweigend stehen Alle. „Was wollen Sie, mein Kind?" fragt Napoleon gütig das weinende Mädchen. — „Gnade, Sire, Erbarmen für einen Unglücklichen, für einen Ihrer Getreuesten, der Sie liebt und verehrt wie einen Gott, und den man wahrscheinlich schon zum Tode verurtheilt hat!" — „Sprechen Sie," befahl der Kaiser; „um was handelt sich's?"

„Sire, einer Ihrer Grenadiere, der Sergeant M. von der ersten Division, war vor zwei Tagen bei uns einquartirt, im Dorfe O., nächst dem Stifte Melk. Er ist aus Lothringen, der deutschen Sprache mächtig. Ich aber bin die Tochter eines Schullehrers, der in seiner Jugend Hofmeister in adeligen Häusern war, und mich auch französisch sprechen gelehrt hat. Seit dem Tode meiner Eltern lebe ich, eine Waise, bei Anverwandten, jede häusliche Arbeit verrichtend. Der Sergeant und ich wurden im Laufe eines Tages schnell bekannt, in allen Ehren Majestät," dabei senkte sie verschämt die Augen. „In der Nacht ward er zur Befehligung der Trainwache kommandirt; ich hatte zu Hause die Wäsche, aus unserem Fenster schimmerte Licht und der Sergeant ließ sich verleiten, seinen in der Nähe befindlichen Posten zu verlassen, um uns auf zehn Minuten einen Besuch zu machen. Zur selben Zeit kam die Visitationspatrouille — der Sergeant war abwesend; nach seiner sofortigen Rückkunft ward er verhaftet — ach, und Majestät, man sagt, sie wollen ihn erschießen. Gnade, großer Kaiser, Gnade!"

Das Mädchen wollte die Füße des Gewaltigen umklammern. Napoleon hob die krampfhaft Schluchzende auf. „Gehen Sie friedlich nach Hause, mein Kind," sagte er milde, „der Sergeant soll nicht erschossen werden, darauf haben Sie mein Wort, mehr kann ich Ihnen nicht versprechen." Das Mädchen wollte abermals flehen, die Generale aber winkten ihr. „Seien Sie getrost," flüsterte General Rapp, der Elsäßer, Napoleon's Lieblingsadjutant, „dem Sergeanten wird kein Haar gekrümmt werden!" Wie betend erhob die Jungfrau ihre gefalteten Hände zu dem Kaiser, der winkte ihr noch freundlich zu. „Parbleu," sagte er, „eine muthige Dirne; könnte eine Tochter der belle France (des schönen Frankreichs) sein!" Dann schwang er sich in den Sattel und fort ging's im Galopp auf die Heerstraße hinaus. Das Mädchen kehrte etwas getröstet, aber doch noch bange im Herzen nach dem Dorfe zurück.

Das französische Hauptquartier hielt Mittagsrast in Neulengbach. Napoleon, umringt von seinen Generalen, stand auf dem Marktplatze — vor ihm, in Ketten, Sergeant M., den man auf Befehl des Kaisers in einem geschlossenen Wagen dem Hauptquartiere nachgeführt hatte. Napoleon's Antlitz war verdüstert. „Was konnte Dich, mein Tapferer, verleiten," redete er den Sergeanten an, „Deinen Posten, noch dazu im Feldzuge, zu verlassen!" — „Sire," antwortete der Sergeant ernst und bescheiden, „ich habe gefehlt, ich habe durch zehn Minuten meine Pflicht versäumt. Aber durch zehn Jahre folge ich nun bereits der siegreichen Fahne des Generals Bonaparte, des ersten Konsuls und des großen Kaisers der Franzosen. Ich focht in der Schlacht bei den Pyramiden, ich landete als Ordonnanz mit dem General Bonaparte in Frejus, ich war in St. Cloud am Tage des 18. Brumaire, ich rückte unter General Augerau auf die Brücke von Arcole vor, ich kam bei Mareng'o unter der Nachhut, befehligt von General Desaix, noch um sechs Uhr Abends ins Gefecht. Mein Leben ist verwirkt, — es war stets Frankreich und Eurer Majestät geweiht!" — Napoleon sann eine Minute nach. „Das Kriegsgesetz," sprach er dann, „spricht über Dich die Todesstrafe aus. Davon

begnadige ich Dich als Dein Souverain und Feldherr. Die Degradation kann ich Dir nicht ersparen. Nehmt ihm die Fesseln ab! Geh' hin, als mein Grenadier, große Schlachten stehen uns bevor, nach dem Siege, wenn Dich die Feindeskugel verschont, sehen wir uns wieder!" „Vive l'empereur!" (Es lebe der Kaiser!) rief der Degradirte, und „Vive l'empereur!" schallte es aus hundert Kehlen nach.

Es liefert dies eine kleine Probe von der Art und Weise, wie Napoleon seine Soldaten zu begeistern verstand. Die Fortsetzung der anscheinend unbedeutenden Episode, die wir soeben erzählt, wird alsbald folgen.

Am 12. November begab sich eine zweite Deputation von Wien aus in das kaiserliche Hauptquartier zu Sieghartskirchen, welcher Napoleon freundlich versicherte, er wisse die Anhänglichkeit der Wiener an ihren Herrscher wohl zu würdigen und sie dürften des Schutzes der Personen und des Eigenthums vollkommen versichert sein.

Schon am nächsten Tage rückte Marschall Mortier bei der Mariahilfer-Linie herein, erwartet von einer großen Menge Schaulustiger, und Nachmittags folgte Prinz Murat. Der größere Theil der Truppen durchzog ungesäumt die Stadt, um die Taborbrücke zu gewinnen, deren Abbrennung, obwohl Alles vorbereitet war, unbegreiflicher Weise dennoch unterblieb, angeblich in Folge einer Täuschung des französischen Generals Belliard, der dem österreichischen Commandanten Franz Xaver Graf Auersperg vorspiegelte, die Zerstörung sei unnütz, da ohnehin ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei.

Am 14. November kam Kaiser Napoleon nach Wien, besichtigte die Donaubrücken und nahm sein Hauptquartier in Schönbrunn, das er jedoch zwei Tage später schon wieder verließ, um der ununterbrochen durch Wien ziehenden Armee nach Mähren zu folgen. Er betrieb seine Operationen mit der Schnelligkeit, mit welcher er den Feldzug begonnen hatte, und trachtete gegen die in Mähren vereinigten österreichisch-russischen Heere den Vernichtungsschlag zu führen, bevor Erzherzog Karl, der in Eilmärschen heranzog und sich bei Windischgrätz mit dem aus Tirol kommenden Corps des Erzherzogs Johann vereinigt hatte, ihm gefährlich werden konnte.

Durch die Abschneidung aller Verbindungen und die fortdauernden Requisitionen brach in Wien eine Theuerung aus, durch welche die Preise auf das Vier- bis Fünffache stiegen. Dadurch erbittert, ließ sich der Pöbel auf die Nachricht hin, daß die Franzosen am 17. November von den Russen besiegt worden und im fluchtartigen Rückzug begriffen seien, verleiten französische Wachtposten, einzelne Offiziere und Soldaten zu höhnen und zu mißhandeln. Da die städtischen Behörden und die Bürgerwache in taktvollster Weise einschritten, so hatten diese Excesse keine weiteren Folgen, nur wurden von nun an alle Posten von französischen Wachen bezogen. Uebrigens bezeugte der General Heinrich Clarke (Herzog von Feltre), welcher zum Gouverneur von Ober- und Niederösterreich ernannt worden war, bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit mit der Haltung der Bürgerschaft und der Behörden, und sorgte seinerseits durch unerbittliche Strenge für gute Mannszucht.

Nach einer in der Familie des Schreibers dieser Zeilen erhaltenen Tradition war das Benehmen der französischen Soldaten rühmend anzuerkennen, dagegen stand jenes der Baiern und Württemberger nicht im besten Licht. So besaß z. B. der Großvater des Verfassers, der bekannte Kunsthändler Josef Eder (geb. 1759, gest. 1833), in Nußdorf eine hübsche Villa, verließ aber dieselbe, als die französischen Truppen in Wien einzogen, um in der Stadt gesichert zu sein, auf der Villa den Gärtner, zugleich Hausbesorger, zurücklassend. Bald waren in Nußdorf die deutschen Hilfstruppen einquartiert. Nicht nur, daß sie den Keller des Besitzers der Villa erbrachen, die Weinvorräthe hervorholten und im trunkenen Uebermuthe, was sie nicht die Gurgel hinabbringen konnten, aus dem Faße rinnen ließen, daß man fußhoch im Keller im Weine watete; ihre Pferde aus dem Stalle in den fein möblirten Salon des ersten Stockwerks

Fig. 107.—Ivory Diptych of Rambona. Rome, Vatican Museum. Fifth century.

Fig. 107 is a fine example of the Roman style of ivory carving. The figure is that of a consul, and the inscription tells us that he was Flavius Felix, consul in the year 428. He is seated in a curule chair, and holds in his left hand a sceptre surmounted by the figure of the Emperor, and in his right a mappa, or napkin, with which he is about to give the signal for the games to begin. Below his feet are two captives, bound and kneeling, and on either side are figures of Victory.

das er doch niemals machen konnte, weil er von nichts wußte. Und die dieses thaten waren — keine Franzosen!

Sowohl in Brünn, wo seit 20. November Napoleon's Hauptquartier war, als in Wien, wo in der Hofburg der Diplomat aller französischen Regierungen, der gefürstete Talleyrand wohnte, führte man fruchtlose Unterhandlungen, während Napoleon zum vernichtenden Schlag gegen die vereinigten Armeen der Kaiser von Oesterreich und Rußland ausholte, deren Hauptquartier sich in Olmütz befand.

Am 2. Dezember wurde endlich im Beisein aller drei Kaiser die Schlacht bei Austerlitz, dem Familiensitz und Begräbnißort des Fürsten Kaunitz, geschlagen. Sie endete mit einem raschen Sieg, der zu den folgenschwersten gehörte, welche Napoleon je erfochten hatte.

Durch eine Umgehung des von russischen Truppen gebildeten linken Flügels und die damit bewerkstelligte Sprengung der Schlachtordnung, war die Schlacht nach vierstündiger Dauer entschieden, die den über hunderttausend Mann starken Verbündeten (80.000 Russen, 25.000 Oesterreicher) 15.000 Todte und Verwundete und 30.000 Gefangene kostete.

In der Austerlitzer Schlacht hatte sich besonders General Rapp ausgezeichnet. Ohne Hut, den er verloren, mit zerbrochenem Degen führte er eine Kolonne zum entscheidenden Sturme gegen die Russen. Im ersten Gliede dieser Sturmkolonne als Flügelmann stand der Grenadier, ehemalige Sergeant M., von dem früher die Sprache gewesen. Alle die Braven thaten Wunder der Tapferkeit. Die Russen hielten sich bei Austerlitz nicht so standhaft wie gewöhnlich, die Oesterreicher jedoch, obschon an Zahl viel schwächer, kämpften mit unvergleichlichem Muthe. Darum hieß es in dem Spottliede späterhin immer nur: „Bei Austerlitz, da hat's geblitzt — Da haben die Russen Blut geschwitzt, — Da haben sie Speck und Eier gegessen — Und haben die großen Kanonen vergessen!" Die Russen waren in Deutschland zu keiner Zeit populär.

Im Bivouak bei Austerlitz lagerte die erste französische Grenadier-Division. Die Wachfeuer loderten. An einem derselben saß der Grenadier nachdenklich grübelnd, er dachte an ein Mädchen in Niederösterreich, das, wie er wußte, beim großen Napoleon für ihn gefleht. Plötzlich entsteht eine ungewöhnliche Bewegung — „Vive l'empereur!" schreien die Soldaten, — heranreitet „der Mann im kleinen Hütchen" — Napoleon, an seiner Seite General Rapp, hinter ihm der Stab. Napoleon hält sein Pferd an. Rapp reitet vor. „Grenadier M.," ruft er. Der Grenadier M. tritt salutirend vor den Kaiser. „Tambours!" ruft abermals Rapp. Sechs Trommelschläger sind augenblicklich zu Stelle. „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers," verkündet nun Rapp mit weithinschallender Stimme, — „der Grenadier M. ist wieder zum Sergeanten ernannt!" — Die Trommeln wirbeln. Der begnadigte Sergeant will sich dem Kaiser zu Füßen werfen. „Halt!" gebietet Rapp. „Im Namen des Kaisers, der Sergeant M. ist zum Lieutenant ernannt!" Abermaliger Trommelwirbel. Und zum drittenmal ertönt Rapp's Ruf: „Im Namen der Kaisers — der Lieutenant M. ist zum Kapitän ernannt." — Jetzt schlagen die Trommler den stärksten Wirbel, und darein mischt sich ein tausendfaches „Vive l'empereur!" wie es selbst Napoleon nur selten gehört. — Bleich, bebend, keines Wortes fähig, steht der neue Kapitän vor seinem Kaiser. — Der aber reitet auf ihn zu, faßt ihn — wie es in guter Laune seine Gewohnheit — am Ohrläppchen und sagt: „Sie haben Ihre Schuld gebüßt, Ich habe Ihre zehnjährigen treuen und tapferen Dienste gelohnt — wir sind quitt — vergiß aber nicht, mein Braver," fügte er lächelnd hinzu, „des Mädchens, das so wacker für Dich gebeten! Adieu, mes braves!" Damit wendete Napoleon sein Pferd, und ritt davon, ohne den Dank des Beglückten abzuwarten. Donnerndes „Vive" begleitete seinen Weg durch's Lager.

Kapitän M. hat — wie wir die Episode ergänzend, noch beifügen müssen — nach dem Friedensschlusse das österreichische Mädchen als seine Frau mit nach Frankreich genommen. Er kämpfte noch alle die Schlachten des Kaiserreiches mit. Er war mit dem gestürzten Kaiser auf der Insel Elba, er war unter den Tausend, die mit Napoleon bei Cannes wieder in Frankreich landeten, er fiel endlich als Oberst in der Schlacht bei Waterloo. Der Schmerz, seinen angebeteten Kaiser als Gefangenen zu sehen, blieb ihm erspart. — Seine Witwe erhielt in der ersten Zeit der wieder errichtete Bourbonenherrschaft keine Pension, sie mußte sich von ihrer Händearbeit ernähren. Unter dem Hause Orleans, unter Louis Philipp, gelangte sie zu ihrem Rechte, und Napoleon III., zum Regenten erhoben, beschenkte sie, wie alle alten Anhänger seines Onkels, großmüthig. Sie konnte ihre letzten Jahre in Wohlhabenheit verleben. Anfangs der Sechziger Jahre starb sie, als hochbetagte Greisin auf einem Landsitze nächst Nancy (Nanzig) in Lothringen. Ihre letzte Freude war noch, den Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich bei dessen Anwesenheit in der Hauptstadt Lothringens schauen zu können. Man wollte ihr eine Audienz bei dem Monarchen verschaffen, sie aber sagte: „Ich habe den Herrscher meines Heimatlandes noch sehen können, was braucht es mehr? Jetzt gehe ich zur himmlischen Audienz." Bald darnach entschlummerte sie sanft.

Doch nun wieder zu unserem Kriegsjahr und seiner denkwürdigsten Schlacht bei Austerlitz zurück.

Man kann einem solchen Sieg gegenüber schon ein wenig Enthusiasmus verzeihen, wie er sich in den Manifesten und Bulletins Napoleon's aussprach, und wenn er meinte, es werde genug sein, zu sagen: „Auch ich war in der Schlacht bei Austerlitz!" um für einen Helden gehalten zu werden, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Daß aber nach diesen Bulletins 20.000 Russen unter den geborstenen Eisdecken der „Seen von Austerlitz" verschwunden sind, ist ein wenig zu stark aufgetragen, denn diese „Seen" reduciren sich in Wahrheit auf einige Fischteiche, in welchen sich kaum 20.000 Karpfen aufhalten könnten.

Die Folgen dieser Schlacht waren unberechenbar, denn auch die vierte Coalition war dadurch niedergeworfen und gesprengt, da Kaiser Franz schon früher zum Frieden geneigt, nur durch die Kriegslust des Kaisers Alexander, die nun rasch verraucht war, vom Abschluß eines solchen abgehalten wurde. Außerdem war die „bewaffnete Mediation" Preußens jetzt gegenstandslos geworden und dieser Staat, der gehofft hatte, durch diplomatische Schritte sich zum Herrn der Situation zu machen, hatte sich die Mißgunst der Geschlagenen, den Argwohn des Siegers zugezogen.

Am 4. Dezember erfolgte die nach der Schlacht vereinbarte Zusammenkunft der Kaiser Franz und Napoleon in einer Mühle bei dem Dörfchen Nasiedlowitz. Der Sieger empfing den Kaiser von Oesterreich, umgeben von einer prunkvollen Suite von Marschällen und Generalen, in der artigsten Weise mit den Worten: „Ich bedauere, Eure Majestät an einem so armseligen Ort empfangen zu müssen!" worauf Kaiser Franz, der nur vom Fürsten Johann Liechtenstein (Bild Seite 113) und seinem langjährigen General-Adjutanten Grafen Lamberti begleitet war, erwiderte, daß der Kaiser von Frankreich ja, wie er bewiesen habe, „auch aus schlechten Quartieren großen Nutzen zu ziehen wisse".

Napoleon schlug einen Waffenstillstand vor, für welchen er nur die Bedingung des Abzuges der Russen stellte, wofür Kaiser Franz sich verbürgte, und die von dem russischen Herrscher umso lieber eingegangen wurde, als Napoleon ihm mit wohlberechneter Artigkeit entgegen kam und allen kriegsgefangenen Russen bedingungslos die Freiheit gab.

Finster und schweigend saß Kaiser Franz auf der Rückfahrt in seinem Wagen, so daß sich Niemand ihn anzusprechen getraute, bis er plötzlich in die einer gewiß verzeihlichen Stimmung entspringenden Worte ausbrach: „Jetzt, weil ich ihn (Napoleon) g'seh'n hab' — jetzt kann ich ihn schon gar nimmer leiden!"

Sieben Jahre später, als es sich um den Beitritt Oesterreichs zur letzten Coalition handelte, mag vielleicht die Stimmung noch gewirkt haben, welche den tiefgebeugten, aber nicht entmuthigten Monarchen in dieser Stunde erfüllte.

Wien hatte indessen die volle Last der Invasion zu tragen, da nicht allein Contributionen auferlegt wurden, sondern auch Anstalten zur Unterbringung der Verwundeten getroffen werden mußten.

Dazu kam durch den Uebermuth der Sieger, die ausgelassen und hochfahrend ihrer Freude Luft machten, mancher Zusammenstoß, der das anfängliche gute Verhältniß zu trüben drohte. Wohl zeigte sich die Mildthätigkeit der Bevölkerung im schönsten Lichte, da man sich beeilte, durch freiwillige Gaben das für die Verwundeten nöthige Bett- und Verbandzeug beizuschaffen, in der Masse des Volkes aber gährte es bedenklich und wiederholt machte sich diese Stimmung Luft.

Als die großen Holzlegestätten an der Donau in Brand geriethen, hieß es, die Franzosen hätten sie angezündet, und obwohl die Garnison unter Aufsicht des Stadtkommandanten General Peter Augustin Hulin (geb. 1758, gest. 1841) am Löschungswerk betheiligt war, stießen fanatische Volkshaufen doch gegen ihn und seine Truppen Schmähungen und Drohungen aus. Nur dem Einschreiten des landesfürstlichen Commissärs, Graf Rudolf Wrbna (im Volksmunde „Würm" genannt), gelang es, den erbitterten General von Repressalien zurückzuhalten.

Ebenso gab der Transport von russischen Kriegsgefangenen wiederholt Anlaß zu Reibungen mit der Escorte, welche nicht gestatten wollte, daß die Wiener den Bundesgenossen ihr Mitleid in werkthätiger Weise bewiesen, und einmal kam es auf dem Stefansplatz zu einem förmlichen Handgemenge, das zu einer Alarmirung der Stadt führte und nur durch energisches Einschreiten der Burgwache beendet werden konnte.

In treffender Weise wies ein Wiener Bürger die unglaubliche Bulletin-Nachricht zurück, der französische Verlust in der Schlacht bei Austerlitz habe nur 800 Todte und die doppelte Summe an Verwundeten betragen. Denn obwohl schon an 9000 Verwundete in Wien untergebracht waren, wurden doch noch 10.000 Betten zu gleichen Zwecken requirirt. Ein höherer französischer Offizier, der keine Kenntniß von dieser Maßregel hatte, wunderte sich über die Masse der auf einem öffentlichen Platz zusammengefahrnen Betten und erhielt von einem schlagfertigen Wiener die Belehrung: „Ja seh'n S', das sein die zehntausend Betten für die 1600 französischen Verwundeten!"

Am 11. Dezember wurden die Baarbestände sämmtlicher öffentlicher Kassen im Betrag von mehreren Millionen mit Beschlag belegt und am gleichen Tage mußte noch zur Aufnahme eines Zwangsanleihens geschritten werden, das nach den Vermögensverhältnissen bemessen, alle Einwohner umfaßte, welche Realitäten-Eigenthümer waren oder mehr als einhundert Gulden Miethe zahlten.

Seit 12. Dezember hielt sich Kaiser Napoleon wieder in Wien auf, wo er mehrere Revüen abhielt, Klosterneuburg besuchte und am 27. nach Stammersdorf zu einer Zusammenkunft mit Erzherzog Karl fuhr.

Am Tage vorher war der Friede zu Preßburg geschlossen worden, welcher Oesterreich harte Opfer auferlegte. Es verzichtete auf Venedig mit Istrien und Dalmatien und anerkannte das Königreich Italien, wenn auch unter der Bedingung bleibender Trennung der beiden Kronen von Frankreich und Italien. An die süddeutschen Bundesgenossen Napoleon's mußten gleichfalls auf Kosten Oesterreichs Abtretungen gemacht werden; Baiern erhielt Passau und das Innviertel, Tirol und Vorarlberg, Württemberg die schwäbischen Waldstädte und Baden den Breisgau. Dagegen erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden.

Obwohl ein Verlust von 1196 Quadratmeilen mit 3 Millionen Seelen empfindlich genug war, so lag das Schwergewicht des Preßburger Friedens noch mehr in den politischen Folgen. Oesterreich sah sich in seiner Stellung als Großmacht bedroht und das von Gentz ahnungsvoll geschaute Gespenst einer französisch-russischen Suprematie bedrohte die Freiheit Europa's, in erster Linie aber

den österreichischen Staat, der nunmehr wieder vollkommen isolirt dastand und plötzlich aus Bundesgenossen gefährliche Rivalen werden sah. Besonders aber fiel der Verlust Tirols wegen seiner strategischen Bedeutung in das Gewicht, da dieses Gebirgsland, bewohnt von einer treu an Oesterreich haltenden Bevölkerung, gewissermaßen ein Brückenkopf des Staates gegen Deutschland und Italien genannt werden mußte.

Wir liefern nachfolgend ein „Extrablatt" der „Wiener Zeitung" in getreuer Reproduction:

Fünfzehnte

besondere Beylage zur Wiener-Zeitung N. 104.

Ausgegeben den 28. December 1805.

Proclamation.

Bewohner Wiens! Ich habe den Frieden mit dem Oesterreichischen Kaiser unterzeichnet. Im Begriffe in Meine Hauptstadt zurückzukehren, wünsche Ich noch, Euch die Achtung, die Ich für Euch hege, und die Zufriedenheit erkennen zu geben, die ich über euer gutes Betragen während der Zeit, als Ihr unter Meinen Befehlen standet, empfinde. Ich habe Euch ein Beyspiel gegeben, das in der Geschichte der Völker noch unerhört ist. Zehntausend Mann von Eurer Nationalgarde sind unter Waffen geblieben, und haben Eure Thore bewacht. Euer Arsenal wurde vollständig in Eurer Gewalt gelassen, und während eben dieser Zeit habe ich mich den abwechselnden Launen des Krieges bloßgestellt. Ich habe mich auf Eure Gefühle von Ehre, von Treue, von Redlichkeit verlassen; — Ihr habt Mein Zutrauen gerechtfertigt!

Bewohner Wiens! Ich weiß, daß Ihr alle den Krieg mißbilliget habt, den an England verkaufte Minister auf dem festen Lande wieder angefacht haben. Euer Souverain ist über die Umtriebe dieser bestochenen Minister aufgeklärt; Er überläßt Sich ganz den grossen Eigenschaften, die Ihn auszeichnen; und von jetzt an hoffe Ich für Euch und den ganzen Continent glücklichere Tage.

Bewohner Wiens! Ich habe mich wenig unter Euch gezeigt, nicht aus Geringschätzung, oder aus einem eiteln Stolze; sondern Ich habe Euch von keinem der Gefühle abwenden wollen, die Ihr einem Fürsten schuldig waret, mit dem Ich die Absicht hatte, einen schnellen Frieden zu schliessen.

Empfangt bey Meiner Abreise als ein Geschenk, daß Euch Meine Achtung beweiset, unberührt Euer Arsenal zurück, das die Rechte des Krieges zu Meinem Eigenthume gemacht haben; bedient Euch immer desselben zur Erhaltung der Ordnung.

Alle die Uebel, die Ihr erlitten habt, schreibet dem Unglücke zu, das von dem Kriege unzertrennlich ist; — Alle die Schonungen, mit denen Meine Armee Eure Gegenden betreten hat, verdankt Ihr der Achtung, die Ihr Euch erworben habt.

Unterzeichnet:

Napoleon.

Schönbrunn den 6. Nivose, 14. (27. Dec. 1805)

Auf Befehl des Kaisers:
Unterzeichnet:

Der Major General
Berthier.

Für gleichlautende Abschrift:
Der General-Gouverneur von Oesterreich
Clarke

Am 28. Dezember 1805 nämlich reiste Kaiser Napoleon von Wien ab, nachdem er in einer überall plakatirten und auch als besondere Beilage der „Wiener Zeitung" (als Extrablatt, wie man heute sagen würde), ausgegebenen Proklamation (genaue Reproduction auf Seite 109) das Verhalten der Wiener rühmend anerkannt hatte.

Sie schloß mit den Worten: „Empfangt bei meiner Abreise, als ein Geschenk, das Euch meine Achtung beweiset, unberührt Euer Arsenal zurück, das die Rechte des Krieges zu meinem Eigenthum gemacht haben; bedient Euch desselben immer zur Erhaltung der Ordnung. Alle die Uebel, die Ihr erlitten habt, schreibt dem Unglück zu, das vom Kriege unzertrennlich ist, — alle die Schonungen, die Ihr von meiner Armee erfahren habt, verdankt Ihr der Achtung, die Ihr zu erwerben gewußt habt."

Indessen kam es doch noch zu wiederholten blutigen Rencontres, so daß Fürst Johann Liechtenstein (Bild Seite 113) in einem Edikt an die Bevölkerung diese aufmerksam machen mußte, daß der Friede geschlossen und die noch in Wien weilenden oder durchziehenden Truppen keine feindlichen mehr seien — ein Grund mehr, sie mit Achtung und Rücksicht zu behandeln.

Doch das Gefühl des Volkes läßt sich nicht durch papierne Freundschaftsbetheuerungen leiten und sah in den französischen Soldaten nur die Werkzeuge eines Mannes, der den Staat tief gedemüthigt und ihm seine schönsten Provinzen entrissen hatte. Namentlich machten sich aber die Franzosen unbeliebt, durch die mehr oder weniger gewaltsamen Mittel, mit welchen sie die aus den Contributionen stammenden Bankozettel loszuwerden trachteten, wodurch die ohnehin schlimmen Geldverhältnisse noch mehr deroutirt wurden.

Am 16. Jänner 1806 zog Kaiser Franz unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in die Stadt Wien ein, „die durch standhaftes Ausharren und unerschütterliche Anhänglichkeit in der beschwerlichsten Lage ein neues Band zwischen sich und dem Landesfürsten geschlungen hat".

Wir können das Kapitel nicht schließen, ohne einer höchst interessanten Persönlichkeit zu gedenken, die damals für Oesterreich sehr verhängnißvoll gewesen. Es ist dies Karl Ludwig Schulmeister, der Agent Napoleon's I., zugleich Spion des FML. Mack, den er falsch berichtet haben soll und welchem Spion ein großen Theil der Schuld an der Katastrophe von Ulm beigemessen wird. Sicher ist jedenfalls, daß Schulmeister für Napoleon sowohl, wie für Mack nach einander Spiondienste verrichtet hat und im hohen Grade zweideutig gewesen. Der Mann gewinnt um so größere Bedeutung für uns, da er vom 15. November 1805 bis Mitte Jänner 1806 während der Besetzung durch die Franzosen Polizeipräfekt von Wien gewesen.

Der Lebenslauf dieses Charles Schulmeister in den Hauptzügen zusammengefaßt, war nach den Aufzeichnungen eines tüchtigen Forschers folgender.

Etwa anderthalb Stunden von Straßburg, östlich von dem Dorfe Illkirch, liegt ein Landgut, „die Meinau" genannt. Einst erhob sich dort ein stattliches Schloß mit stolzem griechischen Porticus und wunderbaren exotischen Gewächsen in den Gärten, fremdländische Hühner und Geflügelarten bevölkerten den Rasen, und vornehme Equipagen, welche von Zeit zu Zeit Einkehr auf dem Landsitze hielten, ließen auf das Ansehen des Besitzers schließen. Heute ist von dem allen nur noch ein bescheidener Pachthof übrig. Wie die Stätte öde und einsam ist, so ist auch der Name ihres ersten Besitzers verschollen, ein Name, der einst bekannt und berüchtigt, halb Europa erfüllte: Charles Schulmeister, der Spion und geheime Polizeichef Napoleon's I. Er war einzig in seiner Branche, vielleicht der größte und der genialste Spion aller Zeiten.

Nach einer Mittheilung, deren Quelle nur auf Schulmeister selbst zurückzuführen ist, kam Anfangs der Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein flüchtiger ungarischer Edelmann, Biersky, der seinen Gegner im Duelle erstochen hatte, nach langem Umherirren in Deutschland in die Grafschaft Hanau-Lichtenberg,

wo er ein Asyl fand. Der flüchtige Biersky hielt sich jahrelang im Lichtenbergischen bei einem Schulmeister auf, er aß an dessen Tische und half ihm die Buben unterrichten. Aus diesem Grunde nannten die Bauern den fremden Edelmann nicht anders als wie den „Schulmeister", und weil er unerkannt bleiben wollte, ließ er sich diesen Namen gefallen. Er behielt ihn bis an sein Lebensende, und der Name ging auch auf Biersky's Nachkommen über. Nach einigen Jahren lächelte dem Flüchtlinge wieder die Sonne des Glückes. Ludwig IX., der älteste Sohn des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, lernte „Schulmeister" alias Biersky kennen und machte ihn zum Amtsschultheißen in dem zum Oberamte Willstett gehörigen Amte Lichtenau.

Ein Enkel desselben war der 1770 geborne Karl Ludwig Schulmeister. Er erhielt eine gute Erziehung und widmete sich dem Kaufmannsstande. Er machte sich frühzeitig selbstständig und heiratete außergewöhnlich früh. Er war 1798 nach Straßburg gezogen. Ein hervortretender Zug seines Charakters war die Sucht nach Reichthum, nach raschem Erwerbe. Er wurde Schmuggler. In seinem Geburtsorte Neu-Freistett können sich noch alte Leute an den „Spion" Schulmeister mit seinen rothen Haaren erinnern und wissen von seinen kühnen Schmugglerfahrten zu erzählen, die er, geschützt durch das Dunkel der Nacht und die mit Büschen bedeckten, bei Neu-Freistett weithin vorspringenden Rhein-Ufer und langgestreckten Inseln im Strome, unternahm. Noch erzählt man dort, wie er einst von Neu-Freistett ein mit Contrebande beladenes Schiff hinüber nach der Wanzenau brachte. Im Begriffe, zu landen, sei er von einem Douanier überrascht worden, der schon die Schiffskette ergriffen hatte, als ihn Schulmeister, schnell entschlossen, durch einen Schuß niederstreckte. Der mit einer außergewöhnlichen Verschlagenheit und List begabte junge Mann wurde zu einem der unternehmendsten Schmuggler der Gegend.

Schulmeister wollte eine Rolle in der Welt spielen; das vermochte er nicht auf dem Terrain, auf welchem er sich bisher bewegte. Die Zeitereignisse boten ihm hiezu eine willkommene Gelegenheit. Es war im Jahre 1805, als der Krieg der dritten Coalition ausbrach, ein Werk des englischen Cabinets und Pitt's letzte Anstrengung gegen Napoleon. Oesterreich verpflichtete sich am 9. August zu St. Petersburg, unverweilt alle seine Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Ein Feldzugsplan war ausgearbeitet worden; es sollte der Krieg auf zwei Kriegstheatern, in Deutschland und in Italien, geführt werden. Nach dem Feldzugsplane wurde als wesentlicher Grundsatz angenommen, daß die Operationen zuerst mit aller Kraft in Italien beginnen sollten, um Frankreichs schwächere Seite, die Franche-Comté, durch die Schweiz dringend, angreifen zu können; in Deutschland aber sollte man anfangs in der Defensive bleiben, bis man in Italien eine entscheidende Schlacht gewonnen habe, oder die Vereinigung mit der heranziehenden russischen Armee zu Stande gekommen sei.

Obwohl man österreichischerseits nur einen Angriff der Armee von der Seite des Schwarzwaldes, dem man leicht begegnen zu können glaubte, erwartete, war man doch bereits hinsichtlich zweier Meinungen getäuscht worden; einmal der, man werde Napoleon unvorbereitet finden, sowie der anderen, Napoleon werde für seine Person den Feldzug in Italien eröffnen. Hierauf hatte man viele Erwartungen gebaut, und namentlich die Ankunft der Russen konnte nur dann Oesterreich Nutzen bringen, wenn diese Voraussetzung sich verwirklichte. Statt dessen hatte Napoleon beschlossen, den Hauptschlag in Deutschland zu führen und noch vor Ankunft der Russen entscheidende Erfolge zu erringen.

Am Abende des 14. October schon war Ulm von allen Seiten eingeschlossen, allein Mack lebte in dem Wahne, daß der Feind sich in der gefährlichsten Lage befände. Am Tage zuvor hatte Baron Mack den Karl Schulmeister, welchen er als „einen seiner vertrautesten Spione" bezeichnete, nach Stuttgart geschickt, „um über eine von dort her nach Ulm gekommene Nachricht, daß die Engländer an Frankreichs Küste gelandet und im Inneren eine Revolution aus-

Mahmoud Ben Zergoun, chef des Touareg.

Le chef des Touareg Azdjer, Mahmoud Ben Zergoun, est un homme d'une cinquantaine d'années, d'une taille élevée, d'une figure noble et intelligente, d'une physionomie douce et bienveillante. Il a le teint bronzé, les yeux noirs, le nez aquilin, la bouche petite, les dents blanches et régulières, la barbe noire et rare. Il est vêtu d'une chemise de soie bleue, d'un large pantalon de coton blanc, d'un burnous de laine blanche, et d'un turban de mousseline blanche. Il est chaussé de babouches jaunes. Il a à la ceinture un poignard et un sabre, et à la main droite un chapelet d'ambre. Il est assis sur un tapis de laine rouge, et s'appuie sur un coussin de cuir rouge.

leon Nachrichten über die Lage der österreichischen Armee, er bittet sich sogar einen Stand derselben aus, ja bemüht sich auch nach bestem Wissen und Gewissen, die österreichischen Generale über die Absichten des französischen Heerführers aufzuklären. Der schlaue Schulmeister hatte es durch dieses Verfahren damals, wo angesichts der ungeheuren Anstrengungen der dritten Coalition die Herrschaft Napoleon's mehr wie je auf dem Spiele stand, völlig in seiner Hand, sich auf Seite Desjenigen zu schlagen, auf dessen Seite sich das Kriegsglück wendete. Als daher alle seine Mahnungen bei Mack scheiterten, benützte er die Gelegenheit, um bei Ulm vom Schauplatze zu verschwinden, und gern folgte er dem Auftrage Mack's, in Stuttgart Erkundigungen einzuziehen.

Fürst Johann Liechtenstein. (Seite 107 u. f.)

Schulmeister verkehrte nicht einzig und allein in dem Hauptquartiere des FML. Mack. Dieser sendete ihn auch an FML. Werneck, „um diesen von der Lage der Dinge und Verhältnisse zu unterrichten". Wie ein böser Dämon reiste Schulmeister zwischen den Armeen umher und hatte mit Mack und Werneck sowohl, wie mit Kutusow, der das russische Hilfscorps befehligte, welches gemeinschaftlich mit den Oesterreichern operirte, häufige Conferenzen. Auch bei FML. Merveldt trieb sich Schulmeister herum, als sich derselbe zu Braunau befand. Das Hauptquartier dieses Generals befand sich vom 18. bis 26. October zu Braunau, also war Schulmeister nach der Capitulation von Ulm bei demselben. Zwischen Merveldt und Kutusow, welche zusammen operiren mußten und die Stellung hinter dem Inn gegen die Franzosen zu vertheidigen hatten, bestanden aber fortwährende Differenzen, welche zur Folge hatten, daß Merveldt sich später von Kutusow zum Nachtheile des Ganzen trennte. Wir sehen also Schulmeister als Berather von vier Armeebefehlshabern, von welchen zwei capituliren

und zwei andere sich ständig mißverstehen, nachdem einer derselben bereits verabsäumt hatte, der gefährdeten Hauptarmee zu Hilfe zu eilen. Kein Wunder, daß man in ihm statt eines Anhängers einen Abgesandten des Feindes, einen Verräther erblickte. Schulmeister wurde deshalb verhaftet und nach Wien abgeführt. Mit ihm wurde auch Johann Rippmann zur Haft gebracht.

Ueber die Ergebnisse der ersten gegen Schulmeister eingeleiteten Untersuchung herrscht völliges Dunkel. Schulmeister wurde einige Male verhört, in den Augen seiner Richter blieb er ein Spion, und er war nahe daran, erschossen zu werden, als das Herannahen der französischen Armee und die steigende Verwirrung, welche in Wien ausbrach, ihn von dem Tode durch Pulver und Blei oder durch den Strang errettete. Man hatte ihn von Wien weggesendet, damit er nach Königgrätz oder Josefstadt gebracht werde, als ihn eines Tages die Führer des Trupps, denen der Arrestant lästig geworden war, laufen ließen. Zuvor bläuten ihn die Soldaten gründlich durch. Püffe, Kolbenstöße und Fußtritte waren der Abschiedsgruß, den sie dem Spione mit auf den Weg gaben. Schulmeister zog borgend und bettelnd wieder die Straße nach Wien, und die bekannte Gutmüthigkeit des österreichischen Volkes machte es ihm möglich, dahin zu gelangen und es abzuwarten, bis er Hilfe fand.

Diese Hilfe wurde Schulmeister durch den General Savary, den Polizeichef und Dirigenten des Kundschafterwesens bei der französischen Armee, alsbald zu theil. Savary ließ Schulmeister auf der Stelle hundert Louisd'or auszahlen. Noch an demselben Tage ließ er ihm sagen, er werde zum General-Commissär der Stadt Wien französischerseits ernannt werden. Wenige Stunden nachher erhielt Schulmeister das vom Kaiser Napoleon vollzogene Rescript für das ihm bestimmte Amt. Diese Thatsache ist aktenmäßig erwiesen. Schulmeister war Polizeipräfect der Stadt Wien und als solcher dem Generalgouverneur für Oesterreich, Clarke, untergeordnet. Seine Ernennung datirte vom 15. November 1805, und er blieb in dieser Funktion bis zum 13. oder 14. Januar 1806, an welchen Tagen nach geschlossenem Frieden die letzten französischen Abtheilungen abmarschirten.

Jedoch nicht nur als Spion, auch als kühner Parteigänger war Schulmeister auf dem Kriegsschauplatze, auf welchem die französischen Heere sich bewegten, thätig. In dem Feldzuge gegen Preußen vollführte er eine der phantastischsten Thaten, welche jemals ein tollkühner Kopf gewagt hat. Es war nach der Schlacht bei Jena am 14. October 1806, in Folge dessen das Blücher'sche Corps von den Franzosen, deren Vordringen gegen die Oder zu hemmen es zu schwach war, durch Mecklenburg und Lübeck hin verfolgt wurde, wo es sich, nach vergeblichem Widerstande, in Folge der Einnahme Lübecks durch die Franzosen, zu capituliren genöthigt sah. Damals traf auch ein in Folge eines am 3. November bei Crevitz vorgefallenen Gefechtes versprengtes preußisches Corps von ungefähr 6000 Mann mit zwei Kanonen unter dem General von Usedom über Schwerin in Wismar ein. Dieses Corps des Generals von Usedom wurde von dem General Savary verfolgt. Savary war dem preußischen General so auf den Fersen, daß er kaum einen kleinen Tagemarsch von ihm entfernt war. Er erzählt die Verfolgung in folgender Weise:

„Ich war nicht stark genug, um zwei Regimenter auf einmal zu attaquiren, und wenn sie auf mich eingedrungen wären, wäre ich dem Lose verfallen gewesen, welches ich ihnen bereiten wollte. Erleichtert ritt ich wieder an die Spitze meiner Colonne. Ich hatte einen Mann von einem seltenen Muthe und Geistesgegenwart bei mir; er nahm ein Detachement von vierzig Mann, und mit einer Kühnheit, die man geradezu Tollkühnheit nennen kann, stürzte er sich auf Wismar, versammelte die Besatzung, ließ die Thore verschließen und stellte sich selbst vor das Stadtthor. Die Avantgarde des Generals Usedom näherte sich bei Tagesanbruch der Stadt und wurde durch das Detachement in die Flucht geschlagen. Die Sieger waren jedoch so klug, nicht die Feinde zu verfolgen."

Savary nennt, wie man sieht, den kühnen Mann nicht, dessen Energie er diesen Sieg verdankte. Derselbe ist jedoch aufgeführt in den „Schicksalen von Wismar", wo er „Capitän Charles, Aide de camp des Generals Savary", als welchen er sich ausgab, genannt wird. Unter dem Namen „Charles" oder „de Charles" trat aber Schulmeister, nachdem sein Name seit der Capitulation von Ulm weit und breit berüchtigt worden war, gewöhnlich auf. Der Polizeipräfect Charles, welcher in Königsberg zur Zeit der französischen Occupation installirt war, war ebenfalls Schulmeister. „Mein Charles" pflegte ihn gewöhnlich Napoleon I. anzureden, wenn er ihm seine besondere Zufriedenheit zu erkennen geben wollte.

Ergänzend möge hier noch Folgendes zu bemerken sein.

Auch an dem Feldzuge, welchen Napoleon (1807) gegen Preußen und Rußland unternahm, war Schulmeister betheiligt, und zwar fortdauernd in unmittelbarer Nähe des obersten Leiters des Kundschafterdienstes, des Generals Savary. Er nahm an der Schlacht von Friedland (13. Juni) theil und wurde in der Umgebung des Kaisers durch eine matte Kartätschenkugel an der Stirne verwundet. Beim Ausbruche des Krieges von 1809 scheint man Schulmeister die förmliche Leitung des Kundschafterwesens übertragen zu haben. Schulmeister, welchem der Titel eines kaiserlichen Kriegs-Commissärs verliehen wurde, machte den ganzen Feldzug des Jahres 1809 mit. Nach dem Jahre 1809 nahm Schulmeister an keinem Feldzuge mehr theil und lehnte jede Antheilnahme ab, insbesondere bei Eröffnung der Campagne gegen Rußland.

Von nun an lebte Schulmeister beinahe fortdauernd auf seinen Gütern. Im Jahre 1814 tauchte mit einem Male sein Name wieder auf. Man beschuldigt ihn geheimer Umtriebe zur Wiederherstellung der bonapartistischen Regierung, welche er in Verbindung mit Savary angezettelt haben soll. Er soll ungeheuere Geldsummen zu diesem Zwecke von dem auf der Insel Elba internirten Napoleon empfangen haben und selbst bei diesem auf Elba gewesen sein. Der Verdacht, eine Verschwörung angezettelt zu haben, blieb auf Schulmeister hängen. Er versteckte sich, als an alle Polizeibureaux Steckbriefe gegen ihn erlassen wurden. Die Rückkehr Bonaparte's von Elba gestattete Schulmeister, wieder frei aufzuathmen und sich öffentlich zu zeigen. Er wohnte in Paris oder auf seinem Landgute in der Nähe der französischen Hauptstadt. Nach der Einnahme von Paris im Jahre 1815 kehrten jedoch die Anschuldigungen gegen ihn mit erneuerter Heftigkeit wieder. Damals war es, wo der zum Generalgouverneur der eroberten Provinzen ernannte Justus Grunner Karl Schulmeister auf seinem Landgute bei Paris verhaften, seine Papiere mit Beschlag belegen und ihn nach der Festung Wesel abführen ließ. Anfangs November 1815 wurde Schulmeister seiner Haft auf der Citadelle von Wesel entlassen und begab sich wieder nach seinem Vaterlande. Von da an trat er vollständig von der politischen Schaubühne zurück.

Napoleon belohnte Schulmeister auf das freigebigste. Er schenkte ihm das weitausgedehnte, über tausend Are große, schön arrondirte Gut Meinau bei Illkirch. Wie viel er ihm aber an baarem Gelde zufließen ließ, dürfte wohl nie zu ermitteln sein. Schulmeister besaß jedoch ein großes Vermögen: mehrere Millionen Francs.

Drei Jahre der Sammlung.

1806 bis 1808.

Ein verlorener Feldzug hat in Oesterreich fast immer eine Aenderung des Regierungssystems zur Folge. In dieser Thatsache liegt das für einen Staat, in dem zu allen Zeiten die Armee als etwas Unantastbares, vom übrigen Staatsleben Unabhängiges angesehen wurde, sonderbare Zugeständniß, daß denn doch schließlich der kriegerische Erfolg oder Mißerfolg nur das Facit der allgemeinen staatlichen Zustände ist.

Der unglückliche Feldzug von 1805 brachte einschneidende Veränderungen mit sich. An die Stelle des für eine so gewaltige Zeit zu schwachen und gedankenarmen Ludwig Cobenzl trat Graf Johann Philipp Stadion (geb. 1763, gest. 1824), ein Mann von Geist und Energie, durch dessen ganzes Wesen ein idealer Zug ging, — was ihn zwar in den Augen der gewöhnlichen Routiniers, welche das Regieren als eine Art von Geschäft ansahen, das erlernt werden und nach bestimmten Formeln betrieben werden kann, eben nicht empfahl, ihn aber trotzdem bis auf den heutigen Tag in die erste Reihe aller österreichischen Staatsmänner stellte.

Graf Stadion (Bild Seite 112) war ein besonderer Liebling des Fürsten Kaunitz, der ihn schon 1787 als „gesetzten Cavalier mit vortrefflichen Studien, vieler Brauchbarkeit und besten sittlichen Charakters" für den Gesandtschaftsposten in Schweden vorschlug. Von Stockholm kam er unter heiklen Verhältnissen nach London, wo er den Beitritt Oesterreichs zur ersten Coalition verhandelte. Als sich jedoch der durch die Revolution von Paris vertriebene Graf Mercy d'Argenteau nach London wendete und dort neben Stadion als eine Art außerordentlicher Botschafter fungirte, nahm Stadion seinen Abschied und lebte während der Regierung Thugut's auf seinen Gütern.

Die beiden Männer waren in jeder Beziehung zu verschieden, um sich zu vertragen, und zumal Thugut war dem Grafen Stadion sehr ungünstig gesinnt. Der Letztere war trotz seiner Freisinnigkeit Cavalier in jeder Beziehung und hatte eine vielleicht nicht ganz unbegründete Abneigung gegen bürgerliche Emporkömmlinge, die nicht mit dem Adel ihres Geistes zufrieden sind, sondern nach einem Wappen gieren. „Er ist ein Parvenue," sagte Stadion von solchen Männern, „und ich traue ihm nicht, denn — er will weiter parveniren (sich emporschwingen)." Dazu kam die völlige Verschiedenheit der politischen Ansichten. Thugut, der selbst ein Emporkömmling und von der diesen Leuten meist anklebenden skeptischen Denkart war, hegte die ausgesprochenste Abneigung gegen Preußen und war als echter berufsmäßiger Diplomat der Meinung, die inneren Zustände eines Staates müßten so gelenkt werden, daß sie der jeweilig beliebten äußeren Politik entsprechen, und alle Staatskräfte seien nur zu den Zwecken der Diplomatie anzuspannen.

Stadion dagegen verband in seinen Entwürfen stets die innere und äußere Politik und suchte der neuen Richtung, in welche er die letztere lenkte, durch eine gleichzeitige durchgreifende Regenerirung des ganzen Staates Halt und Kraft zu geben. Wenn auch seine Aeußerung bei Uebernahme der Regierung, — daß er die „Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens" anbahnen wolle, etwas allgemein klang, so ließ sie doch erkennen, daß er auf ganz anderen Wegen wandle, als seine Vorgänger.

Erst nach dem Sturze Thugut's trat Stadion wieder in den Staatsdienst. Er wurde zuerst Gesandter in Berlin, dann in Petersburg, wo er den Beitritt Oesterreichs zur vierten Coalition vermittelte, und nach dem Petersburger Frieden übernahm er das Ministerium des Aeußern, — wobei er aber, abgesehen von dem natürlichen Einfluß seiner Stellung, auch durch seine Persönlichkeit nachhaltig auf die innere Politik einwirkte.

Von besonderer Bedeutung war die Sendung des Grafen Clemens Wenzel Lothar Metternich, der früher Gesandter in Dresden und London war und zuerst beim Abschluß der vierten Coalition in den Vordergrund trat, nach Paris an den Hof des „Souveräns von Europa", wo er unter den schwierigsten Verhältnissen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit bewies und die Vorzüge seiner Persönlichkeit in trefflicher Weise für seine heikle politische Aufgabe auszunützen wußte.

Mit dem Tode des Fürsten Franz Colloredo (gest. 1806) war auch ein Hinderniß für die Aenderung der Regierungsmaximen im Inneren hinweg geräumt und unter Mitwirkung einer Anzahl jüngerer Kräfte, von welchen namentlich Hormayr, ein vielseitiges aber etwas unruhiges Talent, in den Vordergrund trat, ging Stadion an seine Aufgabe, — die er zwar, wie seine Vorgänger, in einer Vernichtung des Napoleon'schen Regimentes sah, deren Lösung er aber auf ganz andere Weise anstrebte, wie sie.

Von den Gegnern lernend, suchte er die Bekämpfung des Franzosenkaisers, der seine schwindelnde Höhe nur durch meisterhafte Benützung der Volksstimmung erklommen hatte, auch zu einer Sache der Völker zu machen und diese vor Allem auf ein Niveau zu heben, von welchem aus sie die der allgemeinen Unabhängigkeit und der Existenz des eigenen Staates drohenden Gefahren wahrnehmen und begreifen konnten.

Begeisterte Mitarbeiter an dieser schwierigen Aufgabe fand Graf Stadion an drei Mitgliedern des Kaiserhauses, den Erzherzogen Karl, Johann und Josef.

Der Erstere, im Volk und der Armee wegen seiner Bedeutung als Feldherr und als einsichtsvoller Freund des Friedens beliebt, trat zwar formell nicht mehr an die Spitze des Hofkriegsrathes, nahm aber trotzdem den entscheidendsten Einfluß auf eine neue Organisirung der Armee. Sein Verdienst war namentlich die erste bestimmte gesetzliche Fixirung der Dienstzeit, deren Kürze damals freilich das schaudernde Kopfschütteln aller sogenannten „praktischen" Soldaten hervorrief. Je nach den verschiedenen Waffengattungen wurden für die Infanterie 10, für die Cavalerie 12, für die Artillerie 14 Dienstjahre festgesetzt, — ein Zustand, der sich dann bis über die Mitte unseres Jahrhunderts erhielt.

Eine Schöpfung des Erzherzogs Karl sind auch die österreichischen Jägerbataillone, die sich später auf so vielen Schlachtfeldern bewährten. Nach dem Vorbilde der französischen Voltigeurs und Chasseurs (leichte Infanterie) eingerichtet, wußte man die vorzügliche und schon angeborne Eignung einiger österreichischer Volksstämme zum kleinen Krieg zu benützen, um diese Waffengattung zu schaffen. Endlich wurden nicht allein die bisher sehr umständlichen Handgriffe mit dem Gewehr, sondern auch die Bewegungen der einzelnen Truppenkörper vereinfacht, um denselben eine raschere Entwicklungsfähigkeit zu geben.

Sehr interessant ist eine Episode aus dem Jahre 1806, ein Zeitpunkt, in dem die Wiener ihre erste und letzte Wehrverfassung erhielten. Wir erzählen sie auch nach der handschriftlichen Aufzeichnung eines betheiligten Zeitgenossen. Sie

ist charakteristisch für die damaligen Verhältnisse; aber vielleicht läßt sich auch eine Nutzanwendung für später daraus ziehen.

Es waren wenige Monate seit dem Abzuge der Franzosen aus Wien verflossen. An der Spitze des Magistrates stand Bürgermeister Stefan Edler von Wohlleben, ein sehr intelligenter Mann, der seine äußerst schwierige und delicate Stellung mit großem Geschick behauptete. In seinem Herzen ein guter, warmfühlender Patriot, wußte er die Bürger, welche ihm großes Vertrauen schenkten, doch so zu leiten, daß zwischen ihnen und den Franzosen ein erträgliches Verhältniß bestand. Als die Soldaten Wien verließen, fiel Manchen der Abschied schwer. Nur der entsetzliche Hochmuth Napoleon's und die Ungezogenheit des Marschalls Soult verdarben zuletzt den guten Eindruck, den die Franzosen bei den Wienern zurückließen.

Die Bürger hatten auch Manches in ihrem Verkehre mit den Franzosen gelernt, was für sie nicht ohne Nutzen blieb. So entging es Wohlleben nicht, daß die Organisation der Bürgerwehr, wie sie damals bestand, schlecht und so trefflich geschulten Soldaten gegenüber selbst nur zur Vertheidigung der Stadt nutzlos war. Es wird diesbezüglich ein einziges Beispiel genügend sein.

Eines Tages ritt der commandirende General von Ober- und Unterösterreich, zugleich Stadtcommandant von Wien, Herzog Ferdinand von Württemberg (einer der Freiwilligen des Wiener Aufgebotes 1797), wegen seiner Jovialität allbeliebt bei den Bürgern, an dem kleinen Wachstubenhäuschen am Petersplatz (neben dem sogenannten Eisgrübel, heute zu Verkaufsläden umgestaltet) vorüber. Dasselbe war von einer Compagnie des Bürgermilitärs besetzt. Verwundert darüber, daß die Schildwache vor ihm nicht in's Gewehr rief, hielt er an und fragte dieselbe: „Kennen Sie mich?" — „O ja, Durchlaucht, Herr Stadtcommandant." — „Nun, warum thun Sie dann nicht Ihre Pflicht und rufen Ihre Kameraden in's Gewehr?" — „Seh'n S', Durchlaucht," war die gemüthliche Rückantwort, „weil's ganz umsonst wär', denn die sitzen d'rüben im Bierhaus bei der Pfeifen" (noch heute sehr beliebte Bierwirthschaft). — Der Herzog lachte herzlich und ließ die Nachlässigkeit ungeahndet; kannte er doch genau seine Leute. — Ein andermal fand er im selben Häuschen beim Visitiren der Posten des Nachts die Schildwache eingeschlafen. Er rüttelte sie auf und fragte: „Ja, zum Kukuk, lieber Freund; Sie sollen ja auf dem Posten wach sein, wie fällt Ihnen denn ein zu schlafen?" — „Ja," war die Antwort, „haben denn Euer Durchlaucht nicht selbst in einer Proklamation gesagt: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, wann ich also die Pflicht fleißig erfüll', was halten S' Ihnen denn nachher d'rüber auf?!"

Bei so bewandten Umständen ist es leicht begreiflich, daß Wohlleben, der auch der Oberst der Bürgerkorps war, sich lebhaft mit dem Gedanken trug, die veralteten und schwerfälligen Formen der bestandenen Bürgerwehr aufzugeben und dieser einen mehr militärisch-disciplinirten Charakter zu verleihen.

Einige Tage nach dem 15. April 1806, dem Feste der Einweihung der Fahne für die Bürgerkorps bei den Augustinern, nahm Bürgermeister Wohlleben, an der Spitze der Stabsoffiziere der Bürgerwehr, Audienz bei dem Kaiser, um ihm zu danken, daß er und die Kaiserin persönlich der Feier beigewohnt hatten. Die Audienz gestaltete sich unerwartet zu einem etwas mehr als formellen Akte. Kaiser Franz erkundigte sich nach dem Stande der Bürgerwehr, und Wohlleben ließ sich den Anlaß nicht entgehen, um die ungenügende Verfassung derselben zu schildern. „Wir wollen den Anfang zur Verbesserung machen," bemerkte der Kaiser. „Wenn die Bürger in den nächsten Tagen zur Revue ausrücken, so sollen sie zu den Fahnen schwören." — „Gestatten, Eure Majestät, mir die Bemerkung," entgegnete Wohlleben, „daß bisher von der Bürgermiliz nie ein Eid zur Fahne abgenommen wurde; daß selbst jene Bürgerkorps, welche schon früher von Ihrer Majestät der Kaiserin mit Fahnen allergnädigst belohnt wurden, zum Eid nicht verhalten worden sind; daß nicht einmal eine derlei Eidesformel besteht und auch der Entwurf einer solchen Eidesformel unmöglich ist, bis nicht

die Pflichten und das Verhalten dieser Miliz, welche aus Abgang einer sanctionirten Verfassung lediglich nach dem Herkommen und nach einzelnen Verordnungen behandelt werden mußte, durch ein von Euer Majestät bestätigtes Regulativ bestimmt sein werden." — Der Kaiser schüttelte mehrmals den Kopf und erwiderte dann: „Wenn sich die Sache so verhält, so beauftrage ich Sie, Herr Bürgermeister, sehr bald mir eine Wehrverfassung für die Bürgermiliz sammt einer Eidesformel zu entwerfen, diese aber früher dem Erzherzog Karl zur Prüfung vorzulegen."

Wohlleben zögerte keinen Augenblick, sich dieses Auftrages zu entledigen. Er hatte erreicht, was er sehnlichst gewünscht. Im Vereine mit mehreren ihm befreundeten angesehenen Bürgern und Beamten entwarf er ein Statut, welches der Wesenheit nach dahin ging, möglichst alle berufenen Theile der Bevölkerung zur Wehrkraft heranzuziehen, eine strenge militärische Disciplin zu handhaben, die Uniformirung zu vereinfachen und die Bestimmung der Miliz derart zu regeln, daß sie nicht blos einen Paradedienst zu leisten hatte.

Nachdem der Entwurf im Rathe geprüft war, begab sich Wohlleben zu dem Generalissimus der Armee, Erzherzog Karl, und überreichte ihm das Statut. Dieser, von dem Auftrage des Kaisers bereits unterrichtet, versprach dem Bürgermeister, sich der Sache lebhaft anzunehmen. In der That erhielt Wohlleben bereits am 3. Juni ein Schreiben des Erzherzogs mit dem vom Kaiser genehmigten Statute der Wiener Bürgerwehr. Wenn auch in einzelnen wesentlichen Punkten der ursprüngliche Entwurf abgeändert war, so waren doch die Hauptgrundsätze, sowie sie Wohlleben entwickelt hatte, unverändert angenommen worden. Für den Zweck unserer Darstellung heben wir nur hervor, daß die Bürgerwehr verhalten wurde, öfters Waffenübungen zu veranstalten, der officielle Paradedienst auf die wichtigsten Momente des städtischen Lebens beschränkt blieb und der Fahneneid darin aufgenommen war.

Wohlleben beeilte sich, das Statut in Druck legen zu lassen, um es an die Bürgerkorps zu vertheilen, da in dem erzherzoglichen Schreiben ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen war, dasselbe den Bürgern bekanntzugeben. Da wurde der Bürgermeister plötzlich zum Chef der Landesregierung, als welcher damals, in Ermanglung eines Präsidenten, Hofrath Graf Ignaz Chorinsky fungirte, berufen. Er wurde ziemlich unwirsch empfangen: „Sie haben sich einen Verweis zugezogen," bemerkte ungefähr Graf Chorinsky, „daß Sie dem Kaiser ein Bürgerwehr-Statut vorlegten, ohne Seine Excellenz den Herrn Hofkanzler benachrichtigt zu haben." Wohlleben entgegnete, daß er dem Auftrage des Kaisers gemäß gehandelt, daher den Entwurf unmittelbar dem Erzherzog Karl unterbreitet hatte. Diese Einwendung fand der Chef der Landesregierung nicht stichhältig. Er bemerkte, daß der Entwurf früher von der Regierung und der Hofkanzlei zu prüfen gewesen wäre. „Das Statut wurde ja von dem Generalissimus der kaiserlichen Armee geprüft," entgegnete Wohlleben, „und das dürfte doch genügen, dessen Brauchbarkeit zu sichern." Graf Chorinsky suchte jedoch Wohlleben zu überweisen, daß bei dem Statute nicht blos militärische, sondern auch politische Erwägungen in Frage kommen. Er verabschiedete sich von dem Bürgermeister mit dem Auftrage, die Publicirung des Statuts zu sistiren. Bald darauf wurden demselben auch von Seite des Landes-General-Commandos Schwierigkeiten erhoben. Die Militärbehörde fand es unpassend, daß die Offiziere des Bürger-Regiments an Sonn- und Feiertagen und bei anderen Gelegenheiten an öffentlichen Orten in Uniform erscheinen und militärische Ehrenzeichen tragen, und wollte überhaupt, daß das Bürger-Militär nur bei drei Anlässen im Jahre, d. i. am Frohnleichnamstage, bei der Pestfeier und bei dem Aufgebotsfeste, ausrücken oder in Uniform erscheinen solle.

In der That blieb auch das neue, vom Erzherzog Karl geprüfte und vom Kaiser genehmigte Statut durch volle zwei Monate in Schwebe. Hofkanzler Alois Graf Ugarte und der Chef der Landesregierung legten dem Kaiser ein

nach ihren Anschauungen zweckmäßiges Statut zur Genehmigung vor. Wir wissen nicht, welchen Inhalts diese Verfassung war und welche Schritte Wohlleben that, um das alte von ihm entworfene Statut zu retten. Es scheint aber, daß Kaiser Franz einen üblen Eindruck auf die Bürger besorgte, wenn er das letztere wieder verwerfen würde. Ende August erhielt endlich Wohlleben die Nachricht, daß er das Reglement publiciren dürfe.

Als das Jahr 1809 heranrückte und die Franzosen den Wienern wieder einen Besuch machten, stand die Bürgerwehr nach dem neuen Reglement unter den Waffen. Sie leistete vortreffliche Dienste, wie später des Weiteren erörtert wird.

Die Bureaukratie hat aber, wie bekannt, ein gutes Gedächtniß für Dinge, die sie „durchsetzen" will, und ein sehr schlechtes für gewisse Leistungen. Bald nach dem Jahre 1809 wurden dem Bürgerwehr-Statute im Wege der „Nachtrags-Verordnungen", dieser unschätzbaren Erfindung der modernen Gesetzgebung, glücklich solche Beschränkungen gegeben, daß im Jahre 1818 die Bürgerwehr im jämmerlichsten Zustande war. Die Hofkanzlei im Bunde mit dem Landes-General-Commando erreichte, daß die Bürgerwehr nur dreimal im Jahre sogenannte Paradedienste verrichten durfte und das ganze Institut bedeutungslos wurde.

Die einschneidendsten Reformen im Heerwesen brachte das Jahr 1808. Ein neues, auf humanen Principien aufgebautes Reglement weckte in der Masse der Soldaten das Ehrgefühl und ein gewisses, nicht überschäumendes, aber spornendes Standesbewußtsein. Im Offizierskorps machte sich begünstigt und gefördert vom Erzherzog ein regeres geistiges Leben geltend, das sich durch das Auftauchen einer Reihe von Fachschriftstellern äußert, an deren Spitze der Erzherzog selbst tritt, der seine reichen Erfahrungen zur Abfassung mustergiltiger militärischer Werke benützt. Von größter Wichtigkeit war aber die mit Rescript von 12. Mai 1808 angeordnete Aufstellung der Landmiliz, welche als Reserve der stehenden Armee dienen sollte und das nur mit schweren Kämpfen durchgesetzte Patent vom 9. Juni desselben Jahres, laut welchem in der Landwehr die nicht zum Dienst im Heer verpflichtete männliche Bevölkerung vom 18. bis 45. Jahr im Kriegsfall nach Provinzen und Distrikten in Truppenkörper gesammelt und zur Vertheidigung des eigenen Landes herangezogen wurde. Es war dies in Wahrheit „das Volk in Waffen", — eine Maßregel, die in gewissen Kreisen auf den entschiedensten Widerstand stieß, die aber im Volke jubelnd aufgenommen wurde und auch den ersten Anstoß zu einer Kriegspoesie in Oesterreich bot, von der später noch die Rede sein wird.

Ein eifriger Helfer am Regierungswerk war namentlich auch Erzherzog Johann, — der sich als General-Gouverneur von Tirol die Herzen dieses Gebirgsvolkes gewonnen hatte und die Abtretung des schönen Landes wie ein tiefes Leid empfand. Hellen Geistes, voll Interesse für alle Zweige des Wissens, von einer seltenen Herzensgüte, wußte sich der Erzherzog im edelsten Wortsinne „populär" zu machen, indem man nämlich unter diesem oft auf ein allzu niederes Niveau gestellten Wort die Erwerbung einer aus Liebe und Achtung bestehenden Sympathie versteht.

In Ungarn nahm eine ähnliche Stellung der Palatin Erzherzog Josef ein, eine ernste aber klare Natur, welche der Schwierigkeit einer Vermittlung zwischen einer eifersüchtig ihre nicht eben mustergiltige Verfassung bewachenden Nation, und einer zu Mißachtung und Unterdrückung alles dessen, was an Volksrechte nur erinnerte, geneigten Regierung mit meisterhaftem Takte Herr zu werden wußte.

Auf allen geistigen Gebieten regte es sich plötzlich wieder, — hatte doch diese von der Regierung geförderte und geleitete Regsamkeit ein gemeinsames Ziel: — die Hebung des Wohlstandes und der Bildung und die Erweckung eines lebhafteren Staatsbewußtseins in der Bevölkerung. Der patriotische Sinn, der bisher, obwohl in den Herzen der Bevölkerung lebend, doch nur zu kurzem und vereinzeltem Aufflackern gekommen war, sollte selbstthätig gemacht und den großen Zielen der Regierung als treibende Kraft angefügt werden.

A Britain in his War-chariot. He is in the act of throwing a javelin, and is protected by a shield. The chariot is drawn by two horses, and is driven by a charioteer. The wheels have scythes attached to them.

Die Einwirkung auf die Bevölkerung blieb auch nicht aus. Die schwankende, zwischen feiger Furcht, ängstlicher Friedensliebe und brutaler nur in Excessen aufschäumender Erregtheit hin- und hertreibende Gesinnung machte einer nachhaltigen und bewußten Begeisterung Platz, deren Spitze sich gegen den Franzosenkaiser kehrte, und vor deren Einwirkung sich selbst die verknöcherten ständischen Versammlungen der einzelnen Provinzen nicht zu wahren wußten.

Der böhmische Landtag nannte die Landwehr das „Lieblingskind von ganz Oesterreich" und widmete deren Ausrüstung anderthalb Millionen, jener von Niederösterreich verpflichtete sich, die Ausrüstung und Verpflegung der heimischen Landwehrmänner zu bestreiten, und selbst der vom 31. August bis 5. November 1808 tagende ungarische Reichstag sah zum ersten Male von den sonst jedesmal an die Bewilligungen gebundenen Beschwerden ab, und bot außer dem regelmäßigen Aufgebot für drei Jahre noch 20.000 Mann für das stehende Heer an. In der Abschiedsrede des Kaisers an „die seinem Herzen so theuren Ungarn" klang schon ein kriegerischer Accent durch: „Wir waren vereinigt, wir sind vereinigt und werden es bleiben, bis der Tod uns trennt!" — ein Accent, der dieses Mal, mit ganz anderen Mitteln geweckt wie in den früheren Fällen, in der ganzen Monarchie begeisterten Widerhall fand.

Wenn auch der Hof und jene geheimnißvolle Nebenregierung, die sehr zum Uebel der österreichischen Politik sich gleichzeitig neben, über und auch oft gegen die offiziell anerkannte geltend macht, auch mit diesen Anzeichen des entfachten Patriotismus ganz einverstanden war, so war sie es doch nicht mit den Mitteln und der ganzen Richtung, durch welche sie hervorgerufen wurde.

Die Stimmung des Kaisers selbst war durch die Revolutionsstürme und deren Folgen für den eigenen Staat gegen Alles, was Reform oder Selbstständigkeit hieß, noch mißgünstiger geworden. Seiner innersten Neigung widerstrebte sogar das Bemühen der Stadion'schen Regierung, den Unterricht zu heben und Kenntnisse zu verallgemeinen.

„Das thut kein' gut", sagte Kaiser Franz kopfschüttelnd, „z'viel Wissen macht Kopfweh." Und ein leichter Hauch von Unbehagen und Mißbilligung liegt auch über der Aeußerung, welche Kaiser Franz gegen seinen Liebling, den Präsidenten der Hofkammer, Karl Graf Zichy, dem Nachfolger des in allen Fächern verwendeten Grafen Saurau, machte: „Ja, mein lieber Zichy, jetzt heißt's stad (still) sein, — denn, schau'n S', jetzt sein (sind) die Völker a (auch) wer!"

Und diese Stimmung benützend, drängte sich Alles an ihn, was mit dem neuen System aus Verranntheit in die Ideen der Reaction oder aus eigennützigen Gründen nicht zufrieden war. Denn wie jede radicale Systemänderung verletzten auch die Reformen Stadion's vielfache Privat-Interessen, und namentlich war dies im Heerwesen der Fall, dessen Umgestaltung das eigenste Werk des Erzherzogs Karl war.

Die wissenschaftlichere Richtung, welche er begünstigte und durch Errichtung des Kriegsarchives und einer militärischen Zeitschrift wach erhielt, bedrohte die zahlreiche Klasse Jener, welche bisher in ihrer Geburt, im besten Falle in der bloßen Bravour die Gewähr ihres Aufsteigens zu den höchsten Stellen gesehen hatten. Die Regelung des Avancements, das für die große Masse der Offiziere lediglich auf dem Dienstalter beruhte, für Glückspilze und Schmeichler aber durch das den verschiedensten Personen eingeräumte Verleihungsrecht und den erst durch Erzherzog Karl ganz abgeschafften Stellenkauf eine Menge von Hinterthürchen zum Emporkommen offen hielt, war ein neuer Anlaß zum Mißvergnügen für Viele, die entweder selbst oder durch ihre Gönner und Zwischenträger Mißtrauen gegen die Reformen und deren Urheber säeten.

Namentlich die beiden Erzherzoge Karl und Johann hatten einflußreiche Gegner in der Umgebung des Kaisers, die sich so weit in ihren Verdächtigungen verstiegen, den beiden Prinzen Absichten, sich auf Kosten des österreichischen Staates selbstständige Monarchien zu schaffen, unterschoben. Wenn auch Kaiser Franz

scharfsinnig genug war, solche plumpe Anschuldigungen als grundlos zu erkennen, so blieb doch in seinem aus begreiflichen Gründen zum Mißtrauen neigenden Charakter ein Eindruck davon zurück, der ihn noch in seiner Abneigung gegen die reformirende Thätigkeit der beiden Erzherzoge bestärkte und auf sein Verhältniß zu den ausgezeichnetsten und aufopferungsvollsten seiner Brüder einen finsteren Schatten warf, der deren Thätigkeit, sehr zum Schaden der Monarchie, in der Zukunft lähmte.

Der Oeffentlichkeit gegenüber konnte sich freilich auch der Hof der herrschenden Strömung nicht entziehen, und als der im Jahre 1807 erfolgte Tod seiner zweiten vielgeliebten Gattin, der heiteren Maria Theresia, der Mutter seiner Kinder (darunter obenan Maria Louise und Kronprinz Ferdinand), dem Kaiser Trauer auferlegte, nahm auch das Hofleben einen noch einfacheren Anstrich an, als es schon früher der Fall gewesen war, und wie es einer solchen Zeit der Sammlung und energischen Thätigkeit angemessen erschien.

Die lebensfrohe Kaiserin konnte recht herzlich selbst über die etikettewidrigsten Aeußerungen in ihrer Gegenwart lachen und war stets schlagfertig mit Repliken. Fürst Metternich erzählt in seinen nachgelassenen Papieren, bei Erwähnung der von ihm in Königswart errichteten Thonwaarenfabriken, eine köstliche Hofanecdote. Er schreibt nämlich: „Ich wünsche nicht, daß man mir dasselbe Kompliment mache, das die Obersthofmeisterin der zweiten Frau unseres Kaisers eines Tages gemacht. Maria Theresia war nahe ihrer siebenten oder achten Niederkunft und fürchtete sich. Die Obersthofmeisterin wollte sie beruhigen, die Kaiserin sagte aber: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht!" — „Ihro Majestät vergessen aber, daß Sie ein gar so guter Krug sind!" wendete die Obersthofmeisterin rasch ein. Großes Gelächter darüber von Seite der Monarchin, die wirklich im Ganzen dreizehn Kinder gebar.

Unmittelbar nach dem Preßburger Frieden, also noch bei Lebzeiten der Kaiserin Maria Theresia, die früher als Veranstalterin kleiner Festlichkeiten excellirte, berichtet Freiherr von Eggers, ein dänischer Staatsmann:

„Die Frohnleichnamsfeier ausgenommen, erschien der Hof fast nie mehr öffentlich. Es ist nicht möglich, daß ein Hof stiller, mehr in sich selbst leben kann. Feste werden überhaupt nirgend mehr gegeben; weder einheimische Beamte noch Fremde werden aber mehr zur kaiserlichen Tafel gezogen. Alle Hof-Galatage sind seit Josef II. auf den einzigen Neujahrstag beschränkt, aber auch diese Gala besteht blos darin, daß die kaiserlich-königliche Familie die Glückwünsche in Ceremonie annimmt. Um elf Uhr begibt sich der Hof aus den Audienzzimmern in die Hof-Kapelle zum Gottesdienst. Nachher nehmen beide Majestäten die Aufwartungen von den Damen an. Um zwölf Uhr ist im Speisesaal offene Tafel und während derselben treffliche Musik, doch ist dies eine Ceremonie, die nur kurz währt und während welcher der Kaiser und die Kaiserin sich mit den Ministern oder anderen Würdenträgern unterhalten. Für die Damen und die Fremden von Rang sind Tribünen errichtet. Damit ist die Feier des Tages beschlossen.

Seit einiger Zeit ist gewöhnlich alle vierzehn Tage Cercle bei Hofe. Dazu versammeln sich in den Audienzzimmern nach dem Gottesdienst die vornehmsten Staatsbeamten, die ausländischen Minister und Fremde, die präsentirt sind. Man erscheint in Gala. Gegen die Zeit, daß die kaiserlichen Herrschaften erwartet werden, stellt sich die ganze Gesellschaft in einen länglichen Zirkel. An der einen Seite stehen die Einheimischen, auf der andern das diplomatische Corps und die Fremden. Die kaiserlichen Herrschaften gehen nun herum, beim diplomatischen Corps beginnend. Sie sprechen Beide, mit jedem Anwesenden etwas. Der Zutritt zu diesen Cercles wird von den Wienern sehr erstrebt. Aber nur die ersten Staatsbeamten, Alles was zum Hof gehört und die Mitglieder der Landstände sind cerclefähig. Um desto eifriger strebt man nach diesem Vorzug. Man hat mir erzählt, ein großer Herr habe 50.000 Gulden daran gewendet.

Die sonst so häufigen Assembleen für die ersten Klassen sind diesen Winter gar nicht gewesen, nur der Finanzminister Graf Zichy gab einige in der letzten Zeit. Für Fremde sind die Häuser des Barons Arnstein (Nathan Adam, geb. 1748, gest. 1838) und seines Schwagers Eskeles (Bernhard, geistvoller Bonmotist, geb. 1753, gest. 1839) ungemein angenehm. In beiden herrscht der feinste gesellige Ton, die lebhafteste Unterhaltung, die ungezwungenste Gastfreiheit. Bei der Baronin Arnstein (Fanny, geb. 1758, gest. 1818) ist jeden Nachmittag Gesellschaft. Das diplomatische Corps lebt meistens nur unter sich. Mit Einheimischen, insonderheit Beamten, hat es sehr wenig Umgang."

Der letztere Umstand dürfte zum guten Theil auf den Einfluß des französischen Botschafters, des Generals Andreossy, zurückzuführen sein. Dieser Herr, an und für sich von nicht sehr conciliantem Wesen, barsch und hochfahrend, glaubte die Würde seines im Zenith der Macht stehenden Herrschers nicht besser wahren zu können als durch ewige Rangsstreitigkeiten und die bis zum Unerträglichen getriebenen gesellschaftlichen Ansprüche. Es bedurfte wiederholt der vollen Geschmeidigkeit Stadion's, um einem offenen Conflict vorzubeugen, und als Andreossy sich einst so weit hinreißen ließ, bei einem Diner in Stadion's Haus, die Aufforderung, der Gräfin den Arm zu geben, brüske zu refusiren, mußte Metternich bei Napoleon Beschwerde erheben. Dieser entschuldigte seinen rauhborstigen Gesandten zwar, da er ihn aber trotzdem nicht abrief, wird man annehmen dürfen, daß sein Benehmen nicht ohne stillschweigende Genehmigung, ja vielleicht sogar im Auftrage seines Souveräns angewendet wurde, der es bekanntlich liebte, seine politischen Zwecke oft durch Mittel zu betreiben, die nicht allein mit dem diplomatischen Gebrauch, sondern auch mit der guten Lebensart nicht ganz im Einklang standen.

Uebrigens ist das Auftauchen der Privatsalons bezeichnend für die Periode. Einerseits wird dadurch die vorsichtige Zurückhaltung der exclusiven Gesellschaft, andererseits das weitere Kreise ergreifende rege geistige Leben charakterisirt.

Wenn wir uns von dem stillen öffentlichen Leben, das Oesterreich in dieser Zeit führte, unter dem sich aber energische Vorbereitungen und ein gewaltiger Umschwung der Geister vorbereitete, zu den allgemeinen politischen Vorgängen wenden, so stoßen wir in ganz Europa auf Aeußerungen des immer offener hervortretenden, keine Rücksicht mehr beachtenden Machtgebotes des neuen Kaisers von Frankreich.

Sein Lieblingsplan, den Mitgliedern seiner Familie und ergebenen Anhängern selbstständige Throne zu geben und so ganz Europa mit einem Netz von ihm abhängiger Vasallenstaaten zu bedecken, gedieh zur Reife. Sein Bruder Josef wurde zuerst zum König von Neapel, sein Schwager Murat (Bild Seite 105) zum Großherzog von Berg (Jülich-Cleve) gemacht, später aber wurde der Erstere auf den spanischen Thron gesetzt, dessen er freilich nie froh wurde, Murat dagegen avancirte zum König von Neapel. Sein zweiter Bruder Ludwig, der Gatte der Stieftochter Hortense, ein wohlmeinender, aber schwacher Mann von wissenschaftlichen Neigungen, aber ohne allen Ehrgeiz oder Regententugenden, wurde auf den neugeschaffenen holländischen Thron gesetzt, der in der alten Republik auf kaiserlichen Befehl aufgerichtet werden mußte. Die Schwester Pauline erhielt das Fürstenthum Guastalla und sein intimster Vertrauter, der Generalstabschef Berthier, das Fürstenthum Neufchatel.

Der alte Traum französischer Herrscher, dem schon Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. nachgehangen hatten, die Monarchie Karl des Großen wiederherzustellen und die gallische Krone mit der germanischen zu vereinen, übte ihren Zauber auch auf Napoleon aus.

Und die Ländergier, die Eitelkeit deutscher Fürsten bot ihm in der Errichtung des Rheinbundes das erste Mittel an die Hand, um der Verwirklichung dieses Traumes zuzustreben.

Am 17. Juli 1806 ging der Vorschlag zur Gründung des Rheinbundes unter französischem Protectorate an sechzehn süd- und mitteldeutsche Souveräne ab, mit der kategorischen Weisung, denselben binnen 24 Stunden entweder unverändert anzunehmen oder abzulehnen. Und keiner dieser sechzehn Fürsten (an deren Spitze Baiern, Württemberg, Baden, der Kurfürst von Mainz von Napoleon's Gnaden Karl Theodor Freiherr von Dalberg, dann die beiden Hessen standen) fand den Muth, zu widerstreben, obwohl sie früher so häufig und trotzig ihre Selbstherrlichkeit gegen Kaiser und Reich betont hatten. Freilich wurde ihnen der schwere Entschluß durch neue glänzende Titel, Königs- und Großherzogskronen, sowie durch die gnädige Erlaubniß, die letzten reichsfreien Gebiete zu verschlingen, wesentlich erleichtert und sie willigten sammt und sonders innerhalb der bestimmten Frist ein, das französische Protectorat anzuerkennen, ihre Beziehungen zum bestandenen deutschen Reich für erloschen anzusehen und eine immerwährende Allianz mit Frankreich, die sie zur Heeresfolge verpflichtete, einzugehen.

Es ist hie und da gut, sich an diese Zeiten und diese Vorgänge zu erinnern, namentlich wenn man dem deutschen Volke die Lehrmeinung aufdrängen will, daß es alle Ursache habe, bescheiden zu sein, da es ja immer und überall wenig für seine Einigung und Befreiung gethan, die es vielmehr seinen Fürsten zu verdanken habe.

Den Dank für die neuen Titel ihrer Fürsten und für die endgiltige Zertrümmerung des Reiches stattete das deutsche Volk auf den Schlachtfeldern in Spanien, Oesterreich und Rußland ab, wo es als Kanonenfutter in den Eroberungskriegen des „Protectors des Rheinbundes" dienen mußte.

Am 1. August 1806 schon konnte der französische Gesandte beim deutschen Reichstage, dieser ohnmächtigen Vertretung des einstigen größten Reiches der Christenheit, mittheilen, daß seine Rolle endgiltig ausgespielt sei, da der Kaiser der Franzosen durch die Gründung des Rheinbundes der deutschen Verfassung eine andere Gestalt zu geben befunden habe, die deutsche Reichsverfassung künftig nicht mehr, sondern nur die volle und unumschränkte souveräne Freiheit der einzelnen Staaten anerkenne, — natürlich insoferne sie nicht durch die Unterordnung unter die höheren Zwecke der „Confédération du Rhin" sich derselben begeben hätten. Gleichzeitig erfolgten ähnliche Erklärungen der dem Rheinbunde beigetretenen Mitglieder, die nicht wenig stolz thaten, daß sie die ohnehin ganz wesenlose Oberhoheit des Reiches abgestreift und dafür die drückende Herrschaft des corsischen „Protectors" eingetauscht hatten.

Für Kaiser Franz gab es solchen Vorgängen gegenüber, wenn er nicht im Namen und als Oberhaupt eines Reiches, das nicht mehr bestand und dessen Glieder sich treulos lossagten, einen unfruchtbaren Krieg führen wollte, nur einen Weg: die deutsche Krone — der Kaiser hatte nämlich bisher noch immer den Namen Franz der Zweite beibehalten — niederzulegen und damit der vollständigen Auflösung des ein Jahrtausend alten römisch-deutschen Reiches das letzte Siegel aufzudrücken.

Die militärischen Mißerfolge des letzten Feldzuges und die finanzielle Erschöpfung machten die Wahl leicht. Am 6. August schon erfolgte in Wien und Regensburg die Verlautbarung eines Manifestes, in welchem für Jenen, der die vorsichtige und gewundene Sprache solcher Staatsschriften zu deuten weiß, ein leises Echo der zornigen Entrüstung hörbar ist, welche sich von Millionen deutscher Lippen losrang.

Das merkwürdige Dokument lautet:

„Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens (26. Dezember 1805) war Unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gerichtet, allen eingegangenen Verpflichtungen mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit Genüge zu leisten, die Segnungen des Friedens Unseren Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu befestigen und zu erwarten, ob die durch diesen Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche

es Uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiserlichen Wahlcapitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten genugzuthun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach dessen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im deutschen Reiche statt hatten, haben Uns aber die Ueberzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umständen unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen und wenn noch der Fall übrig blieb, daß sich nach förderſamer Beſeitigung eingetretener politiſcher Verwicklungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, so hat gleichwohl die am 12. Juni zu Paris unterzeichnete und seitdem von den betreffenden Theilen genehmigte Uebereinkunft mehrerer vorzüglicher Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer Vereinigung zu einer beſonderen Conföderation die gehegte Erwartung vollends vernichtet.

Bei der hierdurch vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unseres kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unseren Grundsätzen und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in Unseren Augen haben konnte, als Wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reiches Uns bezeugten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten im Stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reiches gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderirten Rheinischen Stände für erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgezählt betrachten und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiſerkrone und geführte kaiſerliche Regierung, wie hiermit geſchieht, niederlegen. Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an Uns, als das gesetzliche Reichsoberhaupt des Reiches, durch die Constitution gebunden waren. Unsere sämmtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer zählen wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das deutsche Reich getragen haben, los, und Wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen öſterreichiſchen Staatskörper, einzig als Kaiſer von Oeſterreich, unter den wiederhergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlstandes zu bringen beflissen sein, welche das Ziel aller Unserer Wünsche, der Zweck Unserer angelegensten Sorgfalt stets sein wird."

Sang- und klanglos, ohne Lob und ohne Klage wurde das deutsche Reich eingesargt, um erst nach fünfundsechzig Jahren unter dem Donner eines gewaltigen Krieges in ganz veränderter Form wieder neu zu erstehen.

Friedrich von Zollern, der ritterliche Burggraf von Nürnberg, hatte die Wahl der Kurfürsten einst zur Beendigung „der schrecklichen, der kaiserlosen Zeit" auf den schlichten Grafen Rudolf von Habsburg gelenkt, und er war besonders thätig, auf daß die deutsche Kaiserkrone auf dessen Haupt nicht blos ein wesenloses Symbol, sondern die Quelle von Macht und Kraft des deutschen Reiches sei. Solche Dienste wurden durch die Belehnung mit der Markgrafschaft Brandenburg belohnt, aus welcher die Hohenzollern durch kraftvolle und weise Regierung, die es im Nothfalle nicht allzu genau mit den Mitteln nahm, einen mächtigen, weniger durch seine natürliche Bedeutung, als durch kluge Zusammenfassung und Verwendung der Staatskräfte hervorragenden Staat bildeten. Schmollend stand der Sprosse dieses Geschlechtes abseits, als das alte Reich in Trümmer sank unter den Griffen derselben rauhen Hand, die auch schon nach dem Staat des „deutschen

Achilles", des „großen Kurfürsten" und Friedrich's des Großen langte. Erst als nach mancher Schmach und vielem Jammer die Fürsten des Hauses Zollern durch Abwehr derselben gierigen Hand, die stets nach deutschem Land sich ausstreckte, die Schuld früherer Jahrhunderte gesühnt und dem Reich wiedergewonnen hatten, was durch Schwäche und Zersplitterung verloren worden war, erstand auch das deutsche Reich wieder und seine Krone senkte sich auf das Haupt eines Nachkommen des tapferen Friedrich von Zollern — auf Kaiser Wilhelm I.

Doch wir eilen der Zeit voraus, denn unsere Darstellung, noch weit entfernt von der Wiedererstehung eines deutschen Reiches, muß in Kürze die Katastrophe erwähnen, welche noch im Jahre 1806 mit vernichtender Wucht über Preußen hereinbrach.

So viel Preußen auch seit Jahrhunderten zur Schwächung der deutschen Kaisermacht gethan hatte und obwohl die Kunde von deren Erlöschen in Berlin so wenig Bedauern erregte, wie die Bestätigung einer schon längst vorausgesehenen, manchmal sogar gewünschten Todesbotschaft, so empfand man es doch schmerzlich, daß man ganz bei Seite geschoben, weder um Meinung, noch Zustimmung gefragt wurde. Nun rächte sich das Schmollen der vorausgegangenen Jahre bitter, wo Preußen es versäumt hatte, zu rechter Zeit vereint mit den übrigen Mächten in den Kampf zu treten.

Denn daß dieser nun nicht mehr zu vermeiden war, konnte ferner nicht bezweifelt werden, da nach und nach auch einzelne Fürsten Norddeutschlands dem Rheinbund beitraten und der Moment vorauszusehen war, wo die gleiche Nöthigung, sich unter Napoleon's Machtgebot zu beugen, auch an Preußen herantreten werde.

Am 7. October 1806 erging das von der siegesgewissen preußischen Kriegspartei gewünschte Ultimatum an Napoleon, welches die unverzügliche Räumung von Süddeutschland verlangte, aber nur durch den sofortigen Vormarsch der französischen Armee nach Thüringen beantwortet wurde.

Die preußische Armee, geführt von demselben Herzog Ferdinand von Braunschweig, der seine Unfähigkeit schon vor vierzehn Jahren bewiesen hatte, erlitt schon am 13. October die schmerzliche Schlappe bei Saalfeld, welche dem ritterlichen, für die Kunst begeisterten Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den Heldentod brachte, und am nächsten Tage erfolgte die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, einer der glänzendsten Siege, welchen Napoleon (Bild Seite 121) je erfochten hatte. Das preußische Heer, dessen Führer tödtlich verwundet wurde, war buchstäblich vernichtet und suchte in einzelnen Trümmern seine Rettung in der Flucht, — ein Mißgeschick, das sein Nachspiel in der schmachvollen widerstandslosen Auslieferung fast aller Festungen fand.

Nun erging der Hilferuf an Oesterreich und Rußland. Doch wie seinerzeit der Friede von Campoformio die Revanche für den von Preußen geschlossenen Baseler Frieden war, so sah jetzt Oesterreich mit gekreuzten Armen zu, wie es ein Jahr früher Preußen gethan hatte, — wobei es jedoch nur ein Gebot der Gerechtigkeit ist zu erwähnen, daß Oesterreich im Jahre 1806 außer Stande war, einen neuen Kampf zu unternehmen.

Dagegen trat Rußland, um der von Napoleon beabsichtigten Zertrümmerung Preußens und den Folgen einer Insurgirung polnischen Gebietes zu entgehen, mit dem Manifest vom 20. November als neuer Kämpfer auf den Plan, und auch Friedrich Wilhelm III., der sich gleich seiner Gattin Louise von seltener Seelengröße in diesen Tagen der Prüfung bewies, kündigte seinem Volk die Fortsetzung des Kampfes an.

Der Kampf mit den von Levin August Freiherr von Bennigsen geführten Russen entspann sich in Polen, wurde aber bald in die Provinz Preußen getragen, wo am 7. und 8. Februar 1807 die furchtbare Schlacht bei Eylau (in der Nähe von Königsberg) geschlagen wurde, welche durch die eiserne Tapferkeit der

Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 1. Mann von Neu-Caledonien. Fig. 2. Mann von Neu-Irland.

Nase, Mund und Kinn treten stark hervor, die Augen sind klein, die Stirn ist niedrig, die Ohren sind groß und abstehend, das Haar ist kraus und wird lang getragen. Die Farbe der Haut ist dunkelbraun, fast schwarz. Der Körper ist schlank und gut gebaut, die Arme sind lang, die Beine kurz. Die Neu-Caledonier sind kräftig und gewandt, sie sind gute Schwimmer und Ruderer, aber schlechte Läufer. Sie sind mäßig groß, ihre Größe beträgt durchschnittlich 1,65 m.

Frederick the Great and his staff

Frederick the Great and his staff. Frederick, in the centre, is wearing the blue uniform of the Prussian cavalry. Behind him, on the left, is Prince Henry, his brother, and on the right, Prince Ferdinand, his nephew.

ein neues Königreich Westfalen für den jüngsten Bruder Napoleon's, Hieronymus, den gutmüthigen und leichtfertigen König mit der stereotypen Phrase: „Morgen wieder lustik!" zugeschnitten wurde.

Nunmehr waren mehr oder weniger auch alle thüringischen Staaten, Mecklenburg und Oldenburg gezwungen, dem Rheinbund beizutreten, die vollkommene Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich schien besiegelt und Europa vor die so lange gefürchtete Theilung zwischen Frankreich und Rußland gestellt zu sein.

Die wenn auch noch so vorsichtig betriebenen Vorbereitungen Oesterreichs waren von Napoleon nicht unbemerkt geblieben und er machte seinem Groll darüber am 15. August 1808 in einer berühmt gewordenen Audienz im Angesichte des ganzen Hofes gegen Metternich Luft, dem er fast eine Stunde lang die heftigsten Vorwürfe gegen Oesterreich in das Gesicht schleuderte.

Allerdings hatte Napoleon einigen Grund, einem neuen größeren Krieg auszuweichen. Abgesehen davon, daß trotz der Einbeziehung anderer Länder in sein Machtgebiet die Ergänzung seiner Heere schon schwierig wurde und daß ein großer Theil seiner Generale des Kriegslebens müde war und sich darnach sehnte, die erworbenen Würden und Reichthümer in Ruhe genießen zu können, machte ihm der Aufstand in Spanien viel zu schaffen, der, von den Engländern und Portugiesen unterstützt, die Herrschaft seines Bruders Josef oft sehr in Frage stellte, seine besten Generale (Massena, Soult, Suchet, Junot) und eine starke Armee festhielt und abnützte.

Außerdem nahm ihn die Durchführung einer seiner thörichtesten und von seinem Haß gegen England wie von seinem gewaltthätigen Eigenwillen zeigenden Maßregel in Anspruch. Wir meinen hier die schon am 21. November 1807 zu Berlin decretirte Continentalsperre, welche allen Handel mit England unmöglich machen sollte, und da damals mehr wie jetzt alle Meere von England beherrscht wurden, einfach dem überseeischen Handel ein Ende machen mußte. Obwohl Napoleon alle seine Vasallen und Verbündeten zum Beitritt zwang, war eine so unsinnige Maßregel nicht durchzuführen, sie beförderte nur den Schmuggel in unerhörter Weise, war Anlaß zum endlichen Zerwürfniß mit Rußland und hatte mindestens das eine Gute, daß man aus Mangel an Colonialzucker auf die Fabrikation desselben aus Runkelrüben verfiel.

Auf dem Congreß zu Erfurt (27. September bis 14. October 1808) zeigte sich Napoleon's Macht in ihrer höchsten Blüthe und es steckte eine Wahrheit darin, wenn er dem berühmten Schauspieler Franz Josef Talma — von dessen Aufenthalt in Wien wird später die Rede sein — sagte, dieser werde die Ehre haben „vor einem Parterre von Königen zu spielen", — nur waren es eben, mit Ausnahme jenes von Preußen, Könige von seiner Mache. Alle diese Rheinbunds- und anderen Fürstlichkeiten verschwanden übrigens vor dem Kaiserpaar Napoleon und Alexander I. von Rußland, zwischen welchen verhängnißvolle — zum Glück nie zur Wahrheit gewordene — Abmachungen vereinbart wurden.

In einem förmlichen Vertrage verpflichtete sich Napoleon die Erwerbung der Moldau und Walachei durch Rußland zu begünstigen und an Oesterreich den Krieg zu erklären, falls es der Pforte beispringen wolle, wogegen Rußland sich gegen Oesterreich kehren sollte, wenn es zwischen diesem und Frankreich zu einem Krieg käme.

In brüsker Weise ließ Napoleon dem zum Erfurter Congreß erschienenen österreichischen Bevollmächtigten General Nikolaus Karl Baron Vincent seinen Unwillen fühlen. „Ihr Monarch", äußerte er, „vergißt mein edles Benehmen nach der Schlacht bei Austerlitz. Ich bin in der Lage gewesen, die Monarchie Ihres Kaisers aufzulösen, zum Mindesten sie noch unmächtiger zu lassen — ich habe es nicht gethan. Was sie ist, ist sie durch mein Zugeständniß. Auf was will sich Oesterreich stützen? Zählt es vielleicht auf diese Milizen, Insurrectionen und

Massen-Aufstände? Elende Mittel, die auch Spaniens Unterwerfung nicht aufhalten werden! Oder hört man wieder auf englische Einflüsterungen und läßt sich von diesem zu Rüstungen verführen?"

Solche Auslassungen und die bestimmt ausgesprochene Absicht Napoleon's, Polen wieder herzustellen, konnten den leitenden Kreisen in Wien nicht länger verbergen, daß man einem neuen unvermeidbaren Krieg entgegengehe.

Im Herbst 1808 unternahm Kaiser Franz mit seiner im Januar angetrauten dritten Gattin, der schönen Maria Ludovika von Este, eine Reise durch die meisten Provinzen und konnte sich persönlich von dem frischeren Geisteshauch überzeugen, der das Volk durchwehte.

Jedermann hatte das Bewußtsein, daß es einen neuen schweren Kampf gelte, der aber dieses Mal wirklich Sache des Volkes war.

Das Jahr 1809.

Bevor wir an die Schilderung dieses ereignißvollen und noch heute im Gedächtniß der Bevölkerung als „Neunerjahr“ lebenden Jahres gehen, sei im Interesse der Orientirung des Lesers bemerkt, daß zwei hauptsächliche Episoden, — — nämlich die Heldenkämpfe in Tirol und die an charakteristischen Episoden so reiche zweite Invasion der Franzosen in Wien in zwei folgenden Abschnitten besonders behandelt und darum hier nur so weit berührt werden, als es um des Zusammenhanges willen nöthig ist.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, daß man allgemein den Krieg für unvermeidlich hielt, und Napoleon gab schon im Herbst dem Grafen Metternich zu bedenken, daß es Oesterreichs Sache sei, den Frieden zu erhalten, indem „es seine kriegerischen Rüstungen durch Maßregeln entgegengesetzter Art ersetze“ und beifügte, „daß die französischen Heere in Deutschland und Italien, ohne die Streitkräfte der Bundesgenossen zu rechnen, doppelt so stark wären, wie jene im Jahre 1805. Man sollte doch bedenken, daß Neapel, Spanien und Preußen noch aufrecht stehen würden, wenn ihre Beherrscher nur der eigenen Einsicht und der französischen Großmuth vertraut hätten, statt dem Einfluß von Weibern, Höflingen und jungen Leuten zu folgen, wodurch ihr Thron zusammengestürzt. Der Prinz Louis Ferdinand ist als Opfer dieses Wahnsinnes gefallen, — sein Schicksal muntert wohl nicht zur Nachahmung auf.“

Ein Brief des Kaisers von Oesterreich versicherte die Friedensliebe Oesterreichs, — aber da man wußte, daß ein neuer Zusammenstoß mit Napoleon unvermeidlich sein werde, unterbrach man die Rüstungen nicht, und auch die auf die an der Spitze der Reorganisation stehenden Prinzen gemünzte Drohung, welche in der Hinweisung auf den Prinzen Louis Ferdinand lag, verfehlte ihre Wirkung.

Die Versuche, Preußen und Rußland zu einer neuen Coalition heranzuziehen, mißlangen; noch war die Zeit nicht gekommen, wo man einsah, daß es des Zusammenfassens der Kräfte Aller bedarf, um den Einen niederzuwerfen, dessen Macht nie so bedrohlich geworden wäre, wenn er nicht an der Zerfahrenheit und der gegenseitigen Scheelsucht seiner Gegner natürliche Bundesgenossen gefunden hätte. Von den Continentalmächten allein gelassen, nur mit dem Beistande Englands ging Oesterreich dem Kampf entgegen.

Eine kategorische Aufforderung Napoleon's, die Rüstungen einzustellen, wurde ablehnend beantwortet, worauf dieser am 28. Februar 1809 seinen Gesandten von Wien abberief und am 27. März die formelle Kriegserklärung erfolgte.

Vielleicht nie wurde ein Krieg unter so allgemeinem Enthusiasmus des eigenen Volkes begonnen, wie jener des Jahres 1809 in Oesterreich, und trotz der kühlen Haltung der Regierungen begleiteten auch die Sympathien des ganzen

außerfranzösischen Europas es in den Kampf, zahlreiche Freiwillige aus allen Ländern schlossen sich den Truppen an, namentlich aus dem „Reich", wie man in Oesterreich, der alten Zusammengehörigkeit eingedenk, noch bis in unsere Tage herauf zu sagen pflegte.

Am 8. April erfloß ein Manifest des Kaisers, ebenso wie der später mitgetheilte Armeebefehl aus der Feder des Hofraths Friedrich von Gentz, der sich nebst August Wilhelm von Schlegel, dem Romantiker, zur Armee begab. Beide Schriftstücke sind Meisterwerke politischen Styls und verdienen mitgetheilt zu werden. Das Manifest lautet:

„Völker Oesterreichs!

Ich verlasse Meine Hauptstadt und begebe mich zu den tapferen Vaterlandsvertheidigern, welche zum Schutze der Monarchie auf der Grenze versammelt stehen.

Seit drei Jahren habe Ich Alles gethan, um Euch, geliebte Unterthanen, die Segnungen eines dauerhaften Friedens zu verschaffen. Kein, mit Eurem Wohl und Eurer Selbstständigkeit vereinbares, auch noch so schmerzhaftes Opfer war Mir zu theuer, um durch friedliches Einvernehmen mit dem Kaiser der Franzosen Eure Ruhe und Wohlfahrt zu sichern.

Aber Meine Bemühungen waren fruchtlos. Auch die österreichische Monarchie sollte dem Ehrgeiz des Kaisers Napoleon unterliegen, und so wie er Spanien zu unterjochen trachtet, das heilige Oberhaupt der Kirche mit Uebermacht mißhandelt, die Provinzen Italiens sich zueignet und jene Deutschlands nach Willkür verschenkt und bedrückt, ebenso sollte auch Oesterreich dem großen Reiche huldigen, das er seit Jahren laut ankündigt.

Ich habe alle Maßregeln ergriffen, um die Selbstständigkeit der Monarchie zu behaupten. Ihr seid Meinem Zurufe gefolgt, Eure Vaterlandsliebe ist ihm zuvorgekommen. Empfangt Meinen Dank, den einst Meine und Eure Enkel wiederholen werden. Blos Selbstvertheidigung und nicht Angriff war Unser Zweck. Aber der Eroberer kann nicht vertragen, daß der Regent und sein Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seien, seinen Anmaßungen zu widerstehen. Er erklärte sich feindlich gegen Oesterreich, wenn es nicht seine Vertheidigungs-Vorkehrungen einstellte und sich unbewaffnet seiner Willkür preisgäbe. Der unwürdige Antrag ward verworfen und nun ziehen seine Heere gegen uns.

Ich vertraue auf Gott! — auf die Tapferkeit Meiner Armee, auf die heldenmüthige Leitung Meines Bruders, der an ihrer Spitze steht, auf Euch, geliebte Völker! Die Anstrengungen für den Krieg sind groß, aber sie müssen es sein, damit der große nothwendige Zweck der Selbsterhaltung umso gewisser erreicht werde.

Was Ihr bisher gethan habt, ist Mir Bürge für die thätigste Mitwirkung, die Ihr leisten werdet. Auch Jener, der nicht die Waffen trägt, wird theilnehmen an der Beschützung des Vaterlandes. Einheit des Willens, Ordnung, Folgsamkeit, bereitwillige Thätigkeit, Vertrauen, — das sind die wahren Kräfte eines Volkes. Ihr habt sie gezeigt, ihnen ist es zu danken, daß wir unter besseren Aussichten, als je beginnen. Glückliche Ereignisse werden Euch nicht lässiger machen, widrige Zufälle, wenn sie eintreten sollten, werden Euch nicht erschüttern; beharrlicher Muth überwindet jede Gefahr, erhöht jeden Vortheil, stellt jeden Verlust wieder her. Unsere Sache ist gerecht; die Vorsehung verläßt Die nicht, die sich nicht selbst verlassen.

Ich vertraue auf Eure Liebe, auf Eure erprobte Treue gegen Fürst und Vaterland. Baut auch Ihr auf die väterliche Fürsorge Eures Monarchen, der seine Glückseligkeit nur in der Eurigen findet."

Die Zuversicht, freilich ein unentbehrliches Requisit solcher Verlautbarungen, schien dieses Mal nicht ungerechtfertigt. Eine der schönsten und stärksten Armeen, die Oesterreich je besessen hatte, rückte, getragen vom Enthusiasmus des ganzen Volkes, in das Feld.

Ueber 300.000 Mann zogen aus; davon sollten zwei Drittel unter Erzherzog Karl den Hauptvorstoß in Deutschland machen, 80.000 Mann unter Erzherzog

Johann nahmen den Kampf in Tirol und Italien auf, welcher durch die schon Anfangs April siegreiche Erhebung in unserem Gebirgslande mächtig unterstützt wurde, und 36.000 Mann unter Erzherzog Ferdinand rückten in das Großherzogthum Warschau ein.

Am 6. April erließ Erzherzog Karl den berühmten Armeebefehl, dessen wir schon gedachten. Er lautet:

„Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten.

So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und so lange die Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker, so lange schwieg jede schmerzliche Empfindung in dem Herzen unseres gütigen Monarchen. Aber wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere glückliche Selbstständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren, wenn Nationen um uns fallen und rechtmäßige Regenten von den Herzen ihrer Unterthanen losgerissen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oesterreichs gesegneten Staaten und ihren ruhigen glücklichen Bewohnern droht, so fordert das Vaterland von uns seine Rettung und wir stehen zu seinem Schutze bereit.

Auf Euch, meine theuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für National-Ehre und National-Eigenthum haben. Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremde Interessen und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Thron einem Fremdling zu bahnen! Auf Euch wartet ein schöneres Loos: Die Freiheit Europa's hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; Eure Siege werden ihre Fesseln lösen — und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung. Ihr gehet in rechtlichen Kampf, sonst stünde ich nicht an Eurer Spitze.

Wir werden auf den Feldern von Ulm und Marengo, an die uns der Feind so oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg und Ostrach, von Liptingen und Zürich, von Verona, der Trebbia und Novi erneuern; wir wollen unserem theuren Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen, aber wir können das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen: Unbedingte Folgsamkeit, strenge Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr, sind die Begleiter der wahren Tapferkeit. Nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen führen zum Sieg.

Seine Majestät, mein Monarch und Bruder, hat mir ausgedehnte Vollmacht zum Belohnen und zum Strafen gegeben; ich werde überall in Eurer Mitte sein und den ersten Dank des Vaterlands sollt Ihr von Eurem Feldherrn auf dem Schlachtfelde erhalten. Der Patriotismus vieler Edlen Oesterreichs ist Euren Bedürfnissen zuvorgekommen; er verbürgt Euch das höchste Maß der allgemeinen Erkenntlichkeit. Aber auch die Strafe wird unnachsichtlich jeder Pflichtverletzung folgen. Das Verdienst wird Belohnung, das Vergehen Ahndung treffen, ohne Rücksicht der Person und des Ranges. Mit Schande gebrandmarkt, soll der Unwürdige ausgestoßen werden, dem sein Leben theurer ist, als seine und unsere Ehre; mit den Merkmalen der öffentlichen Achtung geziert, werde ich unserem Souverän und der Welt jene Tapfern vorstellen, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, und deren Namen ich ewig in meinem Herzen tragen werde.

Noch bleibt mir eine Erinnerung übrig: der wahre Soldat ist nur dem bewaffneten Feinde furchtbar, ihm dürfen die bürgerlichen Tugenden nicht fremd sein. Außer dem Schlachtfelde, gegen den wehrlosen Bürger und Landmann ist er bescheiden, mitleidig und menschlich. Er kennt die Leiden des Krieges und sucht sie zu mildern. Ich werde jeden muthwilligen Frevel umso strenger ahnden, als die Absicht unseres Monarchen nicht dahin geht, benachbarte Völker zu bedrücken, sondern sie von ihren Bedrückern zu befreien und mit ihren Regenten ein festes Band

zur Erwirkung einer dauerhaften Ruhe und zur Handhabung allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit zu knüpfen.

Bald werden fremde Truppen im innigen Verein mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen; dann, tapfere Waffengefährten, ehret und unterstützet sie als Eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, sondern männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühnheit vor dem Feind müßt Ihr zeigen, daß Ihr die ersten Soldaten seid. So führe ich Euch dann einst, begleitet von der Achtung der Feinde und von dem Dankgefühl fremder Nationen, nach erkämpftem rühmlichen Frieden in das Vaterland zurück, wo Euch die Zufriedenheit unseres Monarchen, der Beifall der Welt, die Belohnung der Tapferkeit, die Segenswünsche Eurer Mitbürger und das Selbstgefühl verdienter Ruhe erwarten."

Leider ging, ähnlich wie im Jahre 1805 viel kostbare Zeit verloren, so daß Karl Freiherr von Stein, der berühmte deutsche Patriot, der vor Napoleon's Achterklärung eine Zuflucht in Oesterreich gefunden hatte, schon im Februar nicht ohne Grund an den preußischen General Gneisenau schrieb: „Ich fürchte sehr das cunctando perdimus rem (daß wir durch Zaudern Verlust bringen) und man setzt dem Flug eines Adlers den Gang einer Schnecke entgegen, die freilich nicht stolpert."

Allzulange gab man sich der Hoffnung hin, Baiern und Württemberg gewinnen zu können, die doch schon 1805 bewiesen hatten, daß sie den Vortheil höher anschlugen, als die nationale Freiheit. Schon das Verhältniß Baierns zu Tirol, das sich stets nur widerwillig seiner Herrschaft gefügt hatte, mußte es von einem Zusammengehen mit Oesterreich abhalten, und dadurch war Württemberg, selbst wenn es anders gesinnt gewesen wäre, bei seiner geographischen Lage an Napoleon gebunden.

Statt sich daher mit möglichster Raschheit auf die einzelnen vorgeschobenen Heersäulen der Franzosen zu werfen und durch die Gewalt der Thatsachen die mit der Politik ihrer Fürsten nicht einverstandenen süddeutschen Völker auf Oesterreichs Seite zu ziehen, verlor man mit aussichtslosen Unterhandlungen, welche vielleicht in Napoleon's Auftrag fortgesponnen wurden, kostbare Wochen und gab diesem Zeit, aus Spanien herbeizueilen und seine Truppen zu sammeln.

Erst am 10. April 1809 ging das österreichische Heer bei Schärding über den Inn, noch immer, wie einzelne Stellen des Armeebefehles beweisen, in der Täuschung befangen, Bundesgenossen finden zu können. Eine dabei veröffentlichte Proklamation, in welcher sich die Worte fanden: „Dieselben Anmaßungen, die uns bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsere Sache ist die Sache Deutschlands", sagte zwar nur die Wahrheit, — aber sie kam zu spät.

Schon war der Aufstand in Tirol ausgebrochen, der Baiern unwiderruflich von Oesterreich trennte und die Versäumnisse des Fürsten Neufchatel (Berthier) wurden von Napoleon gutgemacht, der am 18. April in Ingolstadt eintraf und in seiner Proklamation an die Truppen nicht mit Unrecht sagte: „Ich komme wie der Blitz!"

Durch meisterhafte Bewegungen den österreichischen Feldherrn über seine Absichten täuschend, fiel Napoleon (Bild Seite 121) in den Tagen vom 18. bis 22. April über die viel zu weit auseinanderstehenden einzelnen Heertheile und schlug dieselben bei Abensberg, Landshut, am entscheidendsten bei Eckmühl und Regensburg. Der Feldzugsplan des Erzherzogs war vernichtet, nur mit schweren Opfern konnte er bei Regensburg den Donauübergang erzwingen, sah sich aber von diesem Strom ganz abgedrängt und mußte den Rückzug über Cham nach Böhmen nehmen, während der linke Flügel unter General Johann Freiherr von Hiller, vollkommen vom Hauptheer abgeschnitten, nach Oberösterreich zurückweichen mußte, stets verfolgt von der französischen Hauptmacht, die auf der kürzesten Linie nach der Residenzstadt strebte.

Jeder Versuch Hiller's, sich wieder mit der Hauptmacht zu vereinigen, wurde vereitelt, und nach dem mörderischen Treffen bei Ebelsberg (unweit Linz, 3. Mai), in welchem namentlich die Wiener Landwehr tapfer stritt, aber auch furchtbare Verluste erlitt, mußte die Idee eines Donauüberganges aufgegeben werden, womit aber auch die Möglichkeit, den Feind von Wien abzuhalten, fiel.

Schon am 10. Mai standen die Franzosen, Kerntruppen aus Grenadiers, Voltigeur-Jägern (Bilder Seite 128 und 129) ꝛc. bestehend, in Wien, das zu vertheidigen ein vollkommen aussichtsloser, besser gemeinter, als durchführbarer Versuch gemacht wurde. Am 13. Mai rückte Oudinot ein und sofort begannen die Vorbereitungen zum Brückenschlag über die Donau, um dem in das Marchfeld vorgerückten Erzherzog, der sich nun wieder mit Hiller vereinigt hatte, entgegenzurücken.

Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern. (Seite 138.)

Mächtig flammte nochmals — und zwar meist in der großen Masse des Volkes — der Patriotismus empor. Stadion sollte sich getäuscht haben, als er beim Empfang der Unglücksnachrichten von Regensburg und Eckmühl mit dem Rufe: „Alles ist verloren!" ohnmächtig im Vorgemache des Kaisers zusammenstürzte.

Wien verhält sich dem Feind gegenüber, der sich anschickt, gegen die eigenen Landeskinder von der Hauptstadt aus vorzugehen, grollend und finster, — das gute Einvernehmen von 1805 fehlt. In den Provinzen aber drängen sich die Männer zu den Fahnen, freiwillige Gaben fließen reichlich ein. In Prag verstummen bei der großen Prozession am 16. Mai die Lobgesänge zu Ehren des Landespatrons und die Wallfahrer singen unisono mit der Bevölkerung patriotische Lieder oder Spottverse auf Napoleon.

Die Landwehrlieder von Heinrich von Collin sind in Aller Munde, und auch der Dichter Ignaz Franz Castelli greift zu „Kriegs- und Wehrmannsliedern" in seine Leier, die ihm, gleich Collin, die Ehre eintrugen, im „Moniteur" geächtet und vor ein Militärgericht citirt zu werden, — einer Annehmlichkeit, welcher sie sich durch die Flucht nach Ungarn entziehen.

Der patriotiſchen Geſinnung Caſtelli's tritt man nicht im Mindeſten zu nahe, wenn man ausſpricht, daß ſein dichteriſcher Genius für Kriegslieder viel zu harmlos und gemüthlich war. Wenn z. B. die Strofe eines Wehrmannsliedes beginnt: „Erquickend und kühl iſt die Morgenluft", ſo erwartet jeder Menſch eine idylliſche Landſchaftsſchilderung, aber kein Kriegslied. Die durchaus friedfertige Natur Caſtelli's fand eben doch nicht jene leidenſchaftlichen Accente, welche Karl Theodor Körner's Schlachtgeſänge ſo muſtergiltig machen. Ein kriegeriſcher Dichter, der kein Krieger iſt, wird nie zur vollen Wirkung kommen.

Napoleon ging in jenen Tagen offenbar mit dem Gedanken einer völligen Zertrümmerung Oeſterreichs um. Von Schönbrunn den 15. Mai iſt jene famoſe Proklamation an die Ungarn datirt, in welcher er erklärt, daß er ſich nur mit

Der Löwe von Aſpern. (Seite 138.)

dem Kaiſer von Oeſterreich, nicht aber mit dem König von Ungarn im Krieg befinde, und ſie aufforderte, das alte nationale Recht der Königswahl wieder auszuüben und dadurch ihre Selbſtſtändigkeit wieder zu gewinnen.

Doch auch nicht ein Anzeichen zeigte ſich, daß ſeine Lockungen bei den wackeren Magyaren Anklang fanden, und Ungarn antwortete darauf nur mit dem Aufbieten der Inſurrection (Aufgebot der Landmiliz). Auch die von Unterhändlern Napoleon's ausgeſtreuten Gerüchte, daß eine Verſtändigung zwiſchen ihm und den Erzherzogen im Werk ſei, welche den öſterreichiſchen Staat unter ſich theilen würden, fanden keinen Glauben und in den ewig glorreichen Tagen des 21. und 22. Mai ihre glänzende Widerlegung.

Nach vielen Schwierigkeiten war es Napoleon gelungen, bei Kaiſer-Ebersdorf drei Brücken bis zur Inſel Lobau, dagegen nur eine über den nördlichen Donau-Arm zu ſchlagen, von deſſen Ufern aus ſich das Marchfeld erſtreckt.

Am Morgen des 21. Mai, dem Pfingſtſonntag, war der Donau-Uebergang vollzogen, Aſpern und Eßlingen, die beiden Stützpunkte ſeiner mehr tiefen, als

breiten Schlachtordnung, von Massena und Lannes besetzt und in förmliche Festungen verwandelt.

Kaum achtzigtausend Mann mit 288 Kanonen zählte das österreichische Heer, dem Erzherzog Karl am Abend des 20. zurief: „Morgen ist Schlacht, das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab! Ich werde meine Schuldigkeit thun und erwarte dasselbe von der Armee!" Und er sollte sich nicht getäuscht haben, denn die zwei kommenden Tage waren wahre Lichtblicke nach so viel trüben Zeiten und sind für immer die schönsten Blätter im Ruhmeskranz der kaiserlichen Armee.

Erst gegen Mittag stießen die in fünf Colonnen vorrückenden Oesterreicher auf den Feind. Das schwach vertheidigte Enzersdorf wird genommen, auch Aspern nach hartnäckigem Ringen den Franzosen entrissen, sowie die durch das Terrain begünstigten Angriffe von 16 Regimentern schwerer Reiterei abgewiesen. Viermal wird Aspern verloren und wieder genommen, bei Einbruch der Nacht war es im Besitz der Oesterreicher und mit den Waffen in der Hand lagern sich die Kämpfer zu kurzer Ruhe, weniger als einen Büchsenschuß von einander entfernt. Während der Nacht ziehen beide Theile die Reserven heran, und schon gegen drei Uhr des Morgens beginnt das blutige Ringen wieder. Wie am Vortag dreht sich der Kampf um die beiden Ortschaften.

Mit furchtbaren Opfern erstürmen die Franzosen Aspern wieder und behaupten sich darin bis Mittag, wo sie es vor der beispiellosen Tapferkeit des Regimentes Benjowski (Nr 31, jetzt Großherzog von Mecklenburg-Strelitz) räumen mußten und trotz fortgesetzter wüthender Angriffe dem hier commandirenden General Friedrich Baron Bianchi nicht mehr zu entreißen vermochten.

Nun suchte Napoleon den Sieg durch andere Mittel zu erringen, indem er, wie bei Austerlitz, das Centrum durchbrach. Nach einem wüthenden Geschützkampf, in dem 400 Feuerschlünde Tod und Verderben spieen, führte er mit seinen Kerntruppen einen entscheidenden Stoß auf die Mitte der österreichischen Stellung aus, — und schon klafft eine Lücke zwischen den einzelnen Truppentheilen, in die er scheinbar unaufhaltsam nachdrängt. Da führt Erzherzog Karl, die Gefahr wahrnehmend, das tapfere Regiment Zach (Nr. 15, jetzt Herzog von Nassau) mit der Fahne in der Hand, selbst vor (siehe Bild Seite 136); auch dieser Angriff wird abgeschlagen und damit ist das Schicksal des Tages entschieden, obwohl sich die Franzosen noch bis um drei Uhr Morgens in Eßlingen behaupten, nachdem sie auch aus begreiflichen Gründen die Schlacht benannt wissen wollten.

Zum ersten Male gibt der Schlachtenkaiser den Befehl zum Rückzug, — der Glaube an seine Unüberwindlichkeit, welchen er auch in Spanien, wo seine besten Generale unterlagen, bewahrt hatte, wurde an den Ufern der Donau, knapp vor den Thoren der Residenz, gebrochen.

Heute ziert ein Denkmal — ein eherner Löwe, der das Schlachtfeld von Aspern zu bewachen scheint (Bild Seite 137), die verhängnißvolle Stätte, ein hehres Wahrzeichen von Oesterreichs Löwenmuth und Löwenkraft. Auf ihn blicken stets Oesterreichs Völker, wenn das Vaterland in Gefahr ist, ihn mögen Oesterreichs Feinde fürchten, wenn sie sich das alte Reich als leichte Beute vorstellen sollten; er kann allen deutschen Stämmen ein Denkmal des Trostes sein. In Wien selbst mahnt die schöne „Aspern-Brücke" (von der Ringstraße in die Leopoldstadt führend) an die unvergeßliche Ruhmesperiode.

Das französische Heer war an hunderttausend Mann stark gewesen, — ihr Verlust betrug ungefähr 40.000, darunter der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, einer der tüchtigsten Führer und selbstlosesten Anhänger des Kaisers. Ein Geschoß zerschmetterte ihm am zweiten Schlachttag den Schenkel und er erlag dieser Verletzung.

Napoleon selbst fühlte die Bedeutung dieses Tages tief. Er hielt Eßlingen offenbar nur so lange, um den Rückzug der Armee auf das rechte Donau-Ufer zu decken, da sie mit dem Strom im Rücken, der doppelten Ueber-

brückung desselben in die schlimmste Lage kommen konnte. Als er an die eine in die Lobau führende Brücke kam, die mit Zügen von Verwundeten, Geschützen und Wagen bedeckt war, ließ er sie schonungslos räumen, um nur selbst die Insel zu erreichen. Dort saß er finster auf einem Baumstamm, den Kopf in den Händen verbergend, während die vorüberziehenden zum ersten Mal unter seiner Führung geschlagenen Truppen dem „kleinen Corporal" Scherzworte und Stachelreden zuriefen. (Bild Seite 141.)

Da die Brücken von der Lobau zum rechten Ufer vom Strom zerstört oder durch die aus der Schlacht ziehenden Truppen verstopft waren, fuhr Napoleon in einem Kahn mit Berthier und dem tödtlich verwundeten österreichischen FML. Franz von Weber über, und hier unterbrach er die halblauten Bemerkungen seiner Begleiter barsch mit den Worten: „Bah! was bedeutet es, einmal zu verlieren, nachdem man siebzehn große Schlachten gewonnen hat?!"

Im Schlosse zu Kaiser-Ebersdorf legte er sich sofort zu Bette und schlief dreißig Stunden, ohne zu erwachen. Ein Theil der Armee war fest überzeugt, daß er erschossen oder gefangen worden sei, da er während der Schlacht mehrmals in höchster Gefahr war und der Feldzug ihm überhaupt gefährlich zu werden drohte, da ihn schon bei der Einnahme von Regensburg zwei matte Kugeln getroffen hatten.

Während seines todtenähnlichen Schlafes soll eine Berathung der Generale stattgefunden haben, in welcher sie Verabredungen für den Fall seines Todes oder seiner Gefangennahme trafen; der Thron sollte in diesem Falle an den Stiefsohn des Kaisers, Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, fallen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er Frieden schließe und das Heer nach Frankreich zurückführe. Ja, die Friedenssehnsucht einiger Generale soll sogar so weit gegangen sein, daß der Vorschlag gemacht wurde, sich der Person des Kaisers Napoleon zu bemächtigen und ihn den Engländern in Fiume auszuliefern — ein Schicksal, das ihn, ohne Verrath der Seinen, nach sechs Jahren wirklich treffen sollte.

Aspern machte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn und ein Jahr später unterbrach er rauh den über Oesterreich witzelnden König von Neapel: „Schweigt — wer die Oesterreicher bei Aspern nicht gesehen hat, hat nichts gesehen!"

Erzherzog Karl, den der Kaiser in einem Dankschreiben die „Stütze seines Thrones" und „den Retter des Vaterlandes" nannte, erklärte in einem Tagsbefehl, daß „bei solchem Wettstreit der höchsten Kriegertugenden es unmöglich ist, die Tapfersten zu sondern und alle Soldaten, welche bei Aspern gefochten, der öffentlichen Dankbarkeit würdig seien." Vor Allem wurde Fürst Johann Liechtenstein, „der erste Soldat von Aspern", der wiederholt in Lebensgefahr war, gerühmt. (Bild Seite 113).

Dieser Fürst ließ im Jahre 1813 auf der lichten Höhe des kleinen Anninger (Briel bei Mödling in Wiens Umgebung) von dem renommirten Architekten Kornhäusel einen Tempel erbauen, in welchem er zum Andenken an jenen Moment, wo ihn in der Schlacht von Aspern ein Theil seiner Hußaren vor der fast sicheren Gefangennehmung befreite, eine Anzahl seiner gefallenen Kameraden in einem Todtengewölbe beisetzen ließ. (Es sind dies jedoch nicht dieselben Tapfern, die ihn damals herausgehauen hatten, wie allgemein im Volke geglaubt wird.)

Eine Inschrift in Marmor gibt den Gefühlen des Fürsten Ausdruck in den Worten:

„Ruhet sanft auf diesen Höhen,
Edle Gebeine tapferer österreichischer Krieger;
Ruhmbedeckt bei Aspern und Wagram gefallen,
Vermag euer Freund euere entseelten
Leichname nicht zu beseelen;
Sie stets zu ehren ist seine Pflicht.

Von der Zeit an heißt dieser imposante Tempel der „Hußarentempel" und er wird häufig von den Bergtouristen des „Briel" (nicht „der Brühl", wie immer unrichtig geschrieben und gesprochen wird) besucht.

Der schöne Sieg, so schwer errungen und mit Entzücken im ganzen Reich begrüßt, wurde nur wenig ausgenützt. Schon in der Nacht nach der Schlacht wird die verhängnißvolle Situation der französischen Armee, die, dicht ineinander gekeilt, auf der Insel Lobau steht und durch den Strom in drei Theile getrennt ist, nicht zur gänzlichen Vernichtung derselben ausgebeutet. Man läßt dem Besiegten Zeit, seine geschlagenen Truppen zu retten, neue Brücken zu bauen, und bald ist er im Stande, dem Sieger auf einem neuen Schlachtfeld entgegenzutreten, nachdem dieser das so mühevoll erstrittene freiwillig aufgegeben hat.

Der Grund hiezu war theils ein militärischer — die Nothwendigkeit, der erschöpften kaiserlichen Armee Ruhe zu gönnen und Verstärkungen zuzuführen. Als solche nahte das Korps des Erzherzogs Johann, das nach anfänglichen Erfolgen gegen den Vicekönig von Italien, durch die Niederlage der Armee in Deutschland zum Rückzuge gezwungen, über Steiermark nach West-Ungarn debouchirt und nach dem unglücklichen Gefecht bei Raab auf das linke Donau-Ufer übertrat, um sich mit der Hauptarmee zu verbinden.

Am 1. Juli vereinigte sich der Vicekönig von Italien mit der französischen Hauptarmee, die dadurch auf 180.000 Mann und 600 Geschütze angewachsen war, und am 4. wurde neuerdings die Donau an derselben Stelle überschritten. Da Erzherzog Karl bestimmt auf das rechtzeitige Eintreffen seines Bruders Johann rechnete, suchte er den entscheidenden Kampf mehr nach Südosten zu verlegen und setzte weder dem Donau-Uebergang, noch der Entwicklung der Franzosen am rechten Stromufer hartnäckigen Widerstand entgegen. Die passageren Schanzen bei Eßlingen und Enzersdorf wurden von den Franzosen rasch genommen und erst am Rußbach und vor Wagram trat ihnen die österreichische Armee entgegen, welche 137.000 Mann mit 450 Geschützen zählte. Der Vorstoß der Franzosen am 5. wurde blutig abgewiesen und auch dieses Mal machte die Nacht dem Ringen ein vorläufiges Ende.

Der am frühen Morgen des 6. Juni wieder aufgenommene Kampf nahm Anfangs einen günstigen Verlauf für die österreichische Armee; der rechte Flügel und das Centrum, wo Erzherzog Karl selbst einen brillanten Vorstoß auf Aderklaa machte, erzielten Vortheile, doch der linke Flügel, der mit Rücksicht auf das erwartete Eingreifen des Erzherzogs Johann schwächer war, konnte dem furchtbaren Andringen der französischen Uebermacht nicht Stand halten, trotz der Generale Rosenberg und Klenau Standhaftigkeit wurde er zurückgedrängt und umfaßt — gegen Mittag war die Schlacht zu Ungunsten der Oesterreicher entschieden und Erzherzog Karl ordnete den Rückzug gegen Mähren an. Wenige Stunden später trafen die Spitzen vom Korps des Erzherzogs Johann auf dem von beiden Streitenden verlassenen Schlachtfeld ein — eine so kurze, unverschuldete Verzögerung hatte die schwerwiegendsten Folgen.

Erzherzog Karl schloß am 11. Juli den Waffenstillstand von Znaim, den der in Komorn weilende Kaiser auf Andrängen der Kriegspartei sich anzuerkennen weigerte. Erzherzog Johann, Stadion und einige Generale waren für energische Fortführung des Kampfes und wurden darin von der entschlossenen Kaiserin Maria Ludowika unterstützt, welche in diesen schweren Tagen dem Kaiser Franz das war, was Königin Louise von Preußen Friedrich Wilhelm III. nach der Niederlage von Jena gewesen.

Man hatte ein wenig abenteuerliche Pläne, wollte eine allgemeine Insurrection aufbieten, die Türkei zur Hilfe auffordern und rechnete auch noch immer auf eine Allianz mit Preußen, obwohl dessen König am 19. Juni schon dem österreichischen Bevollmächtigten General von Steigentesch ziemlich kühl gesagt hatte: „Wir werden dereinst Alles thun, — kein Mensch ist dabei interessirter als ich aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da."

Nächst Erzherzog Karl, der aus politischen und militärischen Gründen unbedingt für den Frieden eintrat und, nachdem einzelnen Korpsführern eine gewisse Unabhängigkeit von ihm eingeräumt worden war, das Commando niederlegte, fand

NB. Für Buchbinder:

Dieſes Blatt iſt durch das colorirte Vollbild „Napoleon I. auf der Inſel Tobau“ zu erſetzen.

Digitized by Google

die Friedenspartei einen unerwarteten und immer gewichtiger werdenden Fürsprecher an dem früheren Gesandten in Paris, dem Grafen Metternich.

In Ungarisch-Altenburg verhandelte Metternich mit dem derzeitigen französischen Minister des Auswärtigen den Frieden, während Graf Bubna als diplomatischer Geschäftsreisender zwischen Komorn, Altenburg und Schönbrunn hin und her wanderte. Aber die Ansprüche Napoleon's, namentlich die von demselben geforderte vollkommen unerschwingliche Kriegsentschädigung verzögerte den Abschluß des Friedens, zu welchem sich Napoleon erst nach dem später näher zu berührenden Attentat des Staps (17. October) geneigter zeigte.

„Machen Sie Frieden. Ich will, daß die Sache ein Ende habe!" befahl der Allgewaltige, dem es in Wien keine Ruhe mehr ließ, seinem Minister, und noch am gleichen Tage wurde der Friede zu Wien oder eigentlich Schönbrunn geschlossen.

Es war der schwerste, welchen Oesterreich noch je geschlossen hatte, und legte Opfer auf, die es in seiner Großmachtstellung erschütterten, ein Drittheil seiner Länder kosteten und es vom Meer abdrängten.

Abgesehen davon, daß alle Abtretungen des Preßburger Friedens, also auch die von Tirol und Vorarlberg, das sich noch immer heldenmüthig seiner Bedränger erwehrte, nochmals anerkannt wurden, mußte an Baiern Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel abgetreten werden. Im Süden wurde Krain, der Villacher Kreis von Kärnten, Görz, Triest und alles Land am rechten Save-Ufer, also Kroatien, Fiume und das Littorale an Frankreich abgetreten, welches daraus unter Zuziehung von Dalmatien, Istrien und Ragusa eine neue Provinz, das „General-Gouvernement Illyrien", bildete.

Im Norden erhielt Sachsen einige Gebiets-Regulirungen. Westgalizien, Krakau und der Zamoscer Kreis kamen an das Großherzogthum Warschau, Ostgalizien mit Ausnahme Brody's an Rußland.

Fast 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohner umfaßten diese Gebietsabtretungen, die den Staat von allen Seiten einschnürten. Außerdem anerkannte Oesterreich alle Veränderungen in Spanien, Italien, Portugal und Deutschland, einschließlich der Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes, und trat der Continentalsperre gegen England bei.

Am schmerzlichsten und erniedrigendsten waren aber die Bestimmungen eines geheimen Vertrages, welcher Oesterreich eine Kriegsentschädigung von 85 Millionen Francs auferlegte, und indem es sich verpflichtete, in Zukunft nicht mehr als 150.000 Mann unter den Fahnen zu halten. Ein besonderer Artikel versprach, daß der Kaiser Napoleon den aufständischen Tirolern und Vorarlbergern vollkommene Amnestie verbürge, deren Tragweite wir in einem späteren Abschnitte kennen lernen werden.

Der so vielversprechende Aufschwung des geistigen Lebens und die durch widrige Zufälle und das Genie des Gegners vereitelte Anspannung aller geistigen und materiellen Kräfte waren vergebens gewesen und Tage trauriger Entnüchterung folgten. Ein planloser thörichter Bauernaufstand in Krain gegen die Besitznahme durch die Franzosen wurde von Marschall Marmont nicht ohne Mühe niedergeschlagen, und schmerzerfüllt sah man den letzten Zuckungen des heroischen Volkskampfes in Tirol zu, der erst im Winter gänzlich erlosch.

Auch dieses Mal stürzten die Niederlagen im Feld den leitenden Minister und sein System. Stadion wartete nur den Abschluß des Friedens ab, um zu gehen. Er zog sich wieder in das Privatleben zurück, ward aber 1813 zu wichtigen Unterhandlungen verwendet und übernahm 1814 unter den schwierigsten Verhältnissen die Finanzverwaltung, der er bis zu seinem 1824 erfolgten Tod vorstand. Unter den Ministern Oesterreichs, welchen das traurige Loos geworden ist, daß die Verhältnisse und widrige Zwischenfälle stärker sind, als ihr bestes Wollen, steht Stadion oben an.

Der natürliche Erbe seines Amtes war Graf Clemens Wenzel Lothar Metternich, der beim Abschluß des Wiener Friedens eine hervorragende Rolle gespielt hatte und von dem man annehmen durfte, daß er dem Diktator von Europa am angenehmsten sein würde. Ihm fielen später im Befreiungskriege die Verdienste um die Wiederherstellung der Monarchie in den Schoß, deren er viel weniger würdig war, als Stadion.

Metternich (Bild Seite 145), der neue Minister des Aeußern, war 1773 zu Coblenz aus einer alten rheinländischen Familie geboren, deren Mitglieder seit Generationen als Reichsfunctionäre wirkten, wie wir ja auch seinen Vater, Graf Georg Metternich, als kaiserlichen Bevollmächtigten am Rastadter Congreß fanden.

Sein Sohn, von lebhaftem Temperament, vorzüglicher körperlicher Erscheinung und großer Gewandtheit im Benehmen und Ausdruck war ein geborner Diplomat aus jener Schule, welcher es weniger darauf ankam, was sie vertrat und erreichte, als wie es geschah.

In seinem zweiundzwanzigsten Jahre kam er nach Wien und war klug genug, sich mit einer Enkelin des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz zu vermählen, die zwar nicht von großen körperlichen Reizen, aber in jeder anderen Beziehung eine der glänzendsten Partien war. Fürst Kaunitz selbst fällt in dieser Zeit ein Urtheil über Metternich, das zwar nicht ungünstig ist, aber so klingt, als hätte er gerade keine besondere Meinung von den geistigen Fähigkeiten seines neuen Verwandten. Er schildert ihn „als einen guten aimablen jungen Menschen, von der niedlichsten Verve und vollendeten Cavalier".

Während er sich in jener Zeit in Wien aufhielt, soll er ein ziemlich lockeres Leben geführt haben, und man wollte wissen, daß die Charakteristik der „beiden Grafen Klingsberg" in dem bekannten Kotzebue'schen Lustspiel ganz genau auf den Grafen Metternich und seinen Vater paßte, der damals auch in Wien lebte, und einzelne Situationen des Stückes den allereigensten Abenteuern der beiden Herren entsprächen.

Auf dem Congreß zu Rastadt fungirte auch der junge Metternich in einer jener nichtssagenden Repräsentantenrollen, wie sie die steife Verfassung des deutschen Reiches mit sich brachte, — als Repräsentant des westfälischen Grafen-Collegiums. Der bairische Gesandte von Lang meinte später, er habe sich damals als ein junger Mann vom angenehmen Aeußeren sehr höflich und durchaus nirgends vorlaut gezeigt, daher — wie der etwas malitiöse Nachsatz lautet — „in keiner Weise die große Rolle prophezeit, die er einst als Staatskanzler spielen werde".

Im Jahre 1801 trat Metternich in den österreichischen Staatsdienst als Gesandter am sächsischen Hofe in Dresden. Wie er sich durch seine Verbindung mit Eleonore Kaunitz die Wege in Oesterreich geebnet hatte, so waren die Frauen ihm stets günstig und er verdankte ihnen viel. In Dresden gewann er großen Einfluß auf die Fürstin Bagration, eine Großnichte Potemkins, die sich eifrig für Politik interessirte, ihre Hände in allen Welthändeln hatte und später in Wien als erbitterte Feindin Napoleon's ein vielbesuchtes Haus machte und auf die bekannte, galante intriguante Herzogin von Sagan, deren Freundschaft ihm während des Wiener Congresses gute Dienste leistete.

Während er von 1803 bis 1806 den Gesandtschaftsposten in Berlin versah, hatte er hervorragenden Antheil am Abschluß der vierten Coalition zwischen Oesterreich, Rußland und England und erhielt hiefür als erste einer langen Reihe von Würden und Ehren das Stefans-Großkreuz.

Wie schon erwähnt, kam er im Jahre 1806 nach Paris, ein Posten, welchen unter den obwaltenden Umständen nur ein Mann von seinen Vorzügen und Fehlern so lange behaupten konnte. Seine Geschmeidigkeit und nicht leicht zu erschütternde Ruhe kamen ihm da ebenso zu Statten, wie seine gesellschaftlichen Vorzüge. Gegenüber dem neugebackenen Napoleon'schen Adel, dessen Prinzen und Herzoge meist viel besser auf dem Schlachtfeld als am Hofe und im Salon den rechten Ton zu treffen wußten, war es ihm leicht als heiterer, lebenslustiger Mann von den

feinſten Umgangsformen, Geiſt und Witz eine bedeutende Rolle zu ſpielen, wozu der bedeutende Aufwand, welchen ihm ſein Reichthum erlaubte, nicht wenig beitrug.

Er wußte ſich auf guten Fuß mit Talleyrand und Fouché zu ſtellen, welch' Letzterer bekanntlich Jedermann, auch ſeinen kaiſerlichen Herrn überwachte und betrog. Auch bei Napoleon ſelbſt ſtand er, mindeſtens anfänglich, in hoher Gunſt, ſo daß er, ſonſt eben nicht nachſichtig gegen Schwächen ſeiner Verwandten, ſelbſt das äußerſt intime Verhältniß ſeiner Schweſter Caroline Murat zu Metternich duldete. Wenn es wahr iſt, daß der Kaiſer, als man ihn darauf aufmerkſam machte, erwiderte: „Ach! laßt es ſein, wenn ſie den Gecken unterhält, wird er uns nicht unbequem!" ſo wäre dieſe Duldung nicht eben ſchmeichelhaft für

Metternich, der neue Miniſter. (Seite 144 u. f.)

den Diplomaten, der ſeine wirkliche Befähigung vielleicht gerade darin am meiſten bewies, daß er ſie verbarg und ſich lange Zeit für unbedeutender halten ließ, als er wirklich war.

Gewiß iſt, daß Metternich dieſer Liaiſon mit einer Schweſter des Kaiſers manchen wichtigen Aufſchluß verdankte und ſeine Berichte über die Pläne Napoleon's nicht wenig dazu beitrugen, daß man ſich in Wien für alle Fälle vorſah. Von ſeinen Depeſchen an Stadion über die franzöſiſche Politik ſagt ein witziger Franzoſe mit Recht, daß ſie „den Beglückwünſchungen von Verſchworenen glichen, welche hoffen, daß ihre Verſchwörung zu einem guten Ende kommt".

Mit Bezug auf ſeine Verbindungen mit „politiſchen Frauen" fällt ſpäter ein ihm freilich ſehr ungünſtig geſinnter Mann (Noſtitz) das harte Urtheil über Metternich: „In unſerem großen Leben wird mit kecker Stirn die Myſtification geübt. Ihr Urſprung liegt in unſerem geſelligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unſere jetzigen Miniſter oft durchlaufen ſind und deren Künſte ſie nun in die höheren Geſchäfte übertragen als Erſatz der ehemaligen geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Mittel. Metternich iſt ein Hauptkünſtler in

dieser Arena, in dem Geiste eines bloßen diplomatischen Parteigängers, wie Napoleon oft in dem eines großen militärischen gehandelt hat. Säle und Boudoirs sind jetzt der Schauplatz des Wirkens und der Frechste ist der Meister."

Mag auch ein Körnlein Wahrheit in diesen bitteren Worten liegen, so ist doch zu bemerken, daß die leidige Sitte: Kritik, Wissenschaft, Literatur und schließlich auch die Politik von den Salons schöner und geistreicher Frauen aus zu lenken, damals Mode war und von Berlin und Paris später auch nach Wien verpflanzt wurde, wie wir bei Besprechung des Congresses sehen werden. Daß sich Metternich dieser Sitte oder wenn man will Unsitte zu seinen Zwecken bediente, mag wie so manches andere diplomatische Mittelchen vor der strengsten Moral-Prüfung nicht bestehen, aber unter einem gewissen Gesichtswinkel ist es begreiflich, ja sogar lobenswerth. Wenn man doch nicht immer für den Brauch der Welt und die Schäden der Zeit das einzelne Individuum verantwortlich machen wollte, das nun einmal in ihr leben und mit ihr auszukommen trachten muß, so schlecht und recht es eben geht. Der sensationelle Ausspruch: „die Moral steht nicht auf der Tagesordnung" galt schon, dem Sinne nach, zu allen Zeiten.

Daß Metternich die erste Kunst eines vollendeten Hofmannes, die Schmeichelei innehatte, beweist eine zwar schlagfertige, aber für den Vertreter Oesterreichs etwas sonderbare Antwort, die er gab, als Napoleon über seine Jugend mit dem Beifügen scherzte: „Metternich sei eigentlich viel zu jung, um ein so altes Haus, wie es das österreichische ist, zu vertreten". „Majestät waren nicht älter, als Sie bei Austerlitz siegten", entgegnete der Diplomat.

Doch alle diese Mittel und Mittelchen halfen endlich nicht mehr, um die Mißstimmung zwischen den beiden Höfen zu verkleistern, und es kam zu jener schon erwähnten Scene, wo Napoleon seinen Unmuth gegen Oesterreich gegen Metternich in so auffallender Weise Luft machte, wobei dieser seine Ruhe und Würde nicht einen Moment verlor.

Beim Ausbruch des Krieges von 1809 verlangte er seine Pässe, wurde jedoch zurückgehalten und erst einige Tage vor der Schlacht bei Wagram, — wohl schon in der Absicht, daß er die künftigen Unterhandlungen in franzosenfreundlichem Sinne leiten solle, entlassen.

Und wieder täuschte sich Napoleon. Gerade Metternich sollte eines der thätigsten Werkzeuge zu seinem späteren Sturz werden, „der Fuchs obsiegte den Löwen".

Wir werden diesem Staatsmann im weiteren Verlaufe unserer Erzählung noch oft begegnen. Jetzt wenden wir uns zu den Schicksalen von Wien während des Jahres 1809.

Zweite französische Besetzung von Wien.

In der Residenzstadt hatte vor Beginn des Krieges die patriotische Begeisterung noch höhere Wogen geschlagen, als in den Provinzen. Die Fahnenweihe und der Ausmarsch der Landwehr (9. und 10. März) geschahen unter begeisterter Theilnahme der Bevölkerung und daß man auch zu Opfern bereit war, bewies eine zu Gunsten der unterstützungsbedürftigen Angehörigen der Landwehrmänner eingeleitete Sammlung, welche in kurzer Zeit den für jene Tage ansehnlichen Betrag von 120.000 Gulden ergab.

Die Aufführung einer patriotischen Cantate im Burgtheater, welcher die beiden Majestäten beiwohnten, gab Anlaß zu einer begeisterten Ovation, wobei vom versammelten Publicum einige von Collin's schwungvollen Landwehrliedern gesungen wurden. Bezeichnend für die Stimmung im Volke ist aber die Thatsache, daß sich ein wegen Schwächlichkeit am Eintritt in die Landwehr gehinderter Schuhmacher Käsmann erschoß, weil er sich zurückgesetzt fühlte und den Vorwurf der Feigheit fürchtete. Wäre der Mann ein Römer gewesen, so würde er in der ganzen gebildeten Welt als Beispiel von Seelengröße und Vaterlandsliebe gerühmt werden; in der modernen Zeit scheinen diese Eigenschaften so allgemein verbreitet zu sein, wie die Brombeeren im Herbst, denn der arme Käsmann ist längst verschollen.

Als die ungünstigen Nachrichten von der Armee aus Baiern einliefen, wiederholten sich die Scenen von 1805. Am 29. April verließ die kaiserliche Familie Wien, und mehrere Schiffe wurden mit den Kostbarkeiten, Sammlungen und Archiven bepackt. Auch dieses Mal kam es zu dem unerquicklichen Schauspiel, daß die begüterte Klasse fast ausnahmlos von Wien flüchtete, wozu die mit dem Eintreffen des Erzherzogs Maximilian d'Este, eines Bruders der Kaiserin, auftauchende Nachricht, man werde die Stadt gegen den Feind zu halten versuchen, viel beitrug.

In der That erließ der zum Stadtcommandanten ernannte Erzherzog am 4. Mai, an welchem auch die Kaiserin Wien verließ, ein Proklamation an die Bevölkerung, welche mittheilte, daß die Vertheidigung von Wien beschlossen sei. — Eine Stelle dieser Verlautbarung sagte: „Eure Vorfahren haben unter Ferdinand und Leopold einen mächtigen Feind von den Mauern vertrieben. Wenn es dem, der uns heute bedroht, vor wenigen Jahren gelang, in diese Mauern zu dringen, so hatten Unglücksfälle ganz außerordentlicher Art ihm den Weg dazu gebahnt. Aber jetzt, wo eine Masse von Kräften zusammenwirkt, die dem Krieg eine günstige Wendung zu geben im Stande ist, jetzt sollen wir ihm diese ehrwürdige Stadt, diesen Mittelpunkt der Monarchie, — ohne Widerstand überlassen?! Die Gefahr, der wir Trotz bieten wollen, wird, wenn sie wirklich eintritt, in keinem Falle von langer Dauer sein. Die Armeen werden von allen Punkten herbeieilen, um unseren Anstrengungen ein glückliches Ziel zu setzen."

Das war unzweifelhaft ebenso edel und schön gesprochen als gedacht, — aber im vollsten Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen. Ganz abgesehen davon, daß die Befestigungen der inneren Stadt schon damals auch nur für die Möglichkeit einer kurzen erfolgreichen Vertheidigung nicht hinreichten, wo das Geschützwesen auf einem ganz anderen Punkt stand, als 1683 oder gar 1529, so legten die Vorstädte jedem solchen Versuch unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Damals war es möglich, sie zu zerstören, was im Jahre 1809 undurchführbar und ein unverantwortlicher Vandalismus gewesen wäre, — da ihre Häuserzahl jene der inneren Stadt um das Dreifache, die Bevölkerungsmenge, jene innerhalb der Wälle aber um das Sechsfache überstieg. Ließ man aber die Vorstädte bestehen, dann boten sie nicht allein dem angreifenden Feind Deckung, sondern jeder aus der Stadt kommende Schuß gefährdete wahrscheinlich Leben und Eigenthum der eigenen Bürger in viel höherem Maße, als er den Feind Schaden zu thun geeignet war.

Die völlige Vergeblichkeit dieses Versuches erwies sich auch bald. Die Wiener aber, deren Witz durch keine Situation ganz niedergedrückt wird, erfaßten, als die „vierundzwanzigstündige Todesangst" vorüber war, wie die Episode der Belagerung genannt wird, den im Grunde schlummernden humoristischen Kern der Sache. Es erschien nämlich ein fliegendes Blatt, auf welchem zwei Beflissene der edlen Schuhmacherzunft, eifrig in einem Schutt- und Trümmerhaufen stöbernd, dargestellt waren. Ein Beobachter fragt um den Zweck ihres Beginnens und erhält die Antwort: „Wir suchen das Militärcommando!" — eine malitiöse Anspielung auf eine Stelle der Proklamation, welche bombastisch davon sprach, „sich unter dem Schutt der Mauern begraben zu lassen".

Hören wir doch, was ein Augenzeuge über diese Anstalten sagt:

„Bekanntlich stoßen Wiens äußerste Vorstädte hart an die große Donau; sein Weichbild aber wird von einem Stromarm durchschnitten, der unter den Wällen der inneren Stadt wegfließt. Der Feind nahte auf der Linzer Straße in einer Richtung, welche senkrecht auf die Donaulinie stößt. Der größere Theil der Vorstädte lag daher ihm offen, und nur die Stadt und das hinter dem Donau-Arm gelegene Segment der Vorstädte wollte man ihm wehren und so seinen beabsichtigten Uebergang über die große Donau vereiteln. Eine Combination von Befestigungen des Donau-Armes und Abtragung seiner die Vorstädte verbindenden Brücken sollte diesen Uebergang streitig machen, ein Plan, der sich auf dem Papier gewiß sehr gut ausnahm und auch schönen Erfolg gehabt hätte, wenn der Feind nur auch da angreifen wollte, wo man sich zur Wehr setzte. Nichts sonderbarer, als diese Vertheidigungsanstalten."

In der That mußte Napoleon nur aus politischen Gründen auf die Einnahme von Wien Gewicht legen, denn in rein militärischer Beziehung stand ihm der Uebergang über den Strom an anderen Stellen offen, wie er ihn ja auch thatsächlich außerhalb Wien, und nicht wie 1805 in direkt nördlicher Richtung, sondern schon bei der Biegung des Stromes nach Südosten vornahm.

Indessen wurde fleißig geschanzt und verbollwerkt, und die Bevölkerung, wenn auch bangend und kummervoll der drohenden Gefahr entgegensehend, erwies sich willig und opferfreudig. Der größeren Anschaulichkeit wegen und um charakteristische Details nicht zu entbehren, werden wir an passender Stelle dem schon angezogenen gleichzeitigen Berichterstatter das Wort überlassen.

„In den ersten Tagen des Mai schon hatte man angefangen, am Eingang des Praters einige Schanzen aufzuwerfen, und weiter hinaus bis gegen Nußdorf an der großen Donau erhoben sich mehrere solcher für Laien allerdings höchst ernsthaft aussehender Erdrücken. In Schaaren, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen zog die schöne Welt auf diesem Acker künftiger Bluternte umher. Die Sache wurde noch interessanter, als man auch auf den Stadtbasteien Geschützstände einzurichten und in den Thorwegen Gerüste zu Verrammlungen zu zimmern begann. Länger aber wurden die Gesichter, als die Mineure Anstalt machten, die schöne Franzensbrücke,

eine Zierde der Vorstädte, zu sprengen, wiewohl die Breite des Stromarmes sich hier mit sechs Pontons überbrücken ließ. Ein Rinnstein für den Feind!"

Abgesehen vom Bürgermilitär, das schon seit längerer Zeit den ganzen Wach- und Ordnungsdienst versah, rief man nun auch die wehrhafte Bevölkerung zur Vertheidigung auf.

„Zu diesem Zwecke wurde der Landsturm im Weichbild der Stadt aufgerufen und dem kampfbegierigen Volk das kaiserliche Zeughaus mit seinen Waffenschätzen preisgegeben, was, da von moderner Armatur schon Alles bis auf das letzte Bajonett für die disciplinirten Schaaren geräumt war, zu einer höchst merkwürdigen Scene Veranlassung gab; denn sobald die prachtvollen Säle geöffnet waren, stürzte der Pöbel hinein und riß an sich, was er nur schleppen konnte. Da blitzte der Sonnenstrahl auf Mordeisen, die er seit Jahrhunderten nicht beschienen hatte, Lastträger, Knechte, Weiber, Lehrburschen trugen sich auf den Straßen mit Partisanen, Morgensternen, Gabelbüchsen, Flambergen, Mordäxten, Streitkolben, Hellebarden — es war eine Plünderung."

In der That betrug die Zahl der ausgetheilten Waffen und Rüstungsstücke an 70.000, — worunter nicht allein gewiß manches im modernen Kampf ganz unverwendbare Stück war, sondern ein Theil der streitbaren Bevölkerung sich hätte vom Kopf bis zum Fuß in wandelnde Arsenale umgestalten können.

Am 9. Mai zog ein Theil des Hiller'schen Corps in Wien ein, so daß die Besatzung nunmehr aus 16.000 Mann Linientruppen, Bürgermilitär, Landwehr und Landsturm und aus ungefähr 1000 Mann Freiwilligen (Bild Seite 153) bestand, die sich meist aus Studenten und dem Corps der Akademie der bildenden Künste zusammensetzten.

Am gleichen Tage noch erschien die Vorhut der französischen Armee auf den westlichen Höhe vor Wien, besetzte Schönbrunn, und eine Kavallerie-Abtheilung rückte, ohne Widerstand zu finden, in die Vorstadt Mariahilf ein. Hie und da kam es zu Zusammenstößen. Gegen einige Chasseurs, die sich bis auf das Glacis vorwagten, wurde tapfer kanonirt und ein Ausfall gemacht, der peinlicher Weise dazu führte, daß ein als Parlamentär zurückreitender französischer Offizier verwundet und gefangen wurde.

Vielleicht um diesen zu befreien drangen den rückkehrenden Hußaren nach vier französische Reiter in die Stadt, die vom Volke selbst erschlagen oder gefangen wurden.

Obwohl es nun blutiger Ernst zu werden drohte und die Franzosen schon Anstalten zur Beschießung machten, blieb man in Wien noch immer wohlgemuth und gewann der gefährlichen Situation ihre Lichtseiten ab.

„Die Thore der Stadt wurden nun eilig mit Bauholz verrammelt, die Brustwehren erhöht und die aufgefahrenen Geschütze mit Wollsäcken maskirt, welche man Tag und Nacht aus den Speichern auf die Basteien schaffte. Am Rothenthurmthor, als dem der Angriffsseite entgegengesetzten, war der Verkehr zwischen Stadt und Vorstadt nur noch mittelst Leitern gestattet, — ein Umstand, der eben nicht für eine unüberwindliche Höhe dieser Wallseite spricht. So war die Schnürbrust zusammengezogen, die Kanoniere standen mit brennenden Lunten auf den Wällen und sahen mit dem promenirenden Publicum von der Bastei aus dem Feind zu, wie dieser draußen seine Angriffsmittel entwickelte. Alle Geschäfte ruhten, die schöne Welt zog ihre besten Feierkleider an, — aber in ganz anderer Absicht, als einst die Vertheidiger von Sziget.

Gegenüber der Stadtseite, wo dies vor sich ging, und auf welche die Franzosen zunächst gestoßen waren, erhebt sich jenseits des Glacis, in langer Front das kaiserliche Marstallgebäude. Auf dem Dachboden dieses fast die ganze Face der Vorstadt einnehmenden Gebäudes logirte die feindliche Artillerie ihr Geschütz ein, meist Haubitzen. Seitwärts dieses Gebäudes läuft von der Esplanade aufwärts die Hauptstraße einer anderen Vorstadt (Burggasse) und auf dieser Rampe etablirten sich einige Mörser. Der gegebenen Lokalität nach war diese Disposition

ganz zweckgemäß. Die Artillerie auf den Stadtwällen sandte von Zeit zu Zeit eine Pille hinaus und mancher Franke mußte auf dem Dach enden. Die eisernen Antworten blieben ebenfalls nicht aus, erwiesen sich aber an die dahinterstehenden Häuser adressirt, vielleicht weil der galante Feind die vielen Schleier und Federn auf den Damenhüten hinter den Wollsäcken der Brustwehr erblickte und den interessanten Wienerinnen die Freude nicht versalzen wollte. Wenigstens ließen diese sich's von ihren Ueberwindern hinterher weiß machen."

Indessen waren die Franzosen selbst offenbar von diesem Versuch, die Stadt zu vertheidigen, sehr überrascht und Marschall Berthier richtete an den Erzherzog Maximilian eine dringende Vorstellung, welcher wir folgende Stellen entnehmen:

„Seine Majestät der Kaiser und König, mein Souverän, indem ihn die Ereignisse des Krieges nach Wien geführt haben, hat den Wunsch geäußert, dieser großen und ehrenwerthen Volksmenge die Greuel zu ersparen, die sie bedrohen; sie gaben mir den Auftrag, Eurer königlichen Hoheit vorzustellen, daß, wenn Sie fortfahren sollten, den Platz zu vertheidigen, Sie die Vernichtung einer der schönsten Städte Europas herbeiführen würden. Sie werden die Schrecknisse des Krieges auf eine zahlreiche Volksmenge werfen, welche zusammengesetzt aus Greisen, Weibern und Kindern, auf immer davon befreit sein sollte. So viele brave Krieger Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, welche ihr Leben seinem Dienste weihen, müssen in ihrem Innersten davon verwundet werden, wenn sie sehen, daß, indem sie ihre Person seinem Dienste überlassen, auch ihre Weiber und Kinder der Vernichtung preisgegeben werden. Der Kaiser, mein Souverän, hat in allen Ländern, wohin ihn der Krieg geführt hat, immer seine Sorgfalt dargethan, die wehrlose Menge zu schützen. Eure königliche Hoheit mögen überzeugt sein, daß Seine Majestät es bitter fühlen, in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, eine große Stadt vernichten zu müssen, deren Rettung sie sich zur Ehre gerechnet haben würden. Dessenungeachtet haben Eure königliche Hoheit wider allen Kriegsgebrauch bei Vertheidigung von Festungen Kanonen auf Ihre Vorstädte abschießen lassen. Sie konnten damit keinen Feind Ihres Souveräns, wohl aber die Frau oder das Kind eines seiner treuesten Diener treffen."

Dieses Schreiben, das manchen wahren und beherzigenswerthen Satz enthielt, ging schließlich in eine weniger milde Tonart über und verhieß, daß „der Ruin dieser ungeheuren Hauptstadt in sechsunddreißig Stunden mittelst Haubitzen und Bomben vollendet sein wird". In etwas ungewöhnlicher Weise ward der Brief ohne Antwort zurückgestellt, „da er nicht auf die in Kriegszeiten gewöhnliche Weise zugekommen ist". Nach dem Schicksal seines ersten Parlamentärs war es doch dem Marschall nicht zu verargen, daß er sich der Vermittlung einer Privatperson, des Grundrichters von Gumpendorf, Herrn Josef Damböck, bediente.

Unterdessen gingen die Vertheidigungsanstalten ihren Weg und über den Tabor rückten noch fünf Infanterie-Bataillons in die Stadt. Auch die französische Armee breitete sich aus, wobei sie von Simmering bis an das rechte Stromufer ungefähr dieselbe Stellung einnahm, wie 1683 die Türken, welche übrigens durch die natürlichen Verhältnisse jedem Bedränger Wiens angewiesen wird. Auch ein Theil der Vorstädte wurde besetzt, wodurch man sich in der Stadt bewogen fand, das Feuer zu vermehren, das thatsächlich mehreren Einwohnern das Leben kostete. Zum Gouverneur von Wien wurde General Anton Franz Graf Andreossy (geb. 1761, gest. 1828) ernannt, wohl wegen seiner Kenntniß der Verhältnisse, die er sich als Gesandter erworben hatte.

Uebrigens hatte Andreossy in seiner neuen Eigenschaft die Rauhheit und das Hochfahrende abgelegt, die also wohl nur zu nützlichen Beigaben des Diplomaten gehörten. Die Belagerungsarbeiten leitete der nachmals als Napoleon's treuester Begleiter in die Verbannung berühmt gewordene General Bertrand.

So brach die Nacht vom 11. auf den 12. Mai herein. Ein großer Theil der Bevölkerung konnte sich wohl noch nicht gewöhnen, an den Ernst der Lage zu glauben, und war sehr unliebsam überrascht, als um neun Uhr Abends statt der

bis jetzt vereinzelten Schüsse die französischen Haubitzen ein ununterbrochenes Feuer eröffneten.

Hören wir die drastische Schilderung aus dem Munde unseres Gewährsmannes.

„Man denke sich nun das schwarze Centrum einer Scheibe, deren Weißes bis auf einen kleinen kegelförmigen Ausschnitt (die Leopoldstadt) vom Feinde eingenommen oder diesem offen ist, und das Schwarze als den Kern einer großen genußreichen Stadt, Sitz des Reichthums und Wohllebens, — und dieser Kern eingeschlossen hinter Mauern und Gräben, durch Plantagen von der belagernden Vorstadt getrennt; ein auf das Manöver mit scharfer Ladung, das über seinen Köpfen demnächst beginnen sollte, mit brennender Neugier gespanntes modisches Publicum; dazwischen den Bürger in Wehr, das Volk um Brod vor den Bäckerläden sich schlagend, Zusammenschleppen aller erdenklichen Lebensmittel, Vergraben der Kleinodien und Verrammlung der Hausthüren und bei dieser unsäglichen Angst von Hungersnoth und Plünderung das höchste Interesse an der Belagerung als einem pikanten militärischen Spektakel — und man wird sich vielleicht eine Vorstellung machen können von dieser unbeschreiblichen Situation.

Am 11. Morgens war es mäuschenstill in der Vorstadt, nur die wenigen Hußaren, welche sich in der Stadt noch aufhielten, machten zuweilen Ausfälle und brachten Gefangene und Beute ein. Aus den Auen des Praters tönte dumpfer Geschützlärm und mattes Flintenfeuer. In der Stadt vertrieb sich das Publicum die bangen Stunden mit Anekdotenhandel. Mit Anbruch der Nacht wurde es stiller und stiller, das ferne Schießen war erloschen. Guter Dinge setzte man sich zum Souper. Während die erste Schüssel umging, knallte es von den Wällen her — abermals und gleich darauf wieder. Man guckte zum Fenster hinaus und sah am sternenlosen Nachthimmel dunkle Körper schweben, welche lange feurige Schweife hinter sich herzogen. Was ist das? In dieser kriegerischen Zeit, wo Jedermann vom Militärwesen Verständniß haben zu müssen glaubte, fand sich bald ein Weiser, welcher sagte: „Aha! der Feind wirft Leuchtkugeln, er will recognosciren!" Aber plötzlich fiel so ein Ding aus der Luft herab, tanzte in großen Sprüngen auf dem Granitpflaster und — wer am Fenster gestanden hatte, lag jetzt auf dem Rücken. Eine sechzigpfündige Bombe war „krepirt"; wie Baumlaub der Herbststurm, schüttelte der Luftdruck die ganze Straße entlang das Fensterglas zerblättert herunter. Es schlug Zehn am Stefansthurm.

„Die Spitzbuben bombardiren uns! Sie stürmen am Rothenthurm! Hinauf auf die Bastei!" so schrien vorübereilende Haufen der Bürgerwehr. Darauf wieder Todtenstille, nur vom Geschützknall unterbrochen, der in monoton abgemessenen Pendelschlägen die schleichenden Secunden angab. Einsame Schattengestalten tappen an den Häusern hin, den Kugeln zu entgehen, die sich jetzt hauptsächlich nach dem Stefansthurm zu wenden schienen. Rings um die zornroth glühende Spitze des altersschwarzen Riesen woben die Granatenschweife ein dichtes Feuernetz und die vom Gestein abzuckenden Funken verriethen das Anprallen der Wurfgeschosse. Sonderbarer Weise war das erste Haus, das in Brand gerieth, die sogenannte „Brandstatt" auf dem Stefansplatz, welche ihren Namen dadurch historisch rechtfertigte; die erste Blessur dieses Nachtwächterkrieges aber betraf eine Putzmacherin, der am Trattnerhof ein Bombenstück das Bein wegriß.

Kaum hatten diese unverkennbaren Erscheinungen auch bei den Hartgläubigsten keinen Zweifel an der bevorstehenden Belagerung übrig gelassen, als im ganzen Hause, dessen erste Etage wir bewohnten, eine Völkerwanderung anhob und alle Bewohner nach unserem großen Saal flüchteten, der im Renaissancestyl mit Stuccaturen geschmückt, die sich mit ihren Ranken weit in den Plafond hineinbogen, denselben Kriegskundigen bewog, ihn für bombenfest zu erklären. Da nützte nun kein Widerspruch; alle Welt suchte Schutz unter diesen armseligen Gypsschnörkeln. Gedanken-Verwirrung begann um sich zu greifen, — jeder Schuß steigerte das Uebel.

Jeder Schuß mehrte aber auch die Zahl der Einwanderer, das Parquet wurde zum Bivouak. Die Federbetten stopfte man zum Schutz gegen das Eindringen der Bombensplitter in die Fensternischen und ließ nur an einem Fenster ein Lugaus, um sich über die wesentlichsten Symptome des Kriegs-Paroxismus au fait zu erhalten. Endlich kam um Mitternacht die Nachricht, Napoleon würde die Stadt dem Sturm und der Plünderung preisgeben. Diese Nachricht allein wäre schon hinreichend gewesen, die ganze hier Schutz suchende Versammlung tödtlich zu erschrecken, hätte nicht gleichzeitig im Hause gegenüber eine Bombe durch das Dach und den Plafond des zweiten Geschosses geschlagen und in einem Zimmer platzend, Möbel und Flügel in Millionen Scherben zerschmetternd, auch nach unseren Fenstern einen schwachen Gruß gesandt, der für mehrere da aufgeschanzte Daunenkissen nicht ohne ernstliche Folgen blieb.

Neue Feuer gingen auf über den Dächern. Glücklicherweise flog die Mehrzahl der Sprengkugeln über die „interessante Stadt", wie sie Andreossy nannte, weg und fiel ins Wasser. Tausend hereingeschleuderte Geschosse zählte die Bürgerschaft; die Belagerer wollten jedoch nur von so vielen, als Tage im Jahre sind, wissen. Die Zeitungen aber halbirten die Differenz, um möglich für beide Parteien die Wahrscheinlichkeit ihrer Wahrheitsliebe zu retten. Genug, es waren der Kugeln nicht wenig und gerade hinreichend, um das Regiment Hiller um zwei Uhr zum Abziehen, und eine Stunde darnach die Capitulation zu Stande zu bringen.

Als diese Nachrichten kamen und wirklich das Wallfeuer verstummte, gab man das Bettzeug seiner gewöhnlichen Bestimmung zurück, wünschte sich allseits gute Nacht und ging schlafen, Gott und Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon anheimstellend, was der morgende Tag bringen würde."

Im Ton dieser treffenden Schilderungen, der trotz des Ernstes der Sache eine gewisse Ironie nicht unterdrücken kann, liegt die beste Verurtheilung des ganzen unbedachten Unternehmens, eine so volkreiche, nach keiner Richtung mehr dazu geeignete Stadt, wie es Wien damals war, einer Belagerung aussetzen zu wollen. Man glaubte nicht recht an den Ernst der Sache und noch während die Kugeln sausten und die Feuer loderten, regten sich Muthwille und Spott, — Dinge, die der echte Wiener freilich in keiner Lage so leicht verliert und die ihm manche schwierige leichter erträglich machen.

Und ernst genug ging es immerhin zu. Außer der Brandstatt gab es noch im Trattnerhof, im Palffy'schen Palast, in der Wallnerstraße, in der Bräunerstraße u. s. w. bedeutende Feuer, deren Löschung die angestrengteste Thätigkeit der Bürgercorps erforderte. Auch an Opfern fehlte es sowohl in der Stadt, als den Vorstädten nicht, die indessen weniger ihrer Pflicht, als in den meisten Fällen der Neugierde zum Opfer fielen. In den meisten Häusern wiederholten sich die im stuckverzierten Saal geschilderten Scenen, nur zog man sich meist mit mehr Recht in die Kellerräume zurück, wo sich Jung und Alt, Arm und Reich Schutz suchend, zusammendrängte.

Uebrigens erwies sich die Festhaltung von Wien schon im Laufe des 11. Mai ganz unnütz, da die Franzosen wirklich Anstalten trafen, die Donau unterhalb der Stadt zu überschreiten. Unter persönlicher Leitung des Kaisers, der schon am Tage vorher in Schönbrunn (Bild Seite 160) angekommen war, wurden Truppen in den Prater übergeschifft, das Lusthaus besetzt und Batterien aufgeworfen, um den Brückenbau zu schützen. Da trotz Beistandes der Garnison weder dieser Uebergang verhindert, noch der Brückenschlag gestört werden konnte, war es nur mehr eine Frage der Zeit, daß Wien von allen Seiten eingeschlossen, die Truppen gefangen und der Zweck trotzdem nicht erreicht sein würde.

Noch während der nächtlichen Beschießung zog daher Erzherzog Maximilian d'Este mit der Besatzung ab, verbrannte die Brücken hinter sich und ertheilte dem Grafen O'Reilly Vollmacht zum Abschluß einer Kapitulation, die zur Einstellung des Feuers führte.

Am nächsten Tag begab sich eine Deputation — an deren Spitze der Erzbischof Graf Hohenwart und der Landesmarschall-Amtsverweser Graf Dietrichstein standen und an welcher noch unter anderen der verdiente Bürgermeister von Wien Stefan von Wohlleben (Bild Seite 169), seit 1806 Nachfolger des verdienten Josef Georg Hörl (Bild Seite 168) in dieser Würde, Theil nahmen, — nach Schönbrunn, welcher Deputation Napoleon nach einigen heftigen Bemerkungen über die versuchte Vertheidigung, Schutz des Lebens und Eigenthums der Bewohner zusagte. Am Abend des 12. wurden die Uebergabs-Bedingungen unterzeichnet und am Morgen des 13. Mai rückten die Grenadiere des Marschalls Oudinot ein, welchen in bunter Reihe die vielsprachigen und vielgestaltigen Truppen folgten, aus welchen das halb Europa repräsentirende französische Heer damals bestand.

Wiener Freiwillige. Tirolische, böhmische, steierische, ungarische.

Oesterreichische Freiwilligen-Corps in den Befreiungskriegen. (Seite 149.)

„Nicht gleich 1805 geputzt, wie zu Tische gebeten, erschienen dieses Mal die Gallier," erzählt unser wiederholt citirter Gewährsmann; „man sah ihnen sauere Arbeit an; fast kein Truppentheil war vollzählig. Nicht wie damals empfing sie die Bevölkerung am offenen Fenster, sie schritten durch volksleere Gassen, an verschlossenen Häusern entlang, selbst finster und unmuthig über den Widerstand und Abscheu, auf den sie getroffen. Das Regiment Elsasser, welches die Spitze bildete, war auch nicht geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen, denn es trug sehr verfänglich kostbare Beinkleider und Gamaschen aus geplündertem ostindischen Nanking.

Als das Publicum gewahrte, daß sich die Bataillone, statt mit dem Bajonett auf die Börsen loszugehen, auf den Hauptplätzen zum Bivouak einrichteten; der Soldat, halbnackt, Leib und Hemd in den Bassins wusch, verschwand die Plünderungsfurcht, und man wagte sich mit seiner Neugierde hinaus auf die Straße. Binnen einigen Stunden hatte die Residenz ein anderes Gesicht. Stutzer, Damen,

Soldaten, Lastträger wirbelten durcheinander, von allen Seiten wurden Proviant, Kriegsvorrath, Beute angeschleppt, geschwatzt, gegafft, kommandirt, auf- und abmarschirt, und eh' man sich's versah, war auch schon Wiens unzerstörbare Thätigkeit, der Verkäufer der „heißen Würstel", auf den Beinen. Die in den Vorstädten freilich empfanden schon die scharfe Geißel des französischen Einquartierungs- und Requisitionssystems. Mit Anbruch der Dämmerung wälzte sich dieser scheußliche Alp auch in die Häuser der Stadt.

Bei uns brachen zunächst, geführt von einem Unteroffizier, sechs Kürassiere ein, prügelten den Portier, als dieser Stroh zum Lager brachte, warfen Käse und Brot zum Fenster hinaus, bestanden mit Tumult auf Federbetten und gebratenem Fleisch. So ging das zwei volle Wochen fort; fast alle Tage andere Gäste, erst sechs, dann acht, endlich zehn Mann, mit Unter- und Oberoffizier, diese Heuschrecken wuchsen in Wirklichkeit so rasch an wie Falstaff's „Sieben in Steifleinen". Von Süd, West und Nord, je nachdem die Kriegsläufe ihnen Raum gaben, flutheten immer neue Schaaren heran, durch die Stadt hindurch, in ihrer Nähe an den Ufern der Donau das Schicksal der Monarchie zu entscheiden; die bunteste Musterkarte aller Waffengattungen und Völker, über welche der erzürnte Schlachtenengel zu verfügen hatte. Außer den Holländern erschienen sie alle in Wien, da sich zum Tödten zu mästen, von den noch mit zärtlicher Galanterie „Gardes Josephines" benannten Leibkürassieren mit den Tigerhelmen bis zum Regiment der „Mariniers", — Jäger vom Po, Mohren-Grenadiere, spanische mit Maulthieren bespannte Artillerie, polnische Lanciers, Sachsen, Baiern, Württemberger, Westfalen, Portugiesen zogen kampflustig ein und ab."

Man würde aber sehr irren, wenn man der Meinung wäre, als hätten sich alle Einquartierten ohne Ausnahme rüde und so zu sagen räuberisch benommen. Es gab da wahrhaft glänzende Ausnahmen, von welchen die nachfolgende wohl die markanteste ist.

Wie schon erwähnt, nahmen am 13., sieben Uhr Morgens, die Franzosen Besitz von der Stadt und um neun Uhr rückte die ganze feindliche Armee in Wien ein. Die Truppen mit ihren Offizieren wurden in die Vorstädte vertheilt, der Generalstab und die Armee-Beamten brachte man in der inneren Stadt unter.

Es ist begreiflich, daß man für den Anfang auch selbst die unscheinbarsten Wohnungen zur Bequartierung benutzte, daher es oft geschah, daß Leute, welche für sich kaum zu leben hatten, eine ihren Verhältnissen ganz unentsprechende Personenzahl zu ernähren bekamen.

In der Praterstraße im Hause mit der heutigen Nummer 22 (alt 925) wohnte zu dieser Zeit ebenerdig ein armer Zimmergeselle, Namens Johann Wilderer, welcher durch mehrere Jahre schon ein kränkliches Weib mit vier unerzogenen Kindern, wovon das älteste, ein Mädchen, sechs Jahre alt war, zu ernähren hatte.

War ihm dies früher nur unter der äußersten Anstrengung möglich geworden, so fand er sich gerade in diesem Jahre gänzlich außer Stand gesetzt, dieser heiligen Verpflichtung nachzukommen, denn es hatte ihn selbst eine Krankheit ergriffen, die ihn an das Bett fesselte, und somit war die Familie, ihres Ernährers beraubt, der äußersten Verzweiflung nahe. Es wurden die entbehrlichen Habseligkeiten verkauft oder versetzt und das Elend hatte bereits die höchste Stufe erreicht.

Da kam die Einnahme Wiens und mit ihr die Einquartierung.

Der arme Zimmergeselle erhielt vier Mann Grenadiere zur Verpflegung.

Sämmtliche Miteinwohner schüttelten die Köpfe, denn eine solche Ironie des Schicksales war ihnen noch nie vorgekommen.

Die guten Leute sollten aber Gottes weise Fügungen kennen lernen.

„Was soll daraus werden!?" rief der kranke Mann auf seinem Schmerzenslager, als er erfuhr, welche Bescheerung seiner warte, und als ihm einige alte

Weiber von der Manier erzählt hatten, mit welcher die Hauswirthe von den Truppen behandelt wurden, wenn sie das Verlangte nicht herbeischaffen konnten.

„Liebes Weib, was werden wir anfangen? Wir, die wir selbst nichts zu leben haben, sollen vier Grenadiere ernähren!"

Das Weib rang die Hände und antwortete weinend: „Vertrauen wir auf Gott! Er macht Alles wohl!"

Sie setzte sich in den Hof vor die Hausthür zu ihrem Spinnrade — dem einzigen Mittel, sich einige Groschen zu verschaffen — und ließ ihre zwei ältesten Kinder um sich herum spielen.

Da erschienen vor ihr plötzlich vier große, bärtige Grenadiere.

Der guten Frau wollten die Sinne schwinden, aber rauhe Töne riefen sie bald in die Wirklichkeit zurück.

„Sacre nom de Dieu!" rief der Eine, ein stattlicher Bär von Zimmermann. „Wo ab sie die chambre pour nous? Gleik bring sie zu eß'!"

Der Schreck lähmte die Glieder des kranken Weibes, sie konnte sich nicht vom Stuhle erheben. Die Kinder weinten erschrocken.

Die Soldaten meinten, das Weib habe keine Lust zu gehorchen und wurden noch wüthender.

„Ab sie nick kehört! Keschwind zu eß'!" schrie der Zimmermann und griff mit nachdrucksvoller Geberde an das Seitengewehr.

„Jesus Maria!" kreischte die Erschrockene und deckte ihre Kinder schützend mit dem Leibe. Dann erhob sie sich bebend und führte die unliebsamen Gäste in das dumpfe Kämmerchen, welches die Familie bewohnte, worin das Krankenlager des Mannes neben der halbzerbrochenen Wiege stand, in welcher die kleinsten zwei Kinder wie eingepöckelt lagen und da, von alten zerrissenen Kleidern bedeckt, den Schlummer der Unschuld schliefen.

Von andern Geräthschaften war nichts zu sehen als ein morscher Tisch, dem ein Fuß fehlte, daher er an die Wand gelehnt stand, eine Bank von derselben Beschaffenheit daneben und schließlich ein zerbrochener Krug.

Murrend warfen die Grenadiere ihre Gewehre und Tornister in einen Winkel. Daß sie hier nicht bleiben konnten, sahen sie ein, und die ersichtlichen Spuren von Armuth und Elend milderten ihr schroffes Benehmen.

Sanft geworden, wie ein Lamm, fragte der Zimmermann, der Einzige unter ihnen, welcher deutsch radebrechen konnte und daher den Dolmetsch machte, ob denn im Hause kein anderes Zimmer wäre, wo sie logiren könnten.

Die Frau verneinte bedauernd.

Verdrießlich verlangten nun die Andern ungestüm „zu eß'".

Der Kranke seufzte, die Frau weinte und versicherte, daß sie seit mehreren Tagen für sich und ihre Kinder nur für zwei Kreuzer Brot habe ins Haus schaffen können, jetzt aber durchaus nicht im Stande sei, den gnädigen Herren zu dienen und wenn sie selbst erschlagen würde.

„Erslak? Was red' sie von erslak?" sagte der Zimmermann launig. „Wo nix sein, ab selbst unser klein caporal sein pouvoir verlor."

Hierauf verdolmetschte er seinen Kameraden diese Neuigkeit.

Zweien davon entfuhren martialische Fluchworte. Der Dritte, ein Riese beinahe, von markigem Knochenbau — daher den Spitznamen Plein-d'Os (voll Knochen) tragend — mit einem gewaltigen Barte, welcher dem des Zimmermanns nicht um ein Haar nachgab, griff rasch nach seinem Gewehre — die Mutter sank in die Kniee — aber der Grenadier ließ ruhig seine Waffe stehen und nahm nur den Tornister daneben zur Hand, zog daraus ein paar Stücke Weißbrot und vertheilte sie an die Kinder.

„Tiens, Réveil-de-nuit!" sagte er lächelnd zu dem Zimmermann, „tu me dis quelquefois, que je ne suis jamais en état d'avoir des bonnes idées! En v'la une, qui sera quitte à quitte pour beaucoup de bêtises." (Schau, Reveil-de-

nuit, Du sagtest mir manchmal, daß es mir nicht gegeben sei gute Ideen zu haben. Da ist jetzt eine, die tausend Dummheiten ausgleicht.)

„Plein-d'Os, tu m'a vaincu!“ (Plein-d'Os, Du hast mich besiegt!) erwiderte der Zimmermann mit launigem Pathos, und drückte dem braven Kameraden die Hand.

Während dem hatten die Kinder das harte Brot mit Heißhunger verzehrt, und die vier Soldaten, insbesondere Plein-dOs und Réveil-de-nuit, (Nacht-Wecker) sich ergötzt, die Kleinen daran nagen zu sehen.

Einer der Grenadiere meinte wohl, daß das Brot, in Folge des Menschenzudranges, in den nächsten Tagen theuer werden dürfte und es daher gerathener gewesen wäre, die Brote zu behalten, umsomehr, als ihr Wirth in derart armseligen Umständen sich befände.

Aber der brave Plein-d'Os schüttelte den Kopf.

„Nous verrons!“ sagte er. „Je me haierais moi-même, si je pourrais voir ces pauvres gaillards mourir de faim devant mes yeux, tandis que je porte le pain dans ma poche pour les sauver.“ (Wir werden sehen. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich diese armen Würmer vor meinen Augen Hungers sterben sehen könnte, während ich das Brot in meiner Tasche habe, um sie zu retten.)

Réveil-de-nuit suchte unterdessen Geld hervor und gab es der Frau mit dem Auftrage, für sie Alle Wein, Fleisch und Gemüse einzukaufen.

„Vergiß sie nick,“ rief er der hastig Davoneilenden noch nach, „daß die krank' Mann auk ein gut' Supp' davon bekomm'!“

Bald war die Frau zurückgekehrt und brachte das Verlangte. Nun ging es an's Kochen.

Réveil-de-nuit band sich zierlich das Schnupftuch vor, streckte die Aermel der Uniform auf und zeigte sich als Vatel II. in unsterblicher Glorie. Plein-d'Os rührte die Gemüse mit einer Energie durcheinander, als ob Leben und Tod des ganzen Bataillons davon abhinge. Die Andern gingen auf Razzia von Kochgeschirren aus, spalteten Holz, trugen Wasser herbei und leisteten andere Küchendienste mit einem Eifer, der bald seinen Lohn bringen sollte.

In kürzester Frist war das Essen fertig. Der schadhafte Tisch, dem ein Fuß fehlte, wurde vom Zimmermann gehörig appretirt, die Bank ebenfalls und bald saß ein fröhliches Völkchen um den Tisch herum und schmauste mit einem Appetite, den nur eine so edle Handlung geben kann.

„Sacre nom de Dieu!“ rief Réveil-de-nuit aus, als er den ersten Löffel Suppe in den Mund steckte. „In der Supp' is viel — viel — Sommer!“ (Sie ist sehr heiß, wollte er sagen.)

Während des Essens war dies die einzige Phrase, die gehört wurde, und sie hat sich als Redensart bis auf den heutigen Tag erhalten.

Nach beendigtem Mahle beschlossen die Grenadiere sich nach einem anderen Quartiere umzusehen.

„Faites comme vous voulez!“ sagte Réveil-de-nuit zu ihnen. „Moi, je reste.“ (Macht, was Ihr wollt. Ich bleibe.)

„Moi aussi!“ antwortete Plein-d'Os. „Il me semble que voici la place pour mes bonnes idées.“ (Ich auch. Mir scheint hier der geeignete Platz für meine guten Ideen zu sein.)

Réveil-de-nuit wandte sich an die arme Frau und sagte: „Meine Camerades will fort. Ik bleib' und der da bleib' auk. Unser Kass' is nok voll und der bon Dieu ab uns hergebrak', weil ihr arm' Mann uns kann brauk.“

Diese Beiden blieben also, die Andern verabschiedeten sich und gingen.

Die zurückgebliebenen edlen Grenadiere richteten sich nun wohnlich ein und trugen täglich die Kosten der Haushaltung, welche bei dem Umstande, als die Hausfrau trefflich Wirthschaft zu halten verstand, sich auf ein Geringes beliefen. Auch halfen sie treulich bei der Arbeit.

Réveil-de-nuit beschäftigte sich sehr mit der Familie, wenn er gerade nicht den Koch machte. War die Frau an der Arbeit, so pflegte er einstweilen den kranken Mann, erzählte ihm Begebenheiten aus seinem thatenreichen Leben und es war daher kein Wunder, daß in kurzer Zeit, bei dieser guten Wartung, der kranke Zimmergeselle sich erholte und seinem Geschäfte nachgehen konnte.

Auch die Kinder wurden munter und guter Dinge, denn Plein-d'Os übernahm es gerne für deren Unterhaltung zu sorgen, indem er mit ihnen spielte, sie exerciren lehrte, auf seinen Knieen reiten ließ und es sogar gestattete, daß sie ihn an seinem riesenhaften Barte zupften. Besonders Sophie, das älteste sechsjährige Mädchen, fand viel Behagen an dem treuherzigen Inhaber der frappanten Ideen, mit dem Weißbrote nämlich, und benützte stets die Gelegenheit, wenn sein behaarter Mund sie küssen wollte, sich ein „Kreuzerl" zu verschaffen, denn nur zu diesem Preise gestattete sie dem Knochenmanne diese Gunst.

„Tu me fait payer bien cher mes bonnes idées!" (Du lassest mir meine guten Ideen hübsch theuer bezahlen!) rief er dann gewöhnlich lachend aus und bezahlte den Tribut.

Die Grenadiere waren schon ganz in der Familie eingebürgert, als der Friede zu Ungarisch-Altenburg am 16. August unterzeichnet wurde. Am 14. Oktober geschah es zu Wien, und am 20. November verließen die Franzosen die Stadt, wie wir noch weiter hören werden.

Auch Réveil-de-nuit und Plein-d'Os mußten ihrem Adler folgen.

Schluchzend umarmten sich Alle zum Abschiede. Die Grenadiere drangen dem Hauswirthe den größten Theil ihrer Baarschaft auf, welche dieser unter der Bedingung annahm, sie ihnen, sobald er es im Stande sei oder bei einer etwa zu hoffenden Rückkehr wieder zu erstatten.

Nach langem stummen Scheidegruße, rief endlich Réveil-de-nuit muthig: „Allons, allons! Courage! Wir seh' uns wieder, wenn nit hier, aber dort oben. Adieu, mes amis, adieu!"

„Tausend Glück! Tausend Segen! Gott erhalte Euch!" so rief es den herzigen Soldaten nach, und als sie um die Gassenecke verschwanden, hielt noch die Mutter das kleine Sophiechen, Plein-d'Os Liebling, hoch auf den Armen, damit sie ihnen nachsehen und die letzten Küsse nachsenden möge.

Was später aus den Grenadieren geworden, war für die an ihrem Geschicke Theilnehmenden nicht zu erfahren. Man dachte, es habe sie das unerbittliche Fatum mit andern Heroen in die elyseischen Felder eingeführt, wo es keinen Feind mehr gibt, wo ewiger Friede und Eintracht herrschen, und wo Gott ihnen vergolten hat für so viele Güte und Liebe im Feindeslande.

Den Wienern blieb aber ihr Andenken erhalten, denn das Haus, in welchem die erzählte Begebenheit stattgefunden, führt seitdem bis heute noch den Schild: „Zu den zwei Grenadieren." (Es wird am geeigneten Platze nochmals von denselben die Rede sein.)

Eine der ersten Maßregeln der Franzosen war dieses Mal die Beschlagnahme sämmtlicher öffentlichen Kassen. In der städtischen Oberkammeramtskasse befanden sich vier Millionen in Bankozetteln und 500.000 Gulden Baargeld, noch schmerzlicher aber war der Verlust von fünf Millionen in Gold und Silber, welche der Kriegskasse gehörig, in Wien zurückgelassen worden waren.

Im Allgemeinen wurden dieses Mal viel strengere Anordnungen getroffen, wie im Jahre 1805. Schon am 14. Mai erschien eine Aufforderung zur Waffenabgabe und ein drakonisches Edikt gegen die Landwehr, welches dieselbe für aufgelöst erklärte und allen Wehrmännern, welche binnen vierzehn Tagen in die Heimat einrücken, zwar Generalpardon zusicherte, die Uebrigen im Betretungsfalle mit den Waffen in der Hand mit dem Tode bedrohte, über die nicht rückkehrenden Offiziere aber Vermögensconfiscation und Einäscherung ihres Realbesitzes verhing.

So hart übrigens auch dieser in seiner Gänze unausführbare Erlaß erscheinen mag, so ist er nach dem stricten Kriegsbrauch erklärlich. Der Versuch einer Vertheidigung von Wien, die Nähe der österreichischen Armee und seine bitteren Erfahrungen über den Volkskrieg in Spanien und Italien machten Napoleon vorsichtig. Es ist immer und überall die schlimme Seite eines solchen Volkskrieges, daß man ihn zum Theil außer dem gewöhnlichen Kriegsrecht stehend ansieht und seine Theilnehmer nicht als Soldaten gelten lassen will.

Am 20. Mai erschien die seit einer Woche verstummt gebliebene „Wiener Zeitung" unter französischer Redaction wieder und gab gleich im ersten Blatte folgendes Pröbchen von Bescheidenheit von sich: „Die Siege Napoleon's des Großen sind nicht nur die Wunder und der Stolz des Jahrhunderts, sie sind auch das Glück und die Wohlfahrt der Nationen."

Man mag sich denken, wie die von Einquartierung und Requisition bedrückten Wiener über dieses „Glück" dachten und wie hoch sie diese „Wohlfahrt" anschlugen.

Nach mehreren Revuen, welche Napoleon auf der Schmelz abhielt, begann am 18. Mai der Uebergang auf die Insel Lobau (Bild Seite 176) und der Brückenschlag, — Anzeichen einer nahenden Entscheidung, durch welche die Bevölkerung nicht in geringe Aufregung versetzt wurde.

„Während Wien diese Lasten, so gut es anging, ertrug," berichtet der Augenzeuge aus jener Zeit, „schlug Bertrand über die reißend von Schmelzwassern wachsende Donau seine dreifachen Brücken, gegen welche der auf dem linken Ufer anrückende Erzherzog Stein- und Feuerschiffe laufen ließ, welche die mittelmäßige Arbeit dreimal sprengten. Wer so glücklich war, einen französischen Begleiter zu erhaschen, genoß diese interessanten Schauspiele des Krieges, bis eine Beamtensfrau sammt ihrem feindlichen Anbeter in die Hände einer übersetzenden Patrouille der Kaiserlichen fiel. Da sperrte Andreossy durch Kavalleriepikets alle Ausgänge nach dem Strom.

Als Napoleon seine Hauptarmee auf einem Inselchen zwischen zwei Armen eines tückischen Stromes aufhäufte, in einer Jahreszeit, wo das ungemessene Element gewohnt ist, aller menschlichen Gewalt zu spotten, schüttelten die Franzosen die Köpfe. Das Gelingen des eben so gewagten als genialen Unternehmens hing allerdings von mehrerlei kleinen Zufälligkeiten ab. Nichtsdestominder haben die französischen Kriegsgelehrten recht, wenn sie den Donau-Uebergang über die Lobau für eines der größten Meisterstücke ihres militärischen Classikers ausgeben.*)

Die Kühnheit — freilich auch der Leichtsinn des Planes stellt sich nur dann deutlich dar, wenn man das Terrain eingesehen und die Erfahrung gemacht hat, wie weit die technischen Hilfsmittel des Heerwesens selbst bei den Franzosen damals gegen ihre jetzige Ausbildung zurück waren. Das Schlagen der Pontonsbrücken über die beiden kleineren Arme machte keine Schwierigkeit; aber dem reißend angeschwollenen und sechs Klafter tiefen Hauptstrom für den gleichzeitigen Uebergang einer Armee von 80.000 Mann, 20.000 Pferden, 200 Geschützen und doppelt so viel anderen Kriegswagen an drei Stellen eben so viele Straßen aufzuzwingen, — schon als Gedanke kolossal — ward durch die Ausführung zum Wunderwerke, aber zu einem jener Wunderwerke, wie sie der alte asiatische Geist massenhaft zu Stande brachte. Das lag überhaupt in Napoleon's Charakter, der weniger das Römische als das Altpersische an sich hatte. Als die Brücken, dieses Pivot, um welches sich der Feldzug drehte, endlich fertig waren und hielten, verkündigte auch das Bulletin: „Die Donau ist gebändigt!" Cäsar und Germanicus würden sich einfacher ausgedrückt haben, — Xerxes dagegen ließ bei

*) Hier ist die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß anerkannte militärische Autoritäten — und darunter auch Franzosen — in diesem Uebergang nur ein Wagniß sehen, das aus Unterschätzung des Gegners entsprang, und man überhaupt nach 1806 ein Niedergehen des militärischen Genies Napoleon's erkennen will, das sich erst im französischen Feldzug von 1814 wieder trotz des schließlichen Ausgangs in seinem vollen Glanze bewies.

ähnlicher Gelegenheit den Hellespont peitschen, um ihn zu „bändigen". An der Seite eines Gönners hatte ich Gelegenheit, den größten Theil der Arbeiten zu betrachten, welche ganz mit jener wilden, aber kräftigen Einfalt durchgeführt wurden, wie sie nur von den Augenzeugen der Kriegszüge der alten Welt geschildert werden.

Das Requisitionssystem konnte hier einmal den Mund recht voll nehmen: an zweihundert große Schiffe und was von Ankern, Mühlsteinen, Seilen, Ketten, Klammern weit und breit aufzutreiben, was in und um Wien an Balken, Pfosten, Latten, Brettern, Nägeln, Werkzeugen, Leitern und Laternen vorräthig war, endlich Rammen zum Pfahlschlagen, Zimmerleute, Schmiede, Alles bot die Residenz im Ueberflusse dar, sonst würden die Brücken heute noch nicht fertig geworden sein Der Hauptunverstand der Arbeit war der, daß man den Bau nicht im Bogen convex gegen die Strömung, sondern gerade querüber legte, weshalb die Construktion keine Spannung erhielt und die Anker und Gewichte Alles tragen mußten, daher hielten sie früher nicht, verschoben sich und rissen wiederholt unter den Händen. Dieser Umstand veranlaßte eine Maßregel, welche ohne diesen ernsten Zweck hätte lächerlich erscheinen müssen. Im kaiserlichen Zeughaus befanden sich, wie jetzt, so damals, zwei ungeheure Ketten, eine stärkere und eine etwas schwächere; Werke der Osmanen aus Soliman's Zeit, mehr braucht man nicht zu sagen, um einen Begriff von der Wucht dieser Kriegswerkzeuge zu geben, deren sich die Türken einst zum Sperren der Donau hatten bedienen wollen, die jedoch beim Gebrauch in's Wasser gefallen, nach Abzug des Feindes herausgeholt, zerstückt in's Arsenal gebracht, zusammengeschweißt und als Trophäen in Festons rings um den inneren Hofraum aufgehangen worden waren. Weiß Gott, wer feindlicherseits nun von der unvollständigen Notiz: „Die Türken haben wirklich mit diesen Ketten die Donau gesperrt" verführt, auf den märchenhaften Einfall gerieth, diese unbehülfliche, ihre Kraft durch die eigene Schwere vernichtende Masse zur Befestigung der Schiffsbrücken anzuwenden. Genug — die Ketten wurden abgenommen, zerstückt hinausgeschafft, wieder zusammengeschweißt und nun mit unsäglicher Mühe auf Schiffen über den Strom gelegt und an den Pfahlwerken befestigt, dabei riß die größere und fiel auch dieses Mal in das Wasser. Die kleinere hielt endlich — aber sicherlich die Brücken nicht. Nach Abzug der Franzosen ward diese unschuldige Donaufessel abermals von den Kaiserlichen aufgefischt, zerstückt, abermals zusammengeschweißt und an ihre frühere Stelle gehangen.*)

Von Nußdorf aus, diesem ob seiner Solokrebse und trefflichen Karpfen berühmten, damals noch vorzugsweise besuchten Lustorte, ließ sich das Wunderwerk mit Operngucken aus der Ferne besehen; wie diese Gelegenheit benützt wurde, läßt sich denken. Der süße Müßiggang, das beschauliche Treiben ward schon wieder sichtbar, trotz der furchtbaren Schläge, wozu man die Vorkehrungen so nahe vor Augen hatte."

Es fehlte übrigens an allerlei Aufregungen nicht und die Mißstimmung der Bevölkerung machte sich oft in bedenklicher Weise Luft. Kurz vor der Schlacht bei Aspern ging bei Nußdorf eine Abtheilung der Landwehr über die Donau (der Schild eines Gasthauses erinnert noch jetzt an dieses Ereigniß), es kam zu einem Gefecht, wobei beiderseits einige Gefangene gemacht wurden. Als jene der Franzosen durch den Vorstadtbezirk Lichtenthal (heute zum Alsergrund gehörig) geführt wurden, rotteten sich die Leute zusammen, es kam zu Thätlichkeiten, und alberner Weise wurde sogar aus einem Hause geschossen. Nur der Rücksichtnahme, die

*) In allerjüngster Zeit brachte die „Kölnische Zeitung" eine kurze Zusammenstellung von Kunstschätzen, historischen und literarischen Denkwürdigkeiten aller Art, die in den französischen Kriegen erbeutet, von Frankreich, entgegen den Bestimmungen des Wiener Vertrages von 1815, zurückbehalten wurden, und darunter findet sich auch die Kette (wohl nur ein Theil derselben) erwähnt, mit welcher die Wiener während der türkischen Belagerung die Donau sperrten. Dieselbe wird im Artillerie-Museum zu Paris (neben der Kirche des heiligen Thomas von Aquino) aufbewahrt.

Andreossy bewies, war es zu danken, daß der Vorfall keine ernsten Folgen nach sich zog. Im Allgemeinen hielt das Gouvernement späterhin unter den eigenen Truppen strenge auf Manneszucht, bestimmte die gerade nicht übermäßigen Forderungen der Soldaten gegen die Quartiergeber und schritt strenge gegen Uebelthäter und Maraudeure ein.

So kamen die Tage von Aspern heran, für die Bevölkerung von Wien voll peinlicher Erwartung und Aufregung. Von den Thürmen und allen Anhöhen verfolgte man den Gang der Schlacht, die im Falle einer völligen Niederlage durch die entfesselte Wuth der Besiegten die Stadt mit neuen Schrecken bedrohte.

An jenem Tage fand diesbezüglich eine Scene statt, die den thatsächlichen Beweis liefern sollte, daß Kunst und Natur, obgleich Milchschwestern der Ewigkeit,

Schönbrunn, Hauptquartier Napoleon's 1805 und 1809. (Seite 152.)

sich, wie überhaupt Geschwister, in zeitlicher Beziehung nicht immer ganz gut mit einander vertragen.

Der Wiener Maler Johann Höchle (geb. 1790), sehr geschickt als Schlachtenmaler und daher besonders leidenschaftlich für realistische Auffassung und Darstellung kriegerischer Gebilde eingenommen, hatte sich mit seinem Apparate und versehen mit einem guten Fernrohre auf den Weg nach Heiligenstadt gemacht, um von einer Anhöhe daselbst den Beginn und wo möglich auch den Verlauf und Ausgang der Schlacht bei Aspern nach der Natur aufzunehmen.

Höchle hatte noch keine Schlacht gesehen, und glühend für Darstellung von Kriegsscenen, berücksichtigte er nicht im mindesten die obwaltenden Umstände und möglichen Gefahren bei diesem von ihm beschlossenen Unternehmen. Ein guter Platz fand sich, das Wetter war günstig und der wackere Künstler, nachdem er eine Weile sein Frauenhofer'sches Fernglas benützt hatte, begann nun ruhig zu skizziren. Wer war in diesem Augenblicke glücklicher als er?

Er mochte etwa ein halbes Stündchen gearbeitet haben, als er plötzlich eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte und dadurch aufgescheucht, emporblickte.

Mr. Bonner's horses are not trained for speed, but for endurance. They are not driven to a sulky, but to a wagon, and are not required to make a mile in two minutes and a half, but to travel a hundred miles in a day. Mr. Bonner's favorite horse is Dexter, who has trotted a mile in two minutes and seventeen seconds, and who has made a hundred miles in a day. Dexter is a dark bay horse, with a white star on his forehead, and is fifteen hands high. He is a handsome horse, and is very gentle. He is driven by Mr. Bonner's son, who is a boy of about fifteen years of age. The boy is a good driver, and is very fond of horses. He is also very fond of his father, and is very proud of him. He is a boy of good character, and is very much liked by all who know him.

Mr. Bonner's horses are not trained for speed, but for endurance. They are not driven to a sulky, but to a wagon, and are not required to make a mile in two minutes and a half, but to travel a hundred miles in a day. Mr. Bonner's favorite horse is Dexter, who has trotted a mile in two minutes and seventeen seconds, and who has made a hundred miles in a day. Dexter is a dark bay horse, with a white star on his forehead, and is fifteen hands high. He is a handsome horse, and is very gentle. He is driven by Mr. Bonner's son, who is a boy of about fifteen years of age. The boy is a good driver, and is very fond of horses. He is also very fond of his father, and is very proud of him. He is a boy of good character, and is very much liked by all who know him.

nur nicht, sondern gewann ihm auch die Sympathie des Offiziers, wie aus der Antwort desselben hervorging.

„Mein Herr," entgegnete dieser, indem er die drei Mann wieder zurücktreten ließ, „ich, was mich betrifft, bezweifle die Wahrheit ihrer Aussage nicht im Mindesten und ich würde Sie auch unbehindert sich selbst überlassen, wenn dies der Stand der Dinge von heute gestattete. So muß ich Sie denn ersuchen, uns zu folgen, und zwar sogleich, wohin Sie geführt zu werden wünschen. Treten Sie in die Mitte der Truppen!"

Höchle verneigte sich schweigend, nahm seine Sachen an sich und that, wie ihm geheißen worden. So wurde er nach der Stadt eskortirt. Auf der Commandantur angelangt, wiederholte er seine Aussage. Man schickte nach seinem Vater, nach dem Kunsthändler Eder, nach Anton Gräffer (Sohn des Buchhändlers August und bei Artaria im Geschäfte stehend), welch' Letzteren er als seinen intimen Freund namhaft machte, und durch diese Zeugen stellte sich die Wahrheit seiner Angabe heraus.

Höchle wird mit der Warnung entlassen, seinen unüberlegten Kunsteifer auf eine andere Zeit zu versparen. Man ließ ihm sogar seine Zeichnung. Diese geistvolle Skizze existirt noch heute; selbe ging aus Anton Gräffer's Besitz in den des Schreibers dieser Zeilen und dann in die Hände eines Kunstfreundes über. Auf der Rückseite des Blattes steht, von Höchle selbst geschrieben: „La bataille d'Aspern. La soirée du 20. Mai. Les Français avancent, les Autrichiens se repoussent." (Die Schlacht bei Aspern. Abends 20. Mai. Die Franzosen dringen vor, die Oesterreicher ziehen sich schlagend zurück.)

„Nun erschien der 23. Mai, wo das Thermometer des Tumults und Drangsals den Siedepunkt erreichte. Alle Last-, Wirth- und Miethswagen, alle Fiaker mußten hinaus, die Tausende von Verstümmelten hereinzuschaffen, und das Publicum erhielt den schrecklichen Nachgeschmack der mörderischen Schlacht, deren bedenkliche Folgen die Franzosen mit sichtbarer Unruhe erfüllten. Auf einem Leiterwagen brachte man den Marschall Johann Lannes mit zerschmetterten Beinen, in Mäntel gehüllt, das todtenbleiche Haupt im Schoß des Chirurgen, ihm zu Füßen der Adjutant, an den Seiten des Fahrzeuges ritten Offiziere seines Stabes und Gendarmes d'Elite: — ein unvergeßliches Bild für die Augenzeugen. Drei Tage und Nächte unausgesetzt währte diese blutige Spazierfahrt und häufte die Opfer an in den öffentlichen Gebäuden, Klöstern, verlassenen Kanzleien, in der Reitschule und den Redoutensälen, — welch' ein Abstich zwischen Feldspital und Maskenball!

Jetzt ging dem Wiener das warme Gemüth warm auf und ihr Aeußerstes that die Barmherzigkeit. Alte und neue Wäsche wurde gesteuert, zu Verband zerschnitten, zu Charpie zerzupft, Betten unter dem Leibe weggegeben an die Leidenden, Freund und Feind ohne Unterschied liebreich gepflegt und sich mehr auferlegt, als gefordert wurde."

Wenn auch dieses Benehmen der Bevölkerung von den Franzosen anerkannt wurde und in Anschlägen an den Ecken Danksagungen von einzelnen Offizieren erschienen, auch das Gouvernement öffentlich seine Anerkennung aussprach, so war doch durch die nicht zu verhüllende Niederlage das Verhältniß der Besiegten zu ihren Wirthen, die ihre Befriedigung nicht immer ganz unterdrücken konnten, noch peinlicher geworden. Wiederholt kam es zu Zusammenstößen, die nicht immer glatt abliefen, aus Besorgniß vor Tumulten wurde die Frohnleichnamsprozession unterlassen und in jeder Hinsicht machte sich eine größere Strenge fühlbar.

Acht Tage nach der Schlacht bei Aspern, in welcher die von ihm komponirte herrliche Volkshymne die österreichischen Truppen begeistert hatte, starb am 31. Mai Josef Haydn, — der Meister im Reiche der Töne. An seinem Leichenbegängniß nahmen viele Franzosen Theil.

Haydn hatte in der Zwischenzeit großes Herzleid zu überwinden gehabt und es war ihm die Beruhigung seiner selbst nur durch sein unverbrüchliches Ver-

trauen auf eine allwaltende, allausgleichende Vorsehung möglich gemacht. Sein Herz litt bei der Vorstellung alles dessen, was die französische Besetzung für seine lieben Landsleute Trauriges und Schreckliches nach sich ziehen mußte, und sein Schmerz, hervorgerufen durch echte Menschenfreundlichkeit und wahre Vaterlandsliebe, war um so tiefer, als es beiweitem weniger seine eigene Existenz als die von Hunderttausenden, ja Millionen seiner Mitmenschen betraf. Denn wie alt und hinfällig der edle Mann auch bereits war, Furcht kannte er nicht, wie Furcht überhaupt ganz unvereinbar mit wahrer Religiösität; für sich selbst besorgte er nichts, aber Alles für Wien, Oesterreich und seinen Kaiser.

Die Aerzte hatten ihm in letzterer Zeit das Clavierspielen, als zu aufregend für seine geschwächten Nerven, streng untersagt und ihn dadurch gleichsam aus seinem Paradiese verbannt; nur Eins ließ er sich nicht verbieten, nicht nehmen: das Spielen der von ihm komponirten herrlichen Volkshymne „Gott erhalte"! Damit vervollständigte der fromme, patriotische, große Tondichter sein tägliches Morgen- und Abendgebet.

Dies hatte er auch am frühen Morgen des 10. Mai gethan, während die ersten Kanonenschüsse von den Basteien gegen die aus den Vorstädten Mariahilf und Gumpendorf nach dem Glacis vorrückenden französischen Truppen abgefeuert wurden. Der Donner dieser Geschütze, gleichzeitig mit dem der Franzosen an seiner Behausung so nahen Mariahilfer Linie, so wie das stürmische Jagen der feindlichen Cavalerie durch die Stein- (heute Haydn-) Gasse selbst, hatte unter den Einwohnern Schrecken und Verwirrung verbreitet.

Haydn spielte eben die Volkshymne, als das Haus plötzlich von einem Kanonenschusse erbebte und erdröhnte. Im nächsten Augenblicke kamen, von seinem muthigen Factotum Elsler vergeblich zurückgehalten, die Hausleute in seine Stube gestürzt, weinend, händeringend, trostlos jammernd. Körperlich matt, aber geistig stark, erhob sich Haydn vom Instrumente:

„Kinder!" rief er aus, „fürchtet Euch nicht, wo ich bin, kann Euch kein Unglück treffen."

Kaum aber hatte er diese, seiner innersten Ueberzeugung entkommenen Worte gesprochen, als die Hausthorglocke, heftig angezogen, ertönte. Neues Entsetzen ergriff seine Leute und die Weiber jammerten verzweiflungsvoll: „Sie kommen! Sie sind da, um zu plündern, zu brennen, zu morden!"

Nicht erschreckt, aber doch überrascht, stützte sich Haydn auf seinen, nun gleichfalls verlegenen Elsler und schreitet so, nicht ohne große Anstrengung, während das Läuten sich noch heftiger wiederholt, in das anstoßende größere Gemach, dessen Fenster gerade über dem Thore, öffnet dieses und blickt hinab.

An dem Thore halten drei französische Soldaten — ein Offizier und zwei Gemeine. Haydn ruft hinab, daß sogleich geöffnet werden solle, zieht sich vom Fenster zurück und befiehlt Elsler, das Thor augenblicklich aufzuschließen. Letzterer gehorcht, während sein Herr die zaghaften Insassen so gut wie möglich zu beruhigen sucht. Wenige Minuten später öffnet sich die Thüre und vor Haydn steht der französische Offizier.

„Mein Herr," fragt derselbe in ernst gehaltenem Ton des Dienstes, „sind Sie der Komponist Josef Haydn?"

„Ja — ich bin es", sagt der Greis, nicht wenig verwundert über diese Anrede. „Doch womit konnte ich Ihren Souverän beleidigen und was ist der Zweck dieser im jetzigen Augenblicke wenig erfreulichen Visite?"

„Mein Herr, fürchten Sie nichts", entgegnete der Offizier. „Der Kaiser, weit entfernt, sich über Sie zu beklagen, hat mir im Gegentheil den Befehl zukommen lassen, zunächst eine Sauvegarde (Schutzwache) vor das Haus des Künstlers zu stellen, dessen Genie er bewundert, und derart über ihn zu wachen, daß seine Person mit allen Angehörigen unangefochten bleibe."

Das Auge des Greises belebte sich bei dieser außerordentlichen Kundgebung durch einen Strahl der reinsten Freude. Dieser Akt Napoleon's erschien ihm

als die höchste Auszeichnung, die ihm jemals zu Theil geworden. Zitternd vor innerer Bewegung, richtete er einige Worte des Dankes an den Offizier, der nun, nachdem er seiner Ordre nachgekommen, sich von Haydn in ehrerbietigster und zugleich freundlichster Weise empfahl.

„Hab' ich's Euch nicht gesagt," sprach dieser nun zu seinen staunenden Hausleuten, „daß Ihr nichts zu befürchten habt, so lang ich bei Euch bin? Eine Schildwache stellt der französische Kaiser vor mein Haus, um mich und Euch und all unser Hab' und Gut vor jeder Gefahr zu schützen."

Als Haydn gestorben war, begleitete eine Ehrenkompagnie französischer Grenadiere seine Leiche zum Grabe auf dem Hundsthurmer Friedhof. (Wir werden noch auf dieses Grab zurückkommen.)

Am 1. Juni erschien eine neuerliche Aufforderung zur Waffenlieferung, am 4. wurde den Banquiers von der Regierungskommission eine Vorschußleistung von drei Millionen, am 7. dem bürgerlichen Handelsstand und den Zünften eine gleiche Summe auferlegt, um die Stadt bei der Schwierigkeit der Zufuhr verpflegen zu können.

Aus geringfügiger Ursache kam es am 9. Juni zu einem bedauerlichen Auftritt. Angelockt durch die Koketterie einiger Ballerinen, wollte ein französischer Offizier auf die Bühne des Kärntnerthor-Theaters dringen, welche vom Stadtcommando für alle nicht dem Theater Angehörigen strengstens verpönt war. Der Offizier wollte sich den Eintritt mit Gewalt erzwingen, brauchte gegen die bürgerlichen Grenadiere seinen Säbel, es eilten die Theaterwache, aber auch französische Soldaten herbei, das Volk nahm gleichfalls Partei und es entstand ein förmliches Handgemenge, das nur mit Mühe durch die Bürger-Cavalerie unter dem umsichtigen Commando des Oberlieutenants Ludwig Jolsdorf gedämpft wurde. Das Gouvernement anerkannte die correcte Haltung der Bürgerwache, den Damen des Theaters aber wurde bei strenger Strafe verboten, sich bei den Fenstern blicken zu lassen.

Glimpflicher lief ein anderer Vorfall ab, der dem Takt und Ehrgefühl der französischen Offiziere alle Ehre machte. Beim Abzug des Erzherzogs Maximilian waren einzelne Offiziere zurückgeblieben, die sich, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen, als Civilpersonen in Wien aufhielten. Einem am Graben, vor dem Trattnerhofe promenirenden französischen Offizier fiel ein junger Mann wegen seines stattlichen Aeußern auf und er betrachtete ihn aufmerksam. „Lassen Sie den Menschen nicht entkommen, es ist ein verkleideter österreichischer Offizier!" flüsterte ihm eine Frauensperson zu. Der Franzose, entrüstet über die Zumuthung, den Häscher zu machen und, wie der Anschein zeigte, einer persönlichen Rache zu dienen, gab der Verrätherin eine tüchtige Ohrfeige. Natürlich erregte dies bei der herrschenden Stimmung Entrüstung, man umringte drohend den Franzosen, der jedoch nur den Grund seines auffälligen Benehmens zu erklären brauchte, um von den Bedrängern mit rauschendem Beifall überschüttet zu werden. Die Wiener nannten auch von da an den Platz vor dem Trattnerhofe: „Bei der edlen Ohrfeige".

Am 24. Juni fand die erste standrechtliche Execution an einem Wiener Bürger statt. Bei Transportirung von österreichischen Gefangenen kam es, wie öfters, am Tag vorher am Spittelberg zu einem Tumult und im Verlauf desselben zu einem Konflikt zwischen dem Offizier des Bürgermilitärs, Tischlermeister Peter Thell und einem französischen Offizier. Der Letztere zückte den Säbel und Thell war so unklug, ihm denselben zu entwinden, über dem Knie zu zerbrechen und ihm die Stücke vor die Füße zu werfen. Es erfolgte seine Verhaftung und standrechtliche Behandlung — er ward wie sein Schicksalsgenosse Jakob Eschenbacher (auch Oeschenbacher, nicht Eschenbach, wie es stets unrichtig heißt) am Jesuitenhof erschossen.

Der Letztere, ein geachteter Bürger und Sattlermeister, hatte von den im Stadtgraben liegenden Geschützen zwei Kanonenröhre, angeblich um sie nicht dem

Feinde in die Hände fallen zu lassen, in den Garten seines Hauses auf der Wieden (Favoritenstraße Nr. 9, alt 315, damals Nr. 99) geschafft und vergraben, und auch trotz der wiederholten Aufforderungen verborgen gehalten und nicht abgeliefert. Durch einen niederträchtigen Denuncianten unter seinen eigenen Leuten kam das an's Tageslicht, was der Feind als Schuld ansehen mußte, und den armen Eschenbacher traf das Schicksal, als warnendes Exempel für die immer schwieriger werdende Stimmung der Bevölkerung dienen zu müssen.

Noch an demselben Abend wurde das nachstehende Urtheil über Eschenbacher und seine drei Gehilfen bei jener schwer verpönten That in deutscher und französischer Sprache gedruckt, publicirt. Da dieses Dokument bereits ein höchst seltenes geworden und davon kaum mehr als ein Exemplar in Wien befindlich sein dürfte, theilen wir es hier wörtlich mit:

Urtheil

der auf Verordnung Sr. kaiserl. königl. Majestät versammelten Militär-Commission vom 24. Junius 1809.

Im Namen des Kaisers und Königs.

Napoleon von Gottes Gnaden und der Staatsverfassung Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protektor des rheinischen Bundes, allen Gegenwärtigen, welche die Urkunde lesen, und jenen, die sie künftig lesen werden, unseren Gruß.

Heute den 25. Junius 1809 hat sich die Militär-Commission in Folge der oben angeführten Verordnung, und in Gemäßheit des Gesetzes vom 13. Brumaire vom Jahr 5 versammelt, nämlich die Herrn, Herrn:

v. Passinger, Adjutant-Commandant, Offizier der Ehrenlegion und Ritter des königlich baierischen Maximilian Josephs-Militärordens, als Präsident.

Charlot, Escadrons-Chef der kaiserlichen Gendarmerie, Mitglied der Ehrenlegion, als erster Beisitzer.

Collet, Platz-Adjutant und adjungirter Hauptmann, als zweiter Beisitzer.

Verbre, Lieutenant des 76. Regiments, als dritter Beisitzer.

Besni, Lieutenant des 39. Linien-Infanterie-Regiments, als vierter Beisitzer.

Jennin, Lieutenant des nämlichen Regiments, als fünfter Beisitzer.

Erzbischoff, Lieutenant des nämlichen Regiments, als sechster Beisitzer.

Robiquet, Hauptmann des nämlichen Regiments, als Referent und Commissär des Gouvernements; sämmtlich benannt von Sr. Exzellenz dem Herrn General-Gouverneur. Ferner: Fleuret als Aktuar, benannt von dem Herrn Referenten.

Alle diese sind nach der Vorschrift des 7. und 8. Artikels des oben angeführten Gesetzes weder untereinander noch mit den Inquisiten verwandt oder verschwägert in den durch die Konstitution verbotenen Graden.

Diese Commission hat sich versammelt in dem Hause des Herrn Platz-Commandanten, um Gericht zu halten über den Sattlermeister Eschenbach, gebürtig von Ueberlingen am Bodensee, 60 Jahre alt, 5 Schuh 5 Zoll hoch, mit braunen Haaren und Augenbrauen, mager, mit gewöhnlicher Nase, mittlerem Munde, und rundem Kinn.

Johann Purkhard, ein Sattler, gebürtig von Stettin aus Preußen, 29 Jahre alt, 5 Schuh 7 Zoll hoch, mit braunen Haaren und Augenbrauen, rundem Kinn.

Johann Holzapfel, ein Schlosser, gebürtig von Hessen-Kassel, 28 Jahre alt, 5 Schuh 7 Zoll hoch, mit schwarzen Haaren und Augenbrauen, grauen Augen, rundem Gesichte, einer gebogenen Nase, gespaltetem Kinn, mittlerem Munde.

Lukas Kopp, ein Sattler, von Salzburg gebürtig, 22 Jahre alt, 5 Schuh 6 Zoll hoch, mit schwarzen Haaren und Augenbrauen, rundem Gesichte, aufgestülpter Nase, mittlerem Munde, rundem Kinn.

Der erste war beschuldigt, drei Kanonen auf seinem eigenen Grunde versteckt, die drei übrigen, an diesem Verbrechen Theil genommen zu haben.

Bei Eröffnung der Sitzung wurden auf Befehl des Herrn Präsidenten beigebracht und auf den Gerichtstisch gelegt: 1. Die Kundmachung des Magistrates der Stadt Wien vom 14. Mai d. J.; 2. eine Erläuterung vom nämlichen Tage; 3. eine Kundmachung vom 16. des nämlichen Monats; 4. eine Kundmachung vom 3. Junius d. J., alle in Beziehung auf das Verbot, Waffen und Kriegsmunition jeder Gattung bei sich zu behalten, und dem Befehl, sie binnen 24 Stunden vom Tage der Kundmachung bei Vermeidung der strengsten Bestrafung in die Zeughäuser zu bringen und zu übergeben, unter welchen die Kundmachung vom 14. Mai die Todesstrafe gegen die Uebertreter dieser Verordnungen festsetzt. Diese wurden uns in deutscher Sprache vorgelegt, sowie sie von den höheren Behörden, auf Befehl des Herrn General-Gouverneurs der Provinz, bekannt gemacht worden sind.

Nach geschehener Ablesung dieser Urkunden hat der Herr Präsident der Wache befohlen, den vorzüglich Beschuldigten kommen zu lassen, welcher auch frei und ohne Ketten in die Commission geführt wurde, in Begleitung des Johann Graf, eines Einwohners von Wien, und seines Schwiegersohnes, welchen er sich zu seinem ämtlichen Vertheidiger gewählt hatte, dann des Herrn Huraka, Polizei-Commissärs von Wien, als Dolmetsch, welcher erklärt hat, daß er mit dem Beschuldigten weder verwandt noch verschwägert sei.

Auf die Frage über seinen Namen, Vornamen, Alter, Gewerb, Geburts- und Wohnort antwortete er: „Ich heiße Jakob Eschenbach, bin Sattlermeister, 60 Jahre alt, zu Ueberlingen am Bodensee gebürtig, wohne in der Vorstadt Wieden zu Wien.

Nachdem man dem Beschuldigten den Thatbestand vorgehalten, und er hierüber durch den Herrn Präsidenten und den Dolmetscher mündlich befragt und vernommen worden, den Vortrag des Herrn Referenten und seine Schlußfolgerungen, und die Vertheidigung und die Behelfe des Beschuldigten sowohl von ihm, als seinem ämtlichen Vertreter (Vertheidiger) angehört waren, und diese sich erklärt hatten, nichts mehr beisetzen zu können, so fragte der Herr Präsident die Mitglieder der Commission, ob sie noch Bemerkungen zu machen hätten. Ueber ihre verneinende Antwort, und ehe man zur Abstimmung schritt, wurde dem Vertreter und dem Beschuldigten befohlen, abzutreten, und der Herr Präsident ließ den Johann Purkhard, Johann Holzapfel und Lukas Kopp vorkommen, welche frei, ohne Ketten und einzeln der Commission vorgeführt wurden.

Nachdem man den Thatbestand der ihnen zur Last gelegten Handlung bekannt gemacht und mit ihnen das Verhör vor dem Herrn Präsidenten und dem Dolmetsch mündlich vorgenommen, den Vortrag und die Schlußfolgerungen des Herrn Referenten, sowie die Vertheidigung und Behelfe der Beschuldigten angehört hatte und diese sich erklärten, nichts mehr beisetzen zu können, fragte der Präsident die Mitglieder der Commission, ob sie Bemerkungen zu machen hätten. Ueber ihre verneinende Antwort wurde den Beschuldigten, dem Aktuar und dem Assistenten abzutreten befohlen.

Die Berathschlagung begann bei geschlossenen Thüren, einzig in Gegenwart des Herrn Commissärs des Gouvernements.

Der Herr Präsident stellte folgende Fragen:

„Ist der Jakob Eschenbach, den man beschuldigte, eine Kanone zurückbehalten und in seinem Garten vergraben zu haben, ohne die in den wiederholten Kundmachungen vorgeschriebene Anzeige zu machen, dieser Handlung schuldig?"

Nach den, von den Beisitzern des letzten Ranges anzufangen, gesammelten Stimmen, und der von dem Herrn Präsidenten zuletzt abgegebenen Meinung erklärt die Commission einstimmig: Er ist schuldig.

„Ist der Johann Purkhard, Johann Holzapfel und Lukas Kopp, welche man anklagt, bei dem Verschleppen der drei Kanonen Mithülfe geleistet und sie auf den Grund des benannten Jakob Eschenbach gebracht zu haben, dieser Handlung schuldig?"

Nach den von den Beisitzern des letzten Ranges anzufangen gesammelten Stimmen und der von dem Herrn Präsidenten zuletzt abgegebenen Meinung erklärt die Commission nach der Mehrheit von sechs Stimmen gegen eine: Sie sind schuldig.

Sind sie mit derjenigen Strafe zu belegen, welche den Kundmachungen des Magistrates, und besonders jener vom 14. Mai 1809 angedrohet worden?

Nach den von Neuem durch den Herrn Präsidenten nach der angezeigten Form gesammelten Stimmen erklärt die Militär-Commission einstimmig: Nein.

Die Militär-Commission, nachdem sie einstimmig den Jakob Eschenbach schuldig befunden, hat wider ihn die Todesstrafe ausgesprochen in Gemäßheit der Kundmachung des Magistrates von Wien vom 14. Mai 1809, welche jeden Einwohner Wiens 24 Stunden zugestand, die in seinem Besitze befindlichen Waffen und Kriegsmunition anzuzeigen und in das Zeughaus zu tragen, mit der Bedrohung, in Ermangelung der in dem vorgeschriebenen Zeitraume abgeforderten Anzeige vor eine Militär-Commission gestellt und erschossen zu werden.

In Betrachtung aber, daß in diesen Kundmachungen jene, welche mitgewirkt, Waffen und Kriegsmunition anders wohin als in ihre eigene Besitzung zu vertragen und keine Anzeige davon gemacht hätten, keine Strafe bestimmt, hat die Commission befunden, daß diese Kundmachung nicht hinlänglich sei, um etwas über das Schicksal der übrigen Angeklagten zu verfügen; aber sie glaubte jedoch beschließen zu müssen, und ein vollständiges Beispiel zu geben, daß die Vorbenannten, Johann Burkhard, Johann Holzapfel und Lukas Kopp vorher auf den Richtplatz geführt werden, um der Vollstreckung des Urtheils gewärtig zu sein, von wo sie in das Gefängniß zurückgebracht, und dann sogleich aus dem von der Armee besetzten Bezirke durch die k. k. Gendarmerie weggebracht werden sollen.

Dem Herrn Hauptmann und Referenten wird aufgetragen, das gegenwärtige Urtheil sogleich dem Verurtheilten in Gegenwart der versammelten Wache vorzulesen und es seinem vollen Inhalte nach vollstrecken zu lassen.

Zugleich wird beschlossen, daß hierüber unverzüglich, wie durch den 39. Artikel des Gesetzes vom 13. Brumaire des Jahres 5 vorgezeichnet, von dem Herrn Präsidenten und dem Referenten eine Expedition an Se. Hoheit den Major-General Fürst von Neufchatel und Se. Exzellenz den General-Gouverneur von Wien und der Provinz Oesterreich befördert werden solle.

Geschlossen und gesprochen in ununterbrochener öffentlicher Sitzung zu Wien, am Tage, Monat und Jahr wie oben. Unterfertigt von den Mitgliedern der Commission mit dem Referenten und Aktuar, auf dem Concepte dieses Urtheils.

Die Commission verordnet, daß es in das Deutsche übersetzt, kundgemacht, und überall, wo es nöthig sein wird, angeschlagen werden soll.

Unterzeichnet auf dem Concepte:

Erzbischoff, Lieut.	Besni, Lieut.
Collet, Hauptm.	Verbre, Lieut.
de Passinger.	Charlot.
Jennin, Lieut.	P. Fleuret, Greffier.

Robiquet, Cap. Referent.

Unterzeichneter erkläre hiermit, daß ich das obige Urtheil dem Angeklagten abgelesen und dasselbe ist heute um $9^1/_4$ Uhr vollstreckt worden.

Wien, den 26. Junius 1809.

Robiquet, Hauptmann und Referent. P. Fleuret, Aktuar.

Bisher hatte das Gouvernement für rathsam befunden, dergleichen verfängliche Executionen Nachts oder am frühesten Morgen vornehmen zu lassen, diesmal sollte eine Ausnahme gemacht und vor den Augen einer, wie sich erwarten ließ, zahlreich versammelten Volksmenge das Martialgesetz vollstreckt werden. Unvorhergesehen sammelten sich eines Morgens in der Umgebung des als Stockhaus benützten Polizeigefängnisses (Sterngasse) Truppen an, Cavalerieposten besetzten die Zugänge,

Fig. 1.

Fig. 2.

Sir Robert Peel, Bart. M.P. Engraved by Thomas Lupton, from a Painting by Sir Thomas Lawrence, P.R.A.

Sir Robert Peel, Bart. M.P. Engraved by Thomas Lupton, from a Painting by Sir Thomas Lawrence, P.R.A.

Kartenexemplare lieber im Keller, wo sie verfaulten, als daß sie dieselben gegen hohen Preis dem Feinde ihres Vaterlandes verkauft hätten. Glücklicherweise blieben Beide unentdeckt.

Am Tage nach der Execution Eschenbacher's (27. Juni) erfloß eine Proklamation, in welcher der General-Gouverneur Andreossy deutsch und französisch den Wienern Folgendes zudonnerte:

„Bewohner Wiens!

Seit einigen Tagen hat ein Geist der Unruhe und der Unordnung das Volk auf Abwege geführt. Dieser aufrührerische Geist hat sich durch Zusammenrottungen geäußert. Oesterreichische Kriegsgefangene wurden auf dem Durchmarsche gewissermaßen mit Gewalt befreit; Kanonen, Waffen, Munition, Artilleriestücke werden noch immer verborgen gehalten. Beschimpfungen, Aufreizungen, thätliche Vergehungen — unvermeidliche Folgen treuloser Aufhetzungen und täuschender oder verbrecherischer Hoffnungen! — bedrohten die Ruhe der Stadt und die Sicherheit der gutgesinnten Bürger; diese Sicherheit, die man dem besonderen Schutze Seiner Majestät des Kaisers und Königs verdankt. Noch ist die Milde Seiner Majestät nicht ermüdet, aber eine längere Strafloſigkeit hätte traurige Folgen haben können; Höchstdieselben befahlen daher, jenen verwegenen Handlungen durch Beispiele der Strenge Einhalt zu thun. Zwei Schuldige wurden verurtheilt und haben ihre Strafe erlitten. Gerechte, aber strenge Maßregeln werden auch ferner die Kühnheit der Aufwiegler, wenn sie sich je zu zeigen wagen sollte, im Zaume halten; sie werden in gleichem Maße Diejenigen treffen, welche den bekannt gemachten Verordnungen nicht gehorchend, sich eines Verbrechens der öffentlichen Sicherheit schuldig machen würden.

Jeder Einwohner, welcher österreichische Kriegsgefangene in seinem Hause hat, muß sogleich darüber seine Erklärung eingeben.

Alle Waffen, Pulver, Munition, alle Artillerie, welche aus den österreichischen Zeughäusern herrühren, müssen ebenfalls angezeigt werden.

Drei Tage sind zur Befolgung dieses letzten Befehles bewilligt. Wenn dieser Zeitpunkt vorüber ist, werden alle Diejenigen, die diesem Befehle nicht Folge geleistet haben, verhaftet und nach der Strenge der Gesetze bestraft werden.

Bewohner Wiens! Euer eigenes Interesse muß euch antreiben, die treulosen Rathschläge der Aufwiegler zurückzuweisen. Sie sind es, die alle diejenigen Menschen in Bewegung setzen, die, weil sie nichts zu verlieren haben, mittelst Unordnung und Aufstand ihre Hoffnung auf die Plünderung fremden Eigenthums gründen. Wachet selbst mit der thätigsten Aufmerksamkeit über alle Uebelgesinnten; tragt das eurige zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe bei und ihr werdet euch des Wohlwollens würdig machen, das Seiner Majestät der Kaiser und König immer geneigt ist euch zu gewähren und wovon Er euch bei so vielen Gelegenheiten so überzeugende Beweise gegeben hat.

Wien, den 27. Junius 1809. Der Divisions-General, Reichsgraf, General-Gouverneur Andreossy."

Ueber den Ausdruck vom „aufrührerischen Geist" der Bewohner machten die Wiener einen Gassenhauer, den besonders die hoffnungsvollen Wiener „Schusterbuben" vor dem Standquartier des Gouverneurs (das Kaunitz-Palais in der Mariahilfer Hauptstraße, heute die Nummer 73 tragend) absangen und in welchem ein Vers die Hoffnung aussprach: es werde der gute Kaiser Franz und die österreichischen Kanonen die Stadt bald von ihrem „Geist" (Gespenst) erlösen.

Auch das anfängliche gute Verhältniß zum bewaffneten Bürgerkorps änderte sich, denn vom 29. Juni ab mußten nach geendetem Dienst stets die Waffen im Zeughaus deponirt werden, was eigentlich gleichbedeutend mit einer Entwaffnung der Bürgerschaft war.

Anlaß dazu mochte vielleicht auch ein komischer Vorfall gegeben haben, bei dem sich der „Sieger in siebzehn Schlachten" auf einer kleinen Schwäche ertappen ließ. Es war üblich, daß in seiner Suite sich stets auch einige berittene Bürgeroffiziere

befanden. Einer derselben, Oberlieutenant Anton Schöffmann (nach Anderen Reich), konnte einst sein hartmäuliges Pferd auf der Straße von Wien nach Schönbrunn nicht zügeln, wobei so viel Staub aufgewirbelt wurde, daß der Kaiser weit voraus allein ritt. Vorbei an dem glänzenden Gefolge und der Gruppe von Generalen und Marschällen stürmt der Bürger gerade auf den Gewaltigen los, der den Nachsetzenden gewahrend, sein Pferd parirt und offenbar Schlimmes von dem unfreiwilligen Bedränger ahnt, der zwar künftig nie mehr zur Dienstleistung beim Kaiser commandirt wurde, aber sich sagen konnte, daß er ihn, wenn auch unabsichtlich, erschreckt habe.

Ueberhaupt hielt sich Napoleon nur selten, nie lange und stets nur unter Aufbietung besonderer Vorsichtsmaßregeln in Wien auf. Vielleicht sagte ihm eine Ahnung, daß daselbst einst über sein Schicksal entschieden werde.

Nach der Schlacht bei Wagram wiederholten sich die Scenen vom Mai. Schon am 6. Juli schleppten sich mehrere tausend Verwundete im jammervollsten Zustand zu Fuß nach Wien, ihnen folgten bald lange Züge.

„Hatte die Schlacht von Aspern eine schreckliche Nachwirkung in Zehntausenden, die auf die Pflege der Wiener angewiesen waren, so übertraf die von Wagram darin alle gehegten Befürchtungen. Aber auch diese neue Pein war bald Gewohnheit und verschmerzt, zumal Friedensgerüchte flüsterten und der Waffenstillstand zu Stande kam. Napoleon kehrte nach Schönbrunn, die Armee in ihre Lager zurück, die Garnison Wiens verstärkte sich; aber viele der schon persönlich bekannten Kämpfer kamen nicht wieder. Darunter fast sämmtliche Portugiesen. Diese gutmüthigen, kleinen, dunkelbraun wie Schornsteinfeger gekleideten Menschen nannten die Franzosen „Kanonenfutter". In der That fraß sie unser Geschütz, sie schlafen in den kühlen Auen der Donau-Ufer. Bei Lebzeiten waren sie so fromm, daß wenn die Mittags- und Abendglocke ertönte, ganze Abtheilungen im Marschiren Halt machten, auseinander traten oder vom Pferde stiegen, an die Häuser hinknieten und beteten. Der Dienst mochte warten."

Schon wenige Tage nach der Schlacht anerkannte ein Maueranschlag die außerordentliche Mildherzigkeit der Bevölkerung. „Gott segne euch, gute Wiener, die ihr die Thränen der verwundeten Franzosen trocknet und sie wie eure Mitbürger aufnehmt! Napoleon der Große wird es erfahren und die Belohnung eurer werth sein!" Vielleicht bestand diese Belohnung in der Plünderung der Kunstschätze und der Demolirung der Wälle.

Denn nachgerade dachte man an den Abschied, obwohl er durch die langen Verhandlungen verzögert, noch vier Monate auf sich warten lassen sollte. Und da dachte man daran, sich ein Andenken an die „interessante Stadt" und die daselbst genossenen Wohlthaten zu sichern. Es wurden also nicht allein die werthvollsten Bilder der Galerie im Belvedere zur Versendung nach Paris ausgewählt und eingepackt, sondern man stöberte auch sonst nach Kostbarkeiten und Kunstgegenständen und entnahm auch der Hofbibliothek die seltensten Manuscripte und Bücher. Da diese Art der Kunstbrandschatzung, die vor ihm nur von türkischen Eroberern in ähnlicher Weise getrieben wurde, zu den kriegerischen Gewohnheiten Napoleon's gehörte, so hatte er in seiner Begleitung stets einen gelehrten Kriegsschätzmeister, den Baron Dominique Vivant Denon, der ihn schon nach Aegypten begleitet hatte und auch in Wien das saubere Amt des Beuteschnüfflers versehen mußte.

Dagegen übte er unnachsichtliche Strenge gegen solche, welche dieses Sammlerthum auf eigene Faust betreiben wollten, und ergriff wiederholt die schärfsten Maßregeln gegen das von so lange währenden Kriegen unvermeidliche Maraudeurthum. Uebrigens zeigte sich auch dieses Mal, daß die französischen Truppen weniger Anlaß zu Klagen gaben und Napoleon selbst nannte: „les troupes bavaroises les plus démoralisés" (die baierischen Truppen von verderbtesten Sitten).

Aber auch für praktische Zwecke fehlte ihm der Sinn nicht, denn am 21. Juli wurde der Stadt Wien und dem Lande Niederösterreich eine Contribution von fünfzig Millionen Francs, zur Hälfte in Silber, zur Hälfte in Bankozetteln innerhalb zehn Tagen abzuliefern, auferlegt.

Feind und Freund fand sich übrigens rasch in die Situation, die zwar stets mehr zurückweichende, aber sich auch dabei befestigende Aussicht auf den Frieden, sänftigte die durch die Nähe des Kampfplatzes aufgeregten Gemüther und der Wiener — ein Meister in der schweren Lebenskunst, sich auch mit schwierigen Situationen abzufinden — wußte zwischen dem brutalen Willen, der schwer auf der Stadt lastete, und seinen Werkzeugen zu unterscheiden. Bald stellte sich ein leidlicheres Verhältniß zwischen der Garnison und der Bevölkerung ein, wozu nicht wenig die Unparteilichkeit und der Takt beitrugen, mit welchen die französischen Functionäre, General Andreossy als Gouverneur, Baron Razout als Platzcommandant, der Intendant de Bacher als Polizeipräsident ihres Amtes walteten.

„Die Zeit der Leiden schien vorüber, man mußte also jetzt die verlorenen Genüsse nachholen; da mischte sich das schäumende Wesen der Gallier mit der Wiener Lebendigkeit gerade zum angemessenen Temperamente. Beiderseits wetteiferte man, von der Originalität des Anderen anzunehmen. Die Franzosen fanden die Wiener und diese ihre Feinde nachahmungswürdig und allerliebst. Wie weit und in welchem Umfange diese Cordialität das schöne Geschlecht berührte, weiß, welcher damals diese schwächste Seite unserer „deutschen Frauen" irgendwo zu beobachten ähnliche Gelegenheit hatte. In kurzer Zeit war die alte Residenz der römisch-deutschen Kaiser in das modernste Französisch übersetzt.

Drei Pariser Restaurants öffneten ihre duftenden Speisesäle, von denen Chenier auf dem Kohlmarkt der Lion der öffentlichen Küche war. Auf der Burgbastei aber strahlten im Schein von hundert Lichtern die glänzend gedeckten Tische des „Traiteur à la suite de la grande armée". Im Privatgarten der Kaiserin und dem des Grafen Erdödy auf der Bastei kredenzten Pariser Limonadiers die ausgesuchtesten Erfrischungen. Niemand von gutem Ton nahm mehr „Harlekin-Gefrornes", sondern den damals üblichen „Ponche à la glace".

Die Blüthe der schönen Welt, was Wien an großen Existenzen und vornehmen Reizen aufzuweisen hatte, lagerte aber in den Landhäusern nächst Schönbrunn, ergötzte sich an den Paraden der Garden und unterhielt Abends den hohen, aber ungebetenen Gast und seine Marschälle im Schloßtheater von Schönbrunn, wo Ronconi und die Balsamini aus Mailand, Taglioni und Costone mit der noch jungen, aber wunderbaren Anna Milder und der schon sehr alten Antonia Campi, mit der anmuthigen Laucher, mit Karl Weinmüller, dem deutschen Lablache, und Johann Michael Vogel, dem gemüthvollsten der Sänger, um den Preis rangen.

Allerdings waren diese Soirées nur einmal und nicht wieder zu sehen in dieser Welt. Ein Parterre voll Stabsoffiziere der verschiedensten Waffen; ein Balkon voll Feldherren, Minister und Großwürden und Alle en grande tenue der mit raffinirtester Pracht ausgestatteten Amtskleidung; dazu Wiens weibliche Noblesse in brillantester Toilette; eine solche Essenz von historischer Notabilität und Elite der Schönheit, von den ausgezeichnetsten Künstlern entzückt, ein solches Tableau ohne alle Nebenfiguren in diesen engen, aber zierlichen Rahmen gefaßt, hat kein Seitenstück aufzuweisen."

Eine von den fremden Gästen beliebte Einführung war aber nicht gar so harmlos. Am Neuen Markt, in dem Eckhause der Plankengasse, wo sich später das bekannte Café Leibenfrost befand, wurde nämlich eine Pharaobank errichtet, die nicht allein von den fremden Offizieren, sondern bald auch von vielen Einheimischen stark besucht wurde.

Der 15. August — Geburtstag und Namensfest des Kaisers Napoleon — brachte Wien in die eigenthümliche Lage, seinem Bedränger und Bedrücker Ovationen darbringen zu müssen.

Früh und Vormittags große Kanonade und Parade, Nachmittags bei St. Stefan unter glänzender Prachtentfaltung und im Beisein Eugen Beauharnais', des Vicekönigs von Italien, friedliches Tedeum, dann im Rittersaale der Burg Bankett des Gouverneurs, an dem auch die heimischen Functionäre theilnehmen mußten, schließlich auf dem Glacis vor dem Burgthor großes Feuerwerk und „freiwillige Beleuchtung" von Stadt und Vorstädten.

Während sich die Wohnungen der französischen Würdenträger und Offiziere durch Transparente und überschwängliche Inschriften auszeichneten, begnügte sich die Bevölkerung mit einer größeren oder kleineren Lichterzahl und mancher Sinnige benützte die Gelegenheit, um in versteckter Weise die inneren Gefühle in Flammenschrift zu offenbaren. Am besten gelang dies dem wackern Mariahilfer Bürger, der bei der beleuchteten Inschrift: „**Zur Weihe An Napoleon's Geburtstag**" die Anfangsbuchstaben so riesig groß, die übrigen so verschwindend klein hatte machen lassen, daß aus einiger Entfernung nur das Wort: „ZWANG" entgegenstrahlte.

Am 5. Oktober Nachts besuchte der Kaiser die Familiengruft des regierenden Hauses bei den Kapuzinern, wo er längere Zeit in tiefem Sinnen an den Särgen Maria Theresiens und ihres großen Sohnes Josef II. verweilte. Sein Fuß, vor dessen Stampfen damals noch ganz Europa erzitterte, schritt auch vielleicht über die Stelle dahin, wo kaum ein Vierteljahrhundert später sein zur Zeit noch ungeborener Sohn, der unglückliche „König von Rom", dem die Größe des Vaters zur Dornenkrone wurde, den ewigen Schlaf schlafen sollte.

Auch die Hofpfarrkirche St. Augustin besuchte er in derselben Nacht. Die Generäle Rapp und Duroc waren mit ihm. Starr, düster, gedankenvoll stand er da vor dem Christinen-Denkmal, in den Händen auf dem Rücken den kleinen Hut; sein spärliches Haupthaar bewegte sich leicht im feinen Luftzug, magisch war sein Antlitz, seine Gestalt übergossen von dem rothen Glutschein der Fackeln, welche die Führer trugen. Niemand wagte es, sich zu rühren, Niemand unterfing sich zu reden. Endlich sprach Napoleon selbst, sich an den dritten Begleiter, den Pfarrer Franzoni, wendend. Diese Arbeit Anton Canova's hielt er für dessen gelungenste; die Pyramide aber — so meinte er — sollte besser dem Hochaltar gerade gegenüber sein, wo der Chor befindlich. Er fragte auch nach dem Grabmal des großen Gerhard van Swieten, wie es alle unterrichteten reisenden Franzosen und Briten thun, seine Büste nahm er betrachtend in die Hand. Er beschaute auch das Monument des Siegers von Kolin, Feldmarschall Leopold Graf Daun, besonders das darauf angebrachte Schlachtenbild. „Sie ist ähnlich mit der Austerlitzer," sagte er, „und der Sieg Daun's war ein höchst bedeutungsvoller." Auf einmal machte er jedoch eine wegwerfende Handbewegung und rief: „Pah! Da liegt er nun! Es ist doch Alles eitel und vergeht im Rauch!" — Daran hätte er sich allerdings öfter auch außerhalb der Grüfte erinnern sollen!

Der 11. Oktober brachte jenes eigenthümliche Attentat, welches dem Kaiser Napoleon den Aufenthalt in Wien noch unheimlicher und ihn zum rascheren Friedensschluß geneigt machte. Es muß demselben eine etwas ausführlichere Besprechung gewidmet werden.

Am 11. Oktober des Jahres 1809 in frühester Morgenstunde, ritt ein kleiner korpulenter Mann, mit einem grauen Ueberrocke bekleidet, ein dreieckiges Hütchen auf dem Kopfe, auf einem prachtvollen Fliegenschimmel aus einem der Parkgitter in Schönbrunn und schlug den Weg nach Baden ein. Es war Kaiser Napoleon der Erste.

Es war noch kurz vor dem Abschlusse des Wiener Friedens und Napoleon im Begriffe Wien zu verlassen. Tags vorher äußerte er sich, „er bedauere, dreierlei nicht mit sich nehmen zu können: das Grabmal der Erzherzogin Christine, Klosterneuburg und Schönbrunn."

Es ist nicht minder räthselhaft als bedeutungsvoll, daß er dabei auf das vierte Kleeblatt vergaß, welches ihn ebenso entzückt hatte, eine Gegend, nach welcher er eben reiten wollte — das Helenenthal bei Baden. Diese reizende roman-

tische Thalgegend gehört zu St. Helena, einem niederösterreichischen Dorfe im V. U. W. W., und wird mit seinen großen Naturschönheiten, den ehrwürdigen Resten alter und prächtigen Werken moderner Baukunst von Fremden und Einheimischen geschätzt und besucht.

Der Welteroberer hätte aber auch keinen schöneren Tag zu seinem Abschiedsbesuche wählen können. Die Sonne am klaren, heiteren, wolkenlosen Himmel überstrahlte ihn, wie mit einer unermeßlichen Huldigung für so viel Genie, Kraft und Größe. Es wäre ein Gemälde dieser Scene des Pinsels Horace Vernet's würdig und gäbe ein interessantes Seitenstück zum Mont Saint-Bernard, Pyramides, Moscou, Fontainebleau, und wie alle diese Bilder heißen, in denen eine einzige Figur ein Stück Weltgeschichte repräsentirt — das heißt: weil es der Geist des Beschauers hineinlegt.

Der Kaiser hatte absichtlich Niemand zur Begleitung mitgenommen und besuchte nun die Ruinen, auf denen er das herrliche Panorama bewundernd und andachtsvoll, in Betrachtung des bezaubernden Bildes versunken, stehen blieb. Einige Augenblicke währte das Nachdenken, dann erscholl aus voller Kehle ein Triumphgesang — „Vive Henri quatre!“ (Die alte französische Volkshymne.)

Napoleon sang bekanntlich im äußersten Grade falsch, denn es mangelte ihm gänzlich an Gehör, so daß er nie den richtigen Ton traf. Er konnte singen, was es immer war, man erkannte nie die Melodie. Nichtsdestoweniger war er — durch das häufige Anhören ausgezeichneter Tonkünstler — ein Musikkenner.

Nach Beendigung des Gesanges trat er seinen Rückweg an. Als er in den Schloßhof von Schönbrunn kam und gerade die Stiege betreten wollte, welche ihn in die Appartements führen sollte, schritt ihm mit barscher Manier ein Grenadier der alten Garde entgegen. Er war ungewöhnlich groß, robust und doch ebenmäßig gebaut. Ueber sein verwittertes Gesicht zog sich nach der ganzen Länge eine furchtbare Narbe. Er trug das Kreuz.

„Ah, mein braver Freund Alboise, was willst Du?“ sprach ihn der Kaiser an und klopfte ihn dabei auf die Schulter.

„Sire!“ antwortete der Gardist, „mir ist ein schreckliches Unglück geschehen!“

„Ein sogenanntes Unrecht? Und Du suchst Genugthuung?“

„Sire, diesmal irren Sie sich. Aber meiner armen Mutter verbrannte ihre Hütte. Sie hat gar nichts mehr, als Augen, um ihr Unglück zu beweinen.“

„Sie kann auf mich rechnen. Ich werde an den Kriegsminister schreiben. Bist Du damit zufrieden?“

„Nein, Sire!“

„Mille tonnere!“ (Tausend Donner!) Du bist schwierig. Was soll ich thun? Willst Du eine Anweisung an den Zahlmeister der Garde?“

„Durchaus nicht. Es ist nicht der Fall, daß ich — wie es andere Leute thun — Ihre Unterschrift unleserlich finde, Sire; aber sehen Sie, die Zeit, welche der Schatzmeister und seine gesammte Kanzlei brauchen, die Sache einzuregistriren, zu stempeln, zu bekritzeln — mit einem Worte: einstweilen geht mein armes kleines Mütterlein darauf. Ich bin also da, Sire, Geld von Ihrer Hand in die meinige gezählt zu erhalten. Damit Sie aber nicht glauben, ich wolle Sie aufziehen, wie es die Federhüte und gestickten Stiefel thun — hier ist das Büchlein meiner Decoration. Die Anleihe wird Ihnen ratenweise abbezahlt.“

„Behalte nur Dein Büchlein, mein Alter. Bei so langjährigen Bekanntschaften, wie die unserige ist, bedarf es dessen nicht. Das Wort allein reicht hin. Da, nimm diese Rolle für Dein kleines Mütterlein; Du wirst mir das Kapital zurückzahlen, wenn Du Oberst geworden bist.“

„Und wie viel ist da drinnen, Sire?“

„Tausend Francs.“

Alboise war betroffen. Er sträubte sich ernst und lange dagegen. Endlich mußte er nachgeben.

„Gut, ich nehme die Rolle, Sire. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie die Sache nicht genire."

„Allons donc, so nimm nur!" sagte der Kaiser etwas ungeduldig.

„Dank, tausend Dank! Aber Sie werden so gut sein, meinem Obersten zu sagen, daß er mich von nun an „Corporal" titulire. Nicht aus Ehrgeiz, tonnere! Es ist nur aus dem Grunde, daß die Zeit der Rückzahlung etwas beschleunigt werde."

„Es soll morgen geschehen. Adieu, mon brave!"

Hierauf setzte der Kaiser seinen Weg fort.

In den obern Gemächern wartete seiner bereits eine große Anzahl Personen. Er sprach mit Niemand und man sah der gefurchten Stirne an, daß trübe Gedanken sein Gehirn durchkreuzten. So bemerkte er denn auch nicht, was um ihn her vorging.

Bevor er jedoch in sein Arbeitscabinet trat, schien er aus seinem Traume zu erwachen und sagte zur ersten Person, die ihm in die Augen fiel — es war Marschall Berthier — ohne sich indeß zu kümmern, mit wem er sprach:

„Wissen Sie, daß das Thal von St. Helena ausgezeichnet ist durch seine reizende Ruhe, und daß es herrlich sein muß, an diesem Orte sein Leben zu beschließen!"

Nach diesen Worten — in denen eine Gattung prophetischer Ahnung lag — begab er sich in sein Cabinet und ließ General Rapp (Bild Seite 185) zu sich rufen.

Kurze Zeit darauf traten Beide wieder heraus, um sich zur Parade zu begeben.

Als sie in den Vorsaal kamen, stellte Rapp dem Kaiser zwei Offiziere vor, welche um Avancement baten.

„Meine Herren, ich kann nicht mehr so freigebig sein," antwortete Napoleon. „Berthier hat mir schon zu viele avanciren lassen. — Nicht wahr, Lauriston, zu unserer Zeit avancirten wir nicht so schnell. Ich selbst blieb mehrere Jahre hindurch Lieutenant."

„Sire, das mag wohl sein," nahm Rapp das Wort, „allein Sie haben die verlorne Zeit nachher eingebracht."

Napoleon mußte über diese Erwiderung lachen, gewährte die angesuchte Gnade und ging weiter.

Jetzt war es, wo General Rapp einen jungen Mann gewahrte, der dem Kaiser sich nahte, der zwischen Rapp und Berthier stand. Der Letztere, in der Idee, daß der junge Mann eine Bittschrift zu überreichen habe, trat vor, um ihm zu sagen, daß er dieselbe dem General Rapp, der „le jour" habe, übergeben solle.

Der junge Mann erwiderte, daß es Napoleon selbst sei, mit dem er sprechen müsse, und Berthier wies ihn von Neuem an Rapp, wodurch er vortretend den jungen Mann zurück drängte. Indeß that dieser sofort zwei Schritte vorwärts und stand dadurch fast dicht vor dem Kaiser. Rapp redete ihn deutsch an und gebot ihm zurückzutreten, und so lange zu warten, bis die Parade vorüber sei, im Fall er dann etwas zu bitten habe, werde man ihn hören. Rapp aber beobachtete ihn scharf, denn sein Andrängen begann ihm Mißtrauen einzuflößen; der Fremde hatte die rechte Hand auf die linke Seite seines Rockes, wie in die Tasche greifend, gesteckt, aus welcher ein Papier herausblickte.

Dies beobachtend, begegnete Rapp den Blicken des Fremden, der in gleicher Weise, wie es schien, Alles im Auge behielt; der Ausdruck der Physiognomie frappirte den General, es lag eine eiserne Entschlossenheit in diesen Zügen, die nichts mit einem „Bittenden" gemein hatten. Rapp winkte daher einem Gendarmerie-Offizier und befahl ihm, sich des jungen Mannes in aller Stille zu bemächtigen, ohne ihm irgend ein Leid anzuthun, und nur so lange im Schlosse zurückzuhalten, bis die Parade vorüber sei. Alles das war das Werk weniger Augenblicke, und weder Napoleon, noch die Umstehenden, deren ganze Aufmerksamkeit auf die Truppen gerichtet war, hatten von der Zwischenscene Notiz genommen. Kaum war

jedoch der Fremde fortgebracht, als der Gendarmerie-Offizier dem General die Meldung brachte, daß man ein riesiges Küchenmesser in der Tasche desselben gefunden habe, er sei ein Deutscher und nenne sich Friedrich Staps. Sofort begab sich Rapp in Begleitung Duroc's in das Zimmer, wo man Staps untersucht hatte. Beide fanden ihn auf einem Bette sitzend, mit einer mehr träumenden als erschrockenen Miene. Neben ihm lag ein weibliches Porträt, sein Portefeuille und eine Börse, in welcher sich nur zwei Goldstücke befanden.

Napoleonsschanze auf der Insel Lobau. (Siehe 138 u. 139.)

Auf die Frage Rapp's, wie er heiße, erwiderte er, daß er das nur dem Kaiser sagen könne. „Was er mit dem Messer habe machen wollen, das man bei ihm gefunden?" — „Das kann er auch nur dem Kaiser sagen."

„Habt Ihr," fuhr Rapp weiter fragend fort, „es vielleicht zu einem Attentat gegen sein Leben benutzen wollen?"

„Ja, Herr General," erwiderte Staps.

„Warum?" forschte Rapp.

Revolt of the Janissaries, Istanbul, 1826. (R)

„Das kann ich nur dem Kaiser sagen."

Das Befremdende dieses Ereignisses war der Art, daß der General dem Kaiser darüber Bericht erstattete. Nach dem Anhören desselben drückte sich eine gewisse Besorgniß im Antlitz Napoleon's aus, den der Gedanke an Meuchelmord vielfach beunruhigte.

Er befahl, Staps solle vor ihm in seinem Cabinet erscheinen, doch geschah der Befehl mit einem, für die Marschälle unbekannten Accent der Stimme; er legte fort und fort seine rechte Hand an die Stirn und sah wie fragend seine Umgebung an, die aus Rapp, Berthier, Bernadotte, Savary und Duroc bestand, alles so geprüfte Freunde, von denen er annehmen mußte, daß jeder Einzelne bereit sei, sein Leben für ihn zu lassen; dennoch gingen die Augen des Kaisers fragend und halb mißtrauisch von Einem zum Andern. Zwei Gendarmen führten den jungen Mann herein; trotz seines beabsichtigten Verbrechens lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Würdevolles und überaus Interessantes, so daß man sich dem Antheil nicht verschließen konnte, den er unwillkürlich einflößte. Rapp gesteht, daß er von dem Wunsch beseelt gewesen sei, der Fremde könne die Thatsache leugnen, um ihn zu retten, indeß war dazu keine Aussicht. Die erste Frage, die Napoleon an ihn richtete, war die, ob er französisch spreche. Staps verneinte es, und Rapp, als der deutschen Sprache mächtig, wurde beauftragt, dem Kaiser als Dolmetscher zu dienen, da dieser selbst die Fragen stellte; und so lassen wir das Zwiegespräch zwischen dem Kaiser und Staps hier folgen:

„Wo seid Ihr her?"

„Aus Naumburg?"

„Was ist Euer Vater?"

„Er ist ein protestantischer Geistlicher."

„Wie alt seid Ihr?"

„Achtzehn Jahre."

„Was wolltet Ihr mit dem Messer machen.'

„Euch tödten."

„Ihr seid verrückt, junger Mann, Ihr gehört zu den Illuminaten" (Orden der Aufgeklärten oder Lichtbrüder).

„Ich bin weder verrückt, noch kenne ich das, was Ihr Illuminaten nennt."

„So seid Ihr zum wenigsten krank?"

„Ich bin nicht krank, ich befinde mich durchaus wohl."

„Warum wollt Ihr mich ermorden?"

„Weil Ihr das Unglück meines Vaterlandes seid."

„Habe ich Euch ein Leid angethan?"

„Ja, wie allen Deutschen."

„Wer schickt Euch zu mir, wer treibt Euch zu diesem Verbrechen an?"

„Kein anderer, als ich; es ist meine innerste Ueberzeugung, daß, indem ich Euch tödte, ich meinem Vaterlande und ganz Europa den größten Dienst leiste, dieses Gefühl hat mir die Waffe in die Hand gegeben."

„Seht Ihr mich heute zu ersten Mal?"

„Ich habe Euch in Erfurt gesehen, bei Eurer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland."

„Hattet Ihr damals auch schon die Absicht, mich zu ermorden?"

„Nein; ich glaubte, daß Ihr keinen Krieg mehr gegen Deutschland unternehmen würdet. Ich gehörte zu Euren größten Bewunderern."

„Seit wann seid Ihr in Wien?"

„Seit zehn Tagen."

„Warum habt Ihr so lange gezögert, Euer Vorhaben auszuführen?"

„Ich bin vor acht Tagen nach Schönbrunn gekommen mit der Absicht, Euch zu tödten; aber es fand sich keine Gelegenheit, heute glaubte ich während der Parade es vollbringen zu können."

„Ihr seid ein Narr oder Ihr seid krank, sage ich Euch."

Nach diesen Worten wandte sich der Kaiser zu einem seiner Adjutanten und verlangte, Corvisart (der Leibarzt) solle gerufen werden. Als Staps sich bei Rapp erkundigte, wer Corvisart sei, sagte ihm dieser, daß es ein Arzt sei, worauf Staps erwiderte, er bedürfe ihn nicht. Es entstand bis zum Eintritt des Befohlenen eine vollständige Stille, als aber dieser erschien, verlangte Napoleon, daß er den Puls des jungen Mannes fühlen solle — während dessen sagte Staps kaltblütig: „Nicht wahr, Herr Doktor, ich bin durchaus nicht krank?"

„Der Herr befindet sich in vollständig gesundem Zustande," sagte Corvisart zum Kaiser.

„Ich habe es Euer Majestät gesagt, daß ich gesund bin," wiederholte Staps mit großer Genugthuung.

Auf alle Umstehenden machte die Kaltblütigkeit und ungeheure Ruhe des Jünglings einen bewundernswürdigen Eindruck, selbst der Kaiser schien von seiner Offenheit und Sicherheit frappirt zu sein. Nach wenigen Augenblicken begann Napoleon von Neuem das Verhör:

„Ihr seid ein Tollkopf, Ihr werdet das Unglück Eurer Familie herbeiführen. Ich will Euch das Leben schenken, wenn Ihr mich um Vergebung des Verbrechens bittet, das Ihr im Begriff standet zu begehen, und das Euch bald gereut haben würde."

„Ich verlange keine Gnade; ich fühle nur das tiefste Bedauern, daß ich mein Vorhaben nicht ausführen konnte."

„Zum Teufel! Es scheint, daß ein Verbrechen Euch nichts gilt."

„Euch zu tödten, ist kein Verbrechen, es ist eine Pflicht."

„Was ist das für ein Bild, das man bei Euch gefunden hat?"

„Es ist das Bild eines jungen Mädchens, das ich innig liebe."

„Dann wird sie sehr unglücklich über Euer Vorhaben sein?"

„Nur darüber wird sie trostlos sein, daß ich es nicht ausgeführt habe; sie verabscheut Euch ebenso wie ich."

„Nun, wenn ich Euch trotz alledem begnadige, werdet Ihr dankbar dafür sein?"

„Nein, denn ich würde den Versuch, Euch zu tödten von Neuem wagen."

Napoleon war über die Antworten des jungen Mannes, über seine Wahrheitstreue und ruhige Haltung, wie über den stoischen Gleichmuth seiner Reden — wie erstarrt, vielleicht hatte ihm nie zuvor ein Mensch in dieser Weise imponirt wie der achtzehnjährige Jüngling, ihm, dem Welteroberer, der gewohnt war, daß Alles vor seinem Willen erzitterte. Hier stieß er auf eine Furchtlosigkeit und Festigkeit des Willens, die der seinen ebenbürtig erschien.

In einem Privatbrief versichert Rapp, daß keiner der Marschälle Napoleon jemals so niedergeschmettert gesehen hätte, als nach der Unterredung mit Staps, der trotz allem Vorschub kaiserlicher Gnade unerschütterlich fest in seinem Entschluß beharrte.

Nachdem der junge Mensch in's Gefängniß abgeführt worden war, sagte Napoleon zu den ihn Umgebenden: „Da sehen Sie die Folgen der Lehre der Illuminaten, welche Deutschland verpesten. Das sind furchtbare Auswüchse und ein schreckenerregendes Licht, das darauf ausgeht, die Jugend in Mörder umzugestalten. Aber dagegen ist nichts zu machen; Ideen werden nicht durch Kanonen zerstört; diese Sekte gehört zu den blind Fanatisirten."

Der Kaiser zog sich mit Berthier in sein Cabinet zurück und man bemühte sich, wenig Lärm von der Sache zu machen, natürlich aber war im ganzen Schlosse von Schönbrunn doch von dem Attentate die Rede.

Der unglückliche Mensch hatte das allgemeinste Interesse für sich wachgerufen, und Viele gab es, die diesen deutschen „Mutius Scävola" bewunderten und sein „verfehltes" Unternehmen beklagten.

Am Abend desselben Tages ließ der Kaiser den General Rapp rufen. Da er denselben unter vier Augen duzte, sagte er zu ihm, nachdem Beide allein

waren: „Weißt Du, Rapp, daß das Ereigniß von heute Früh mich doch ungemein befremdet, ich kann es durchaus nicht fassen, daß dieser junge Mensch ganz allein auf die Idee gekommen ist, mich zu ermorden, es muß etwas Anderes dahinterstecken, es wird mir Keiner die Ueberzeugung nehmen, daß die geheimen Intriguen von Berlin und Weimar damit im Zusammenhange sind."

Rapp versicherte, daß er das durchaus nicht glaube, und daß Staps ein vollständig isolirter Mensch sei; seine ruhige Haltung, ja sein Fanatismus seien untrügliche Zeugen dafür, daß er nur auf seinen Kopf hin gehandelt habe.

Napoleon aber erwiderte: „Ich sage Dir, daß auch Frauenhände darin thätig sind; Furien, rachegierige Furien! Ich glaube das entschieden, ich werde sie aus der Mitte ihres Hofes wegführen und in Gewahrsam bringen lassen."

„Sire, bedenken Sie," erwiderte Rapp, „es ist ja unmöglich! Weder ein Mann noch eine Frau wird an diesen beiden Höfen ein so abscheuliches Verbrechen gegen Sie ersinnen."

„Das überzeugt mich nicht," fuhr Napoleon fort, „sind es nicht gerade die Frauen, welche das Schill'sche Corps gegen uns bewaffnet haben, obwohl wir in Frieden mit Preußen stehen? Indeß nur Geduld, es wird schon an's Tageslicht kommen."

„Die Angelegenheit Schill's hat gar nichts mit dem Attentat von Staps gemein," sagte Rapp.

Napoleon, der, sobald er einmal seine Meinung ausgesprochen, es nicht leiden konnte, wenn ihm Jemand darin widersprach, änderte daher plötzlich seinen Ton und sagte scharf: „Sie haben gut reden, Herr General, ich weiß, man liebt mich nicht, weder in Berlin noch in Weimar."

„Das ist nicht zweifelhaft, Sire — indeß, können Euer Majestät verlangen, daß man Sie an diesen beiden Höfen lieben soll? Und wieder deshalb, daß man Sie dort nicht liebt, den Schluß ziehen, daß man Sie ermorden lassen will?"

„Ich kenne die Wuth all' dieser Frauen, aber nur Geduld, nur Geduld," sagte Napoleon. „Sie werden an den General Lauer schreiben, ihn beauftrage ich damit, Staps zu vernehmen; sagen Sie ihm, daß ich ihm vor Allem anbefehle, mir in gründlicher Weise seine Entdeckungen vorzulegen."

Auch in diesem zweiten Verhör benahm sich Staps mit gleicher Ruhe und Kaltblütigkeit; er versicherte, er sei ohne Anhang und ganz allein der Vertraute seiner Absicht, den Kaiser zu ermorden.

Das Attentat hatte Napoleon so sehr betroffen gemacht, daß er wiederholt zu Rapp davon sprach, und noch am Tage vorher, ehe der Kaiser Schönbrunn verließ, sagte er zu diesem:

„Weißt Du, daß ich den unglücklichen jungen Mann gar nicht aus meinem Geiste verbannen kann, er steht immer in seiner kalten Entschlossenheit vor mir; ich verliere mich in ein Labyrinth des Zweifels; ich kann es nicht fassen, daß ein Mensch in diesem Alter, ein Deutscher, der eine solche Erziehung bekommen, ein Protestant, ein solches Verbrechen hat ersinnen können und es ausführen wollte! Sieh, man spricht von den Italienern, wie von einem Volke von Mördern, und doch hat nicht ein Italiener die Hand erhoben und mein Leben bedroht, das wundert mich. Erkundige Dich genau nach der Art und Weise, wie Staps gestorben ist, und erstatte mir Bericht."

Nach einer Unterredung mit dem General Lauer konnte Rapp dem Kaiser sagen, daß Staps, dessen Attentat am 13. Oktober 1809 stattfand, am 17. Früh 7 Uhr hingerichtet wurde, nachdem er von dem Tage an keine Nahrung mehr zu sich genommen hatte. Als man ihm das Essen gebracht, hatte er es mit den Worten: „Es werden mir noch genug Kräfte übrig bleiben, um zur Richtstätte zu gehen," abgewiesen. Man habe ihm dann gesagt, daß der Frieden geschlossen sei, da sei er vor Schmerz zusammengebrochen und sein ganzer Körper habe convulsivisch gezittert.

Als er auf dem Richtplatz angekommen, habe er mit lauter starker Stimme gerufen: „Es lebe die Freiheit, es lebe Deutschland! Tod dem Tyrannen!“ Mit diesem Rufe sei er gefallen.

Rapp versichert, daß dieses Ereigniß entschieden zum schnellen Friedensabschluß beigetragen, denn Napoleon habe doch stets nach diesem Attentate die Besorgniß gehegt, daß Staps, wie Mutius Scävola es dem Porsena verkündete, seine Nachahmer unter den deutschen Illuminaten haben möchte.

Wunderbarer Weise war es gerade diese Sekte, die Napoleon geradezu fürchtete, und doch haben die strengsten Nachforschungen ergeben, daß dieselbe durchaus nicht direct feindlich gegen ihn aufgetreten ist.

Wie fern aber der fränkische Cäsar davon gewesen ist, trotz der vielen Verbrechen, die er in kaltblütiger Weise auf seine Seele geladen (wir erinnern hier nur an die Ermordung des Herzogs von Enghien und des Buchhändlers Palm), zu glauben, daß man ihn wie den ersten Verbrecher der Menschheit hassen möchte, und sich wohl große Seelen finden könnten, seiner Tyrannei ein Ziel zu setzen, davon geben seine eigenen Worte Zeugniß.

Es geht daraus hervor, daß er sich und seine Handlungen gleichsam über das irdische und göttliche Gesetz hinausstellte, und doch wußte das letztere auch diesen erdgeborenen Titanen zu vernichten.

Es wird allen Ernstes erzählt, daß Napoleon, bevor er den Unglücklichen entlassen, einige Worte auf ein Blättchen Papier geschrieben, diesen Zettel Staps gegeben und dabei gesagt habe: „Nimm, Unsinniger, und wenn Du mir im Gedanken Dein Ehrenwort gibst, jedes Attentat auf mich zu unterlassen, so überreiche dies dem Kriegsgericht oder dem Offizier, der das Exekutionscommando führt.“ Auf dem Blättchen hätten die Worte gestanden: „Je pardonne. Napoleon.“ (Ich begnadige. Napoleon.) Staps aber hätte den rettenden Papierstreifen in der Hand zerdrückt und ihn zur Erde fallen lassen.

Nun, dies ist schon möglich. Es geht aber das Gerücht, daß General Rapp im geheimen Auftrage Napoleon's den irregeleiteten Fanatiker heimlich gerettet und — nach Amerika geschafft habe. Mehrere von Staps' Studiengenossen betheuerten, ihn dort lange Jahre nachher angetroffen zu haben. Historisch beglaubigt ist es jedoch nicht. Sonderbar bleibt es immer, daß die Execution innerhalb eines Hofraumes (der Gewehrfabrik, gegenüber des Braunhirschengrundes) geschah, zu dem Niemand Zutritt hatte. Die Schüsse hörte man allerdings von außen fallen, die Leiche aber sah Niemand mehr. Dies träfe freilich mit dem entschiedensten Widerwillen Napoleon's, derlei Fanatiker tödten zu lassen, zusammen.

Das blutige Ereigniß hatte ein hochinteressantes Nachspiel.

„Was sagen die Wiener zu dem ruchlosen Attentat auf meine Person?“ fragte Napoleon Herrn Fouché am Tage der Execution des Staps.

„Majestät, die Wiener sagen gar nichts, sie gehen ihren Geschäften und Unterhaltungen nach.“

„Die Wiener haben böse Zungen,“ schrie der Kaiser. „Ich erfahre, daß die Wiener mir nachsagen, ich habe mich, in einem Sarge verschlossen, in die Kaiserburg tragen lassen, weil ich mich fürchte, auf der Straße zu erscheinen.“

„Majestät,“ erwiderte der Mann der Sicherheit, „es war eine Ungeschicklichkeit Ihres Kammerdieners Constant, in einem Sarge von Schönbrunn nach Wien die Kostbarkeiten zu befördern. Die Wiener hielten die Juwelen Eurer Majestät für deren allerhöchste Person.“

„Man macht mich lächerlich,“ tobte Napoleon, „die Ungeschicklichkeit meiner Diener untergräbt mein Ansehen. Man füsilire Diejenigen, die meine Person verspotten. Wer wartet im Vorsaale?“

„Euer Majestät, es ist François Talma, der sein Repertoire unterbreiten will.“

„Talma! Der kommt mir erwünscht, er möge eintreten.“

„Talma," sagte Napoleon zu dem berühmten Tragöden, im Saale auf und ab schreitend, „heute Abend werden Sie den Julius Cäsar aufführen. Ich dulde keinen Widerspruch, einem Künstler Ihres Ranges muß Alles möglich sein. Sie geben den Julius Cäsar. Punkt Acht beginnt die Vorstellung."

Talma verneigte sich und sprach: „Der Wille Euer Majestät ist mir Befehl!"

„Man verleumdet mich unablässig," fuhr Napoleon fort, „die englischen Blätter erzählen, daß ich bei Ihnen, Talma, in die Schule ging, um zu lernen, wie ich den Krönungsmantel in Falten werfen soll. Soll ich von Ihnen das Sterben lernen? Wie Cäsar starb, will ich nicht sterben, nicht von Mörderhand will ich fallen, ich will untergehen wie ein Meteor; wenn ich stürze, stürze die Welt mit mir in Trümmer."

„Der Allmächtige wird Eure Majestät noch lange zu seiner Ehre und Ruhm erhalten," sagte der artige Schauspieler.

„Ueberlassen Sie diese Redensarten dem Cardinal," versetzte Napoleon, „und zeigen Sie mir heute Abend, wie Julius Cäsar starb. Ich will den Adel dieser Stadt einladen lassen, er soll Zeuge Ihrer Kunst sein, ich will diese Leute demüthigen, ich will in ihren Mienen ihre geheimsten Gedanken lesen."

„Majestät, ich werde meine Schuldigkeit thun," versetzte Talma.

„Ueberlassen Sie das wieder einem Kammerdiener; der Künstler, der nur seine Schuldigkeit thut, ist ein Pfuscher; der Künstler muß sich selbst überbieten, er muß aus sich selbst heraustreten, der wahre Künstler darf Niemandem unterthänig sein, er dient der Gottheit, die ihn inspirirt. Der Künstler, der ein Höfling wird, hört auf ein Diener der Muse zu sein."

Talma stand wie versteinert, diese Sprache war er an seinem Mäcen nicht gewohnt, er begriff jedoch, daß Napoleon etwas Außerordentliches von ihm erwarte, und er beschloß, sein Möglichstes aufzubieten.

Am Abend desselben Tages war das Theater in Schönbrunn in allen Räumen von einem glänzenden Publicum erfüllt. Im Parterre strahlte ein Kranz der schönsten Damen, da saß die Fürstin Schwarzenberg, die Gattin des großen Feldherrn, der Napoleon später bei Leipzig schlug, die Fürstinnen Liechtenstein' Auersperg, die Gräfinnen Kinsky, Bubna, Buquoi, nur die mit goldgestickten Bienen geschmückte Kaiserloge blieb lange leer. Die Marschälle und Generale hatten in den oberen Räumen Platz genommen, die Logen waren einigen anderen hervorragenden Celebritäten eingeräumt.

Punkt acht Uhr erschien Napoleon; er sah finster aus, das kleine dreieckige Hütchen saß auf dem Kopfe, er nahm auf einem einfachen Sessel Platz; der Sammt-Fauteuil, mit goldenen Bienen übersäet, blieb leer.

Der Vorhang rollte in die Höhe, Talma-Cäsar trat auf — Aller Augen waren auf Napoleon gerichtet. Dieser Cäsar des Talma überraschte; denn Talma glich in Haltung, Miene und Geberde dem leibhaften Helden von Montebello, das war Napoleon in der Toga, das war der Gang des feurigen Bonaparte, die Geberde des Helden von Austerlitz. Selbst das Organ schien Napoleon's Stimme.

„Die Idus des März sind da!" rief Cäsar.

„Sie sind noch nicht vorüber," antwortete der Augur.

Eine fast peinliche Angst lag auf den Zuschauern, Niemand wagte es, sich zu regen, denn Napoleon's wetterleuchtender Blick schoß auf den Zuschauerraum, als ob er Herz und Nieren jedes Einzelnen prüfen wollte.

Talma (Bild Seite 192) übertraf sich in der That selbst, er war Cäsar, jeder Zoll ein Cäsar, in seinem Wesen drückte sich die Würde des Mannes aus, zu dessen Füßen die Welt lag, seine Worte waren Donnerschläge, vor denen Legionen sich beugen, er war der Mann, der wenig aß und viel dachte, ein Mann zum Herrschen geboren.

Endlich, so wollte es das Schicksal und der Dichter, traf ihn des Mörders Stahl.

„Verruchter Casca, was beginnst Du?"

Diese Worte machten das Haus erzittern und Casca führte auf den Helden einen zweiten Stoß, dann kam Brutus, und als Cäsar-Talma seinen Adoptivsohn unter den Verschwörern sah, rief er schmerzerfüllt: „Auch Du mein Sohn?!" — und sank, mit der gefalteten Toga sein Antlitz verhüllend, wie eine Eiche nieder, deren Wipfel der Blitz zerschmettert und deren Wurzeln der Sturm ergriff.

Alle Zuschauer waren tief ergriffen von der Wahrheit und Erhabenheit dieses Spieles, doch wagte Niemand Beifall zu klatschen. Cäsar-Talma lag, eine Leiche, zu den Füßen der Statue des Pompejus; das war ein todter Cäsar, als Leichnam noch ein Held, voll Würde und Entschlossenheit.

Napoleon klatschte Beifall, ein donnerartiger Sturm folgte diesem Zeichen. Napoleon verließ die Loge und der Zuschauerraum lichtete sich. Cäsar war todt, eine neue Weltordnung sollte beginnen, Niemand war mehr neugierig, das Schauspiel hatte ein Ende; um Octavian Augustus kümmerten sich die Gäste des Schönbrunner Theaters nicht.

Die Nachricht vom Abschluß des Friedens erregte wahrhaften Jubel in Wien, der sich noch — wenn auch sehr vorsichtig — steigerte, als die nachgerade immer lästiger werdenden Gäste vom 15. Oktober ab, den Rückmarsch antraten. In dieser letzten Zeit erst widmete der Kaiser Wien und der Umgegend seine Zeit, besuchte Anstalten und Sammlungen (die letzteren freilich nicht immer zu ihrem Vortheil) und unternahm auch Ausflüge in die Umgegend.

Besonders gefiel ihm Klosterneuburg. „Dergleichen sieht man sonst nur in Spanien," äußerte er sich gegen den Abt Gaudenz Dunkler; „läge Ihr Kloster bei Paris, ich würde es ausbauen."

Napoleon hatte sich schon bald nach seinem Eintreffen zu einem Besuche in Klosterneuburg veranlaßt gefühlt. Die Ursache war eine gar eigenthümliche.

Welchem Oesterreicher ist die Vortrefflichkeit des Klosterneuburger Weines unbekannt? Der Weinbau ist ja eine der besondersten Eigenthümlichkeiten dieser beliebten Ortschaft, welche sich damit schon im 14. Jahrhunderte befaßte. Auch die Bürger von Wien besaßen in jener Gegend viele Weingärten, von denen sie dem herrlichen Stifte Zehnten zu entrichten hatten. Selbstverständlich hatte das Kloster sowohl an eigener Fechsung, wie an fremden Gaben stets solchen Ueberfluß von Wein, daß es der Volksmund mit dem bezeichnenden Beinamen „zum rinnenden Zapfen" beehrte. Die Stiftskeller sind bemerkenswerth, sie thürmen sich unter dem neuen Gebäude dreifach aufeinander; die untersten sind leer, weil sie zu kalt sind, aber die übrigen enthalten reiche Weinvorräthe.

Napoleon hatte seit dem Tage, wo er mit seiner Armee Wien besetzt und sein Hauptquartier in Schönbrunn genommen, beinahe keine Woche vergehen lassen, wo er sich nicht auf das Angelegentlichste um das Wohlbefinden der Truppen erkundigte, wobei er stets die befriedigendsten Antworten erhielt.

Als er so eines Tages vom Schloßfenster aus seine Garden überblickte, rief er mit wohlwollendem Lächeln aus:

„Ich bin mit dem Aussehen zufrieden. Wie ich sehe, sind sie mit Allem gut versorgt, was das gesegnete Oesterreich bieten kann. In dieser Hinsicht hat man meine Befehle pünktlich besorgt."

Seine Umgebung antwortete ihm mit ehrfurchtsvollem Schweigen, was er als Zeichen der Verneinung gelten lassen mußte, denn er setzte rasch hinzu:

„Ah? Ich will mich selbst davon überzeugen."

Nun schritt Napoleon die Schloßtreppe hinab, um, nach täglicher Gewohnheit, im Hofraume des Schönbrunner Schlosses Revue zu halten. Die Fahnen senkten sich, die Trommelwirbel ertönten — ein Wink der kleinen, schönen Hand des französischen Kaisers machte sie verstummen.

„Kinder!" sagte er, sich zu einem Bataillon der Grenadiere wendend, „wie seid Ihr mit der österreichischen Verpflegung zufrieden? Hat man Sorge getragen,

THE NEW WORLD OF ART. Sculpture. Constantin Brancusi. *Bird in Space*. 1928. Bronze. Height 54 inches. Museum of Modern Art, New York. Gift of Miss Lillie P. Bliss. Photograph by Soichi Sunami

Dieser Alboise nun trat also vor, präsentirte, und sagte:

„Sire, unsere Verpflegung ist hier besser als irgendwo; die Küche ist mit Geschmack bereitet, wir haben hinreichend zu essen, — aber—"

„O! Aber?" rief Napoleon mit blitzenden Augen.

„Aber — Sire — der Wein ist ungenießbar."

„Ei nun, Kinder, der Oesterreicher Wein ist eben herber, als der unserige; Ihr müßt denken, daß es weder Haut-Sauternes, noch Burgunder ist — da müßt Ihr Euch schon darein finden. Rapp, sagen Sie mir doch, was bekommen meine Braven für Wein?"

„Denselben, welchen Eure Majestät befohlen," antwortete der General Rapp. „Man requirirte den besten, der zu haben ist — Klosterneuburger; die Mönche versicherten uns, daß sie uns ihren besten Wein gegeben hätten."

„Nun also, bringt mir doch ein Glas von dem sogenannten besten Weine, den die Garden erhalten."

Es wurde gebracht. Napoleon setzte das Glas an die Lippen, verzog aber gleich den Mund und rief:

„Das soll Klosterneuburger sein?! Der Wein ist wirklich nicht zu genießen! Kinder, dem wollen wir schleunigst abhelfen. — Rapp, ist Klosterneuburg nicht jenes prachtvolle Schloß, welches zu besuchen ich mir schon lange vorgenommen habe? — Gut, da wollen wir heute Nachmittag hinfahren. Sorgen Sie aber dafür, daß der Weinlieferant, von dem das Getränk für die Garden ist, sich ebenfalls dort einfinde, ich werde ein Wörtchen mit ihm reden."

Nachmittag fuhr Napoleon mit General Rapp nach Klosterneuburg, ihm folgten in einem Wagen mehrere Adjutanten und ein Auditor. Als der Kaiser beim Stifte anlangte, empfing ihn an der Pforte die gesammte Geistlichkeit. Auf Befragen des Generals Rapp, wer von den hochwürdigen Herren französisch spreche, trat Pater Gregorius vor, der renommirte Stiftsbibliothekar, und dieser mußte nun dem Kaiser alle Merkwürdigkeiten des Stiftes zeigen und dieselben erklären.

Als Napoleon in das „Kaiserzimmer" kam, wo er erfuhr, daß hier oft und gern die große Maria Theresia verweilt habe, sagte er: „Das war eine erhabene, bewunderungswürdige Frau, welcher Sie fast Alles verdanken, was Sie im Lande Herrliches haben." — In ein Eckzimmer tretend und die Aussicht betrachtend, rief er aus: „Wie ist doch Ihr Oesterreich so wunderschön! Es verlohnt sich wahrhaft der Mühe, es so tapfer zu vertheidigen."

Eine kleine Pause entstand; dann fuhr Napoleon fort:

„Nun, meine Herren, lassen Sie uns jetzt ein wenig von Geschäften sprechen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich aus Ihren Kellern doch den berühmten Wein kosten, den Sie meinem Armeelieferanten für die Garde schicken. Meine Adjutanten werden den Kellermeister über die Treppe geleiten, damit keine Verwechslung geschieht."

„O, Eure Majestät", erwiderte Pater Gregorius gekränkt, „Sie glauben doch wohl nicht, daß wir Ihren Garden gefälschten Wein geben? Wir haben nur guten Wein hier."

„Beruhigen Sie sich darüber, lieber Pater; ich bin in Ihrem Lande an zu viel Edelsinn gewöhnt, um zu glauben, daß von Ihrer Seite ein Betrug käme. Wir wollen uns nur überzeugen, wie der echte Klosterneuburger schmeckt."

Der Wein wurde gebracht — Napoleon trank.

„Ein vortrefflicher Wein!" rief er aus. „Rapp, kosten Sie doch — und auch Sie, meine Herren Adjutanten — dann nehmen Sie Ihr Urtheil über den österreichischen Wein zurück."

Alle kosteten und erklärten, es sei der Wein vortrefflich, sie begriffen nicht, wie man denselben nicht hinunter bekäme.

Napoleon ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Pater Gregorius stehen und sagte mit vor Zorn fast erstickter Stimme:

„Sie betheuern mir also, daß dies derselbe Wein sei, den Sie dem Lieferanten für die Garde übergeben haben?"

„Ganz derselbe."

„Mes pauvres soldats! (Meine armen Soldaten!)" murmelte Napoleon und wurde leichenblaß. „Rufen Sie den Schurken!"

Der Lieferant trat alsbald ein.

„Misérable, qu'avez-vous fait? (Elender, was habt Ihr gemacht?)" herrschte ihm Napoleon zu.

Der Lieferant wollte sich entschuldigen, aber der Kaiser ließ sofort in seiner Gegenwart vom Auditor die Verhandlung pflegen; es wurden die Fuhrleute geholt, welche den Wein von Klosterneuburg weggeführt hatten, und — diese sagten aus, daß sie den köstlichen Klosterwein in ein Wirthshaus in Wien abliefern mußten, wogegen sie anderen Wein aufgeladen bekamen, den sie an die Garde abzuliefern hätten.

„Was sagst Du zu diesem Allen, Unglücklicher?" donnerte Napoleon.

Der Lieferant fiel auf die Kniee und bat um Gnade. Mit einem furchtbaren Blick der Verachtung sagte Napoleon kaltblütig: „Que l'on me délivre de ce coquin! (Man befreie mich von diesem Spitzbuben!)" — sodann setzte er sich in seinen Wagen und fuhr nach Schönbrunn zurück.

Und während des Fahrens hörte der Kaiser die Schüsse fallen, welche den Lieferanten seinen Betrug mit dem Leben bezahlen ließen.

Napoleon wurde stets rasch bedient, er sah aber auch genau darauf, daß dies geschah.

Wie überhaupt neben nicht zu übersehender Größe in diesem merkwürdigen Mann sich auch Züge von überraschender und störender Kleinlichkeit finden, so bewies er auch Wien gegenüber dieses Mal eine fast kindisch zu nennende Rachsucht wegen des versuchten Widerstandes. Denn nur diesem Gefühl konnte die theilweise Sprengung der Festungswerke entspringen, die anfänglich vom Schotten- bis zum Kärntnerthore in Aussicht genommen, endlich auf dringende Vorstellungen nur zwischen dem ersteren und dem Burgthor in Scene gesetzt wurden. Geben wir noch einmal dem Augenzeugen das Wort:

„Die bei jedem geringsten Anlaß sogleich herausgekehrte Absicht und Macht, zu strafen, jeden kleinsten Mangel an Furcht ohneweiters als ein Vergehen zu rügen, hat wesentlich dazu beigetragen, Napoleon den Völkern widerwärtig zu machen, die asiatische Schwüle seines Wesens konnte das europäische Leben unter keinen Umständen auf die Dauer ertragen. Unter anderen Wahrzeichen seines orientalischen Charakters sticht auch die Leidenschaft hervor, wo er siegend auftrat, einen Denkzettel zu hinterlassen — das mongolische Princip: „es soll kein Baum und kein Haus stehen, wo des Khans Roß getrunken." Er versteckte seine Willkür dabei hinter den Kriegsgebrauch. Kein unscheinbarster Wall, welcher einen Dreipfünder losgefeuert, sobald ihn Franzosen betreten hatten, erhielt einen Stein auf dem anderen. Diese Demolirwuth sollte den Stachel der Demüthigung bis in's Innerste drücken, und das war ebenso übermüthig brutal als unklug. Weil er es aber nicht lassen konnte und die Satisfaction seines opulenten Ehrgeizes ihm über Alles ging, so mußte auch Wien das Schauspiel des symbolischen Ruthenstreichens, das Sprengen und Zerwerfen der widerspenstigen Mauern an allen Ecken erleben. Auch hierbei stellte sich das militärisch-technische Ungeschick heraus; denn wie die französischen Ingenieure bei den Sprengungen zu Werke gingen, scheint jetzt fast unglaublich. Sie wußten nichts Besseres zu thun, als tiefe Schachte im Rücken der Wallbekleidung zu graben, diese mit Pulver zu füllen und nun — darauf losgeknallt! Nicht allein — obgleich der Proceß kunstgerecht, ohne jede Erschütterung und ohne jedes Abspringen von Steinen durchzuführen ist — daß jedesmal die zunächst stehenden Häuser barsten, ein Ziegelhagel und Mauertrümmer mehrere hundert Schritte weit auf das Glacis hinausflogen, das brennende Minenfutter auf die Brennholzlager und Strohmagazine fiel und diese in Brand

steckte, sondern auch die Mineurs selbst kamen niemals mit heiler Haut davon und mit dem letzten Wallstück flog sogar einer ihrer Offiziere auf!"

Auch ein hochinteressantes historisches Denkmal ging mit den Mauern in die Luft — der sogenannte Sobieski-Stein am Fuße derselben. Es war am 13. September 1683, früh Morgens gewesen, als König Johann III. Sobieski von Polen nach der Befreiung Wiens in Gesellschaft des Herzogs Karl V. Leopold von Lothringen, der Churfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Maximilian Emanuel von Baiern das türkische Lager und alle Angriffs- und Vertheidigungswerke der Wiener besichtigte, wobei Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, der zur Begrüßung der Retter aus der Stadt gekommen war und sie als Führer auf den Wegen durch die Batterien, Laufgräben, Ravelins und Bastionen begleitete, allseitig wohlverdientes Lob erntete. An jene Stelle nun, wo sich König Sobieski wegen großer Ermüdung und Erhitzung niedergesetzt hatte (im Stadtgraben, zwischen dem Burg- und Schottenthor), um ein wenig auszuruhen, wurde ein Denkstein gesetzt, in welchem der Name des Königs ausgehauen war. Wie gesagt, es verschwand dieses schöne Andenken an die vorerzählte Begebenheit durch die vorgenommenen Sprengungen der fortificatorischen Werke Wiens.

Nebenbei gesagt, begab sich Wien in jenen Tagen, allerdings freiwillig, eines zweiten werthvollen Andenkens an den Polenkönig — der Tabakspfeife Sobieski's. Der König war nämlich am 13. Mittags mit seinem Sohne beim Grafen Starhemberg in dessen Behausung (Krugerstraße Nr. 7, alt 1013, beschildet „Zur weißen Lilie") geladen, wohin er in einem sogenannten Kobel (gedeckten Wagen) gefahren wurde und wo auch die Vorstellung des ganzen Stadtrathes und Stadtgerichtes stattfand.

Noch war das Festmahl nicht ganz zu Ende, als sich das falsche Gerücht verbreitete, es hätte der Feind von Neuem unterhalb Wien Stellung genommen. Auf des Königs Befehl eilten seine Feldherren Jablonowski, Lubomirski und Rzewuski fort, um die Wahrheit der Nachricht zu erforschen; da sie jedoch nicht alsbald zurückkehrten, eilte ihnen Sobieski nach, ohne, wie es fast immer bei ihm nach Tische zu geschehen pflegte, sich seine Pfeife anzünden zu lassen, die auf dem Speisetische liegen blieb. Man überzeugte sich bald, daß es nur ein blinder Lärm gewesen, und so kehrte der König zurück, seine Pfeife auszurauchen. Als sie ihm Graf Starhemberg überreichen wollte, sagte Sobieski: „Herr Graf, ich habe im Lager des Kara Mustapha eine große Pfeife erbeutet, und da die Türken nicht zurückkehren, um sie mir wieder zu entreißen, so wollen Sie zum Andenken an Ihre Freundlichkeit, mit welcher Sie uns bewirtheten, die meinige behalten."

Diese Pfeife wurde nun Starhemberg's Eigenthum, der sie dann dem Wiener Magistrate überließ. Als aber im Jahre 1809 General Oudinot, der sich durch Milde und Rechtlichkeit die Achtung der Wiener erworben hatte, sich von diesen verabschiedete, überreichte die Gemeindevertretung dem General, dessen Vorliebe für seine Pfeifensammlung sie kannten, als die Franzosen Wien verließen, unter anderen Geschenken auch die Pfeife des Königs Sobieski und sie kam mit dem General an die Ufer der Seine. Im Jahre 1851 erstand in Paris aus der Verlassenschaft Oudinot's ein eben dort weilender Wiener die „Sobieski-Pfeife" um billigen Preis, in der Absicht, seiner Vaterstadt wieder mit derselben ein Geschenk zu machen.

„Um vier Uhr Nachmittags, am 16. Oktober, war die erste Mauerseite in Schutt gerollt, beiläufig um dieselbe Zeit, als vier Jahre später bei Leipzig unsere Truppen in die Schlachtreihen traten. Zwei Stunden vorher hatte Napoleon Schönbrunn verlassen, erst als die Ordonnanz eintraf, welche die Nachricht davon brachte, daß der Mineur die Lunte angelegt habe — im Momente, als der Groß-Khan sich erhob, sollte der Anfang mit dem Denkzettel gemacht werden."

Am 20. November marschirte endlich das letzte französische Militär, nicht ohne daß General Andreossy, dieses Mal nicht der Kaiser selbst, der Bevölkerung und namentlich dem Bürgermilitär für die vorzügliche Haltung dankte.

Am 24. rückten unter freudiger Theilnahme des Volkes die ersten österreichischen Truppen wieder ein und am folgenden Tag kam auch ganz unvorbereiteter Weise Kaiser Franz in einer einfachen Kalesche an und fuhr, von Bürger-Cavalerie begleitet und vom Jubel des Volkes umbraust, durch die Straßen. Es waren schwere Zeiten, die über Fürst und Volk hinweg gegangen waren, und ihre Spuren sprachen aus den Sorgenfurchen im Antlitz des Monarchen, aus tausend Zeichen darniederliegenden Wohlstandes und gestörten bürgerlichen Lebens in der Stadt. Und doch berechtigte der herzliche Empfang der Wiener, bei welchen das freilich gern betriebene Raisonniren selten bis in die Gemüthsregionen sich geltend macht, den Kaiser vollauf dazu, in seiner anheimelnden, dem Volke so sympathischen Weise zu einem städtischen Würdenträger zu sagen: „Gott sei Dank, daß i'h wieder z'Haus bin!"

Den Wienern ist in neuester Zeit ein Andenken an die Belagerung im Neuner-Jahr neu aufgefrischt worden.

Noch heute hat nämlich die Insel Lobau zahlreiche Spuren des verschanzten französischen Lagers aufzuweisen, wie Gräben, Aufwürfe, Redouten, einestheils überwachsen von wuchernder Vegetation, von der grünen Friedensdecke, anderntheils halb verschlungen von der gierigen Fluth. Die wohlerhaltenste Schanze ist eine mit ihren Winkeln dem Marchfelde zugekehrte, im Halbbogen von Nordost gegen Südost construirte Redoute, mitten durch welche die sogenannte „Napoleonsstraße", eine Communicationslinie von der dreifachen Schiffbrücke bei Ebersdorf über die Lobau bis zur Brücke von Aspern geführt ist. (Bild Seite 176.) Im Jahre 1881 nun ließ die Ebersdorfer Wirthschaftscommission des Gemeinderathes die historischen Punkte auf der Donau-Insel Lobau durch Denksteine bezeichnen, die nach den vom Gemeinderathe Kargl entworfenen Skizzen ausgeführt sind. Diese Denksteine bezeichnen: 1. Die „Napoleonsstraße" von der Ueberfuhr bei Aspern bis in den Lobgrund; 2. den Brückenkopf im Lobgrund; 3. das Pulvermagazin der Franzosen an der nordöstlichen Ecke auf der sogenannten Stiegelhuber-Wiese; 4. den Franzosen-Friedhof, über dem Schanzenhagen gelegen; 5. die Uebergangsstelle über den Stadlauer Donau-Arm, nämlich die Pontonbrücke, über welche die französische Armee am 5. und 6. Juli 1809 aus der Lobau auf das Schlachtfeld von Wagram abgerückt ist; 6. das Hauptquartier des Kaisers Napoleon während der Occupation der Lobau auf der sogenannten Ochsenhalt, auf welcher das Zelt gestanden ist. Alle diese sechs Punkte wurden auf der Katastralkarte bezeichnet und hat sich die Ebersdorfer Wirthschaftscommission zur Ausführung dieser Bezeichnungen aus dem Grunde veranlaßt gesehen, weil in jedem Jahre eine erkleckliche Anzahl von Franzosen diese historischen Punkte mit Vorliebe besucht. Wie schon Eingangs bemerkt, sind die sogenannten Franzosen-Schanzen auf der Ebersdorfer Seite der Insel noch heute deutlich erkennbar.

Wir können diesen Abschnitt des vorliegenden Buches nicht schließen, ohne einer Episode zu gedenken, die noch heute im Gedächtnisse der Bewohner zweier Ortschaften fortlebt — eine französische Strafexecution im Heidenreichsteiner Wald (V. O. M. B). Dieselbe läßt einen Blick thun in die Art und Weise, wie seitens der Franzosen damals „Gerechtigkeit" geübt wurde.

Von den ausgedehnten Waldungen, welche sich den österreichisch-böhmischen Grenzmarken entlang dahinziehen, ist ein nicht unbeträchtlicher Theil ein uraltes Eigenthum der fürstl. Pálffy'schen Fideikommiß-Herrschaft Heidenreichstein V. O. M. B. Große Strecken dieses Waldrevieres sind noch vor zweihundert Jahren jungfräulicher Urwald gewesen, in welchem jahrelang weder das Scharren einer Säge, noch der Hieb eines Beiles ertönte, eben darum aber desto munterer zahlreiches Wild aller Art sich herumtrieb. Die vielen Moorgründe von starker Mächtigkeit, welche sich in den Niederungen dieses Waldrevieres befinden, wurden von jeher sogar von edlem

Federwild bewohnt. Der balzende Auerhahn, der prachtvoll befiederte Schild- oder Birkhahn, das Haselhuhn, die Moos- und Waldschnepfe u. s. w. lohnten dort dem Schützen von jeher des Lauerns Beschwerde. Noch steht aufrecht das hölzerne, von Nikolaus VIII. Grafen von Pálffy ab Erdöd erbaute Jagdhaus*), welches der bedeutende Jagdliebhaber Kaiser Franz I. (Gemal der großen Maria Theresia) bei Gelegenheit der in den hiesigen Forsten und Mooren in den Jahren 1763 und 1764 abgehaltenen Auerhahnjagden mehrere Tage hindurch bewohnte. In geringer Entfernung von der Stelle, welche dieses Jagdhaus einnimmt, schlug am 10. Juni 1666 die Flamme eines Waldbrandes empor, der unter die gräßlichsten gehört, welche in Oesterreichs Forsten wütheten. Den furchtbaren Verheerungen desselben Grenzen zu setzen war umso schwieriger, da das zunächst vorausgegangene unglaublich heiße Jahr 1665, welches die meisten Bäche und Brunnen trocken legte, und durch seine äthiopische Gluthhitze viele Menschen und Thiere tödtete, den gefräßigen Flammen durch abgedorrte Gräser, Gesträuche, Aeste und Bäume Nahrungsstoff in Hülle und Fülle bereitet hatte. Auf dem durch diesen gräßlichen Brand verheerten Terrain wurde von böhmischen Ansiedlern nach und nach eine Ortschaft gegründet, welche bis heute aus circa hundert zerstreuten Häusern mit etwa tausend Bewohnern besteht, und im Einklange mit der Veranlassung, der es seine Entstehung verdankt, den Namen „Brand im Heidenreichsteiner Walde" führt.

Dieser Ort ist es, dessen Bewohnern eine daselbst am 28. August 1809 von den Franzosen vorgenommene militärische Straf-Execution wohl nie aus dem Gedächtnisse entschwinden wird.

Veranlassung zu jenem traurigen Ereignisse gab eine Gewaltthat, welche ein französischer, als Ordonnanz aus der Stadt Litschau in die Stadt Gmünd beorderter Reiter an einem Bauersmanne verübte, der von Thaures nach Nagelberg fuhr und an seinem Fuhrwerke rückwärts einen Gaul angebunden hatte. Auf nichts Arges gefaßt, fuhr dieser gemächlich dahin. Unweit des Dorfes Brand holte ihn der flinke Franzmann ein, und kaum war dieser des rückwärts befestigten Gaules ansichtig geworden, als er nach demselben lüstern wurde. Ohne über die damals bei der gesammten französischen Nation von der obersten bis zur untersten Schichte in Verwirrung gerathenen Begriffe von „Mein" und „Dein" erst weitläufige Betrachtungen anzustellen, ritt er um das Fuhrwerk herum, befreite den Klepper von seinen Banden und machte Anstalt mit seiner unverhofften Beute im Siegesfluge fortzueilen! Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen! Statt dem flinken Franzmann dafür Dank zu sagen, der ferneren Sorge für diesen Gaul entledigt zu sein, setzte sich der Bauer wider alles Vermuthen zur Wehr, und als er sich seinem Gegner allein nicht gewachsen fühlte, rief er fremde Hilfe herbei, die ihm auch sogleich zu Theil geworden ist. Ohne Säumen schaarte sich ein Häuflein Insassen aus den Nachbarortschaften Brand und Finsternau zusammen und mit hochgeschwungenen Stangen gingen sie dem Franzmanne zu Leib, setzten ihm mit finsteren, drohenden Geberden die Begriffe von „Mein" und „Dein" auseinander und nahmen ihm seine schnell gemachte Beute ebenso schnell wieder ab.

Statt aber nun seinen Weg ruhig fortzusetzen, eilte er racheschnaubend in die Stadt Litschau zurück und die Wahrheit wohlweislich verhehlend, berichtete er dem dortigen Commando, er sei von den Bauern in Brand meuterisch angefallen und gewaltsam zurückgetrieben worden; ja er habe sich sogar genöthigt gesehen, in eiliger Flucht sein Heil zu suchen, indem während des Angriffes auf seine Person sogar Sturmgeläute erschallt sei. Wahr ist es nun allerdings, daß zu dieser Zeit Glockengeläute vom Thurme zu Brand herab erschallte, keineswegs aber als meuterisches Zeichen, sondern als frommer Ruf an die Gemeinde, der heiligen Messe beizuwohnen, die, wie gewöhnlich, zu dieser Stunde abgehalten wurde.

*) Dasselbe bestand ursprünglich aus sechs Zimmern und einer Küche; gegenwärtig ist die Hälfte des Hauses bereits abgetragen.

Kurze Zeit darauf verbreitete sich die Nachricht im Dorfe, es werde dieser That wegen von Seite der Franzosen ein strenges Strafgericht über die Bewohner des Dorfes Brand ergehen, durch Feuer und Schwert werde dieser Frevel gegen die große Nation gerächt werden! Durch diese Nachricht erschreckt, rafften die meisten Einwohner ihre fahrende Habe zusammen und flüchteten sich mit derselben in die benachbarten Wälder und Moore. Auch wurden, um von der Annäherung der Rächer schleunige Kunde zu erhalten, an mehreren Punkten Wachen ausgestellt. Bei der Einleitung dieser Sicherheitsmaßregeln entwickelte besonders der Sohn des Wirthes zu Brand, Josef Inkhofer, ein rüstiger Bursche, der auch schon bei dem Angriffe auf den räuberischen Franzmann eine wichtige Rolle gespielt hatte, große Thätigkeit.

Wirklich ritten bald darauf zwanzig Mann Chasseurs in das Dorf ein, die sich im Gasthause auf Kosten der Gemeinde einquartierten. Ihr Aufenthalt war aber nur von kurzer Dauer; schon nach drei Tagen zogen sie wieder ab. Wahrscheinlich war diese kleine Schaar nur dazu bestimmt gewesen, die Lokalität zu erforschen, die Stimmung der Gemüther zu prüfen und Nachrichten über die an jenem Attentate betheiligten Personen einzuholen. Nach dem Abzuge jener zwanzig Mann athmeten alle Bewohner des Dorfes wieder freier, man hielt nunmehr alle Gefahr für beseitigt, die bange Sorge bleichte nicht länger die Wangen! Doch die nach dem Abzuge jener zwanzig Mann eingetretene Ruhe war nur eine Windstille, die einem furchtbaren Gewitter vorausgeht. An dem verhängnißvollen 28. August zerplatzten auf einmal wie Seifenblasen die träumerischen Hoffnungen, in die man sich eingewiegt hatte.

Einem aus dem französischen Hauptquartiere eingetroffenen Befehle gemäß rückte in der Nacht, die jenem Tage vorausging, plötzlich ein Reiterregiment, das aus 900 Mann bestand, in die Gegend von Brand vor, die beiden Ortschaften Brand und Finsternau wurden wie ein gehetztes Wild von allen Seiten mit Mannschaft umstellt, alle Wege und Stege wurden besetzt und in die Nähe der Kirche, des Pfarr-, Schul- und Wirthshauses noch insbesondere ein kleiner feindlicher Haufen postirt. Bei Anbruch des Tages bestiegen die Feinde selbst den Thurm und zogen die Glocken, in der Meinung, von dem Geläute gelockt würden die Bauern sogleich bewaffnet aus ihren Häusern stürzen, sich zusammenrotten und gegen den feindlichen, bei der Kirche aufgestellten Posten Gewalt in Anwendung bringen. Doch sie hatten sich verrechnet. Alle Thüren blieben verschlossen, Niemand trat über die Schwelle seines Hauses.

Der Chef dieser Executionstruppen hielt nun dafür, in einer seiner Mannschaft unbekannten Art und Weise des Geläutes liege vielleicht die zauberische Kraft, welche die Bauern zu meuterischen Zwecken zu versammeln vermöge. Somit wurde der Schullehrer eilig herbeigeschleppt und ihm aufgetragen, in üblicher Weise Sturm zu läuten. Aber auch dieses zweite Geläute that keine Wirkung; auch nicht ein Bewohner beider Gemeinden ließ sich dadurch aus seiner Behausung locken. Demnach wurde beschlossen, Soldaten in jedes Haus zu senden mit dem Auftrage, die Männer gewaltsam zur Kirche zu führen.

Auch der Pfarrer des Ortes, Namens Martin Brühl, geboren zu Rzucz in Böhmen, ein ehrwürdiger Greis von siebzig Jahren, wurde während dieser Zeit herbeigeholt. Er erhielt den Auftrag, die heilige Messe zu lesen, welcher sowohl die Offiziere, als auch die herbeigeführten Männer beiwohnten. Am Schlusse der heiligen Messe wurde die Kirchenthüre gesperrt und bewacht. Jetzt begehrte der feindliche General im barschen Tone die Namhaftmachung aller jener, welche an der Affaire vom 14. August betheiligt seien, sowie auch die Namen derjenigen, die während des Angriffs auf den französischen Reiter Sturm geläutet hatten. Sein Begehren schloß er mit der Drohung, daß, wofern demselben nicht allsogleich entsprochen würde, der Seelsorger und der Ortsrichter ohne Barmherzigkeit strangulirt werden würden!

Welche Feder ſchildert den Schrecken, der ſich bei dieſer fürchterlichen Drohung auf den Geſichtern der Verſammlung abprägte! Krampfhaft zuckten die Nerven der im Kreiſe verſammelten Bauern, eiſige Kälte durchlief ihre Glieder und dumpfes Schweigen herrſchte ringsherum; nur bange Seufzer hörte man leiſe der beklemmten Bruſt entſteigen, während den meiſten ſchwere Thränentropfen in den Augen glänzten! Nur Einer verlor den Muth nicht, und dieſer Eine war der Seelenhirt! Die Hand auf ſein gutes, redliches Herz legend, rief er aus: Ich bin mir keiner Schuld in dieſer Sache bewußt; dennoch bin ich zum Tode bereit, wenn ich mit meinem Leben die Rettung meiner Gemeinde zu erkaufen vermag. Ich habe lange genug gelebt, um die Kunſt zu erlernen, ruhig und gefaßt ſterben zu können. - Gottes Wille geſchehe!" — Und nun ſank der Greis hin auf ſeine Knie und holte ſich im Gebete die Weihe zum Tode!

Talma. (Seite 182 u. f.)

Sprachlos und bleich ſtanden aber noch immer die verſammelten Bauern herum. Das Blut ſchien ſeinen Kreislauf eingeſtellt zu haben, und die Organe der Sprache ſchienen in ihnen bereits erſtorben zu ſein. Da donnerte der feindliche Befehlshaber das zweite Mal die nämliche Frage und die nämliche Drohung heraus. Jetzt erſt errang ſich einer der Herbeigeſchleppten, und zwar der Wirth, die nöthige Kraft, um die Worte zu ſtammeln: „Ich weiß es nicht!" Kaum aber hatte der Unglückliche dieſe verneinenden Worte geſprochen, ſogleich wurde im grimmigſten Tone der Befehl ertheilt, das Wirthshaus, die Schule und das benachbarte Bauernhaus Nr. 9 in Brand zu ſtecken. Um nicht einem ähnlichen Schickſale zu verfallen, trat nun ein Bauer aus dem Orte Finſternau hervor und lüftete den Schleier, der bis zu dieſem Momente die Namen der Betheiligten deckte. Jeder dieſer Genannten wurde nun aus der Kirche unter militäriſcher Bedeckung abgeführt, und nachdem ihm eine kurze Friſt zur Rettung der werthvolleren Habſeligkeiten eingeräumt worden war, unter Androhung des Todes gezwungen, eigenhändig die Brandfackel an die vier Ecken ſeines

Hauses anzuhalten. Auch der Pfarrer wurde jetzt aus der Kirche mit der Weisung entlassen, seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen.

Hierauf begaben sich auch sämmtliche Offiziere aus der Kirche, ließen aber die eingefangenen Bauern bei verschlossenen Thüren darin zurück. Jedoch sie blieben nicht lange darin allein — bald, bald bekamen sie die Verzweiflung zur Gefährtin. Schon nach wenigen Minuten loderten die Flammen des brennenden benachbarten Schulhauses und Gasthauses empor, die Kirchenfenster fingen an klirrend zu zerspringen, ein furchtbares Gepolter ertönte auf dem Kirchenboden, krachend stürzte das Gebälke des Dachstuhles auf das Gewölbe, zerschmettert fielen Lampe und Luster auf das steinerne Estrich, ohne fremdes Zuthun erschallten die Glocken des Thurmes, mit kläglichen Tönen ihren Grabgesang in die Lüfte heulend, selbst das Kreuz löste sich vom Thurme ab und stürzte gemeinschaftlich mit den geschmolzenen Glocken zur Erde nieder.

Plötzlich sahen die Versperrten auch auf der entgegengesetzten Seite, auf welcher das Pfarrhaus seine Stelle hatte, Flammen gegen Himmel aufschlagen und gefräßig um sich greifen. Konnten wohl die Armen noch zweifeln, daß das Feuer auch die Kirche ergriffen, ja sogar über ihre Häupter hinweg sich zum Pfarrhofe Bahn gebrochen habe? Mußten sie nicht jeden Augenblick befürchten, daß dieses schrecklich verheerende Element zuletzt auch noch den Weg in das Innere der Kirche finden könne, daß dasselbe ehestens auch sie in seinen feurigen Mantel hüllen werde? In banger Erwartung noch gräßlicherer Dinge krochen daher Einige auf den Knien in der Kirche herum, im Geiste von den Ihrigen bereits Abschied nehmend und ihre Seele Gott empfehlend; Andere streckten die gefalteten Hände durch die Fenster der Kirche dem gleichgiltig gaffenden Feinde entgegen, mit kläglicher Stimme um Gnade und Barmherzigkeit flehend!

Endlich, nachdem die Armen alle Stadien der Todesangst durchgemacht hatten, und auf den Stufen gräßlichen Schmerzes bis zum Culminationspunkte der Verzweiflung hinangestiegen waren, endlich hatte die Gnade von Oben die Herzen der Feinde erweicht, ihr Rachedurst war gestillt, und der Augenblick der Erlösung kam heran. Die Kirchenthüren wurden wieder aufgeschlossen, und die vom Todesschweiße triefenden Männer hinauszutreten geheißen. Das harte Herz des Feindes aus Erfahrung kennend, besorgten sie aber auch jetzt noch das Aeußerste.

Alle standen in der Erwartung bei ihrem Austritte aus der Kirche, wenn auch nicht strangulirt, doch wenigstens füsilirt zu werden. Keiner aus ihnen wollte daher zuerst den Fuß über die Schwelle setzen. Endlich vom Rauche und von der Hitze, die im Innern der Kirche bereits immer mehr und mehr um sich gegriffen, fortgetrieben, wälzten sie sich in Gestalt eines Knäuels zur Thüre hinaus, ängstlich vorwärts blickend, ob ihnen nicht die Mündung feindlicher Geschosse dräuend entgegenstarren, und zugleich ängstlich lauschend, ob nicht von irgend einer Seite das schreckliche Commandowort ertöne, sie todt zu Boden zu strecken. Obschon sich aber ihre Besorgnisse als ungegründet erwiesen, obschon man sie nicht weiter beunruhigte, sondern frei ihren Weg ziehen ließ, so blieb dennoch ihr Geist dergestalt verwirrt, daß mancher aus ihnen sich nicht einmal sogleich über die Lage seiner Wohnung zurechtzufinden wußte.

Todtenbleich stürzten sie fort und nachdem sie endlich zu Hause angelangt, waren sie vor allem darauf bedacht, die werthvolleren Habseligkeiten aus ihren Häusern zu retten. Das Flammenmeer, das sie rings um sich erblickten, steigerte nämlich ihre Vermuthung zur festen Ueberzeugung, daß auch ihre Wohnungen ganz gewiß den Flammen geopfert werden würden. Allein es ist bei der Einäscherung der Kirche, des Pfarrhofes, des Schulgebäudes, des Gasthauses und jener fünf Nachbarhäuser*), in welche ihre Eigenthümer selbst die Brandfackel stoßen mußten, verblieben. Selbst die Einäscherung der Kirche und des Pfarrhofes lag

*) Drei der angezündeten Häuser gehörten zur Ortschaft Brand, zwei zur Ortschaft Finsternau.

keineswegs im Plane des Feindes; beide wurden nur durch die aller Berechnung spottende Richtung des Feuers ein Opfer dieses furchtbaren Elementes.

Nach beendigter Exekution zog die französische Truppe in der Richtung gegen Heidenreichstein ab, die traurige Wahrheit bestätigend, daß eine feindliche Invasion, und mögen die Krieger, die sie vollführen, auch dem civilisirtesten Volke der Erde angehören, stets eine der schrecklichsten Geißeln der Menschheit sei.

Erwähnung verdient auch noch eine edle That eines französischen Kriegers, der an dieser militärischen Execution Theil nahm. Im Dunkel der Nacht schlich er sich an das Wirthhaus heran und rief die Warnung in das Haus, daß das Leben des Wirthssohnes in größter Gefahr stehe, vielleicht noch durch unverweilte Flucht gerettet werden könne. Derselbe war nämlich den Franzosen als das Haupt der vermeintlichen Meuterer bezeichnet worden. In weiblichen Kleidern ist derselbe auch wirklich glücklich in den benachbarten Wald entkommen. Man vermuthet, daß der großmüthige Warner aus der Umgegend von Brand gebürtig gewesen, zum österreichischen Militär assentirt worden, jedoch seiner Fahne entwichen, und in die feindlichen Reihen übergetreten sei. Selbst dieser Umstand vermag jedoch das schöne Gepräge dieser Handlung nicht zu verwischen.

Das Trauerspiel in Tirol.

Mit Recht gibt ein deutscher Dichter, Immermann, einer seiner Dichtungen diesen Titel; denn dieser heldenmüthige Kampf eines an seinen Erinnerungen, seiner Geschichte und seinem Fürstenhaus mit so seltener Treue hängenden Volkes gegen eine aufgedrungene Herrschaft, ist eines der ergreifendsten Trauerspiele, die je auf der großen Bühne der Weltgeschichte in Scene gingen.

Schon in den Feldzügen von 1796, 1797, 1799 und 1800 war Tirol vorübergehend von den Kriegsstürmen berührt worden und namentlich im zweitgenannten erwarben sich die „Schützencompagnien" hohen Ruhm in den am westlichen Eingang des Pusterthales gegen Joubert siegreich gelieferten Gefechten bei Spinges und Mühlbach.

Das unglückliche Jahr 1805 zog das schöne Gebirgsland mehr in Mitleidenschaft. Als General-Gouverneur fungirte Erzherzog Johann (Bild Seite 200), der sich durch Leutseligkeit und Fürsorge die begeisterte Anhänglichkeit der Tiroler erwarb und als „Herzog Hannes" sich derselben auch bis an seinen Tod erfreute.

Beim Beginn des Feldzuges übernahm er auch das Commando der in Tirol stehenden, durch die Landesschützen verstärkten Truppen, die als Mittelglied zwischen den großen kaiserlichen Armeen dienen, und einem Angriffe der durch Franzosen verstärkten Baiern entgegentreten sollten.

In der That wurden die Letzteren unter Deroi beim Passe Strub mit großem Verluste zurückgeworfen, woran die Bauern vorzüglichen Antheil hatten, die als vorzügliche Schützen um so eher ein verheerendes Feuer unterhalten konnten, als Mancher von ihnen zehn Büchsen und eigene „Ladeknechte" mit sich führte.

Doch mit dem Unglück von Ulm gingen die in Tirol und Italien erfochtenen Vortheile verloren. Erzherzog Karl führte seine Armee zum Schutze der Residenz zurück und auch die Lage des Erzherzogs Johann wurde desto bedenklicher, als unter Ney und Augereau französische Korps zur Unterstützung der Baiern nahten. Wohl wurde des ersteren Angriff auf die Scharnitz zurückgeschlagen, aber bald darauf mußte diese wichtige Stellung, die von Oberst Swinburne heldenmüthig vertheidigt wurde, aufgegeben werden, das ganze Innthal ging verloren und erst am Brenner konnte man dem Vordringen der Franzosen wieder Stand halten.

Im November wurde aber auch diese Stellung unhaltbar und stets von Ney verfolgt, trat Erzherzog Johann den Rückzug durch das Pusterthal an, um nach Kärnten übertretend, sich, wie schon einmal erwähnt wurde, bei Windischgrätz mit der Armee seines Bruders zu vereinigen.

Wohl kam es zwischen den Bauern, die von versprengten österreichischen Truppen unterstützt wurden, und den Feinden in der Umgegend von Bozen noch

zu einzelnen Gefechten. Aber es war kein Erfolg mehr zu hoffen, das Land war bald ganz in der Gewalt der Baiern und Franzosen und mußte sich den Stipulationen des Preßburger Friedens fügen, die es aus dem vier und ein halb Jahrhunderte währenden Verband mit Oesterreich rissen und an Baiern brachten.

Wohl erklärte Kaiser Franz in einem Schreiben an den Vorsitzenden der tirolischen Stände, den Grafen Brandis, daß er Tirol „nur mit dem umsichtigsten Vorbehalt der Verfassung und aller Rechte" abgetreten habe, aber wann wären jene Bestimmungen des Friedensvertrages, die nachträglich dem Sieger unbequem wurden, ernst genommen und ausgeführt worden?

So ging es auch mit jenen des Preßburger Friedens, in welchen sich Baiern, das sich unter dem Schutze des Rheinbundprotectors sicher fühlte, zur Schonung der Verfassung und Rechte Tirols verpflichtete. Man behandelte das Land mit brutalem Uebermuth, eine Schaar von habgierigen baierischen Beamten ergoß sich über dasselbe und nicht einmal den Namen wollte man ihm lassen, — aus Tirol sollte ein „Südbaiern" werden, das Hängen an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen wurde ein Verbrechen, denn man witterte dahinter sofort Auflehnung und Sympathie für das frühere Regentenhaus, — die freilich in allen Tirolerherzen lebendig genug war.

Und gerade der Tiroler hängt, wie überhaupt die Gebirgsbewohner, so sehr am Althergebrachten und fügt sich nicht leicht wie das Volk der Schweiz

„dem gewaltsam neuen Regiment,
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.
Nicht tragen sie verweg'ne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens."

Diese Stabilität der Anschauungen und Gewohnheiten mag oft zu weit gehen und Schuld tragen, daß so ein Land hinter dem Wall seiner Berge nicht alle Phasen der rasch wechselnden Weltentwicklung mitmacht, im Großen und Ganzen aber ist sie eine hoch achtbare Eigenschaft, denn durch sie werden auch die Güter der Civilisation zum festen Eigenthum des Volkes, ohne daß sie sofort wieder von irgend einer flüchtigen Wendung des öffentlichen Geistes geschädigt werden, wie es rascher aufnehmenden Völkern wohl passirt.

Als nun auch noch unkluge und schroffe Maßregeln des baierischen Staatsministers Montgelas, eines Anhängers des kältesten staatlichen Rationalismus, das religiöse Gefühl der strenggläubigen Tiroler verletzten und der Klerus seine fast unumschränkte Autorität über die Gemüther zu Ungunsten der bestehenden Herrschaft anwendete, wurde der Groll immer gewaltiger und im ganzen Volke lebte bald nur mehr der Gedanke „wieder österreichisch zu werden".

Die Verbindungen mit dem Stammland hatten nie aufgehört und die Vertrauensmänner des Volkes standen in lebhaftem Verkehre mit maßgebenden Persönlichkeiten in Wien, unter welchen Hormayr, selbst ein geborner Innsbrucker und besonderer Vertrauensmann des Erzherzogs Johann, sich befand.

In erster Linie stand unter diesen Vertrauensmännern Andreas Hofer (Bild Seite 201), der „Sandwirth" (so beigenannt von seinem Wirthshause zu St. Leonhard „am Sand" genannt in Passeyer, Bild Seite 216), der schon 1796 und in den späteren Jahren als Hauptmann einer Schützenkompagnie sich hervorgethan hatte und 1805 vor Ausbruch des Krieges als Begleiter des Erzherzogs das ganze Land bereist und bei Organisirung der Streitkräfte mitgewirkt hatte. Als daher im Winter von 1808 auf 1809 Winke von Wien kamen, die auf einen nahen Ausbruch des Kampfes schließen ließen, machte sich der „Andreadl" auf, um mit den Wiener Herren die nöthigen Verabredungen zu treffen.

Am 20. Januar 1809 kamen denn aus Tirol heimlich Abgeordnete nach Wien, und zwar waren dies Andreas Hofer, der Besitzer des Sandwirthhofes, Peter Huber, Gastwirth in Bruneck, und Franz Anton Nessing von Bozen. Sie nahmen ihr Quartier in dem Hause zu Gumpendorf Nr. 269 (heute Mariahilf, Mittelgasse Nr. 33), wo der Hofbüchsenspanner des Erzherzogs Johann, Anton Stöger, wohnte, und hielten sich daselbst wohl versteckt. Hofer insbesondere, der ungemein kenntlich war, durfte nicht ausgehen, da er schon beim ersten Male von einem Rudel Gassenjungen mit lautem Halloh begleitet worden war, sondern er mußte des Abends, wenn es bereits finster geworden, sich zum Nachtessen in die Wohnung des Freiherrn Josef von Hormayr (Renngasse, heutige Nr. 4, damals 155) begeben, wo man sich über die tirolischen Angelegenheiten besprach.

Eines Abends war Hormayr nicht wenig überrascht, als Hofer nicht kam, dagegen jedoch der Minister des Auswärtigen, Johann Philipp Graf Stadion, zu ihm schickte und ihn schleunigst in die Staatskanzlei entbieten ließ.

„Halten Sie so Ihr Wort?" fuhr der Minister den Archivdirector der geheimen Staatskanzlei an. „Sie haben versichert, daß die Tiroler versteckt bleiben werden, statt dessen laufen sie überall herum und hetzen mir den Andr'ossy*) und den Rechberg**) an den Hals?"

„Entschuldigen Exzellenz", antwortete Hormayr, „das ist wohl kaum möglich, noch nie hat ein Tiroler sein Wort gebrochen!"

„Wie können Sie das behaupten wollen? Gehen Sie hinüber ins Kärntnerthortheater — dort sitzt Ihr „Bart-Mensch" von Sandwirth und das gesammte Publikum gafft nach ihm, als besäße Wien kein zweites so schönes Bart-Exemplar."

Nun erschrack Hormayr ernstlich und rannte nach dem Theater. Richtig — da saß Andreas Hofer mit dem wunderschönen Barte im ersten Parterre und fand auffällig viel Vergnügen an der Darstellung. Sobald der Vorhang gefallen war, steckte Hormayr dem Billeteur ein Trinkgeld zu und bat ihn, dem „ungarischen Viehhändler mit dem langen Barte" in das Ohr zu sagen, es sei der Landsmann mit dem Wein und den Pferden angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen. Ungern folgte der Tiroler, war aber sehr überrascht, als Hormayr hinter einem Pfeiler hervortrat, ihn unter das Thor eines der Augustinerbastei angebauten kleinen Hauses zog und dort derb abkanzelte. (Dieses, seit längerer Zeit bereits demolirte Haus wurde anfangs der Sechziger Jahre mit einem Wandgemälde, Hofer darstellend, geschmückt.)

„Aber Andreal", sagte er, „sonst halten die Tiroler doch Wort und Du hast mir in die Hand versprochen, daß Du Dich verborgen halten wirst. Während dem laufst in Dein' auffallenden Anzug und mit Dein' bärtigen Rüssel in's Theater, damit Du die Operntriller anhörst, und anschau'st, wie sie beim Ballet die Bein' ausstrecken!"

„Ich hab' nix versprochen," erwiderte Hofer, „als daß ich mich beim Tag nirgends sehen laß'. Jetzt is es Nacht."

Hormayr erschöpfte sich in Auseinandersetzungen der traurigen Folgen; aber Hofer fragte blos fortwährend, wo denn der Landsmann mit dem Wein und den Pferden sei. Als ihm Hormayr entgegnete, daß dies nur ein Vorwand gewesen, um ihn fortzubringen, erwiderte Hofer: No, dann kann ich ja gleich wieder 'neingeh'n und mich auf mein' Platz setzen. Ich hab' für's ganze Stuck gezahlt und schon viel versäumt." Hormayr gab ihm keine Antwort mehr, packte ihn fest am Arme und schleppte ihn nach Hause.

Neben Andreas Hofer sind noch als Führer der Tiroler berühmt geworden Josef Speckbacher, der „Mann von Rinn", ein Mann von herkulischer Kraft, der schon als Knabe einen Bären erlegt und einen gefangenen Lämmergeier

*) Der nachmalige französische Gouverneur von Wien.
**) Der baierische Minister.

mit den bloßen Händen festgehalten hatte, dabei von großen natürlichen Gaben und militärischem Scharfblick, dann Teimer, Maier, Straub und andere.

Neben Hofer aber am populärsten wurde der Kapuzinermönch von Klausen Joachim Haspinger, (Johann Kapistran Simon mit dem Weltnamen; Bild Seite 209) oder „Pater Jochem", dessen langer rother Bart als eine Art Kriegsfahne im Kampf voranflatterte, der ritt und den schweren Säbel schwang wie ein Held, und durch geistlichen Zuspruch die Kämpfer entflammte, gleich einem zweiten Kapistran.

Der Krieg des Jahres 1809 fand seinen vielversprechenden Beginn durch den völligen Sieg der Volkserhebung in Tirol. Schon durch Wochen durchliefen geheime Zeichen das ganze Land, von den Höhen flammten Feuer, die Flüsse herab schwammen Mehl und Blut und auf kleinen Brettchen befestigte rothe Fähnchen; Weiber und Kinder dienten als Boten, um zum Aufbruch zu mahnen und am 8. April erging endlich von Andreas Hofer „im Namen des Erzherzogs Johann von Oesterreich" die Ordre: „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgegangen und Jeder ermahnt, tapfer d'reinzuschlagen".

Schon am folgenden Tag begannen die Feindseligkeiten. Durch das ganze Innthal und über den Brenner bis hinab nach Botzen loderte der Aufstand zu gleicher Zeit auf, so daß die getrennten bayerischen Abtheilungen ihre Rettung nur im Rückzug finden konnten und auch die von Italien aus zur Armee in Deutschland ziehenden französischen Heerhaufen ihren Marsch unterbrechen mußten. Von Kärnten aus drang zugleich der österreichische General Marquis von Chasteler das Drauthal entlang in Tirol ein und schlug in erbitterten Kämpfen die Baiern bei St.-Lorenzen und an der Ladilscherbrücke.

Der furchtbare Kampf am Sterzinger Moos, der von Hofer mit dem Passeyrer Landsturm ausgefochten wurde, lehrte die Baiern die volle Gefahr dieses Krieges kennen. Mit Heuwagen als Schutz drangen die Bauern unaufhaltbar gegen die Geschütze vor und Sensen, Heugabeln, Dreschflegel, Morgensterne, wohl auch die wuchtigen Kolben der Stutzen räumten unter den bestürzten Soldaten auf, deren Muth vor der entfesselten Kampfwuth dieses Volkes nicht Stand hielt.

Vom 11. bis 13. April dauerten im Angesichte von Innsbruck die Kämpfe am Berge Isel, welche mit der Vernichtung oder Gefangennahme der vom Brenner heranziehenden bayerischen und französischen Schaaren endeten, die Landeshauptstadt und den ganzen Norden des Landes befreiten.

In naiver Siegesfreude berichtete Straub darüber an den „geliebten Landesvater Franz" mit dem Beisatz: „Napoleon solle nur wieder kommen, man wird ihm schon die Siege auf seinem falschen Buckel ausklopfen."

Auch der Süden des Landes wird nun durch Marquis Chasteler und den Landsturm von den Franzosen befreit und Ende April ist nur mehr die Festung Kufstein in der Hand der Feinde, in Innsbruck installirt sich eine kaiserliche Regierung unter Hormayr, die vorsichtig dafür sorgte, für einen neuen Angriff gerüstet zu sein.

Die Unglückstage von Eckmühl und Regensburg äußern ihre Wirkung. — Baiern und Franzosen unter Karl Philipp Fürst Wrede und Franz Josef Lefebre, dem Herzog von Danzig, dringen unter furchtbaren Greueln wieder in das Land, schlagen bei Wörgl den Marquis von Chasteler und stoßen wieder am Berge Isel auf die „dummen Bauern", wie sie der baierische General nannte.

Aber in furchtbaren Kämpfen vom 25. bis 29. Mai werden die aus Franzosen, Sachsen und Baiern bestehenden 30.000 Mann des Feindes von 18.000 Tirolern zurückgeschlagen, welche die Natur selbst zum Kampfe gegen die Bedrücker des Landes aufrufen. Wo die steilen Wege emporführen, werden hinter Balken und Baumstämmen gewaltige Steinlasten aufgethürmt, und wenn die Soldaten heraufklimmen genügen einige Axtschläge, um die furchtbare Last in's Rollen zu bringen, so daß Fels und Baum mit rasendem Schwung in die Tiefe

rollt, die Reihen der Feinde zerreißt und deren zerschmetterte Glieder mit in das Thal hinabrollt.

Der Grimm Napoleon's über diesen Widerstand des tapfern Bergvolkes war umso erklärlicher, als er an Spanien ein Beispiel von der Gefährlichkeit eines solchen Krieges hatte. Ein besonderer Tagesbefehl lautete dahin, „daß ein gewisser Chasteler, angeblich General im österreichischen Dienste, beschuldigt, die Ermordung baierischer und französischer Gefangenen veranlaßt zu haben, im Falle seiner Gefangennehmung vor eine Militär-Kommission zu stellen und binnen vierundzwanzig Stunden zu erschießen ist."

Auf den Kopf des „Generals Barbon" (Graubart), wie sie Hofer wegen seines langen Bartes nannten und des fripon barbe-rousse (rothbärtigen Spitzbuben), wie sie Pater Haspinger bezeichneten, aber wurden ziemlich bedeutende Preise gesetzt und der Aufruf an die Beiden gesendet. Wie Haspinger selbst dem ihm befreundeten Schreiber dieser Zeilen erzählte, hat derselbe dem feindlichen General lakonisch geantwortet: „Der rothbartete Spitzbua ist artiger und bemerkt bloß: die Nürnberger henken Kein' bevor sie ihn haben."

Doch es kam der Tag von Wagram, der Waffenstillstand von Znaim und an die österreichischen Truppen erging der Befehl, das Land Tirol zu räumen. Bestürzt und erbittert sahen sich die tapfern Kämpfer vor der harten Möglichkeit, ja Gewißheit, wieder die verhaßte Herrschaft des Fremden ertragen zu müssen. Hochauf loderte der Grimm des Volkes und einen Moment schien es, als wollte es die Treue vergessen und sich dem Abzug der kaiserlichen Truppen unter General Buol und dem kaiserlichen Kommissär Hormayr gewaltsam widersetzen. Doch durch das Dazwischentreten Besonnener wurde das Aeußerste verhütet, man fügte sich der grausamen Nothwendigkeit, die Truppen zogen ab, der Widerstand schien gebrochen und Andreas Hofer verbarg sich in einer Höhle des Passeyer.

Nun drangen die Heerhaufen der Baiern und Franzosen wieder von allen Seiten in das Land und hausten auf furchtbare Weise. Sofort sammelten sich auch die erbitterten Bauern wieder und schon am 4. 5. und 6. August prasselten abermals auf die durch das Eisackthal ziehenden Colonnen des Generals Rouher die Felslawinen nieder und die Kugeln der nie fehlenden Tirolerstutzen räumten unter den entsetzten Soldaten auf. Die Siege Haspinger's und Speckbacher's bei Oberau und Mittewald erweckten die alte Zuversicht und die Kunde davon lockte auch den „Andredl" wieder aus seinem Versteck.

Unter seinem Befehl kam es am 13. August zur dritten und blutigen Schlacht am Berge Isel (Bild Seite 217), die den Feinden so riesige Verluste einbrachte, daß Lefebre noch einmal das „verfluchte Land" rpumen mußte.

Nun kam die kurze Glanzzeit der Wirksamkeit Hofer's, wo er als „kaiserlicher Oberkommandant von Tirol in der Innsbrucker Burg residirte und nach seiner Art Verordnungen gab und Maßregeln traf (Bild Seite 224).

Obwohl er im Allgemeinen und nach manchen Erfahrungen der letzten Monate, übrigens auch ganz nach Bauernart nicht viel von den „Schreiberleuten" hielt, umgab er sich doch mit einem Stab von Schriftkundigen und übte in Innsbruck scharfe Sittenpolizei, da in der stürmischen Zeit mancher Unfug eingerissen war.

Der Mittheilung Haspinger's verdankt Schreiber dieser Zeilen den Wortlaut jener Ansprache, welche Andreas Hofer bei seiner Ankunft zu Innsbruck (am 15. August 1809) in der Mittagsstunde aus dem Fenster seines Zimmers im Gasthofe „zum goldenen Adler" zu dem versammelten Volke gesprochen. Sie sind so einfach in der Mundart des Tirolers, zugleich aber auch so charakteristisch, daß sie wohl der Aufbewahrung und Erinnerung werth sein dürften. Deren Mittheilung hier wird gewiß interessiren, da sie im größeren Publikum kaum so nationalgetreu bekannt geworden sein dürften:

„Grüeß enck (Euch) Gott meine lieb'n Sbrucker (Innsbrucker), weil ös mi zum Oberkommedanten g'wöllt hobt, so bin I holt do, es seyn ober a viel Andre

do, dö koani Sbrucker ſeyn. Alle dö unter meine Waffenbrüder ſeyn wöll'n, dö müaßten für Gott, Koaſer und Voterland, als tapfere, rödle (redliche) und brave Troler (Tiroler) ſtreiten, dö meine Waffenbrüder wern wölln; dö aber dös nit thuan wölln, dö ſoll'n haim gien, I roth (rathe) encks, und dö mit mir gien, dö ſoll'n mi nit verlaſſn, ſo wahr I Andere Hofer hoaß; g'ſogt hob I encks, gſöhen (geſehen) hobt's mi — pfiad enck Gott!"

Erzherzog Johann (Seite 195.)

Der Kapuziner „Rothbart" war unterdeſſen den Baiern nach Salzburg gefolgt, hatte beinahe das ganze Pongau erobert, am 16. September einen Angriff der Baiern auf Golling abgeſchlagen und am 25. September den Paß Lueg erſtürmt. In einem dieſer Gefechte war es, wo der Muth ſeiner Kämpfer ſinken wollte, weil das hölzerne Kruzifix, das er in der einen Hand emporhob, während die andere den Säbel ſchwang, durch einen Schuß zertrümmert wurde. Ohne Beſinnen riß Haſpinger mit kräftiger Hand ein in der Nähe ſtehendes roh gezimmertes Holzkreuz aus und rief ſeinen Leuten zu: „Iſt's Euch um den

Herrgott zu thun? Schaut's da hab' ich ſchon wieder einen viel größeren, der uns nit in Stich laſſen wird!"

Die Niederlage Speckbacher's bei Melleck nöthigte aber auch Haſpinger zum Rückzug nach Kärnthen, wo er ſich dem Anführer des dortigen Landſturmes Türk zum Kampfe gegen General Rusca anſchloß und als auch dieſer ausſichtslos wurde, wendete er ſich durch das Puſterthal wieder nach Tirol.

Andreas Hofer. (Seite 196.)

In Innsbruck war das Namensfeſt des Kaiſers Franz am 4. October feierlich begangen worden, wobei Hofer die ihm verliehene Denkmünze mit dem Bildniß des Kaiſers ſich an einer Kette als Zeichen ſeiner Würde umhängte. Doch was die wackeren Leute ſo lange nicht glauben mochten, ward endlich zur Wahrheit — der Friede von Schönbrunn lieferte das Land neuerdings den ſo ſehr verhaßten Baiern aus und von allen Seiten drangen ihre Colonnen wieder heran. Eine Proklamation Erzherzog Johann's mahnte zur Unterwerfung unter das Unabwendbare und gebot, ſich nicht mehr weiter zwecklos zu opfern.

Digitized by Google

Der naive Sinn der Gebirgsbewohner wußte aber wenig von den Machtgeboten der Politik; die Friedensnachricht wurde für eine Täuschung, wie frühere ähnliche vorgekommen waren, gehalten, die von Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, verlautbarte Amnestie, welche im Frieden bedungen war, galt für eine Falle.

Hofer war hellsehender als seine Umgebung und wollte schon dem Vicekönig seine Unterwerfung anzeigen. Aber der Kampfesfanatismus Haspinger's und Kolb's riß ihn mit sich fort — nochmals kam es zu einer allgemeinen Schilderhebung.

Aber die Gegner hatten sich diesesmal vorgesehen und wußten auch der Kampfesweise der Tiroler durch geschickte Bewegungen zu begegnen. Am 1. November kommt es zur vierten Schlacht am Iselberge, welche jedoch General Drouet mit überlegenen Kräften gegen die schwachen und schon entmuthigten Bauernhaufen gewinnt und damit ist der Aufstand in Nord und Süd getrennt, die Streiter zerstreuen sich und denken nur mehr an die eigene Sicherheit.

Zwar siegt Haspinger noch bei Meran und St.-Leonhard, doch vermag auch er die verlorene Sache nicht mehr zu retten. Er wird von der Witwe Katharina Perlinger, geborene von Breitenberg (gest. 1852 im 85. Lebensjahre) lange Zeit mit Gefahr ihres eigenen Lebens im Schlosse Tschangls heimlich beherbergt, flüchtete sich dann glücklich nach Graubündten und erst im Mai wagt er es als Handwerksbursche verkleidet nach Oesterreich über Italien rückzukehren. Er erhielt durch die kaiserliche Gnade die Pfarre in Hietzing bei Wien, woselbst er allgemeiner Verehrung genoß und sich des Umganges mit intimen Freunden erfreute, und zog 1849 nochmals freudig als Greis mit den Landesschützen zur Vertheidigung der Grenzen seines Heimatslandes aus. Haspinger starb am 12. Jänner 1858 im 85. Jahre zu Salzburg. Dasselbe Regiment, welches die Leiche Hofer's von Mantua nach Wien übertragen hatte und zufällig in Salzburg garnisonirte, erwies auch Haspinger die letzte Ehre.

Speckbacher flüchtete sich in die ewigen Regionen des Eises, wo er unter den furchtbarsten Entbehrungen, nur durch die Treue einiger Vertrauten vor dem Tode bewahrt, bis zum Mai 1810 aushielt, wo er endlich über Salzburg nach Wien entkam. Er erhielt nebst anderen Gnadenbezeugungen den militärischen Rang eines Majors.

Das traurigste Loos traf den armen Hofer, den Mann von unentwegter Treue, mit dem Körper eines Riesen und dem Herzen eines Kindes. Die Franzosen setzten, da er durch seine nochmalige Erhebung die im Frieden von Wien verbürgte Amnestie verwirkt hatte, einen Preis von 10.000 Gulden auf den Kopf des „Generals Barbon".

Am 8. Dezember fielen die letzten Schüsse im Pusterthale und auch Hofer mußte an seine Sicherheit denken. Statt jedoch, wie es vielleicht am besten gewesen wäre, die Flucht über Lienz und nach Kärnthen zu versuchen, wendete er sich der Heimat zu und verbarg sich mit seiner Frau, seinem Sohn und seinem Schreiber Kajetan Sweth, dem „Döninger", in einer Alpenhütte auf der Kellerlahn im Passeyerthal. Obwohl in unwegsamer Gegend, zwischen Schnee und Eis verborgen, war der Ort doch noch zu wenig entlegen und das Geheimniß seines Aufenthaltes zu vielen Personen bekannt, als daß sich nicht ein Verräther gefunden hätte, der um den Judaslohn die Blutschuld auf sich lud.

Ein in der Nähe wohnender übelbeleumundeter und herabgekommener Mensch, Johann Raffl, merkte den aus der Hütte steigenden Rauch und drängte sich in dieselbe ein. Hofer, der ihm mißtraute, bot ihm Geld an und bat ihn, seinen Aufenthaltsort zu verschweigen, was Raffl auch mit Handschlag versprach. Doch schon zwei Tage später lieferte er den Armen in die Hände seiner Verfolger aus.

Hören wir über die Gefangennehmung den Bericht eines Augenzeugen, des schon genannten Sweth, der in den letzten aussichtslosen Kämpfen gleichsam die

Stelle eines Adjutanten bei Andreas Hofer versah und aus Anhänglichkeit an dessen Person sich seinem Exil auf den Eiswüsten anschloß.

„Um halb vier Uhr in der Früh, den 28. Jänner, erwachte ich vom Schlaf und betrachtete die schimmernden Sterne; wie auch den seinem Untergange nahen bleichen Mond und Gottes, aus Nichts erschaffenes großes Weltgebäude; da hörte ich von Weitem schon die in dem gefrorenen Schnee krachenden Schritte; ich sah das Gestirn noch einmal an und bemerkte keinen Tagesstern, um zu glauben, daß unsere Ordonnanzen schon zurück vom Gottesdienst kämen, das Geräusch der Fußtritte näherte sich immer mehr, ich sah deshalb unter dem Dache heraus und erblickte Raffl mit einem französischen Soldaten sich der Hütte nähern. Der Soldat blieb fünf Schritte zurück, Raffl ging aber zur Hütte, horchte an der Wand, hörte vermuthlich Hofer sammt seiner Gattin im Schlafe Athem holen, ging zurück und sprach, mit dem Finger auf die Hütte zeigend, zu dem Soldaten, der ein Sergeant gewesen: „Sie sind darin!" Raffl entfloh darauf sogleich, der Soldat kehrte zurück und rief: „En avant!" (Vorwärts!) Nun rückte die aus 600 Mann bestehende Schaar hervor und umringte die Hütte. Hofer's einziger Sohn Josef*) schlief noch immer; nach kurzem Nachdenken weckte ich ihn und sagte ihm leise, daß wir gefangen seien; ich ermahnte ihn darauf, durch ein Gebet sich zu stärken und rieth ihm mit mir hinauszugehen, da zu fürchten war, daß der Feind hereinsteigen und in seiner Wuth uns umbringen könnte. Hofer's Sohn war blos mit einem Hemd, Hosen, abgestutzten Strümpfen und einer Jacke bekleidet, ich aber hatte Hemd und Hosen und einen Mantel an, da unsere übrigen Kleidungsstücke unten im Stall, wo Hofer schlief, aufbewahrt waren. Es war ein italienisches Corps, welches uns gefangen nahm. Doch sprachen einige von ihnen auch deutsch und erkannten mich sogleich als Hofer's Adjutanten. Ich wurde nun gebunden, geschlagen und gestoßen und obgleich ich nicht den geringsten Widerstand geleistet, durch unzählige Ohrfeigen, die man mir gab, gröblich mißhandelt, worauf man mich und den jungen Hofer vor die Thüre der Hütte stellte.

Noch getraute sich keiner von unseren Gewalthabern in die Hütte zu dringen, wohl aber trat Hofer unerschrocken heraus und fragte ob Jemand von den Herren deutsch verstehe. Als der Adjutant des Generals Baraguay d'Hilliers sich näherte und ihm seine Frage bejahte, sprach Hofer: „Wohlan, ich bin der Andreas Hofer, ehemaliger Kommandant der Tiroler. Ich bitte um Pardon und gute Behandlung!" Da ihn die Schergen waffenlos und in sein Schicksal sich geduldig ergebend erblickten, faßten die Helden, die auf einen Kampf auf Leben und Tod gezählt, wieder Muth, fielen wie Wüthende über ihn her, banden ihm wie mir die Hände auf den Rücken, schlangen ihm um den Hals einen Riemen und um die Lenden einen Strick, und als er auf diese Weise völlig wehrlos geworden, so ging einer nach dem andern zu ihm, rauste ihm entweder Haare vom Kopf oder aus dem Bart, mit den Worten: „Diese Haare will ich sorgfältig aufbewahren und sie nach Frankreich bringen, damit ich beweisen kann, auch ich war einer Derjenigen, die den „General Barbon" gefangen genommen."

Nun sagte Hofer: „Sie sind gekommen, mich gefangen zu nehmen; nun hier bin ich, thun Sie mit mir was sie wollen, denn ich bin schuldig; doch für mein Weib, mein Kind und diesen jungen Menschen bitte ich um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig."

Den Sohn und die Gattin, Anna Ladurner (geb. 1764, gest. 1836), befestigte man nur um die Lenden. Die Hütte wurde ganz durchsucht, das Geld genommen, ebenso auch Hofer's Pistolen, Säbel und die zwölf Gewehre.

Nun begann der Zug: Hofer und ich gingen voraus, Gattin und Sohn folgten darauf und so führte man uns über das mit Schnee und Eis bedeckte

*) Er starb als tirolischer Landstand und k. k. Tabak-Hauptverleger am Neubau in Wien im Jahre 1855.

steile Gebirge unweit St. Martin der Ebene zu. Kaum eine Viertelstunde von der Hütte entfernt, ließen wir drei, Hofer, sein Sohn und ich, blutige Spuren auf unserem Pfade zurück, denn es wurde uns nicht erlaubt, als man uns gefangen nahm, Schuhe oder Stiefel und unsere übrigen Kleidungsstücke anzuziehen. Der edle Hofer, über dessen Gesicht das Blut herabfloß und dessen Bart ein blutiger Eiszapfen war, flößte uns oft Muth ein, indem er mit Andacht zum gestirnten Himmel blickte. „Betet," rief er uns zu, „seid standhaft, leidet mit Geduld und opfert Eure Schmerzen Gott auf, dann könnt Ihr etwas von Euren Sünden abbüßen!"

„Um sieben Uhr Morgens langten wir auf der Ebene bei St. Martin an, wo man mir und dem jungen Hofer unsere Kleidungsstücke anzog, die man nachgetragen hatte; man band mich dann aufs Neue und nun ging der Zug bis nach Meran. Vor dem Thore dieser Stadt wartete schon die ganze französische Generalität mit vielen Stabs- und Oberoffizieren auf uns und wir wurden unter dem Schalle türkischer Musik und dem Jubel der Franzosen, sowie unter den Thränen und Klagen der edlen Meraner in die Stadt zum General Baraguay d'Hilliers geführt."

Nun besserte sich das Los der Gefangenen; der General ließ ihnen, beeinflußt von seiner Gemalin, die aus Deutschland stammte, eine gute Behandlung angedeihen und entließ sogar Frau und Sohn, erstere mit der vorsichtigen Mahnung, sie möge nicht zu viel über ihren Mann plaudern.

Es mag hier eine interessante Episode eingeschaltet werden. Als in Trient Nachtlager gehalten werden mußte, wurde Hofer in den dritten Stock eines in der contrada larga (Breiten Gasse) gelegenen Hauses gebracht und dort in ein ganz kleines mit Doppelfenstern engverschlossenes Zimmer gesperrt. Vor und in dem Hause waren zahlreiche französische Wachen aufgestellt. In der Nacht flogen auf einmal die Fenster des Hofer'schen Zimmers auf die Gasse und prasselten die eingeschlagenen Fensterscheiben auf das Pflaster herab. Die Wachen glaubten, Hofer wolle ausbrechen und traten ins Gewehr. Bald kam auch Militär vom Domplatze angerückt, da sich die weitere Nachricht verbreitete, die Tiroler wollten Hofer befreien. Der Lärm in Hofer's Zimmer hatte aber einen anderen Grund. Die Franzosen hatten nämlich, angeblich aus Menschenfreundlichkeit, dem halb zu Tode gehetzten Obercommandanten von Tirol eine Menge Glutpfannen in das Zimmer gestellt, an denen seine erstarrten Glieder sich hätten erwärmen sollen. Der Kohlendampf aber entwickelte sich in dem enggeschlossenen Zimmer so stark, daß Hofer beinahe erstickt wäre. Mehr in den Armen des Todes schon als in denen des Schlafes, raffte sich jedoch Hofer auf, sprang an das Fenster und machte sich Luft, indem er dasselbe mit den Fäusten einschlug. Dadurch rettete er sich von dem Tode, dem er bald darauf leider nicht mehr entrinnen konnte. In Trient aber wurde allgemein behauptet, die Franzosen hätten Hofer absichtlich ersticken wollen, um so den gefürchteten Sandwirth auf unblutige Weise zu opfern.

Die Weiterreise nach Mantua wurde zu Wagen gemacht, dort nahmen die Casematten die Gefangenen auf, in welchen schon viele Leidensgenossen saßen. Der Commandant von Mantua, General Bisson, besuchte Hofer und soll ihm angetragen haben, in die Dienste Napoleon's zu treten, was Hofer jedoch verweigerte.

Wie die Dinge lagen, war das übrigens unter allen Formalitäten abgehaltene Kriegsgericht nur eine Ceremonie — der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Obwohl sich Hofer keine Grausamkeit gegen Kriegsgefangene hatte zu Schulden kommen lassen, rechnete man ihm doch die nach Erlaß der Amnestie nochmals bewerkstelligte Erhebung zum Verbrechen an; das Urtheil lautete — trotz der in edler und geistvoller Weise von dem Advocaten Gioachino Basevi geführten Vertheidigung — auf den Tod.

Sweth*) hatte mit Hofer bisher den Kerker getheilt. Der herkuliſche Mann trug ihn, um ſich Bewegung zu machen, hie und da auf den Armen herum und ſagte gelegentlich einmal: „Wenn meine Kinder gehen konnten, hab' ich ſie nicht mehr getragen; aber Dich trag' ich jetzt doch, denn Du biſt mir lieb worden wie ein eigen Kind. Schenkt mir Gott das Leben, ſo will ich von Deiner Treue reden, daß Du mir bis ins Gefängniß gefolgt biſt. Muß ich ſterben, ſo will ich im Himmel droben für Dich beten, daß es Dir auf Erden gut geht und Du auch einmal hinaufkommſt."

Sweth wurde aber am 19. Februar 1810, am Tage vor Hofer's Tod, von dieſem getrennt, und der treue Gefährte berichtet uns über Hofer's letzte Stunde Folgendes:

„Als es zu grauen begann, verdoppelte ich meine Aufmerkſamkeit, und beim Anbruch des Tages hörte ich die Thüren von Hofer's Gefängniß öffnen. Sogleich ſtand ich auf, nahm meinen Krückenſtock, und durch das kleine Fenſter unſerer Gefängnißthüre bemerkte ich, daß die Prieſter ſich zu Hofer begaben, um ihn zur Reiſe in das beſſere Leben vorzubereiten. Er dankte ihnen für alle ihre Güte und Mühe, indem er ſich von ihnen beurlaubte, nur den Erzprieſter Manifeſti aus Mantua bat er dazubleiben, um mit ihm zu beten. Bald darauf kam der Ehrwürdige in unſer Gefängniß, überbrachte mir ſechs italieniſche Scudi, welche großmüthige Menſchen Hofer auf unſerer Reiſe nach Mantua gegeben, ſammt einem Briefchen, mit Reißblei geſchrieben, folgenden Inhalts: „Lieber Cajetan! empfange hier das letzte Vermögen was ich habe, lebe wohl und bete für mich, denn um 11 Uhr muß ich ſterben."

So verfloß dann eine Stunde nach der anderen; man ſah durch das kleine Fenſter der Gefängnißthüre verſchiedene Vorkehrungen zu Hofer's Tod treffen, bewaffnete Soldaten beſetzten den Vorſaal; es ſchlug drei Viertel auf elf Uhr, und nun trat Hofer in Begleitung des frommen Erzprieſters aus dem verpeſteten Kerker heraus; er hielt in den Händen das mit einigen grünen Blumenſträußen umwundene Kruzifix, blickte noch wehmüthig auf mich herüber und ging mit ſeinem Prieſter, umgeben von ſeinen dazu befehligten Mördern, die Treppe hinab, dann durch den Schwibbogen, an dem rechts und links grauſenhafte Kerker angebaut ſind, in welchen ſich gefangene Tiroler befanden, die, ein gleiches Schickſal erwartend, durch die Gitter ihren Anführer und treuen Kampfgenoſſen ſahen und, den heiligen Roſenkranz für ihn betend, wehmüthige Thränen vergoſſen. Ich betete und horchte; auf einmal hörte ich den Schuß und fiel in Ohnmacht."

Am Morgen vor ſeiner Hinrichtung hatte er noch folgenden (jetzt im Original im Muſeum zu Innsbruck befindlichen) Brief geſchrieben:

„Liebſter Herr Prueder, der göttliche willen iſt es gewöſſen, Das ich habe mießen hier in mandua mein zeitliches mit den Ebigen Ver wöxlen, aber gott ſeie Dankh um ſeine gödliche Gnad, mir iſt Es ſo leicht for ge khomen, das wan ich zu woß andern ausgefierth wurd, gott wirth mir auch die gnad Verleihen wis in lösten augen Plickh, auf das ich khomen khan, alwo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott abſſonderlich fir wölliche ich in mereſten zu Bitten ſchuldig Bin, Und fir ſie Und inen frau Liebſt, möge den Piechl Und andere guet Datten, auch alle hier noch lebente gute Freint wollen fir mich Bitten, Und mir auß die Heißen Flamen Helfen, wan ich noch in Fegfeir bießen muß. Die gottes Dienſt wolle die Liebſt mein: oder Wirthin zu ſſanct Marthin holten Laſſen, Bein Roſſen farben Pluet (roſenfarbenen Blut Chriſti), Pitten in pede Pfarren Den freinten beyen Vatter Wirth iſt ſſuppn und fleiſch zu göben laſſen nebſt Einder halber Wein. Lieber Herr Pickhler, gin ſſie mir Hinein, Und beyn Vatter Wirth zu ſſanct marthin zeigen ſie Die ſſache an, Ehr Wirth ſchon angeſtald machen, Und machen ſſie ſonſt niemand nicht khomper (wohl von compère, Geſellſchafter, alſo Mitwiſſer hier) y (in) dieſer ſſache. Y der Welt

*) Derſelbe ſtarb als Beamter der Staatsbuchhaltung zu Innsbruck 1864 im 79. Lebensjahre.

Lebet alle wohl wiß (bis) mir in Himmel zam khomen, Und dortten Gott Loben An und alle Passeyrer Und Bekhante wolen wir Einge denkht sein in heiligen ge Beth Und die Wirthin solle sich nicht so Bekhimmern, ich werde Piden Bei gott fir sie Alle.

Ade min shnede (schnöde) Welt, so licht khomt mir das sterben for Das mir nit die Augen naß werden

geschrieben um 5 Uer in der Frue, Und um 9 Uer Reiß ich mit der Hilfe aller Heillig zu gott.

Mandua den 20. Februari 1810.

Dein in Leben geliebter Andere Hofer sant in Passeyer, in namen des Hern Wille ich auch die Reiße (Reise) for nemen mit Gott."

Hofer, der — wie wir eben gelesen — am Morgen seiner Hinrichtung an seinen Freund Pichler schrieb: „Adieu, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht einmal die Augen naß werden!" endete nach dem Zeugniß des ihn begleitenden Priesters: „come un' eroe cristiano e martire intrepido" (wie ein christlicher Held und unerschütterlicher Märtyrer.)

Er verweigerte es sich die Augen verbinden zu lassen und kommandirte selbst mit fester Stimme: „Feuer!"

Am nächsten Tage lief für alle übrigen Tiroler Insurgenten ein General-Pardon ein, Hofer war das letzte Opfer dieser seltenen Treue eines Volkes und das „Trauerspiel von Tirol" endete in den Gräben von Mantua.

Auch in Vorarlberg hatte man sich gegen die Fremdherrschaft erhoben, unter Führung des Oekonomen Schneider. Doch mit dem Tiroler Aufstand endete auch dieser, obwohl sich die Montanover und Arlberger in ihren rauhen Thälern hartnäckig wehrten. Schneider stellte sich den Franzosen selbst und wurde begnadigt.

Der Leichnam Hofer's ruhte im Garten des Pfarrers in der Citadelle von Mantua, Antonio Bianchi. Bereits im Jahre 1814 erbat sich das damalig Fenner'sche Jägerkorps hohen Orts die Erlaubniß die Ueberreste Hofer's auszugraben; dieselbe wurde zwar nicht verweigert, aber bemerkt, es möge ein besserer Zeitpunkt abgewartet werden. Und so unterblieb, obwohl Mantua schon lange zu Oesterreich gehörte, die Uebertragung trotz mancher weiterer Anregung.

Da endlich, als das aus Italien nach Tirol zurückkehrende erste Bataillon des Kaiserjäger-Regimentes am 9. Januar 1823 in Mantua Rasttag hielt, kamen einige Offiziere Abends im Wirthshause zufällig zusammen. Bei dieser Gelegenheit gab ein über militärische Gegenstände und über die Rückkehr nach Tirol geführtes Gespräch den Anlaß, sich Andreas Hofer's zu erinnern, wobei besonders Unterlieutenant Georg Hauger (von Freiburg im Breisgau gebürtig) bedauerte, daß er, der 1809 unter Hofer gedient, dessen Grabmal nicht gesehen habe. Da sodann von Einigen aus ihnen auch erinnert wurde, daß das ehemalige Fenner'sche Jägerkorps höheren Orts die Bitte wegen Behebung und Ueberbringung der Gebeine des Hofer aus Mantua nach Tirol gestellt und diese damals nicht ganz verweigert, sondern deren Realisirung nur auf günstigere Zeiten verschoben worden sei, stellte sich ihnen der gegenwärtige Zeitpunkt, nämlich ihre Anwesenheit in Mantua, plötzlich als der zur Ausführung geschickte Augenblick dar, und sie wurden daher auf der Stelle, ohne eigentliche Verabredung, einig, die Ausgrabung der Gebeine des Hofer sogleich zu bewirken, solche mit Vermeidung aller Unkosten, unter Anhoffung nachträglicher höherer Genehmigung nach Tirol zu bringen und dort in einem geweihten und vaterländischen Boden beizusetzen.

In dieser Absicht begaben sich sämmtliche Offiziere und zwar die Herren Eduard Freiherr von Sternbach (geb. von Sterzing in Tirol), k. k. Hauptmann und Maria-Theresien-Ordensritter, Johann Rumpelmayer (von Königgräz in Böhmen), k. k. Hauptmann; Alexander Chevalier de Roqueville (von Regensburg), k. k. Oberlieutenant; Josef Schön (von Innsbruck) und der bereits erwähnte Unterlieutenant Georg Hauger um halb zehn Uhr Abends mit einigen

zu diesem Ende herbeigeholten, mit den zum Graben bestimmten Werkzeugen versehenen Jägergemeinen zum Pfarrer in die Citadelle und eröffneten demselben den Wunsch, die fraglichen Gebeine zu beheben. Auf dessen Erwiderung, ob sie dazu auch die Erlaubniß hätten, entgegneten sie, es wäre die Zeit zu kurz, um solche einzuholen, da sie schon am anderen Morgen ihren Marsch fortsetzen müßten; dagegen antwortete der Pfarrer auf ihre Frage, ob die Erde geweiht sei: es wäre kein Gedanke, und auf ihre weitere Frage, ob er ihnen nicht einige Kubikklafter dieser Erde überlassen wolle, lächelte er blos, was sie, da er sonst schwieg, für seine Einwilligung ansahen und das Ausgraben, nachdem der Pfarrer noch den Mann geholt, der Hofer's Leichnam begraben, sogleich begannen.

Die Gebeine wurden vorgefunden, in eine Kiste gesammelt, aus dieser zu Trient in eine auf ihre Kosten verfertigte Urne gelegt und mit dieser, sowie mit dem vom Pfarrer über die Identität dieser Gebeine am Morgen ihres Abmarsches auf ihr Verlangen ausgefertigten Zeugnisse auf höheren Befehl dem Kreisamte zu Bozen übergeben.

Kaiser Franz ordnete über diese, gegen alle Disciplin geübte Handlungsweise einiger Offiziere des seinen Namen führenden Jägerregimentes die strengste Untersuchung an, es wurden die Akten dieser Angelegenheit dem Militär-Appellations-Gerichte vorgelegt und beantragt, da die Offiziere ohne bösen Vorsatz gehandelt, sie nur die löbliche Absicht gehabt, die Ueberreste eines um Fürst und Vaterland hochverdienten Mannes in der geweihten vaterländischen Erde beizusetzen, im Wege der Gnade geringtägigen Profoßenarrest zu verhängen.

Die Entschließung des Kaisers Franz auf dem Rande des unterbreiteten Aktenconvoluts lautete: „Das in Sachen veranlaßte dient mir zur Wissenschaft und überlasse ich dem Hofkriegsrathe die angemessene Zurechtweisung dieser fünf Offiziere."

Hofer's Gebeine wurden in der Franziskaner-Hofkirche zu Innsbruck beigesetzt und ihm daselbst ein prachtvolles Denkmal errichtet: Eine sieben Fuß hohe Marmorstatue aus einem einzigen Stücke Tiroler Marmor gemeißelt, ein Meisterwerk des Professors Johann Schaller.

Auch Speckbacher und Haspinger ruhen daselbst.

Anfangs der Sechziger Jahre ließen die Kaiserjäger auch jene Stelle in Mantua mit einem Stein bezeichnen, wo Hofer von den Franzosen erschossen wurde. Bei der Einfahrt in die Thore der Festung erblickt man, sobald die Citadelle passirt ist, zur Rechten einen kleinen grünen Winkel, halb Garten, halb Hof, wie sie häufig zwischen den Wällen und Mauern befestigter Plätze angetroffen werden. Hier erhebt sich im Hintergrunde, kaum 200 Schritte vom Cidatellenthor und der Straße entfernt, mit dem Wall ansteigend, ein kleines dichtes Gehölz, ein Gebüsch von Erlen, Maulbeerbäumen und Weiden und unter diesem steht gleich unter den ersten Stämmen und am Fuße des Walles, ganz an derselben Stelle, wo ihn die Kugel getroffen, ein starker viereckiger Monolith. Er schimmert auffallend aus den Bäumen hervor und trägt die Aufschrift: „Andreas Hofer, 20. Februar 1810." Darunter ein Kreuz aus dem Stein hervortretend und in derselben Weise, pyramidenförmig geschlichtet, dreizehn Kugeln.

Von allen Liedern auf Hofer erhielt das des Dichters Julius Mosen sich am längsten und ist so populär geworden, daß es noch heute gesungen wird. Es lautet:

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führ't ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;

Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit Euch,
Mit dem verrathenen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol."

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Doch soll er niederknien,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letzten Mal allhier,
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Das National-Museum zu Innsbruck bewahrt eine interessante Reliquie: Andreas Hofer's Büchse. Sie ging von Hofer zuerst auf Kaiser Franz über, dieser machte sie dem Fürsten von Sachsen-Hildburghausen zum Geschenk, und von diesem kam sie durch Erbschaft an den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, der die Büchse stets als einen der kostbarsten Schätze seiner berühmten Gewehrsammlung betrachtete, mit hochherzigem Entschluße sie aber im Februar 1862 dem obenerwähnten National-Museum zum Geschenke machte.

Kaiser Franz erhob Andreas Hofer in den Adelsstand und fertigte das Diplom ddo. 26. Jänner 1818 auch für die Familie aus; ebenso wurde die Entschädigung für deren Vermögensverhältnisse verfügt. Kaiser Ferdinand erhob 1838 das Wirthschaftsbesitzthum Andreas Hofer's in Passeyer (Bild Seite 216) zu einem landesfürstlichen Lehen, welches zur bleibenden Erinnerung an ihn auf ewige Zeiten seinen Namen zu führen habe.

Von Andreas Hofer's Enkeln männlichen Geschlechtes lebt nur noch Karl Franz Josef Edler von Hofer, k. k. Ministerial-Adjunkt und Vorstand des k. k. Reichs-Finanz-Archivs in Wien, Ritter des Franz Josef-Ordens, Besitzer der Tiroler Landesvertheidigungs- und der Kriegsmedaille, Mandatar des Landesmuseums ꝛc. ꝛc., Besitzer des „Sandhofes". Ferner zwei Enkelinnen: Karoline Edle von Seyfried, kais. Raths-Gattin und Adele von Hofer. Ferner ein Urenkel, der Bankbeamte Leopold Edler von Hofer (Sohn des Archivars Karl), dann fünf Urenkelinnen und zwei Urenkel und eine Urenkelin von den zwei verheiratheten Töchtern Karl's. Dessen älterer Sohn Andreas starb als k. k. Linienschiffsfähnrich am Weihnachtsabend 1882 auf der Militär-Schießstätte in Pola durch das zufällige Losgehen des Gewehres eines Marine-Freiwilligen tödtlich verwundet.

Die verstorbenen Enkel Andreas Hofer's sind: Josef, gefallen 1848 als k. k. Lieutenant der 22. Compagnie des Kaiserjäger-Regiments bei Goito mit seinem tapferen Hauptmann Knesich. Feldmarschall Radetzky's Depesche sagte hierüber unter Anderem: „Auch ein Hofer war unter jenen Tapferen, die ihr

Blut für das Vaterland vergoſſen; nie wird dieſer Name entarten." Ferdinand fiel als k. k. Lieutenant bei Magenta 1859. Johann, k. k. Staatsbuchhaltungsbeamter, ſtarb 1873. Er machte den zweiten italieniſchen Feldzug 1849 mit; 1848 war er als Kadet gefangen worden; als ihn König Karl Albert aufforderte, als Lieutenant zu den Berſaglieri überzutreten, wies er dies mit den Worten zurück: „Ein Hofer kann nur für das Haus Oeſterreich kämpfen." Andreas, Doctor der Rechte in Amſtetten, ſtarb 1881. Auch er focht 1848 bei den Tirolern (als

Joachim Hafpinger. (Seite 198 u. f.)

fünfzehnjähriger Student), dann 1859 als Oberlieutenant mit den Paſſeyern, die ihn ſpäter zum Hauptmann wählten.

Und ſo iſt denn immer das Motto von Andreas Hofer's Enkeln geweſen:

„Wie unſer Ahn', der Wirth am Sand,
Mit Gott für Kaiſer und Vaterland!"

Eine Reminiscenz an Hofer's erſten Aufenthalt in Wien dürfte wohl intereſſiren.

Es war am 1. Jänner 1791 in Wien, als eine unüberſehbare Menſchenmenge ſich beim Stubenthor hinaus über die Mauthbrücke und durch das damals beſtehende Thereſienthor drängte. Fuhrwerke aller Art, vom ordinären „Landauer" bis zum prächtigen Vierſpänner, rückwärts beſetzt mit den Bedienten und Haiduken, ſchloſſen ſich an die Menſchenmenge.

Die Leute in den Straßen Wiens, auf den großen Plätzen reißen sich förmlich um ordinäre und mit blutrothen Buchstaben gedruckte Zettel, welche unter Trommelschlag von ein paar wildgesichteten Menschen, in Lederkleidung gehüllt — es sind die Hetzknechte — ausgetheilt werden.

„Na, heut' gibt's eine kurioſe Hetz!" rufen die Betheilten und verschlingen gierig den Inhalt, dessen Schlußsatz das höchste Gaudium verspricht.

„NB. NB. NB. Zweitens", heißt es da: „Der König aller Thiere, der Löwe Isaak, geht zwar mit Widerwillen auf den Platz, doch wird er sich seiner Stärke, seiner Schönheit und dem Charakter, den man ihm unter den Thieren eingeräumt, entsprechend betragen. Es ist unnöthig, eine Lobrede auf dieses seltene Thier zu halten, das verehrungswürdige Publikum kennt seine Stärke. Man beschränkt sich daher nur, blos anzuzeigen, daß eine Koppel tüchtiger Bärenhunde ihn überfallen und ihm warm machen sollen."

„Jetzt heißt's, sich ein gut's Platzl erobern!" meint der Eine aus dem Publikum.

„Teixel! Da muß was B'sonders los sein, wenn's den großen schönen Löwen Isaak loslassen!" ruft ein Zweiter.

„Und ob was B'sonders!" erläutert ein Dritter. „Der König Ferdinand IV. von Neapel, der Schwager von unserm Kaiser Leopold, halt sich g'rad in Wien auf und wird heut' die Hetz besuchen."

„Ah, Spektakel, da heißt's laufen!"

Die Wiener waren eben zu allen Zeiten ein gar neugierig Völklein und sind noch heute überall dabei, wo es eine „Hetz" (Unterhaltung) gibt, nebenbei gesagt ein Ausdruck, der aus der Zeit der Thierhetzen stammt.

Der Platz vor dem Amphitheater war dicht besetzt von Menschen. Vom Balkon herab lärmte eine Musik-„Banda" (heute nobler Kapelle geheißen); die wachhabenden Grenadiere trieben mit dem Gewehrkolben die Andrängenden etwas unsanft zurück — die ersten „Zaruck-Männer", denen die bewaffnete Polizeimannschaft der späteren Zeit bald den Rang ablief — denn es mußte Platz für die heranfahrenden Equipagen gemacht werden; kurz, es war ein höchst ergötzliches Durcheinander, das die allezeit schlagfertige Wiener Jugend möglichst noch mehr zu verwirren trachtete.

In der Nähe des Eingangsthores zum Hetz-Amphitheater lehnte an einem Barrierestock ein junger Tiroler im Alter von vierundzwanzig Jahren, von athletischer Gestalt, gekleidet in die Tracht seines Landes, die Brust mit zinnernen Heiligenbildern und Schaustücken geziert. Ein prachtvoller langer Bart fiel ihm auf die Brust herab.

Dieser Tirolerjüngling starrte das Getümmel an und als er bemerkte, daß man sich besonders um ihn dränge und ihn begaffe, rief er endlich unwillig:

„Na, ös Leuteln, habt's ös no kan Tiroler Weinhandler g'sehn?"

„Tiroler schon g'nug!" rief ein etwa vierzehnjähriges Bürschchen, das neben einem stattlichen Manne, dem berühmten Bildhauer Franz Zauner*) stand, „aber no' kein', mit ein' so grimmigen Bartwuchs im G'sicht. Schau, Freund Tiroler, sei nöt bös — ober du könntest Dir viel Geld verdienen, wenn du uns mit Deiner prächtigen G'stalt als Modell sitzen wollt'st."

„Geh' du Malesizbübl!" rief der Tiroler lachend. „Müßt nit uneb'n sein! Bist denn Du so ein großer Künstler? — No, dann wär' wenigstens mei' Bartwett' verewigt."

„Eine Bartwett'? O, erzähl' uns das, ich bitt' Dich!"

„Das is bald g'scheh'n. Meine Freund' im Passeyerthal haben mi' immer damit g'neckt, daß ich so ein Siemandl wär' und mi' nit getrauet, mein' schönen langen Bart wachsen z'lassen, den ich mir bei der Hochzeit mit meiner Annerl

*) Von ihm ist die Reiterstatue Joseph's II. auf dem Josephsplatze in Wien.

hab' abrasiren lassen. Sie haben g'wett, daß ich mir'n nit stehen laß'. No, ich hab' die Wett g'wonnen und bin g'willt, mein' Bart durch's Leben nit mehr abz'legen."

„Und was machst in Wien, wenn ich fragen darf, mein lieber Tiroler?" nahm der Bildhauer Zauner das Wort.

„Ich mach' Wein-, Getreid'- und Pferdgeschäft'," war die Antwort. „Nachher geh' ich z'ruck in mein Wirthshaus. Es wird mir so die Brust z'eng, bei Eng in der dumpfen Stadt, und ich wär' gern in meine Berg' daheim. In ein paar Tagen geht's nach Tirol z'ruck und da will ich vorher no' die Hetz' anschau'n, denn Du mußt wissen, ich bin sehr neugierig und hab' die Komödien ungeheuer gern."

Zauner bot sich nun dem Tiroler als Führer an, was dieser dankend annahm. Beide verfügten sich alsdann in das Gebäude.

Die „Hetze" nahm ihren Anfang. Der Tiroler schien sich aber nicht zu unterhalten, schüttelte öfter unwillig den Kopf und brach endlich in die Worte aus:

„Das ist lauter Kinderg'spiel! Schaut's, da hab' ich ein' Freund, Josef Speckbacher heißt er, Wildschütz erster Gattung, den sollt's sehen! Als Knab' schon hat der ein' großen Bären erlegt und ein' Lämmergeier mit bloßen Händen fortg'schleppt. Glaub' mir's, der raufet glei' mit dem Löwen; — aber was der Hetzmeister mit dem Ochsen macht, das is kein Kampf, das is eine Marterei. Laßt's mich aus mit der Thierquälerei! Ich hab' keine Freud' mit dem Schauspiel und wann ich noch länger in Wien bleibet, so zündet ich einmal bei der Nacht die Kaluppen (Hütte) an; — 's wär Schad' um die armen Thier', aber wenigstens wärens' auf einmal befreit von der Marterei!*)

Bald darauf reiste der bärtige Tiroler ab. Er hieß — Andreas Hofer, und der vierzehnjährige Knabe war der nachmalige berühmte Bildhauer und Professor Johann Schaller, dessen Marmorstatue des Tiroler Helden im Jahre 1834 in der Hofkirche zu Innsbruck aufgestellt wurde.

Am 1. September 1796 brannte das Hetz-Amphitheater in Wien wirklich total ab. Das Feuer griff so schnell und furchtbar um sich, daß an ein Löschen des Gebäudes oder an eine Rettung der darin aufbewahrten Thiere nicht zu denken war.

Fast alle Thiere verbrannten, und gräßlich war das Geschrei, das jede Thiergattung nach ihrer Weise dabei ausstieß und welches unter dem Prasseln der verzehrenden Flammen in einer weiten Umgebung gehört wurde. Nur ein Fuchs entkam, der sich in die Erde vergrub, und ein Auerstier, der, seine litthauische Wildheit vergessend, von den Flammen eingeschüchtert, den Stall eines Fleischers aufsuchte und später nach Schönbrunn gebracht wurde. Er machte ungeahnte Carriere, denn da er während der zweiten französischen Invasion (1809) das Zeitliche segnete, belegten die Franzosen Haut und Skelett mit Beschlag; beide sollen ausgestopft und präparirt noch heute im Museum des Jardin des plantes figuriren.

Hofer behagten andere Unterhaltungen der Wiener damals viel besser. Es waren dies die folgenden, die er ebenfalls besuchte.

Im Hetztheater produzirten sich auch zeitweilig wandernde „Kunstreiter", aus deren Ankündigungen erhellt, daß man heute kaum viel weiter in der Kunst gekommen ist, auf ungesattelten Pferden zu stehen und zu tanzen, durch zahllose Reifen und über breite Tücher zu springen, alle erdenklichen Gegenstände im Galopp zu balanciren, Verwandlungen des Kostüms auszuführen, gastronomische und apportirende Pferde vorzuführen, große Voltigen zu produziren u. dgl. Der berühmteste Direktor einer solchen Gesellschaft, zugleich „kais. kön. privilegirter Kunstbereiter", war Johann Hyam, ein Engländer, dessen bärenmäßig gebauter Sohn bei den Damen außerordentlich beliebt und so — gesucht war, daß ihn Kaiser Josef II. für eine Weile aus Wien verbannte. Hyam der Aeltere errichtete später eine Reitschule, verbunden mit einem Productions-Circus in seinem

*) Thatsächlich, wie die ganze Unterhaltung.

eigenen Hause am Rennweg (heute Nr. 19) und starb daselbst 1816 im 88. Lebensjahre. Noch bei seinen Lebzeiten verblich sein Stern gewaltig, durch das Erscheinen eines Meteors auf diesem Gebiete: des gewiegten Schulreiters Christof de Bach und dessen Frau Laura, einer ebenso reizenden als geschickten Kunstreiterin.

Nahe standen als beliebte Volksbelustigungen die Feuerwerke, die früher blos höfisches Vergnügen, seit Freigebung des Praters zu großer Volksthümlichkeit gelangten. Eine Ankündigung aus dem Anfang der Achtziger Jahre lautet:

„Werther's Zusammenkunft mit Lottchen im Elisium, dem verehrungswürdigstem schönem Geschlechte vorzüglich gewidmetes großes Feuerwerk. Unabläßliches Bemühen nebst einem beträchtligen Kostenaufwand dürffte dieses Feuerwerk als ein künstliches und unterhältlich abwechselndes Specktackel darstellen; besonders wenn es mir nach meiner Vermuthung gelungen hat, zur Schilderung der Geschichte die verständlichsten Sinnbilder zu wählen, daher ich mir mit einem zahlreichen Besuch umso sicherer schmeichle, als es gewiß ist, daß ein Hochschätzbarstes Publikum Verdienste nie unvergolten läßt."

Der findige Mann, welcher „Werther's Leiden" mit Racketen und Kanonenschlägen versinnbildlichte, hieß Josef Mellina und war als „k. k. privil. Kunst- und Lustfeuerwerker im Prater" ein Rivale der Feuerwerker-Dynastie Stuwer, von der späterhin noch die Rede sein wird.

Schließlich mag hier — nach der persönlichen Mittheilung des Betreffenden — noch eines Mantuaner Leidensgefährten des wackeren Sandwirths gedacht werden, des k. k. Lieutenants Karl Edler von Bärenbrunn — des nachmalig als Schauspieler, Theater-Direktor und Erbauer des nach ihm benannten Theaters in der Praterstraße zu Wien so renommirt gewordenen Carl. (Von ihm wird später noch die Rede sein.)

Derselbe, am 7. November 1789 zu Krakau geboren, kam als Knabe in die k. k. Ingenieur-Akademie in Wien, verließ selbe 1804 als Lieutenant und machte als solcher die Feldzüge 1805 und 1809 gegen Napoleon mit. Er zeichnete sich in diesen Feldzügen rühmlich aus; alle Offiziere, neben welchen er, namentlich im Treffen bei Sacile, gefochten, geben ihm das Zeugniß, daß er ein beherzter und tapferer Militär gewesen. Aber im Juni 1809 gerieth er mit drei anderen Offizieren und mit dem Bataillon, in welchem er diente, in Gefangenschaft und wurde nach Mantua gebracht.

Nach dem Friedensschlusse von Wien, 14. Oktober 1809, würde er offenbar ebenfalls frei geworden sein, wenn er seiner Zunge Meister gewesen und nicht unaufhörlich über die Franzosen sich lustig gemacht und einige Male sogar den Kaiser Napoleon verunglimpft hätte; man behielt ihn daher in der Festung Mantua zurück und sperrte ihn in das Gefängniß des Hafenortes über dem Wasserfall des Mincio. Dort steigerte sich die Lage Carl's (wir behalten den Wiener Theaternamen gleich hier bei) zur Verzweiflung, als mehrere französische Offiziere, die einen aus Mitleid, die anderen wohl aus Haß und Schadenfreude ihm mittheilten, daß er seiner Verhöhnung des französischen Kaisers sein Leben zur Sühnung werde bringen müssen, denn aus dem Gefängniß des Hafenortes habe noch nie ein Gefangener einen anderen Weg gefunden als den, welcher zum Tode führe.

Eines Tages öffnete man plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde das Gefängniß, in welchem sich Carl befand. Er war der festen Meinung, man werde ihn jetzt hinter die Festungsmauer führen und ihm mittelst dreier Kugeln für immer den unbesonnenen Mund verstopfen, allein man stieß einen neuen Gefangenen zu ihm in das feuchte Loch, in welchem er dem finsteren Gemäuer sein Elend klagte.

So lange die eiserne Pforte offen blieb und hinlänglich Licht auf die Gestalt des Unglücklichen fiel, der nun sein Leidensgenosse wurde, vermochte Carl die Gesichtszüge des Fremden genau zu betrachten. Wenn Carl sich späterer Zeit an den Unglücklichen erinnerte, sagte er, er habe vermeint der Geist Hohenstaufen's betrete die Zelle; der Bart, die Haare, der Gang, die Bewegung erinnerte

an Hohenstaufen, wie ihn in jenen Tagen der Schauspieler Dunst darzustellen pflegte.

Man schloß die Thüre hinter den beiden Gefangenen zu, schob die schweren Eisenstangen in die Klammern und stellte noch eine Schildwache vor das Gefängniß, welcher man, gleich der ersten, die schon auf ihrem Posten stand, die gemessensten Befehle gab, Niemand, wer es auch sei, zu gestatten, in der Nähe dieses Gefängnisses zu verweilen.

„Wer muß dieser Mann sein?!" dachte Carl. „Was muß er verbrochen haben? Dem Ansehen nach ist's ein Bauer; nach seinem feurigen Auge zu urtheilen, das selbst Leiden und Jammer nicht um seinen Glanz zu bringen vermochte, ist's doch kein Bauer. — Guten Tag!" grüßte nun Carl den Gefährten. „Woher des Weges?"

„Guten Tag!" erwiederte der Unbekannte. „Ich komm' aus Tirol, um in italienischem Boden begraben zu werden. Wenn ich Dir meinen Namen sag', so wirst begreifen, daß ich nur wenige Tag' mehr zu leben hab' — ich bin der Hofer Andredl, der Sandwirth aus Tirol."

Carl erstarrte, aber faßte sich doch bald.

„Hofer!" rief er aus. „Hofer, der Held, der tapfere Landesvertheidiger! — Oh, wackerer Mann reich' mir Deine Hand!"

„Da hast's!" erwiederte Hofer und reichte Carl die Hand, welche dieser innig drückte und schüttelte. Dann fügte er hinzu: „Schau, die Franzosen sein do' nit so grausam, als ich befürchtet hab'. Erstens haben s' mich nicht in eine einsame Zellen g'sperrt, in der ich aus Verzweiflung über mein z'rückgelassenes Weib und meinen z'rückgelassenen kranken Sohn mir hätt' den Kopf an den Mauern zerschellen müssen, dann sperren s' mich jetzt gar zu einem österreichischen Offizier — nit wahr, das bist ja?"

Carl bejahte es.

„Und ein Jäger bist auch? Du, ich war auch ein Jäger."

„Der erste Schütze in ganz Tirol!"

„Ja, der aber statt auf die Scheiben auf die Franzosen g'schossen hat und mit ihm ganz Tirol — Männer, Weiber und Buben. Das war ein Freischießen, ein solch's Bestgeben hat Tirol no' nit erlebt — mir lacht's Herz im Leib, wenn ich d'ran denk'."

„Vater, Andredl, laßt' Euch umarmen.

„Freut's Di', daß Du Hofer hast kennen g'lernt? Na, die Freud' wird bald aus sein. Jetzt werd'n sie mich halt no' einmal verhören, ich werd' ihnen aber nix sagen. Da werd'n s' bös werd'n und mich auf ein' Haufen Sand knien lassen und dem Sand-Wirth ein halb's Dutzend von den Kugeln in den Leib jagen, welche er den Feinden Oesterreichs zu vielen Tausenden in den Leib g'jagt hat. — Na, aber, was hast denn Du gethan, Jageroffizier?"

„Ich habe als Kriegsgefangener über die Franzosen geschimpft, habe sie lächerlich gemacht, habe gesagt, sie verdankten ihre Siege nur der Uebermacht; ich habe endlich über ihren Kaiser ein Bonmot gemacht —"

„Bonmot, das ist ein Schimpf?"

„Mein Bonmot war wenigstens kein Lob."

„Na, und was wird denn Dein Schicksal sein?"

„Mich wollen s' auch erschießen."

„Hör' auf! Wie lang' dünstest Du denn schon hier?"

„Seit Juni."

„Und heut' haben wir den 15. Februar — beinah' acht Monat' also! Vielleicht denken s' noch über Dein Bonmot nach und wissen noch nicht, ob's wirklich ein's war oder nit. Oder sie haben Dich vergessen? Erschießen können s' Dich nit, wegen Einen Wort — ein Wort is ja kein Pfeil —"

„Aber eine Kugel wird's für mich werden."

„Setz Dir nix in den Kopf! Du bist ja kein französischer Offizier, sondern ein österreichischer. Was hast Du Dich um den Feind Deines Vaterlandes zu scheeren — da schau' mich an, was ich den Feinden Oesterreichs gethan hab' und Du — wann sie mich erschießen, so müssen sie Dich mit einem Belobungsdekret nach Haus geh'n lassen. — Weißt nit, darf man hier Tabak rauchen?"

„Ja, ich rauche den ganzen Tag."

„Darum haben s' mir auch mein „Nasenwärmer" (kurzes Pfeifchen) g'lassen; aber 's Geld haben s' mir g'nommen: 1200 Stück Andreas Hofer-Zwanziger und 28.000 Gulden in Bankozetteln; damit werden s' mich auf drei Tag verköstigen; soviel zahlt ja kein Fürst für seine Bewirthung!"

Das Gefängniß wurde wieder aufgeschlossen. Ein Sergeant trat mit vier Mann herein und führte Andreas Hofer zum Verhör.

Carl brachte die Tage, welche er mit Hofer im Gefängniß verlebte, nie aus seinem Gedächtnisse; er erzählte davon oft seinen Freunden und Bekannten und immer machten die Erinnerungen auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er höchst wehmüthig gestimmt wurde.

Nach geschehener Vernehmung war Hofer wieder in seinen Kerker zurückgeführt worden.

„Sieben Offiziere nebst einem Präsidirenden," sagte er zu Carl, „haben über mich Gericht gehalten und der Dolmetscher, der die Fragen des Kriegsgerichts mir ins Deutsche übersetzte, hätte für mich bald wieder eines Dolmetschers bedurft. Der Kerl hat ein so g'spaßig's Deutsch g'red't, daß ich's zehnte Wort nit verstanden hab'. Es war auch nit nothwendig; mein Tod ist b'schlossen, ich mag antworten was ich will. — Der Raffl, der Raffl!" fuhr Hofer fort, „der is an meinem Unglück schuld!"

Auf Carl's Frage, wer dieser Mensch sei, lieferte ihm Hofer eine getreue Erzählung der Begebenheiten und schloß mit den Worten: „Als ich in Meran über die Stiege des Hauses zu dem Generalen geführt wurde, begegnete mir der Raffl — er hat eben die dreißig Silberling g'holt g'habt. Er wollt' an mir vorbei, aber seine Füße waren wie gelähmt. Er ist blaß geworden, wie die Wand, an der er gelehnt ist. Raffl, hab' ich zu ihm g'sagt, schau mich gut an! Du siehst mich in diesem Leben nimmer. Ich werd' erschossen, das weiß ich und das ist Dein Werk. — Raffl, ich wünsch' Dir, daß Du einst so ruhig stirbst wie ich! Ich möcht' Dich fragen Jenseits, wie Du gestorben, aber Dich — Dich seh' ich schwerlich dort Oben!"

Carl wurde von dieser Mittheilung so erschüttert, daß er kaum hörbar athmete. Bald darauf wurde das Gefängniß neuerdings geöffnet und Hofer beordret, dem Eisenmeister (Gefangenwärter) und den Soldaten zu folgen — es ging wohl zum Tode. Sie sanken sich in die Arme.

Carl erzählte oft, daß er bei diesem Abschiede wie ein Kind geweint habe. „Bet' für mich, Jäger!" sagte Andreas Hofer zu ihm, als man ihn aus seinem Kerker schleppte.

Um vier Uhr Nachmittags erschien der Eisenmeister vor Carl und bedeutete ihm, daß er vor das Kriegsgericht berufen worden, er wußte aber bereits durch einen ihm früher zugesteckten Zettel, daß er unter den Freigelassenen sein werde. Nichtsdestoweniger zeigte er eine bestürzte Miene.

„Träume ich oder ist's Wirklichkeit?" rief er aus.

„Es ist Wirklichkeit und kein Traum!" bekräftigte der Eisenmeister, „Sie werden frei! — Aber verrathen Sie nicht, daß ich — — —"

„Sie verrathen?" erwiederte Carl, „eher lasse ich mich noch einmal acht Monate einsperren — als Sie verrathen."

„Stellen Sie sich nur recht desperat, als wenn Sie Ihr Todesurtheil erwarteten; die Herren Offiziere freuen sich schon darauf, Ihnen zuerst recht viel Angst zu machen, und wenn Sie dann ganz verzweifelt vor ihnen dastehen, Ihnen Leben und Freiheit anzukündigen, so haben sie es dem Rittmeister Heinrich von — — —"

„Saß der hier auch gefangen?"

„Wie Sie, acht Monate!"

„Mein Freund, mein edler Freund! Mein treuer, biederer Lebens-, Schicksals- und Waffengefährte? Was verbrach denn dieser?"

„Ganz was Sie verbrachen. Er schimpfte den Kaiser; er machte sogar ein Spottgedicht auf die große Armee."

„Und wird jetzt frei?"

„Er ist schon frei. In der „Stadt Rom" sitzt er bereits bei zwei Bekannten, welche Sie erwarten. Er hat bereits zwei Champagnerräusche glücklich überstanden."

Carl sprang vor Freude wie toll in seinem Gefängniß herum.

„In dieser Exaltation," sagte der Eisenmeister, „können Sie nicht vor dem Kriegsgericht erscheinen. Sie müssen sich verstellen."

„O, mein Freund," sagte Carl, „da sollen Sie etwas erleben, das Ihnen zeigen wird, welch ein bedeutendes Talent ich zum Schauspieler besitze. Dem Kriegsgerichte will ich eine Komödie vorspielen, daß die Mitglieder desselben erschrecken und erbleichen und wenn sie mir dann meine Freiheit verkündigen, daß ihnen über meinen Jubel die Herzen zu eng werden sollen. Die Rede, die ich halten werde. Die Worte: „Vive l'Empereur! La grande Armée, le Triomphe de Napoleon" sollen wenigstens fünfhundert Mal vorkommen! — Ich bin bereit, Ihnen zu folgen!"

Carl folgte dem Eisenmeister zum Kriegsgerichte. Er erschien vor dem Gericht zerknirscht, vernichtet; in Gang, Haltung und Sprache den Mann bezeichnend, der sein Todesurtheil erwartet. Den Eisenmeister ließ er nicht mehr los; er stützte sich auf ihn, weil Carl zusammen zu brechen drohte.

„Im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Königs Napoleon von Gottes Gnaden und der Staatsverfassung Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des rheinischen Bundes;" hub der Vorsitzende an.

Carl knickte zusammen wie ein Taschenmesser.

„Allen Gegenwärtigen, welche diese Urkunde lesen und jenen, die sie künftig lesen werden, unseren Gruß."

Carl schien sich verneigen zu wollen, wankte aber wie trunken hin und her.

„Heute, den 20. Februar 1810," las der referirende Hauptmann weiter, „hat sich die Militär-Commission auf Allerhöchste Verordnung und in Gemäßheit des Gesetzes vom 13. Brumaire, Jahr V, versammelt, nämlich die Herren Toulain, Adjutant, Commandant, Offizier der Ehrenlegion und Ritter des königlich baierischen Maximilian-Josephs-Militär-Ordens, als Präsident; Chatin, Escadrons-Chef der kaiserlichen Gendarmerie, Mitglied der Ehrenlegion, als 1. Beisitzer; Toquineau, Festungs-Adjutant und adjungirter Hauptmann, als 2. Beisitzer; Batin, Lieutenant des 32. Linien-Infanterie-Regiments, als 3. Beisitzer; Bossini, Lieutenant des 76. Regiments, als 4. Beisitzer; Joliondc, des nämlichen Regiments, als 5. Beisitzer; Tulonet, des nämlichen Regiments, als 6. Beisitzer; und Cliconet, Hauptmann des nämlichen Regiments, als Referent und Commissär der Festung Mantua, sämmtlich ernannt von Sr. Exzellenz dem Herrn Festungs-Commandanten.

Ferner: Picodin, als Aktuar, ernannt von dem Herrn Referenten.

Alle diese sind nach der Vorschrift des 7. und 8. Artikels des oben angeführten Gesetzes weder untereinander, noch mit dem Inquisiten verwandt oder verschwägert, in dem durch die Constitution verbotenen Grade.

Diese Commission hat sich versammelt in der Citadelle von Mantua, Gericht zu halten über Karl Bärenbrunn, Lieutenant im 11. österreichischen Jäger-Regiment, gebürtig aus Krakau, 21 Jahre alt, 5 Schuh 4 Zoll hoch, mit blonden Haaren und Augenbrauen, mager, mit gewöhnlicher Nase, großem Munde und ovalem Kinn.

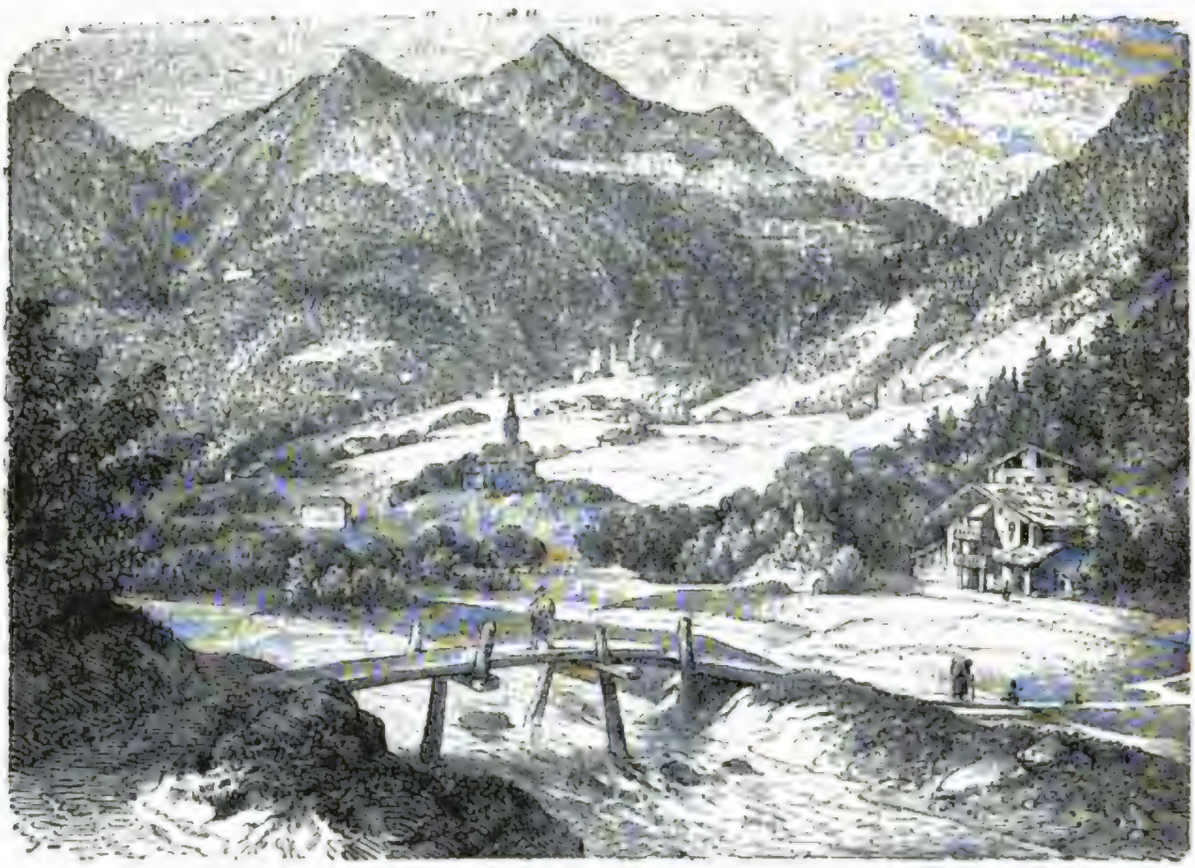
Der österreichische Lieutenant Karl Bärenbrunn ist beschuldigt, während er in französischer Kriegs-Gefangenschaft sich befand, und noch befindet, in deutscher

und französischer Sprache, despectirlich gesprochen und geurtheilt zu haben über die Armee Sr. Majestät, den bayerischen Truppen den Vorwurf gemacht zu haben, daß sie als Deutsche gegen Deutsche fochten, und Sr. Majestät den Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protector des Rheinbundes, als einen Usurpator bezeichnet, und vor mehr denn vierzig französischen Offizieren bemerkt zu haben, daß man sich über die Offiziere wundern müsse, wie sie einem Tyrannen zu dienen vermöchten."

„Einen Stuhl!" rief Carl, „einen Stuhl! Die Wucht meines Verbrechens wirft mich zu Boden!"

Man brachte ihm einen Stuhl. Carl ließ sich darauf nieder. Er drückte die Augen zu und that ganz so, als wenn er eben sterben wolle.

Der referirende Hauptmann las nun weiter:



Der Sandwirthhof. (Seite 196 u. 208.)

„Die Militär-Commission verurtheilte nach dem § 47 über Majestätsbeleidigungen und § 117 über aufrührerische Reden den benannten Kriegsgefangenen Karl Bärenbrunn zum Tode."

Carl sank vom Stuhle und spielte den Ohnmächtigen so natürlich, daß ein Regimentsarzt schnell herbeigerufen wurde, der ihn nur mit großer Anstrengung zur Besinnung brachte.

Als Carl sich wieder erholt hatte, las der referirende Hauptmann weiter:

„In Anbetracht der Jugend des österreichischen Lieutenants Karl Bärenbrunn fanden sich jedoch Se. Exzellenz der Herr kommandirende General in der Festung Mantua über diesen speciellen Fall veranlaßt, nach Mailand an Se. kön. Hoheit den Vicekönig von Italien zu berichten, und — — Se. kön. Hoheit geruhten mit Rescript vom 17. Februar den österreichischen Lieutenant zu begnadigen und ihm die Freiheit zu schenken."

Carl fiel mit einem Schrei abermals zu Boden.

Nur mit großer Mühe brachte der Militärarzt Carl zu sich.

Carl, wenn er dieſen Moment aus ſeinem Leben erzählte, unterließ nie, beizuſetzen, daß die Scene, welche er in Mantua vor dem Kriegsgerichte ſpielte, eigentlich ſein erſter theatraliſcher Verſuch geweſen, und ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß er wirklich Talent zum Schauſpieler beſitze. Die ſämmtlichen Offiziere des Kriegsgerichtes ließen ſich von ihm täuſchen, ſelbſt der Eiſenmeiſter, welcher doch ſehr gut wußte, daß ſein Arreſtant nur Acteur ſein wolle, erſtarrte über die Wahrheit, mit der Carl zuerſt die Todesangſt, dann die Freude über die ihm verliehene Gnade affectirte; der Eiſenmeiſter vermochte nicht zu erkennen, wie weit Carl's Verſtellungskunſt ging; er glaubte, ſein Gefangener ſei wirklich von allen den geheuchelten Gemüthsaffecten durchdrungen

Berg Iſel. (Seite 199.)

Als man Carl vollends zu ſich brachte, ſchien es, als wenn er zu neuem Leben erwache. — Er ſchaute um ſich. Er ſtarrte die Mitglieder des Kriegsgerichts an. Er betaſtete zuerſt ſich, dann den Eiſenmeiſter.

„Es iſt Thatſache," ſagte er, „daß ich begnadigt bin; die edlen, wohlwollenden Geſichtszüge meiner Richter beweiſen mir dies. Es lebe der Vicekönig von Italien! Der erhabene Sohn des erhabenen Vaters! Der Theilnehmer eines Ruhmes, welcher Europa mit Staunen erfüllt! Vive l'Empereur! Vive le Roi d'Italie! Vive le Prince Eugène! Vive la grande Armée! Vive le Général, commandant de Mantoue! Vives les membres illustres de la commission de guerre! Vive les Français!"

„Sie haben eine Erklärung zu unterſchreiben," nahm der Präſident des Kriegsgerichts das Wort, des Inhalts: „Daß Sie als Offizier nie mehr die Waffen gegen Frankreich führen werden!"

„Ich unterzeichne diese Erklärung," erwiederte Carl.

Der Präsident legte Carl die betreffende Erklärung vor. Carl unterzeichnete sie.

Außerdem habe ich den Auftrag, Ihnen anzudeuten," bemerkte der Präses, „daß Sie augenblicklich die Festung, und binnen 24 Stunden das Weichbild von Mantua zu verlassen haben."

„Mit schwerem Herzen," heuchelte Carl, „füge ich mich diesem Befehle. Ich soll also die Ehrenmänner, welche mich, ihrer Amtspflicht gemäß zum Tode verurtheilten, nicht auch außer ihrer Amtspflicht kennen lernen?"

Er zerdrückte eine Thräne.

„Sei es! Mit betrübtem Herzen trenne ich mich von Ihnen."

„Bei dem Commandanten der Festung, Sr. Exzellenz dem Herrn General-Lieutenant haben Sie sich noch zu melden. Es wurde bei ihm eine namhafte Summe hinterlegt, welche Sie in Empfang zu nehmen haben."

„Gold und Freiheit!" jauchzte Carl. „O, ich Glücklicher! — Vive l'Empereur!"

Mit diesen Worten ergriff er den Eisenmeister und tanzte mit ihm zur Thüre hinaus, indem er unaufhörlich rief: „Vive Napoléon! Vive le Prince Eugène! Vive Son Excellence le Commandant Général de Mantoue! Vive les membres de la commission de guerre!"

Noch auf den Gängen des Castells hörte man seinen Jubel.

„Dieser Mensch sollte in unsere Dienste treten!" sagte der Präsident des Gerichts. „Er hat wahrhaftig ein französisches Blut und soll, wie ich höre, ein tapferer Offizier sein!"

Ein Bund zwischen Oesterreich und Frankreich, 1810.

Das Land war von den Feinden befreit, aber die finanzielle Erschöpfung bot Anlaß genug, sich jeden Tag an seine Anwesenheit zu erinnern. Außer der durch den Frieden stipulirten Kriegs-Entschädigung waren nach und nach 169 Millionen Francs Contributionen eingehoben worden, wobei noch die massenhaften Requisitionen an Naturalien, der Entgang an Arbeitskräften, die Zerstörungen u. s. w. nicht in Anschlag gebracht werden.

Der kurze Aufschwung der Jahre 1807—1809 war zu einem kläglichen unverdienten Ende gekommen. Man schob dem Stadion'schen Regiment, welches die Hebung der geistigen und materiellen Volkskraft erstrebt hatte, die Niederlagen in die Schuhe, obwohl es nicht schwer gewesen wäre einzusehen, daß die wenigen Glanzpunkte des Jahres 1809, das Verhalten der Landwehr, die Erhebung in Tirol, eben nur durch die von Stadion befolgten Grundsätze möglich gemacht wurden.

Eine völlige Umkehr in den leitenden Principien erschien desto leichter, da Kaiser Franz, welcher durch die französische Revolution schon gegen Alles eingenommen war, was Neuerung oder Volkseinfluß hieß, durch die traurigen Ereignisse der letzten Jahre nur noch mehr in der Meinung bestärkt wurde, daß sich Oesterreich am wohlsten befinde, wenn es hübsch still steht und von allen auswärtigen Einflüssen möglichst abgesperrt bleibt.

Durch das ganze Volk zog ein tiefes Friedensbedürfniß, die heroischesten Anstrengungen, alle Opfer an Gut und Blut hatten nichts gefruchtet, man gab also den Gedanken an einen Widerstand förmlich auf und suchte sich mit der Lage, so gut es eben ging, abzufinden.

Dieser Stimmung entsprach auch die Resignation, ja theilweise Befriedigung sogar, welche den zunächst Betheiligten und dem ganzen Volk die Nachricht von einer Vermählung der Kaisertochter Maria Louise mit Napoleon weniger abstoßend erscheinen ließ, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Schon am 15. Dezember 1809 gab Napoleon in einem feierlichen Familienrathe folgende Erklärung ab: „Die Politik meiner Monarchie, ingleichen das Glück und Bedürfniß meiner Völker begehrt, daß ich Nachkommen, die dann zugleich Erben meiner Liebe für das Volk sein werden, den Thron hinterlasse, auf welchen mich die Vorsehung gesetzt hat. Da mir aber seit mehreren Jahren keine Hoffnung mehr gestattet ist, aus der Ehe mit meiner vielgeliebten Gattin Kinder zu erhalten, so sehe ich mich gezwungen die Auflösung dieser Ehe anzustreben."

Am nächsten Tag schon beeilte sich der Senat, welcher ohnehin nichts war als ein gefügiges Echo des kaiserlichen Willens, die Auflösung der Ehe auszusprechen und Anfangs 1810 gab auch die Kirche ihre Einwilligung dazu.

Am 7. Februar unterzeichneten der französische Minister Champagny und der österreichische Botschafter Fürst Schwarzenberg das Verlöbniß zwischen dem

Kaiser Napoleon und der ältesten Tochter des Kaisers von Oesterreich, Maria Louise, und es erfolgte am gleichen Tage die Verständigung seiner Familie und der Großwürdenträger durch Napoleon selbst. Am 27. Februar aber erging folgende vom Erzkanzler verlesene Nachricht an den Senat: „Wir haben unseren Cousin, den Fürsten von Neufchatel, als unseren außerordentlichen Botschafter nach Wien gesendet, um sich um die Hand der Erzherzogin Maria Louise zu bewerben. Wir haben zum Wohle der gegenwärtigen Generation auf eine ausgezeichnete Art beitragen wollen. Die Feinde des festen Landes (hier ist England gemeint) haben ihre Hoffnung auf die Entzweiung und Zerrüttung desselben gegründet. Sie können nun den Krieg nicht mehr anfachen, indem sie uns keine Projekte zumuthen können, die mit den Banden und den Pflichten der Verwandtschaft unverträglich sind, welche wir mit dem regierenden kaiserlich-österreichischen Hause geschlossen haben."

In Paris wie in Wien herrschte natürlich officiell angeordneter Jubel, der hier und dort der Bevölkerung gegen ihr natürliches Gefühl leichter werden mochte, weil man sich der trügerischen Hoffnung hingab, daß diese Verbindung wirklich den Frieden sichern werde.

Die „Wiener Zeitung" verstieg sich gar zu der kühnen Phrase: „Diesem großen Bund huldigen Millionen, in ihm sehen die Völker Europas das Unterpfand des Friedens, nach nun erloschenen Kämpfen die Segnungen der Zukunft!" Ach! wie kurzsichtig ist doch der gemachte Enthusiasmus der officiösen Federn zu allen Zeiten!

Die Hoffnung auf den Frieden äußerte ihre Wirkung sogar in finanzieller Beziehung; der Preis eines Münzdukatens fiel von 23 auf 14 Gulden Bankozettel herab und in ähnlicher Weise besserte sich der Augsburger Wechselcours, damals für ganz Deutschland und Oesterreich der ökonomische Gradmesser. In Wien dachte man nur mehr an die bevorstehenden Festlichkeiten und der „Eipeldauer" schreibt in einer äußerst bezeichnenden Weise:

„Am letzten Sonntag waren über 5000 Menschen auf der Redout'; denn es hat sich d'Red' verbreitet, daß das die letzte Redout' ist, weil der Saal zu den Festivitäten soll herg'richt' werden. Das Gedräng' kann sich Niemand vorstellen. Ich hab' in die Speiszimmer gehen wollen; da haben's mich aber hinaufgetragen, und da hab' ich alle Tisch' b'setzt g'funden und da haben viele recht elegante Herrn und Damen bei den numerirten Aufwärtern fast ein Memorial eingeb'n, um nur ein Platzl z'krieg'n. Seit vielen Jahr'n ist auf der Redout' nicht so viel in Essen und Trinken verschwend't worden; das wird aber Alles aus lauter Freud' und in der Hoffnung g'schehen sein, daß wir ein dauerhaften Frieden krieg'n."

Wie aber die Zustimmung zu dieser Verbindung den Nächstbetheiligten ein schweres, nur widerstrebend gebrachtes Opfer kostete, welches nur durch politische Rücksichten erzwungen wurde, so fühlte auch das Volk trotz seiner Friedenshoffnung, daß in dieser Heirath der Kaisertochter mit dem erbitterten Feind vom vorigen Jahre eine Art Demüthigung liege. Der Zusammenhang mit dem Regentenhause war in Oesterreich, namentlich in Wien, immer zu innig und beruhte zu sehr auf rein persönlichen und gemüthlichen Beziehungen, als daß nicht die Bitterkeit, welche das Herz des kaiserlichen Vaters gegen den sonderbaren Werber erfüllte, der ein halbes Jahr früher sich die ein Drittel des Staates kostende Mitgift mit bewaffneter Hand geholt hatte, auch ihren Reflex in der Volksstimmung gefunden hätte.

Offen zu Tage treten durfte dieselbe freilich damals, wo die Censurschraube wieder tüchtig angezogen war, nicht, aber die Meinung und das Fühlen des Volkes wissen sich stets Luft zu machen und in Worten zu sprechen, die nicht confiscirbar und doch verständlich sind.

So erzählt der „Eipeldauer" folgende hübsche Anekdote: „Wie die Franzosen von uns abgezog'n sind, haben's uns mehrere Kranke und Blessirte z'rückg'lassen. Von denen sind aber schon wieder Mehrere herg'stellt. Die haben sich also die Tag' bei der Antichambre von unserer geliebten Erzherzogin eing'funden und wie man's

g'fragt hat, was sie wollen, so haben's g'sagt, daß sie blos das Vergnügen wünschen, ihre zukünftige Kaiserin z'sehen und wenn sie zwölf Stunden warten sollen, so werden sie auf dem Gang stehen bleiben. Jetzt hat man das also der Erzherzogin g'sagt, und da ist sie aus ihren Zimmern herauskommen und hat freundlich mit ihnen g'redt. Das hat die Franzosen so g'rührt, daß sie im Fortgehen g'schrien haben: Vive notre impératrice! vive la maison d'Autriche! — Was hätt' der Herr Vetter g'sagt, wenn man so was vor vier Monaten prophezeit hätt'?"

Und so fragte das Volk im Allgemeinen, das noch die Leiden des Krieges, die Lasten der Invasion im Gedächtniß hatte, das in den Lücken der öffentlichen Sammlungen, den zertrümmerten Wällen der Stadt ebenso viele Mahnzeichen an den brutalen Uebermuth des Siegers sah.

Aber auch das französische Volk war, wenn man von der Oberfläche allerhöchst angeordneten Entzückens in die Tiefe der wirklichen Stimmung sieht, der neuen Verbindung nicht geneigt. Weniger, wie man gemeiniglich annimmt und wie durch „historische" Romane bis zum Ueberdruß breitgetreten wurde, aus Sympathie mit der Kaiserin Josefine (Bild Seite 232), als aus anderen Gründen. Diese letztere Dame war durchaus nicht so fleckenlos wie man sie darzustellen liebt, und gleich ihren Freundinnen, zu welchen die berüchtigte Madame Tallien gehörte, nahm sie es, nachdem die Schrecken der Revolution verbraust waren, nicht allzu genau mit der weiblichen Tugend, und wenn den Ausstreuungen der ihr freilich nicht günstig gesinnten Glieder der Familie Bonaparte zu trauen ist, bewahrte sie auch nach der Verehelichung mit Napoleon diesem keine scrupulöse Treue.

Aber das französische Volk hatte ein durch die Geschichte nicht widerlegtes Vorurtheil gegen „österreichische" Heirathen — sie hatten weder den Bräuten noch dem Lande viel Heil gebracht. Dann aber sah man in diesem Bemühen des Kaisers sich mit einer der ältesten Dynastien Europas zu verbinden, die Absicht die letzte Erinnerung an seinen illegitimen Ursprung — die Revolution — zu verwischen. Und so leicht sich die Franzosen, betäubt vom militärischen Glanz seiner Regierung, um alle freiheitlichen Errungenschaften zu Gunsten seiner Gewaltherrschaft hatten bringen lassen, so waren sie doch stolz auf die Revolution und darauf, daß sie sich selbst einen Kaiser gegeben hatten, der nur durch sein Genie und den Willen des Volkes so hoch gestiegen war. Man fühlte, daß Napoleon durch diese Verbindung seine eigene Laufbahn — vielleicht damit auch die Existenzberechtigung seiner Herrschaft verleugnete.

Obwohl man allgemein in der Heirath Napoleon's mit einer österreichischen Prinzessin eine Friedensbürgschaft sah, fand sie doch nirgends Beifall. „Man muß dem Minotaurus Europas eine österreichische Prinzessin opfern, um ihn zufrieden zu stellen", scherzte der englische Minister Lord Castlereagh bitter und deutete damit an, daß diese Verbindung nicht blos Sache der Politik, wie fürstliche Ehen so häufig, sei, sondern daß sie erzwungen wurde vom allmächtigen Willen dieses Mannes, der ganz Europa nicht zur Ruhe kommen ließ und überall das Merkmal seiner brutalen Uebermacht aufdrückte.

Am 4. März 1810 traf der außerordentliche Botschafter Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Viceconnetable des Kaiserthums Frankreich ein, hielt jedoch erst am nächsten Tage unter großem Gepränge seinen feierlichen Einzug in der Hofburg, wo er sofort vom Kaiser Franz empfangen wurde und auch (im Reichskanzleigebäude) seine Wohnung erhielt. Noch am selben Abend war großer Ball im Apollosaale — mit dem wir uns später eingehender beschäftigen werden — welchem der Hof nebst dem Botschafter beiwohnte.

Der 6. März brachte eine große Gala-Redoute in den kaiserlichen Redoutensälen, wo ein besonders errichteter prunkvoller Tempel mit den vereinigten Wappen Oesterreichs und Frankreichs, den Initialen der Verlobten, den beiderseitigen Landesfarben und anderen Allegorien der so rasch erwachten Intimität den Anlaß der glänzenden Festlichkeiten versinnlichte.

Am 8. März erfolgte unter großem Prunk die feierliche Werbung. Nachdem Kaiser Franz dieselbe — gewiß schweren Herzens — genehmigt hatte, wurde die Erzherzogin Maria Louise eingeführt, die nun ihrerseits — sicher auch nicht freudig — ihre Zustimmung gab und aus den Händen Berthier's ein Schreiben Napoleon's und dessen Bildniß empfing, das ihr sofort an die Brust geheftet wurde.

Am 9. März erfolgte die übliche Verzichtleistung der Erzherzogin auf alle Erbfolgerechte in Oesterreich und am nächsten Tag, dem Vorabend der kirchlichen Ceremonie, gab es Galavorstellung im Theater an der Wien, wo Gluck's klassische Oper „Iphigenia in Aulis" gegeben wurde — eine etwas sonderbare und viel bewitzelte Wahl, da der Text der Oper sich darum dreht, daß Agamemnon durch Opferung seiner Tochter den Zorn der Götter zu beschwören sucht.

Der nächste Tag brachte die vom Fürsterzbischof von Wien in der Augustinerkirche vollzogene Vermählung per procura (durch Stellvertretung), wobei Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, über besonderes Ersuchen des Bräutigams dessen Stelle vertrat.

Freitheater und eine großartige Beleuchtung sollten auch den Wienern die festliche Stimmung erleichtern. Aber während die Stadt sich in ein strahlendes Festkleid hüllte, wobei dieses Mal auch die kaiserliche Burg nicht zurückblieb, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der sich bemühte, soweit es ihm möglich war, die Illumination auszublasen.

Die nach Anlässen, der innersten Meinung Luft zu machen, suchende Volksstimmung sah darin ein schlimmes Vorzeichen und vielfach erinnerte man sich auch, daß die Verlobung in Wien an demselben Tage, zur selben Stunde vollzogen wurde, wo Andreas Hofer in den Gräben von Mantua unter französischen Kugeln verblutete.

In jenen naiveren Zeiten begnügte man sich bei Illuminationen noch nicht damit, den Gas-Installateur kommen zu lassen oder nur eine den Loyalitätsgrad anzeigende Zahl von Kerzen zwischen die Fenster zu stellen, sondern man liebte es Transparente anzubringen, welche je nach den materiellen und geistigen Mitteln ausgestattet waren und häufig in sehr schlechten und derben Versen, aber trotzdem sehr treffend die Volksstimmung zum Ausdruck gelangen ließen.

So brachte ein ehrsamer Schneidermeister unter den zur Schau gestellten männlichen und weiblichen Bekleidungsstücken den sinnigen Vers an:

„Louisens Rock und Napoleon's Hosen
Vereinigen Oesterreicher und Franzosen",

welcher aber drastischer als die langathmigsten diplomatischen Noten verkündigte, auf welchen Argumenten die so zuversichtlich erhoffte Friedensperiode basirte.

Und ein ahnungsvolles Zuckerbäckergemüth, das die Weisheit aller Staatsmänner, die sich um das Zustandekommen dieser Ehe verdient gemacht hatten, in Schatten stellte, setzte unter die Abbildung eines gewaltigen Hochzeitskuchens den Stoßseufzer:

„Die Pastete sieht gut aus
Wenn nur wird kein Dalken d'raus".

Zwei Tage später verließ die junge Kaiserin die Residenz. Schwer und schmerzlich war der Abschied von der Familie — drängt sich ja auch auf die stolzesten Höhen zu gewissen Zeiten eine Ahnung jenes unbewußten Fühlens, welches die Masse des Volkes erregt. Und durch all' das entfaltete Gepränge, die schmetternde Musik und das Glockengeläute machte sich die ernste, sorgenvolle Stimmung des Volkes geltend, das sich ergriffen, aber schweigend um den Wagen der Fürstin drängte — die in Wahrheit als ein der allgemeinen Wohlfahrt dargebrachtes Opfer einem Los entgegenging, das, an den titanischen Willen eines einzelnen Mannes geknüpft, dunkel und wolkenschwer in der Zukunft ruhte. (Bild Seite 225.)

Kaiser Franz I. nimmt Abschied von seiner Tochter Maria Louise. (Seite 222.)

Digitized by Google

In neuester Zeit hat eine Ausgabe der „Correspondance de Marie Louise", 1799 bis 1847 die bisher ungedruckten Briefe der Gemahlin Napoleon's I. an ihre Aja Victoria Gräfin Colloredo (geborene Gräfin Crenneville, erst verehlichte von Poutet, letztverehlichte Herzogin von Lothringen) und mit deren Tochter, Victoria von Poutet verehlichte Gräfin Crennville, gebracht, aus denen viele interessante Momente über das Denken und Fühlen der Braut und Gattin des Welteneroberers hervorleuchten.

Napoleon's I. Name erscheint zum ersten Male in diesen Briefen in einem aus Laxenburg 8. September 1803 datirten Briefe, in welchen sie von Blanchard's „Plutarch für die Jugend" spricht und tadelt, daß er auch den Namen Bonaparte erwähne.

Sie schreibt: „Dieser Name schändet sein Werk; ich hätte es lieber gesehen, er würde mit Franz II. geschlossen haben, der auch denkwürdige Handlungen ausführte, indem er das Theresianum wiederherstellte u. s. w., während der Andere nur Ungerechtigkeiten beging, indem er Einigen ihr Land wegnahm. Mama hat mir etwas Drolliges erzählt, daß Herr Bonaparte sich mit zwei bis drei Personen geflüchtet habe, als die ganze Armee ruinirt war und daß er Türke geworden ist, das heißt, daß er ihnen gesagt: „Ich bin nicht Euer Feind, ich bin ein Muselmann, ich erkenne den großen Mahomed als Propheten an", und als er nach Frankreich zurückkam, spielte er den Katholiken und dann erst wurde er Consul."

Späterhin, in Erlau, äußerte sie: „Ich glaube das Ende der Welt rückt heran und derjenige, der uns (das Haus Oesterreich) bedrückt, ist der leibhaftige Antichrist."

Am 22. Jänner 1809, wo sie Gerüchte über die Absichten Napoleon's auf ihre Hand vernommen, schreibt sie: „Seit Napoleons Scheidung öffne ich jede Frankfurterzeitung mit der Idee, darin die Ernennung seiner neuen Gemahlin zu finden, und ich gestehe, daß die Verzögerung mir eine unwillkürliche Unruhe erregt; ich lege mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung, sie allein weiß, was uns glücklich machen kann. Wenn das Unglück es aber will, bin ich bereit, mein persönliches Glück dem Wohle des Staates zu opfern, überzeugt, daß man die wahre Glückseligkeit nur in der Erfüllung der Pflichtet findet, selbst zum Nachtheile der Neigungen. Ich will nicht daran denken, aber wenn es sein muß, ist mein Entschluß gefaßt, obwohl es ein doppeltes und sehr peinliches Opfer wäre. Beten Sie, daß es nicht geschehe."

Aus Erlau, 30. Juli 1809, schreibt sie: „Ich wünsche, daß der bevorstehende Friedenscongreß möglichst ferne von da stattfinde, wo ich und die Kaiserin Aufenthalt nehmen, denn sonst fürchte ich einen Besuch und ich versichere Ihnen, daß es mir eine ärgere Strafe als jedes Martyrium wäre, diese Person zu sehen, und ich weiß nicht, ob ihm derlei nicht durch den Kopf fährt."

Noch am 10. Jänner 1810 täuscht sie sich über ihre Lage, denn sie schreibt: „Napoleon hat zu viel Furcht vor einer Abweisung und noch zu viel Absicht, uns Böses zuzufügen, um ein solches Verlangen zu stellen (nämlich um sie zu werben) und Papa ist zu gut, um mich in einer so wichtigen Sache zu zwingen."

Am selben Tage noch meint sie: „Ich lasse alle Welt reden und beunruhige mich nicht, denn ich bin sicher, daß nicht ich das Opfer der Politik sein werde, ich beklage nur die arme Prinzessin, die er erwählen wird."

„Ich weiß," schreibt sie etwa vierzehn Tage später, „daß man mich in Wien den großen Napoleon heirathen läßt, ich hoffe, es wird beim bloßen Gerede bleiben; ich bin Ihnen, theure Victorie, für Ihren schönen Wunsch über diesen Punkt sehr verbunden — ich hege meine Wünsche, daß die Sache sich nicht realisire, und geschieht das doch, so werde ich wohl die Einzige sein, die sich nicht darüber freut."

Berthier eilte der neuen Kaiserin von Frankreich um eine Tagesreise voraus, in ihrem Gefolge befand sich auch Graf Metternich, um in Paris für den Frieden thätig zu sein und von dem Schwiegersohn die Milderung einiger der drückendsten Bedingungen des Wiener Friedens zu verlangen. Die Reise ging möglichst rasch vor sich, war aber mit allem Prunk und dem Ceremonienwesen ausgestattet, welche Napoleon nicht missen wollte, um sich an die Seite der alten Fürstengeschlechter als ebenbürtig zu stellen. Nur seine eigene Person hielt er in kluger Berechnung inmitten all' des Glanzes in der alten Einfachheit und überraschte seine junge Gattin durch ein ganz unvorbereitetes Zusammentreffen bei Compiegne (28. März).

Am 1. April (eigentlich auch ein ominöser Tag) fand die bürgerliche Eheschließung in Saint-Cloud, am nächsten Tage der pompöse Einzug in Paris und die kirchliche Trauung im altehrwürdigen Dome von Notres-dames statt, wobei Napoleon seine Oberherrlichkeit über Europa dadurch zur Anschauung brachte, daß vier gekrönte Königinnen, freilich alle von seinen Gnaden, die Purpurschleppe seiner Gattin tragen mußten.

Eine Reihe der glänzendsten Festlichkeiten schloß sich daran, welche den guten Parisern, die sich kaiserlichen Pomp so wohl behagen ließen, als hätten sie nie für republikanische Einfachheit der Sitten geschwärmt, ihre uneingestandene Abneigung gegen diese Heirath ihres Herrn und Meisters fast vergessen ließ.

Doch ein furchtbares Ereigniß sollte dieselbe neu erwecken und zu den vielen bösen Ahnungen eine neue kommen. Am 1. Juli 1810 gab der österreichische Botschafter Fürst Karl Schwarzenberg ein glänzendes Gartenfest, bei welchem für den Ball ein eigener Saal erbaut wurde. Auf demselben erschien auch Napoleon mit seiner Gemalin Maria Louise, ehrfurchtsvoll empfangen von dem Festgeber (Bild Seite 233). Mitten während des Festjubels brach in dem von einer reichgeschmückten Menge dichtgefüllten Saal ein verheerender Brand aus, der bei der leichten Bauart des Gebäudes so rasch um sich griff, daß die Gäste auf das Aeußerste bedroht waren. Maria Louise wurde von dem Gatten in Sicherheit gebracht.

Die Witwe des Prinzen Carl Emanuel von Savoyen und Mutter des Königs Carl Albert von Sardinien, Marie Christine, geborne Prinzessin von Sachsen und Herzogin von Curland (geb. 1779, gest. 1851), war eben der Gefahr des Flammentodes nahe, als sie von einem französischen Offizier emporgehoben wurde, der, sie auf dem Arm tragend, zum Fenster eilte und da hinabsprang, wobei er sich den Fuß brach und lahm wurde. Aus Dankbarkeit heirathete ihn die Dame und der Retter wurde zum Fürsten Montléart erhoben, eine den Wienern als Besitzer des Galizynberges und ihrer zahlreichen Wohlthaten wegen bekannte Familie.

Die Gattin des Fürsten Josef Schwarzenberg, Bruders des Festgebers, und einige andere Gäste, sowie Personen der Dienerschaft kamen in den Flammen um. Verstohlen nur flüsterte man von dem Unstern, der über dieser Heirath schwebe, und nun erinnerte man sich an jenes gräßliche Unglück, das bei der Vermählung Ludwig's XVI. mit Maria Antoinette durch ein verunglücktes Feuerwerk so viele Menschenleben gekostet hatte.

Vorläufig freilich schienen alle diese düsteren Ahnungen grundlos zu sein, denn am 11. November 1810 machte Napoleon selbst freudestrahlend dem Senate die Mittheilung, daß die Kaiserin guter Hoffnung sei, woran er die etwas kühne Vorhersagung knüpfte, daß ihm und Frankreich ein Sohn und Erbe gegeben werde.

Sie sollte sich übrigens erfüllen, denn am 20. März des kommenden Jahres erblickte der unglückliche Knabe das Licht der Welt, über dessen Wiege der trügerische Traum einer Weltherrschaft schwebte. Den „König von Rom" nannte ihn der glückliche Vater, um damit anzudeuten, daß er in ihm den Erben und Erhalter einer Gewalt und Macht sehe, wie sie vor achtzehnhundert Jahren von jener Stadt aus gehandhabt wurde, und als er ihn seinen Marschällen und

Würdenträgern zeigte, dachte er wohl, in diesem Kind seine Herrschaft und sein Werk für die Zukunft gesichert zu sehen. Thörichter Wahn eines verwegenen Emporkömmlings, der mit toller Hast Stein auf Stein zu einem Riesenbau auf einander häuft und nicht gewahrt, wie langsam die Fundamente unter ihm weichen, die zusammenstürzend das Gebäude seiner Pläne und Hoffnungen, ihn selbst, die trügerische Krone seines Sohnes und dessen Lebensglück zerschmettern sollten!

Nun erst, nach der Geburt des Königs von Rom und nachdem Metternich schon im Oktober vorher Paris unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, gab Napoleon seine Zustimmung zur Aufhebung jenes schmählichen Punktes des Wiener Friedens, durch welchen Oesterreich gehindert wurde eine größere Heeresmacht als 150.000 Mann aufzustellen.

Nach allen übrigen Seiten verfuhr Napoleon aber mit der alten, Fürsten und Völker in gleicher Weise erbitternden Gewaltthätigkeit. Rastlos war er im Verändern und Umgestalten, ja selbst die Schöpfungen seiner eigenen politischen Laune waren nicht sicher vor ihm und ohne Bedenken zertrümmerte er heute, was er gestern gebaut hatte.

Zuerst sollte Holland dies fühlen, zu dessen König er seinen Bruder Ludwig gemacht hatte. Weil dieses Land, auf den Handel angewiesen und zu einem Drittel seiner Bewohner davon lebend, die Continentalsperre nicht in jener wahnwitzigen Weise durchzuführen vermochte, wie es Napoleon's brennendem Haß gegen England entsprach, bekam es seinen vollen Zorn zu fühlen. Das unerhörte Dekret von Fontainebleau, welches die Vertilgung aller englischen oder über England kommenden Waaren anordnete, schlug dem Wohlstand in ganz Europa die tödtlichsten Wunden, mußte aber am schwersten in Holland empfunden werden, das durch seine Rhederei ein Stapelplatz des Seehandels geworden war, der natürlich nun ganz darnieder lag. Und wenn auch diese von der Leidenschaft dictirten Maßregeln nie ganz durchzuführen waren und Napoleon selbst mancherlei Ausnahmen zulassen mußte, boten sie ihm doch den Anlaß zum gewaltsamen Vorgehen gegen Holland.

Noch während König Ludwig in Paris zu vermitteln suchte, erging eine grobe, echt napoleonische Note, welche sagte, „die Holländer hätten sich nicht als Nation, sondern als eigennützige Kaufmannsgilde bewährt". Da sich zugleich eine französische Armee gegen Holland in Bewegung setzte, legte König Ludwig, den Gedanken an Widerstand zurückweisend, die Krone nieder und nun erfolgte „mittelst Dekret" und ohne das Land selbst oder die übrigen Mächte zu fragen, die Einverleibung in die französische Monarchie. Dieses Dekret ist lesenswerth, weil es das öffentliche Recht, welches damals in Europa bestand — besser gesagt nicht bestand, — auf das Treffendste kennzeichnet.

Es erklärt, daß die Einverleibung für Holland selbst das größte Glück sei, „indem dasselbe durch die Einbeziehung Belgiens längst seine Unabhängigkeit verloren, durch die Vereinigung der Rhein- und Scheldemündungen aber auch in merkantilischer Beziehung im Ungewissen sei. Auch erliege das Land unter dem Drucke seiner Schulden und Abgaben und nur eine neue Ordnung der Dinge könne es retten. Doch nicht nur Hollands, sondern auch Frankreichs Interesse fordern durchaus diese Vereinigung, denn Holland sei nur eine Anschwemmung des Meeres an dem französischen Boden und gehöre daher schon nach dem gemeinen Rechte dazu. Unmöglich dürften die Mündungen französischer Flüsse in fremden Händen bleiben, die holländische Seemacht sei zur Ausführung der großen Entwürfe des Kaisers schlechterdings nicht zu entbehren und da diese, wie männiglich bekannt, das Glück Frankreichs und des ganzen Europas bezweckten, fordere das Wohl des ganzen europäischen Festlandes unbedingt die Vereinigung Hollands mit Frankreich."

Naiver und zugleich brutaler wurde die nackte Ländergier und die gewaltthätige Unterdrückung selbstständiger lebensfähiger Staaten wohl noch nie entschuldigt. Heute mußte man die Mündungen einzelner Flüsse nehmen, weil man

deren unteren Lauf schon besaß, morgen bedurfte man des eigentlichen Flußgebietes, weil man ja die Mündungen ohnehin schon hatte.

Aber auch an anderen Vorwänden fehlte es nicht, wobei die auch in unseren Tagen übel berufene „Herstellung geordneter Zustände" ihre Rolle spielte. Der für den Alpenverkehr wichtige Schweizer Canton Wallis wurde eingesackt, weil der dort herrschenden Gesetzlosigkeit ein Ziel gesetzt werden müsse und auch Wallis keine der Obliegenheiten erfüllt habe, die es bezüglich Herstellung und Unterhaltung der Simplonstraße auf sich genommen.

In Deutschland wurde nicht besser gewirthschaftet. Die Hansestädte wurden annectirt und mit einem dem selbst errichteten Königreich Westfalen abgerissenen Gebiet zu einem französischen Gouvernement umgewandelt, dessen Regierung in den Händen des rohen und eigennützigen Davoust, Herzogs von Auerstädt, lag. Dazu wurde auch das Herzogthum Oldenburg geschlagen, womit einer der Anlässe zu einem Conflicte mit Rußland gegeben war, dessen Herrscherhaus mit jenem des depossedirten Herzogs nahe verwandt war.

So schien ganz Europa der Willkühr Napoleon's preisgegeben und sein rücksichtsloses Schalten und Walten mußte jeden Einsichtigen überzeugen, daß der Friede nicht lange aufrecht erhalten bleiben werde.

Im äußersten Südwesten des Continents wehrten sich die Spanier mit englischer Hilfe unter heroischen Kämpfen gegen seine Gewaltherrschaft und am gerade entgegen gesetzten Ende bereitete sich der nordische Koloß zum Widerstand vor.

Die finanzielle Katastrophe von 1811.

Die Bemühungen Metternich's, der nach einem Ausspruch seines späteren publicistischen Factotums Gentz „nichts mit sich in das Ministerium brachte als sein Glück", zur Erhaltung des Friedens wurden vornehmlich mit Rücksicht auf die vollständige finanzielle Erschöpfung des Staates unternommen. Trotz der reichen aus England zugeflossenen Subsidien hatten die seit mehr als zwanzig Jahren währenden unglücklichen Kriege die materielle Kraft des Volkes gänzlich untergraben, und eine systemlose, schonungslos zugreifende Finanzwirthschaft hatte dazu beigetragen, das Uebel noch ärger zu machen.

Mit jener überall unter solchen Verhältnissen auftretenden unglücklichen Progression stieg die Schuldenlast des Staates desto höher, je tiefer der Nationalwohlstand sank, je weniger Handel und Gewerbethätigkeit auf einem Stand waren, welcher neue Hilfsquellen eröffnet hätte.

Nach Abschluß des von Josef II. begonnenen fatalen Türkenkrieges betrugen die Staatsschulden im Jahre 1792 350 Millionen Gulden. Von da an stiegen sie rapid, und zwar 1797 auf 466, 1801 auf 592 und nach dem Wiener Frieden 1809 auf 658 Millionen Gulden mit 40 Millionen Zinsen.

Und dabei wurden alle Hilfsmittel des unseligsten Fiskalismus aufgerufen, wie Zwangskurs der bis ins Ungemessene vermehrten schwebenden Schuld, die durch Ausgaben immer neuer Massen von Bankozetteln entstand, Münzverschlechterung, Einführung einer Klassensteuer, welche jeden Kopf der Bevölkerung mit einer Abgabe belegte, für die Armen unerschwinglich, für die Besitzenden aber im Verhältniß lächerlich niedrig war, mehrmalige Unterbrechung der Zinsenzahlungen u. s. w.

Schon unter dem Finanzregiment Zichy's hatte man zu dem häßlichen Mittel gegriffen, alle Gegenstände von Gold und Silber gegen eine ziemlich bedeutende Taxe einer Repunzirung zu unterwerfen und die Bankozettel in einer Weise zu vermehren, daß dieselben nur das Drittel ihres Nominalwerthes galten und alles Bargeld ganz aus dem Handel verschwand.

Als sich Graf Zichy einst gegen den Kaiser beklagte, daß seine Finanzmaßregeln, obwohl sie durch die Lage des Staates geboten seien, einer so herben Kritik unterworfen würden, äußerte der Monarch, dem ein gewisses Verständniß für das bürgerliche Empfinden des Volkes nie mangelte, in seiner trockenen Weise: „Ja — es ist halt eine harte Sach', mein lieber Zichy, — denn zahlen, schauen S', thut Niemand gern. Man muß die Leut' wenigstens reden lassen."

Nach dem Wiener Frieden war die Summe der ausgegebenen Bankozettel auf 1000 Millionen Gulden gestiegen, für 496 Gulden derselben bekam man aber nur 100 Gulden Bargeld.

Dem Grafen Zichy folgte in der schwersten Zeit als Finanzminister Graf O'Donnel, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, dem aber leider alle

Kenntniſſe für ſeinen ſo wichtigen Poſten abgingen. Das von ihm erlaſſene Verbot der Silberausfuhr, die Anordnung, daß nur ein Theil der Steuern in Bankozetteln getilgt werden durfte und ähnliche Maßregeln blieben wirkungslos oder verſchlechterten ſogar die Situation. Beſonders böſes Blut machte eine Verordnung, laut welcher alles Gold und Silber binnen eines beſtimmten Termines gegen Vergütung mit Staatsobligationen abgeliefert werden mußte. Natürlich wurde dieſelbe in unzähligen Fällen umgangen, und wenn man auch die Kirchenſchätze, zum Beiſpiel jenen von Mariazell, heranzog, war der Ertrag doch kein ſolcher, welcher die dadurch geſchehene Schädigung des Credites und die Mißſtimmung gerechtfertigt hätte.

Mit Beginn des Jahres 1811 ſtarb Graf O'Donnel und an ſeine Stelle trat Graf Joſef Wallis, mit deſſen Namen für alle Zeiten eine der ſchwerſten finanziellen Kataſtrophen verknüpft iſt, von welchen Oeſterreich je betroffen wurde und hoffentlich für die Zukunft betroffen werden wird.

Der Kurs der Bankozettel war mit Schluß des Jahres 1810 ſo, daß man für 100 Gulden Bargeld 1240 Gulden Papier bekam, — dieſer Zuſtand war alſo auf die Dauer unhaltbar. Ein noch vom Grafen O'Donnel entworfener Plan, nach welchem Ungarn durch Uebernahme von zwölf Millionen Einlöſungsſcheinen wenigſtens das jährliche Gebahrungsdeficit des Staates decken ſollte, ſcheiterte an dem Widerſtand des ungariſchen Reichstages, der ſich eine herbe Zurechtweiſung des Freiherrn von Stein zuzog, welcher damals den leitenden Kreiſen ſehr nahe ſtand.

„Hier wird Alles gelähmt durch den rohen Egoismus der Ungarn," ſchreibt er noch 1811 kurz vor dem ſogenannten Bankozettelſturz, „die dem Staate zwölf Millionen Einlöſungsſcheine zur Deckung des Deficites oder des jährlichen Ausfalles der Einnahme verweigern. Hat Ungarn eine Conſtitution? ein tumultuariſcher Reichstag, die Ausnahme einer Klaſſe von allen Geldleiſtungen, Leibeigenſchaft in ihrer roheſten Form von drei Fünftel der Nation, das iſt keine Verfaſſung. Ungarn müßte erſt eine ſolche bekommen und nur dann beobachtet der König ſeinen Krönungseid, wenn er Alles verſucht, um die geiſtigen und phyſiſchen Kräfte der Nation und des Landes zu entwickeln, indem er ihr den Genuß einer geſetzlichen Freiheit verſchafft."

Seine ſonſtige Größe unbeſchadet, ſchoß Herr von Stein hier aus Unkenntniß der Verhältniſſe doch etwas über das Ziel. Er gerieth über Alles außer Rand und Band, was ſein Ziel — den Sturz der Napoleoniſchen Herrſchaft — wirklich oder nur ſcheinbar hinauszurücken drohte. Gewiß wäre dies aber nicht früher erreicht und auch die finanzielle Kataſtrophe bei den Anſichten des Grafen Wallis nicht vermieden worden, auch wenn die Ungarn ihrem Land jene Laſt aufgebürdet hätten.

Denn der neue Finanzminiſter galt als kenntnißreicher und ehrenhafter Mann, war aber von ſo heftigem Temperament und ſo eigenwillig, daß Kaiſer Franz, der nur ſchwer ſeine Zuſtimmung zu den drakoniſchen Maßregeln gab, ſelbſt ſeufzend klagte: „Es iſt ſchrecklich, wie Einen der Wallis druckt!" Und er ſelbſt ſoll ſeine Vorſchläge in einer Miniſterkonferenz mit der Kraftſtelle geſchloſſen haben: „Das ſind meine Anträge, — bis zu dem und dem Tag müſſen ſie angenommen ſein, wenn nicht, ſo könnt Ihr am folgenden die boutique hinter mir zuſchließen!"

Trotz des ſorgfältig gewahrten Geheimniſſes wußte doch Jedermann, daß einſchneidende Maßregeln bevorſtanden. Eine Verordnung, welche die Schuldner von der Verbindlichkeit ihre Zahlungen in Bargeld abzuſtatten befreite, „weil dies unter den obwaltenden Verhältniſſen unbillig zu verlangen und unmöglich zu erfüllen ſei", hätte darauf vorbereiten können, nach welcher, freilich kein beſonderes finanzielles Geſchick erfordernden Richtung ſich die Reformen des Grafen Wallis erſtrecken würden.

Doch ahnten nur Wenige die ganze niederschmetternde Wahrheit, daß man vor einem Staatsbankerott in seiner vollsten Bedeutung stehe. Das vom 20. Februar 1811 datirte Patent wurde an alle Provinzialbehörden versiegelt mit der Weisung zugestellt, es am 15. März Morgens in allen Gemeinden gleichzeitig anschlagen zu lassen.

„Zu Wien hat's Leut' geben", erzählt der Eipeldauer, „die die Publikation gar nicht hab'n erwarten können und da haben sich Viele, wie in der Christnacht zusammeng'setzt und haben 'gessen, 'trunken und Karten g'spielt, damit's in der Fruh, wie's Patent ang'schlag'n word'n ist, gleich dabei hab'n sein können. Mich hat's selber nicht im Bett g'litten und da bin ich in mein Negligé an's Eck von der Gassen hing'rennt, um 's Patent z'lesen. Da sind schon ein paar hundert Menschen beisammen g'standen und da hat's traurige und freudige G'sichter d'runter 'geben."

Nun, die „freudigen Gesichter", welche der Eipeldauer gesehen haben will, dürften wohl nur eine dem herrschenden Regiment gemachte Concession gewesen sein, denn das Patent brach über alle Besitzenden, mit sehr wenigen Ausnahmen, wie ein verheerender Wetterstrahl herein. Der bürgerliche Wohlstand zumal war auf das Tiefste getroffen worden, zahllose Familien waren zu Bettlern geworden, und noch heute kann man häufig hören, daß geklagt wird, wie der Großvater oder ein anderer Vorfahrer beim „Bankozettelsturz" um Alles gekommen sei.

Nach einer lakonischen Einleitung, welche bedauert, daß alle bisherigen Versuche zur Herstellung finanzieller Ordnung vergeblich geblieben seien, verkündet das Patent den Bankerott sans phrase. Die im Umlauf befindlichen 1060 Millionen Bankozettel wurden auf den fünften Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt und sollten durch neue Papiere, sogenannte Anticipations- oder Einlösungsscheine umgewechselt werden, von welchen versprochen wurde, daß nicht mehr als die entsprechende Summe von 212 Millionen in Umlauf gesetzt werden würde. Die gleiche Werthherabsetzung erfuhr das massenhaft in Umlauf befindliche Kupfergeld, welches in seinen Stücken zu dreißig und fünfzehn Kreuzern freilich schon lange nicht mehr den Charakter von Metallgeld hatte, der darin besteht, daß der Nominalwerth dem thatsächlichen entspricht.

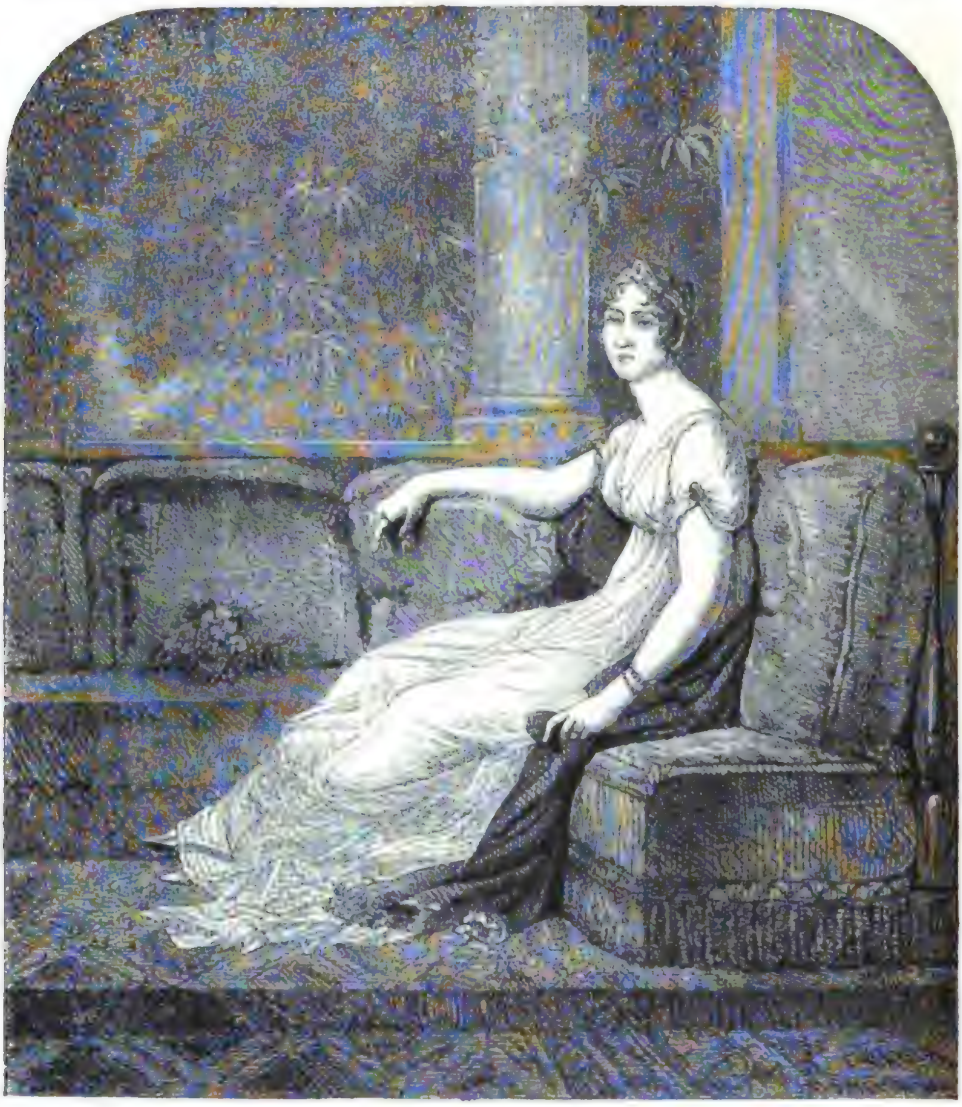
Unter Einem wurden die Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte reducirt und sogar die Rückzahlung aller nach dem Jahre 1799 eingegangenen Schuldverpflichtungen nach dem jeweiligen Bankozettelkurs auf bestimmte niedrigere Beträge festgesetzt. Der riesigen Werthverminderung des übrigen Kapitals gegenüber war die letztere Maßregel ein Gebot der Nothwendigkeit, aber gerade sie erschütterte alle Kreditverhältnisse auf das Tiefste und vernichtete durch die Ausdehnung auf die Real-Hypotheken das Vermögen zahlreicher Menschen um die Schuldner, deren Besitz wegen seiner Sicherheit zugleich gegenüber dem mobilen Kapital an Werth stieg, noch zu entlasten.

Daß die ganze drakonische Maßregel aber falsch war, bewies sich sofort dadurch, daß sie unwirksam blieb; denn der Kurs der Einlösungsscheine, hinter welchen man nicht mit Unrecht wieder nur die alten ebenso wenig fundirten Bankozettel vermuthete, fiel trotz aller Polizeimaßregeln sofort auf 216, später auf 338, so daß man wieder für 100 Gulden Münze 1080, beziehungsweise 1690 Gulden Papier erhielt.

Welchen üblen Eindruck das verhängnißvolle Finanzpatent machte, wird dadurch bewiesen, daß vielfach seine Echtheit angezweifelt wurde, man sich dann längere Zeit mit der Hoffnung tröstete, es werde zurückgenommen werden und die Regierung solchen „böswilligen Ausstreuungen" ganz entschieden und unter Strafandrohung entgegen treten mußte.

Die allgemeine Panique ging so weit, daß sogar das gleichfalls entwerthete Kupfergeld vielfach zurückgehalten wurde. Man griff, um den Verkehr zu ermöglichen, zu wahrhaft komischen Auskunftsmitteln, über welche der Eipeldauer berichtet:

„Aber ärgerlich iſt's, daß ſo viele Menſchen und beſonders Landleut', theils aus einer falſchen Aengſtlichkeit und theils aus Bosheit das Kupfergeld und beſonders die Gulden und Kreuzer z'rückhalten. Das zwingt alſo unſere Wirth und andere Gewerbsleut', daß ſie ſich ſelbſt eine Münz' machen, um ſich mit ihren Kundſchaften ausgleichen zu können. Einige ſchlagen ihr'n Namen auf Dantes (Spielmarken), andere ſchreiben ihn auf Kartenflecker'n und drucken ihr Petſchaft



Joſefine, Napoleon's erſte Gemalin. (Seite 221.)

dazu und ſo ſieht man jetzt von allen Seiten ſolche Wirths- und Bäcker- und Fleiſchhauerzetteln herumlaufen; aber 's Traurigſte iſt, daß man dadurch gezwungen iſt, Brod und Fleiſch und Wein wieder bei dem nämlichen Zettelmacher z'kaufen, wenn man ſein Geld nicht verlieren will".

Ein anderes Mal klagt er: „Die kleine Kupfermünz iſt bei uns noch immer wie verſchwunden und von Kreuzern iſt faſt gar nichts zu ſehen, und da ſind b'ſonders d'armen Bettler übel d'ran; denn wenn man ihnen gern aus Mitleid was ſchenken möcht', ſo kann man nicht, weil man kein kleines Geld hat. Da

kenn' ich aber mehrere Herren, die in ihr'm Leben kein' Armen ein' Heller g'schenkt hab'n, jetzt aber geben's den Armen öfters ein Fünfzehnerl, lassen sich aber vierzehn Kreuzer herausgeb'n, um eine kleine Münz' in die Hand z'kriegen."

Der Festball beim österreichischen Botschafter in Paris. (Seite 223.)

So viel sich übrigens auch gegen die Wirksamkeit des Grafen Wallis einwenden läßt und so schwer er sich auch durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811 am Nationalwohlstand versündigt hatte, in einer Beziehung bleibt er ein Musterbild für manchen seiner Nachfolger. Als im Jahre 1811 allerlei Pläne zu Armeereformen auftauchten, die stets ziemlich kostspielig sind, leistete er energischen Widerstand und äußerte unverholen: „Oesterreich liege finanziell derart darnieder, daß

es am besten sei, für die nächsten zehn, ja vielleicht für dreißig Jahre an keinen Krieg zu denken". Als es sich darum handelte, der Bevölkerung neue Lasten aufzulegen, um den letzten Krieg gegen Napoleon auszufechten, suchte man für den odiosen Posten einen mehr beliebten Mann, der im Grafen Philipp Stadion auch gefunden wurde.

Obwohl durch das Continentalsystem und die Absperrung Oesterreichs vom Meer der Handel gänzlich unterbunden war, von einer gewerblichen Thätigkeit, die über den allerdringendsten täglichen Bedarf hinausging, keine Rede sein konnte, das ungeheuere Agio auf der wirthschaftlichen Existenz jedes Einzelnen mit furchtbarem Druck lastete und die Folgen des Staats-Bankerottes den Wohlstand fast aller bürgerlichen Kreise vernichtet hatte, herrschte gerade in den oberen Schichten der Gesellschaft während des Jahres 1811 ein äußerst reges Leben und ein fabelhafter Luxus.

Dem von Oben gegebenen Beispiel folgend, hatte man sich während der Stadion'schen Epoche, die einen Anstrich von patriotischer Entsagung hatte, zurückgezogen und gewissermaßen eine große Bußperiode durchlebt. Die war nun vorüber und man verlegte jetzt den Fasching ausnahmsweise nach den Fasten.

Gentz schreibt am 21. Februar 1811 an Goethe: „Es thut mir leid, daß Sie den Plan, diesen Winter nach Wien zu kommen, nicht zur Ausführung brachten. An großen und glänzenden Festen, wie man sie im vorigen Jahre zu sehen gewohnt war, ist Wien diesmal weniger reich, die Privatgeselligkeit hat aber offenbar große Fortschritte gemacht. Man hat jeden Tag die Wahl zwischen drei oder vier vortrefflich ausgestatteten Häusern, wo sich vierzig bis fünfzig und mehr Personen versammeln und wobei das Spiel eine sehr untergeordnete, die Musik schon eine bedeutendere, eigentliche Unterhaltung und Gespräch aber die Hauptrolle spielt.

Die Prinzessinnen von Curland sind im Grunde wohl der Centralpunkt der hiesigen eleganten Welt und ihre Soireen die besuchtesten, heitersten und lebendigsten, doch liefern auch die Häuser von Lobkowitz, Eßterházy, der Fürstin Bagration und Anderer vielen Stoff zum Genuß. Der Luxus im Ameublement, in den Equipagen, in den Anzügen der Damen, besonders aber im Essen und Trinken ist so hoch gestiegen, wie er in Wien noch nie war, was, außer in Paris, auch wohl nirgends in der Welt sein mag. Man berechnet auf vierzehn Tage hinaus die Reihe vortrefflicher Diners, worin die Palffy und Schönborn und Kinsky und Lichnowsky und Liechtenstein und so fort mit einander wetteifern. Es ist im Grunde ein Schlaraffenleben, welches man hier führt, und doch kann es dem Beobachter nicht entgehen, daß weit mehr Geist als sonst in diese sinnliche Masse gedrungen ist. Unter vielen Beweisen davon wähle ich nur den, daß, als ich im Jahre 1802 und 1803 mit Wien genauer bekannt wurde, es noch unter die großen Seltenheiten gehörte, in der ersten Gesellschaft auf Personen zu stoßen, die den Faust oder die Iphigenie gelesen hatten; dagegen jetzt ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren sich schämen würde, nicht mit allen Ihren Werken mehr oder weniger vertraut zu sein."

Der letzte Passus ist wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen und eine dem Empfänger des Briefes dargebrachte feine Schmeichelei; es wäre übrigens auch kein ganz zutreffendes Kennzeichen geistiger Regsamkeit, daß gerade Mädchen von siebzehn Jahren in allen Schriften Goethe's Bescheid wüßten und im Stande wären, sie auch aufzufassen und zu verdauen.

Die hier erwähnten Prinzessinnen von Curland gehören zu den interessantesten, wenn auch für den Verehrer weiblicher Bescheidenheit und Sitte nicht eben anmuthendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit. Sie stammten aus der Familie des Günstlings der Kaiserin Anna von Rußland, des zum Herzog von Curland erhobenen Biron, und konnten in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Neigung zu politischer Intrigue und einer oft weitgehenden Leichtfertigkeit der Sitten ihren Ahnherrn nicht verleugnen.

Weitaus am bedeutendsten war die Aelteste der Schwestern, Wilhelmine Herzogin von Sagan, die wir schon als eine der Beratherinnen Metternich's in Dresden kennen lernten. Sie war in erster Ehe mit dem Prinzen Rohan, in zweiter mit dem Fürsten Trubetzkoi verheirathet, welche Ehen jedoch beide in den Jahren 1805 und 1806 gelöst oder, wie ein boshafter Beobachter sagt, „von der entschlossenen Frau abgeschüttelt wurden". In dritter Ehe vermählte sie sich 1819 mit dem Grafen Schulenburg-Vitzenburg, doch war damals die Zeit ihres größten Glanzes und Einflusses, der Wiener Congreß, schon vorüber, bei welcher Gelegenheit wir auf diese merkwürdige Frau und ihre Schwestern zurückkommen werden. Man nannte sie nicht ohne Grund die „Egeria" (gesetzgebende Nymphe) Metternich's, und es heißt von ihr in gleichzeitigen Aufschreibungen: „Die Sagan war ein rechter Abendstern in allen politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, immer intim mit dem schönen, reizend schwachen Metternich, auch da sie in Wien das Haupt der antibonapartischen, Napoleon todtfeindlichen Coterie war. In den letzten drei Jahren seit der Vermählung Napoleon's war sie täglich an Metternich gewohnt, wenn auch mit ihm in unaufhörlicher Opposition."

Auch der Fürstin Bagration wurde schon Erwähnung gethan. Auch sie gehörte zu den enragirtesten Feindinnen des französischen Kaisers und verlegte, als in Dresden dessen Einfluß allmächtig wurde, ihren Haushalt nach Wien, wo ihr Salon ein Mittelpunkt politischer Intrigue wurde. Sie war eine Großnichte Potemkin's, eine Tochter des polnischen Generals Graf Skrawanski, die Gattin des russischen Generals Fürst Bagration. Da diese Ehe, wie jene aller solcher Damen von öffentlicher oder geheimer politischer Wirksamkeit in keiner Hinsicht musterhaft war, so meinten Spötter, als ihr Gatte im Feldzuge von 1812 bei Smolensk fiel, sie werde nun von ihrem Haß gegen Napoleon ablassen. Sie blieb sich aber auch später darin treu, — ob, wie vielfach behauptet wird, in Folge englischen Geldes, das ihrer maßlosen Verschwendung sehr zu statten kam, ist wohl möglich, aber nicht bestimmt nachgewiesen. Eine Frau von Geist ist immer eine gefährliche Gegnerin, auch wenn sie nicht von einer so berückenden Schönheit ist, wie uns Fürstin Katharina Bagration geschildert wird. „Man denke sich ein junges Gesicht, weiß wie Alabaster von leichtem Rosenroth angehaucht, zarte Züge, eine sanfte, ausdrucksvolle, leicht erregbare Physiognomie, einen Blick, dem die Kurzsichtigkeit etwas Ungewisses und Schüchternes gab, eine Gestalt von mittlerer Größe, aber vortrefflich gebaut und in ihrer ganzen Person orientalische Weichheit verbunden mit andalusischer Grazie." Der von „Rosenroth angehauchte Alabaster" weckt unwillkürlich den Gedanken an eine hohe Vervollkommnung der Toilettenkunst.

Aber auch außer diesen Damen-Salons, an welche sich noch zahlreiche des österreichischen Adels schlossen, in welchen gleichfalls lebhaft Politik getrieben wurde, ohne daß deßhalb die Freuden des Lebens zu kurz gekommen wären, hielt man den Blick fest auf die Zukunft gerichtet, in welcher ein neuer Zusammenstoß zwischen Napoleon und dem geringen Rest, welcher noch das unabhängige Europa repräsentirte, unvermeidlich schien.

Um Erzherzog Johann sammelte sich eine Schaar patriotischer Männer, wie Hormayr, Roschmann, Schneider (der Führer des Vorarlberger Aufstandes) und andere Tiroler Flüchtlinge, welche besonders die Befreiung dieses Landes von dem verhaßten und drückend gehandhabten baierischen Regiment im Auge hatten. Allgemeinen patriotischen Zwecken diente auch die unter des Erzherzogs Protektorat blühende, im Uebrigen ziemlich harmlose „Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde," auf welche wir am passenden Orte noch zurückkommen werden.

Um den depossedirten Fürsten Herzog von Modena, Erzherzog Franz von Este, der auf den jonischen Inseln lebte, schaarten sich zahlreiche aus den Niederlanden stammende Aristokraten, die Grafen Nugent, Ficquelmont, Latour

u. s. w., welche die Verbindungen mit England unterhielten und endlich war Oesterreich damals der Zufluchtsort der von Napoleon geächteten deutschen Patrioten, des Freiherrn von Stein, des Hessen Hanns Christoph Ernst Freiherr von Gagern (Vater des späteren Präsidenten Heinrich von Gagern) und des Berliner Polizei-Präsidenten Karl Gruner, welche eifrige Verbreiter der aus guten Gründen rasche Fortschritte machenden antinapoleon'schen Gesinnung waren.

Inmitten dieser sich zwar nach einem gemeinsamen Ziele richtenden, aber der officiellen Politik oft unbequem und gefährlich werdenden Intriguen stand Metternich, dessen Situation in jenen Jahren keine beneidenswerthe war. Obwohl selbst unter dem Bann eines ungeheuren Respectes vor Napoleon stehend — den ihm ja vor 1812 nur sehr wenige Menschen in ganz Europa versagten — und Rücksichten auf die erst geschlossene Familienverbindung und die klägliche Finanzlage des Staates beobachten müssend, sollte er doch eine Politik verfolgen, welche der innersten Gesinnung des eigenen Monarchen, der Denkweise des Volkes entsprach.

Kaiser Franz aber hegte, trotz der sogenannten „Familienbande", den alten Groll gegen den Bedränger und Verkleinerer Oesterreichs, und im Volke fühlte man, trotz der begründeten Friedenssehnsucht, alle vorausgegangenen Demüthigungen zu tief, um nicht den Blick erwartungsvoll auf eine Zeit zu richten, wo Vergeltung geübt und der Staat auf seine frühere Machtstufe gehoben werden könnte.

In dem vorsichtigen Laviren zwischen diesen Klippen, jeden kleinen Vortheil erhaschend, ohne sich zu binden und das verheimlichte Ziel aus den Augen zu verlieren, dem eigenen Staat nichts vergebend und doch den Argwohn des General-Gewaltigen von Europa nicht reizend — darin bewies sich Metternich als ein Meister jener Diplomatie, welche ohne große Ideen und Ueberzeugungen die Weltgeschichte „von Fall zu Fall" mit kleinen diplomatischen Hausmittelchen und Kniffen lenken zu können glaubt und auch den Umweg durch ein Vorzimmer, einen Salon voll klatschender Blaustrümpfe oder das patschouliduftende Boudoir einer galanten Dame nicht scheut, wenn irgend ein kleiner Vortheil, eine listige Ueberrumplung über die Noth des nächsten Tages hinweg zu helfen verspricht. Wenn, wie vielfach behauptet wird, der so oft citirte und in seiner Anwendung auf die Politik und das Staatsleben maßlos frivole Satz: „Après nous le déluge" (nach uns die Sintfluth, d. h. nach uns geschehe was da will; zuerst von der Pompadour angewendet, ursprünglich aber von Nero in den Worten: „Nach meinem Tode möge die Erde in Flammen aufgehen" bereits ausgedrückt), wirklich von Metternich gebraucht wurde, so hat er damit wohl nicht seine Gesinnung, aber die Art wie er Politik machte, treffend gekennzeichnet. Jede Schwierigkeit ward auf ihre besondere Weise, mit den eben sich bietenden Mitteln bekämpft, — und da er erfinderisch und nicht heikel in der Wahl und Anwendung derselben war, brauchte er um den nächsten Tag nicht zu sorgen.

Bevor wir uns vom Jahre 1811 trennen, müssen wir noch des am 1. Juli dieses Jahres veröffentlichten „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches" gedenken, in welchem die Rechtsgrundsätze für den ganzen Umfang des staatsbürgerlichen Lebens, so weit es persönliche Rechte, Familie, Besitz und Erwerb betrifft, niedergelegt sind. Seit den Tagen Josef's II., durch mehr als dreißig Jahre, arbeiteten die gelehrtesten Juristen Oesterreichs daran, und, heute noch zu Recht bestehend, gilt es für eine der vorzüglichsten codificatorischen Arbeiten, welche je erschienen sind. Da es mit 1. Jänner 1812 für alle Kronländer mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens in Kraft trat, stellte das „bürgerliche Gesetzbuch" zuerst die Rechtseinheit in den deutsch-slavischen Provinzen her.

Napoleon's Stern erbleicht.

(1812.)

Allen Völkern gemeinsam ist in veränderter äußerer Form die Mythe von dem staubgebornen Erdenkind, das mit keckem Sinn über die dem Menschen gezogenen engen Grenzen hinausstrebt und seinen Untergang findet. Fast scheint es als wäre diese Strafe nicht bloß auf jene Vorwitzigen beschränkt, welche der Sonne zustreben und die Geheimnisse einer außerirdischen Welt zu entschleiern versuchen, sondern sie erstreckte sich auch auf die Ehrgeizigen, welche die von der Natur selbst vorgezeichnete Grenzlinie aller Erdenmaacht erwischen und die unendlichen Kräfte des Erdballs einem einzigen frevelnden Willen unterthänig machen wollen.

Noch jeder der Titanen, welche mit dem Plan einer „Weltherrschaft" sich beschäftigten, ging an seinem Werk zu Grunde oder mußte das von der rohen Gewalt aufgerichtete Gebäude von dem Hauch des Geistes in Trümmer fallen sehen.

Auch Napoleon blieb dieses Geschick nicht erspart. Und gerade aus der so sehr gefürchteten „Theilung Europas" erwuchs die Zwietracht, die, zu einem Riesenkampf führend, seine Macht brechen sollte. Freilich war nur seine Rücksichtslosigkeit Schuld daran, daß sein Geschäftsfreund vom Jahre 1808, Kaiser Alexander I. von Rußland langsam einsah, daß es mit dieser „Theilung" nicht ganz ernst gemeint und er in Gefahr sei, dabei zu kurz zu kommen. Namentlich die vielleicht von Napoleon nicht ernst genommenen Anläufe zur Wiederherstellung Polens verstimmten Alexander gar so sehr, denn er, wie seine Nachfolger, wußten, daß ein lebensfähiges Polen ein Bleigewicht an den Füßen Rußlands wäre, durch welches es für Europa seine Bedeutung und — Gefährlichkeit verlieren würde.

Den äußeren Anlaß zum Conflict gab die Verschlingung Oldenburgs und die fixe Idee Napoleon's, das Continentalsystem. Die Reclamationen Rußlands bezüglich einer Entschädigung des Herzogs von Oldenburg, wies Napoleon gereizt mit dem Bemerken zurück, Rußland schien diese „geringfügige Sache" nur als einen Vorwand zu benützen, übrigens gehe die ganze Sache nur den Rheinbund an und dieser — l'Etat c'est moi — finde seine Verkörperung im Kaiser Napoleon. Als auch die kategorische Forderung des letzteren, Rußland möge einen das Continentalsystem vollkommen anerkennenden Handelsvertrag abschließen, abgelehnt wurde, kam es zu einer immer gereizteren Sprache und Rußlands Begehren, daß die preußischen Festungen und Schwedisch-Pommern geräumt werden sollten, schlug vollends dem Faß den Boden aus, die beiderseitigen Gesandten schnürten ihre Bündel, die beiden Verbündeten zur Theilung Europas standen sich als Duellanten gegenüber. Leider fochten sie den voraussichtlichen und muthwillig heraufbeschworenen Streit nicht persönlich aus, sondern setzten dazu fast eine Million ganz unbetheiligter Menschen in Bewegung.

Es gab nur sehr wenige Menschen, welche ahnten, daß der Waffengang mit Rußland der Macht Napoleon's gefährlich werden würde. Er sah darin auch „eine Krönung und Befestigung der bisherigen Erfolge" — hatte aber damit so wenig Glück, als 50 Jahre später sein Neffe mit der „Krönung des Gebäudes". Vorderhand diktirte Napoleon noch in ganz Europa und zwang es zur Heeresfolge. An Rußlands Seite stand nur das unangreifbare und unerschütterliche England und Schweden, dessen Thron seit 1810 als Kronprinz ein französischer Marschall, Johann Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, nahe stand. Ein Allianzvertrag mit den Cortes von Spanien blieb bei dem in letzterem Land fortwährenden Krieg für Rußland nur von völkerrechtlichem Werth, dagegen war es ein großer Vortheil, daß sich die Türkei, wahrscheinlich von England, vielleicht auch von anderen Mächten beeinflußt, zu einem Friedensschluß herbeiließ. Die Nachricht davon erzürnte Napoleon auf das Aeußerste: „Diese Türken sind Thoren, sie machen da einen unverantwortlichen Fehler!" schrie er, mit dem Fuß stampfend.

Mit Oesterreich wurde am 14. März 1812 ein Vertrag geschlossen, durch welchen der beiderseitige Besitzstand garantirt wurde und dasselbe sich zur Stellung eines „Auxiliarkorps" von 30.000 Mann verpflichtete, das jedoch unabhängig von der französischen Armeeleitung durch einen österreichischen General commandirt werden sollte, zu welchem der auf Napoleon's Betreiben zum Feldmarschall ernannte Fürst Karl Schwarzenberg ausersehen war. Ein geheimer Zusatzartikel versprach Oesterreich „einen Gebietszuwachs, welcher nicht allein die Opfer und Kosten der Bundeshilfe aufwiegen, sondern auch als ein Denkmal der innigen und dauernden Freundschaft, die zwischen beiden Herrschern bestehe, betrachtet werden solle."

Es war wahrhaftig kein Wunder, daß diese „innige und dauernde Freundschaft", die unter zwanzigjährigen Kriegen und demüthigenden Friedensschlüssen hätte aufgeblüht sein müssen, nicht Stand hielt.

Ein ähnlicher Vertrag, jedoch ohne einen solchen Zusatzartikel, wurde dem vollständig abhängigen Preußen aufgedrungen, dessen Hilfskorps dem nachmals so berühmt gewordenen General Hans David Ludwig von York unterstellt wurde.

Auf die Nachricht, daß Kaiser Alexander sich weigere, den französischen Gesandten, General Lauriston weiter zu empfangen, rief Napoleon: „Wie? — die Besiegten führen die Sprache der Ueberwinder? Mit Gewalt stürmen sie ihrem unvermeidlichen Schicksal entgegen, — so möge es denn an ihnen in Erfüllung gehen!"

Am 19. Mai 1812 brach er von St.-Cloud auf, um in Dresden, am Hofe des ihm eng verbundenen Königs von Sachsen, eine zweite Auflage des glänzenden Schauspieles von Erfurt zu veranstalten. Die Anwesenheit der Kaiserin Maria Louise bot den äußeren Anlaß zum Erscheinen des österreichischen Kaiserpaares, der König von Preußen, die Regenten von Napoleon's Gnaden und die Rheinbundsfürsten waren einfach „befohlen" worden, um durch ihr Erscheinen dem kleinen Mann im grünen Frack der Garde-Chasseure zur Folie zu dienen.

Die Tage von Dresden waren der letzte Glanzpunkt in der phänomenalen Laufbahn Napoleon's. Er gefiel sich darin, durch glänzende Festlichkeiten und den Kranz von Fürsten, welchen er um sich versammelt hatte, einen Beweis seiner Macht zu geben, bevor „der Wetterstrahl seiner Siege die Unbesonnenen vernichtet, welche es wagen, sich seinem berechtigten Willen zu entziehen".

Rücksichtslos und unzart, wie er sich stets bewies, gefiel sich Napoleon in Dresden darin, trotz seiner Verbindung mit der Erzherzogin, die dynastische Gesinnung seines Schwiegervaters zu verletzen. Obwohl er den Werth einer Verbindung mit den älteren Fürstenhäusern anerkannt, ja vielleicht für französische Anschauungen überschätzt hatte, berief er sich doch mit Vorliebe darauf, daß er ein Emporkömmling sei.

Bei der Tafel kam das Gespräch einst auf militärische Fragen. Napoleon begann eine Rede mit den Worten: „Als ich noch Unterlieutenant in der Artillerie war" — wurde jedoch durch ein unbehagliches Rücken des Kaisers Franz daran erinnert, daß derartige Erinnerungen hier gerade nicht am Platz seien. Statt einfach fortzufahren, wiederholte er jedoch mit Betonung: „Als ich die Ehre hatte, Unterlieutenant in der Artillerie zu sein" — und ging dann erst auf sein Thema über.

Ebenso wenig konnte eine andere Aeußerung dem Kaiser von Oesterreich behagen, mit welcher vielleicht Napoleon die Schaffung von Thronen für seine Verwandten entschuldigen wollte: „Je suis le Rodolphe de Habsbourg de ma Famille" (Ich bin für meine Familie das, was Rudolf von Habsburg der seinen war), — ein Ausspruch, der nebstbei gesagt, dem herrlichen Ahnherrn des österreichischen Herrscherhauses in mehr als einer Beziehung zu nahe tritt.

Wie roh und ungebildet Napoleon gegen die mit ihm verbündeten oder durch verwandtschaftliche Bande geeinigten Monarchen manchmal auftrat, davon gibt ein Brief Zeugniß, der von ihm bei Gelegenheit einer Hofdamen-Demonstration an einen der Fürsten gerichtet wurde, von welchem Briefe (augenscheinlich der Curiosität halber) ein Adjutant die Abschrift nahm, welche später in den Besitz des Schreibers dieser Zeilen und durch ihn an den verstorbenen FZM. Hauslab gelangte. Da uns hier nur um ein Beispiel zu thun ist, so haben wir ein paar zu genau charakterisirende Worte weggelassen. Der Brief lautet dem (copirten) Originale treu:

„Lettre écrite de la main de l'empereur Napoléon à ....

Mon frère! Mon ambassadeur m'écrit qu'une scène scandaleuse a eu lieu à votre cour le jour qu'il a voulu célébrer, conformement à l'étiquette établie par moi, l'anniversaire de ma naissance. Les femmes de vos courtisans se sont absentées, dit-il, de la capitale ce jour-là, en sorte que le bal qu'il avait préparé, n'a pas eu lieu, et que n'ayant pu faire danser les femmes il a fait dîner les maris.

Vous imaginez bien que je me foute de ce que pensent ou font ces begueules (dummen Weibsbilder), mais je ne suis pas également indifférent à la manière dont vous réglez votre cour, et dont vous me faites respecter. Si la même chose aurait eu lieu chez moi relativement à vous, j'aurai banni une partie de ces caillettes (Klatschen), et envoyé les autres pour quelques jours à la Salpétrière (Irrenhaus für Frauen in Paris). C'est ainsi qu'on gouverne! J'ai eu de la peine à organiser ma cour, mais les obstacles que j'ai rencontrés m'ont appris qu'il n'est rien dont on ne se vienne à bout avec de la fermeté et du caractère. J'avais des individus de tous les parties à concilier, il fallait que je confondisse les duchesses avec des servantes, les femmes de mes généraux avec les dames de l'ancienne cour. Comment serais-je parvenu à amalgamer tout cela, si j'avais consulté tous les scrupules, cedé à toutes les fantaisies et donné l'epor à toutes les repugnances de cette foule bigarrée qu'il était de mon intérêt de réunir autour de moi?

C'est en mettant ma volonté à la place de toutes les prétentions que je suis parvenu à former un ensemble vraiment satisfaisant. Quand il s'agit d'obéissance, je ne fais nulle distinction entre le dernier de mes sujets et le plus distingué des mes maréchaux. Aux yeux d'un souverain tous les hommes sont égaux, parce qu'un même devoir les lie à lui, et s'il pardonne une faute à raison du rang de celui qui l'a commise, il n'est bientôt plus qu'un mannequin (Gliederpuppe für Maler) que ses entours dirigent à volonté! Si quelques femmes de la populace de votre capitale s'étaient concertée pour m'insulter, votre ministre aurait fait grand bruit de leur audace et de leur châtiment, mais comme cette conspiration (Verschwörung) s'est tramée

entre les dames en paniers et à falbalas (mit Reifrock und Falbeln geziert), ces Messieurs ont gardé le silence et ne vous ont conseillé aucunes mesures de rigueur. Aussi voyez comme vos états sont gouvernés!

Lorsque mes grenadiers et mes Mamelouks étaient chez eux, je les ai forcés de respecter ces mêmes femmes qui m'outragent (gröblich beleidigen). Qu'elles tremblent, ces miserables, car un jour je pourrai bien les livrer au dernier goujat de mon armée (Armee-Packknecht). J'ai été généreux, moi, je ne me repens pas, non je ne me repens pas de vous avoir donné personnellement des marques de mon estime; mais si on oublie ce qu'on a dû à ma modération, je serai bien forcé de montrer ce qu'on doit attendre de ma colère. *Napoléon.*"

Und der ganze Spektakel deßwegen, weil einige Hofdamen beim Ball des französischen Gesandten nicht erscheinen hatten wollen! Was ging das überhaupt den Landesfürsten an, der zu wohlerzogen war, um Damen zu etwas zu zwingen, was ihrer patriotischen Gesinnung widerstrebte! Wahrlich, jener Fürst hatte Recht, als er nach Empfang des Briefes zu seinem Adjutanten sagte: „Jetzt weiß ich erst, wer der größte Packknecht (goujat) der französischen Armee gewesen ist!"

Das größte Heer, welches in Europa jemals auf die Beine gebracht worden war, mit den österreichischen und preußischen Hilfskorps an 600.000 Mann, wälzte sich gegen Rußland. Fast ganz Europa war in demselben vertreten, neben Spaniern, Portugiesen und Italienern zogen Holländer und Deutsche gegen Norden in einen Krieg, dessen Ausgang ihre Abhängigkeit von der Laune eines Eroberers für alle Zeiten befestigen sollte.

Am 22. Juni erfloß das französische Kriegsmanifest, welches phrasenhaft mit folgenden Worten schloß: „Rußland wird von seinem Schicksal hingerissen, es muß erfüllt werden. Oder hält es uns für entartet? Erkennt es in uns nicht mehr die Sieger von Austerlitz? Es läßt uns wählen zwischen Krieg und Schande; wer könnte da in der Wahl zweifelhaft sein! Also vorwärts in sein eigenes Gebiet, vorwärts über den Niemen! Ruhmvoll wie der erste wird der zweite polnische Krieg für Frankreichs Waffen sein, und der Friede, den wir schließen werden, soll jenen stolzen Einflüssen, die seit fünfzig Jahren Rußland sich auf die Angelegenheiten Europas anmaßt, für immer ein Ende machen!"

Am 24. und 25. Juni begann durch die Ueberschreitung des Niemen der Feldzug — viel zu spät für die klimatischen Verhältnisse von Rußland — und nun erging auch des letzteren Kriegserklärung mit der kurzen bündigen Ankündigung, daß man die Waffen nicht eher niederlegen werde, bis kein einziger fremder Krieger mehr auf Rußlands Boden stehe.

Die große Tragödie des Feldzuges von 1812 kann hier nur in allgemeinen Umrissen skizzirt werden, da sie ja nicht an sich, sondern nur durch die sich daran knüpfenden Folgen für Oesterreich von Interesse ist.

Das russische Heer, im ungeheuren Reich in einzelnen Korps unter Bagration, Barclay de Tolly, Wittgenstein, Tschitschakow u. s. w. verstreut, war auch nach der theilweisen Zusammenziehung der französischen Armee weder der Zahl, noch der Ausrüstung und Führung nach gewachsen, denn es betrug unter Kutusow's Oberbefehl ungefähr 200.000 Mann.

Aber in seinen Reihen und in der ganzen Bevölkerung Rußlands lebte das Bewußtsein, daß es den Kampf gelte gegen einen Feind, welcher, wie das Manifest des Czaren Alexander sagte, „eindringe in das Reich, um dessen Ruhm und Glück zu zerstören, der, Falschheit im Herzen und Trug auf den Lippen, Fesseln und Ketten bringe. Seine Macht sei so groß, wie seine Tollkühnheit, es sei daher nothwendig, neue Schaaren zu sammeln, um Hab und Gut, Weib und Kind gegen die mordbrennerische Rotte zu sichern. Alle mögen sich gleich eifrig zu diesem Zweck vereinigen, dann werde der Zweck des Kampfes erfüllt und Rußland von den Feinden befreit werden."

Man rief in der That nicht bloß den Kampfesmuth der Armee, sondern den bis zur äußersten Entsagung gehenden Fanatismus des Volkes auf und als dritter und fürchterlichster Bundesgenosse trat die unwirthliche Natur des Landes, sein mörderisches Klima ein, um an dem ungeheuren, so siegesgewiß vorrückenden Heer eine der fürchterlichsten Vergeltungen zu üben, von welchen uns die Weltgeschichte erzählt.

Am 28. Juni zog Napoleon zu Wilna ein, und am gleichen Tage verkündete ein in Warschau einberufener außerordentlicher Reichstag die Wiederherstellung des Königreichs Polen, — ein Vorgehen, welches den Abgesandten des Reichstages gegenüber von Napoleon vollkommen gebilligt wurde. Obwohl ununterbrochen heftige Gefechte vorfielen, gelang es Napoleon doch nicht die Zusammenziehung der russischen Streitkräfte ganz zu verhindern, — es fehlte ihm an verläßlichen

Staatsrath Gentz. (Seite 249 u. 251.)

Kundschaftern. Erst Anfangs August kam er in Fühlung mit der langsam zurückweichenden russischen Hauptarmee, und am 17. und 18. August wurde die Schlacht bei Smolensk geschlagen, die mit einem blutig erkauften Sieg Napoleon's endigte, der ihm aber nur die von den Bewohnern selbst in Brand gesteckte und verlassene Stadt als Trümmerhaufen einbrachte.

Und dasselbe Schauspiel wiederholte sich, je weiter die große Armee nach Rußland eindrang. Jeder Landstrich, welchen die russischen Streiter hinter sich ließen, war in eine Wüste verwandelt, in welcher zerstörte Städte, niedergebrannte Dörfer, verwüsteter Boden die Eindringenden empfing. Was von der Bevölkerung wehrfähig war, schloß sich dem Heer an, die Uebrigen flüchteten nach Vernichtung der Heimstätten und trugen Haß und Ingrimm in das Land hinein, die wie Furien vor dem fremden Heer einherzogen, es überall begleiteten und in seinem Rücken gefährlich wurden.

Am 6. und 7. September kam es bei dem Dorfe Borodino zu der entsetzlichen Schlacht an der Moskwa, für welche, um den Muth seiner Soldaten zu entflammen, Napoleon sogar „die Sonne von Austerlitz" incommodirte. Von

beiden Seiten wurde mit wahrer Verbissenheit gestritten, so daß diese Schlacht wohl die blutigste unseres Jahrhunderts zu nennen ist. Siebzigtausend Menschen gingen zu Grunde, die russische Armee verlor 1700 Offiziere, darunter den Fürsten Bagration, den Franzosen kostete dieser Kampf zwanzig Generale, darunter den napoleonischen Diplomaten Coulaincourt.

Aber Kutusow konnte das Feld nicht behaupten, er zog sich zurück und überließ das heilige Moskau dem Sieger, der am 14. September seinen Einzug hielt und im alten Czarenpalast, dem Kreml, seine Wohnung aufschlug.

Menschenleer und wie ausgestorben empfing die ungeheure Stadt die einziehenden Schaaren, die sich darüber freuten, ungehindert plündern zu können. Doch schon die nächste Nacht zeigten sich die Vorboten der Katastrophe; einzelne Brände brachen aus und wurden mühsam gedämpft; man fand jedoch in den Häusern Pech und Werg aufgehäuft, Sprengstoffe waren in den unteren Geschossen vertheilt — Moskau war von der eigenen Bevölkerung nach dem Plan des Gouverneurs Grafen Rostopschin dem Untergang geweiht, um dem Feind einen Stützpunkt zu entziehen. Bevor man die Gefahr recht erkannte und ihr entgegenwirken konnte, brach sie in ihrer vollen Furchtbarkeit herein. Am 16. September loderten neue Brände empor, welche aller Rettungsversuche spotteten, denn ein furchtbarer Nordsturm, der Vorbote des nahenden Winters, peitschte die vereinzelt in den Quartieren aufschlagenden Flammen zu einem ungeheuren Brand zusammen, der endlich auch den Kreml ergriff und die ganze Stadt zu einem lodernden Glut-Krater machte. Noch auf St.-Helena versicherte Napoleon, der doch an Scenen des Grauens und der Verwüstung gewohnt sein konnte, „daß der gräßliche Anblick des brennenden Moskau nie aus seiner Seele schwinden werde". Ihm verband sich ja mit dieser Erinnerung jene an das unaufhaltbare Zusammenbrechen seiner Macht!

Von manchen Seiten — namentlich von französischer — wurde die Kriegführung der Russen im Jahre 1812 und besonders die Niederbrennung Moskaus als „barbarisch" bezeichnet. In einem gewissen Sinn ist sie es wohl, denn es liegt ein Fanatismus, aber auch seltene Großartigkeit in dieser Vertheidigungsart. Eine Anklage darüber steht aber wohl Niemand zu — am wenigsten den Franzosen, welche unzweifelhaft, wäre ein gleiches Vorgehen 1870 bei der Natur ihres Landes möglich gewesen, es angewendet und die höchste Entfaltung von Vaterlandsliebe darin gesehen hätten. Es ist beinahe komisch, es einem Volk, dessen Wohnstätten man zusammen kartätscht, übel nehmen zu wollen, daß es sie selber anzündet, um ungebetener Gäste los zu werden.

So war eine Phrase des französischen Bulletins: „Moskau, eine der schönsten und reichsten Städte der Welt, ist nicht mehr!" eine Wahrheit, aber eine solche, deren Last Napoleon zufiel. Er verschloß sich der Gefahr auch nicht und suchte Unterhandlungen mit Kutusow anzuknüpfen, der jedoch kurz und barsch erwiderte: „Jetzt könne von Friedensvorschlägen keine Rede sein, denn für die Russen beginne der Krieg eigentlich erst."

Ein kostbarer Monat verging, bis sich Napoleon am 17. Oktober zum Rückzug entschloß, nachdem er auch hier die Reste des Kreml und das Lustschloß Petromsky hatte sprengen und zerstören lassen. Es mangelte an Proviant, Munition und Kleidern für die Armee, man mußte suchen, den Magazinen näher zu kommen, da ein Zug nach Petersburg wahrscheinlich nur die hier drohenden Kalamitäten vermehrt hätte.

Und nun begann die an entsetzensvollen Einzelnheiten so überreiche Tragödie des Rückzuges aus Rußland, daß es keinen der Schrecken des Krieges gibt, welcher darin nicht in seiner entsetzlichsten Gestalt vertreten wäre.

Fortwährend verfolgt von den nachdrängenden Russen, die wiederholt siegreiche Gefechte schlugen, geplagt von Mangel und ohne Schutz gegen den zeitlich mit voller Schärfe hereinbrechenden nordischen Winter, wogten die zusammengeschmolzenen

Reste der „großen Armee" dahin und mit jedem Tag lösten sich unter der Wucht des Jammers die eisernen Bande der Disciplin mehr und mehr.

An hundertfünfzigtausend Mann waren von Moskau ausmarschirt, nur sechzigtausend kamen nach Smolensk. Tausende erlagen auf dem Todeszug der Kälte, dem Mangel, fielen unter den Picken der umschwärmenden Kosaken, unter den Streichen der erbitterten Landbewohner. Die Bemühungen Ney's, Victor's, einige Ordnung in das Chaos zu bringen, waren vergeblich — eine wirre Masse von Verzweifelten wälzte sich der Beresina zu, wo in dem berühmt gewordenen Uebergang alle Schrecken auf die höchste Stufe stiegen.

Zwei Tage lang dauerte das Drängen über die eine Brücke, während die letzten wehrfähigen Haufen unter Victor die Russen zurückzuschlagen versuchten. An dreißigtausend Menschen kosteten diese zwei Tage und nach ihnen war von der „großen" Armee keine Rede mehr. Nur ungefähr 2000 Mann der Garde und ebenso viel des baierischen Corps marschirten noch geschlossen, das Uebrige waren einzelne zersprengte Haufen, die sich weiter schleppten und zum größeren Theile noch dem grimmigen Frost zum Opfer fielen.

Kaum fünfzigtausend Mann kehrten von der riesigen Armee zurück, zu welcher fast jedes Land von einem Ende Europas bis zum anderen seine Söhne gestellt hatte. Mehr als eine halbe Million Menschenleben hatte dieser eine — um so nichtiger Ursachen willen unternommene Feldzug vernichtet und kaum gab es irgend einen Ort in all den weiten Gebieten, über welche Napoleon's Machtgebot herrschte, der nicht seine Todten in den Schneefeldern Rußlands hatte. Wieder war ein Welteroberungsplan unter Greueln und Entsetzen mißglückt!

Ob wohl Napoleon selbst damals schon an das Sinken seines Sternes glaubte? Kaum, denn sein ganzes Benehmen zeigt, daß er, gebeugt aber nicht gebrochen von dem ungeheueren Geschick, an nichts dachte, als neue Armeen aus dem Boden zu stampfen und den Kampf, der zum ersten Male so ganz zu seinen Ungunsten geendet hatte, von Neuem aufnehmen zu können.

Am 5. Dezember erst trennte er sich bei Smorgoin von seiner unglücklichen Armee und eilte in einem Schlitten über Wilna und Warschau nach Deutschland. Am 14. Dezember war er in Dresden, wo er seinem treuesten Bundesgenossen, dem König von Sachsen, zuerst die bisher nur in dunklen Gerüchten laut gewordene furchtbare Wahrheit mittheilte, und am 19. traf er in Paris ein, — ohne Sang und Klang und all dem Gepräge, dem Aufwand hochtönender Phrasen, wie sie sonst den heimkehrenden Sieger stets empfangen hatten.

Schon das Benehmen seiner erzwungenen Bundesgenossen hätte ihm die Augen darüber öffnen sollen, wie ganz Europa das so plötzlich hereingebrochene Mißgeschick aufnehme.

Das preußische Korps hatte sich ganz passiv verhalten; jenes von Oesterreich erfocht zwar unter Schwarzenberg bei Podnubin in Volhynien einen Sieg, welcher Warschau sicherte, that auch dann gute Dienste um die Vereinigung Tschitschakoff's mit der russischen Armee zu hindern und die französischen Magazine zu decken, zog sich aber, als das Mißgeschick über die große Armee hereinbrach, immer mehr zurück und schloß am Ende des Jahres eine Neutralitätsvertrag mit den gegenüberstehenden russischen Heerführern.

Viel besorgnißerregender mußten aber die Vorgänge in Preußen sein. So tief gedemüthigt dieser Staat auch war, so hatten doch Männer, wie der geistvolle Fürst Hardenberg, Blücher, „der Marschall Vorwärts", Gneisenau, Scharnhorst und Andere, an der Erweckung des Volksgeistes, wie der Wehrhaftmachung gearbeitet, wie es in Oesterreich während des Ministeriums Stadion der Fall gewesen war.

Als daher General York am 30. Dezember 1812 die berühmt gewordene Convention von Trauroggen schloß, konnte dieselbe zwar von König Friedrich Wilhelm III. nicht anerkannt werden, aber es war bezeichnend, daß sich kein General fand, welcher York das Commando abnehmen wollte, und daß ein

Jubelruf das Land durchbrauste, als bekannt wurde, daß York in kräftigen Worten betont habe: die Zeit sei vorüber, wo Preußen für Jemand Anderen als sich selbst zu den Waffen greife.

Wenn man den Kampf in Spanien, das Kriegsjahr von 1809 in Oesterreich, die Katastrophe von 1812 in Rußland und die Haltung der Norddeutschen nach derselben betrachtet, so wird man zum Schlusse kommen, daß der Volksgeist die Macht Napoleon's in Wahrheit erschüttert und gebrochen hat — und daß daran auch nichts durch die Thatsache geändert wird, daß man später diesen mächtigen Bundesgenossen verleugnete und bei Seite schob.

Hier muß, als Ergänzung von früher Erzähltem, das Geschick jener zwei Grenadiere seine Aufklärung finden, deren edle Thaten schon bei Gelegenheit der Schilderungen der französischen Besetzung Wiens 1809 gerechte Würdigung erhielten. (Seite 154 u. ff.) Als sich nämlich der Verfasser vorliegender Zeilen im Verlaufe der vierziger Jahre genauer um das Schicksal der beiden Wackeren erkundigte, erfuhr er das Folgende:

Der oben beschriebene Feldzug in Rußland 1812 hatte viele Unglückliche in Frankreich gemacht, unter denen besonders eine große Anzahl von Veteranen aus den Zeiten der Republik, des Consulates und des Kaiserreiches auffällt, die, in allen Gegenden des Landes zerstreut, häufig weder Brot, um sich zu nähren, noch ein Dach zu ihrer Unterkunft besaßen. Daher fand man nicht selten Offiziere mit Narben und Ehrenzeichen geschmückt, die im Tagelohn arbeiteten oder sich zu niedrigen Geschäften verdingten, um ihr Leben zu fristen; einige von ihnen bargen den wundenbedeckten Körper unter einer groben Jacke und stellten sich an öffentlichen Plätzen und Straßenecken auf, um für ein paar Sous als Lastträger zu dienen. Andere, minder stark, erlagen unter der Schwere des Schicksals und verkümmerten im Elende. Die Subalternen und Gemeinen, anstatt Ruhe im Alter zu genießen, vertauschten das Schwert mit dem Pfluge, düngten die Erde mit ihrem Schweiße und fingen am Ziele ihrer Laufbahn neuerdings ein Dasein voll Entbehrungen und Mühsal an.

Doch wohl denen, die ein Eigenthum hatten, die ein Erbe, sei es auch noch so dürftig, antrafen, als der Wechsel des Geschickes sie ihrem bisherigen Wirkungskreise entriß; — sie waren beneidenswerth, denn sie hatten wenigstens eine Stätte, auf welche sie ihr Haupt legen konnten, oder ein kleines Besitzthum, das sie in die Wage des Unglücks als Gegengewicht werfen durften, hatten zum mindesten einen Strohhalm, an den sie sich im Sturm des Lebens klammern konnten, während Tausende ihrer Brüder ganz hilflos, nackt, verkrüppelt, siech, einem neuen bitteren Kampfe entgegentreten mußten.

Ein gleiches Los war auch dem braven Vincent, mit seinem Spitznamen Plein-d'Os genannt, geworden, einem der Grenadiere, die den Ruhm der französischen Waffen bis an die fernsten Grenzen des Welttheils getragen hatten. Er war in einem Alter konscribirt worden, wo er noch kein Gewerbe hatte erlernen können, und jetzt, wo sich die Form der Dinge so ganz anders gestaltet hatte, sah er sich genöthigt, die kleine Pension zu erflehen, auf welche ihm das rothe Bändchen im Knopfloche Anspruch gab. Vergebliche Hoffnung!

Nun blieb ihm nur noch ein Mittel übrig: zu betteln; aber Plein-d'Os besaß Ehrgefühl, und eher würde er sein Ordenszeichen in den Lauf seines Gewehres gezwängt und sich dasselbe durch den Kopf gejagt haben. Rathlos sann er hin und her; es fiel ihm endlich bei, daß er zur Noth ein Pferd zu behandeln und einen Wagen zu lenken verstehe, flugs war er entschlossen und aus dem wackeren Grenadier ward ein Fiaker.

In den 1830er Jahren stand er auf dem Vendôme-Platz in Paris niedergeschlagen und tiefsinnig bei seiner Kutsche und dachte schmerzlich, wie so gar verschieden von seinen Aussichten die Zukunft geworden sei. Plötzlich hörte er eine Stimme hinter sich rufen: „He da, Euer Wagen!" Rasch nahm er die Zügel zur Hand, öffnete den Schlag, hob einen jungen Mann in Oberstuniform hinein und

fuhr mit ihm nach der Vorstadt St.-Germain, wo er sich an einem den Fiakern zugewiesenen Platze aufstellte, um neue Passagiere zu erwarten.

Nachsehend, ob die Wagenpolster in Ordnung seien, fand Plein-d'Os in der Kutsche ein Portefeuille, machte es auf und entdeckte eine Summe von 10.000 Francs in Wechseln, nebst mehreren Briefen, auf den Oberst Valbonne lautend. Allsogleich wendete er um und fuhr gestreckten Laufes nach dem Hause, das die Adresse als Valbonne's Wohnung bezeichnete.

Er ließ sich anmelden, ward vorgelassen und trat mit militärischem Anstande in das Zimmer, indem er die Hand nach Soldatenmanier vor die Stirne drückte.

„Mein Herr Oberst", begann er, „Sie haben dieses Portefeuille in meinem Wagen vergessen."

„So ist's", entgegnete der Offizier lebhaft, „ich gab das Geld bereits verloren, da ich die Nummer Deiner Kutsche nicht wußte."

„Es ist die Löhnung eines ganzes Regimentes darin; sehen Sie nach, ob nichts fehlt."

„Nichts; aber Du bist wohl selbst Soldat gewesen?"

„Dreißig Jahre, mein Oberst, und ich denke mit Ehren. Ich war in Moskau und an der Beresina dabei."

„Dort war ich auch, mein Alter; darum reich' mir die Hand, braver Bursche; setze Dich zu mir, und da wir Kriegskameraden waren, so laß' uns eins von unsern Abenteuern plaudern."

„Ei, das sind leidige Erinnerungen, mein Herr Oberst, unsere besten Schaaren, welche der grimmige Winter ohnehin bereits sehr gelichtet hatte, fanden unter dem Schnee ihr Grab. Auch Réveil-de-nuit, mein lieber Freund, war dabei."

„Nun, ich, mein Alter, wie Du mich hier siehst, war auch nahe genug daran; schon lag ich auf dem beeisten Boden, verschmachtend vor Hunger und Kälte; da kam glücklicherweise ein Grenadier von der Garde des Weges, erwärmte mich Halberstarrten mit dem Hauche seines Mundes und ließ mir die Hälfte seiner kleinen Habe zu meiner Rettung! O, ich werde das nie vergessen!"

„Er hat nur seine Pflicht gethan, mein Herr Oberst, wie ich sie in einem ganz ähnlichen Falle that, der mir eben erst wieder beifällt. — Es war ein blutjunger Offizier von unserem Generalstabe an den Ufern des Dnieper. — Das Pferd war ihm unter dem Leibe gefallen und er lag dahin im tiefen Schnee zwischen Hunger und Frost vergehend, da theilte ich mit ihm das Wenige, was ich besaß — ein Stück Brot."

„Ein Stück Brot, ja so war es, und was weiter?"

„Nun, eben nicht viel Großes; ich hatte in meiner Feldflasche noch zwei Schlückchen Branntwein und weil sich denn der nicht theilen ließ, so drückte ich ihm die ganze Bescheerung in die Hand."

„Das thatest Du Biederman? Und die Flasche?"

„Ei, es stand mein Name darauf: Vincent, genannt Plein-d'Os."

„Vincent!" schrie der Oberst und preßte den alten Grenadier ungestüm in seine Arme, „Gott sei Dank, so hab' ich endlich meinen Lebensretter gefunden!"

Fünf Minuten darauf kehrte der Wagen leer in das Haus seines Eigenthümers zurück und der Oberst führte den redlichen Vincent in sein Kabinet, wo er ihm die verwitterte Feldflasche, zwischen Trophäen aufgehängt, zeigte.

„Als Du mir sie gabst, Kamerad," sagte er, „lag ein Menschenleben in ihrem Grunde, und hier" — dabei schob er ihm das Portefeuille mit den 10.000 Francs in die Tasche — „hier bezahle ich Dir Deinen Branntwein."

Der Entscheidungskampf.

(1813 und 1814.)

In Oesterreichs Hand lag thatsächlich bei Beginn des Jahres 1813 das Geschick des Welttheils. Der Feldzug des vorausgehenden Jahres hatte für den Moment die militärischen Kräfte Frankreichs und Rußlands erschöpft, Preußen aber war noch viel zu abhängig, um entscheidend eingreifen zu können.

Wohl war man sich dieser bedeutungsvollen Stellung bewußt, und wenn man trotzdem sich nicht so rasch entschloß, als es die Kriegspartei im eigenen Lande und die Gegner des französischen Kaisers auswärts wünschten, so lag darin ein seltenes Maß von Vorsicht und Behutsamkeit, das man nur lobend anerkennen kann.

Kaiser Franz, dessen persönliche Abneigung gegen den aufgedrungenen Schwiegersohn über jeden Zweifel erhaben ist, mochte sich der Hoffnung hingeben, daß die furchtbare Katastrofe des Vorjahres diesen ernüchtert habe und mit seiner Zustimmung jene Veränderungen in dem europäischen Staatensystem friedlich durchgeführt werden könnten, welche nothwendig waren, um das ausschließliche Uebergewicht Frankreichs nicht zu brechen, aber doch einzudämmen. War dieß nicht möglich, nun — dann sah der Wiener Hof in den verwandtschaftlichen Beziehungen mit Recht kein Hinderniß, die Verbindung mit Frankreich zu lösen und in Gemeinschaft mit Rußland und Preußen die Waffen zu ergreifen.

Dieser Anschauung entsprach vollkommen der von Kaiser Franz an Metternich gegebene Auftrag, selbstverständlich im angewohnten gemüthlichen Wienerischen gemacht: „Zuerst will ich von Napoleon die Allianz z'ruck hab'n! Dann werd'n wir weiter schau'n und können uns immer für alle Sättel richten. Aber zuerst bringen S' mir die Allianz z'ruck!"

Napoleon war viel zu eigenwillig und an despotisches Dreinfahren gewöhnt, um in so heikler Situation durch Klugheit und Nachgiebigkeit die österreichische Freundschaft zu erhalten. In einem heftigen Brief an den Kaiser Franz beschwerte er sich über die Zurückberufung des Schwarzenberg'schen Korps und schlug einen drohenden Ton an, der gar nicht am Platz und ein eclatanter Beweis gegen die diplomatischen Fähigkeiten war, welche man ihm häufig zuschreibt. Um als Sieger Friedensschlüsse zu diktiren, mit gewaltiger Hand Staaten zu zerstückeln und willkürlich neue zu schaffen, bedarf es keines Staatsmannes oder Diplomaten, das kann jeder glückliche Feldherr, dessen Feinheit nur in der Schneide des Schwertes besteht; die Gabe aber in ungünstigen Verhältnissen das Möglichste zu erreichen, durch kluge Nachgiebigkeit schwankende Freunde zu erhalten, die Feinde zu trennen und uneinig zu machen, — diese wahre Staatskunst fehlte ihm vollständig, und man kann wohl sagen, daß die letzte große Coalition des Jahres 1813 namentlich durch sein Ungestüm und Hochmuth zusammengebracht und so fest an einander gekittet wurde. Es liegt gar kein Lob für seinen Charakter darin, der nur heftig

und brutal, aber weit entfernt von Offenheit war, wenn man sagt, er habe nicht verstanden, über seine Absichten zu täuschen, man wußte, daß er nur darnach strebte das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen, um Allen ohne Ausnahme sein Joch wieder aufzulegen.

Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen Napoleon's Größe als Feldherr anzufechten — aber damit möge man sich auch genügen lassen. Das war er im vollsten Maße und zwar so einseitig, daß alle anderen Seiten seines Charakters und seiner Thätigkeit davon beeinflußt wurden. Was man sonst von seiner Bedeutung als Herrscher und Staatsmann spricht, ist eine Sage, welche heute selbst in Frankreich nur mehr von einer Partei, zwar nicht geglaubt, aber weiter erzählt wird.

Dem Grafen Bubna gegenüber schwächte er zwar selbst den drohenden Ton seines Briefes ab, er blieb aber dabei, unbedingte Anhänglichkeit von Oesterreich zu verlangen, das „dabei besser fahren würde, als wenn es bei der jetzt eingeschlagenen Systemänderung beharre".

Viel besser wußten sich Preußen und Rußland zum Wiener Hofe zu stellen. Der Gesandte des ersteren, Knesebeck, holte den Rath der österreichischen Regierung über die bevorstehende Verbindung mit Rußland und die Kriegserklärung gegen Frankreich ein, und aus der Haltung Metternich's, die keinen Zweifel darüber ließ, daß diese Schritte die Billigung Oesterreichs hätten, geht wohl klar hervor, daß die Vermittlerrolle nicht ganz ernst genommen wurde und man schon damals an einen allgemeinen Krieg gegen Napoleon dachte, aber nach den gemachten Erfahrungen begreiflicher Weise nicht die erste Rolle spielen und den Krieg von dem eigenen Boden fern halten wollte.

Dies war die erste Phase in Oesterreichs Verhalten, das sich vorsichtig vom unparteiischen Vermitteln zur „bewaffneten Mediation" und dann zur entschiedenen Parteinahme gegen Frankreich entwickelte. „Hätten wir 300.000 Mann auf den Beinen und unsere alten Bankbillete noch, so würden wir eine andere Sprache führen", sagte Metternich zu Knesebeck und deutete dadurch die letzten Ziele seiner Politik an, die gleichzeitig durch die angeordnete Ausrüstung von 150.000 Mann noch viel energischer und deutlicher markirt wurden.

Sehr vielversprechend benahm sich Kaiser Alexander von Rußland, der zwar das „undurchdringliche Dunkel" beklagte, in welches sich die österreichische Politik hüllte, aber zugleich gegen den österreichischen Gesandten, Baron Lebzeltern, äußerte: „Ich meinerseits wünsche vor Allem, daß Oesterreich seine alte Stellung und alle seine Besitzungen zurückerhalte. Es soll sich selbst die Grenzen vorzeichnen, die ihm passend erscheinen. Ich halte es auch für wünschenswerth, daß es sein altes Uebergewicht über die Staaten Deutschlands wieder erhalte." Falls der Kaiser von Oesterreich zu diesem Zwecke auf die Höfe Süddeutschlands einwirken wolle, so werde Alexander sich einem solchen Bemühen unbedingt anschließen und die nöthigen Aktenstücke sofort unterschreiben.

Während in Berlin noch ein französischer Kommandant gebot und alle Festungen von den Truppen Napoleon's besetzt waren, loderte im ganzen Lande die Kriegsbegeisterung hoch empor. Am 22. Februar 1813 wurde zwischen Rußland und Preußen das Uebereinkommen von Kalisch abgeschlossen, welches dem letzteren den Besitzstand vor dem Tilsiter Frieden verbürgte, am 15. März traf Kaiser Alexander in Breslau ein, am 16. erfolgte die Kriegserklärung und am Tage darauf erfloß das berühmte Manifest des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen „An mein Volk", das nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Nord- und Mitteldeutschland einen Sturm von patriotischer Begeisterung erregte.

Während man dort die Action direct auf die Entschlossenheit und Begeisterung des Volkes stützte, ward die vorwärts drängende, conspirirende und wohl auch etwas unvorsichtige „patriotische Partei" in Oesterreich der Regierung etwas unbequem. Es paßte herzlich schlecht zu der diplomatischen Rolle eines Friedensvermittlers, daß es in Oesterreich von Emissären wimmelte, welche ziemlich

ungescheut für den Krieg wirkten oder von der Nothwendigkeit sprachen, einzelne Länder, zum Beispiel Tirol, zu insurgiren. Das führte zu Reclamationen des französischen und der süddeutschen Gesandten, durch welche die vorsichtig entworfenen Kreise der österreichischen Politik zerstört werden konnten.

Noch war es nicht an der Zeit Napoleon die letzten Absichten derselben zu entschleiern, — man mußte ihm also einen Beweis liefern, daß man keine feindseligen Machinationen gegen ihn dulde und dazu bot sich die Unschädlichmachung der allzueifrigen Parteigänger von selbst.

Der schon genannte frühere Polizeipräsident in Berlin, Gruner und in den nächsten Tagen Hormayr und eine große Zahl anderer Personen aus Tirol und Vorarlberg wurden Anfangs März verhaftet, und ohne daß man ihnen den Grund angegeben oder eine Untersuchung eröffnet hätte, in die Casematten von Peterwardein

Feldmarschall Fürst Schwarzenberg. (Seite 249 u. f.)

und Munkács gesteckt. Erst nach mehr als einem Jahr, als die Verbündeten schon in Paris standen, endete diese Haft. Die moderne Diplomatie kümmert sich in ihrem eigenen Wirkungskreis so wenig um das Recht, daß sie auch am meisten in anderen Sphären zum Appell an die bloße Macht und Gewalt geneigt ist. Metternich glaubte sich zu diesen Verhaftungen berechtigt, weil er die Macht dazu hatte und sich dadurch von einer momentanen Verlegenheit befreite. Ein Fehler waren sie aber trotzdem, und sie trugen wesentlich dazu bei, daß der Volksgeist in Tirol sich 1813 nicht zu einer patriotischen Begeisterung emporraffte, wie vier Jahre früher. Doch die Zeiten waren andere geworden, man glaubte mit dem Gefürchteten auch ohne Anrufung eines so mißliebigen Bundesgenossen fertig werden zu können und sah daher die Apathie der wackeren Tiroler gar nicht ungern.

Im Anfang April begannen die Feindseligkeiten im nördlichen Deutschland, wo Napoleon mit einem eilig aus Italien und Illyrien zusammengerafften Heer von 120.000 Mann den Russen und Preußen entgegentrat, welche von York und Blücher (Bild Seite 249) unter Obercommando des Russen Wittgenstein befehligt wurden.

Napoleon's überlegenes Feldherrntalent bewies sich in den Schlachten bei Lützen (2. Mai), Bautzen und Wurschen (20. und 21. Mai), durch welche die Verbündeten über Breslau hinaus zurückgedrängt wurden.

Nun trat Oesterreich in eine neue Phase seiner Politik, in die der bewaffneten Mediation, indem es auf einen Waffenstillstand drang, welchen Napoleon, der noch immer hoffen mochte es auf seine Seite zu ziehen, auch am 7. Juli einging.

Drei Tage früher war Kaiser Franz in Begleitung Metternich's in Gitschin eingetroffen und empfing dort den russischen Unterhändler Grafen Nesselrode.

In dieser Zeit schreibt Gentz, der immer mehr der publicistische spiritus familiaris Metternich's wurde, an die geistvolle Rahel (Varnhagen von Ense):

Feldmarschall Blücher. (Seite 248 u. f.)

„Ich verließ Wien schon am 8. vorigen Monats. Der Ort, wo ich mich befinde, ist ein Lustschloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod. Ich habe diesen Ort zu meinem Hauptquartier erwählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen sitze und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wissen doch, daß jetzt, durch eine in der Geschichte einzige Constellation, die vier größten Souveräne von Europa, mit ihren Cabineten, Ministern, Höfen und 600—800.000 Mann Truppen in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge und zehn Meilen in der Breite concentrirt sind, und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach, Ratiborzic, Opotschna und andere dieser Art."

Nachdem noch vor einigen Wochen Fürst Karl Schwarzenberg (Bild Seite 248) die Rüstungen Oesterreichs gegen Napoleon mit der vorsichtigen Wendung erklärt hatte, „daß die veränderten Verhältnisse und das eigene Interesse es nöthigten, die Rolle einer bewaffneten Vermittlung zu übernehmen, wodurch es umso mehr Gewicht in die Wagschale Frankreichs zu legen im Stande

sein werde, wenn etwaige Uebertreibungen in den Absichten der verbündeten Mächte der Billigkeit und Mäßigung des Kaisers Franz Anstoß geben sollten", — wurde nun nach und nach eine andere Sprache geführt und Napoleon nahegelegt, daß er sich zu empfindlichen Opfern werde verstehen müssen.

Am 14. und 15. Juni wurde die Convention zu Reichenbach zwischen Rußland, Preußen und England geschlossen, welcher am 27. desselben Monats insgeheim auch Oesterreich für den Fall beitrat, daß die Unterhandlungen zu keinem Frieden führen sollten, das heißt: daß Napoleon die Bedingungen der Verbündeten nicht annahm. Diese bestanden nach Oesterreichs Vorschlag in der Auflösung des Herzogthums Warschau und dessen Theilung zwischen den drei Ostmächten, der Wiederherstellung Preußens in seinem früheren Gebietumfang mit der Elbe als westliche Grenze, der Selbstständigmachung der Hansestädte und der Rückgabe Illyriens und Triests an Oesterreich.

Diese Bedingungen wären sehr milde gewesen, wenn nicht einige „späterer Vereinbarung" überlassene „offene Fragen" benannt worden wären, von welchen Napoleon ahnen konnte, daß sie auch nicht zu seinen Gunsten gelöst werden würden. Hieher gehörte die Wiederherstellung des Kirchenstaates, die Regelung der spanischen und holländischen Frage u. s. w.

Am 28. Juni fand die denkwürdige Zusammenkunft Napoleon's mit Metternich in Dresden statt, welche über einen halben Tag dauerte, und in welcher des Ersteren titanenhafte Unbändigkeit, Metternich's diplomatische Geschmeidigkeit sich im grellsten Lichte zeigten.

Napoleon überschüttete den Minister mit Vorwürfen über die unmäßigen an ihn gestellten Forderungen, worauf Metternich entgegnete: „Der einzige Vortheil, welchen der Kaiser, sein Herr eifrig erstrebe, sei blos darin gelegen, den Cabineten Europas jenen Geist der Mäßigung und Achtung für die Rechte unabhängiger Staaten einzuflößen, von welchem er selbst erfüllt sei."

In höchster Erregung brach Napoleon in die Worte aus: „Was, Illyrien, halb Italien, die Rückkehr des Papstes nach Rom, Polen, Spanien, Holland und den Rheinbund und die Schweiz! Dies nennen Sie den Geist der Mäßigung, der Sie beseelt? Sie denken nur darauf, Nutzen aus allen Wechselfällen zu ziehen! Der Friede ist Ihnen nur ein Vorwand! Und Oesterreich meint sich nur erklären zu dürfen, um, was ich durch Siege errungen, auf einen Federstrich ungeschehen zu machen? Also ohne Schwertschlag soll ich, weil Ihr es wollt, Europa räumen, meine siegreichen Bataillone mit umgekehrtem Gewehr hinter Rhein, Alpen und Pyrenäen zurückführen? Also dazu hat Sie mein Schwiegervater hieher gesendet? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen? Nun sagen Sie doch, Metternich, was hat Ihnen England gegeben, daß Sie diese Rolle gegen mich spielen?"

Mit Recht würdigte Metternich diese Worte keiner Antwort, sondern brachte dem Schlachtenkaiser in Erinnerung, daß Frankreich nach dem Frieden verlange, daß seine Hilfsmittel erschöpft seien und man zu dem jetzt aufgestellten Heer schon die letzten Rekruten, fast noch Knaben, habe aufbieten müssen.

Die Wahrheit erzürnt am meisten — und Napoleon konnte sie am wenigsten vertragen.

„Herr! — Sie waren nie Soldat!" herrschte er dem Minister in der Art eines Dschingiskhan zu; „Sie haben nie gelernt, sein Leben und das Leben Anderer zu verachten! Was sind mir 200.000 Menschen?"

Da fiel ihm Metternich mit der feinen Wendung in die Worte: „Oeffnen wir die Fenster, damit ganz Europa diese Worte höre!" Napoleon aber fuhr in tiefer Erregung fort: „Was ist Euren Souveränen, die auf Thronen geboren sind, eine erlittene Niederlage? Geschlagen kehren sie in ihre Residenzen zurück und es kümmert sie wenig! Ich aber bin Soldat, ich kann meinen Ruhm nicht verkleinern lassen, ich kann nicht gedemüthigt in die Mitte meines Volkes zurückkehren, ich muß groß, berühmt und bewundert bleiben!"

An diesen Auftritt knüpft sich eine oft erzählte Episode, welche von übereifrigen Lobrednern sehr zu Gunsten Metternich's gedeutet wurde, — wie uns scheint mit Unrecht, wenn sie nämlich überhaupt der Wahrheit entspricht.

Während man nämlich heftig im Zimmer auf- und abschritt, soll Napoleon der Hut entfallen und Metternich mehrmals daran vorübergegangen sein ohne ihn aufzuheben, bis es Napoleon zürnenden Blickes selbst that, aber sofort das Zimmer verließ. (Bild Seite 257.)

Das wäre dem Souverän gegenüber, was Napoleon noch war, eine Unart gewesen, die man dem Hofmann und Diplomaten kaum zutrauen darf, und zu welcher vielleicht ein anderer Staatsmann berechtigt gewesen wäre, der nie seinen Rücken vor dem Gewaltigen gebeugt, ihm nie gehuldigt hatte, aber Metternich kaum, der in den Tagen des Glanzes sich unter seine Schmeichler gemengt hatte und von dem es unschön und unvorsichtig gewesen wäre, ihm die der Stellung und dem Genie schuldige äußerliche Achtung zu einer Zeit zu versagen, wo die letzten Würfel noch nicht gefallen waren.

Wie dem auch sei, die denkwürdige Conferenz blieb erfolglos. Am 12. Juli trat der vereinbarte Congreß zu Prag zusammen, der jedoch nur eine Comödie war, da gleichzeitig schon der Kriegsplan festgestellt wurde und er von Napoleon, der nunmehr wissen mußte, daß sein Werk, mit den Waffen erbaut, auch nur durch diese erhalten werden könne, gar nicht beschickt wurde.

Das Ultimatum der in Prag vertretenen Mächte ging am 8. August an Napoleon ab, der es jedoch keiner Antwort würdigte, sondern sich nur mehr den Vorbereitungen zum entscheidenden Kampf widmete, und am 12. erfolgte die Kündigung des Waffenstillstands und die Kriegserklärung von Seite Oesterreichs.

Das wieder aus der Feder von Gentz (Bild Seite 241) geflossene Manifest rechtfertigte die Politik Oesterreichs seit 1809 und war eine umfangreiche Staatsschrift, die nur den Mangel hatte für ihren Zweck viel zu lang zu sein. Wir müssen uns daher auch darauf beschränken nur die markantesten Stellen wiederzugeben.

Nach einer den Feldzug von 1809 berührenden Einleitung fährt das Manifest mit einem gelungenen Stich auf Napoleon's gewaltthätige Politik fort:

„Für Gerechtigkeit und Ordnung haben Seine Majestät zu leben und zu regieren gewünscht; für Gerechtigkeit und Ordnung allein hat Oesterreich gestritten. Wenn in diesem oft unglücklichen Kampf der Monarchie tiefe Wunden geschlagen wurden, so blieb Seiner Majestät wenigstens der Trost, daß das Schicksal Ihres Reiches nicht für unnütze oder leidenschaftliche Unternehmungen auf das Spiel gesetzt ward, und daß jede Ihrer Entschließungen vor Gott, vor Ihrem Volk, vor den Zeitgenossen und der Nachwelt verantwortet werden konnte."

Nun wird ausgeführt, daß Kaiser Franz den Frieden suchte, um „die zur Herstellung des Finanz- und Militärwesens unentbehrliche Ruhe, zugleich aber den benachbarten Staaten einen Zeitraum der Erholung zu verschaffen, der, mit Klugheit und Thätigkeit benützt, den Uebergang zu glücklichen Tagen vorbereiten konnte. Ein Friede dieser Art war unter den damaligen gefahrvollen Umständen nur durch einen außerordentlichen Entschluß zu erreichen. Der Kaiser fühlte es und faßte diesen Entschluß. Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwache gegen unabsehbare Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge, gaben Seine Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin. In diesem über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblickes gewaffneten Sinne wurde ein Band geknüpft, das, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, den schwächeren und leidenden Theil durch das Gefühl eigener Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen und so von zwei Seiten zugleich der Wiederkehr eines Gleichgewichtes der Kräfte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elends sein kann, den Weg bahnen sollte.

Der Kaiser war zu solchen Erwartungen umso mehr berechtigt, als zur Zeit der Stiftung dieses Bundes der Kaiser Napoleon den Punkt in seiner Laufbahn

erreicht hatte, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswürdiger wird, als rastloses Streben nach neuem Besitz. Jede weitere Ausdehnung seiner, längst alles gerechte Maß übersteigenden Herrschaft war nicht nur für Frankreich, das unter der Last seiner Eroberungen zu Boden sank, sondern selbst für sein wohlverstandenes persönliches Interesse mit sichtbarer Gefahr verknüpft. Was diese Herrschaft an Umfang gewann, mußte sie nothwendig an Sicherheit verlieren. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Familienverbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit in den Augen der französischen Nation und der Welt einen Zuwachs an Festigkeit und Vollendung, daß unruhige Vergrößerungspläne es fortan nur entkräften und erschüttern konnten."

Diesen trefflichen und vollkommen richtigen Auseinandersetzungen folgte eine lange Nachweisung aller seit 1810 geschehenen Schritte Napoleon's, die kurzweg als „Gewaltakte" bezeichnet werden. Dann heißt es:

„Der Feldzug von 1812 bewies an einem denkwürdigen Beispiel, wie ein mit Riesenkräften ausgestattetes Unternehmen in den Händen eines Feldherrn von erstem Range scheitern kann, wenn er im Gefühle großer militärischer Talente den Schranken der Natur und den Vorschriften der Weisheit Trotz zu bieten gedenkt."

„Seine Majestät der Kaiser, zu einsichtsvoll, um diese Wendung der Dinge nicht als natürliche und nothwendige Folge einer vorhergegangenen gewaltsamen Ueberspannung und zu gerecht, um sie mit Unwillen zu betrachten, hatten Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet, wie sie durch reiflich überdachte und glücklich combinirte Maßregeln für das wahre und bleibende Interesse des europäischen Gemeinwesens benützt werden könnte. Schon seit dem Anfange des Dezembermonats (1812) waren von Seite des österreichischen Cabinets bedeutende Schritte gethan worden, um den Kaiser Napoleon durch Gründe, die seiner eigenen Wohlfahrt eben so nahe lagen als dem Interesse der Welt, für eine gerechte und friedliche Politik zu stimmen."

Bei Besprechung der diplomatischen Action folgt der bezeichnende Passus:

„Anstatt durch eine gemäßigte Sprache wenigstens den Blick in die Zukunft zu erheitern und die allgemeine Verzweiflung zu besänftigen, wurde von den höchsten Autoritäten in Frankreich bei jeder Gelegenheit feierlich verkündigt, daß der Kaiser auf keinen Friedensantrag hören würde, der die Integrität des französischen Reiches — im französischen Sinne des Wortes — verletzen oder irgend eine der ihm willkürlich einverleibten Provinzen in Anspruch nehmen möchte. Zu gleicher Zeit wurde selbst von solchen eventuellen Bedingungen, die diese eigenmächtig aufgestellte Grenzlinie nicht einmal zu treffen schienen, bald mit drohendem Unmuth, bald mit bitterer Verachtung gesprochen, gleich als hätte man nicht vernehmlich genug andeuten können, wie fest der Kaiser Napoleon entschlossen sei der Ruhe der Welt auch nicht ein einziges namhaftes Opfer zu bringen."

Besonders bemerkenswerth ist in den weiteren Ausführungen folgender Satz, der ein seit Jahren schwebendes, beiden Staaten verhängnißvoll gewordenes Mißtrauen feierlichst zu begraben schien.

„Vor Allem war das Schicksal der preußischen Monarchie ein Punkt, der Seiner Majestät Kaiser Franz' Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigte. Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Macht für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa, die Gefahr, in welcher sie jetzt schwebe (nach dem Rückzug nach Schlesien), sah er ganz wie seine eigene an. Der Kaiser Napoleon hatte dem österreichischen Hof bereits zu Anfang des Aprilmonats eröffnen lassen, daß er die Auflösung der preußischen Monarchie als eine natürliche Folge ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich und der weiteren Fortsetzung des Krieges betrachte, daß es jetzt nur von Oesterreich abhängen würde, ob es die wichtigste und schönste ihrer Provinzen (Schlesien) mit seinen Staaten vereinigen wolle, — eine Erörterung, die deutlich genug bewies, daß kein Mittel unversucht bleiben müßte, um

Preußen zu retten. Wenn dieser große Zweck durch einen billigen Frieden nicht zu erreichen war, so mußten Rußland und Preußen durch eine kräftige Mitwirkung unterstützt werden."

Nachdem nun noch die vergeblichen Unterhandlungen des Sommers geschildert wurden, schließt das Manifest mit den Worten:

„Nicht ohne tiefe Betrübniß und allein durch das Bewußtsein getröstet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser sich zu diesem Schritte gezwungen. Seine Majestät haben drei Jahre lang mit unermüdeter Beharrlichkeit darnach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oesterreich und für Europa auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen.

Diese Bemühungen sind vereitelt, — kein Hilfsmittel, keine Zuflucht mehr als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger seines Staates, welche die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Oesterreichers, jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst mehr zu Hilfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für ihre Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird unseren Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beistand des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde des Friedens und der Ordnung erfüllen."

Ende August kamen die drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen in Teplitz zusammen, wo am 9. September die bindenden Allianzverträge und am 3. Oktober ein Vertrag zwischen Oesterreich und England geschlossen wurde.

Kaiser Napoleon befand sich eben in dem kleinen schlesischen Städtchen Löwenberg, als man ihm die Nachricht von dem Anschlusse Oesterreichs an die Alliirten brachte. Gerade hatte er das von ihm gewöhnlich gebrauchte geschliffene Trinkglas an die Lippen gesetzt — da ließ Napoleon erschreckt das Glas auf den Tisch niederfallen. Das Glas blieb unverletzt, nur die gravirte Kaiserkrone über dem Namenszuge war glatt herausgebrochen. Zwei Monate später ging bei Leipzig die verhängnißvolle Vorbedeutung in Erfüllung. Das Glas wird noch heute als eines der merkwürdigsten Erinnerungsstücke an Napoleon I. in Löwenberg gezeigt.

Die Feindseligkeiten hatten unterdessen schon im August begonnen. Napoleon hatte seine ganzen Streitkräfte, ungefähr 450.000 Mann, zu welchen jedoch auch die durch den entfachten nationalen Gedanken und das Schwanken der Fürsten unzuverlässig werdenden Rheinbunds-Truppen zählten, bei Dresden zusammengezogen, von wo er, nach seiner alten und erprobten strategischen Theorie, durch wuchtige Schläge seine von allen Seiten heranziehenden Gegner einzeln niederzuwerfen drohte.

In der Schlacht bei Dresden (27. August) siegte er nochmals über das russische und preußische Heer, wobei der im Gefolge des Kaisers Alexander befindliche frühere französische General Moreau, welcher seit 1804 wegen angeblicher Theilnahme an einem Complott gegen Napoleon aus Frankreich verbannt war, seinen Tod fand. Aber er vermochte den Sieg nicht mehr wie sonst auszunützen, immer enger zog sich der Ring um ihn zusammen.

Von Süden aus rückte von Böhmen her die Hauptarmee, 230.000 Mann stark, unter Fürst Karl Schwarzenberg, dessen Generalstabschef der nachmals so berühmt gewordene Josef Graf Radetzky war und unter dem die österreichischen Generale Klenau, Hieronymus Colloredo, Alois Liechtenstein,

Bianchi, Gyulai, Merveldt, Nostiz u. s. w., die russischen Führer Barclay de Tolly, Wittgenstein, Ostermann, Miloradowitsch, dann die Preußen Kleist und Ziethen dienten.

Von Osten aus rückte die schlesische Armee, aus Russen und Preußen gebildet und 80.000 Mann stark, unter Gebhard Leberecht von Blücher heran, und vom Norden nahte die Spree-Armee, 150.000 Mann Russen, Preußen und Schweden enthaltend, die den Norden Deutschlands, wo Davoust ein Schreckensregiment führte, reinigen und sich dann mit den beiden anderen Heeren verbinden sollte. Sie wurde von Johann Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden und einstigem Marschall Napoleon's, geführt. Die verbündeten Monarchen befanden sich bei der böhmischen Armee des Fürsten Schwarzenberg.

Bevor wir an die Schilderung des riesenhaften Ringens gehen, welches der zwanzigjährigen Siegeslaufbahn Napoleon's für immer ein Ende machen sollte, werfen wir noch einen Blick nach Oesterreich, wo sich in den früher zu Oesterreich gehörigen Provinzen durch das Entfernen der französischen Garnison überall Gelegenheit ergab, der Sehnsucht des Volkes nach der Rückkehr in den altgewohnten Staatsverband lauten Ausdruck zu geben.

Die sogenannte innerösterreichische Armee stand unter General Hiller in der Steiermark und Kärnten, und schon Mitte August entbrannte hier der Kampf. FML. Fenner von Fenneberg drang, unterstützt von den tapferen Schützen des Pusterthales, in diesem gegen Brixen vor, und Ende Oktober war Südtirol von den Franzosen befreit. Die Versuche Nordtirol zu insurgiren, mißlangen, da das Land noch unter den Leiden des Jahres 1809 erlag und die Baiern zu wachsam und strenge waren. Selbst die Versuche Haspinger's und Speckbacher's blieben erfolglos und sie entkamen nur mit Mühe den baierischen Verfolgungen.

Dagegen ward noch im Laufe des Jahres 1813 fast das ganze französische Gouvernement Illyrien, also Krain, Görz, Istrien und Dalmatien von den Franzosen gesäubert, woran das Hauptverdienst dem Grafen Nugent, den österreichischen Führern Tomasic, Radivojevic, namentlich aber dem kühnen Hauptmann Lazaric gebührt. Derselbe vertrieb mit seiner aus 120 Mann bestehenden Schaar die Franzosen aus dem ganzen Küstenlande, nahm Mitterburg, Pola, Pinguente und Capo d'Istria und bedrohte sogar Triest. Solche abenteuerliche Züge konnten nur erfolgreich werden, weil überall die Bevölkerung thätig oder blos helfend zu Gunsten der kaiserlichen Truppen eingriff. Indessen muß hier betont werden, daß Illyrien und Dalmatien der kurzen französischen Verwaltung in mancher Beziehung Dank schulden, da sie es war, welche mindestens den Anfang machte, um diese seit der Römerherrschaft ganz vernachlässigten Länder durch Herstellung von Straßen wieder theilweise dem Verkehre zu öffnen.

Kehren wir auf den großen Kriegsschauplatz zurück. Die Früchte der Schlacht bei Dresden, welche den Feldzugsplan der Verbündeten zu stören schien und Schwarzenberg nöthigte wieder über die Grenze Böhmens zurückzuweichen, gingen schon vorher und in den nächsten Tagen für Napoleon durch die Niederlagen verloren, welche nach einander seine vorgeschobenen Korps erlitten. Dresden war aber das letzte Aufflunkeln seines immer düsterer werdenden Sterns, der letzte Gunstblick, welchen ihm das Kriegsglück spendete, das ihm so lange treu gewesen und von ihm so unverantwortlich mißbraucht worden war.

Schon am 25. und 26. August warf Blücher mit der schlesischen Armee den Marschall Oudinot bei Grosbeeren und in der mörderischen Schlacht an der Katzbach den Marschall Macdonald, wo sich namentlich die jungen preußischen Landwehren mit Ruhm bedeckten.

Der 29. und 30. August brachte den verhängnißvollen Kampf bei Kulm und Nollendorf, wo die russischen Grenadiere Ostermann's, da bei dem strömenden Regen das Feuergefecht unmöglich wurde, mit den Kolben angriffen, und des preußischen Generals Kleist vehementer Angriff auf die im coupirten

Terrain des Erzgebirges verwickelten Franzosen zur Gefangennahme eines ganzen Korps unter dem General Vandamme führte, der wegen rücksichtsloser Härte und Habgier im Norden Deutschlands nur der „General Verdammt" genannt wurde.

Zu Ehren der drei Nationen, welche siegreich aus dem Kampfe bei Kulm hervorgegangen und zum Andenken an die gefallenen Helden wurden daselbst drei Monumente errichtet. Das älteste derselben ist das preußische (nächst dem Arbesauer Posthause 1817), wenige Schritte davon entfernt erhebt sich das großartige österreichische Denkmal (Bild hier unten) eine 54 Schuh hohe, an der Spitze mit dem österreichischen Doppeladler gezierte vierseitige Pyramide, an deren Fuße der colossale böhmische Löwe ruht. Dieses schöne Denkmal errichtete 1835 die österreichische Armee ihrem verdienstvollen General Hieronymus Graf Colloredo-Mansfeld, welcher in dieser Schlacht so wesentlich zum Siege beigetragen hat.

Das österreichische Denkmal bei Kulm.

Der unterste Würfel sowohl, als der obere Theil der Pyramide ist mit Basreliefs und Inschriften geziert. Das dritte Denkmal endlich, das russische, zu welchem im Jahre 1835 von den drei hohen Alliirten der Grundstein gelegt wurde und dessen feierliche Enthüllung 1838 erfolgte, steht unweit Pristen, hart an der Straße und ist von Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich den hier gefallenen russischen Helden geweiht. Es wurde auf derselben Stelle errichtet, wo der russische General Ostermann amputirt wurde.

Des Preußen Bülow Sieg bei Dennewitz am 6. September und jener des alten York bei Wartenburg mit einem Theil der von Norden heranrückenden Spree-Armee, endlich die Niederlage Gerard's bei Hagelsberg machten die Situation Napoleon's immer bedenklicher. „Dem Adler wurden die Flügel gebrochen, ehe man ihn ernstlich angriff", sagte später der österreichische General und Diplomat von Prokesch über diese vorbereitenden Kämpfe, die Napoleon endlich zu einer Bewegung nach rückwärts, in der Richtung nach Leipzig nöthigten, — wo nach dem Plan des Fürsten Schwarzenberg die Ent-

scheidung ausgefochten werden sollte, noch ehe sich Kaiser Alexander durch Moreau's und Jomini's Rath zu der fast verhängnißvoll gewordenen Schlacht hatte nöthigen lassen.

Die rasch auf einander folgenden Niederlagen, sichtlich Zeichen der unaufhaltbaren Vergeltung, blieben auch nicht ohne politische Folgen. Theils die Sorge um die eigene Existenz, theils der erwachte Nationalsinn der Völker, welche das französische Joch stets mit Widerstreben getragen hatten, zwang zuerst Baiern, sich von Napoleon und dem Rheinbunde loszusagen. Am 8. Oktober schloß es den Vertrag zu Ried mit Oesterreich, in Folge dessen die baierischen Truppen unter Fürst Wrede an den Rhein dirigirt wurden, um nach der voraussichtlichen Niederlage Napoleon's diesem den Rückzug zu erschweren. Wenn wir in jenem Vertrage lesen, daß der König von Baiern entschlossen ist, seine Waffen mit jenen der verbündeten Mächte zu vereinigen „um der schönsten und edelsten Sache den Triumph zu verschaffen", so wundert es den Unbefangenen nur, daß die Vorzüge dieser Sache erst dann erkannt wurden, als jene, der man bisher angehangen, vollkommen aussichtslos geworden war.

Es wird uns bis zum Ueberdruß vorgesagt, daß die Politik die ungemüthlichste Sache von den Welt sei und mit der gewöhnlichen Moral, mit Treu und Glauben gar nichts zu thun habe. Aber der nüchterne Sinn wendet sich trotzdem angewidert von so peinlichen Vorgängen ab, wo aus der Noth plötzlich eine patriotische Tugend gemacht wurde und das Andenken an den Sachsenkönig Friedrich August, der wacker und mannhaft für seine Person auch dann noch bei seinem bisherigen Gönner aushielt, als kein Fetzen fremden Landes, kein Titel mehr von ihm zu erschmeicheln war, ist viel anmuthender, als das an die Rheinbundsfürsten, die sich nur in der Angst um die Erhaltung dessen, was sie aus Napoleon's Händen erhalten hatten, plötzlich auf ihre Eigenschaft als „deutsche Fürsten" erinnerten.

Napoleon selbst wußte allerdings, daß der völlige Abfall seiner Bundesgenossen nur mehr eine Frage der Zeit sei und ein Körnlein Wahrheit mag wohl in den Aeußerung des Generals Delort gelegen sein, der sagte, man schiebe die Rheinbundstruppen immer zuerst in das Feuer, damit ihrer weniger würden, die in den nächsten Tagen als Feinde gegen die Franzosen fechten würden.

Um dieselbe Zeit machte ein kecker Zug des Kosakenhetmanns Tschernischew nach Kassel dem „lustigen" Königthum Hieronymus' von Westfalen ein Ende, der, unter allen Brüdern Napoleon's der harmloseste und unfähigste, sich mit bester Miene in sein Los fügte.

Am 14. Oktober kam Napoleon in Leipzig mit dem König von Sachsen an und traf seine Dispositionen zur bevorstehenden Schlacht auf der Ebene, die schon seit dem dreißigjährigen Krieg, als Wahlstatt berühmt war. Das französische Heer zählte noch 180.000 Mann und war besonders stark an Geschützen, von welchen es 700 besaß.

Wenn man sich um Leipzig einen Kreis gezogen denkt, so umfaßte die Kampflinie drei Viertheile desselben.

Ein Reitergefecht bei Liebertwolkwitz leitete die dreitägige Riesenschlacht am 14. Oktober ein. Napoleon machte gegen seine Gewohnheit keinen Versuch den Aufmarsch der Feinde zu stören, die aus drei Richtungen einherzogen und bunt durcheinander gemengt, ohne Rücksicht auf die Nationalität in die ihnen bestimmten Stellungen einrückten. Er hoffte wohl auf einen Sieg und gedachte denselben zu einem entscheidenden zu machen.

Am 15. Oktober erließ Fürst Schwarzenberg an die verbündeten Armeen einen Tagsbefehl, der die bevorstehende Schlacht ankündigte. „Die entscheidende Stunde schlägt! bereitet Euch zum Kampfe. Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde fester und inniger geknüpft. Russen! Preußen! Oesterreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eures Vaterlandes, für die Unsterblichkeit eurer Namen! Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit

dieſem männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entſcheidenden Stunde und der Sieg iſt Euer!"

Es thut dem großen Verdienſte des Fürſten Schwarzenberg keinen Eintrag, daß ihm ſelbſt vor der nahenden Entſcheidung bangte, die er im Ringen „mit

Napoleon's Hütlein am Boden. (Seite 251.)

dem größten Feldherrn ſeiner Zeit und einem der größten aller Zeiten, einem wahren Schlachtenkaiſer" herbeiführen ſollte, wie er am Abend vor der Schlacht an ſeine Gattin ſchrieb. Noch war die franzöſiſche Armee, ein williges, blitzſchnell den Wendungen ſeines Geiſtes folgendes Inſtrument und Napoleon's Marſchälle gewohnt, theils die Gedanken ihres Führers zu errathen, theils ſie blind folgend auszuführen.

Das Heer der Verbündeten aber bestand aus zahlreichen fremden, nur durch den Gang der Ereignisse zusammengewürfelten Theilen, die sich nicht an einander gewöhnt hatten, und in welchen Meinungsverschiedenheiten, Eifersüchteleien sich nur zu leicht geltend machen konnten. Darin, daß dies nicht geschah, liegt die größte Bedeutung der Tage von Leipzig und in diesem Sinne des einmüthigen Zusammenwirkens, das sich so lange schmerzlich vermissen ließ, ist der Name der „Völkerschlacht" vor Allem gerechtfertigt.

Erst gegen 10 Uhr Vormittags am 16. Oktober, als der dichte Herbstnebel vor den siegreichen Sonnenstrahlen zerflatterte, begann die Schlacht, deren erster Tag dem Einrücken in die Stellungen bestimmt war oder dem Festhalten jener entscheidenden, welche Schwarzenberg im Süden und Westen Leipzigs an der Pleiße, bei Liebertwolkwitz, Leutzsch und namentlich an der Wachau schon eingenommen hatte.

Napoleon hatte den Kampfesmuth seiner meist jungen Truppen zu entflammen gewußt, und um Mittag war er im Besitze wichtiger Positionen. Nochmals versuchte er das berühmte Manöver von Austerlitz, die Sprengung des Centrums bei Wachau, wodurch das Heer der Verbündeten, nach Ost und West auseinandergedrängt, in die übelste Lage gekommen wäre.

Mit dem Feuer von 350 auf einem Punkt concentrirten Geschützen suchte er diese Stellung zuerst zu erschüttern, um sie durch einen gewaltigen Reiterangriff unter dem Befehl Joachim Murat's, Königs von Neapel (Bild Seite 105), des kühnsten Reitergenerals seiner Zeit, über den Haufen werfen zu lassen. Aber der gigantische Plan mißlang. General Nostitz mit den schweren Kürassieren, Bianchi mit den Regimentern Colloredo, Hiller und Eszterházy hielten den furchtbaren Stoß aus und im entscheidenden Augenblick, als die von den drei Monarchen Oesterreichs, Rußlands und Preußens eingenommene Stellung auf dem Wachtberge selbst gefährdet erschien, warf sich Schwarzenberg an der Spitze der Kosaken-Regimenter den französischen Schwadronen entgegen und wies den vehementen Angriff Murat's zurück.

Die Siegesnachricht, welche Napoleon in den ersten Nachmittagsstunden an den König von Sachsen geschickt hatte, war verfrüht. Bis in die späte Nacht wurde an einzelnen Punkten fortgekämpft, und als endlich Ruhe eintrat, bestanden die Vortheile der Franzosen in der Verdrängung der Oesterreicher unter Gyulai aus Lindenau, dagegen hatten sie die wichtige Stellung bei Möckern verloren, das nach furchtbarem Kampf, in dem es fünfmal genommen und wieder verloren wurde, endlich von Blücher und York behauptet wurde.

Von dem gefangenen österreichischen General Merveldt erfuhr Napoleon den Abfall Baierns, und nun entschloß er sich um zwei Uhr Nachts denselben mit Friedensanerbietungen auf Grundlage der Prager Stipulationen an Kaiser Franz zu schicken. Doch dieser war durch Verträge gebunden, — man hatte das Schwert angerufen und dieses sollte entscheiden.

Der 17. Oktober — ein Sonntag — ging vergleichsweise ruhig vorüber, nur Angriffe auf Gohlis durch Blücher, Kämpfe der Oesterreicher bei Lindenau erfolgten, die nur den Zweck hatten die Feinde zu beschäftigen und das Einrücken des Kronprinzen von Schweden, der österreichischen Generale Colloredo und Bubna, des Russen Bennigsen in ihre Stellungen zu ermöglichen. Dadurch um 100.000 Mann und die bis jetzt schwach vertretene Artillerie um 300 Kanonen verstärkt, entschloß sich Schwarzenberg am 18. Oktober selbst zum entscheidenden Angriff vorzugehen und erließ die Weisungen an die Führer der einzelnen Armeen. Der Hußaren-Rittmeister Graf Stefan Széchenyi, ein später so berühmter und tragisch endender Mann (von ihm wird seiner Zeit ausführlicher die Rede sein), war es, der auf einem tollkühnen Ritt mitten durch die lagernden Feinde die Befehle an Blücher und den Kronprinzen von Schweden brachte und noch in derselben Nacht glücklich in das Hauptquartier zurückkehrte.

Schon den Rückzug ins Auge fassend, hatte Napoleon seine Streitkräfte enger um Leipzig zusammengezogen, so daß seine Schlachtlinie nur mehr drei Wegstunden breit war, während jene der Verbündeten deren sechs umfaßte.

Mit dem frühen Morgen begann der Kampf, der von beiden Seiten angreifend und vertheidigend geführt wurde. General Bianchi bedeckt sich durch die hartnäckige Vertheidigung von Conewitz und Dölitz gegen die wüthenden Angriffe von Oudinot und Poniatowski mit Ruhm, sonst gingen überall die Truppen der Verbündeten zum Kampf vor und so tapfer auch die Franzosen stritten, mußten sie doch nach und nach weichen, nur den Schlüsselpunkt der Stellung bei Probstheida hielten sie hartnäckig, wo Napoleon selbst die Vertheidigung leitete. Der größere Theil der Rheinbundstruppen — Württemberger und Sachsen — waren schon am Vormittag übergegangen, die Badenser verließen gegen Abend die französischen Schlachtreihen und schlossen sich den Stammesgenossen an.

Gegen Nachmittag löste sich die Schlacht in einen furchtbaren Artilleriekampf auf, in welchem 1200 Feuerschlünde gegen einander donnerten; für Napoleon war er ein Mittel, um den Rückzug zu beginnen, die Verbündeten erschütterten dadurch die wankenden feindlichen Reihen, welche sich kaum mehr der engen Umschnürung entziehen konnten.

Unter diesem von dröhnenden Erzzungen gebrüllten Tedeum brachte Fürst Schwarzenberg den drei Monarchen die Nachricht von der endgiltigen Entscheidung der Schlacht auf jene bei Meusdorf gelegene Terrainerhöhung, welche seither der „Monarchenhügel" genannt wird und durch ein Denkmal geziert ist.

Noch am 19. Oktober gab es erbitterte Kämpfe, da es galt Leipzig so lange zu halten, bis der größere Theil der Franzosen sich durch den Rückzug gerettet hatte. Napoleon selbst leitete bis um 9 Uhr den Kampf, dann verließ er nach einem bewegten Abschied vom König von Sachsen Leipzig, die weitere Vertheidigung Marmont, Macdonald, Lauriston und Poniatowski überlassend, die sich theilweise bis Nachmittag hielten. Lauriston wurde gefangen, der ritterliche Poniatowski, einer jener Polen, welche der Wahn, die Herstellung ihres Vaterlandes durch Napoleon zu erwirken, zu dessen treuesten Anhängern gemacht hatte, ertrank bei der Durchschwimmung der Elster.

Nachdem die preußische Landwehr nach blutigen Kämpfen zwei Thore von Leipzig erstürmt hatte, wurden die darin noch befindlichen französischen Soldaten und auch der König von Sachsen kriegsgefangen gemacht und Nachmittags zogen die drei Monarchen beim Grimma'schen Thore ein (Bild Seite 265), das noch die Spuren des vor wenigen Stunden wüthenden Kampfes (Bild Seite 264) trug.

Nur die wohl durch die vollkommene Erschöpfung der Truppen entschuldigte Lässigkeit der Verfolgung erklärt es, daß Napoleon aus dem in eine regellose Flucht ausartenden Rückzug an 60.000 Mann rettete — die Trümmer des zweiten großen Heeres, das er seit zwei Jahren verlor.

Mit dieser Macht schlägt er bei Hanau am 30. und 31. Oktober das bairisch-österreichische Korps und erzwingt sich den ungehinderten Rückzug über den Rhein, um Frankreich, das seit zwanzig Jahren gewohnt war nur als Eroberer auszuziehen, gegen die andringenden Feinde zu vertheidigen.

Der Menschenverlust in der Schlacht bei Leipzig war enorm und kann bemessen werden, wenn man erwägt, daß Oesterreich allein über 15.000 Mann, darunter 435 Offiziere verlor.

Ein Regen von wohlverdienten Belohnungen ergoß sich über die tapferen Führer, worunter Schwarzenberg das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens und die Aufnahme des österreichischen Wappens in das Herzschild seines Familienwappens erhielt, wogegen Schwarzenberg das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens, das einst Loudon getragen hatte, von der Brust nahm und es seinem getreuen Helfer Radetzky anheftete, der besondere Verdienste um die Vorbereitung und Lenkung der Schlacht hatte.

Aber auch der Diplomat, der das Zusammenwirken der verschiedenen Heere ermöglicht hatte, wurde nicht vergessen: am 20. Oktober erhob Kaiser Franz seinen schlauen Minister in den erblichen österreichischen Fürstenstand.

Nach einundzwanzig Jahren zieht Franz am 6. December als Kaiser von Oesterreich in die Krönungsstadt Frankfurt ein, mit einer Machtfülle ausgestattet, wie er sie als römisch-deutscher Kaiser nie besessen hatte. Ein Waffenstillstand, dem die Einleitungen zu einem Frieden folgen sollten, schließt hier vorläufig den Kampf, der unterdessen in einzelnen österreichischen Provinzen, welche die Fremdherrschaft abzuschütteln suchten, mit glücklichem Erfolg fortdauerte.

Schon zieht sich der Kampf unter Hiller und Bellegarde in die rein italienischen Länder, und der Vicekönig Eugen muß über die Piave zurückweichen, da Nugent den Krieg nach Mittelitalien trägt und den König von Neapel von Napoleon abzuziehen gewußt hat.

Auch in Tirol währt der Kampf mit gutem Erfolg fort und auch das Volk wendete sich demselben zu. Die wichtige Mühlbacherklause am Eingange des Pusterthales wird erstürmt, der Landsturm vom Innthal überrumpelt Innsbruck und zwingt die bairische Besatzung zur Flucht. Doch die Rücksicht auf den Rieder Vertrag nöthigt zu Vorsicht und Zurückhaltung. Oesterreich bemüht sich, die aufgeregte Bevölkerung mit dem Hinweis auf eine voraussichtliche friedliche Aenderung zu beruhigen und der bairische Landescommissär Lerchenfeld trägt durch Linderung des bis jetzt eingehaltenen strammen Regimentes den Umständen Rechnung.

Das Castell von Triest hatte schon am 8. November capituliren müssen, zugleich beginnt General Marschall die Belagerung von Venedig und von einer englischen Escadre unterstützt, zwingt General Tomasic am 6. December auch das hartnäckig vertheidigte Zara zur Uebergabe.

Die eingeleiteten Friedens-Unterhandlungen erzielten kein Resultat. Trotzdem sich im gesetzgebenden Körper Männer fanden, welche die Lage des Landes offen darlegten und unumwunden Frieden forderten, wußte doch Napoleon durch ergebene Creaturen neue Aushebungen durchzusetzen und die Sache so darzustellen, als ob er durch die Mehrheit der Nation zum Krieg gedrängt werde. „Vor einem Jahre zog ganz Europa mit uns, jetzt zieht ganz Europa gegen uns, denn die Meinung der Welt wird durch England oder Frankreich bestimmt. Alles wäre für uns zu fürchten ohne die Kraft und Macht der Nation. Die Nachwelt wird sagen, daß, wenn große oder bedenkliche Umstände eintraten, weder Frankreich noch ich ihnen unterlag", heißt es noch immer ziemlich ruhmredig in einer Botschaft an den Senat.

Indessen hatten natürlich die Verbündeten unter den so sehr veränderten Verhältnissen auch ihre Stipulationen, die dem Prager Ultimatum zu Grunde lagen, bedeutend verschärft. Nun bestand man schon auf der Unabhängigkeit Spaniens, Hollands, Italiens und Deutschlands „wodurch dem französischen Reich eine Ausdehnung gesichert sei, wie dasselbe sie nie unter seinen Königen gehabt; denn ein tapferes Volk sinke deshalb nicht herab, weil es Unfälle erfahren in einem harten blutigen Kampfe, in dem es muthig gestritten".

Diese versöhnlichen Worte der am 1. December von Frankfurt aus erlassenen Erklärung der verbündeten Monarchen waren auf die Stimmung in Frankreich berechnet und hätten gewiß gewirkt, wenn sich die Meinung des französischen Volkes hätte geltend machen können. Napoleon aber ließ sich durch allzu ergebene Freunde zum Krieg drängen und den Widerstrebenden donnerte er zu; „Ich allein bin der wahre Repräsentant des Volkes! Wer anders vermöchte wohl diese Last auf sich zu nehmen? Was ist dieser Thron? Ein Ding von Holz, mit Sammt überzogen. Nur ich gebe ihm Ansehen. Die Feinde sind aber weit mehr gegen mich als gegen Frankreich erbittert; allein soll ich mir darum erlauben das Reich zu zerstückeln? Opferte ich nicht schon meinen Stolz und meine Ansprüche auf, um Frieden zu erhalten? Ja, ich mache Ansprüche, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Frankreich bedarf meiner mehr als ich seiner. Ich werde den Feind auf-

suchen und schlagen. In drei Monaten sollt Ihr Frieden haben oder ich will nicht mehr sein."

So begann denn nochmals der Kampf. In sieben Heerhaufen wälzten sich die Armeen der Verbündeten gegen Frankreich. Die böhmische Armee unter Schwarzenberg überschritt am 20. und 21. December bei Schaffhausen, Laufenburg und Basel den Rhein, am 31. December 1813 und 1. Jänner 1814 folgten Blücher, Wittgenstein und der Kronprinz von Württemberg, am 9. (dem russischen Neujahrstag) Kaiser Alexander mit den Garden.

Das bisherige gute Einvernehmen der Feldherren war durch militärische Eifersüchteleien und politische Zweideutigkeiten schon erheblich gestört, und es bedurfte der ganzen Selbstverleugnung Schwarzenberg's und Blücher's, um halbwegs einen gemeinsamen Plan in den Operationen festzuhalten.

Diese Zustände machten sich umso unangenehmer fühlbar, als Napoleon, auf dem heimatlichen Boden kämpfend, sein volles Feldherrngenie wieder findet und durch meisterhafte Bewegungen seine Gegner zu trennen und einzeln zu schlagen sucht. Dieser Feldzug in Frankreich wird von Strategen zu seinen bewundernswerthesten Thaten gezählt, obwohl er das Schicksal nicht mehr zu wenden vermochte.

In zehn Schlachten stößt man auf einander und in der Mehrzahl derselben siegt Napoleon, ja durch eine kühne Bewegung bricht er durch die Armeen und bedroht dieselben in ihrem Rücken, in der Hoffnung, sie dadurch vom Vormarsch auf Paris abzuziehen und Zeit zu gewinnen, um nochmals mit Oesterreich allein Unterhandlungen anzuspinnen. Doch die zu gleicher Zeit zu Chatillon tagenden Diplomaten Oesterreichs, Rußlands, Preußens und Englands schließen durch eine Quadrupel-Allianz (von Chaumont 1. März 1814) den Bund noch enger und der noch immer zu Unterhandlungen geneigte Metternich wird durch den Willen des eigenen Souveräns und die für die Fortführung des Krieges stimmenden übrigen Mächte vorwärts gedrängt.

Im Kriegsrathe zu Pougy wurde beschlossen, sich durch das kühne Manöver Napoleon's nach der Schlacht bei Arcis-sur-Aube (31. März) nicht beirren zu lassen, sondern den Vormarsch auf Paris fortzusetzen. Diese von Schwarzenberg und Radetzky vertretene Ansicht drang erst durch, als die Nachricht von den Niederlagen einzelner französischer Korpsführer eintraf.

Nun eilt Napoleon den verbündeten Heeren, die sich unter Blücher und Schwarzenberg vereinigt hatten, in Eilmärschen nach, aber er kann sie nicht mehr einholen, Paris nicht mehr retten. Bei Fère-Champenoise erleiden Marmont und Mortier eine völlige Niederlage, am Abend des 29. März stehen die Verbündeten vor Paris, ein Versuch, es vom Montmartre aus zu halten, erweist sich angesichts der Uebermacht undurchführbar, die Höhen werden erstürmt und am 30. Nachts capitulirt Paris, von den abziehenden Generalen der Schonung der Sieger empfohlen.

Am nächsten Tage ziehen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit Schwarzenberg in der Mitte in Paris ein, — als Sieger über eine Nation und eine Stadt, durch welche seit einem halben Menschenalter der Erdtheil beunruhigt wurde. Kaiser Franz war nach Dijon gegangen; aus Rücksicht vermied er es, die Stadt zu betreten, über welche mindestens formell noch seine Tochter herrschte, deren Gatten er bekämpfte.

Napoleon war nach Fontainebleau geeilt, wo er alle verfügbaren Truppen sammelte, um den Kampf fortzusetzen. Aber sein Ansehen war gebrochen, der zauberische Nimbus, den eine Reihe glänzender Siege um ihn gewoben hatte, war gewichen und selbst Jene wendeten sich meist von ihm, die durch ihn und seine rastlose Herrschsucht selbst zu Ehren und Würden emporgestiegen waren. Schon hatten sich einzelne der Marschälle mit der in Paris eingesetzten „provisorischen Regierung" in Unterhandlungen eingelassen und hatten erfahren, daß Napoleon's Absetzung eine beschlossene Sache sei. Da dachten sie daran, daß Klugheit des Muthes besserer Theil sei und waren bemüht sich mit der zu erwartenden neuen

Ordnung der Dinge auf guten Fuß zu setzen. Sie sträubten sich gegen den Marsch nach Paris und legten dem Kaiser in ziemlich rüder Weise den Gedanken an eine Abdankung nahe, wozu er sich jedoch erst am 5. April zu Gunsten seines Sohnes herbeiließ, — eine Klausel, welche jedoch auf die schon feststehenden Absichten der Verbündeten keinerlei Einfluß übte. Die Zurückführung der Bourbons auf den Thron war beschlossen, — obwohl dieselben mit Ausnahme des legitimistischen Adels keinerlei Sympathien in Frankreich besaßen. Das Land wollte und bedurfte aber des Friedens um jeden Preis und nahm auch die Rückkehr seines Königsgeschlechtes apathisch hin.

Am 7. April legte Maria Louise die Regentschaft nieder, und am 11. April wurde in dem Vertrag von Fontainebleau dem Kaiser Napoleon unter Belassung des Kaisertitels und einer Rente von zwei Millionen Francs die Insel Elba zum Aufenthalt angewiesen. Vierhundert Mann seiner Garde durften ihn auf die sieben Quadratmeilen große Insel begleiten, — die er nun bewohnen und regieren sollte, nachdem er Millionen von Kriegern in den Kampf geführt und seinen Willen fast ganz Europa aufgezwungen hatte: — ein Adler im Gänsestall.

Nun erst kam auch Kaiser Franz nach Paris, das er gewiß nicht ohne tiefe Bewegung unter der Erinnerung an die Erschütterungen betrat, die durch ein Vierteljahrhundert von dieser Stätte ausgegangen waren. Dem Fürsten von Benevent (Talleyrand), der, seit 1807 von Napoleon's Mißtrauen aus dem Ministerium verdrängt, nun wieder, wie er sich allen Wandlungen anzubequemen wußte, plötzlich als eifriger Verfechter der Legitimität auftauchte, antwortete Kaiser Franz auf eine phrasenreiche Begrüßungsrede die ernsten und würdigen Worte: „Die Ruhe und die Wohlfahrt Frankreichs hängen mit der Ruhe und Wohlfahrt Meiner Völker zusammen. Als Nachbar dieses Reiches kann Ich das Schicksal desselben nie als mir fremd betrachten. Ich habe zwanzig Jahre die Grundsätze bekämpft, welche die Welt verwüsteten. Ich habe durch die Verheirathung meiner Tochter als Souverän und als Vater dem Wunsche das Unglück abzukürzen ein unermeßliches Opfer gebracht. Dieses Opfer war fruchtlos, aber nie werde Ich es bereuen meine Pflicht gethan zu haben."

Bei dieser Gelegenheit verdient eine Scene Erwähnung, welche die Ehrenhaftigkeit und das honnette Benehmen der kaiserlich österreichischen Truppen auf's Klarste nachweist.

Unter den die Alliirten nach Paris begleitenden Truppen war es ein Regiment kaiserlich österreichischer Hußaren unter Commando ihres berühmten Obersten Josef Simonyi, das beim Strahle der aufgehenden Sonne einen glänzenden Palast vor sich erblickte; es schien ein Schloß aus der Zauberwelt zu sein, mit vergoldeten hohen Dächern, einer prächtigen Façade, mit Säulenhallen und Fenstern mit Glasmalerei — das kaiserliche Schloß zu Fontainebleau, der Lieblingsaufenthalt dreier prachtliebender Monarchen.

Oberst Simonyi ritt in Galopp in den Hof dieses Schlosses, in dessen Räumen noch Tags zuvor Napoleon gewesen war; seine Hußaren schlugen im kaiserlichen Wildgarten ihr Lager auf, während der Oberst mit seinen Stabsoffizieren die Treppe des Schlosses hinaufstieg.

Man fand keinen Widerspruch, denn der Gouverneur des Palastes, ein an Napoleon's Hof vollkommen ausgebildeter Höfling, gab einsichtsvoll dem Drange der Umstände nach und öffnete ohne langes Besinnen den ungarischen Kriegern die Säle. Es lag dort Alles zerstreut umher, wie es gewöhnlich nach einer eiligen Flucht der Fall zu sein pflegt; noch war nicht einmal das Bett in Ordnung, in welchem der gefangene Papst Pius VII. geschlafen, den die Franzosen vor vier Stunden mit sich fortgenommen hatten.

Der Gouverneur führte die Offiziere durch alle die glänzenden Säle, wobei er ihnen mit gewisser Verachtung zu erkennen gab, daß sie der Ehre unwürdig seien die Gemächer des Kaisers zu betreten.

Ein ungarischer Hußar auf Napoleon's Thron. (Seite 262.)

So gelangten sie endlich in den Empfangssaal Napoleon's, wo der glänzende Thron stand, mit dem purpurnen Himmeldach, mit Gold und Silber gestickt und mit goldenen Engelchen, die sich unter der Last der Perlenfransen beugten. Der Gouverneur schien zu erwarten, daß die „barbarischen" Ungarn sich jetzt vor dem Throne des allmächtigsten Franzosen niederwerfen und den Schemel küssen würden.

Der tapfere Oberst Simonyi las dies Begehren sofort von dem Gesichte des Gouverneurs herab und fühlte sein Innerstes durch solchen Hochmuth empört. Er dachte erst ein wenig nach, dann bestieg er die Stufen des Thrones, setzte sich auf den goldgestickten Polster, nahm seine kurze Tabakspfeife aus der Tasche, stopfte sie, zündete sie an und rauchte sie gemüthlich zu Ende (Bild Seite 273).

Die Wangen des Gouverneurs erblaßten beim Anblick dieser schaudervollen That. Da winkte ihm der Oberst, näher zu kommen. Mit vor Rührung bebender Stimme fragte er:

„Liebt Ihr Eure Kaiserin Maria Louise?"

„Ja."

„Und den Kaiser?"

„Wir wünschen den Frieden", antwortete ausweichend der Franzose.

„Hm, Ihr liebt also den Kaiser Napoleon nicht, denn er ist ja ein Feind des Friedens."

„Herr, der Franzose spricht, wie er muß, und denkt, wie er will."

„Gut ist's," meinte Simonyi trocken, schlug die Asche seiner Pfeife an dem Thronstuhl aus, stieg herab und ersuchte den Gouverneur ihm auch die Gemächer der Kaiserin zu zeigen.

Dem Franzosen war dies ganz recht; er meinte, daß jetzt die Hußaren, die gewiß nur zum Plündern gekommen waren, sich durch ihre Handlungen bald selbst brandmarken würden. Mit schlecht verhehlter Freude führte er sie dahin.

Als die Hußaren in die Gemächer der Kaiserin Maria Louise traten, nahmen sie alle zugleich ihre Czakos ab. Lautlos betrachteten sie die Einrichtungsstücke; besonderes Augenmerk widmeten sie dem Himmelbett der Kaiserin, auf welchem ein prächtiges Seidengewebe lag, das Maria Louise mit eigener Hand gestickt hatte.

Jetzt brach Simonyi das Stillschweigen und lobte laut Stoff und Arbeit.

Nun glaubte der Gouverneur, es sei die Zeit gekommen. Mit vielsagendem Lächeln legte er das gestickte Gewebe zusammen und reichte es in verbindlicher Manier dem Hußaren.

Aber Simonyi wies die Gabe mit stolzer Entrüstung zurück. Dann sagte er mit Hoheit im Ausdrucke:

„Wir sind nicht gekommen um zu plündern. Die Kaiserin ist die Tochter unseres geliebten Monarchen Franz des Ersten, und ihrer Hände Arbeit wird kein Unterthan entweihen wollen. Bewahrt für Euren Kaiser die Schätze seines Palastes, und wenn nach uns ein Anderer herkommt, so sagt ihm: es sind Ungarn hier gewesen, und haben nichts weggenommen; es hat ein ungarischer Hußar auf dem Throne Eures Kaisers seine Pfeife ausgeschlagen, aber im Gemache Eurer Kaiserin, Seiner Erzherzogin, sei er barhaupt und ehrfurchtsvoll gestanden."

Darauf gingen Simonyi und seine Hußaren an den Schätzen und Seltenheiten von Fontainebleau kaltblütig vorüber, und als sie sich entfernt hatten, fehlte von allen Kostbarkeiten nicht eine Spange.

Der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 gab nur die großen allgemeinen Directiven, wie Ordnung und feste Gestaltung in das politische Chaos gebracht werden sollte. Er bestimmte die Rückführung der Bourbons in der Person des klugen und gemäßigten Ludwig XVIII. (Graf von der Provence) auf den französischen Thron, gab Oesterreich Tirol und Vorarlberg, den Tarnopoler

Der Kampf am Grimmathor. (Seite 259.)

Digitized by Google

Einzug der drei Alliirten in Leipzig. (Seite 259.)

Kreis in Galizien, die illyrischen Provinzen und Lombardo-Venetien zurück, Modena und Toskana fielen an die früheren Besitzer aus österreichischen Nebenlinien, Parma und Piacenza kamen an die Kaiserin Maria Louise.

Noch im April wurde durch die Verträge von Verona und Mantua dem Kampf in Italien ein Ende gemacht, und da durch die Thronentsagung Napoleon's auch die nie ganz feststehende Herrschaft Josef's in Spanien und das Ringen zwischen Soult und Wellington beseitigt wurde, herrschte zum ersten Male seit dem Jahre 1788 in ganz Europa Waffenruhe.

Maria Louise suchte mit ihrem Sohne die Heimat auf und reiste über Tirol, wo man ihr einen enthusiastischen Empfang bereitete, nach Wien, um in dem erinnerungsreichen Schönbrunn ihren Wohnsitz zu nehmen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Pariser Friedens reiste auch der Kaiser nach „Haus" ab und traf am 15. Juni in Schönbrunn ein, um am nächsten Tag, nachdem er zweimal unter niederdrückenden Verhältnissen in seine Residenz zurückgekehrt war, nun als Sieger und die Gewähr ruhiger Zeiten bringend unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug zu halten.

„Zunächst trat in den Vordergrund die gewiß allgemein mit Freuden erwartete Rückkunft des Kaisers", berichtet der schon an anderer Stelle angezogene Augenzeuge. „Die Landesbehörde und der Stadtmagistrat beeiferten sich, dem Monarchen einen der Mission, die er eben vollbracht, würdigen Empfang zu bereiten. Die Anstalten erwiesen sich, bis auf einige durch mißgünstige Localitäten veranlaßte Perspectivmängel und Raumverkürzungen, großartig und sinnreich. Man hat in Wien ein eigenthümliches Geschick für dergleichen, — sozusagen historisch erworbene Routine; im Festordnen, Dekoriren, wofür die südlichen Völker überhaupt mehr natürlichen Sinn besitzen, ist der Oesterreicher Meister.

Die Einlaßkarten zu den Tribünen des Triumphpförtchens — denn etwas lilliputanisch gerieth dies unvermeidliche Durchhaus aller Einzüge — erreichten bald eine unerhörte Höhe ihres Courses. Wer mittelst auserlesener Connexionen einen solchen Fortunatuszettel errang, konnte sich Glück wünschen. Wien ist mir niemals lieber gewesen und schöner erschienen als an diesem Tage, der so viele Leiden aufwog, so vieles Mißgeschick vergessen ließ, indem er die Wiedergeburt von Oesterreichs Staatsmacht feierte. Die zur Beleuchtung geschmückten, von ganzen Reihen prachtvoller Decorationen erfüllten Straßen, die mit Gras und Blumen bestreuten Wege, die Hunderttausende in neuen Festkleidern tummelnden Menschen, die funkelnen uniformirten Bürgergarden, — allenthalben Frische, Schmuck und Wahrzeichen der Verjüngung.

Als die Spitze des Zuges vorübergerauscht und Vater Franz auf seinem Braunen, umgeben von einer unübersehbaren glänzenden Suite sich der Triumphpforte nahte, dünkte mir der niederschlagende Eindruck seiner Rückkunft im einsamen Wagen 1809 nur noch ein schlimmer Traum. Den Contrast erhöhte das Aussehen des Kaisers; denn die dunklere Gesichtsfarbe, die knappere, modisch wattirte Pariser Uniform verliehen seiner Gestalt eine Fülle und Eleganz, welche man sonst an ihm keineswegs gewohnt war.

Sein Wesen dagegen schien unverändert und äußerte sich ganz in der alten Weise; dieselbe Leutseligkeit, derselbe mit der tiefgefühlten Freude rückhaltende Ernst, dasselbe Gemisch von Würde und Bescheidenheit in seinen Zügen. — Ein unwillkürliches Lächeln kam mich an, als das von der Chorführerin der nicht minder unvermeidlichen „weißgekleideten Jungfrauen" hergesagte Gedicht den Mann, in dessen Hand das Schicksal von Millionen lag, der eben den Schauplatz der ungeheuersten Ereignisse verlassen hatte, sichtlich in Verlegenheit setzte, so daß er wiederholt, sich höflich neigend, mit der Hand eine, gleichsam die stärksten Weihrauchwolken abwehrende Bewegung machte."

Dem ihn unter der Triumphpforte am Kärntnerthore begrüßenden Magistrat erwiderte Kaiser Franz: „Meine lieben Wiener haben Mir zu allen Zeiten, im

Unglück wie im Glücke, Beweise ihrer Liebe und Treue gegeben. Immer war Ich froh, in derselben Schoß zurückzukommen, am meisten erfreut es Mich heute, nachdem Ich einen Frieden geschlossen habe, der Mir die gerechte Hoffnung gewährt, wie Ich immer gewünscht habe, den Wohlstand Meiner getreuen Völker und Meiner lieben Hauptstadt dauerhaft zu befestigen."

Der 23. Juni versammelte im Thronsaale der Hofburg die Deputationen aller Provinzen des Kaiserstaates, um dem Monarchen die Huldigungen und Glückwünsche der Bevölkerung zu überbringen und seinen Dank für die großen Opfer entgegenzunehmen, mit welchen sie ihm in diesen langen und schweren Kämpfen zur Seite gestanden.

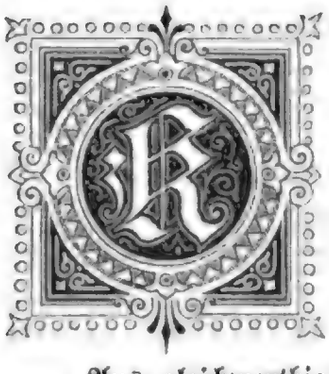
Vor seiner Ankunft in Wien war Kaiser Franz bereits in Purkersdorf in erhebendster bürgerlicher Weise empfangen worden, und zwar durch die wackere Hof-Schlossermeisterin Frau Franziska Klaehr (geb. in Wien 1774, Tochter des ungarischen Hofagenten von Prokesch, Bild Seite 269), welche sich oftmals in den mit Kranken und Verwundeten der früheren Kriege angefüllten Spitälern durch Aufopferungen jeder Art große Verdienste erwarb, die Kaiser Franz mit der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille sammt Kette (1806), der König von Preußen mit einer goldenen Medaille (1814) und der Kaiser von Rußland mit einem Brillantring anerkannte. Ihr zur Seite stand der Curat-Beneficiat Anton Balevender von St.-Peter in Wien, ebenfalls ausgezeichnet durch seine Verwendung in den Militär-Spitälern und Armee-Instituten, wofür er ebenfalls die goldene Ehrenmedaille erhalten. Beide bewillkommten im Namen der Wiener Bürgerschaft den Kaiser bei seiner Rückkehr mit ebenso schönen als herzlichen Worten.

Zweites Buch.

Der Friede.

Prolog zum Wiener Congreß.

(1814, 1815.)



ein Ding ist so streng geregelt als die Zeiteintheilung. Nach dem ewig unveränderlichen Gang der Gestirne und den Gesetzen eines Weltensystems, dessen Plan wir kaum ahnen, obwohl er in seinen Aeußerungen uns so oft vor Augen tritt, — mit Hilfe der scharfsinnigsten Beobachtungen und der untrüglichsten Wissenschaft, die es gibt, der Mathematik, ist unsere Zeit bestimmt und eingetheilt bis zu kaum meßbaren Theilen, die rascher verfliegen als der Blitz oder der Gedanke.

Aus gleichwerthigen Sekunden und Minuten baut sich die Zeit zu Stunden und Tagen auf, zu Wochen und Monden, endlich zu Jahren, die in immer gleicher Folge aus der Zukunft emportauchen, um bald der Vergangenheit anheimzufallen. Und doch ist dieses so scrupulös bemessene und berechnete Ding — die Zeit — in seinen einzelnen Theilen so ungleich und verschieden an Bedeutung, je nachdem sich der Rahmen der Tage und Monate mit wichtigen Ereignissen füllt oder nur unter dem gewohnten gleichmäßigen Gang vorüberrauscht, hinter dem nur ein geübtes Auge das Nachzittern vorausgegangener Thaten, die ersten Anzeichen kommender zu errathen vermag.

Daher kommt es auch, daß für den Geschichtserzähler, der sich nicht an die trockene chronologische Folge der Jahre bindet und seine Aufgabe erfüllt zu haben glaubt, wenn er die aufeinanderfolgenden Daten, so gut es eben geht, mit wichtigen und unwichtigen Notizen ausstattet, einzelne kurze Perioden als besonders merkwürdig vortreten und einen breiteren Raum einnehmen, während mehrjährige Epochen mit der kurzen Bemerkung abgethan werden können, daß sich nicht viel darüber berichten läßt, — worin gemeiniglich ein nicht zu unterschätzendes Lob solcher Zeiten und eine große Annehmlichkeit für Jene liegt, welche sie zu erleben so glücklich waren.

Denn oft drängen sich auf einen kurzen Zeitraum wichtige Entscheidungen zusammen, durch welche eine vorausgegangene Periode der Erschütterungen abgeschlossen und für eine ganze Reihe von kommenden Jahren der Lauf der Dinge beeinflußt und in eine bestimmte Bahn gedrängt wird.

In besonders auffälliger Weise tritt dies in der zweiten Hälfte des Jahres 1814 und dem folgenden Jahr ein, wo es galt, die in lose Trümmer zerschlagene Form des öffentlichen Lebens in Europa wieder aufzurichten und ihr so viel Dauerhaftigkeit zu geben, als eben bei den durch neue Ideen, Kampf und Erbitterung hervorgerufenen widerstreitenden Meinungen und Interessen möglich war.

Der erste Friede von Paris that ungefähr das Werk eines Baumeisters, der in einer vom Erdbeben zerstörten Stadt die Hauptstraßen vom Schutt reinigen und einzelne Mauern stützen und neu aufführen läßt, daß die erschreckten Bewohner wenigstens nothdürftige Unterkunft finden. Aber es bleibt noch gar viel zu thun, bis vollkommene Ordnung und das Gefühl der Sicherheit wiederkehrt, denn noch immer irren viele Menschen obdachlos herum und können im allgemeinen Trümmer-

Die Patriotin Franziska Klaehr. (Seite 267)

graus ihre Wohnstätten nicht mehr finden, wankende Mauern drohen eine Fortsetzung der Schrecken, und auch an solchen speculativen Köpfen fehlt es nicht, welche die allgemeine Verwirrung zu ihren Gunsten auszubeuten trachten.

So ungefähr sah es in Europa um die Mitte des Jahres 1814 aus. Was eine gewaltige Hand seit fünfzehn Jahren umgestaltet und neu erbaut hatte, lag durch die Siege der Verbündeten zertrümmert, und daß man darauf nicht zurückkommen werde, selbst wenn Einzelnes gut und zweckmäßig war, lag schon in der allgemeinen Abneigung gegen den Schöpfer und in dem rein menschlichen Gefühl der Rache nach so vielen Leiden und Demüthigungen.

Aber es ging auch nicht gut an, einfach jenen Zustand der Dinge herzustellen, wie er vor Eintritt all dieser Umwälzungen bestanden hatte, denn manche Form des staatlichen Lebens, die unter dem ersten Windhauch zusammengebrochen war, hatte ihre Unhaltbarkeit gar zu deutlich erwiesen und der Eigennutz Einzelner stemmte sich auch dagegen, da man trotz alles Hasses gegen die „Periode des

Umsturzes" doch gar nicht gesonnen war, auf die Vortheile zu verzichten, die man derselben etwa zu verdanken hatte.

Da gab es Völker, die eigentlich gar keinen Herrn hatten, zwar auch keinen begehrten, welchen man aber durchaus einen solchen aufdringen wollte; andere, die zwar ein Oberhaupt verlangten, nur gerade jenes nicht, das die meiste Anwartschaft hatte, und schließlich — die bedauernswerthesten! — solche, welche gar keinen Wunsch hatten, sondern apathisch darauf warteten, welches Schicksal sie bei dem bevorstehenden Länder- und Völkerschacher treffen würde. Aus allen Ecken und Enden aber tauchten die Vertreter veralteter Ansprüche auf, die unter dem Sturmgebraus der letzten Decennien spurlos verweht wurden und für deren Realisirung noch vor Kurzem der waghalsigste Wetter auch nicht den geringsten Einsatz gewagt haben würde, die aber jetzt plötzlich als ehrwürdige Reliquie aus „der guten alten Zeit" wieder eine gewisse Bedeutung erlangten und auf dem morschen Stamm einige kümmerliche Hoffnungstriebe zeigten. Hieher gehörten besonders die durch den Frieden von Luneville und den folgenden Reichstagsbeschluß mediatisirten reichsfreien Geschlechter und sogar das unter rostigen Wappenschildern wackelnde Gespenst der „reichsunmittelbaren" Ritterschaft tauchte einen Moment auf.

Derartige Ansprüche fanden ihre heftigsten Gegner in jenen schlauen deutschen Fürsten, die das lustige Geschäft des „Arrondirens" mit Hilfe des allmächtigen Franzosenkaisers am schwunghaftesten betrieben hatten, sich auch Königs- oder Großherzogskronen von ihm aufsetzen ließen und nun dafür, daß sie ihn, um der eigenen Haut willen, in der letzten Stunde verlassen hatten, ungestüm als Lohn verlangten, man solle ihnen lassen, was sie mit seiner Hilfe ergattert hatten.

Dann gab es Regenten, die mannhaft bei der einmal erkorenen Sache ausgehalten hatten, und je nachdem dies die siegreiche oder unterliegende war, verlangten sie Lohn oder Strafe. Zu den ersteren gehörte vor Allem Schweden, das sich stets rauhborstig gegen Napoleon verhalten hatte und jetzt für „Fleiß und gute Sitten" Norwegen forderte, wobei man sonderbarer Weise als Hauptgrund ein von dem Verfehmten aufgestelltes Princip, jenes der „natürlichen Grenzen" geltend machte. Zu den zweiten Staaten gehörte Sachsen, das man ganz gewiß zur Bestrafung für die Gesinnungstreue seines Fürsten von der Landkarte als selbstständigen Staat gestrichen hätte, wenn — man es dem gegönnt hätte, der nach der Lage der Dinge allein darauf Anspruch hätte erheben können.

Für den Herd der Zerstörung, von wo aus die vernichtenden Stöße ausgegangen waren, welche das Staatengebäude Europas in Trümmer gelegt hatten, für Frankreich handelte es sich darum, den Dank an Europa abzustatten für Befreiung von einem „Oger" (Wehrwolf, Menschenfresser), dessen Eroberungen man aber doch nicht gerne ganz herausgeben mochte. Schon der Pariser Friede, welcher von der Wiederaufrichtung des Königsthums „in den Grenzen von 1792" sprach, verstimmte nicht blos das französische Volk, das plötzlich alle Errungenschaften der kostspieligen und doch so laut bejubelten militärischen „gloire" in ein Nichts zerfließen sah, sondern auch der eben glücklich wieder auf den Thron gelüpfte „rechtmäßige König" war der Ansicht, daß es nur billig wäre, ihm ein Bischen linkes Rhein-Ufer oder Belgien als Taschengeld zur Bestreitung der ersten Regierungssorgen zu lassen.

Und schließlich stand bescheiden und zagend in der letzten Reihe der sich ungestüm vorwärts Drängenden und Fordernden — das deutsche Volk. Zum Theil hatte es die Passionen und Wetterwendigkeit seiner Fürsten auf allen Schlachtfeldern in Süd und Nord gebüßt, wohin der Ehrgeiz des Eroberers die Hilfstruppen seiner Vasallen und Könige geworfen hatte; dann hatte es die Schmach jahrelanger Erniedrigung knirschend aber gehorsam ertragen und zuletzt in riesenhaften Kämpfen, begeistert durch die von den Thronen ausgehende nationale Idee, die Allmacht Napoleon's gebrochen. Und nun kam es als Bittender im Namen derselben nationalen Idee und verlangte nichts, als daß man ihm erlaube, wieder Ein Volk zu sein, das im Zusammenfassen seiner Kräfte

für alle Zeiten eine Gewähr finde gegen die traurigen Folgen seiner Zersplitterung und Ohnmacht.

Endlich kamen, so wie in der zerstörten Stadt sich lichtscheues Gesindel findet, das seine unsauberen Zwecke in der allgemeinen Verwirrung zu fördern strebt, auch im europäischen Chaos spitzfindige und scrupellose Speculanten zum Vorschein, die etwas an Besitz, Ehren und Würden zu erhaschen strebten, wo es so viel herrenloses Gut gab und ein Wolkenbruch von Belohnungen in Aussicht stand, der — weil er manchen Gerechten unbedacht ließ, umso eher einem Ungerechten zu Gute kommen konnte.

Um alle diese Ansprüche und Schwierigkeiten zu befriedigen und zu entscheiden, war schon im Pariser Frieden ein großer Congreß in Aussicht genommen, welchem „die melancholische Hamlet-Aufgabe zufiel, die aus den Fugen gerathene Welt wieder einzurichten".

Als Versammlungsort desselben war — aus Courtoisie für den Kaiser Franz, der sich durch Standhaftigkeit und Selbstverleugnung in der That die schönsten Verdienste um Europas Freiheit erworben hatte, und welcher gewissermaßen als der Doyen (Aelteste) des verbündeten Fürsten-Areopags (Richter-Versammlung) angesehen wurde — Wien erwählt worden.

So sollte diese Stadt, die mehr als die übrigen Residenzen die Greuel des Krieges gesehen und seine Lasten getragen hatte, auch das glänzende Schauspiel der illustresten Versammlung haben, welche je in Europa getagt und in seinen Mauern sollte das große Werk vollbracht werden, sichere Fundamente für den staatlichen Neubau Europas zu legen.

Natürlich rüstete sich Wien aus allen Kräften für den Empfang der Gäste, und die Zeit von Juni bis September verging in dem doppelten Fieber der Vorbereitung und der Erwartung. Denn zwei Strömungen belebten die Bevölkerung, die sich häufig gegenseitig ergänzten und in einander flossen. Nach Jahren darnieder liegenden bürgerlichen Erwerbes hofften zahlreiche Kreise auf die Erschließung reichlich fließender Geldquellen, und Gastwirthe, Schneider, Coiffeurs, Juweliere u. s. w. rüsteten sich zu einer erfolgreichen Campagne, in der man allerlei Erfahrungen der letzten Jahre, Contributionen, Requisitionen u. s. w. an den Congreßgästen zu verwerthen dachte. Andererseits aber konnte man kaum mehr die Neugierde zügeln und suchte mit dem spähenden Auge schon die Vorbereitungen zu den märchenhaften Dingen zu erfassen, die versprochen wurden.

Hören wir unseren Gewährsmann, der die damalige Stimmung mit der Unmittelbarkeit eigener Anschauung schildert.

„Die müßige große Welt der Residenz harrte mit brennender Sehnsucht nach dem unmittelbaren Genuß der glänzenden Schauspiele, welche die Olympiade der Umwälzungen mit nie gesehenem Gepräge schließen sollten. Es konnte nicht wundern, daß das umlaufende Programm der bevorstehenden Festlichkeiten nunmehr lebhafter beschäftigte als die bereits laut werdenden Veränderungen auf der Länderkarte des Welttheils. Daß die berühmten Personen, welche zu Gaste gebeten waren, der überwiegenden Mehrzahl nach nicht so sehr als Repräsentanten politischer Meinung, wie als Staffage für die in Aussicht gestellte Bilderfolge interessirten, lag ebenfalls in der Natur der Sache. Gleichwohl veranlaßten die Einrichtungen und Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme und Verherrlichung eine beispiellose Bewegung in der bürgerlichen Welt. Wenige Berufene, welchen dabei nicht Gelegenheit ward, den reichen Rahmen, welcher das große geschichtliche Tableau fassen sollte, auf die ergiebigste Weise auszubeuten. Die ersten Familien drängten sich um Hofdamen-, Kammerherrn- und Pagenstellen; was reiten konnte, bewarb sich um Stallmeisterposten; wohlhabende Leute boten sich für die Livrée an, um nur den Wunderdingen, die da kommen sollten, möglichst nahe zu sein, oder sie hatten die goldenen Dosen und monströsen Trinkgelder im Auge. Ein gesticktes Kleid, ein Federhut, das Mitwirken bei den Festlichkeiten in einer wenn möglichst augenfälligen Weise, einen Diplomaten

zur Miethe, einen Hoffourier zum Freund und bei allen Spektakels die vorderſten Plätze — dann mochte Europa zuſehen, wie es fertig werden konnte."

„Mit dem Einzuge des Kaiſers war der Vorgeſchmack für die nachfolgenden Feierlichkeiten, der Maßſtab für die Feſte gegeben, und wen der Schuh nicht zu arg drückte, ließ der herausgeforderten Schaubegier und Phantaſie den Zügel. In dem Grade als die Vorkehrungen wuchſen, nahm die umhertreibende Menge, das Gaffen, zu. Die Hofküchen wurden erweitert. Da ſtand ein Haufen Menſchen. Dort trug man eine neue Schabrake. Hunderte erbaten ſich die Anſicht nur eines ihrer Zipfel. In den Marſtallhöfen, im Prater, vor den Palais der Prinzen, Geſandten, Magnaten, vor Staatsgebäuden und in der Burg, allenthalben wo ein Gerüſt gezimmert, Geräthe aus- und eingeſchafft, ein Glaswagen gewaſchen, ein Teppich ausgeklopft wurde, ſtanden und ſtrömten Haufen zu; jeder Schneider oder Tapezierer mit einem grüneingewickelten Pack unter den Arm rollte, wie ein kollernder Tannenapfel die Lawine, einen Menſchenknäuel um ſich nach."

So knüpften ſich die mannigfaltigſten Intereſſen, alle kleinlichen Triebfedern des Erwerbes, der Eitelkeit und Schauluſt an die bevorſtehende erlauchte Verſammlung, in deren Kreis ſonderbarer Weiſe, obwohl ihm eine ſo hohe und wichtige Aufgabe zugetheilt war, ſchließlich auch weniger große Grundſätze der Gerechtigkeit und geſchichtlichen Nothwendigkeit ausſchlaggebend waren als kleinliche Eiferſüchteleien, perſönliche Abneigungen oder Sympathien, Eigennutz und feineingefädelte aber oft recht nichtsnutzige Intriguen.

Millionen von Augen in ganz Europa ſahen mit Zagen und Hoffen auf den Punkt, wo in Kurzem die Mächtigen und Weiſen des Welttheils zuſammentreten und über das Schickſal von Völkern und Staaten das letzte entſcheidende Wort ſprechen ſollten. Dort aber, wo dieſe ſchwerwiegenden Entſchlüſſe gefaßt werden mußten und diejenigen, welche ſie zu faſſen hatten, trieben in ahnungsvoller Erwartung den glänzenden Feſten entgegen, die vorderhand wichtiger erſchienen als alle diplomatiſchen Erörterungen und Berathungen. Es war als fühlte die vornehme Welt von Europa, die durch lange Jahre die gewohnten Freuden hatte entbehren müſſen, nun das Bedürfniß, das Verſäumte nachzuholen und das ſchillernde Pfauenrad des Prunkes und Reichthums ſo auffällig zu ſchlagen, daß vor deſſen Glanz die ernſte nüchterne Aufgabe des Congreſſes verſchwand.

Darum ſollte er auch die Erwartungen Jener, welche ſich Genüſſe, Aufregungen und Augenweide verſprachen, bis zur Ueberſättigung erfüllen, — wie es mit den Hoffnungen, welche man auf die politiſche Wirkſamkeit ſetzte, ausſah, werden wir im Laufe der Geſchichte noch oft genug erfahren, um hier ein vorauseilendes Urtheil ſparen zu können.

Die Congreßgäste.

Gegen Ende September kamen sie denn auch angezogen, die gekrönten und ungekrönten Machthaber, die berühmten und unberühmten Herren, welche Europas Geschicke nach den „Grundsätzen der Gerechtigkeit", vielleicht auch ein wenig nach ihren Passionen und vorgefaßten Meinungen gestalten sollten. Von Ost und West, von Süd und Nord strömte heran, was nur irgend den Beruf in sich fühlte, auch dabei zu sein, wenn „ganz Europa" versammelt war.

Wir sehen von den einheimischen Notabilitäten ab, wenn wir anführen, daß ein Kaiser und eine Kaiserin, vier Könige und eine Königin, zwei Großherzoge, ein Kurfürst, vier regierende Herzoge, ein Großfürst, ein halb Dutzend Kronprinzen und mehr als das Doppelte an Prinzen und Prinzessinnen, endlich auch Eugen Beauharnais, der Vicekönig von Italien, einer der edelsten Prinzen seines Hauses, sich eingefunden hatten.

Dann kamen die diplomatischen und militärischen Berühmtheiten, von welchen die ersteren die verworrenen Fäden wieder glätten, die letzteren sich von Siegen und Strapazen wieder ausruhen und dem Congreß zu erhöhtem Glanz verhelfen sollten. Sehr zum Vortheil der Feste haben die Feldherren Europas auch auf dem Congresse ihre Aufgabe besser erfüllt, als die Diplomaten, von welchen ein mürrischer Haudegen grob, aber treffend sagte: „Bah! es wird sein wie immer! Was wir mit unserem Schwert und Blut gut gemacht haben, werden diese Perrücken mit ihrer Tinte und der Spitzfindigkeit wieder schlecht machen."

Daran nun schlossen sich ganze Schaaren von mehr oder weniger hochgestellten Vergnügungssüchtigen, welche nur durch die Festlichkeiten angelockt wurden und ein nicht minder zahlreiches Völkchen von Industrierittern, Abenteurern beiderlei Geschlechts, von Projectanten und anderem Gelichter, das die Gelegenheit erhaschen wollte, in dem rauschenden Strom des Congreßlebens ihr mehr oder minder havarirtes Lebensschiffchen wieder in flottes Fahrwasser zu bringen. Wir werden auch von diesen „Congreßgästen" einige näher kennen lernen.

Als erster Gast traf am 22. September Mittags König Friedrich von Württemberg ein, ein überaus dicker Herr, dessen mürrisches Aeußeres jedoch den alten Erfahrungssatz Lügen strafte, daß Heiterkeit die erste Bedingung körperlichen Gedeihens sei.

Er wurde von Kaiser Franz selbst mit dem üblichen Gepränge empfangen, das sich am gleichen Nachmittag wiederholte, als König Friedrich VI. von Dänemark eintraf, in seiner körperlichen Erscheinung und freundlichen Weise das directe Gegentheil des Herrschers von Württemberg. Er war ebenso hager, als jener dick, dabei anspruchslos und leutselig, während der „Schwabenkönig", wie die Wiener den dicken Friedrich von Württemberg nannten, stets ein bitterböses Gesicht schnitt.

Am 26. September trafen Kaiser Alexander I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zusammen ein, — wodurch man dem Volk die gemeinsame Action dieser beiden Monarchen mit dem empfangenden Kaiser von Oesterreich in das Gedächtniß rief. In welcher überschwenglichen Weise man übrigens auf das Publikum einwirkte, um es für seine Rolle bei den öffentlichen Aufzügen zu präpariren, beweist eine Stelle aus dem „Eipeldauer": „Alles freut sich schon den großen Kaiser Alexander z'sehen, der wirklich weit größer ist als sein Namensvetter, der griechische sogenannte große Alexander, denn der hat die ganze Welt nur zu unterjochen g'sucht, der russische Alexander aber hat sein' ganze Größ' d'rein g'setzt, daß alle Völker in der Welt von der grauslichen Knechtschaft sollen befreit werden, — folglich ist er der größere."

Es ist wohl nur ein Verdienst der Geschmacksverbesserung, daß der Weihrauch heute nicht mehr in gar so dicken Wolken gespendet wird, obwohl man auch in unseren Tagen der Wohldienerei bei ähnlichen Gelegenheiten mehr als billig die Zügel schießen läßt. Viel zahmer drückt sich derselbe Berichterstatter über den König von Preußen aus: „Ebenso g'freut sich Alles den rechtschaffenen König von Preußen z'sehn, der lieber sterben hat wollen, als sich unter den korsikanischen Pantoffel zu ducken, der den schlafenden, man kann sagen schnarchenden deutschen Geist erst wieder auffindelt hat."

An der großen Donaubrücke am Tabor kamen die drei Monarchen zusammen, und nach einer herzlichen Begrüßung — von welcher gesagt wird, „nit etwa blos umarmt haben die zwei fremden Potentaten unsern Kaiser, sondern völlig g'fressen, g'herzt und g'druckt", — zeigten sich die drei „Alliirten" dem an beiden Stromufern massenhaft versammelten Publikum in jener berühmt gewordenen Stellung mit verschlungenen Händen, wie sie die Siegesnachricht bei Leipzig empfangen hatten. Und die Zuschauer begriffen diesen Wink und thaten ihre Schuldigkeit, indem sie durch tosendes Vivatschreien den Donner der Geschütze übertönten.

Die am nächsten Tag anlangende Kaiserin Elisabeth von Rußland wurde von der Kaiserin Maria Ludovika empfangen, und wie am Tage vorher konnten sich die Wiener an den fremdartigen und prunkvollen Uniformen der russischen Offiziere ergötzen, unter welchen Kosaken und Tscherkessen Asien beim europäischen Congreß vertraten.

Mit dem am 28. September eintreffenden bairischen Königspaar waren nunmehr die höchsten Herrschaften vollzählig beisammen, und was etwa später noch ankam, machte ebenso wenig Wirkung, wie wenn am funkelnden Nachthimmel ein einzelner Stern plötzlich neu erglänzt.

Durch das Gewicht seiner Macht, nicht minder aber auch durch seine Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit trat Kaiser Alexander von Rußland unter den fürstlichen Gästen am meisten hervor, und er erfreute sich auch der größten Popularität in Wien. Seine stattliche Erscheinung, noch mehr aber sein nicht eben tiefer aber leicht beweglicher, für Alles zu interessirender Geist, der ihn zum Meister des Gesprächs und zum Schöpfer zahlreicher Impromptus machte, ließen ihn nicht nur in den Salons, sondern auch im Volke von Wien, das eine besondere Vorliebe für solche geflügelte Worte hat, bald zu einem besonderen Liebling werden.

Daß man ihn auf der einen Seite als den „schönsten Mann", auf der anderen als den „weisesten Fürsten" des Congresses feierte, gehört in jeder Hinsicht in das Gebiet der Uebertreibungen, wie man sie in jener festtollen Zeit liebte. Er war weder das Eine noch das Andere. Begreiflich aber ist es, daß man damals ein anderes Urtheil über den Monarchen fällte, der den ersten Anstoß zum Sturz eines verhaßten Gewaltherrschers gab, und man im Enthusiasmus nicht allein seine persönlichen Vorzüge, sondern auch sein Meinen und Wollen weitaus überschätzte. Ja, es gab damals eine Zeit, wo man in Alexander von Rußland den Beschützer deutscher Freiheit feierte!! Ach! es hat eben nichts

ein so schlechtes Gedächtniß und so wenig Voraussicht wie der Enthusiasmus — und es muß wohl so sein, denn ob er nun echt oder gemacht ist, wäre es damit bald vorbei, wenn er sich zu lebhaft erinnerte oder in die Zukunft zu blicken vermöchte.

So hatten die Lobredner des Kaisers Alexander im Jahre 1814 ganz auf den Tilsiter Frieden vergessen, der Deutschland der Willkür Napoleon's auslieferte und die „Theilung Europas" ins Auge faßte, und von den Congressen zu Laibach, Verona und Troppau, die der erträumten „deutschen Freiheit" ein so gründliches Ende bereiteten, sowie von der völligen Schwenkung des Kaisers Alexander zum mystischen Pietismus, der ihm durch die Freundschaft der berüchtigten Frau von Krüdener, und zum starrsten Autokratismus, der ihm durch seinen allmächtigen Günstling Araktschejeff plausibel gemacht wurde, ahnten ja jene begeisterten Seelen noch nichts, die ihn im Jahre 1814 feierten.

Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob es ein Lob für den Monarchen und Staatsmann ist, was ein sonst sehr für ihn eingenommener Schriftsteller über Alexander I. sagt: „Er war von Natur durchweg zum Kosmopoliten geschaffen, sein Vaterland war die Welt, allenthalben fühlte er sich zu Hause und überall behaglicher als in seinem Lande".

Es liegt eine tiefe Wahrheit in seinem eigenem Ausspruche: „Ich bin nur ein glücklicher Zufall in Rußland". Es war wirklich so, und darum brachte er es in seiner mehr als zwanzigjährigen Regierung in Rußland nur zu allerlei Anläufen, aber zu keinem nachhaltigen Wirken, und trotzdem er wiederholt von maßgebendstem Einfluß auf die Geschicke Europas war, kam er doch nie dazu seinen oft ganz richtigen Ansichten Geltung zu verschaffen, denn der „Zufall" unberechenbarer Stimmungen vernichtete heute was er gestern geschaffen hatte.

Obwohl Kaiser Alexander, der mit einem ganzen Generalstab von Diplomaten erschienen war, lebhafte Theilnahme für die Aufgabe des Congresses zeigte, die ihn und sein Reich eigentlich direkt gar nicht berührten, so ist doch sehr zu zweifeln, daß dieselben viele Förderung durch ihn erfahren haben. Wir werden später sehen, daß die meisten Maßregeln, für welche er sich interessirte und die dadurch gerechtfertigt werden, daß die Zukunft sie ratificirte, am Congresse selbst nicht zu Stande kamen. Beeinflußt von dem in seinem Gefolge befindlichen Freiherrn von Stein, wünschte er eine kräftigere nationale Gliederung Deutschlands — das Resultat war der in unseren Tagen erst begrabene deutsche Bund; Graf Capo d'Istria vermochte ihn, sich mit dem Schicksal Griechenlands zu befassen, ohne daß dieses eine Förderung davon erfahren hätte; seine wohlbegründete Abneigung gegen die Bourbons hinderte ihn nicht, diese auf den Thron von Frankreich zurückzuführen und zu erhalten, und die Spielerei mit dem „Königreich Polen" war wenig mehr als ein Kokettiren mit einem Namen, die um so peinlicher durch das gerade in seinen letzten Lebensjahren über das unglückliche Land verhängte Schreckensregiment wird.

So blieb es wie in seiner ganzen Thätigkeit auch beim Wiener Congreß bei bloßen Anläufen, je nachdem seine Umgebung, eine Stimmung oder irgend ein übermächtiges Ereigniß auf ihn Einfluß gewann — die schlimmste Gemüthsart, die ein sonst wohlmeinender Monarch im Interesse seines eigenen Staates und seines Nachruhmes haben kann.

Die Vielseitigkeit seines Wesens machte den Kaiser Alexander zu jenem Congreßgast, der sich um die Aeußerlichkeiten desselben und um die Volksstimmung am meisten verdient machte. Er wußte der vielgerühmten „Wiener Gemüthlichkeit" ein Plätzchen in den Kreisen der Machthaber, bei den glänzenden Festlichkeiten, in den schimmernden Salons zu erringen, und auf ihn fällt gewiß keine Schuld, wenn es bei den diplomatischen Verhandlungen bei einem Haare so ungemüthlich zugegangen wäre.

Schon durch die Art, wie er bei allen Anlässen den als Gastgeber und auch aus eigener Wahl bescheiden in den Hintergrund tretenden Kaiser Franz

als den Mittelpunkt der Festlichkeiten und der Verhandlungen darzustellen wußte, gewann er die Herzen des Publikums. Dabei gefiel er sich in jener Art von Bescheidenheit, die eigentlich etwas unbescheiden ist, weil durch das Mißverhältniß zwischen der Bedeutung der eigenen Person und der Stellung, die man ihr selbst anweist, die erstere mehr gehoben wird, als es selbst durch ein Vordrängen geschehen könnte.

Natürlich machte bei einer Versammlung so vieler erlauchter Potentaten die Etikettefrage den Ceremonienmeistern und höfischen Diplomaten viel Kopfzerbrechen. Denn wenn man nach dem Alter des Regentenstammes verfuhr, so stand vielleicht gerade jener Monarch unten an, der über die meisten Bajonette gebot und daher in der Gegenwart überreich ersetzte, was die Vergangenheit ihm an Erlauchtigkeit versagte. Diesen mit viel Gründlichkeit geführten Berathungen, welche manchen Diplomaten mehr Kopfzerbrechen machten als später das Schicksal ganzer Länder und Völker, gab Kaiser Alexander ein rasches und naturgemäßes Ende durch den Vorschlag, der Vortritt solle unter den sechs gekrönten Häuptern (Oesterreich, Rußland, Baiern, Württemberg, Preußen und Dänemark) nach dem Lebensalter der Monarchen geregelt werden, wobei er selbst, als der jüngste, den letzten Rang einnahm.

Nach einigen Einwendungen nahm man diesen Vorschlag an, — ein günstiger Erfolg, der dem Kaiser Alexander die boshafte Idee eingab, ihn nochmals erproben zu wollen. Als sich nämlich unter einigen Damen ein gleicher Rangstreit erhob, der die gesellschaftliche Spiegelfläche der Congreßfeste zu trüben drohte, meinte der Czar, man solle auch in diesem Falle dem Alter den Vorzug einräumen, was gewiß alle Damen dazu bringen würde, darauf sofort zu verzichten.

Bekannt ist es, daß Kaiser Alexander, als er mit den übrigen Congreßgästen einen Ausflug nach Pest machte, die gleich ihm zu Inhabern österreichischer Regimenter ernannten Fürstlichkeiten zu dem Scherz bewog, als österreichische Oberste beim Kaiser auf Stempelbogen um Urlaub einzukommen, und ein anderes Mal leistete er im Prater seinem Gastgeber, der im Menschengewühl von seiner Begleitung getrennt war, Stallmeisterdienste. Derlei Vorgänge fanden rasche Verbreitung im Publikum und täuschten dasselbe durch den äußeren Anschein von Innigkeit über die am Conferenztisch und durch politische Intriguen mehr als einmal zum Zerreißen gespannte Situation.

Daß an der großen Haushaltung eines Hofes immer mehr Menschen Antheil haben als gerechtfertigt ist, und daß viele Leckerbissen und gute Schlucke in ganz andere Kehlen wandern als jene, für welche sie bestimmt sind, ist bekannt und wohl auch unvermeidlich. Kaiser Franz wußte das sehr gut, und so pünktlich er sonst war, sah er doch, wenn es nicht allzu arg kam, bei solchen Anlässen durch die Finger, — vielleicht auch, weil er sich scheute, Hand an einen alten, doch nicht ganz auszurottenden Mißbrauch zu legen, der für einen Theil der Hofdienerschaft zu einer Art von Existenzbedingung geworden war. Als ein höherer Controlsbeamter aufmerksam machte, daß das aus den Hofgärten gelieferte Obst theurer komme, als wenn man es in der erlesensten Qualität auswärts kaufen würde, schüttelte der Kaiser unwillig den Kopf und sagte: „Ja, ja, es kann schon sein, — es leben halt bei uns auch g'nug Menschen davon. So lang ich leb', soll es so bleiben, — der Ferdinand (Kronprinz) kann's anders machen, wenn er will".

Seine Lebensklugheit und sein praktischer Blick, der in keiner Richtung dem Idealen zustrebte, lehrte den Kaiser in solchen Fällen nachsichtig sein. So antwortete er auch der Witwe eines höheren Staatsdieners, als sie um einen Gnadenbezug bittlich wurde: „So — Ihr Mann hat nichts hinterlassen? Und war doch so lang' in einer Stellung, wo noch Jeder sich ein Vermögen g'macht hat. Ich hätt' geglaubt, daß er besser für seine Familie sorgen wird".

Derartige nicht zu vermeidende Nebeneinkünfte unter gewöhnlichen Verhältnissen voraussetzend, kann man sich leicht vorstellen, wie es damit zur Congreßzeit

aussah, wo der Aufwand des Hofes täglich fünfzigtausend Gulden betrug und die Hofküche nicht allein für die in der Burg selbst wohnenden, sondern auch für einen großen Theil der auswärts untergebrachten Gäste zu sorgen hatte.

Eines Abends, nachdem der Kaiser von Rußland das Diner in seinen Zimmern genommen hatte, fiel ihm beim Passiren des Vorgemaches ein hinter den sammtnen Vorhängen versteckter Korb auf, der bei näherer Besichtigung eine reiche Auswahl der auf der Tafel unberührt gebliebenen Bouteillen und Leckerbissen, darunter einen Fasan enthielt, dem Schnabel und Füße vergoldet waren und der durch Anlegung eines Theiles seiner Federnhülle den Eindruck des Lebens machen sollte, wie er in ganzer Figur inmitten anderer Delikatessen auf der Schüssel lag.

Der Kaiser aller Reussen konnte leicht errathen, zu was dieser reiche Abhub seiner Tafel bestimmt sei und trug in einer Anwandlung von lustigem Gerechtigkeitsgefühl den Korb in sein Zimmer, zugleich eine Einladung an den Kaiser Franz und einige Hofwürdenträger zum Frühstück für den kommenden Tag erlassend.

Nachdem man den guten Bissen alle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, erzählte Alexander zu nicht geringem Entsetzen des anwesenden Oberküchenmeisters und zum großen Gaudium seiner übrigen Gäste die Provenienz des trefflichen Frühstücks. „Na, na," sagte Kaiser Franz lakonisch, „seh'n S', Majestät, so treiben's die Leut' bei mir im Kleinen, — jetzt können S' Ihnen vorstellen, wie's bei Ihnen im Großen zugeht!"

Alexander von Rußland verdankte seine große Popularität in Wien seiner bestechenden Erscheinung, seiner Anbequemung an den herrschenden Ton und endlich wohl auch mancher Nachricht, die aus dem ängstlich gehüteten Conferenzsaal in die Oeffentlichkeit drang.

So bildete eine Begebenheit lange das alle Kreise erheiternde Tagesgespräch von Wien.

Kaiser Alexander hatte eines Tages gegen seinen hohen Gast geäußert, wie er so viel Rühmliches von der Schlagfertigkeit der Wiener Obstverkäuferinnen gehört hätte und gerne einmal ein Pröbchen davon verkosten möchte.

„Aha," erwiderte Kaiser Franz, „Euer Majestät sein also neugierig auf unsere Fratschlerinnen (Höckerweiber)? Damit kann Ihnen bald gedient werden; die berühmteste von ihnen befindet sich gleich in der Näh' — vor'm Burgthor, die sogenannte Maschanzger-Kathl. Wahr is es, ihre Maschanzger (Borstorfer Aepfel) sind ausgezeichnet, aber das Weib hat — wie die Wiener zu sagen pflegen — eine Goschen (Mund) wie ein Schwert. Wenn's Euer Majestät gefällig ist, suchen Sie sie bei ihrem Standl auf und Sie werd'n höchstwahrscheinlich allerhand erleben. Damit Sie das Weib aber zum Plaudern bringen, müssen S' um ein Nagl (Häuflein) Maschanzger fragen, was es kostet und dann auf den Ihnen genannten Preis nur ein Drittel bieten — oh, dann fangt sie gleich zum Plauschen an."

Bei seinem nächsten Spaziergang befolgte Alexander die Weisung, er frug zuerst das Weib, wie es ihr gehe, und als dasselbe meinte, es ginge ihr schon gut, wenn nur die Hantigen (Schwerzubefriedigenden) da drinnen — dabei deutete sie auf die Burg — nicht Alles vertheuern wollten, erwiderte er lachend, man sollte glauben, daß gerade durch den Besuch so vieler Gäste recht viel Geld unter die Leute käme.

„Das schon," war die Antwort, „aber die Waar' wird so vertheuert, daß man sie schon nimmer erschwingen kann. Ich selber muß schon mit Schaden verkaufen, wenn ich mein Renommée als honnetteste und billigste Obstlerin aufrecht erhalten will."

„Also Ihr seid die billigste Verkäuferin?" meinte Alexander. Dann frug er um den Preis eines Häufleins Aepfel, und als er zur Antwort erhielt

„fünfzig Kreuzer", bot er dem Weib nicht nur blos zwanzig Kreuzer, sondern nannte sie auch noch die theuerste Obstlerin, die ihm je vorgekommen.

Im Momente aber ergoß sich jetzt ein Strom von Verwünschungen über das Haupt des ihr in seiner Civilkleidung vollkommen unbekannten Kunden; mit geballten Fäusten belferte sie so lange angesichts des nun wirklich verblüfften Fragers fort, bis endlich ein Herr, der sich dem Stand genähert, um Obst zu kaufen und sofort den Kaiser erkannt hatte, die Frau beim Arm nahm und ihr halblaut zuraunte: „Um Gotteswillen, Frau Kathl, mach' Sie sich nicht unglücklich — das ist ja der Kaiser von Rußland!"

„Was?" schrie die vor Wuth halb sinnlose Frau, „der Schmuzian will ein Kaiser auch no' sein?! Geh, Sepherl," wendete sie sich zu einer Collegin, „setz' ihm Dein Hef'n (Topf) auf, so hat er do' wenigstens glei' die Kron' am Kopf!"

Jetzt konnte sich Alexander nicht mehr halten; in schallendes Gelächter ausbrechend entfernte er sich, höchlich befriedigt von seiner Entdeckungsreise nach der Urwüchsichkeit der Wiener Fratschlerinnen.

Ein berühmter Künstler, Johann Adam Klein, hat in einer geistvollen Skizze ein Conterfei der berüchtigten Maschanzger-Kathl vor dem damaligen Burgthor der Nachwelt aufbewahrt. Sie ist in ihrer gewöhnlichen Tracht, mit dem „Häringkopf" (hohen Strohhut) bedeckt, dargestellt, wie sie eben mit einer Fluth von Vorwürfen einen Lebemann anfällt, der über der Betrachtung einer vor ihm gehenden hübschen Dame mit seinem Fuße unbedacht eine Bank und mit ihr den darauf stehenden Korb Zwetschken umstößt. Dies benützt ein Gassenjunge, um hinter ihrem Rücken sich ein „Nagl" Obst gratis zuzueignen. Das in ein Gespräch mit ihrem „Schatz", einem ungarischen Grenadier, vertiefte Dienstmädchen bemerkt ebenfalls nichts davon. Rechts vor dem Mauthschranken hat ein Fiaker seinen Standplatz und blickt verlangend nach dem Störenfried, den er für eine passende Kundschaft in dem unangenehmen Momente zu halten scheint. Wahrhaftig — ein köstliches Genrebildchen aus dem alten Wien! (Bild Seite 281.)

Weniger als durch sein humorvolles Erfassen des Wiener Volkslebens empfahl sich Alexander dem Publikum, das sonst eben nicht allzu rigoros war, durch sein Verhältniß zur Kaiserin Elisabeth, das kaum über die Gebote der kältesten Etikette hinaus ging. Man las in dem leidenden Angesicht der Fürstin den Gram, welchen sie über die wenig verhüllte Zurücksetzung empfand, die sie von dem leidenschaftlich geliebten Gatten erfuhr. Das that dem Kaiser in der Meinung der Wiener Eintrag, in deren Wesen sich ja eine gewisse Leichtblütigkeit mit hausbackener Moral auf die wunderlichste Weise vermengt. Man nahm ganz entschieden Partei für die Kaiserin Elisabeth und wurde selbst nicht milder gestimmt, als der Czar seine Huldigungen einer heimischen Schönheit, der verwitweten Fürstin Gabriele Auersperg, gebornen Lobkowitz, zuwendete und derselben die persönlich schmeichelhafte, aber für die Gattin doppelt empfindliche Bezeichnung beilegte: La beauté qui inspire seule du vrai sentiment (die Schönheit, welche allein wahres Gefühl einflößt)

Nächst dem Kaiser Alexander nahm von der russischen Ambassade vornehmlich Großfürst Konstantin, ein Bruder des Kaisers, die Aufmerksamkeit — freilich nicht immer in sehr löblicher Weise in Anspruch. Er war in jeder Beziehung ein echter Sohn des Kaisers Paul; groß, ungeschlacht, häßlich bis zum Abstoßenden, hochfahrend und rauh, in Launen und Stimmungen ganz unberechenbar.

Namentlich durch die letzteren Eigenschaften führte er manchen Conflict herbei, welchen beizulegen Kaiser Alexander neben dem Bestreben den europäischen Frieden zu erhalten viele Mühe hatte. So sagte er zum Beispiel vor mehreren Kavalieren, als der nicht besonders zartsinnigen galanten Abenteuer eines regierenden Herzogs gedacht wurde, wegwerfend: „Duc? duc? il règne sur six paysans et deux chirurgiens de village! (Herzog? Herzog? Er gebietet über sechs Bauern und zwei Dorfbader!)"

Die Öbstlerin vor dem Burgthor in Wien. (Seite 280.)

Digitized by Google

Der Großfürst vergaß stets, daß er nicht in Rußland war, wo es sich damals noch die höchsten Würdenträger zur Ehre rechneten, von einem Mitglied des kaiserlichen Hauses beleidigt und beschimpft zu werden. So gut sich Kaiser Alexander in die fremde Denk- und Lebensweise zu schicken wußte, so wenig war dies dem Großfürsten möglich, und ein solcher heftiger Ausbruch seiner ungebändigten Natur war endlich Schuld, daß er vorzeitig den Congreßfreuden den Rücken kehren mußte, nachdem er die versammelten Diplomaten noch durch ein ziemlich konfuses Manifest an das „Königreich Polen" verblüfft hatte.

Der Großfürst war gleichfalls zum Inhaber eines österreichischen Regimentes ernannt worden, und zwar zu dem jener berühmten Kürassiere, die eben in die Hofburg als Retter einzogen, als Kaiser Ferdinand II. von den protestantischen Ständen auf das Aeußerste bedrängt wurde (heute Dragoner-Regiment Nr. 8, Prinz Karl von Preußen). Obwohl man von den kriegerischen Thaten Konstantin's außer seiner Betheiligung an der Schlacht bei Austerlitz nicht viel zu rühmen wußte, war er doch mit Leidenschaft Soldat und faßte auch seine neue Inhaberwürde von einem etwas ungewöhnlichen Standpunkte auf.

Schon das Beschaffen der Uniform ging nicht ohne üblichen Skandal ab. Kaiser Alexander willfahrte der Bitte des über die kaiserlichen Formen entzückten Kleiderkünstlers, welcher ihm die Uniform des Infanterie-Regimentes Nr. 2 (noch jetzt Alexander I. von Rußland) machte und setzte auf das Maß seinen Namenszug. Ganz anders — und zwar echt russisch — verfuhr Konstantin gegen den Schneider, der ihm die österreichische Kürassier-Uniform machen sollte, und die trotz aller Mühe und wiederholten Aenderungen seinen Ansprüchen nicht genügen und nicht recht passen wollte. Als alle Kunstgriffe des nützlichen, so oft auf Täuschung ausgehenden Schneiderhandwerks nichts fruchten wollten, vermaß sich der in die Enge getriebene Meister von der Nadel endlich der schüchternen Bemerkung, daß „vielleicht die hohen Hüften Seiner kaiserlichen Hoheit" die Ursache sein dürften. Darob ergrimmte der Großfürst, als russischer Prinz das natürliche Privilegium körperlicher und geistiger Tadellosigkeit in Anspruch nehmend, so sehr, daß er den Pallasch zog und brüllend auf das Schneiderlein eindrang, das nur der sprichwörtlichen Leichtigkeit seiner Beine die Rettung verdankte und klagend die Gänge der Hofburg durcheilte.

Solche und manche andere Conflicte, in die der Großfürst kam, wußte Kaiser Alexander beizulegen, bis endlich nichts übrig blieb als die Entfernung des heißblütigen Prinzen. Konstantin faßte seine Pflichten und Rechte als Inhaber etwas zu streng auf, und neben einer wahrhaft verschwenderischen Freigebigkeit gegen die Offiziere und Soldaten seines Regimentes machte er sich denselben auch in einer gewissen Weise unangenehm bemerkbar, indem er fast jeden Tag eine Ausrückung befahl und da exerciren und manöveriren ließ, daß die in den Congreßtagen ohnehin viel geplagten Leute nicht zur Ruhe kamen. Schon wiederholt hatte das Stadtcommando sich in das Mittel legen müssen, um Forderungen des Großfürsten, die unvereinbar mit dem österreichischen Reglement waren, zurückzuweisen und auch sein Anerbieten, den Kürassieren Lederhosen und Stulphandschuhe nach russischem Schnitte auf seine Kosten beizustellen, mußte höflich dankend abgelehnt werden.

Oberst des Regimentes war damals Fürst Alfred Windischgrätz, der spätere Feldmarschall und Bezwinger der Wiener Erhebung. Als nun eines Tages Großfürst Konstantin den Kürassieren ganz ungewöhnliche Evolutionen und Reiterkunststückchen zumuthete, fühlte sich Windischgrätz verpflichtet, ihn aufmerksam zu machen, daß eigentlich er als Oberst für die Ausbildung seiner Truppen und auch für die Hälse und Beine der Reiter und Pferde verantwortlich sei, daher gegen solche reglementswidrige Experimente Einsprache erheben müsse.

Großfürst Konstantin machte nicht viel Unterschied; wenn ihm widersprochen wurde, galt ihm Fürst oder Schneider ganz gleich. Er brauste furchtbar auf und — langte in einer Weise nach dem Antlitz des Obersten, die ganz verschieden

geschildert und aufgefaßt wurde. Den Vertheidigern des Großfürsten war es nur eine scherzende Geberde, während andere behaupteten, er habe nach dem Ohr des Fürsten langen oder gar eine nahe gelegene Gesichtspartie unliebsam tätscheln wollen. Genug — der Fürst war so besonnen sich durch rasches Pariren des Pferdes der immerhin zweideutigen Bewegung der gewaltigen Faust zu entziehen und verließ sofort, das Commando dem ältesten Offizier übertragend, den Exerzirplatz. Dem Stadtcommandanten von Wien, Herzog Ferdinand von Württemberg, machte er Meldung von dem Vorfalle, dem Großfürsten aber sendete er — als „Reichsfürst" sich ebenbürtig fühlend, eine Forderung.

Kaiser Alexander zwang den Bruder durch eine „Entschuldigung" die Sache beizulegen und sendete ihn sofort auf seinen Posten nach Warschau, auf dem sich Großfürst Konstantin, nebstbei gesagt, als „Vicekönig von Polen", ein freundlicheres Andenken erwarb, als man bei dem Haß der Polen gegen alles Russische und bei seiner Gemüthsart hätte erwarten sollen.

Auf der Reise spielte ihm seine Heftigkeit den letzten Streich, der eine so peinliche Wendung nahm, daß man vielfach vermuthete, einer der persönlichen Feinde des Großfürsten, ja vielleicht der zuletzt Beleidigte habe die Hand im Spiele gehabt. Ein den Schlitten führender Postillon bewies sich so lässig, daß die ohnehin nicht sonderlich lange Geduld des Prinzen zu Ende ging und er sich nach einem tüchtigen Erguß von Schimpfworten zu Thätlichkeiten hinreißen ließ. Unter dem Vorgeben, daß am Geschirr etwas fehle, machte sich der Bursche an den Pferden zu schaffen, durchschnitt die Stränge und jagte drei der Pferde in der Richtung der Station, dann schwingt er sich selbst auf das vierte und läßt einen Hagel von Peitschenhieben auf den Großfürsten niedersausen, gegen welchen sich dieser vergeblich zu wehren sucht und die umso empfindlicher treffen, je mehr er sich der Pelzhüllen entledigt. Als Konstantin und sein Begleiter endlich am Boden stehen, sprengt der Bedränger hohnlachend davon, und voll Striemen, windelweich geprügelt, muß der Großfürst seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Aller Reclamationen ungeachtet gelang es nicht, den Missethäter auszuforschen — er mochte wohl Beschützer gefunden haben, die ihn vor der Rache des russischen Prinzen schützten.

Vom kaiserlichen Hause waren noch die Großfürstinnen Maria und Katharina, Schwestern des Kaisers, anwesend — die erstere Schwiegertochter des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, die letztere verwitwete Großherzogin von Oldenburg, auf welche wir noch an anderer Stelle zurückkommen werden.

Unter den Staatsmännern im Gefolge des Kaisers von Rußland nahm der alte, durch sybaritisches Wohlleben entnervte Graf Andreas Rasumovsky, zugleich Gesandter in Wien, äußerlich den ersten Rang ein, für die Arbeiten des Congresses aber waren die Grafen Stackelberg und Nesselrode, der spätere langjährige russische Minister des Auswärtigen, wichtiger. Anfänglich war von maßgebendem Einfluß der frühere preußische, von Napoleon geächtete Minister Freiherr von Stein, der berühmte deutsche Staatsmann. Eine Zeitlang wußte er den Kaiser Alexander für seine Pläne zur volksthümlichen, unter lebensfähigen Formen geschehenden Wiederaufrichtung des deutschen Reiches zu gewinnen — aber bald überwog der Einfluß der Herren Metternich, Nesselrode, Talleyrand und Genossen, deren volksfeindliche, geschniegelte und hinterhältige Politik nicht schaffen, sondern nur verhindern und niederhalten wollte. Herr von Stein war eben kein Diplomat, wohl aber ein klar denkender und wenn nöthig auch derbsprechender deutscher Staatsmann und seine Zeit noch nicht gekommen. Die letztere Eigenschaft bewies er zum Entsetzen der glatten Herren auch während des Congresses einige Male.

Eines Tages wurde ihm der Herzog von Dalberg, ein Neffe des letzten Kurfürsten von Mainz, gemeldet, dessen Familie ihre Würde der Gnade Napoleon's und ihrem besonderen Eifer bei Errichtung des Rheinbundes dankte.

Dessenungeachtet fungirte dieser deutsche Edelmann und Herzog von Napoleon's Gnaden am Congresse als Bevollmächtigter des Bourbon Ludwig XVIII. Solche kluge Gesinnungslosigkeit war dem Freiherrn von Stein mit Recht ein Greuel und er ließ dem Besucher sagen: „Wenn der Herr Herzog als französischer Bevollmächtigter käme, sei er willkommen, in jeder anderen Eigenschaft aber würde er die Treppe hinunter geworfen werden." Es ist zu vermuthen, daß der diplomatische Deutschfranzose überhaupt auf den Besuch verzichtete.

Nicht minder wahr und derb antwortete Stein dem Kaiser Alexander, als dieser entschuldigend sagte, er müsse nunmehr darauf bestehen, daß die Souveränetät der kleinen deutschen Fürsten gewahrt bleibe, weil es sonst an „standesgemäßen Mariagen für die russischen Großfürsten und Großfürstinnen fehlen würde". Stein entgegnete auf diesen allerdings sonderbaren Einwand lakonisch: „Ja, wenn Eure Majestät aus Deutschland einen russischen Haras machen wollen, so ändert das die Sache freilich."

Neben diesen offiziellen Vertretern und Berathern des russischen Kaisers hatte er in seiner Suite noch eine Reihe von Männern, die sich um ihn geschaart, weil er die maßgebendste Rolle am Congresse zu spielen schien und nach den Ereignissen des Jahres 1812 gewissermaßen der Mittelpunkt für alle geschwornen Feinde Napoleon's war. Manchem dieser Herren klebte trotz ihren hohen Stellung unverkennbar ein wenig Abenteurerthum an. Hieher gehören der Graf Capo d'Istria, damals in russischen Diensten, später erstes Haupt des selbstständig gewordenen Griechenlands, — der wegen seiner Schönheit vielgerühmte Graf Alexander Ypsilanti, auf dessen trauriges Schicksal wir an anderer Stelle zurückkommen werden, der Diplomat und General Graf Pozzo di Borgo, ein geborner Corse und ein erbitterter Feind der Bonaparte, der in Wahrheit weder diplomatische noch militärische Verdienste hatte, sondern in Frankreich, wie später in England und Rußland mehr die Rolle eines Zwischenträgers und Intrigants spielte. Er genoß den nicht sehr schmeichelhaften Ruf am Congreß, daß er einen bescheidenen Schatz von ihm zu Gebote stehenden Citaten so häufig als möglich und dann nicht immer am passendsten Orte anbrachte.

Zum ausschließlich höfischen Gefolge des Kaisers von Rußland gehörte sein intimer Freund, der berühmte Kunstfreund und Kenner Fürst Adam Czartoryski, und die beiden Brüder Narischkin, durch die Mutter Peter's des Großen mit dem russischen Kaiserhause verwandt. Der eine derselben war Oberkammerherr — der zweite Oberstjägermeister, und dieser genoß die einträgliche, aber immerhin bedenkliche Ehre Gatte der bevorzugten Freundin des Czars zu sein, die jedoch aus billiger Rücksicht für die Kaiserin nicht unter den Congreßgästen war.

Daran schloß sich endlich ein großes militärisches Gefolge, unter welchem die Generale Kutusow, der Feldherr von 1812, der Kosakenhetmann Tschernischeff, ein schöner Mann, der auch in Wien den Eroberer spielen wollte, der als theoretischer Strategiker und Militärschriftsteller bekannte Baron Jomini und endlich die Generale Tettenborn und Graf de Witte den ersten Rang einnahmen.

Der letztere ist bemerkenswerth als Sohn der vielumworbenen und gefeierten Gräfin Sofie Potocka, die unserer Zeit durch ihre sonderbaren Schicksale und ihren vielverbreiteten Ruf als „schöne Fanariotin" bekannt ist, und als Schöpfer der russischen Militär-Colonien. Tettenborn stand bis 1812 in österreichischen Diensten und war früher der Gesandtschaft in Paris zugetheilt. Napoleon, der in gewisser Richtung ängstlicher auf Etiquette hielt als mancher Fürst, dessen Ahnen seit Jahrhunderten auf dem Thron saßen, hatte die Anordnung erlassen, daß Jedermann, auch die Militärs, bei feierlichen Anlässen im Hofkleide erscheinen mußte, mit welchem jeder Bart unvereinbar galt. Tettenborn, der Stabsoffizier in einem österreichischen Hußarenregiment war, fügte sich dieser Anordnung nur halb — er erschien zwar im gestickten Hofkleid, ohne aber deßhalb

auf seinen Schnurbart zu verzichten. Ziemlich heftig wies ihn Napoleon zurecht, indem er sagte: „Wollen Sie denn nicht einsehen, daß sich zur Hoftracht der Schnurbart lächerlich ausnimmt?" — „Verzeihung, Majestät, mich dünkt es umgekehrt zu sein", entgegnete Tettenborn rasch und unerschrocken; „diese Kleidung macht sich zum Schnurbart lächerlich".

Wenn auch nicht der Macht und Bedeutung nach, so doch wegen der Popularität, die er genoß, gehen wir zu König Friedrich VI. von Dänemark über. Von einer politischen Rolle am Congresse konnte umso weniger die Rede sein, da Dänemark mehr oder minder gezwungen bis in die letzte Zeit fest an Napoleon gehalten hatte und einmal sogar mit England in Conflict gekommen war, wobei es zu dem ganz überflüssigen und — mit echt britischer Brutalität in Scene gesetzten Bombardement von Kopenhagen gekommen war. Dänemark und sein König hatten am Congreß nichts zu hoffen, — im Gegentheil mußte Norwegen an Schweden abgetreten werden, als Lohn für dessen Beitritt zur Allianz gegen Napoleon.

Dagegen suchte sich Friedrich VI. in seiner Weise am Congresse zu entschädigen, indem er unermüdlich im Besichtigen und Besuchen aller Anstalten und Sammlungen war, sich über alles Interessante zu unterrichten suchte und überall eine wahrhaft königliche Freigebigkeit entfaltete.

„Wer seiner mittelgroßen schmalen Gestalt im mohrengrünen Ueberrock, auf ein Spazierrohr gestützt, im tiefen Schnee der entlegensten Vorstädte begegnete, — wem das merkwürdig gebildete Profil, die eckige Stirne mit spärlichem Haupthaar auffiel, der hätte ihn für einen Gelehrten halten, aus diesen keinesfalls vortheilhaften Gesichtszügen indessen eine tiefe Güte, einen unverkennbaren Untergrund klarer Urbanität haben herausfühlen müssen. Da er, in seiner Art mildthätig, jeden Straßenbettler beschenkte, kein an ihn gerichtetes Gesuch unbeachtet ließ, seine nächste Aufmerksamkeit den wohlthätigen und Bildungsanstalten der Residenz zuwandte, die interessantesten Klöster der Umgegend besuchte, hatte der bis dahin gänzlich Unbekannte bald die Herzen des Volkes gewonnen, das ihn einen sehr unterrichteten, aufgeklärten „„guten und braven Herrn"" nannte und ihm überall mit hoher Achtung begegnete."

Dieser Schätzung that es auch keinerlei Eintrag, als sich durch ein äußerst spaßhaftes Abenteuer erwies, daß König Friedrich VI. über seinen wissenschaftlichen und humanitären Passionen nicht die Empfänglichkeit für gewisse Freuden des irdischen Daseins verloren habe.

Unter der Masse von Zuzüglern mehr oder weniger bedenklicher Natur befanden sich natürlich auch eine Menge von galanten und gefälligen Damen in allen Rangstufen, — von solchen, die Salons hielten, die Rosenfinger in politische Intriguen steckten und Vermögen forderten und verschwendeten, bis herab zu den bescheidensten Ansprüchen. Und in nur zu gerechtfertigter Weise wurden diese freiwilligen Verschönerinnen des Congresses von Seite der Polizei äußerst scharf überwacht und — soweit sie sich nicht irgend eines mächtigen Schutzes erfreuten — bei Ausschreitungen unnachsichtlich bestraft.

Auch König Friedrich VI. hatte sich die Langweile seiner einsamen Streifereien einst bei einer solchen Repräsentantin des zarten Geschlechtes vertrieben, die eben so hübsch als weit entfernt von vestalischer Strenge war. Trotzdem war sie klug genug vom Moment an, wo die königliche Gunst sie beglückte, alle weiteren Beziehungen abzubrechen und sich nur dem dänischen Herrscher unterthänig zu beweisen.

Doch die schlimme Vergangenheit warf ihre rächenden Schatten in die Gegenwart. Wenige Tage zuvor hatten einige Lebemänner bei der leichtfertigen Schönen ein Gelage inscenirt, bei dem es so lustig und laut zuging, daß die Umwohner sich mit einer Beschwerde an die Behörde wendeten. Man verstand in solchen Dingen keinen Spaß und hielt im Geiste jener patriarchalischen Zeit auf kurze und prompte Justiz, indem man solche Sünderinnen, wenn sie straffällig

wurden, einer Sühne unterwarf, deren äußeres Symbol eine tüchtige Birkenruthe war.

Als nun ein Bote der polizeilichen Gewalt bei der Schönen (dieselbe wohnte in einem der nunmehr demolirten Häuserchen der Löblbastei) erschien, um sie sofort vor die Behörde zu führen, tauchte augenblicklich die beängstigende Ahnung auf, welche Wendung die Dinge und ihre Person nehmen würden. Zu guter Zeit erinnerte sie sich, daß diese durch die königliche Gunst geheiligt sei, warf sich dem eben in ihrem Boudoir befindlichen dänischen Monarchen zu Füßen und rief seinen Schutz gegen die Vollstrecker eines unerbittlichen Geschickes an. Bekanntlich beweisen nur die überirdischen Schicksalsmächte gekrönten Häuptern nicht die gebotene Rücksicht und der Vertreter der irdischen Gerechtigkeit zog sich sofort respektvoll zurück, als der König zu Gunsten der Bedrohten intervenirte, sie als zu seinem Gefolge gehörig bezeichnete und den Schutz der Exterritorialität (das fremden Monarchen, ihrer Familie, den Gesandten und deren Dienerschaft zukommende Recht eines besonderen Gerichtsstandes) für sie in Anspruch nahm.

Natürlich knüpfte dieser Zwischenfall das lose Band noch fester, und die noch eben von der Birkenruthe Bedrohte galt bald in ganz Wien als Favorite des Dänenkönigs, der sich auch ihr gegenüber nicht karg bewies, sie mit Geschenken an Schmuck und Geld überhäufte und — wie man wissen wollte — es sogar nicht unter seiner Würde hielt, sich öffentlich mit ihr zu zeigen und maskirt an ihrer Seite auf der Redoute zu erscheinen.

Klüger als die hohen Congreßgäste, welche von einer „dänischen Dubarry" witzelten, ließ sich König Friedrich VI. nicht dazu verleiten, das Mädchen mit in seine Heimat zu nehmen. So lange er aber in Wien war, machte er kein Hehl aus seiner Passion, und das Publikum, das trotz des Schleiers der Etikette manches viel anstößigere Verhältniß gewahrte, fand kein Arges in seiner Vorliebe für die „Prinzessin von Tandelmarkt" (Trödelmarkt), wie der Volkswitz das Mädchen mit freier Umformung des Wortes „Dänemark" nannte. Auch nach seiner Abreise sorgte der König reichlich für seinen Schützling, so daß ihm das Mädchen als Schöpfer eines behäbigen Wohlstandes ein dankbares Andenken widmen konnte. (Es kaufte später das Haus auf der Löblbastei, wo zuerst die Bekanntschaft mit dem Könige entstanden war.)

Auch in dieser Beziehung bewährte sich also die treffende Antwort, welche Friedrich VI. beim Abschied dem Kaiser von Rußland gab, der artig versicherte: „Eure Majestät nehmen alle Herzen mit!" — „Ja," entgegnete der Dänenkönig seufzend, „aber keine einzige Seele!" womit er nach dem etwas frivolen Sprachgebrauch des Congresses andeutete, daß es ihm nicht gelungen sei, bei dem allgemeinen Länder- und Unterthanenschacher auch ein kleines Profitchen davonzutragen.

Vielleicht sprach man am Congresse, wenn der willenlos hin und her geschobenen Völker gedacht wurde, stets nur von „Seelen", um dann für die Zukunft desto weniger daran denken zu dürfen, daß die Menschen als Unterthanen noch etwas Anderes sind, als stumm gehorchende und zahlende Maschinen.

Im Gefolge des Königs von Dänemark befand sich der Minister Graf Bernstorf, dessen Gattin in Wien während des Congresses einen der vielbesuchtesten und einflußreichsten politischen Salons unterhielt, dessen Intriguen übrigens weniger dem dänischen Staat gewidmet waren, als dem späteren Uebertritt des Grafen in preußische Dienste.

Im Verhältniß zu den beiden schon genannten Monarchen trat Friedrich Wilhelm III. von Preußen wenig in den Vordergrund. Im Aeußeren einfach und ernst, in seinem Benehmen gemessen und kurz, der fascinirenden Liebenswürdigkeit Alexander's, wie der biedermännischen Gutmüthigkeit des Dänenkönigs entbehrend, war Friedrich Wilhelm III. in den Augen des Publikums weniger als Person an sich bekannt, denn als das dritte gekrönte Haupt der „verbündeten Monarchen". Dieses Zurücktreten neben der glänzenden

aber zerfahrenen Erscheinung Alexander's ist, da doch Friedrich Wilhelm III. als Herrscher und Mann weit tüchtiger und zuverlässiger war, ein neuerlicher Beweis wie unzuverlässig das Urtheil des großen Publikums ist.

Obwohl sich der König von Preußen keiner der Pflichten als Congreßgast entschlug, zeigte sich doch in seiner Haltung, daß er nicht die Festlichkeiten für die Hauptsache ansehe, und man weiß von ihm, daß er sich lebhaft für die Arbeiten der Minister interessirte, die freilich für ihn nicht blos wegen der Reconstruirung seines Staates, sondern auch wegen der Neugestaltung Deutschlands von besonderem Interesse waren.

Die letztere Angelegenheit, welche von manchen Seiten am schnellsten darin gelöst gesehen wurde, daß man das „römisch-deutsche Reich" unter österreichischer Spitze, so gut es eben ging, wieder in das Leben rief, beeinflußte wahrscheinlich auch das einzige Bonmot, welches von dem schweigsamen Preußenkönig colportirt wurde, der selbstverständlich der eben angedeuteten Lösung der deutschen Frage nicht geneigt war.

Er hatte eines Tages, als es die Etikette nicht hinderte, im Gasthof zum „römischen Kaiser" gespeist, wo sich täglich eine Tafelrunde von Congreßgästen zusammenfand und wo nicht allein Pikanterien aus den Salons und Boudoirs, sondern auch politische Nachrichten colportirt wurden. Als sich Jemand die Frage erlaubte, wie ihm die Mahlzeit gemundet habe, antwortete Friedrich Wilhelm III. in seiner trockenen, die Worte hastig und abgebrochen herausstoßenden Weise: „Gar nicht übel, — aber beim Kaiser von Oesterreich schmeckt es mir besser!" woraus politisch Feinhörige einen Protest gegen den „römisch-deutschen Kaiser" heraushören wollten.

Der seinen Wünschen nicht entsprechende Gang der Congreßverhandlungen mochte später dazu beitragen, daß, wie ein Berichterstatter erwähnt, des Königs „ernstes Aussehen sich so verändert hat, daß er stets wie Galle und Zorn aussieht". In der That kam es mehrmals zu ernsten Zusammenstößen zwischen dem König und fremden Diplomaten, von welchen besonders einer charakteristisch ist. Nach einer heftigen Controverse mit Lord Castlereagh warf Friedrich Wilhelm erregt seinen Handschuh auf den Tisch.

„Wünschen Eure Majestät den Krieg?" fragte der englische Diplomat, die Geberde des Kaisers symbolisch auffassend.

„Vielleicht, mein Herr", entgegnete der Monarch gereizt.

„Ich frage nur, weil es mir neu ist, daß man ihn ohne Englands Geld führen will", bemerkte Lord Castlereagh darauf kalt, mit einer ziemlich bitteren Anspielung auf die Subsidien, die England in allen Kriegen gegen Napoleon geleistet hatte.

Mehr Vergnügen als Friedrich Wilhelm an den politischen Verhandlungen und wohl auch an den Hoffestlichkeiten finden mochte, bereiteten ihm seine Besuche in den Abend-Soireen. Unter den Salons der Wiener Aristokratie bevorzugte er besonders jene des früheren Finanzministers Grafen Karl Zichy, dessen Schwiegertochter Julie, einer gebornen Gräfin Festetics, er huldigte. König Friedrich Wilhelm war seit mehreren Jahren Witwer und neigte sich einige Zeit zum Pietismus; er mochte sich daher in der Gesellschaft einer Dame gefallen, die ihn „mit Gesprächen über Erhabenheit und Religion regalirte".

Unter den Begleitern des Königs von Preußen nahm der Staatskanzler Fürst Hardenberg den ersten Rang ein. Er spielte in Preußen, nur zu einer glücklicheren Zeit, die Rolle, welche dem Grafen Philipp Stadion vor dem Jahre 1809 in Oesterreich zugefallen war. Wie diesen hinderte ihn vielleicht nur seine Ueberzeugungstreue und sein Enthusiasmus noch eine bedeutendere Rolle zu spielen, denn an Wissen und Patriotismus konnte er es gewiß mit seinen diplomatischen Rivalen am Congreß aufnehmen. Nächst ihm ist noch Wilhelm von Humboldt von Bedeutung, der Bruder des großen Naturforschers, dessen Wirken am Congresse durch die diplomatischen Kniffe lahmgelegt wurde, dessen freisinnige Richtung

als preußischer Minister bald darauf durch die übermächtig werdenden Dunkelmänner unterdrückt wurde.

Von König Max Josef von Baiern entwirft ein Chronist des Congresses das nicht eben schmeichelhafte Bild: „Er sieht aus, wie ein grober verdrießlicher bairischer Fuhrmann, hat aber einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Er ist der bürgerlichste König." Zu dem letzteren Urtheil mochte auch die ihn begleitende Königin nicht wenig beitragen, deren behäbiges frohes Aussehen die glückliche Gattin und Mutter anzeigte und gar sehr von jenem der Kaiserin von Rußland abstach, deren Schwester sie war. Max Josef war übrigens der vollendete Typus jener ehemaligen Rheinbundsfürsten, welche eben noch zu rechter Zeit zum Bewußtsein ihrer nationalen Pflicht gegen Deutschland gekommen waren, als es galt, so viel als möglich von dem zu erhalten, was man dem „Bedrücker der Nation" verdankte. Auch auf dem Congresse vertrat er die Neubildung Deutschlands nur soweit, als dadurch die geschehenen Auffaugungen kleinerer Gebiete sanctionirt werden sollte, von einer Einschränkung seiner selbstherrlichen Rechte im Interesse eines deutschen Gemeinwesens mochte er aber nichts wissen. In dieser Beziehung war es gewiß wahr, was Herr von Stein von ihm sagte: „Der Patriotismus des Königs Max Josef reicht nur bis zu den blauweißen Grenzpfählen, für ihn gibt es kein Deutschland."

Außer der Königin begleitete ihn noch der Kronprinz Ludwig, schon damals wie später auch als König wegen seiner Vorliebe für die Kunst bekannt, dessen Bruder Prinz Karl und nebst anderen Würdenträgern der Feldmarschall Fürst Wrede. Gewissermaßen gehörte auch Eugen Beauharnais, der Stiefsohn Napoleon's hieher, der als einziger Vertreter der Familie Bonaparte eine ziemlich unerquickliche Rolle am Congreß gespielt hätte, wenn er nicht der Schwiegersohn des Königs Max Josef gewesen wäre. Dessen Bemühungen, die namentlich auch von dem Eugen befreundeten Kaiser Alexander unterstützt wurden, hatte jener es zu danken, daß er überhaupt auf dem Congreß erscheinen konnte und als Herzog von Leuchtenberg später den regierenden Fürstenhäusern gleichgestellt wurde.

In der politischen Richtung glich König Friedrich von Württemberg seinem bairischen Nachbarn auf ein Haar. Auch er neigte sich zum bequemen Positivismus nach der Richtung, daß es offenbar am Besten sei, Alles beim Bestehenden zu lassen, soweit es nämlich ihm selber von Nutzen und bequem sei. Natürlich war es sofort ein anderes Ding, wenn irgend etwas seinen Ansichten und Neigungen nicht entsprach. Er war ein Muster jener deutschen Fürsten, welche im Grunde wohlmeinend und ehrenhaft, durch übertriebene Vorstellungen von ihren Machtbefugnissen nahezu hart werden und — sich lächerlich machen.

Auch er kam in einen gar seltsamen Conflict zwischen seinen Ansichten von jetzt und von wenigen Jahren, wo das Ansehen Napoleon's noch im Zenithe stand. Damals machte er sich eine Ehre daraus den jüngsten und unfähigsten von dessen Brüdern, den zum König von Westfalen gemachten Hieronymus, zum Schwiegersohn anzunehmen. Mit dem Sturz des Kaisers aber und gleichzeitig mit dem so lange schlummernden nationalen Bewußtsein erwachte in König Friedrich auch wieder der Stolz auf seinen alten Zähringer-Stammbaum und er drang in die Tochter sich von dem Gatten zu trennen, der nun nicht mehr König eines neugebackenen Reiches, nicht mehr Bruder des allvermögenden Dictators von Europa war. Aber — die ehemalige Königin von Westfalen weigerte sich, in die Trennung der Ehe zu willigen, sie liebte den heiteren Jérôme, den Vater ihrer Kinder wirklich, — zum nicht geringen Aergerniß des Königs Friedrich, der seinem Sohn Wilhelm gegenüber in gerade entgegengesetzter Lage war. Denn dieser sträubte sich wieder aus allen Kräften gegen eine ihm aufgedrungene Gattin, die Prinzessin Karoline Auguste von Baiern, welcher wir später als vierter Gemalin des Kaisers Franz in ihrem unvergeßlichen wohlthätigen Wirken, als Muster einer Gattin und Hausmutter, noch öfters begegnen werden.

LE GÉNÉRAL DE CASTELLANE, COMMANDANT LA DIVISION D'OCCUPATION DE ROME

er in Wien bald ebenso berühmt wurde wie seiner unförmlichen Dicke wegen, die ihn zur Benützung eines eigenen niedergebauten muschelförmigen Wagens zwang. Ebenso mußte an der kaiserlichen Hoftafel auf seinem ständigen Platze eigens eine starke Rundung ausgeschnitten werden, um seinen colossalen Bauch hineinzustecken.

Auch an den Festen des Congresses nahm er Anstoß und namentlich an der übrigens ziemlich platonischen Theilnahme des Publikums daran, das sich natürlich nur als gaffende Staffage bemerkbar machte.

Da in der ersten Zeit des Congresses nicht weniger als zwei Kaiser, zwei Kaiserinnen, vier Könige, eine Königin, zwei Kronprinzen und ein Großfürst in der Hofburg residirten und alle vier Seiten des innern Burgplatzes ihre besonderen Ehrenwachen hatten, die bei allen Ausfahrten der höchsten Herrschaften vor den Botschaftern und anderen Würdenträgern in das Gewehr traten, gab es da immer zahlreiche Schaulustige, welche paßten, ob nicht auf diese Weise irgend ein Abglanz der Congreßherrlichkeiten zu erschauen sei. Der modernste Wiener-Refrain: „Es ist die Burgmusik mein allerhöchstes Glück!" wäre also schon damals am Platze gewesen.

Ueber diesen Müssiggang erboste sich das landesväterlich fürsorgliche Herz des dicken Königs von Württemberg gar sehr, der seinen Stuttgartern am liebsten vorgeschrieben hätte, wie wenig und was sie denken und wie sie ihre Zeit verwenden sollten. Als er nun eines Tages in besonders übler Laune war und wieder eine Menge von Müssigen auf dem Burgplatze bemerkte, beschied er den die Wache commandirenden Hauptmann zu sich und schnaubte ihn an: „Lassen Sie mir doch diese Maulaffen da unten wegtreiben, die nichts thun, als gaffen und lungern!"

Verlegen wendete der Officier ein, daß er diesem Auftrage nicht nachkommen dürfe, dessen Vollstreckung auch kaum etwas helfen würde, da sich sofort andere Schaulustige einfinden dürften.

„So!" rief der cholerische König. „Na, das sind ja saubere Sitten! Ich wollte nur, daß ich sie alle bei mir zu Hause hätte, da möchte ich sie kuranzen!"

Dieser von so verschiedenen Gründen genährte Unmuth stieg immer höher, als sich endlich zeigte, daß man denn doch auch nicht umhin könne, dem nationalen Patriotismus des deutschen Volkes, welchen man so trefflich zur Niederwerfung des Feindes zu benützen gewußt hatte, eine übrigens recht winzige Genugthuung durch Schaffung eines deutschen Staatenbundes zu geben, — denn nur von den Staaten, nicht mehr vom Volke war die Rede.

Diese Absicht vermerkte der König Friedrich gar unliebsam und wurde aus Aerger zwar nicht weniger dick, aber noch etwas unwirscher. Als nun gar in einer Conferenz ein Vertreter des mediatisirten reichsunmittelbaren Adels auf gewisse materielle Entschädigungen für Verlust der bisherigen Vorrechte hinwies, konnte der Württemberger nicht mehr an sich halten. Ergrimmt poltert die Faust auf den Tisch nieder und der Koloß springt vom Stuhl auf, — aber o wehe! die Conferenztafel entbehrt des sonst überall für den mächtigen Wanst angebrachten Ausschnittes; — wie ein auftauchender Wallfisch ein Boot, hebt der Riesenbauch die Conferenztafel empor, die krachend zur Erde stürzt. Auch die höchsten Herren und Diplomaten unterliegen einem unbezwinglichen Lachreiz und unter dem Gekicher der Anwesenden stürmt Friedrich von Württemberg mit einem nicht ganz ungehört bleibenden: „Hole Euch alle zusammen der —!" aus dem Saal.

Noch am gleichen Abend verließ er Wien, ohne sich zurückhalten zu lassen und sich weiter viel mit Abschiedsbesuchen zu molestiren. Trotz seiner sonstigen Sparsamkeit hinterließ er reiche Spenden an Orden, Uhren, Ringen, Tabatieren und Geld, so daß der rastlos thätige Congreßwitz von ihm sagte: „er wolle nicht bloß dick sein, sondern auch dick thun".

Von den übrigen regierenden und fürstlichen Personen sind noch der Kurfürst von Hessen zu erwähnen, der allein noch am Congreß sein Zöpfchen und damit den unerschütterlichen Entschluß zeigte, in seiner durch die lustige Herrschaft des Königs Jerôme entweihten getreuen Residenz Kassel Alles und Jedes wieder auf den guten alten Stand zurückzuführen, auf dem es gewesen, bevor sein Kor-

poralstock, den er väterlich auf den Rücken seiner Hessen tanzen ließ, ohnmächtig geworden war; — ferner der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, der berühmte Freund Goethe's, der sich wenig vom Glanz des Congresses verblüffen ließ und „in seiner Weise so burschikos fortlebte als wäre die Welt nur seinetwegen da und er ihr durch unversiegbare Lebenslust verbunden"; — endlich Prinz Leopold von Koburg-Gotha, der ein eifriger Theilnehmer an den Festlichkeiten war, selbst bei Carousels und Theatern mitwirkte, sich aber auch durch seine gediegene Persönlichkeit jene Achtung erwirkte, die ihm später, als er klug genug gewesen war, den angebotenen griechischen Thron abzulehnen, die Zustimmung Europas zu seiner Wahl zum König des neugeschaffenen belgischen Staates eintrug (Bild Seite 312).

Wohl gab es noch verschiedene Herzoge und andere Fürstlichkeiten beim Congresse, die zwar ohne Zweifel für ihre kleinen Ländchen ganz prächtige große Herren vorstellten und auch nach ihrem körperlichen und geistigen Können an den Freuden und Arbeiten des Congresses theilnahmen. Aber sie gehörten offenbar zu jener „guten Gesellschaft", von welcher Goethe malitiös bemerkte, daß sie ihm „auch nicht zum kleinsten Gedichte Stoff gäbe", — denn von ihrem Wirken und Thun am Congresse ist weder Rühmliches noch das Gegentheil davon auf die Nachwelt gekommen.

Der glückliche Staat, an welchem die langen Wirren fast spurlos vorübergegangen waren, die Türkei, war auf dem Congresse gar nicht vertreten. Wohl erregte unter den gestickten Hofkleidern und Federhüten der seidene Kaftan und der juwelengeschmückte Turban mit Reiherbusch des Paswan Oglu, Paschas von Widdin, Aufsehen, aber er hatte ebenso wenig eine offizielle Rolle als der persische Prinz Manug Bei Mirza, dessen Kostbarkeiten sogar auf dieser internationalen Schmuckausstellung Aufsehen und Staunen erregte. Durch ihre Anwesenheit wurde einfach bewiesen, daß die Neugierde auch über die Grenzen der civilisirten Welt hinaus mächtig sei.

Nicht alle Staaten waren durch ihre Souveräne in Wien repräsentirt. Gab es doch nach den plötzlichen Umwälzungen genug Reiche in Europa, deren Herrscher erst seit Wochen wieder auf dem lang entbehrten Thron saßen und sich erst wieder häuslich darauf einrichten mußten, und andere, die in der wenig beneidenswerthen Lage waren, nicht recht zu wissen, ob der Fürst, welcher auf dem Thron saß, oder einer der anderen, die sich gerne hinaufgeschwungen hätten, der rechtmäßige ist.

Zu den ersteren Staaten gehörte Frankreich, die eigentliche Ursache all der Vorgänge, die endlich zum Congreß geführt hatten. König Ludwig XVIII., ein kluger, etwas apathischer dicker Herr, war nach seiner Rückkehr auf den Thron seiner Väter in keiner beneidenswerthen Lage. Die Masse des Volkes stand der Bourbon'schen Dynastie kalt gegenüber und fügte sich der Herrschaft derselben nur, weil das Friedensbedürfniß übermächtig war. In der Armee und allen jenen Kreisen, welche durch persönliche Interessen oder echte Begeisterung für das durch beispiellose Siege verherrlichte Kaiserthum an den gestürzten Eroberer geknüpft waren, stieß die Restauration auf unverhohlenen Widerwillen, und nicht die geringste Schwierigkeit bereiteten dem maßvoll denkenden König seine übereifrigen und auch nicht immer uneigennützigen Anhänger, die Legitimisten vom reinsten Wasser, an deren Spitze sein Bruder, der Herzog von Artois, später König Karl X., stand.

Unter solchen Umständen hatte er im kaum wieder gewonnenen Lande genug zu thun, selbst wenn es ihm eingefallen wäre, am Congreß die etwas unerquickliche Rolle zu spielen, welche dem durch fremde Waffengewalt eingesetzten Monarchen des besiegten Frankreichs gewiß zugefallen wäre. An seiner Stelle sendete er einen Mann, dem selbst die peinlichsten Situationen von seinem Gleichmuth und seiner Verschlagenheit nichts nehmen konnten und von dem Ludwig XVIII. selbst treffend sagte, er sei „un chat, qui tombait toujours sur ses pieds" (eine Katze, welche immer auf ihre Füße fiele).

Karl Moriz Fürst Talleyrand war ein prächtiger Beleg für den Satz, daß alle Dinge und Menschen schließlich wieder zum Anfangspunkt ihrer Laufbahn

zurückkehren. Aus einer streng königlich gesinnten Familie entsprossen, ward er als jüngerer Sohn und weil er mit einem körperlichen Gebrechen, einem Klumpfuß, behaftet war, zum geistlichen Stand bestimmt und wußte sich mit Hilfe einflußreicher Gönnerinnen kurz vor der Revolution auf den Bischofssitz von Autun zu schwingen. Er war scharfblickend genug, um den unvermeidlichen Zusammenbruch des herrschenden Systems vorauszusehen und — warf politische und religiöse Bedenken hinter sich, indem er sich rückhaltslos der Revolution anschloß, zwar noch die Messe am Marsfeld celebrirte, dann aber im Convent für Abschaffung des Cultus und des Königthums stimmte und so klug seine wahre Gesinnung zu verschleiern wußte oder sich so sorgfältig hütete, überhaupt eine solche zu haben, daß sein Kopf ungefährdet blieb. Dann fungirte er als Minister des Aeußeren, wurde Fürst und Herzog von Benevent und zog sich klug zurück, als Napoleon's dämonische Eroberungssucht seinen Sturz ahnen ließ. Und als dieser nun wirklich eintrat, tauchte sofort in vorderster Linie der Kämpfer für das legitime Königthum Fürst Talleyrand auf, die Rückkehr der Bourbons als etwas Selbstverständliches behandelnd und sie dadurch eigentlich erst zur Thatsache machend.

So war er nach fortdauerndem Gesinnungswechsel endlich wieder bei der politischen Meinung seiner Jugend angelangt, — nur zum Priesterthum konnte und mochte er nicht mehr zurückkehren, denn der ehemalige Bischof von Autun hatte geheiratet und besaß Kinder.

Eine bessere Wahl konnte übrigens Ludwig XVIII. kaum treffen. Talleyrand's Geschmeidigkeit wußte sich in die unangenehme Situation zu finden, seine Skrupellosigkeit stand nicht an, Mißtrauen und Eifersucht zwischen den verbündeten Mächten zu säen, und im Verlaufe des Congresses ward durch seine Pfiffigkeit Frankreich aus der Rolle des Gedemüthigten zu der eines vielbegehrten Bundesgenossen emporgehoben, so daß Kaiser Alexander einst unmuthig rief: „Herr von Talleyrand geberdet sich als wäre er Minister Ludwig's XIV."

Die strengen Formen höfischer und diplomatischer Etikette haben unter Umständen gewiß ihr Gutes; Talleyrand wäre ohne dieselben kaum vor manchem ironischen Lächeln und bitterbösen Wort verschont geblieben, wenn er, der in Frankreich selbst gegen das Königthum gestimmt hatte, unter dessen Ministerschaft die Throne in Spanien und Italien zertrümmert und die Formen des alten deutschen Reiches gestürzt wurden, sich nun plötzlich als Verfechter der Legitimität geberdete.

Mit Emphase sprach er in der ersten Conferenz davon, daß er „dem Congreß die schönste Gabe bringe, — die Idee des Rechtes!" Und nach dem Satze, daß „die Menschen, wenn sie nur Worte hören, stets glauben, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen", waren seine Collegen am Conferenztisch über diese Phrase ganz entzückt, welche sie davor bewahrte, selbst nach einem leitenden Faden für die diplomatische Arbeit auslugen zu müssen, daß diese „Idee des Rechtes und der Legitimität" den thatsächlich eingetretenen Verhältnissen gegenüber vielfach undurchführbar und nur ein Anlaß zu Inconsequenzen, Argwohn und lebensunfähigen Schöpfungen sein müsse, sah Niemand ein oder — wollte Niemand einsehen.

Talleyrand konnte sich dieses Mal consequent bleiben. Da er nur die Aufgabe verfolgte, die verbündeten Mächte mindestens innerlich zu entzweien und zu schwächen, so war ihm das Princip der Legitimität ein trefflicher Vorwand, ohne daß er sich daran gekehrt hätte, wie es angewendet wurde. Im Interesse des Hauses Bourbon betrieb er dessen Wiedereinsetzung in Neapel und verdächtigte König Joachim (Murat) als Bonapartisten, dagegen trat er entschieden für Sachsen ein, trotzdem dessen König mit Standhaftigkeit bei Napoleon's Sache ausgeharrt hatte. Der Heimfall Sachsens an Preußen mußte verhindert werden, um das letztere nicht zu sehr zu stärken, — darum wurde dem Könige Friedrich August verziehen, was bei Anderen ein Verbrechen war.

Als ein süddeutscher Fürst vom König von Sachsen als „Verräther an der deutschen Sache" sprach, entgegnete Talleyrand mit schneidender Ironie: „Verräther? Von welchem Datum?" wodurch er auf die nur um Wochen und

aus Selbsterhaltungstrieb geschehene Schwenkung so mancher Congreßhelden hinwies, die nun plötzlich mit ihrem „deutschen Patriotismus" gewaltig dick thaten.

In seinem erfolgreichen Bemühen, Fragen aufzuwerfen, welche die verbündeten Mächte entzweien oder doch eifersüchtig machen konnten, ließ sich Talleyrand auch jene der „Wiederherstellung Polens" nicht entgehen. Es ist ja bezeichnend für den praktischen Werth der Idee der Legitimität, daß es, wenn man sie consequent verfolgt, keine staatliche Gestaltung gibt, die man nicht anfechten oder anpreisen kann: man braucht nur ohne Rücksicht auf das Gewordene zurück in die Vergangenheit zu greifen. In diesem Sinne sind häufig die Verfechter und Champions der Legitimität die tollsten und — gefährlichsten Revolutionäre. Wenn Herr von Talleyrand in einer Note an Metternich schrieb: „Von allen Fragen, die auf dem Congreß verhandelt werden, ist die am meisten europäische die polnische; wie sollte man nicht wünschen, daß ein Volk, welches seines Alters, seiner Tapferkeit, der dem übrigen Europa einst geleisteten Dienste und seines Unglücks wegen allen anderen die wärmste Theilnahme einflößen muß, seine ehemalige vollständige Unabhängigkeit wieder bekomme?" so war das nichts als ein Versuch neue Schwierigkeiten im Namen der „Idee des Rechtes" zu schaffen. Man mag es beklagen, aber es läßt sich kaum ändern, daß die Politik und der Gang der Staatengeschichte sich um das abstracte Recht nicht kümmere, sondern der Nothwendigkeit und Nützlichkeit, der Gewalt der Thatsachen Rechnung tragen. Das Geschick Polens ist, obschon nicht ganz unverdient, doch ein tief trauriges. Wer es aber wenden und eine hundertjährige Thatsache ungeschehen machen will, sollte bedenken, daß dies nur als Ursache oder Folge eines furchtbaren Krieges möglich wäre, dessen Wechselfälle und Ausgang andere sein könnten, als man sich im Eifer für die Wiederherstellung Polens träumen läßt.

Talleyrand begnügte sich damit, während des Congresses der Meister auf dem Feld diplomatischer Ränke zu sein — weßhalb man ihn den „Teufelsmüller" (der Sage nach ein Müller, der sich dem Teufel verschrieben und an Räubereien betheiligte) nannte — und trat gesellschaftlich nicht sehr in den Vordergrund. Die Honneurs seines Salons machte seine Nichte, Dorothea Gräfin Perigord, eine Schwester der Herzogin von Sagan, die auch bei den großen Festlichkeiten eine hervorragende Rolle spielte.

Zur französischen Botschaft zählte außerdem noch der schon erwähnte Herzog von Dalberg, die Grafen von Noailles und Latour du Pin, sowie der Staatsrath von Besnardière. Dieser sowie Noailles waren gleich Talleyrand vor der Revolution Priester gewesen, was zu manchen boshaften Scherzen Veranlassung gab. Ein Zeitgenosse charakterisirt Dalberg als Plauscher, Noailles als den, der ihn spioniren muß, Latour als den Paßvidirer und nur Besnardière als den wirklich Arbeitenden. Auch der berühmte Maler Isabey zählte zum Gefolge, der nicht allein die Berühmtheiten des Congresses mit seinem Pinsel verherrlichte, sondern auch als Beirath an den Hoffestlichkeiten mitwirkte.

Entsprechend dem politischen Einfluß, welchen England seit mehr als zwanzig Jahren übte, war auch seine Theilnahme am Congresse. An der Spitze der Gesandschaft stand der Premierminister Lord Castlereagh, ein schwarzgalliger finsterer Mann, durch dessen echt englische Unnahbarkeit oft eine fast dämonische Heftigkeit durchbrach.

Lord Castlereagh „mit seiner kleinen hageren Gestalt, der eckig hohen Stirn und den Augen voll celtischen Feuers, sieht stets aus, daß man merkt, England habe die Subsidien zu den vorausgegangenen Kriegen gezahlt", bemerkt ein Berichterstatter, und auch über seine massig gebaute Gattin, die stets durch auffällige Toilette brillirte, ergoß sich die ganze Länge des Spottes, — besonders als sie bei einem Hoffest in der Coiffüre den Hosenbandorden des Gatten trug. Unsterbliche Berühmtheit erlangte auch sein Koch, den er zum Congreß mitbrachte — Jean Carême, zuletzt Rothschild's Koch in Paris; der geistreiche Marquis de Cussy nannte ihn das „Orakel der Welt".

Gar nichts von einem Diplomaten hatte Lord Stewart, ein Bruder Castlereagh's, an sich, der uns als vierschrötig, mit einem trotzig-sarkastischen Gesicht geschildert wird. Seine robuste Leibesbeschaffenheit bewahrte ihn nicht davor, in Wien selbst das Schicksal des Großfürsten Konstantin erfahren zu müssen. Während der Premier stets in einer „im Hochtorygeschmack ausgestatteten Equipage fuhr, der Kutscher in Puderperrücke und Tressenhütchen, hinten zwei Lakaien in altfränkischen Röcken, bewaffnet mit langen spanischen Röhren, die sie gleich Telegraphenarmen regierten, um die entgegenkommenden Wagen zum Ausweichen aufzufordern", kutschirte Lord Stewart mit Vorliebe selbst und kümmerte sich dabei wenig um die bestehenden Vorschriften. So kam er einst in Conflict mit einigen Fiakern auf dem Stefansplatz und verließ sofort seinen Sitz, um die Sache in einem regelrechten Boxkampf auszufechten. Doch die Kutscher dachten sich: „ländlich, sittlich!" sie verschmähten es, mit den lordschaftlichen Fäusten kunstgerechte Bekanntschaft zu machen, sondern unterliefen ihn und klopften den „Right-Honourable" so weidlich mit den Peitschenstielen durch, daß er sich nur mühsam in sein Hotel schleppen konnte.

Noch demüthigender, wenn auch körperlich nicht so unangenehm, war eine andere Zurechtweisung, die sich Lord Stewart zuzog, als er sich im Theatergedränge einige Unziemlichkeiten gegen ein schönes junges Mädchen erlaubte. Entschlossen drehte sich die Tapfere um und gab dem „zweiten königlich großbritannischen Bevollmächtigten" eine so schallende Ohrfeige, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf den gemaßregelten Lord gezogen wurde.

Als dritter Bevollmächtigter fungirte Lord Cathcart, bekannt aus den amerikanischen Kriegen, und auch der berühmte Admiral Sir Sidney Smith befand sich bei der Ambassade. Letzterer war noch am umgänglichsten und beliebtesten, wenn er auch von den allen Engländern eigenen Besonderheiten sein reichliches Maß hatte. Er erschien nie in Uniform, als bei der Leiche des Prinzen Carl de Ligne, wo er sich nicht abhalten ließ, als „berittener" Admiral mit gezogenem Degen an der Spitze der Artillerie einher zu reiten. Sonst erschien er stets nur im blauen Frack, alle äußeren Abzeichen nur durch eine kostbare Diamantennadel am Jabot ersetzend. Seine Töchter gehörten zu den Schönheiten des Congresses und wirkten bei den intimen Hoffesten mit.

Viel Aufsehen machte ein von Sir Sidney Smith im Augarten veranstaltetes Subscriptionsessen, dessen Erträgniß zum Loskauf christlicher Sklaven in den Barbareskenstaaten gewidmet war und dem auch mehrere der gekrönten Häupter beiwohnten. Für das Diner bezahlte man drei Dukaten, für den Ball zehn Gulden. Alle Monarchen, Fürsten, Minister und hohen Würdenträger traten bei. Kaiser Franz und Kaiser Alexander subscribirten Jeder mit 1000 Dukaten. Nach dem Diner erschien ein Kellner mit einem vergoldeten Teller, um von jedem der hohen Gäste die drei Dukaten einzusammeln, da warf nun Jeder darauf, was ihm in die Hand kam. Die eingegangene Summe betrug mehrere tausend Dukaten.

Gleich den Franzosen hatten sich auch die Engländer einen besonderen Congreßkünstler, den ausgezeichneten Hofmaler Thomas Lawrence, mitgebracht.

Selbstverständlich waren auch die übrigen Staaten, die etwas zu hoffen oder zu fürchten hatten, durch Staatsmänner vertreten, deren diplomatische Fähigkeiten die im gewöhnlichen Leben nicht so offen wie auf politischem Feld gepriesene Zuversicht einflößten, nach Möglichkeit Andere über das Ohr zu hauen, ohne daß man sich selbst der gleichen Gefahr aussetzte. Zum ersten Male erschien auch wieder in der Person des Kardinals Gonsalvi ein Gesandter des Papstes als Vertreter der weltlichen Macht desselben, für deren Wiederherstellung sich im Interesse der „legitimen Ordnung" natürlich der mit dem Banne belegte abtrünnige Bischof von Autun auf das Eifrigste verwendete.

In der sonderbarsten Lage war man den Vertretern Neapels gegenüber. Denn dieses Land erfreute sich des Vorzugs, daß seine Interessen von zwei Gesandtschaften vertreten wurden, die sich unter einander spinnefeind waren. Die eine

derselben war vom König Joachim Murat gesendet, der thatsächlich auf dem Thron saß und sich seine Anerkennung durch Anschluß an die Verbündeten erwirkt hatte, — die andere vertrat die Sache des Königs Ferdinand, der vom Congreß im Namen jenes „Rechtes der Legitimität", das man als leitende Idee proklamirt hatte, die Wiedereinsetzung in seine Herrschaft verlangte.

Dieses sonderbare Nebeneinander verursachte nicht nur den Staatsmännern des Congresses einiges Unbehagen, sondern noch mehr den Ceremonienmeistern, die bei Regelung der Etikettefrage in die peinlichste Verlegenheit kamen, welche der beiden Gesandtschaften eigentlich als rechtmäßig anzusehen sei. Es ist bezeichnend für die Denkweise jener Zeit, — wie leicht man es mit den heikelsten Fragen nahm und wie schnell man bereit war, im Namen eines „Rechtes" Unrecht zu thun, wenn man einen Zeitgenossen über die eigenthümliche Situation der beiden neapolitanischen Gesandtschaften hört.

Der selbst durch und durch legitimistische Graf de La Garde, einer der „Congreßbummler", sagt: „Zwei Gesandtschaften waren also gegenwärtig. Beide bezeichneten sich als neapolitanische; die eine hatte einen Thron aufrecht zu erhalten, die andere denselben wieder zu erringen. Ihre Haltung war die zweier Nebenbuhler, welche sich gegenseitig beobachten, aber die öffentliche Meinung, welche so oft bei Kämpfen dieser Art voraus zu ahnen weiß, auf welche Seite sich der Sieg neigen wird, war sehr bald der souveränen Entscheidung des Congresses zuvorgekommen. Man machte damals ein großes Geschrei von dem Worte Legitimität, welches Herr von Talleyrand auf das Tapet gebracht hatte. Es genügte, zu Gunsten der neapolitanischen Bourbonen in Anwendung gebracht zu werden, und bald zählte Murat in den Salons, wo man sich mit Politik beschäftigte, nur noch wenige und schüchterne Anhänger.

Von da ab wurde die Stellung seiner Gesandten mitten in diesen Vergnügungen und täglichen Gesellschaften eine der schiefesten und schwierigsten. Man sah sie überall, und Jedermann schien sie zu fliehen, sie wohnten allen Festen bei, zu welchen sie einzuladen man für schicklich hielt, sowie sie es für Pflicht ansahen, sich dahin zu begeben, aber es bedurfte einer starken Gabe von Muth für sie, um die Art von Entfernung zu ertragen, in welcher man sie hielt. Als diplomatische Parias schienen sie eine besondere Familie zu bilden, die in ihrem Einzelnstehen umso mehr auffiel, als ihre Tracht gewöhnlich sehr prunkvoll und oft sogar höchst seltsam war."

So entschieden die „politischen Salons", schon lange bevor die Dinge in den Conferenzen zur Sprache kamen, über den Bestand von Dynastien und Reichen im Sinne eines Schlagwortes, das man doch nicht ernsthaft nehmen konnte. Denn während man unter Berufung auf die „Idee der Legitimität" dem von den Mächten anerkannten König Joachim sein Reich absprach und ihn dadurch zum verderblichen Kampf zwang, wollte man nichts davon wissen, daß dieselbe Idee auch am entgegengesetzten Ende Europas zur Geltung gebracht werde. Auch der entthronte König Gustav Adolf IV. von Schweden vertrat in seinen Protesten das legitime Recht des Hauses Wasa, — aber er fand kein Gehör, obwohl er an Sir Sidney Smith einen eifrigen Anwalt hatte.

Aber es ist einmal so; die Politik ist nie inconsequenter als wenn sie ihre unberechenbaren Kreuz- und Querzüge in ein System zu bringen sucht und sich für consequent ausgeben möchte.

Wir schließen hier die Reihe der officiellen Berühmtheiten des Congresses und wenden uns zu einer anderen Serie, die zwar keine directe Wichtigkeit für die Vorgänge jener Zeit hat, deren Schilderung aber vielleicht bezeichnender ist als mancher Diplomat mit Stern und Ordensband.

Die Originale des Congresses.

In den guten alten Zeiten, wo die Narrheit ein Gewerbe war, das seinen Mann redlich ernährte und das darum nicht unter dem erborgten Schein einer wohlfeilen Afterweisheit versteckt wurde, saß in der Nähe des Rathstisches, wenn der Fürst mit seinem Kanzler die Maßregeln erwog, auch der Narr mit Pritsche und Schellenkappe.

Und da soll es sich zu nicht geringem Aerger der hochgelahrten Herren nicht selten ereignet haben, daß der Narr mit einem kecken derben Wort viel eher den Nagel auf den Kopf traf als sie allesammt, obwohl ihnen der Schweiß unter den Perrücken herabrann und sie sich die mit allerlei Kniffen und Praktiken angefüllten Schädel zerbrachen.

Seitdem sind die Menschen im Allgemeinen und die Fürstenräthe insbesondere so außerordentlich klug geworden, das man des Narren Witz entbehren zu können glaubt, und die löbliche Sitte, auch ihm eine Stimme in den Kreisen einzuräumen, wo sich Einer um den Anderen für den Spiegel der Weisheit und Gerechtigkeit hält, ist abhanden gekommen, — als wäre in der Welt Dingen nicht ein Gran Narrenderbheit oft mehr werth, als die fadenscheinige professionelle Klugheit und Spitzfindigkeit, die mit Amt und Würden angeflogen kommt.

So hat denn der Narr — der im menschlichen Geschlechte zum Glück unsterblich ist — sein Gewand abgelegt, kleidet sich, wenn es sein muß, auch in Staatsfrack und Federhut und treibt als „Beobachter" und „Memoirist" in den Salons und Boudoirs sein für Mit- und Nachwelt ergötzliches und lehrreiches Gewerbe.

Auch dem Congresse mangelte es selbstverständlich nicht an solchen lebensklugen und witzesfreudigen „Narren", — die der Menschen Thorheit und Schwäche lächelnd in dem Mikrokosmus der in Wien versammelten Berühmtheiten erkannten und geißelten. Sie gehörten allzumal zu den Originalen des Congresses, ob wir nun den berühmten Witzling Karl Fürst de Ligne, den bitter urtheilenden, verbissen auf das frivole Treiben blickenden Obersten Nostitz oder den zierlichen Grafen de La Garde im Auge haben, dem die chronique scandaleuse des Congresses oder ein glänzendes Hoffest wichtiger sind als die Geschicke der Völker und Länder, die er, überzeugt von der höheren Weihe der versammelten Würdenträger, vollkommen beruhigt deren Entscheidung überläßt.

Wir greifen unter den Genannten den Prinzen de Ligne heraus, — nicht blos, weil er Oesterreich angehört, sondern auch namentlich, weil er als ein Typus einer jetzt ganz ausgestorbenen Kategorie von großen Herren aufzufassen ist. Wenn gesagt wurde, daß er Oesterreich angehört, so gilt das nur bezüglich seiner Stellung, denn seine Bildung und Denkweise war durch und durch französisch. Diese Vielseitigkeit ohne Tiefe, der stets bereite elegante Witz ohne sittlichen Halt, die Grazie des Körpers und Geistes ohne dem Knochengerüst männlicher Gesinnung

1. Ludwig Wittgenstein, Tractatus Logico-Philosophicus, translated by C. K. Ogden, London, 1922, p. 189.

Ludwig Wittgenstein in a photograph taken in 1929

Begehrlichkeit entgegen sah. Der alte Herr nannte sich zwar selbst gerne einen „Philosophen" und glaubte das Recht dazu ohne Zweifel durch die bei seinem Alter künstlich angereizte Genußfähigkeit erworben zu haben, und durch einen weniger aus dem Innern quellenden, als zur Gewohnheit gewordenen Frohsinn, der sich sogar in seiner koketten Vorliebe für rosenrothe Kleider aussprach, was ihm in Wien den Beinamen „der rosenrothe Prinz" eintrug.

An den ohnehin durch ihre rasche Folge aufreibenden Festen des Congresses theilnehmend, muthete der Fürst seinem mehr als achtzigjährigen Körper zu viel zu. Sagte er doch selbst in treffender Weise: „Le congrès danse, mais il ne marche pas" (der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts).

Da gab eine Mystification, welche er verdient hatte, die aber einen traurigen Ausgang nahm, den ersten Anstoß zu einem Unwohlsein. Stets auf der Jagd nach galanten und pikanten Abenteuern, begab er sich zu einem ihm von einer Maske zugesagten Rendezvous, das ihm jedoch im harten Winterfrost nur eine tüchtige Erkältung zuzog. Ohne die Warnungen seines Arztes, des renommirten Doktors Malfatti, zu beherzigen, erschien er noch weiter auf Bällen und Soiréen und setzte sich, als er von einer Redoute weg, einige Damen mit jugendlicher Galanterie zum Wagen geleitete, in leichter Kleidung dem eisigen Nachtwind aus. Die Folge war eine heftig auftretende Gesichtsrose, welche sofort einen traurigen Ausgang ahnen ließ.

Auch im Angesicht der „Stumpfnase", wie er den Tod nannte, erlahmte sein Witz nicht, und wenn seine Heiterkeit im Grunde auch wenig Nutzen brachte, so erleichterte sie doch ihm seine letzten Tage, obwohl auch hier weniger wirkliche Geisteshöhe, als ein kokettirendes Prunken mit dem eigenen Witz sich geltend machte.

„Ich bin dem Aeskulap einen Hahn schuldig", sagte er, als er sich des Ernstes seines Zustandes bewußt wurde; „ich kann bei meinen beschränkten Mitteln nicht daran denken, zu den Festlichkeiten beitragen zu wollen, — nun so will ich dem Congreß doch auch ein Schaustück bieten: — das Begräbniß eines Feldmarschalls."

„Ich hoffe, Sie werden es mir nicht entgelten lassen, daß ich nicht viel Vertrauen in die ärztliche Kunst setze," äußerte sich der Fürst zu seinem Arzt. „Ich brachte den Herren von der medicinischen Fakultät von jeher so wenig Glauben entgegen als jenen von der theologischen — und doch haben auch diese mich weder verdammt noch getödtet. Ich hoffe also, daß die Mediciner nicht grausamer sein werden."

„Malfatti, der Bote der Stumpfnase", rief er noch am Morgen seines Todestages, „hat mir angekündigt, daß diese mir vielleicht am heutigen Abend einen Besuch machen könnte. Oh — nichts von dieser Aufmerksamkeit! Ich habe zwar noch bei keinem Rendezvous gefehlt, denke aber bei diesem auszubleiben. Ich habe noch keine Lust die Verse zu machen, welche ich, wie Hadrian, der Römerkaiser, an meine zum Entfliehen bereite Seele richten will."

„Wenn man nur auf mich nicht das Wortspiel des Marschalls von Bièvre anwendet und mit echtem Bedauern über mich ausruft: Quele fatalité! (welches Mißgeschick) und nicht am Ende in bösem Sinn: Quel fat alité (welch bettlägeriger Geck!)"

„Was thut Ihr? Bin ich denn schon todt, daß Ihr mich für eine Reliquie ansehet?" rief er noch in den letzten Stunden, als seine Töchter Christine Fürstin Clary und Euphemie Gräfin Pálffy weinend seine Hände küßten. „Du lieber Himmel! Wie schlimm muß es mit der Welt stehen, wenn ich sogar für einen Heiligen gelte!"

Mit dem Rufe: „Macht die Thüre zu! Hinaus mit Dir! — Da kommt er herein! — Werft ihn hinaus den scheußlichen Stumpfnasigen!" und krampfhaften Bewegungen, als ob er mit dem unerbittlichen, durch kein witziges Wort, durch keinen frivolen Scherz zu versöhnenden Tod kämpfen wollte, starb er in der Nacht des 15. Dezember 1814.

Wie er es gesagt und wie es vielleicht auch seiner noch im Tode regen Eitelkeit schmeichelte, ward sein Leichenbegängniß zu einem wahren militärischen Prunkstück, das durch die anwesenden fremden Generale noch mehr gehoben wurde, obwohl die schon erwähnte Antheilnahme des Admirals Sir Sidney Smith eben nicht die ernste Stimmung der Trauerfeier hob. Er fand seine Ruhestätte auf dem Kahlenberg, wo er stets mit Vorliebe gewohnt hatte und sein Sommerhäuschen die Inschrift trug: „Sans remord, sans regret, sans crainte, sans envie!“ (Ohne Gewissensbisse, ohne Reue, ohne Furcht, ohne Mißgunst.) Auch darin spricht sich das Phrasenhafte, nach blitzenden Worten ohne tieferen Kern haschende Wesen des Mannes aus, der nicht bedachte, daß ein Leben, dem alle diese Regungen erspart bleiben, vielleicht ein behagliches, gewiß aber nicht ein so bedeutendes und nützliches sein kann, wie man es von Jemand fordern muß, den das Glück und die Gaben der Natur so sehr bevorzugt hatten wie ihn.

Dem Prinzen de Ligne muß ein zweites, fast kann man sagen noch volksthümlicheres Original angereiht werden.

Karl Friedrich von Lindenau, k. k. Feldzeugmeister, Ritter des Maria Theresien-Ordens, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 29, war in Preußen im Jahre 1762 geboren, und trat früh in den königlich preußischen Militärdienst, den er aber später mit dem kaiserlich österreichischen vertauschte. Obwohl er mit Leib und Seele Oesterreicher wurde, obwohl er zu sagen pflegte: „Die österreichische Ungnade ist mir lieber als die preußische Gnade,“ war er doch ein zu hoher Verehrer der Kriegsschule Friedrich's II., als daß er dieselbe nicht stets mit Feuer und Flammen vertheidigt hätte. Die taktischen Grundsätze der damaligen preußischen Kriegführung waren so innig mit seinem ganzen Sein und Wirken zusammengewachsen, daß er sich von ihnen nur höchst selten und von den Modificationen der Neuzeit gezwungen trennte. Er schrieb eigens Bücher über Winterpostirungen und über die höhere preußische Taktik, währenddem, zu seinem größten Schmerze, man zugleich von diesen vermoderten Grundsätzen nichts mehr wissen wollte.

Nichtsdestoweniger machte er sich durch seine wissenschaftlichen Talente und seinen geistvollen Umgang bald gesucht und beliebt, Feldmarschall Lascy wurde sein Gönner, und so stieg er im militärischen Range von Stufe zu Stufe. Er wurde der Freund und Gesellschafter des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen und nahm in den Cirkeln des kaiserlichen Hofes, wie des höchsten Adels, die Stelle eines lustigen Rathes ein, dem man auch die herbsten Witze — die mitunter höchst derb, trivial, brüsk und beleidigend waren — huldvoll verzieh.

So war es 1800 in der Schlacht bei Hohenlinden, wo Erzherzog Johann eine österreichische Heeresabtheilung befehligte und trotz seines Muthes, seiner unerhörten Anstrengungen zum Rückzuge genöthigt wurde. Der achtzehnjährige Erzherzog, empfänglich für jeden Schatten, der auf die Gloire seines Hauses hätte fallen können, rief schmerzlich entrüstet aus: „Was wird die Welt dazu sagen!?“

Lindenau antwortete ruhig: „Trösten Sie sich, Hoheit, man wird sagen, Sie seien ein junger Soldat und ich ein alter Esel!“

Eine alte Dame sagte zu ihm: „Herr General, neulich hatte ich eine Idee, über welche ich selbst erschrocken bin.“ — Lindenau erwiderte: „Da ist's Ihnen ergangen, wie einer Henne, die Enten ausgebrütet hat.“

Einem notabeln militärischen Schriftsteller, der sich in seiner Gegenwart rühmte, daß sein neuestes Werk bereits die vierte Auflage erlebt hatte, erwiderte der General:

„Will's schon glauben; im Jahre hindurch werden immer mehr Eicheln als Ananas verzehrt.“

Lindenau hatte auf einem Stadthause ein Capital vorgemerkt, von dem er jedoch keine Steuer bezahlte. Die Steuer-Commission berief deßhalb den Bevollmächtigten des Herrn Feldmarschall-Lieutenant. Statt eines solchen erschien

aber Lindenau selbst, in voller Uniform und mit seinen schweren Reiterstiefeln so gewichtig auftretend, daß alle Fenster klirrten. Die Zuschrift in der Hand haltend, wies er mit dem Finger auf die Unterschrift und sagte:

„Wo ist der Herr, der meinen Bevollmächtigten vorgerufen hat und den seine Unterschrift kein Mensch auf der Welt lesen kann?"

Man wies ihn zu Herrn Fradl, k. k. wirklichen Regierungssekretär und Vorsteher des leitenden Departements der Classensteuer-Hofcommission.

„Ich bitte Sie", sagte er zu diesem, „lassen Sie mir das, was Sie von mir wollen, durch einen Ihrer Beamten deutlich aufschreiben; Ihr Titel ist sehr lang, ich behalt' ihn nicht im Kopf und Ihre Schrift ist so schlecht, daß Sie sie wohl selbst nicht entziffern können. Sie haben meinen Bevollmächtigten rufen lassen; ich habe aber keinen, ich bin immer selber mein Bevollmächtigter gewesen, auch im Feld; wann's mir zu toll war, hab' ich meinen Degen zu Hülf' genommen und meine Sachen allein ausgefochten. Was soll da also ausgefochten werden?"

„Sehr wenig; es ist wahrlich nicht der Mühe werth, daß sich der Herr Feldmarschall-Lieutenant persönlich her bemühten. Ich habe Ihnen die drei Stockwerke ersparen wollen."

„Ah, mir ist nichts zu hoch. Ich bin zwar alt und meine Füße sind schon sehr steif, wenn's aber sein muß, steig' ich noch auf'n Stefansthurm 'nauf. Also um was handelt sich's?"

„Um die Besteuerung Ihres Privateinkommens. Der Herr General haben 30.000 Gulden auf einem Haus liegen."

„Geht Sie das was an?"

„Freilich geht es mich an."

„Ah, das ist gut; ich möchte wissen, was Sie darnach zu fragen haben."

„Seine Majestät geruhten ein Patent zu erlassen, nach welchem jeder Offizier die Revenuen von seinem Privatvermögen zu versteuern hat."

„Das Gebot Seiner Majestät respectir' ich jederzeit. Ich erinnere mich aber, daß Seine Majestät mir und noch einigen Militärs in einer Audienz huldreich angedeutet haben, daß wir speciell von der Versteuerung ausgenommen sind. Frag'n Sie sich deßwegen gefälligst an, und wenn Seine Majestät dann bestimmen, daß ich die Steuer zahlen muß, so schreiben Sie's mir; aber ich bitte, ein wenig deutlicher, sonst müßt ich nochmal drei Stöck' steigen, um Ihnen zu sagen, daß der Teixel Ihre Handschrift lesen kann. Adieu."

Richtig stellte sich heraus, daß Kaiser Franz sechzehn Generäle von der Besteuerung ausgenommen hatte, worunter auch Lindenau war. Der untergeordnete Beamte, der dies dem Regierungssekretär anzuzeigen vergessen, erhielt von demselben einen tüchtigen Verweis.

Nach Abschluß des Wiener Friedens zog sich Lindenau zurück und wurde bald eine der volksthümlichsten Figuren, die Wien je besaß, ein Pflastertreter par excellence, der von Morgens bis Abends in den Straßen gesehen wurde, wo er sich nicht scheute, öffentlich den Verehrer aller Grisetten, Dienstboten, Milchmädchen abzugeben, und wegen welcher er nicht selten in derbe Konflikte mit der Polizei gerieth, wenn selbe einem seiner leichtfertigen Lieblinge zu nahe trat. Da eilte er spornstreichs auf das Commissariat und machte dem betreffenden Commissär einen solchen Spektakel, daß derselbe nicht wußte was er machen sollte und die Arretirte wieder frei ließ.

Seine Lieblingspromenade war auf dem Graben. Des Morgens musterte er die Fleischbänke und Grünzeugstände, Nachmittags stand er vor Taroni's Kaffeehaus (heute Eck der Habsburgergasse), dann schob er sich, den Rücken den Auslagen zugekehrt, von Kaufladen zu Kaufladen, so daß nur sein Rücken und die Hände in den Rocktaschen gesehen wurden, weßhalb ihn die Bevölkerung auch den „Mann von hinten" nannte. Er trug beständig seine Uniform, den Frack, knappes Beinkleid von dickem gelbem Hirschleder, gepuderten Zopf, den Degengriff hinten aus dem Schoße hervorragend, drosselnde

Militärkravate, ungeheures Jabot, hohe Reiterstiefel mit Sporen und einen dreieckigen Generalshut. So stand er auch stundenlang vor Eder's Kunsthandlung im Hause „zur goldenen Krone", und er liebte den wackeren Kaufmann, der als Prototyp eines Ehrenmannes überall galt, so daß er ihm gar oft behilflich war, die Kundschaften zu bedienen und — besonders am Neujahrstage — mit einer Schachtel der beliebten Zugbilleten auf dem Graben unter der sich vor dem Gewölbe drängenden Menge hausiren ging. Eder's Schwiegersohn, der nachmalige k. k. Hofbibliotheks-Kunsthändler Sigmund Bermann, ein ebenso tüchtiger Kunstschriftsteller als Kaufmann und dilettirender Künstler, hat den General in seiner Originalität conterfeit.

Nicht nur das Stadtpflaster, auch der Prater war ein Lieblingsspaziergang des Generals. Auch unter den grünen Bäumen wußte er sich beim Volke populär zu machen, was überhaupt bis zum Exceß seine Leidenschaft war.

So ging er einst am Nachmittage des Frohnleichnams in den Prater. Damals, wo noch die uniformirten Bürger Wiens den Umgang begleiteten, war es Sitte, daß dieselben nach beendeter Feierlichkeit in den Prater speisen gingen, wobei sie in voller Uniform, die Grenadiere mit den schweren Bärenmützen, erschienen. Lindenau bemerkte bei einer solchen Gelegenheit in der Nähe einer Baumgruppe auf einer Wiese einen Bürger-Grenadier, der sein Kind auf dem Arme trug, währenddem die Gattin den Säbel und die Patronentasche sich um den Leib geschlungen hatte. Als der uniformirte Bürger das Herannahen des Generals gewahrte, übergab er schnell seinem Weibe das Kind, riß ihr Säbel und Patronentasche vom Leibe, die er sich umhing, ein paar Schritte vorwärts that und, als Lindenau vorüberschritt, denselben auf militärische Weise grüßte.

„Herr Kamerad", sagte Lindenau freundlich, „Sie müssen nicht um meinetwegen Ihre Vaterpflichten opfern. Ich freue mich herzlich, daß ich einen Helden sehe, der ein Kind auf seinen starken Armen trägt. Im Feld kriegt man so was nie zu Gesicht. Nehmen Sie Ihr Kind wieder, mir haben Sie Genüge gethan, aber jetzt fügen Sie sich wieder unter die Disciplin Ihres weiblichen Commandanten."

Ein anderer Fall machte viel Aufsehen. Als im Jahre 1805 Oesterreich gegen Frankreich rüstete und die neuen Rekruten auf allen Glacien exercirten, sah man die gesammte Jugend Wiens, bekanntermaßen leidenschaftlich für das Soldatenspielen eingenommen, ebenfalls auf allen Plätzen, in allen Straßen, mit papiernen Grenadiermützen, hölzernen Gewehren und Säbeln, unter Trommelschall aufmarschieren und die Soldaten imitiren. Die größte Truppe dieser Art war täglich auf der Praterwiese zu finden, sie zählte 300 Mann, welche — einexercirt von einem alten Invaliden — so geschickt ihre Evolutionen machten, so hübsch und gleichmäßig ausgerüstet waren, daß die halbe Stadt hinauslief, um den Kindern zuzuschauen. Sie besaßen sogar ein paar schön gestickte seidene Fahnen, ein Geschenk der in der Jägerzeile wohnenden Gräfin Surville, deren Knabe Oberst dieser muthigen Kinderschaar war. Zwölf Tambours trommelten mit Virtuosität, die Zimmerleute hatten ihre Schurzfelle und Aexte, ja sogar lange Bärte, kurz die kleinen Bubenarmee war allerliebst, man mußte die Gravität ihrer Stabsoffiziere, Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants bewundern. General Lindenau hatte so viel von den Kleinen gehört, daß er eines Tages sie zu besichtigen beschloß. Nun hatten die kleinen Soldaten auch ihre Wachposten, welche die üblichen militärischen Ordres hatten. Als daher General Lindenau des Weges kam, rief der Schnarrposten aus vollem Halse: „G'wehr aus!" Der Oberst ließ die Truppe antreten, präsentiren, die Fahne senken, den Generalmarsch schlagen, kurz die Sache ging am Schnürchen, als ob eine veritable Truppe auf dem Platze wäre.

Lindenau verzog keine Miene. Er salutirte, schritt die Fronte inspicirend hinunter, commandirte das erste Glied vor, schritt an dem zweiten hinab, dann ebenso an dem dritten. Ihm folgten mit reizendem Ernste der Herr Oberst und

sämmtliche Stabsoffiziere. Das fröhliche Gelächter der Zuseher über diese Revue war endlos.

Als Lindenau die Truppen gemustert hatte, ließ er den Commandanten näher treten.

„Herr Oberst", sagte er würdevoll, „ich bin mit Ihren Truppen sehr zufrieden, deren Haltung läßt nichts zu wünschen übrig. Das Exercitium war ebenfalls vortrefflich. Erlauben Sie, daß ich etwas zur Erquickung derselben beitrage. Empfangen Sie hier vier Groschen für die Mannschaft auf Kirschen!"

General Lindenau starb am 14. Februar 1817 in Wien in der Krugerstraße im Hause Nr. 8 (alt 1014), und zwar erwartete er den Tod in voller Generaluniform mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. So begehrte er auch in den Sarg gelegt zu werden.

Sein Testament enthält Beweise seiner menschenfreundlichen Gesinnungen, wie auch manches Zeugniß für seine Originalität. Er vermachte hübsche Summen dem Erziehungshause seines Regimentes, dem Elisabethinerinnenkloster, den Armen der beiden protestantischen Gemeinden, seine Möbel, Kleidungsstücke, Uhren u. dgl. erhielten seine beiden Diener Philipp und Jakob, da er keine Verwandten hatte. Seine Miethpartei, eine Offizierswitwe, erhielt 200 fl., damit sie sich ein anderes Quartier nehmen konnte, der Friseur einen sechsmonatlichen Friseurlohn von 50 fl. u. s. w.

Rührend ist auch, wie der General seines Pudels im Testamente gedachte. Er sagte darüber: „Dieser soll dem Jakob, unter dessen Obhut er immer gewesen, zufallen, da der Hund als Pudel zu der leidlichen Art und Figur dieser Race gehört, so wird derselbe bald einen Herrn für ihn finden, indessen soll ihm, bis er diese Gelegenheit trifft, 30 fl. Kostgeld ausgezahlt werden."

Vorerwähnte Offizierswitwe, Frau Tennemeier sammt Tochter, erhielten ferner alle auf Spiegel Bezug habenden Gegenstände, so z. B. „Wielands" goldenen Spiegel, die Zeitschrift „Der Spiegel", die „Spiegelritter", den „Till Eulenspiegel" und endlich „den großen Spiegel mit vergoldetem Rahmen im rothen Zimmer". Die größte Ueberraschung war aber, als der Wandspiegel herabgenommen wurde und sich an der Rückseite der ganzen Höhe nach, einige Reihen von Dukaten aufgeklebt fanden, wobei ein Papierstreifen andeutete: „Souvenir pour Madame Tennemeier et Mademoiselle Tennemeier."

Ein solcher Zusammenfluß von Celebritäten ist nicht leicht denkbar, ohne daß sich auch die scheinbar am weitesten davon geschiedenen Elemente der Gesellschaft einfinden. So wie hinter dem kämpfenden Heere die Maraudeure und Plünderer des Schlachtfeldes einherziehen, wie nach großen Jagden über dem Jagdgebiet die Raubvögel kreisen, so machte sich der Eigennutz, die mehr oder weniger anrüchige Speculation auch den Congreß zu Nutze, um je nach Möglichkeit ein Profitchen zu machen. Das ist übrigens überall und auch heute noch so, und man könnte die launige Schilderung des wackeren Eipeldauer ganz gut auf ähnliche Fälle unserer Tage anwenden.

So schreibt er zum Beispiel über das Miethverhältniß während des Congresses: „Die Hausherren lassen sich a nit spotten, die machen alle möglichen patriotischen Anstalten, daß die fremden Passagier, die nit in der Burg unterbracht werden können, in ihren Häusern Dach und Fach finden und das um a Spottgeld. Da kann man auf ein' Hauptplatz in der Stadt ein' ganzen ersten oder zweiten Stock mit zehn, zwölf, fünfzehn Zimmer um schundige zehn- bis fünfzehntausend Gulden Conventionsgeld haben! Es ist, als ob's ganz in der Ordnung wär', daß die Alliirten-Einquartierung die Scharten von der feindlichen Einquartierung anno fünf und neun wieder auswetzt.

Die Afterbestandverlasser sein fast noch patriotischer als die Hausherr'n, denn die werfen dort und da gar ihre bisherigen Parteien hinaus, damit die fremden bei ihnen Platz finden. Oft kriecht die ganze Familie in ein Loch

Many of the Roman glass vessels found in Britain are of a very thick and heavy character, and are ornamented with cut facets, or with a kind of rough diaper pattern, produced by the application of a wheel to the surface of the glass. Some of the finest examples of this kind of work are in the British Museum, and in the museum at Colchester. Fig. 1 represents a vase of this kind found at Colchester, and now in the museum there. It is of a dark green colour, and is ornamented with a kind of diaper pattern, produced by the application of a wheel to the surface of the glass. The vase is of a very thick and heavy character, and is supposed to have been used for holding wine or oil.

Fig. 1.—Roman Glass Vase found at Colchester.

Fig. 2 represents a small glass bottle found at Colchester, and now in the museum there. It is of a dark green colour, and is ornamented with a kind of diaper pattern, produced by the application of a wheel to the surface of the glass. The bottle is of a very thick and heavy character, and is supposed to have been used for holding wine or oil.

Fig. 2.—Roman Glass Bottle found at Colchester.

besonders nach einer lange andauernden Zeit, wo die eine oder andere Ursache eine gewisse Enthaltsamkeit auferlegt hatte, mußte von vornherein schon zum Hazardspiel reizen, — ganz abgesehen davon, daß sich unter den officiellen und nichtofficiellen Congreßgästen zahlreiche Angehörige von Nationen befanden, bei welchen dasselbe zu den Gewohnheiten oder besser gesagt zu den Lastern, welchen fast alle Stände huldigen, gehört.

Selbstverständlich stellten sich auch die Professionsspieler ein, unter welchen es wieder alle Schattirungen gab, von dem Mann, der das Spiel wie einen Sport trieb, ein glänzendes Haus führte und in seiner Art großmüthig war, bis zum gemeinen Gauner, der den Dienern der russischen und polnischen Herrschaften den Lohn und die Trinkgelder abnahm, und nach der Methode von Lessing's Chevalier Riccaut de la Marlinière es auch nicht verschmähte, durch einige Handgriffe „dem Glück nachzuhelfen".

Zu den Ersteren gehörte der Engländer Raily, der während des Congresses eine fürstlich eingerichtete Wohnung im Palais Rosenberg innehatte, glänzende Diners gab, Equipage und Dienerschaft hielt — ohne daß Jemand wußte, woher dieser Aufwand bestritten werde. Er umgab sich gerne mit einem geheimnißvollen Nimbus und sah es gerne, wenn man ihn für ein Wundermann à la Cagliostro oder Saint-Germain hielt. Ach! sein „Stein der Weisen", mit dem er Thoren plünderte, war das Würfelpaar, seine Zauberformeln las er von bemalten Kartenblättern ab.

Noch berühmter war ein anderer Spieler, der sich zur Congreßzeit in Wien aufhielt, Herr O'Bearn, ein Irländer von Geburt. Er war aufrichtiger und gab offenherzig zu, daß das Spiel seine Lebensaufgabe sei und er sich damit erhalte. Dabei erzählte man sich von ihm einzelne Züge, welche an die romanhafte Großmuth vieler Räuber des vergangenen Jahrhunderts erinnerten.

Ein hoher englischer Adeliger, der Marquis von Hastings, brannte vor Begierde, sich mit ihm im Piquet zu messen und reiste ihm lange nach, bis es ihm gelang mit O'Bearn zum Spiel zu kommen. In ungefähr zwölf Stunden hatte er so viel verloren, daß er eingestehen mußte, der Verlust übersteige sein ganzes Vermögen und er werde seinen Verwalter senden, um die Uebergabe der Güter u. s. w. an den Gewinner zu veranlassen.

„Ganz gut, Mylord, ich habe das Wort eines Mannes von Ehre", entgegnete O'Bearn. „Aber glauben Sie nicht, daß ich so ruchlos bin, von mir sagen lassen zu wollen, daß ich den Träger eines der stolzesten Namen unserer Peerage an den Bettelstab gebracht habe. Ich will aber auch nicht umsonst eine ganze Nacht am Spieltisch zugebracht haben, — erlauben Sie mir also nach einem Priester und einem Notar zu senden. Vor dem Ersteren werden Sie mir schwören, nie mehr in Ihrem Leben eine Karte anzurühren, der Notar aber soll eine Urkunde aufsetzen, in welcher Sie mir eine jährliche Rente von tausend Pfund Sterling zusichern."

Durch längere Zeit ließ man die Spielwuth ungehindert in den Privatsalons und in recht eigentlichen Spielhöllen austoben, bis ein besonders eclatanter Fall es dahin brachte, daß man von Seite der Behörden, wo es anging, einschritt und auch die höchsten Herrschaften abmahnend und verbietend gegen ihre Begleitung einschritten.

Ein junger Graf aus dem Gefolge des Kaisers Alexander, der Neffe eines gewesenen Ministers, hatte in einer Nacht an zwei „Freunde" die Riesensumme von zwei Millionen Rubeln verloren. Obwohl dieser Betrag weitaus sein Vermögen überstieg, hatten sich die beiden Ehrenmänner doch Wechsel geben lassen, um sich an die Familie des jungen Mannes halten zu können. Vergebens suchte man ihnen klar zu machen, daß es unsinnig sei, ein solches Spiel ernst nehmen zu wollen, worauf einer der Herren erwiderte, daß er gar nicht einsehe, warum er in einem Zeitpunkt „wo Europa um den grünen Tisch stehe, um Staaten spiele,

und ein glücklicher Wurf Hunderttausende von Menschen eintrage", auf seinen Gewinn verzichten solle.

Die Folge war ein Duell, das mit gegenseitigen Verwundungen schloß, damit der Congreßklatsch auch dieser Anregung nicht entbehre — und als endlich die ganze Sache mit allen Nebenumständen zur Kenntniß des Kaisers Alexander kam, zwang er die Gewinner zu einem mäßigen Ausgleich, bedeutete ihnen aber auch, daß ihre Rolle in Wien und in seiner Umgebung ausgespielt sei.

Es ist nicht uninteressant, die weiteren Schicksale Naily's kennen zu lernen, der am Congresse eine so glänzende Rolle gespielt hatte und sich erlauben durfte, die höchsten Würdenträger und selbst Prinzen an seinen Tisch zu laden. Man wußte, daß er in Wien bei dem Bankhaus Arnstein einen Credit von einer Million Gulden hatte und ebenso viel waren seine Kostbarkeiten, sein Silbergeschirr werth — Alles durch das Spiel erworben und vermehrt. Dazu

Zacharias Werner. (Seite 306.)

leiht die launenhafte Glücksgöttin wohl ihren Beistand, aber ihre Gunst wendet sich rasch, und nicht umsonst stellt die sinnige Mythe sie auf einer geflügelten Kugel rasch vorübergleitend dar, — mit ihrer Hilfe allein hat noch Niemand das Gewonnene auch erhalten. Das erfuhr auch der „König der Spieler" am Congreß, — dessen ganzer Reichthum wenige Monate darauf in Paris spurlos zerrann, wie er ohne Mühe und Arbeit zusammengeflossen war. Aber er blieb Spieler, vermochte jedoch das Glück nicht mehr zu fesseln, obwohl er die ihm zufließenden Unterstützungen seiner Freunde und Gönner sammt und sonders auf die Karte setzte. Nicht ganz fünf Jahre später, als seine Gastereien selbst unter den Festen des Congresses Aufsehen erregt hatten, — starb er im tiefsten Elend, wahrscheinlich sogar am Hunger.

Das Lächerliche ist nicht nur oft dem Erhabenen sehr nahe verwandt, sondern spricht sich sogar nicht selten durch das Wesen einer und derselben Person aus. Dafür liefert eine andere Congreßberühmtheit einen unwiderleglichen Beweis: —

der Dichter und spätere Kanzelredner Friedrich Ludwig Zacharias Werner, (Bild Seite 305) einer der ersten, aber auch confusesten aus jener deutschen Dichterschule, welche man als die „romantische" bezeichnet.

Nach einem ziemlich bewegten und gerade nicht durch die saubersten Neigungen und Leidenschaften beeinflußten Leben kam für Werner, der stets stark zum Mysticismus neigte, die Stunde der „Erleuchtung" — er wurde in Rom Katholik und trat später in den Orden der Redemptoristen, nach ihrem Stifter Alfons Liguori (geb. 1696, gest. 1787, vom Papst Pius VII. 1816 selig gesprochen) auch Liguorianer genannt.

Diese Wendung kam seinen näheren Bekannten zwar nicht unerwartet, stand aber mit seiner früheren dichterischen Production in gar zu grellem Gegensatz, um nicht Aufsehen zu erregen und mißtrauisch zu machen. Sein großes Drama „Die Söhne des Thales" ist eine etwas groteske, aber in der Anlage dennoch von hoher poetischer Kraft zeigende Apotheose des Templerordens, seiner Geheimnisse und namentlich seines letzten Großmeisters Jakob Molay; die „Weihe der Kraft" feierte den Reformator Luther und sein berühmtestes Werk „Der vierundzwanzigste Februar" ist eine überaus düstere Schicksalstragödie, — die erste ihrer Art und Mutter zahlloser Nachahmungen, unter welchen Müllner's „Schuld" und Grillparzer's „Ahnfrau" am bekanntesten geworden sind.

Mit dem Religionswechsel schwur Werner diese Richtung seiner poetischen Production natürlich ab, schrieb als Gegenstück der nunmehr ihm selbst ketzerisch erscheinenden Verherrlichung Luther's eine „Kraft der Weihe" und verschiedene in den höchsten Höhen religiöser Symbolik und Entzückung schwebende Gedichte. Seinen dichterischen Ruhm mehrte er dadurch nicht, Goethe's Entsetzen und derbe Kritik jener geschraubten Sonnette ist ja ebenso bekannt, als Kotzebue's boshaftes aber zutreffendes Wort, daß Werner, seit er sich Einer Jungfrau zugewendet habe, von den neun Jungfrauen (Musen) verlassen worden sei.

In Wien machte er sich zur Congreßzeit als Kanzelredner berühmt, und es gehörte zum guten Ton — ja man behandelte es mehr als Unterhaltung, denn als Erbauung, den überaus kräftigen Predigten des berühmten Mannes zu lauschen, der noch immer über einen Bruchtheil seiner poetischen Begabung verfügte und alle Lizenzen, welche sich einst Pater Abraham a Sancta Clara im Interesse der Kraft seiner Homiletik erlaubt hatte, noch weit überbot.

Ein sonst sehr maßvoll urtheilender Zeitgenosse berichtet über Werner: „Dieser predigte erst bei den Augustinern, und als diese über die Zoten auf ihrer Kanzel erschracken und auch die Michaeler ihn abwiesen, endlich unter nicht geringem Zulauf bei den Franziskanern. Wie er den Kitzel des Zweideutigen bei seinen Kapuzinaden benützte, ist weltbekannt. Die Geschichte mit der Zunge, welche er, ohne sie zu nennen, als das „gefährlichste Stückchen Fleisch" mit möglichst equivoker Wortfügung schilderte, hat als homiletischer Scandal die Runde durch die ganze Christenheit gemacht.

Eines Tages gewahre ich in der Kärtnerstraße eine auffallend hagere Gestalt im Kostüm eines Weltgeistlichen, das schwarze Mäntelchen und ein Andachtsbuch im linken Arm, den ausgespannten alten Regenschirm in der rechten Hand, die hinten niedergetretenen Schuhe mit Bindfaden über den Knöcheln aufgebunden, durch Dick und Dünn des Gassenschmutzes wegeilen. Das lederne Antlitz mit den tiefliegenden Augen und ordnungslos wehendem Haar ließ mich den famosen Bußprediger erkennen, und ihm auf dem Fuße folgend gelangte ich in die Franziskanerkirche, wo mich das aus den besten Ständen zahlreich versammelte, großentheils weibliche Publicum, über das, was bevorstand, nicht im Zweifel ließ. Nach einer halben Stunde etwa erschien Werner auch wirklich auf der Kanzel, um sie, wie jedesmal, mit seinem derben, zuweilen gemeinen Eifer, seinen Komödiantenkniffen und ärgerlichen Witzspielen zu entweihen. Er predigte über die Enthaltsamkeit. Als er auf die Entwöhnung von sündlichem Treiben kam, flocht er eine schnurrige Episode ein, die wie gewohnt mit: „Da will ich Euch eine Geschichte erzählen!"

anhob. Es wäre einmal ein König gewesen, der hätte einen Schimmel gehabt, der Schimmel aber einen sehr schönen und starken Schweif. Da hätte der König einen Preis ausgesetzt, wer dem Schimmel den Schweif ausreißen würde, der solle das ganze Roß haben. Es wären nun sehr viele „starke und tüchtige Kerls" gekommen und hätten ihre Kraft versucht, allein keiner gewann den Schimmel. Eines Tages aber sei ein „schmächtiges Kerlein", — ein Schneiderlein erschienen, hätte sich an den Schwanz gemacht und ein Haar um das andere ausgezogen. Die Nutzanwendung konnte keine andere sein, als: macht es mit den Sünden wie der Schneider mit dem Roßschwanz, so gewinnt Ihr das Himmelreich wie jener den Gaul.

Sobald diese schlagende, indeß mit Dreschflegelei schlagende Parabel geendet war, warf er sich auf die Knie, rief: „Laßt uns den heiligen Geist um seinen Segen bitten!" legte die Stirne in die gefalteten Hände und blieb so lange stumm, bis er die Fortsetzung seiner Rede entworfen hatte, da er stets zu faul war, um diese vorher auszuarbeiten."

Eine andere verblüffende Probe seiner eigenthümlichen Art, die Zuhörer zu erbauen oder zu — unterhalten, legte er in Perchtoldsdorf ab, wo er eingeladen war, am Tage des heiligen Augustin, des Kirchenpatrones, die Festpredigt zu halten. In fließender poetischer Weise begann er mit einer Schilderung seiner Morgenfahrt von Wien heraus, wie der Nebel lange die lachende Landschaft verhüllt hätte und erst nach hartem Kampf die strahlende Sonne durch dieselben gebrochen wäre. „Und geradeso ging es mit dem Lotterbuben — dem heiligen Augustin!" brach er nun plötzlich gewaltig los, zugleich derb auf die Kanzelbrüstung losschlagend (statt daß er gesagt hätte: „mit dem weltlichen Aurelius Augustinus"). Man kann sich das Entsetzen der anwesenden geistlichen Würdenträger über diese Wendung, das Staunen der biederen Landbewohner denken, die von der Kanzel herab den Kirchenpatron in so wenig respectvoller Weise benamsen hörten. Natürlich schloß sich daran wieder die Nutzanwendung, daß Sanct-Augustin Geist und Seele lange von den Nebeln weltlicher Verirrungen und Lüste erfüllt war, bis die Sonne der Gnade ihn erleuchtete.

Werner's Art zu predigen, durch welche Kraft mit Derbheit verwechselt und die Kanzel durch Schnurren und Possen entweiht wurde, machte bekanntlich Schule, sein eigener Ruf aber überdauerte den Congreß nicht lange, — vielleicht weil er selbst auch dieser Phase seines wirren Lebens überdrüssig wurde, wahrscheinlicher aber, weil man von weltlicher und geistlicher Seite an seiner Manier Anstoß nahm. Er starb bald darauf (17. Jänner 1823 im 55. Lebensjahre) und soll noch auf dem Todtenbette nichts so sehr bereut haben, als, zur Zeit „wo er in der Finsterniß wandelte", für die „sündige Bühne" geschrieben zu haben.

Bevor wir uns der unerquicklichen Aufgabe zuwenden, die Arbeiten des Congresses zu schildern, wollen wir über seine Vergnügungen einige Worte sprechen, wegen welcher er ja nicht ohne guten Grund fast mehr im Gedächtniß der Nachwelt erhalten geblieben ist als wegen der ersteren.

Die Congreßfreuden.

Man kann es im Grunde weder den hohen noch höchsten Theilnehmern des Congresses übel nehmen, daß sie, mindestens im Beginn dieser für alle Zeiten merkwürdigen Versammlung, den alten Spruch vollkommen umdrehten, nach welchem „zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen" kommt, ja, daß sie eine Zeit lang schier über dem letzteren das erstere ganz vergaßen.

„Die Herrschaften bleiben stets beim Vorspiele der Comödie und nähern sich dem Ende nicht", spottete Fürst de Ligne, dem übrigens gewiß selbst eine Redoute, eine Dilettanten-Vorstellung bei Hofe wichtiger war als irgend eine der vielen Fragen, deren Lösung durch den Congreß, die Sphinx, Europa erwartete.

Jahre voll Kummer und Sorge waren vorüber gegangen. Was man während derselben an Festen und Freuden genossen hatte, war aufgedrungen, und das Lächeln, mit dem man sich gegenseitig pflichtmäßig anstarrte, hatte einen hyppokratischen Zug, denn hinter jeder Minute lauerte die bange Angst, so lange der nie rastende Feuergeist Napoleon's Gefahr drohte.

Nun war „Robinson Crusoe", wie man Napoleon mit schaalem Congreßwitz nannte, auf seine Insel gebannt, man athmete auf und glaubte sich freien Herzens vergnügen zu können. Daß in den Zuständen Europas, in den schwankenden und unklaren Verhältnissen Zündstoff zu neuen Kriegen und Anlaß zu ernstester Arbeit lag, — darum kümmerte man sich wenig. Zu was waren denn die Minister und Staats-Chirurgen aller Länder vereinigt, als daß sie mit weiser Vorsicht und zarter Hand die ausgerenkten Glieder des Welttheils wieder einrichteten? „Der Metternich wird's schon machen!" sagte Kaiser Franz beruhigend zu einem der Erzherzoge, und ähnlich dachten gewiß auch die anderen Souveräne und mit ihnen nicht allein das übrige Congreß-Publikum, sondern auch die Bevölkerung, die in dem glänzenden Treiben gerne auf die trüben, freudlosen Zeiten vergaß, die man durchlebt hatte.

Wie die schimmernden Perlen an der Schnur reihten sich die Feste an einander, gleich an Pracht und Glanz, jedes für sich eine Seltenheit, in ihrer Vereinigung aber das herrliche Bild bietend, als welches der Congreß selbst jetzt noch, wo man seine politische Wirksamkeit schon längst nach Gebühr würdigt, bestechend wirkt.

Ganz Wien schwamm in einer festlichen Atmosphäre, man vergaß nicht blos auf die vorübergegangenen Trübsale, sondern auch auf das Morgen. Treffend sagt der berühmte Varnhagen von Ense: „Der Tag schien damals in Wien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was Jedermann täglich muß und will und doch meist nur gleichgiltig abthut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Zeit unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß."

Gewiß hatte an dieser allgemeinen Festtemperatur nicht allein das Zusammenströmen so vieler Berühmtheiten und die Aufbietung höfischen und militärischen Prunkes ihren Theil, sondern auch der Charakter der Wiener Bevölkerung, der sich durch die Virtuosität im Genießen auszeichnet, sich willig in eine Feststimmung versetzen läßt, und dem die Befriedigung der Schaulust allein schon über manche Unbequemlichkeit hinweghilft, ohne daß darüber gute Laune und Harmlosigkeit getrübt wurden.

Und mit vielem Takte wußten die Festarrangeure, wo es nur irgend aus Rücksichten der Etikette und des Raumes anging, das große Publikum zur Theilnahme an den Festivitäten, wenn auch nur als begeisterter Chor heranzuziehen. So gewannen die einzelnen Abschnitte dieser Olympiade ein bewegtes und stets wechselndes Gepräge, und auch die Zuschauer wurden nicht müde, das schon zehnmal Gesehene in neuer Form ein elftes Mal zu bewundern.

„Niemals hat das Kostüm wohl eine solche blendende und mannigfaltige Beredtsamkeit entfaltet, wie damals im äußeren Leben des Wiener Congresses", berichtet der schon wiederholt angezogene geistreiche Chronist. „Ohne diesen Dolmetsch würde dem großen Publikum die Mehrzahl der Erscheinungen unverständlich geblieben sein. Kostüme und Dekoration zogen zunächst die Schaulust an, welche erst auf diesem Wege, fast zufällig, sich für Namen und Charaktere zu interessiren gewöhnte. Denn wie unerhört zahlreich die persönlichen Größen und Berühmtheiten des merkwürdigsten Zeitalters sich zur Schau boten, — der Glanz und die Bedeutung dieser sehenswürdigen Menschen verlor sich im massenhaften Prunk des Hofstaates, mit welchem das Kaiserhaus sie umgab.

Inmitten der hochadeligen besternten Kammerherren, Truchsesse, Adjutanten, des Conductes der scharlachnen, in Gold und Silber strotzenden Nobelgarden, der in reicher Stickerei blitzenden Edelknaben, Stallmeister und hinter den betreßten Federhüten zahlloser Hofbedienten, schwand bei den feierlichen Aufzügen dem staunenden Auge beinahe die Hoheit des Gastes, dessen Rock der einfachste war von allen ihn umgebenden Röcken, aus welchen sich eigentlich der Totaleindruck dieser Schöpfungen componirte.

In den Gesichtern zu lesen blieb hier keine Zeit, wo Kleid und Dekoration ein Unmaß von Bewunderung in Anspruch nahmen; endlich gab es der lesenswerthen Gesichter so viele, daß auch das Antlitz berühmter Menschen den Werth der Seltenheit einbüßte und nur noch als ein integrirender Theil des Kostüms in das Auge fiel. Die herrlichen Rosse mit golddurchflochtenen Mähnen, das von edlem Metall bedeckte Geschirr, die Pracht der Livreen, der flitternde Sammtbehang des Kutschbockes, die schmuckvolle Eleganz der Staatskarossen, dann die Orden, Diamanten und das Prachtkleid des darin Sitzenden — endlich erst die Augenfrage: wessen ist wohl dies Gesicht? und zwar nicht sowohl dieses Gesichtes willen, als darum, wessen dieser reizende Wagen sei? — es hätte ja auch blos Porträt und Kleidung der Person ledig darin hängen können und die Menge würde ebenso herbeigeströmt und befriedigt worden sein.

Die Mehrzahl der Festordner bestand auf der Ansicht, die militärischen Schauspiele möglichst zu beschränken, weil dergleichen im Felde sattsam und jedenfalls besser gesehen worden sei. Nichtsdestoweniger ließ man im Verlaufe des Herbstes die Prachtpilze der Wacht- und Kirchenparaden, der Truppenschauen und Waffenübungen munter wachsen, da ein Theil der Gäste ebenso sehr auf den taktischen Mechanismus erpicht schien als dieser den andern Theil langweilte. Auch dem Publikum war es nicht sonderlich darum zu thun. Der Eindruck, den vorübergefahrenes Geschütz hervorbringt, ist, je nach den Zeitumständen, sehr verschieden. Im tiefen Frieden erscheinen die Kanonen ungefähr wie die Dachrinnen bei schönem Wetter. In der damaligen Festperiode stellten sie den Böller bei der Kirmeß vor; — die Bevölkerung rückte allerdings aus, wenn die Truppen ausrückten, betrachtete indeß diese nur als Dekoration, als die Hauptsache aber die zahlreiche Suite, welche den Monarchen zu Pferde folgte, diese prachtvolle Wolke, — jeder Tropfen

eine Berühmtheit! Genau betrachtet blieb sich dieses Schauspiel immer gleich, ob es zu Pferde, im Wagen oder Schlitten, bei Tafel oder im Ballsaal vor sich ging, — der Zweck, die Mittel, blieben immer dieselben, jedes Fest ward blos eine etwas veränderte Form ihrer Anwendung. Es bewegte sich ausschließend um äußerste Aeußerlichkeiten, daher in der Regel gewisse Staatsmänner fehlten.

Hätten nicht siebenhundert Dilettanten ein Oratorium, einige Hofadelige französische Lustspiele aufgeführt, — die Musen wären wahrhaftig ganz leer ausgegangen. Bei minder günstigen Verhältnissen als sie Wien darbietet, hätte dieser etwas prosaische Prunk sogar ermüden können; indessen speiste das Strombett, darin er steuerte, die tausend unversiegbaren Quellen des Volkslebens und jeder Stand trug, indem er schöpfte, zugleich das fördernde Element zu.

Die Abstufung gewährt hier den grenzenlosen Spielraum zum heiteren Treiben, auf- und abwärts, nach allen Richtungen und läßt den Vornehmen auf den Tummelplätzen der Werkstätte, den geringen Mann im Strudel der schönen Welt seine Rechnung finden. In diesem Sinne ebnen auch mancherlei Institutionen und Gewohnheiten dem Ehrgeiz und materiellen Interesse der unteren und Mittelclassen die Wege und vermitteln den Unterschied zwischen arm und reich, der sonder Groll und Argwohn sich in Wien begegnet *). So gedeihen selbst anscheinend demokratische Einrichtungen, ohne mit Eifersucht überwacht zu werden, zum Beispiel das Bürgermilitär. In Uniformirung und Exercirfähigkeit hatte es sich damals mit dieser schmucken Civilarmee seit 1809 noch wesentlich gebessert und ihr ward jetzt die ehrenvollste Berücksichtigung, worauf sie allerdings für werthvolle geleistete Dienste auch Anspruch erheben durfte. Sie theilte sich mit dem Militär in den öffentlichen Dienst und die Ehrenwachen; der Bürgeroffizier hatte den Zutritt, welchen das Portépée verleiht. So verschlingen sich die sonst entfernten Interessen. Daß zuweilen auch spaßhafte Erscheinungen aus diesem Kreise auftauchten, kann bei der gemischten Zusammensetzung solcher Corps eben nicht Wunder nehmen. Fast rührend war das Hervorthun des kleinen Bürgerstolzes, sobald er sich von seiner Schüchternheit etwas erholt hatte.

Wenn jener sehr corpulente Brauer, dieser hagere Posamentier, die Silberschärpe über dem Nabel und beinahe fürchterlich anzuschauen unter dem wehenden Pelzwerk der ungeheuren Bärenmütze, das Söhnlein an der Hand, ein Rudel aufgeputzter Weiber und zwei scheue Gevattern in weißen Handschuhen hinter sich am Schlepptau, durch die Spaliers des Militärs brach, das Salutiren der Schildwachen stolz erwidernd, der Sippschaft beneidete Plätze anwies, dann wieder auf seinen Ehrenposten zurückkehrte und die glückliche Ehefrau sofort viel und laut von ihrem Mann, dem „Lieutenant bei den Grenadieren" sprach, damit die Zunächststehenden erführen, sie sei die Gattin dieses Mächtigen — das war sehr spaßhaft, indeß auch fast jedesmals erfreulich, ob der Genugthuung, welche es dem kleinen und unschädlichen Ehrgeiz zu verschaffen schien. Das ist das Geheimniß der österreichischen Machthaber; sie kennen die Elemente, die sie bewegen, handeln stets rücksichtsvoll und gehen darin den Reichen und Vornehmen mit gutem Beispiel voran. In diesem Sinne ward die große Masse allenthalben mit den beaux restes der Feste bedacht: die gemalte Leinwand, das Rüstwerk, die besudelten Draperien, Zierrath, Vergoldungen u. s. w. ihm preisgegeben. An den Vorabenden großer Hofbälle stellte die Hofconditorei mächtige Bütten mit flüchtig benützten Citronenschalen, Apfelsinen und Ananasabfällen, Mandelgrütze u. s. w. den Armen zur Beute aus, die Hofküchen spendeten täglich vom Ueberfluß an die Noth. — Der Wiener Plebs ist gutartig; zwar hat er ebenfalls wenig Anlage zur Liebenswürdigkeit, ebenso wenig indeß zur Philosophie des Proletariers. Die neidische Malice gegen das Eigenthum, die der höheren Bildung gehässige Frechheit kennt er nicht. Aber

*) Wir halten es nicht für überflüßig, hier zu erinnern, daß diese treffenden Schilderungen der gesellschaftlichen Zustände Wiens heute leider nicht mehr ganz passen und sich namentlich im Verkehr und den Vergnügungen eine bedauerliche Trennung nach Classen und Vermögensgraden eingebürgert hat.

das glaubt er verlangen zu können, daß der Reiche und Vornehme etwas „aufgehen", „sich sehen lasse", nichts wegwerfe oder knausernd vertrödle, was er, der Plebejer, noch benützen oder verwerthen kann, oder womit er sich zu vergnügen weiß. „Panem et circenses!"

Zur Ergänzung der in vorstehendem gleichzeitigen Berichte erwähnten „spaßhaften Erscheinungen" mögen auch einige wahre (zum mindesten gut erfundene) Vorfälle, die in jenen Tagen viel erzählt und belacht wurden, hier Platz finden.

Während der Invasion der Franzosen im Jahre 1809 war der Stadtgraben von Wien ein paarmal der Schauplatz höchst ergötzlicher Scenen. So stand z. B. eines Tages beim k. k. Verpflegsmagazine ein Bürgersoldat Wache und derselbe hatte den Auftrag erhalten, wenn ein französischer Soldat käme, statt des deutschen den französischen Haltruf ertönen zu lassen. So rief er denn einmal herzhaft: „Qui vive?" (Wer da!) — „Chasseur!" (Jäger) war die Antwort. — „Sie hören S', damit is es nix", entgegnete der Bürgermilizmann, welcher nach der Aehnlichkeit des französischen Wortes mit dem Wiener Localausdruck verstanden hatte, der Franzose wolle den betreffenden Wachtplatz verunreinigen, „denn da is das Verpflegsmagazin".

Ein andermal rief er einen Franzosen an: „Wer do (da)?" — „Une sentinelle ne boit pas!" (eine Schildwache trinkt nicht), war die verächtlich gegebene Antwort, denn der Franzose hatte „verre d'eau" (Glas Wasser) verstanden.

Ein anderes Mal stand ein französischer Soldat dort Wache und rief eine Frau an, die der Meinung gewesen, ihr Mann stünde auf Wache daselbst und die ihn zu besuchen gekommen war. Diese, als Gattin eines Bürgersoldaten sich ihrer Stellung wohl bewußt, wollte auf das „Qui vive?" auf französisch antworten, raffte alle ihre Kenntnisse zusammen und entgegnete würdevoll: „La Vache!" (die Kuh, sie wollte damit ausdrücken, daß sie eine Wäscherin sei). — „Bête!" (Vieh) rief der Posten — da begann die Frau, welche sich bereits ängstigte, mit gefalteten Händen: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel u. s. w."

Zur Congreßzeit führte der Kanzler der französischen Gesandtschaft eines Tages zwei seiner auf Besuch anwesenden Landsleute in die kaiserliche Menagerie nach Schönbrunn. Diese betrachteten mit großem Interesse die Raubthiere der Menagerie, besonders die Bären. Wie bekannt werfen diesen von jeher die Wiener gerne Brotstücke, Früchte u. dgl. zu, um sich an deren Bewegungen, dem Klettern auf die Gitter ꝛc. zu ergötzen.

Als eben einer der Zuschauer einem der Bären ein Stück Brot hinwarf und dieser eine Bewegung machte, rief der eine Franzose: „Ah, il s'élève!" (er erhebt sich). Sofort berichtigte ihn ein Glied der Bürgermiliz, seines Zeichens ein Schneider, in höflichem Tone: „Na, lieber Herr, das is kein Löw', das is ein Bär."

Nach diesen allgemeinen Schilderungen der Stimmung, die uns nochmals die wehmüthige Bemerkung abnöthigen, daß die allgemeine Denkweise in unseren Tagen anders und leider nicht harmloser geworden ist, gehen wir zu den Festlichkeiten über, von welchen selbstverständlich nur die bedeutendsten erwähnt werden können. Eine chronologische Aufzählung all dieser Paraden, Jagden, Redouten und anderen Lustbarkeiten, an deren Inscenirung sich Ceremonienmeister und Künstler die Köpfe zerbrachen, würde ja unsere Leser ebenso sehr ermüden wie es später mit den Theilnehmern daran der Fall war. Der von einer glitzernden Juwelenkette geblendete Blick haftet ja schließlich auch nur auf einzelnen, durch besondere Kostbarkeit merkwürdigen Gliedern derselben.

Nachdem durch die Einzugsfeierlichkeiten der vornehmsten Herrschaften die Reihe der Feste eröffnet war, brachte der 2. Oktober mit einem am Glacis abgehaltenen militärischen Dankfest, dem alle Potentaten beiwohnten, die schickliche religiöse Einleitung zu den folgenden weltlichen Vergnügungen. Noch am selben

Fig. 1. Man and Woman of the Tasmanian Race.

betragen, denn der Cours der Eintrittskarten hatte, obgleich diese ursprünglich gratis ausgegeben wurden, eine unerhörte Höhe erreicht. Ohnedem war die Sache schon äußerst kostspielig, weil, wer unmaskirt kam, im Galakleid erscheinen mußte: die Damen weiß, hellblau oder rosenroth, die Herren im blauen oder schwarzen Frack, mit weißen oder schwarzen Escarpins und Plumage (Federnschmuck), was mitunter seltsame Figuren und amusante Unterhandlungen mit den an den Eingängen aufgestellten Controleuren lieferte. Die Klapphüte waren so selten geworden, daß sie aus weiter Ferne verschrieben, kaum zureichten, daher man auch kurz vor Anbeginn des Festes überall Diener und Dienstmädchen mit befiederten Dreiecken laufen sah; vor den Huthandlungen schlug man sich wie vor den Bäckerläden in theurer Zeit. Indeß, das Kostüm rechtfertigte jedes Opfer, es verlieh die sonst unerreichbare Ehre, als Prachtauge im Pfauenschweif des Hofstaates zu leuchten. Zahlreiche Modenbilder mit den Ball- und Promenadetrachten jener Tage (Bilder Seite 212 und 213) sind uns davon erhalten geblieben.

Als gegen Mitternacht die Zahl der Anwesenden zunahm, wiederholte sich der Andrang bei den Buffets in ähnlicher Art wie bei der großen Redoute. Die zuvorderst an die Credenztafeln Gedrückten lagen zusammengebogen, wie vor den Feuern der Punschtöpfe anbetend, die Hintermänner griffen über die Niedergestauten hinweg nach den schöpfenden Mundschenken, — im Rücken der Trinkenden drängte kreischend der Durstenden bunte Phalanx."

Die Rücksicht auf den Raum und die gar zu naturwüchsige Darstellung erlaubt uns nicht, auch die köstlichen Schilderungen des „Eipeldauer" auszunützen, der in seiner drastischen Weise nicht allein die angewendeten Winkelzüge schildert, um Eintritt zu erlangen, sondern auch den mehr als unbescheidenen Gebrauch, welchen namentlich die unberufen Eingedrungenen von der wahrhaft kaiserlichen Gastfreundschaft machten, — daher man die letztere in Zukunft auch etwas einschränkte.

Unter den rein militärischen Festlichkeiten, zu welchen nebst gewöhnlichen Paraden auch ein großes Manöver der Artillerie auf der Simmeringer Haide, ein Brückenschlag bei Bruck an der Leitha und ein gemeinschaftlicher Besuch des Schlachtfeldes von Aspern zählten, nahm das Erinnerungsfest an den vor einem Jahre errungenen Sieg bei Leipzig, am 18. Oktober ein. Dieses in seiner Anlage und Ausführung wirklich imposante Fest macht den Arrangeuren alle Ehre, die es trefflich verstanden, den allgemeinen Enthusiasmus für ihre Zwecke zu benützen.

Welche wunderliche Blüthen derselbe trieb, sei durch eine überschwängliche Auslassung des sonst so nüchternen „Eipeldauer" nachgewiesen, der bei diesem Anlasse schreibt: „Der Jahrestag von der berühmten Leipzigerschlacht ist so merkwürdig, daß man ihn auf a ganze Wochen auslegen kann; er war der Sonntag Laetare für alle Gutg'sinnten in der ganzen Welt, der blaue Montag für die Preußen, der Faschingdienstag für die Engländer, der Aschermittwoch für die Blauang'loffenen (worunter Eipeldauer die Franzosenfreunde versteht), der grüne Donnerstag für die Russen, der Charfreitag für den ganz Anderen (Napoleon), der Charsamstag für die auferstandenen Bourbons und der Pfingstsonntag für alle Rheinbündner Fürsten, wo sich der heilige Geist auf sie 'runterg'lassen hat; — der Tag is eigentlich der Fünfte in der ganzen Welt, denn nach den Tagen der Erschaffung und Menschwerdung, der Erlösung und der Heiligmachung kommt gleich der Tag von der Schlacht bei Leipzig, weil an dem Tag das ganze Menschengeschlecht zum zweiten Mal erlöst worden ist."

Das colossale Fest, dessen Gäste mehr als zwanzigtausend Menschen waren, spielte sich in den schon vom Herbst erbleichten Auen des Praters ab. Der Mittelpunkt war das Lusthaus, wo an zwei Tafeln Kaiser Franz und Erzherzog Karl präsidirten, während rund herum im Freien Offizierstische, und dann weiter weg endlose Tafeln für zwanzigtausend Soldaten aufgestellt waren. Ueber den Donaukanal waren Schiffbrücken geschlagen, und jenseits dehnten sich in der Ebene die langen Tischreihen aus, dahinter wurde auf rasch aufgemauerten Herden

gesotten, gebraten und gebacken, und weit rückwärts standen die Batterien, deren Donner als Applaus auf die Trinksprüche einfiel.

Den ersten derselben brachte Kaiser Franz aus: „Auf das Wohl Meiner Gäste!", den zweiten „auf das Wohl sämmtlicher Feldherren!", den dritten „den verbündeten Heeren!", woran Kaiser Alexander einen vierten Toast „auf den Sieger von Leipzig, den Fürsten Schwarzenberg" schloß.

„Ein hinreißendes Schauspiel, wenn nun einer der Monarchen auf die Galerie des Lusthauses hinaustrat, das Glas nach der Ebene schwenkend, berittene Adjutanten den Toast im Galopp über den Strom trugen, und nun 30.000 Kehlen antworteten, endlich auch 150.000 Civilstimmen und die Kanonen einfielen."

Von den officiellen Festlichkeiten nahm ein sogenanntes „Volksfest" zum Besten der Invaliden im Augarten einen nicht ganz ungestörten Lauf, da die Menge hier noch weniger abzuhalten war als in geschlossenen Räumen, und daher aus Etikette-Rücksichten die Theilnahme der höchsten Herrschaften nur kurz währte, die denn doch allein der Brennpunkt aller Festlichkeiten war. Dagegen gehörte zu den Perlen der prunkvollen Schaustellungen ein am 23. November abgehaltenes Carousſel in der Winterreitschule, wobei vierundzwanzig Herren vom höchsten Adel, darunter auch Herzog Leopold von Coburg, der spätere König von Belgien, (Bild Seite 312) in prächtigen Kostümen aus dem sechzehnten Jahrhundert ihre Gewandtheit im Reiten, Lanzenrennen, Ringelstechen und anderen ritterlichen Künsten zeigten. Jeder der Herren erhielt, um keine Eifersucht zu erregen, am Ende seinen Preis aus der Hand der auf einer besonderen Tribüne thronenden vierundzwanzig Kampfrichterinnen — accurat für jeden unblutigen Streiter eine! — die entsprechend kostümirt waren, und unter welchen die Fürstin Eßterházy hervorstach, deren Schmuck man auf die Lappalie von sechs Millionen Gulden veranschlagte.

Diesem Fest zur Seite konnte nur noch die zwei Monate später abgehaltene große Schlittage nach Schönbrunn gestellt werden, die freilich eines anscheinend wichtigen Requisits, nämlich des Schnees entbehrte, trotzdem aber zur Zufriedenheit der Theilnehmer und Zuschauer vor sich ging. Einige Schwierigkeiten machte die Zusammenstellung der Paare, da es hier Rücksichten zu beobachten und persönliche Empfindlichkeiten zu schonen gab. Man half sich, indem man die hohen Herrschaften selbst wählen, für die übrigen Schlitten aber das Loos entscheiden ließ.

Eigentlich künstlerische Genüsse wurden den Congreßgästen nur durch die Aufführung des Oratoriums „Samson", von Händel, von siebenhundert Dilettanten unter Salieri's Leitung (16. Oktober) und durch die vom Componisten selbst geleitete Aufführung des großen Tongemäldes „Die Schlacht bei Vittoria" von Beethoven geboten.

Einer gewissen Pikanterie entbehrte die Denkfeier zum Gedächtniß des hingerichteten Königs Ludwig XVI. am 21. Jänner 1815 nicht, die sich durch düstere Pracht von der ununterbrochenen Reihenfolge bunter Feste abhob. Die eigenthümliche Pointe lag darin, daß die Anregung und ersten Einladungen zu diesem Trauergottesdienst von — Talleyrand, dem ehemaligen Conventsmitglied und Bischof, ausging, der sich so trefflich mit der Revolution abzufinden gewußt hatte, die dem unglücklichen Ludwig XVI. den Kopf kostete. Um dem sonst ernsten Anlaß die unter solchen Umständen nicht wegzuleugnende komische Seite zu nehmen, nahm Kaiser Franz die Sache auf sich, und so ging denn auf kaiserliche Kosten am 21. Jänner der vom Erzbischof Graf Hohenwart im Beisein aller hohen Herrschaften celebrirte Trauergottesdienst in der Stefanskirche vor sich, wobei eine französische Predigt über den passenden Text: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten" gehalten und unter Salieri's Leitung ein Requiem von Neukomm executirt wurde.

Neben diesen Festlichkeiten, die mehr oder weniger alle aus oder mit Rücksicht auf die Oeffentlichkeit und das große Publikum inscenirt wurden und außer Jagden, Ausflügen in die Umgegend und nach Pest und Ofen, bot der kaiserliche Hof seinen Gästen noch eine Reihe von intimeren Vergnügungen, die vielleicht mehr ihren

Zweck erreichten, als jene anderen, wo Repräsentation und Etikette jedes wirkliche Behagen erstickten. Um diese Serie der Festlichkeiten erwarb sich namentlich die schöne und kunstsinnige Kaiserin Maria Ludovika viele Verdienste, indem sie durch Arrangirung von Liebhabertheatern, „lebenden Bildern" — und Dilettanten-Concerten eine erfrischende Abwechslung in das Einerlei der Bälle und Gastereien brachte und einmal sogar das ritterliche und ganz außer Uebung gekommene Schauspiel einer Reiherbeitze (Falkenjagd) in Laxenburg bot.

Neben allen Festlichkeiten gab es aber während des Congresses in den Hotels der österreichischen Aristokratie und in den Quartieren der fremden Herrschaften und Botschafter eine Reihe von Salons, in welchen man sich je nach Geschmack und Geistesrichtung zusammenfand, um zu medisiren, zu politisiren und nach allen Richtungen zu intriguiren.

Als speciell „politische Salons" galten jene der Gräfin Bernstorf, der Lady Castlereagh, der Gräfin Perigord und der Fürstin Thurn-Taxis, in welch letzterem namentlich die zu Preußen Neigenden sich einfanden.

In noch viel höherem Maße als bei den Salons dieser Damen, welche schon durch die Stellung der Hausherren zu einer Art von Nebenräumen der Gesandtschafts-bureaux gemacht wurden, konnte man die Salons der schon mehrmals erwähnten Fürstin Bagration, welche alle Sorten von Intriguanten freudig bei sich empfing (Bild Seite 328) und der Herzogin von Sagan als Brutstätte politischen Klatsches und politischer Intriguen ansehen.

Namentlich die letztere spielte am Congreß eine noch immer nicht ganz aufgeklärte Rolle, und wenn es auch vielleicht zu viel ist, wenn von ihr gesagt wurde, „sie vermöge auf dem Congreß Unglaubliches", so ist doch gewiß, daß sie sehr viel wußte und mit den zarten Rosenfingern nicht wenig dazu beitrug, die ohnehin wirr durcheinander laufenden Fäden der Ansprüche, Sympathien und Eifersüchteleien noch zu einem dichteren Knäuel zu ballen, aus dem selbst die geriebensten Diplomaten nichts mehr zu machen wußten.

Bei der Gräfin Eleonore Fuchs und der Fürstin Fürstenberg versammelten sich vorzugsweise die österreichischen Staatsmänner und wer zu ihnen hielt, namentlich Gentz war hier ein staunend gehörtes Orakel politischer Weisheit, von dem Nostitz in jenen Tagen schreibt: „Gentz ist alt und grau geworden, Seele und Körper zittern ihm im ewigen Fieberfrost vor physischer und moralischer Erkältung. Dieser Mensch mit dem leicht beweglichen Sinn und der üppigen Lebens-lust ist ein ganzer Philister geworden; das Freie, Geniale ist von ihm gewichen und durch seine bedächtig trippelnde Weisheit wird er nichts Großes mehr erreichen".

Geselliger Zusammenkunft und geistreicher Unterhaltung ohne aufdringlich werdende politische Tendenz dienten die Soireen in den Häusern der österreichischen Aristokratie, und hier entspannen sich jene galanten Beziehungen, die der Congreß-Medisance so viel Stoff boten. In den Palais Liechtenstein, Zichy, Eßterházy, Schwarzenberg, Jablonowski u. s. w. verkehrten die kronen-geschmückten Erdengötter plaudernd und kosend wie andere Staubgeborene, und hier sollen sie auch ganz nach dem alten Muster die Lieblichkeit der Menschentöchter so bestrickend gefunden haben, daß man einzelne derselben stets nur mit den Potentaten zusammen nannte, wie zum Beispiel die Fürstin Gabriele Auersperg mit dem Kaiser Alexander, die Gräfin Julie Zichy mit dem König Friedrich Wilhelm III. Die Gerechtigkeit erfordert es übrigens, daß ein sonst nicht eben mild urtheilender Beobachter der Tugend den Damen ein viel besseres Zeugniß ausstellt als den Fähigkeiten der Diplomaten. Oberst Nostitz sagt darüber: „Der Kaiser Alexander ergibt sich mit einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit dem Umgang der hiesigen Damen, so daß die Fremden fast unzufrieden scheinen. Eine sultanische Auszeichnung findet aber nicht statt, und man muß durchaus sagen, daß die Sitten der Wiener durch die Russen nicht verdorben werden. Die aimables vainqueurs (liebenswürdige Sieger) haben zwar unter dem Vortritt von Tschernischew

oft angesetzt, aber nur mit wenig Erfolg, und mancher Siegerruf geht an den Wiener Damen zu Grunde".

Indeß verschweigt Rostitz in galanter Weise das, was sich damals in Wien „die Spatzen auf dem Dache erzählten", daß nämlich eine der angesehensten Damen der Aristokratie, für welche Napoleon I., als er 1809 in Wien sich befand, eine momentane Zuneigung empfand, nach der Hand ziemlich dreist das Ansuchen an ihn stellte: „Zum Andenken an die glückliche Schäferstunde mit seinem Bildnisse beglückt zu werden", und Napoleon ihr anscheinend sehr verbindlich — einen Napoleond'or reichte.

Eine interessante Erscheinung ist in gesellschaftlicher Beziehung das fast gleichberechtigte Auftauchen der Geld-Aristokratie neben jener der Geburt. Als Nachfolgerinnen der „geistreichen Frauen" Berlins sammelte sich auch in Wien um einzelne Bankiersgattinnen ein Kreis von Schöngeistern und — Schmarotzern, die entweder an der gebotenen Unterhaltung oder an den Tafelfreuden, auch vielleicht an beiden zugleich, Gefallen fanden. Während des Congresses versammelten sich in den Salons der damaligen Geld-Matadore Baron Arnstein, Eskeles, Graf Fries, Geymüller die höchsten Kreise und die militärischen wie politischen Berühmtheiten ebenso wie in den aristokratischen Häusern.

Als Töchter des Berliner Bankiers Itzig richteten die Baroninnen Arnstein und Eskeles aus Berlin auch hier ihre Häuser so ein, wie es dort schon in den besseren jüdischen Familien seit Jahrzehnten der Fall war. Uebereifrige Schmeichler nannten die Baronin Fanny Arnstein wegen Geist und Grazie die „Recamier Wiens", ein sylphenhafter Wuchs verschaffte der Baronin Cäcilie Eskeles den Beinamen „Tochter der Luft". Eine dritte Schwester, Rebekka, verwitwete Ephraim, erlebte in Wien das romantische Schicksal, von dem Fürsten Karl Liechtenstein, geheimer Cabinetskanzleidirector des Kaisers Leopold II., leidenschaftlich geliebt zu werden; der Domherr Baron Weichs war von gleicher Leidenschaft beseelt, und so folgte ein Duell (in einem Zimmer der Klepperställe in der Teinfaltstraße, 24. December 1795), wobei der Fürst, ein dreißigjähriger, erst seit sechs Jahren verheirateter Mann, erschossen wurde.

Daß man in diesen Bankierhäusern in der Entfaltung eines unerhörten Luxus mit den ersten Adeligen wetteiferte, ist weniger ein Verdienst, als daß durch sie zuerst der Gebrauch eingebürgert wurde, die Gäste nicht blos mit Delicatessen zu füttern, im Uebrigen aber jeden auf seine Unterhaltungsgabe anzuweisen, sondern denselben durch künstlerische Vorträge, Concerte, Deklamationen auch einen edleren Genuß zu bieten.

Unter den fremden Staatsmännern entfaltete den größten Luxus der erste Bevollmächtigte Rußlands, der Graf Andreas Rasumovsky, dessen riesiger Reichthum der Zuneigung entstammte, welche Kaiserin Elisabeth Petrowna (gest. 1762), seinem Oheim, einem gewöhnlichen Kirchensänger, geschenkt hatte, den sie zum Grafen und Feldmarschall machte. Graf Rasumovsky war zur Zeit des Congresses schon hoch betagt und körperlich gebrochen durch ein wahrhaft sybaritisches Leben, aber noch immer ein warmer Freund der Künste und von einer Prachtliebe, wie sie beim russischen Adel als Erinnerung an seine asiatische Abstammung so häufig vorkommt.

Ein Denkmal derselben schuf er in dem Palast, welchen er in der Vorstadt Landstraße, nahe dem Donaukanal, erbauen ließ (später im Besitz des Fürsten Liechtenstein, in der nach dem Erbauer benannten Rasumovskygasse. Jetzt befindet sich darin die 1849 gegründete k. k. geologische Reichsanstalt, und der Park wurde seit 1867 der Commune zur Benützung für das Publikum überlassen.) Der Palast sowie der anstoßende Garten waren mit feenhafter Pracht und einem raffinirten Luxus ausgestattet, der sich sogar auf die unentbehrlichen „Gemächer der Verschwiegenheit" ausdehnte, welche mit Toiletten voll Silbergeräthen, Spiegeln, Bildern, angenehmen Lectüren und eigenen Blasbälgen versehen waren, welche wohlriechende Luft zuführten.

Schon einmal waren diese köstlichen Räume der Schauplatz eines prächtigen Festes gewesen, das Kaiser Alexander zu Ehren seiner schönen Schwester Katharina, der Großherzogin von Oldenburg, gab. Dasselbe war bemerkenswerth, weil anläßlich einer damit verbundenen Lotterie das allgemein bekannte Verhältniß der Großherzogin zu dem Kronprinzen von Württemberg in ostensibler Weise geoffenbart wurde. Dieser gewann einen kostbaren Zobelpelz, den er ritterlich der Dame seines Herzens überließ, welche diese Spende durch Anheftung einer ihrer Schleifen an seine Brust lohnte.

Während man eifrig mit den Vorarbeiten zu einem zweiten großen Feste beschäftigt war, brach am Vorabend desselben ein verheerender Brand aus, der all diese Pracht in wenigen Stunden vernichtete. Man vermuthete, daß eine der Röhren der Luftheizung, wie sie damals von Frankreich aus Eingang gefunden hatte, durch das mehrere Tage währende Backen und Braten bis zum Glühen erhitzt wurde und den Zündstoff auf die Umgegend übertragen habe. Als das Feuer endlich ausbrach, verbreitete es sich, genährt und geleitet von den neuen Tapeten, Draperien und Festons, mit Blitzesschnelle durch den ganzen Palast, so daß der Graf selbst nur mit Mühe gerettet werden konnte, alle die bewunderten Kostbarkeiten aber, die Kunstschätze und die herrliche Bibliothek entweder durch das Feuer oder durch den zur Bekämpfung desselben aufgebotenen Gegner, das Wasser, vernichtet wurden.

Fast alle Celebritäten des Congresses, auch die beiden Kaiser, Franz und Alexander, fanden sich bei dem furchtbaren Brande ein. Bezeichnend sind einige Aeußerungen des Ersteren, die er in seine Tröstungen einflocht, welche er dem gebrochenen, auf einer Gartenbank sitzend und der Zerstörung seiner Lieblingsschöpfung beiwohnenden Grafen Rasumovsky spendete: „Das ist ein großes Unglück," sagte Kaiser Franz in seiner hastigen Weise, „aber wir stehen alle in Gottes Hand! das kann mir mit meinem Rittersaal, der auch mit Röhren geheizt ist, g'rad' so passiren; — das haben wir davon, weil wir immer den Franzosen nachahmen!" (Bild Seite 321)

Natürlich blieb auch Fürst Metternich nicht zurück und öffnete sein neues Palais am Rennweg den Congreßgästen zu glänzenden Festlichkeiten, unter welchen besonders eine berühmt wurde, wo in dem seinerzeit so lieblichen, jetzt auch schon der Bauwuth zum Opfer gefallenen Garten trotz der harten Winterkälte ein besonderer Ballsaal erbaut war, der jedoch gleichfalls am Morgen nach dem Feste ein Raub der Flammen wurde.

Uebrigens machten die mit der Dauer des Congresses auftauchenden und wachsenden politischen Schwierigkeiten und Verstimmungen sich auch in gesellschaftlicher Beziehung geltend. Man schied sich je nach Staatsangehörigkeit und politischen Sympathien in gewisse Gruppen, das Erscheinen oder Ausbleiben hervorragender Persönlichkeiten bei bestimmten Anlässen wurde mit den immer schwieriger werdenden Verhandlungen in Verbindung gebracht, und mitten in die Festesfreude guckte oft grinsend der Geist der Zwietracht, um die kaum aufathmenden Gemüther mit der Sorge von neuen Verwicklungen zu füllen.

Daß Kaiser Alexander sich von allen späteren Festen im Hause Metternich's zurückhielt, wurde gewiß mit Recht als ein äußeres Zeichen der Mißstimmung betrachtet, welche die sächsische und polnische Frage geschaffen hatte. Der Czar machte auch mit jener autokratischen Rücksichtslosigkeit, die er trotz aller angeflogenen Glätte und Bonhomie besaß, kein Hehl aus seiner Gesinnung. Zur Mutter des Staatskanzlers sagte er mit deutlicher Beziehung: „Ich verachte jeden Mann, der nicht Uniform trägt"; und der auch ihm nahe stehenden Herzogin von Sagan verwies er ihre Intimität mit den schroffen Worten: „Es schickt sich nicht, daß Sie mit einem Schreiber, wie es Metternich ist, so eng verbunden sind."

Sogar durch alle Glätte der Umgangsformen in so illustren Kreisen brach oft die Sorge um die Zukunft durch, und während man sich scheinbar harmlos

vergnügte, gestand man unwillkürlich zu, daß unter dieser schimmernden Oberfläche Zwiespalt und Abneigung ihr gefährliches Spiel treiben.

Am letzten Tag des Jahres war die Crême der Gesellschaft im Hause des Grafen Zichy versammelt. Eben schritt Kaiser Alexander an der Hand der Gräfin Paar im feierlichen Trauerschritt der Polonaise dahin, als die Mitternachtsstunde schlug und den Eintritt eines neuen Jahres verkündete. Unwillkürlich verstummte die Musik, die Paare hielten im Umzug inne und die Gräfin wendete sich mit einer tiefen Verneigung an ihren erlauchten Partner.

„Ich fühle mich beglückt, daß es mir gestattet sei, als Erste einem so großen Monarchen die Glückwünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Eure Majestät auch, die Fürsprecherin von ganz Europa mit der Bitte um Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens und der Einigkeit der Völker sein zu dürfen."

Diese unter den obwaltenden Umständen bedeutungsvollen Worte schienen tiefen Eindruck auf den augenblicklichen Stimmungen sehr zugänglichen Kaiser zu machen. Aller Blicke hingen erwartungsvoll an seinen Lippen und unter tonloser Stille erwiderte er mit gewissem Nachdruck, daß er es als schönstes Ziel ansehe, wenn es ihm gegönnt sei, die Wünsche der schönen Gratulantin zu erfüllen, und daß er kein mit der Ehre verträgliches Opfer scheuen werde, um den Frieden zu befestigen, welcher das höchste Gut der Staaten und Völker sei.

Ach! „schöne Worte, nichts als Worte!" lautet der Refrain eines bekannten Couplets der neuesten Zeit. Während sie gesprochen wurden, schmiedete man in den geheimen diplomatischen Conventikeln schon Allianzpläne, welche jeden, nur keinen freundlichen Zweck gegen die bisherigen Verbündeten hatten, und in den öffentlichen Conferenzen platzten die Gegensätze so hart auf einander, daß die erbosten Mienen und die gerunzelten Stirnen sich kaum bis zu den abendlichen Festen aufzuheitern vermochten.

So wären wir denn unvermerkt, ganz wie es den Congreßgästen selbst ging, vom Capitel der Vergnügungen in ein ernsteres und unerquicklicheres übergegangen.

Die Arbeiten des Congresses.

Wenn der Congreß von Wien, wie heute wohl schon allseitig und auch von den professionsmäßigen geschichtlichen Schönfärbern zugegeben wird, wenig Verdienstliches und Haltbares leistete, so wird er wenigstens eine Entschuldigung mit Grund für sich anrufen können: daß ihm nämlich die Lösung so vieler hochwichtiger und verwickelter Fragen oblag, und man ihn zugleich mit so viel abenteuerlichen und nichtigen Dingen behelligte, daß eine gründliche Erfüllung seiner Aufgabe selbst dann schier unmöglich gewesen wäre, wenn alle Theilnehmer Einsicht, Kraft und — redlichen Willen zur Beseitigung der Schwierigkeiten gehabt hätten.

Wenn plötzlich die ganze Schöpfung aus den Angeln gehoben würde, die Bahnen der Gestirne verrückt und das Chaos im Universum hereinzubrechen drohte, so könnte dem lieben Gott keine schwierigere Aufgabe mit der Ordnung der Welt gestellt werden, als man sie dem Congreß zumuthete.

Aus allen Ecken und Winkeln des Continents drängten sich Ansprüche, Beschwerden, Reclamationen und Vorschläge heran, und wenn die Einen nach dem Recht schrien, das sie besessen und das man ihnen genommen hatte, so forderten die Anderen, daß man ihnen ein altes drückendes Unrecht abnehme, das nun lange genug auf ihnen laste. Hier forderte man Lohn für geleistete Dienste, dort beriefen sich Jene, welche ihn bestreiten sollten, darauf, daß man ja nur der Gewalt der Thatsachen gewichen sei; stürmisch verlangte eine Dynastie ohne Thron die Wiedereinsetzung und eine andere, deren Besitztitel neu und fraglich war, berief sich höhnisch auf den auch in unserer Zeit wieder zu Ehren gekommenen Satz: **Beati possidentes!** (Glücklich die im Besitze sind!)

Der Conferenzsaal des Congresses ähnelte ein wenig der Milton'schen Unterwelt, wo man, um zur eigentlichen Hölle zu kommen, das Chaos durchmessen muß, und selbst der geschmeidige lobredneriſche Graf de La Garde nennt ihn einen hoffnungsreichen Berg, der in fünf Monaten kaum eine Maus geboren hatte.

Fast jeder der einflußreichen Monarchen und Staatsmänner wurde von einer Anzahl von Clienten bestürmt, die wünschten, ihre wichtige oder unwichtige Sache vor den Congreß gebracht und natürlich im günstigen Sinn erledigt zu sehen. Kaum hatte Fürst Talleyrand dem Congreß die so doppelsinnige „Idee des Rechtes" bescheert, als er zum Anwalt alles Gewesenen erkoren wurde und es keinen Vertreter verrotteter und längst bedeutungslos gewordener Vorrechte gab, der nicht in Frankreich seinen berufenen Protector gesehen hätte.

Einzelne Aeußerungen des Kaisers von Rußland, die im Salonklatsch sofort zu einem diesem Monarchen sehr fernliegenden politischen System zusammengeschweißt wurden, ließen ihn als Vertreter freiheitlicher Anschauungen und der Volksrechte erscheinen — und nun setzte Alles seine Hoffnungen auf ihn. Deutsche Patrioten, von Stein und Hardenberg bis zu dem gleichfalls am Congreß erscheinenden

Turnvater Jahn, wollten durch den Czar die „deutsche Einigkeit" begründet und gewahrt wissen; — die italienischen Republiken Genua und Venedig, das dalmatinische Ragusa reclamirten ihre unwiderruflich begrabene Selbstständigkeit und bauten auf Alexander's Fürsprache; — die Schweiz wollte Neuenburg, einen Theil des Veltlin und von Frankreich verschlungene Partien des Waadtlandes zurück und erkor den ehemaligen Lehrer Alexander's den Gelehrten Laharpe zum Unterhändler; — aus seiner Intimität mit Eugen Beauharnais schöpften die Bonapartisten Hoffnung und suchten auf ihn einzuwirken — und dieses Bestreben scheint bei der notorischen Abneigung Alexander's gegen die Bourbons, von welchen er sagte, sie „seien nicht werth, daß man den Degen für sie ziehe", auch nicht ganz erfolglos geblieben zu sein, wenn auch der Plan, den französischen Thron dem „König von Rom" (Sohn Napoleon's) unter Regentschaft des Vicekönigs Eugen zu erhalten, unter dem ausgesprochenen Widerwillen Englands und Oesterreichs bald von ihm aufgegeben wurde. Alexander Fürst Ypsilanti, der Einarmige — er hatte seinen linken Arm bei Bautzen verloren — „um sein Vaterland weinend" wünschte die Befreiung desselben und lag wiederholt deßhalb flehend auf den Knieen vor Kaiser Alexander und vor Metternich (Bild Seite 329), auf daß sie die Erlaubniß ertheilten, die Söhne Griechenlands dürften sich erheben und „ihr Leben einsetzen für die heilige Muttererde".

Neben den rein politischen Angelegenheiten tauchten noch eine Anzahl von mehr oder weniger unwichtigen oder direct unsinnigen Projecten auf, die der Congreß anläßlich seiner Neugestaltung Europas so nebenher berathen und ausführen sollte.

Der Papst wollte die Wiederherstellung des Jesuitenordens durch die Gesammtheit der europäischen Mächte decretirt wissen, weil sie ihn ja vierzig Jahre früher unisono verdammt hatten; der Schwärmer Jahn muthete dem Congresse zu, den Völkern durch zwangsweise (!) Einführung des Turnens das Angebinde künftiger Kraft und Robustheit des Körpers und der Seele nach dem Wahlspruche: „frisch, fromm, frei, froh!" zu machen; die Juden vermaßen sich, lange Jahre bevor man in der Geistesrohheit des Antisemitismus eine große That der Zukunft sah, um Emancipirung und Zuerkennung der Bürgerrechte zu petitioniren; die italienischen und levantinischen Rheder meinten, weil Diplomaten und Soldaten eben beisammen seien, könne man ja einen Kreuzzug zur Unterdrückung der afrikanischen Barbaresken- und Seeräuberstaaten beschließen; der berühmte Buchhändler Cotta wollte allgemeine europäische Normen für den Buchhandel und das literarische Eigenthum in Anregung bringen, und ein gar sonderbarer Schwärmer hielt sogar öffentliche Vorträge, in welchen er für eine Universalsprache plaidirte, die er natürlich fix und fertig im Schubsack mitbrachte. Er bewies gar anschaulich, wie seit den Tagen des leidigen Thurmbaues bei Babel alles Unheil und die Kriege nur durch die Sprachenverwirrung gekommen sei, die man jetzt im Handumdrehen beseitigen könne, wo man doch einmal „so friedlich beisammen sitze und sich so lieb habe". Der Mann hieß Schmidt und war natürlich Professor aus Dillingen, — denn solche auserlesene Raupen werden ja nur in den Köpfen deutscher Professoren gezüchtet. Ja, die höchste Blüthe unfreiwilliger Ironie lag wohl in dem allen Ernstes gemachten Vorschlag, der Congreß — welcher Anlaß zur Entfaltung des ausschweifendsten Luxus war — solle zur Hebung von Zucht und Sparsamkeit eine „allgemeine europäische Kleiderordnung" (!) erlassen.

Kehren wir aus diesen heiteren Regionen zu jenen Angelegenheiten zurück, mit welchen sich die am 3. November 1814 thatsächlich eröffneten Conferenzen ernstlich beschäftigten, so stoßen wir vor Allem auf die Frage, welches Schicksal dem gewissermaßen geächteten König von Sachsen beschieden sei. Preußen, gestützt auf eine vor Beginn des Befreiungskrieges gemachte Zusage Rußlands, forderte als Lohn für seine geleisteten Dienste die Einverleibung, und anfänglich schien es, als ob auch Ludwig XVIII. aus Erbitterung gegen den treuesten Anhänger Napoleon's diesen Anspruch ratificiren würde. Talleyrand's weit-

sichtige Staatskunst erkannte aber die Frankreich drohenden Unbequemlichkeiten einer Vergrößerung Preußens und trat im Interesse der Legitimität offen und durch Einflüsterungen für König Friedrich August ein. Und es gelang ihm nicht nur England, das unter Castlereagh's Leitung am Congreß nicht nur wie gewöhnlich eine eigennützige, sondern auch eine widerspruchsvolle und nergelnde Politik verfolgte, umzustimmen, sondern auch Oesterreich gegen jede Vergrößerung Preußens einzunehmen. So ungünstig er auch persönlich über den König von Sachsen dachte, so sagte doch Kaiser Franz mit dem gewohnten Kopfnicken: „Mein Gott! es is halt do ein hart's Ding, ein' Monarchen vom Thron z'stoßen."

Nicht ohne Einfluß auf die zunehmende Verbitterung blieb auch die polnische Frage, von welcher zwar von vorneherein ausgeschlossen war, daß sie im Sinne einer Wiederherstellung dieses Staates zur Sprache komme. Aber auch der lebhafte Wunsch des Kaisers Alexander, den Titel eines „Königs von Polen", für seine Person wieder in das Leben zu rufen, wurde nicht günstig aufgenommen, da man darin nicht ganz mit Unrecht einen Versuch sah, in der Zukunft Ansprüche auf die anderen ehemaligen polnischen Landestheile zu erheben.

Im Mittelpunkte aller Intriguen, welche desto geschäftiger und gehässiger im Verborgenen gesponnen wurden, je herzlicher man sich äußerlich geberdete, stand Fürst Talleyrand, der in dem gegenseitigen Mißtrauen der Mächte das beste Mittel sah, für Frankreich wieder jene Bedeutung im europäischen Rathe zu erringen, die man ihm noch vor Kurzem zu nehmen Willens war. Nachdem es eigentlich in der demüthigenden Rolle eines Angeklagten am Congreß erschienen war, der nur sein Urtheil zu vernehmen hatte, wußte dieser Großmeister verschlagener Politik es dahin zu bringen, daß man sich um Frankreichs Freundschaft bemühte und manche Frage in seinem Sinne gelöst wurde.

Ganz ungerechtfertigt ist das herbe Urtheil keinesfalls, welches Nostitz fällt, wenn er über die kleinlichen Nergeleien und das Markten um Länder und Leute sagt: „Die großen Resultate des großherzigen Congresses werden nichts Anderes sein, als eine Seelenverkäuferei, wie die der Regensburger und Augsburger Versammlung, wo durch die Mediatisirung nach dem Luneviller Frieden (1801) die Fetzen rechts und links durcheinander vertheilt wurden. Alles was geschieht ist um nichts besser, als was Napoleon auch gethan, weil man sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herumdreht. Schlechte mittelmäßige Minister, die eine demoralisirte Politik handhaben und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Völker nach eigener schlechter Persönlichkeit handeln. Zu allen Uebeln kommt noch eine faule Scheu vor der Arbeit und was nur unbestimmt zu lassen, das bleibt es, uneingedenk der Folgen."

Von Metternich heißt es: „Das Mystificiren gehört zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welche er im geselligen Leben oft bis zur Verzweiflung der Menschen treibt, und welche er nun jetzt im Cabinet zu einer Fertigkeit gesteigert hat, die durch Zartheit und studirte Unbefangenheit noch gefährlicher wird."

Wenn es wahr ist, daß Metternich, um Rußland und Preußen zu trennen, jenem Polen, diesem Sachsen in Aussicht gestellt habe, wenn es davon abstehe, die beiderseitigen Ansprüche des Andern auf eben diese Länder zu unterstützen, so wäre dies allerdings einer jener diplomatischen Winkelzüge, die man im gewöhnlichen Leben als Perfidie brandmarkt. Möglich ist es immerhin, denn in der Politik steht nach einem geflügelten Wort „die Moral nie auf der Tagesordnung".

Ein gewichtiger Grund muß jedenfalls für die tiefe Verstimmung des Kaisers Alexander maßgebend gewesen sein, sonst würde er nicht im Jänner 1815 eine Einladung zu Metternich mit den zum Grafen Hardegg gesprochenen Worten abgelehnt haben: „Hören Sie, Sie sind Soldat. Metternich hat mich der Unwahrheit beschuldigt; wenn meine Verhältnisse es mir erlaubten, so wüßte ich, was zu thun ist, — aber sehen kann ich ihn nicht mehr."

Von besonderem Interesse sind die Verhandlungen, die man über die Neugestaltung der Verhältnisse Deutschlands am Congresse pflog. Besser als irgendwo tritt hier die Kleinlichkeit der Auffassung, die Selbstsucht und — die Furcht vor jeder freien Regung hervor. Man hatte zwar den in dem Freiheitskrieg von 1813 und 1814 mächtig aufflammenden deutschen Patriotismus trefflich zu benützen gewußt und im Namen „Deutschlands" die begeisterten Schaaren gegen den Feind geführt; jetzt aber war die Gefahr vorüber, der Boden vom Bedränger befreit und man hätte es am liebsten gesehen, wenn mit demselben Moment auch der nun unbequem werdende nationale Enthusiasmus verglommen wäre und an die Regenten und Staatsmänner keine Ansprüche erhoben hätte, auch dem Volk einen Lohn für die Siege zu geben, die es durch Entsagung vorbereitet, durch beispiellose Tapferkeit errungen hatte.

Am hartnäckigsten stemmten sich die süddeutschen Staaten, namentlich Baiern und Württemberg, gegen jede Wiederherstellung einer deutschen lebensfähigen Centralgewalt. Sie fürchteteten dadurch eine Beeinträchtigung ihrer Souveränetätsrechte, wahrscheinlich auch die langsam sich vorbereitende Auffaugung in einen großen Staatskörper, aus welchem Grunde sie auch heftig gegen die Entthronung des Königs von Sachsen opponirten, da sie darin nur ihre eigene Zukunft sahen. Sogar ein sehr zahmer Vorschlag Metternich's, der auf eine gemeinsame Repräsentation auf Grund der bestehenden ständischen Einrichtungen hinauslief, wurde bekämpft, und Baiern wollte sich nur dazu verstehen, daß die einzelnen Fürsten gegen Außen eine gewisse Verbindung eingingen, im Uebrigen aber vollkommen unabhängig blieben. Und dieser Gedanke war den damaligen Machthabern, welche eine Scheu vor Allem hatten, was volksthümlich aussah oder hieß, so sympathisch, daß alle Anstrengungen hellblickender Staatsmänner vergeblich waren, und man sich in der deutschen Frage immer mehr zu dem durch fünfzig Jahre so schwer auf Deutschland lastenden Fehler neigte, statt eines Bundesstaates bloß einen Staatenbund zu schaffen, der dem nationalen Empfinden des Volkes nicht genügte und dessen Kraft lahm legte.

Es ist kaum zu glauben, auf welche sonderbaren Ideen man verfiel. Der Sprosse eines der Reußischen Fürstenhäuser, der in der endlosen Reihe der Heinriche jüngerer Linie als der vierundsechzigste bezeichnet wurde und als ein Mann von Kenntnissen und Geist galt, verfocht die merkwürdige Idee, man müsse kurzweg auf Deutschlands Vorzeit zurückgreifen — und zwar hübsch weit, nämlich auf die goldene Bulle Karl's IV., — also gerade auf eine der für Deutschlands Gesammtmacht verderblichsten Phasen, durch welche der Selbstständigkeitsdünkel der einzelnen Fürsten so sehr bestärkt wurde. Es war dies ein Sohn jenes Fürsten Reuß, der auf die spöttische Frage Friedrich's des Großen, ob die Fürsten seines Hauses numerirten wie die Droschkenkutscher, scharf erwiderte: „Nein, sie zählen fort wie die Könige, wenn deren Stamm lange genug auf dem Throne bleibt."

Nicht ohne Grund setzt Rostitz solchen eben mitgetheilten Ansichten den Ausruf bei: „So sprechen die Klügsten, was soll man mit den Anderen anfangen?"

Daß bei solcher Verwirrung der Ansichten die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet und geglaubt wurden, ist natürlich. Keine politische Constellation war so absurd, um nicht ihre Anhänger und Vertheidiger zu finden, und die politischen Kannegießer in den Salons und hinter dem Bierglas mühten sich auf ihre Weise, die professionellen Staatskünstler noch an Ungeheuerlichkeiten zu übertreffen. Welche sonderbare Gerüchte durch die Luft schwirrten, beweist besonders eines derselben, das allen Ernstes colportirt und als ein ganz passendes Mittel zur Beilegung der Differenzen angesehen wurde: König Friedrich Wilhelm III. solle nämlich die Kaiserin Maria Louise heirathen, welche so zum zweiten Male als politischer Sühnengel fungiren sollte.

Denn ſo ſorgfältig man auch das Geheimniß der Conferenzen hütete, ſo drangen doch Andeutungen über ernſte Differenzen in das Publikum, das beſtürzt aus dem Friedens-Congreß die Saat neuer Kriege emporwachſen ſah.

Man wußte, daß ſich die Mächte in zwei Lager gruppirten, wenn auch nur Wenige Kenntniſſe davon hatten, daß die Dinge ſchon bis zum Aeußerſten gediehen waren, und eine Tripelallianz zwiſchen Oeſterreich, Frankreich und England die Zurückweiſung der ruſſiſch-preußiſchen Forderungen, nöthigenfalls auch mit den Waffen, zum Zweck hatte.

Da änderte eine unvorhergeſehene Nachricht plötzlich Alles, und die Furcht vor dem Gewaltigen, der zwanzig Jahre lang ſeine Geißel über Europa geſchwungen hatte, ſtellte mit einem Schlage die ſo brüchig gewordene Einigkeit wieder her.

Des Kampfes letzte Zuckungen.

(1815.)

In einer heiteren Gesellschaft sind Mißhelligkeiten ausgebrochen. Man schäkert und scherzt zwar noch fort, aber unter den Mienen und tändelnden Worten lauern Argwohn und Mißtrauen, das Lächeln wird zu einer Grimasse, der Scherz zum Hohn und die zögernd gereichte Hand krampft sich zusammen, als ob sie sich lieber zum derben Faustschlag ballen wollte. Nur ein dünner Schleier gewohnter Formen verhüllt noch dürftig die eigentlichen Gesinnungen, aber schon die nächsten Stunden können den Ausbruch bringen, der an die Stelle von rauschenden Festen der Freude den wilden Tumult der Zwietracht setzt.

Da dringt plötzlich von Außen eine Gefahr herein, welche stärker wirkt als die innere Uneinigkeit; rasch vergißt man, was trennt und reicht sich die Hand zur Abwehr. Was an gegenseitigem Groll gegen einander aufgespeichert war, wird gegen den Dritten gekehrt, den Alle hassen, — es hat zwar mit der ohnehin lahm gewordenen Freude ein Ende, aber auch mit der Gefahr, daß sich die Festgäste gegenseitig in die Haare fallen.

So ungefähr war die Situation am Congreß, als am 5. März die Nachricht in Wien ankam, daß Napoleon am 26. Februar mit neunhundert Mann seiner „elbaischen Armee" die Insel verlassen habe, glücklich durch die englischen Kreuzer geschlüpft und am 1. März bei Cannes gelandet sei.

Man gab sich zwar der Hoffnung hin, sein allerdings verzweifeltes Unternehmen werde gleich im Beginne verunglücken und legte der Meldung des englischen Consuls in Livorno kein sonderliches Gewicht bei, sondern gab sich den Anschein, als sei man unbesorgt. Gegen diese künstliche Unbefangenheit sprach es freilich, daß man die verhängnißvolle Nachricht verheimlichte, was nach alter und neuer Sitte stets nur dann geschieht, wenn etwas Unangenehmes zu verkünden war, dessen Aenderung man vergeblich von der nächsten Stunde erwartet.

Der großmäulige Graf Pozzo di Borgo äußerte sich, Napoleon werde, wenn er es wage, weiter vorzudringen, „an den ersten Baum auf der Straße nach Paris gehängt werden". Doch nicht Viele theilten seine Zuversicht, und der Herzog von Dalberg entgegnete kopfschüttelnd: „Ich fürchte, Sie sind ein schlechter Prophet, Graf, — in einer Woche wird Napoleon in Paris sein."

Unerschüttert blieb auch dieser Nachricht gegenüber nur ein Mann — Talleyrand. Er lag noch im Bette und überhörte seiner schönen Nichte, der Gräfin Perigord, die Rolle, welche sie auf dem Dilettantentheater des Fürsten Metternich spielen sollte, als die Nachricht von Napoleon's Flucht anlangte.

„Mein Gott!" rief die Dame erbleichend; „Bonaparte hat Elba verlassen! — was wird aus unserem Theater werden?!"

„Es wird stattfinden, — seien Sie ganz unbesorgt", erwiderte kalt der alte Diplomat, der verlernt hatte, über irgend etwas zu erstaunen oder zu erschrecken.

Und in der That behielt er allein Recht. Sowohl Napoleon irrte sich, als er mit den Worten: „Der Congreß ist aufgelöst!“ an das Land stieg, als auch Jene, welche den Zauber seines Namens unterschätzten und sich der Hoffnung hingaben, sein tollkühner Zug werde wegen Mangels an Theilnahme gleich im Beginne mißlingen.

Es dauerte zwar länger als eine Woche, bis er nach Paris kam, aber seine Macht schwoll von dem Augenblick, als sich ihm die Besatzung von Grenoble angeschlossen hatte, gleich einer Lawine an, die ihm entgegen gesendeten Truppen gingen sofort zu ihm über und die Bevölkerung bewies im schlimmsten Falle durch ihr passives Verhalten, daß die Herrschaft der Bourbons keine tieferen Wurzeln

Fürstin Bagration in ihrem Boudoir. (Seite 316.)

mehr im Volke habe. In eilfertiger Hast verließ König Ludwig XVIII. Paris, um sich in Sicherheit zu bringen und am 20. März zog Napoleon — freilich auch unter dem Schweigen der Bevölkerung, in Paris ein.

Die Nachricht von seinen Fortschritten kam in Wien während eines Festes bei dem Fürsten Metternich an und zerstörte die letzten Selbsttäuschungen.

„Diese Neuigkeiten trafen die Gesellschaft wie ein Blitz aus heiterem Himmel“, erzählte der Graf de La Garde als Augenzeuge. „Die Tausende von Wachslichtern schienen plötzlich ihren Glanz zu verlieren.“

„Die Kunde verbreitete sich mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens; der Walzer wird unterbrochen, und vergebens spielt das Orchester weiter; man blickt sich bestürzt an, man befragte sich ängstlich; die vier Worte: „Er ist in Frankreich!“ wirkten versteinernd wie das Haupt der Medusa.

Digitized by Google

und stelle, um ihn zu verbessern, meinen Degen und meine Armeen Eurer Majestät zur Verfügung."

Leicht wurde dem Kaiser von Rußland diese Selbstüberwindung nicht, und er gab trotzdem seiner Mißachtung der Bourbons, die kaum einen Versuch gemacht hatten, sich zu behaupten, und für welche sich nicht eine Hand ernstlich erhob, lauten Ausdruck. Da fand denn Talleyrand, der Meister der Phrase, der nie um einen tönenden Ausspruch verlegen war, hinter dessen Worten sich die Wahrheit oder das Nichts verbergen ließ, rasch wieder einen Ausweg. Sophistisch erklärte er, die Verbündeten kämpften weder gegen Frankreich, noch für die Bourbons, sondern im Gegentheil für das Erstere und nur gegen Napoleon. Und obwohl dies angesichts der Haltung der Armee und auch eines Theiles der Bevölkerung von Frankreich thatsächlich nicht mehr als eine Phrase war, so begnügte man sich doch damit, wie es ja in der Politik so häufig geschieht.

Noch einmal wurde die Einigkeit der Verbündeten durch eine kleine Bosheit Napoleon's einer harten Probe ausgesetzt. Unter den Papieren Ludwig's XVIII. hatte man auch jenen Allianzvertrag vom 6. Jänner 1815 zwischen Oesterreich, England und Frankreich gefunden, der gegen Preußen und Rußland gerichtet war und die Monarchen dieser Staaten umso peinlicher berühren mußte, als er geschlossen worden war, während sie beide als Gäste in Wien weilten; Napoleon sendete den Vertrag dem Kaiser Alexander zu. Doch dieser war entschlossen, jede auch berechtigte Empfindlichkeit bei Seite zu setzen, und machte der leidigen Angelegenheit ein chevalereskes Ende.

Im Beisein des Herrn von Stein empfing er Metternich und zeigte diesem das ominöse Aktenstück. Selbst die Gewandtheit und Glätte des Staatskanzlers versagte in diesem Moment, und er brachte es nur zu gestotterten Entschuldigungen. Kaiser Alexander aber, wie es öfters bei seinem schwankenden Charakter der Fall war, durch eine momentane Wallung zu wirklicher Größe emporgehoben, warf die Urkunde mit den Worten in das Feuer: „Metternich! so lange wir Beide leben, soll über diese Sache zwischen uns kein Wort mehr gesprochen werden. Wir haben jetzt andere Pflichten, — denn gegenüber der Rückkehr Napoleon's muß unsere Allianz fester als je sein."

In der That scheint von dieser Zeit an die Abneigung des Kaisers Alexander gegen Metternich gänzlich geschwunden zu sein. Darauf deutet ein von dem russischen Monarchen äußerst zart vorgebrachter, aber immerhin eigenthümlicher Antrag, als er im Mai 1815 Wien verließ, um sich zur Armee zu begeben. Derselbe ging dahin, nebst dem offiziellen Depeschenverkehr noch eine Privatcorrespondenz zu eröffnen, zu deren Bestreitung Alexander das gewiß ausreichende Portogeld von jährlich fünfzigtausend Dukaten anbot. Statt, wie es vielleicht am correctesten gewesen wäre, die ganze Sache unter vorsichtigen Formen abzulehnen, machte Metternich dieselbe von der Zustimmung des Kaisers Franz abhängig, der dieselbe anfänglich verweigerte, später aber mit der allerdings auch sonderbaren Motivirung gestattete, „daß er ja schließlich eine solche Correspondenz doch nicht verbieten und sie bei den freundschaftlichen Beziehungen der Cabinete nützlich sein könne".

Der drohenden Gefahr gegenüber hatte man sich rasch geeinigt. Am 16. März erfloß das von Gentz verfaßte Manifest, welches besagte, „daß Napoleon, da er durch sein Unternehmen die Convention, welche ihm den Besitz der Insel Elba zugesichert, verletzt habe, so betrachtet werden müsse, als hätte er den einzigen rechtlichen Anspruch auf seine politische Existenz von selbst vernichtet, sich von allen gesellschaftlichen Verhältnissen losgebunden und als Feind und Störer des Weltfriedens den öffentlichen Strafgerichten preiszugeben sei". Das war eine mittelalterliche Achterklärung in bester Form, und thatsächlich wurde Napoleon in etwas sonderbarer Heftigkeit als „Rebell und Verräther" gebrandmarkt.

Vergeblich mühte man sich in Wien, die festliche Stimmung noch länger festzuhalten. Man versammelte sich zwar noch auf Bällen und in Salons, aber in

Erwartung neuer Kämpfe, die nicht frei von sanftem Grauen vor „Nappel's Hetzpeitsche" war, wollte sich keine rechte Festfreude mehr einstellen. Durch die fröhlichen Tanzweisen hörte man schon den dröhnenden Schritt der Marschcolonnen, das Klirren der Waffen; — statt schwärmerischen und frivolen Geplauders sprach man nur von Bataillonen und Korps, und kein Mensch dachte mehr an zärtliche Billetsdoux über dem Scharren der Federn am Conferenztisch, die jetzt einholten, was versäumt worden war.

Wieder bewies sich König Max Josef als vorsorglicher Regent und kluger Geschäftsmann, — aber als sehr kühler Patriot. Er setzte dem Durchmarsch österreichischer Truppen durch sein Land so lange Widerstand entgegen, bis man ihm durch Zugestehung einiger Grenzrectificationen, die ihm unter Anderem Berchtesgaden eintrugen, die Nothwendigkeit dieses Durchmarsches versüßt hatte.

Nicht viel scharmanter benahm sich Schweden, das, in den Besitz Norwegens gesetzt und gestützt auf seine Lage, sich weigerte, dem allgemeinen Bund neuerdings beizutreten.

Bevor sich der Schlußakt des großen Napoleonischen Dramas abspielte, kam eine andere Episode zur Entscheidung. Die Vorgänge am Congresse konnten den König Joachim Murat nicht im Zweifel lassen, daß sein Anschluß an die Gegner Napoleon's nichts genützt hatte und man entschlossen sei, auch ihn vom Throne zu vertreiben. Die Ablehnung seiner Forderung, daß Ludwig XVIII. von den Mächten verhalten werden solle, ihn anzuerkennen, bewies deutlich, daß man im Rathe Europas gesonnen sei, ihn fallen zu lassen. Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß er dem Zuge seiner natürlichen Sympathien folgte, und bei der Nachricht von Napoleon's Vordringen in Frankreich setzte er seine Armee nach dem Kirchenstaat in Bewegung. Die Oesterreicher unter Frimont, Nugent und Bianchi rückten ihm entgegen und schlugen ihn in kleineren Gefechten, zugleich wurde König Ferdinand IV. wieder als Souverän Neapels anerkannt. Die Niederlage bei Tolentino (2. Mai 1815) vernichtete Murat's Armee, ein Aufstand der Lazzaroni vertrieb ihn aus Neapel, und als er von Corsica einen abenteuerlichen Zug zur Wiedererlangung seines Reiches unternahm, wurde er bei einer vom Sturm erzwungenen Landung bei Pizzo gefangen genommen und kriegsrechtlich erschossen (13. Oktober 1815). Der wiedereingesetzte bourbonische Herrscher anerkannte die Verdienste Metternich's durch Verleihung des Titels eines Herzogs von Portella, jene Talleyrand's, indem er ihn zum Herzog von Dino erhob.

Viel früher entschied sich das Schicksal Napoleon's, dessen Herrschaft von „hundert Tagen" in der mörderischen Schlacht bei Waterloo (18. Juni) zu Grunde ging. Unerschüttert hielt das englische und holländische Heer unter dem „eisernen Herzog" Wellington die wüthenden Angriffe durch einen vollen Tag aus, bis das Erscheinen und der begeisterte Vorstoß der Preußen unter dem „Marschall Vorwärts", dem „alten Blücher", die bisherigen Angreifer zur regellosen Flucht trieb. Seine nochmalige Abdankung zu Gunsten seines Sohnes wurde von den Mächten gänzlich ignorirt, am 7. Juli zogen Blücher und Wellington in Paris ein, und Napoleon, der von Rochefort aus nach Amerika gehen wollte, war genöthigt, sich am 24. Juli den Engländern als Kriegsgefangener zu ergeben. Eine Convention der Mächte vom 2. August bestimmte die Insel St. Helena zu seinem Aufenthalt, auf deren ödem Felsplateau sich sein gigantisches Schicksal — ein merkwürdiges Seitenstück der antiken Prometheussage — erfüllte.

Zwei Tage vor der Schlacht bei Waterloo war der Congreß geschlossen worden, nachdem am 8. Juni unter Ach! und Weh! auch die „deutsche Bundesakte" vollzogen worden war. Wenn wir auch nicht aus trüben Erinnerungen wüßten, in welchem Geiste dieselbe verfaßt war, so könnten wir es aus dem wahrhaft spaßigen Umstand schließen, daß am Ende sogar Fürst Metternich dem starren Souveränetätsdünkel einzelner Fürsten gegenüber als Verfechter der

Volksrechte auftreten mußte. Dem Begehren Württembergs, „daß in dem künftigen Grundgesetze unter keiner Bedingung auf die Verhältnisse der Unterthanen zu ihren Herrschern Bezug genommen werden dürfe", entgegnete der österreichische Staatskanzler, daß zwar selbstverständlich das monarchische Princip gewahrt werden müsse, „welchem Deutschland nie ungestraft untreu werden darf", daß aber andererseits die Feststellung des Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen nothwendig sei, nachdem in einzelnen Staaten solche Bedrückungen eingetreten, wider welche die Unterthanen in Zukunft durch ein Rechtsverhältniß, wie sie dessen in der früheren Reichsverfassung theilhaftig, sichergestellt werden müßten."

Welchen Werth dieses „Rechtsverhältniß" selbst dort hatte, wo es zur Ausführung kam, was nicht überall geschah, werden wir später sehen. Die Bundesakte bestimmte nur ganz allgemein, daß überall Landstände zusammentreten sollten. Dem nationalen Bedürfniß nach Einigung kam man durch Einsetzung einer Diplomaten-Conferenz (Bundesversammlung) in Frankfurt entgegen, die in ziemlich krauser Weise nach Stimmen je nach der Bevölkerungszahl zusammengesetzt war, so daß Oesterreich und Preußen je vier Stimmen besaßen, die Mittelstaaten je eine, aber eine Anzahl kleinere Staaten auch zu Collectivstimmen zusammengebündelt waren. Als letzten Abglanz der alten verblichenen Kaiserherrlichkeit wurde Oesterreich das Präsidium zugesprochen. Und damit noch eine Erinnerung an die „gute alte Zeit" bewahrt werde, schuf man auch ein Bundesheer, das bei der absoluten Selbstständigkeit der einzelnen Staaten auch in militärischen Dingen geradeso buntscheckig und gewiß auch vom gleichen Werthe war wie die einstige „Reichsarmee" lächerlichen Andenkens, welche man im Volksmunde spottend: des heiligen römischen Reichs „Reißausarmee" nannte. Erscholl damals der Ruf: „Die Reichsarmee tritt zusammen", dann kam wohl panischer Schrecken über das ganze Land, und zwar nicht etwa aus Furcht vor dem Feinde, sondern aus Furcht vor den eigenen Mannschaften, da in vielen Gegenden der Soldat ein ziemlich mißachtetes Geschöpf war. Es saß der Soldat eben gewöhnlich nur Schildwache, entweder im Thor oder im Wirthshause. Wie er aussah, wenn er Schildwache stand, ist uns in einem hübschen Bildchen veranschaulicht worden (Seite 336), das eine Illustration zu dem Leipziger Liede von „Barchewitz" bildet, welches beginnt:

„Als Leipzigs Thore noch bemannt
Mit Stadtsoldaten, wie bekannt,
Verhöhnt von den Studenten;
Da standen von dem edlen Korps
Auch zwei einst vor dem Petersthor,
Den Strickstrumpf in den Händen."

Die Bundesakte wurde unmittelbar nach ihrem Erscheinen in einer großen Denkschrift von Gentz, der immer mehr bezahlter Lohnschreiber wurde, als ein Akt hoher politischer Weisheit gepriesen. Gesinnungslos, wie er aber war, konnte er doch in intimen Kreisen seine bessere Erkenntniß nicht verbergen und spottete in unerbittlicher Weise über diese „Neugeburt" des deutschen Reiches, die von den deutschen Staatsmännern nach der Art ungeschickter Accoucheure vorgenommen worden sei, die ohne Noth das zum Leben bestimmte Kind bei den ersten Schwierigkeiten der Geburt zerstückeln.

Am 20. November 1815 wurde durch den zweiten Pariser Frieden endlich die Periode der Gebietsveränderungen definitiv abgeschlossen. Frankreich mußte sich außer Zahlung von Kriegskosten zu Gebietsabtretungen an der Saar und Mosel verstehen, die von Oesterreich und Preußen zur Ausgleichung der letzten Entschädigungsansprüche verwendet wurden. Bezüglich des ersteren Staates blieb es bei den Bestimmungen des ersten Pariser Friedens. Nach diesem erhielt es in Italien Mailand und Mantua, das Gebiet von Venedig und Ferrara, aus welchen mit dem Veltlin und den Landschaften Chiavenna und Bormio das lombardisch-venetianische Königreich gebildet wurde, das eine besondere ständische Einrichtung (Central-Congregation) erhielt. Rußland

trat den Tarnopoler Kreis und die Salzwerke von Wieliczka ab, Dalmatien mit Cattaro und Ragusa wurden erworben und die Grenze gegen Baiern mit Ausnahme von Berchtesgaden so gezogen, wie sie vor dem Preßburger Frieden war, so daß Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel bei Oesterreich blieben. Die österreichischen Seitenlinien in Toskana und Modena wurden wieder eingesetzt, Parma, Piacenza und Guastalla kamen an Maria Louise, die Gattin Napoleon's, nach deren Ableben die Nachfolge einer bourbonischen Seitenlinie vorbehalten war.

Noch früher als der Pariser Friede wurde am 26. September zwischen den Kaisern von Oesterreich und Rußland und dem König von Preußen jener sonderbare und berüchtigte Bund „die heilige Allianz" geschlossen, dessen Entstehen und Tendenz deutlich den Einfluß der immer übermächtiger werdenden Romantik auch auf die Politik verrieth. Diese „Association der christlichen Monarchen" sollte den Zweck verfolgen, „sowohl in der Verwaltung der einzelnen Staaten, wie auch in deren politischen Beziehungen zu einander nichts zur Richtschnur zu nehmen, als die Gebote des christlichen Glaubens, der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens".

Bald zeigte sich, daß hinter diesen herrlichen Worten nichts steckte als die nackteste Reaktion, und vielleicht darum traten nach und nach fast alle Staaten Europas bei. Mit Ausnahme der Türkei, die natürlich nicht in einen Bund „christlicher" Regenten aufgenommen werden konnte, verhielten sich nur noch England und Papst Pius VII. ablehnend.

Bezüglich des Ersteren war die Rücksicht auf die in England immer mehr zur Macht werdende öffentliche Meinung maßgebend, die sprichwörtliche Klugheit der päpstlichen Diplomaten aber mag wohl das Bedenkliche und Unhaltbare der Sache erkannt haben, welche durch die Betonung des allgemeinen „christlichen" Standpunktes nicht sympathischer werden konnte.

In der Wirklichkeit that auch die mit so vielem Nimbus umgebene und mit einem schwärmerischen Mysticismus verklärte „heilige Allianz" nur nach einer Seite ihre Schuldigkeit, — wenn es nämlich galt, im Namen der „christlichen Staatsautorität" den Geist und das Sehnen der Völker zu beschwichtigen oder zu knebeln. In diesem Sinne war sie der heilige Geist, welcher die nachfolgenden Congresse von Verona, Troppau und Laibach inspirirte. Die tieferen Gegensätze, welche in der Natur und Entstehung der einzelnen Staaten selbst lagen, vermochten sie nicht auszugleichen, und die „unauflösliche Brüderschaft", welche die Monarchen der heiligen Allianz verband, versagte ihre Macht sofort, wenn die natürlichen Interessen und die daran geknüpfte Eifersucht in das Spiel kamen.

Scheinbar wären wohl nach so lange andauernden Erschütterungen nunmehr dauernde Fundamente gelegt worden, auf welchen sich der friedliche Ausbau der inneren Verhältnisse jedes Landes hätte erheben und in dessen Schutz die Schäden hätten geheilt werden können, die durch so lange dauernde Wirren dem Wohlstand und der Cultur geschlagen worden waren. Vielleicht ist aber nie eine gleich günstige Gelegenheit so verfehlt benützt worden, und gerade die „stillen Jahre", die unserem Vaterlande beschеert waren, dienten nur dazu, eine Stimmung und Gegensätze zu erzeugen und groß zu ziehen, die endlich nicht ohne explosiven Ausbruch bleiben konnten.

Bevor wir in der politischen Geschichte weiter schreiten, sei noch ein kurzer Rückblick auf das geistige und Culturleben seit Beginn des Jahrhunderts geworfen, das zudem vom Beginn der Zwanziger-Jahre in ganz anderen Bahnen wandelte.

Culturleben von 1800 bis 1816.

Wir haben bereits bei der kurzen Ueberſicht am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts betont, daß die etwas überraſch getriebene Blüthe der öſterreichiſchen Literatur durch die rückläufige Bewegung, welche in der Mitte der Neunziger Jahre eintrat, in ihrem weiteren Wachsthum gehemmt wurde. Aber die in der Joſefiniſchen Periode gepflanzten Keime waren doch ſchon zu feſt eingewurzelt, um nicht trotz aller Ungunſt der Zeiten und Meinungen ſich weiter zu entwickeln. Für die neuere Zeit ſcheint es wohl nicht mehr ganz richtig zu ſein, wenn man annimmt, daß kriegeriſche Epochen abſolut eine hemmende Wirkung auf die gelehrte und literariſche Production haben müſſen; dieſe wird natürlich davon beeinflußt und in beſtimmte Richtungen gelenkt, aber nicht ganz unterdrückt, wie es namentlich während des großen deutſchen Religionskrieges der Fall war. Ja, man könnte ſogar nachweiſen, daß der durch die eiſerne Pflugſchar des Krieges durchgewühlte Boden auf geiſtigem Gebiet reichere und ſchönere Ernten trägt, als wenn eine lange Friedensepoche den Gang der Geiſter ſchläfrig gemacht hat. Auf die friedericianiſchen Kriege des vorigen Jahrhunderts folgte die claſſiſche Periode deutſcher Literatur und der directe Zuſammenhang der franzöſiſchen Kriege mit der auf allen Gebieten übermächtig auftretenden und nicht immer wohlthätig wirkenden Romantik iſt unverkennbar.

Wenn das geiſtige Leben in Oeſterreich unter dem wenig verhüllten Uebelwollen nicht ganz ertödtet wurde, ſo ſind vielleicht gerade die Kriege im Beginne des Jahrhunderts Schuld daran, welche Kräfte weckten und die Heranziehung von Talenten forderten. Der Staat war denn doch ſeit fünfzig Jahren ein ganz anderer geworden, und es ging nicht mehr an, ſeine Lenkung und ſein ganzes Weſen zur Geheimkunſt einer kleinen Kaſte zu machen, die ihre Aufgabe mit ein wenig Routine und ſehr wenig poſitivem Wiſſen löſte. Die immer wichtiger werdenden wirthſchaftlichen Fragen, die größere geiſtige Beweglichkeit der Maſſen, das Verwandeln von Kunſt und Wiſſenſchaft aus Privatpaſſionen einzelner Machthaber zu Angelegenheiten von ſtaatlichem Gewicht, — all das und namentlich die verhaßte Nothwendigkeit, die zur Macht gewordene öffentliche Meinung zu lenken und zu beeinfluſſen, wodurch die Publiciſtik entſtand, drängte die Herrſchenden ſelbſt dazu, den geiſtigen Beſtrebungen Vorſchub zu leiſten, ſich ihrer zu bedienen, ſo wenig günſtig ſie ihnen auch thatſächlich geſinnt waren.

Es war wohl nur ein Ausfluß dieſer verhaßten Nothwendigkeit und auch ſeiner durch und durch praktiſchen Natur, daß Kaiſer Franz bei jeder Gelegenheit erklärte, er lege nur auf die „exakten Wiſſenſchaften“ und das „Poſitive“ Werth. Was nicht feſt auf irdiſchem Boden ſtand oder gar zu Reflexionen und Grübeleien Anlaß gab, war ein Greuel für ihn, ob es ſich nun als ſpeculative Philoſophie oder als religiöſer Myſticismus gab.

Der Stimmungswechſel von 1780 bis 1800 war zu plötzlich und rauh eingetreten, um ſich nicht empfindlich zu äußern. Nur wenige Namen, die in der

Josefinischen Zeit Klang hatten, finden wir später noch schaffend. Die meisten von Bedeutung und Charakter, wie z. B. Josef von Sonnenfels (geb. 1733, gest. 1817), zogen sich zurück, um nicht mit ihrer Vergangenheit, die ihnen einen oft über Verdienst gehenden reformatorischen Ruf einbrachte, in Widerspruch zu gerathen.

Am wenigsten war dies natürlich bei den rein exakten Disciplinen der Fall. Als Juristen setzten Thomas Dolliner (geb. 1760, gest. 1839), Franz von Zeiller (geb. 1751, gest. 1828) und Sebastian Jenull (geb. 1777, gest. 1848) die unter Kaiser Josef begonnenen codificatorischen Arbeiten fort, welchen das 1803 veröffentlichte Strafgesetz und das schon erwähnte bürgerliche Gesetzbuch ihre Entstehung verdankten.

Theilweise gehört der Josefinischen Periode an der grundgelehrte Johann Melchior von Birkenstock (geb. 1738, gest. 1809), der bis 1803 die Leitung des Studienwesens innehatte und als classischer Lateiner wie gründlicher Alterthumskenner galt. Von ihm ist die Inschrift des Josefs-Denkmals: „Josepho secundo, qui saluti publicae vixit, non diu sed totus“ (Josef dem Zweiten, welcher nicht lange, aber ganz dem öffentlichen Wohl lebte), die an Stelle einer gleichfalls von ihm verfaßten, viel bezeichnenderen, aber nicht genehmigten kam, welche lautete: „Arduis nato. Magnis persecuto. Majoribus praerepto“ (Zu Wichtigem geboren, vollbrachte er Großes und ward noch Größerem entrissen.)

Hier ist auch der Kunstkenner und Hofbibliotheks-Custos Adam Ritter von Bartsch (geb. 1757, gest. 1821) zu nennen, der in seinem „Peintre graveur“ (21 Bände) ein noch heute unentbehrliches und unübertroffenes Werk für Kupferstichkunde lieferte. Zugleich war er auch ein vorzüglicher ausübender Künstler (Zeichner und Kupferstecher).

Als Historiker ist vorzüglich Josef Freiherr von Hormayr (geb. 1781, gest. 1848) zu nennen, der in seinem 1807 erschienenen „österreichischen Plutarch“ die Lebensbeschreibungen vaterländischer Fürsten, Staatsmänner oder Feldherren gab, um den Patriotismus zu heben. Dieselbe Tendenz befolgten auch alle seine bis 1814 herausgegebenen Schriften, namentlich die „Taschenbücher für vaterländische Geschichte“. Nachdem er 1828 seinen Posten als Haus-, Hof- und Staats-Archivar aufgegeben hatte und in bairische Dienste trat, änderte er diese löbliche Richtung, und seine späteren Publicationen strotzen, beeinflußt von persönlichen, an anderer Stelle kurz erwähnten Erlebnissen, von einer bis zu verbissener Ungerechtigkeit gehenden Abneigung gegen Oesterreich.

Viel Verdienstliches leistete für die ältere Geschichte Oesterreichs der regulirte Chorherr von St.-Florian, Franz Seraphicus Kurz (geb. 1771, gest. 1843), und in diese Periode fällt auch der Beginn des Wirkens des Freiherrn Josef von Hammer-Purgstall (geb. 1774, gest. 1856), eines der gelehrtesten Orientalisten aller Zeiten. Seine „Geschichte des osmanischen Reiches“ füllte eine vollkommene Lücke in der historischen Literatur aus, und die Uebertragungen aus dem Persischen und Arabischen, namentlich der Lieder des Hafis, blieben nicht ohne Einwirkung auf die deutsche Literatur, wie unter Anderem Goethe's „westöstlicher Divan“ bezeugt.

Hier ist der beste Platz, um eines erlauchten Autors zu gedenken, der seine in blutiger Praxis erworbene Wissenschaft in mustergiltige Theorie umzugestalten wußte. Es war dies Erzherzog Karl (geb. 1771, gest. 1847), der in seinen Werken ein überhaupt wenig bebautes Feld der Literatur, das in Oesterreich noch ganz brach lag, mit mustergiltigen Gaben bereicherte. Seine Darstellung der „Campagne von 1799“ und die „Grundsätze der Strategie“ sind noch heute für jeden Jünger der Kriegskunst unentbehrlich.

Ein anderer Militär, Georg Freiherr von Vega (geb. 1754), gehört zu den tüchtigsten Mathematikern und hat sich durch Berechnung und systematische Darstellung der Logarithmen unsterbliche Verdienste um die praktische Mathematik erworben. Er starb 1803 im besten Mannesalter durch Mörderhand.

Bild 1. Ein Bild ist eine Fläche, auf der Farben aufgetragen sind. Dieses Bild ist ein Ausschnitt aus einem Gemälde von Rembrandt van Rijn. Es zeigt einen Mann, der sich auf einen Stock stützt.

Vor Allem ist hier einer der berühmtesten Aerzte aller Zeiten, Johann Peter Frank (geb. 1745) zu nennen, der nach seinem Austritt aus russischem Staatsdienst selbst ein glänzendes Anerbieten Napoleon's ausschlug, um sich 1811 in Wien niederzulassen. Als der gesuchteste Arzt und anerkannte Autorität im öffentlichen Medicinalwesen setzte er auch hier seine literarische Thätigkeit bis zu dem 1821 erfolgenden Tod fort. Als Ophtalmolog (Augenheilkundiger) machte sich Josef Barth (geb. 1745, gest. 1818), nebstbei großer Kunstkenner, berühmt, als vorzüglicher Operateur Vincenz von Kern (geb. 1760, gest. 1829), und um Ausbildung und Verbreitung der Vaccination wie als Balneologe erwarb sich Johann de Carro (geb. 1770, gest. 1857) hohe Verdienste.

Besondere Erwähnung verdient der edle Menschenfreund Karl Graf Harrach (geb. 1761, gest. 1829), der, einem Herzenstrieb folgend, sich der Medicin zuwendete und, unterstützt von einem bedeutenden Vermögen, sich als Arzt und Wohlthäter unvergängliche Verdienste erwarb. Er stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, z. B. auch mit Goethe, in freundschaftlicher Verbindung und genoß so hohen Ruf, daß selbst Napoleon den Wunsch nach einer Begegnung ausgesprochen haben soll, welcher sich Harrach jedoch aus Bescheidenheit und Patriotismus zu entziehen wußte.

Weniger wegen seiner ärztlichen Wirksamkeit, als wegen seiner reactionären Thätigkeit als Studiendirector ist der kaiserliche Leibarzt Andreas Josef Freiherr von Stifft (geb. 1760, gest. 1836) zu erwähnen, ein höchst einflußreicher Mann. So hoch er in der Gunst des Kaisers stand, so unbeliebt war er bei seinen Fachgenossen, und selbst von seinen ärztlichen Kenntnissen hatte man nur sehr geringe Meinung. Dies bewies sich namentlich nach der gefährlichen Erkrankung des Kaisers im Jahre 1826, wo der hohe Patient unter Stifft's Behandlung als aufgegeben galt, bis der von der schwer geängstigten Kaiserin Karolina Augusta beigezogene Arzt des Herzogs von Reichstadt, Dr. Staudenheim, durch einen Aderlaß eine Wendung zum Besseren herbeiführte. Am nächsten Morgen, nachdem diese Thatsachen im Publikum bekannt geworden waren, war den an den Straßenecken affichirten und von Stifft unterzeichneten Bulletins neben dessen Namen mit Tinte beigesetzt: „Siehe technisches Wörterbuch, Seite so und so." Natürlich gab es Neugierige genug, welche nachschlugen, was dieses Citat bedeuten solle, und da stand denn an der bezeichneten Stelle zu lesen: „Stift, ein Nagel ohne Kopf" — vielleicht eine der besten, aber auch sanglantesten Aeußerungen des sonst meist harmlosen Wiener Witzes.

Die Naturwissenschaften wurden seit Decennien schon nicht mehr blos in ihrer abstrakten Bedeutung, sondern wegen ihres Einflusses auf die Praxis gewürdigt und geübt. Als Systematiker ist Friedrich Mohs (geb. 1733, gest. 1839), der ausgezeichnete Mineralog, zu nennen, der 1802 nach Oesterreich kam, mehrere Kronländer behufs ihrer geognostischen Erforschung bereiste, zuerst am Joanneum in Graz, dann in Wien als Lehrer wirkte. Besonders bekannt ist auch Professor Paul Traugott Meißner (geb. 1778, gest. 1864), ein vorzüglicher Physiker und Chemiker, durch Erfindung der nach ihm benannten Heizungsmethode mit warmer Luft. Für wissenschaftliche Technologie wirkten Stefan von Kees (geb. 1774, gest. 1840) und Johann Josef Prechtl (geb. 1778, gest. 1854), der erste Director des nach langen Vorbereitungen 1815 eröffneten polytechnischen Institutes in Wien, welcher sich namentlich durch Erfindung des Flintglases verdient machte. Vor der technischen Lehranstalt in Wien war 1806 schon jene zu Prag und 1811 durch die Hochherzigkeit des Erzherzogs Johann das nach ihm benannte „Joanneum" gegründet worden.

Als Erfinder auf technischem Gebiete verdient Josef Hardtmuth (geb. 1752, gest. 1816) Erwähnung, ursprünglich ein nicht unbegabter Architekt, von welchem die Façade des fürstlich Liechtenstein'schen Palais in der Herrengasse in Wien stammt. Als Erfinder des Steingut, mannigfacher Verbesserungen in der Erzeugung von Thon- und Farbwaaren wurde er auf das industrielle Gebiet

gelenkt, wo sein Name noch heute, namentlich durch die nach ihm benannten Bleistifte, angesehen ist. Ob sich der sonst verdiente Physiker Franz Konrad Bartl (geb. 1750, gest. 1813) durch Erfindung der Tastenharmonika nicht eher eines Attentates auf musikalische Ohren schuldig gemacht als ein Verdienst erworben hat, wäre heutzutage wohl zu erwägen.

Wir werden da auf ein Feld gelenkt, welches in jener Zeit besonders eifrig bebaut wurde — das der mechanischen Spielereien. Das selbst klare Köpfe verwirrende Forschen nach dem Perpetuum mobile hatte zu allen Zeiten derlei Kunstwerke zu Tage gefördert, und schon die alten „Kunstkammern" entbehrten der „Automaten" nicht. Johannes Müller von Königsberg, der um die Kalenderkunde verdiente Regiomontanus, verfertigte schon mechanische Thiere, die durch ein Räderwerk bewegt wurden, unter anderem einen Adler, der Kaiser Maximilian II. bei seinem Einzuge in Nürnberg 1570 vom Thore herab durch Flügelschlagen begrüßte. Noch berühmter ist Vaucanson's Ente, die fraß und das Gefressene zermalmt von sich gab, sein Flötenspieler und die Klavierkünstlerin von Droz, welche nicht allein spielte, sondern auch den Kopf und die Augen bewegte und sich vor den Zuhörern verbeugte.

Der Geschmack an diesen Kunstwerken — nebstbei gesagt, kein Beweis von besonderer ästhetischer Reife der Zeit — war im Beginne unseres Jahrhunderts rege und sprach sich auch in einzelnen öffentlichen Anlagen aus. Das „Haus der Laune" in Laxenburg, eine Schöpfung der frohsinnigen Maria Theresia (gest. 1807) zweiten Gemahlin des Kaisers Franz, wimmelte von solchen Ueberraschungen, zu welchen die vertieften und allgemeiner werdenden Kenntnisse in der Optik und Mechanik reichliche Hilfsmittel boten. Da gab es Stühle, welche beim Niedersetzen schrieen, eine Melodie spielten oder gar den Sitzenden festhielten, — Tische, welche versanken und wieder emporstiegen, und in der Küche fuhr gar Herr Satan in Person auf der Ofengabel zum Rauchfang hinaus. Der kettenrasselnde Templer im Verließ der Franzensburg ist noch heute der Schrecken und die Freude großer und kleiner Kinder und wohl die letzte Erinnerung an jene Spielereien. Noch überboten wurde Laxenburg in dieser Beziehung durch den Park von Schönau bei Baden, — eine Schöpfung des kunstsinnigen Großindustriellen und Hoftheater-Intendanten Peter Freiherrn von Braun (geb. 1758, gest. 1819), welche ein wenig an den durch seine Ueberraschungen berühmten Garten des Grafen von Hoditz in Roßwalde erinnerte. In Schönau gab es auf je zehn Schritte Tempel, Kiosle, Wasserkünste, absonderliche Brücken, Erinnerungen an alle Zonen mit entsprechend kostümirten Puppen, der Glanzpunkt aber war der „Tempel der Nacht", ein mit Luxus und Phantasie ausgestatteter unterirdischer Raum, in dem magische Musik erklang und dessen Kuppel den gestirnten Nachthimmel in täuschender Weise nachbildete.

Wie alle ähnlichen unfruchtbaren und nach einmaligem Sehen jeden besseren Geschmack abstoßenden Schöpfungen verfiel auch Schönau bald. Sie entstehen aber nicht, wenn der Anstoß dazu nicht in einer irregeleiteten Geschmacksrichtung der Zeit und in einer schlecht angewendeten, in mehreren Individuen zugleich auftretenden Geschicklichkeit in mechanischen Dingen gegeben ist. Und beide Bedingungen trafen in der Periode zusammen, von welcher wir sprechen. Es wimmelte da eben deutlich von mechanischen Tausendkünstlern, und in Wien zum Beispiel wurden auf der „Mehlgrube" und im „römischen Kaiser" besondere Säle eingerichtet für solche Schaustellungen, nachdem die früher auf der Freiung bestandenen Buden im Anfang des Jahrhunderts aufgelassen werden mußten.

Am bekanntesten machte sich wohl Wolfgang von Kempelen (geb. 1734, gest. 1804), Hofrath bei der siebenbürgischen Hofkanzlei, tüchtig bewandert in den Naturwissenschaften und ein ausgezeichneter Mechaniker. Seine „Schachmaschine", ein Automat in Gestalt eines Türken, welcher dieses sinnreichste aller Spiele spielte und häufig gewann, machte immenses Aufsehen, war Gegenstand einer förmlichen Literatur und zahlreicher Wetten. Obwohl Kempelen auf Verlangen die Figur

öffnete und Zweiflern das darin befindliche Räderwerk vorwies, nahm man doch späterhin allgemein an, daß der Besitzer einen gewissen Einfluß auf den Mechanismus des Automaten während des Spieles ausübe. Es läßt sich auch eine andere Erklärung nicht wohl denken, wenn man nicht gar eine Einrichtung „à la Kingfu" annehmen will. Eine weitere Erfindung Kempelen's war die Sprachmaschine, ein System von durch Blasbälge bewegten metallenen Zungen und Klappen, womit Worte ziemlich deutlich gebildet wurden. Kempelen richtete auch die Wasserkünste von Schönbrunn ein.

Seine Schachmaschine ging in den Besitz des Mechanikers Johann Mälzel (geb. 1772, gest. 1838) über, der damit reiste, um sie zur Schau zu stellen, aber in bestimmter Richtung selbst ein mechanisches Talent war. Er führte den sonderbaren Titel: „k. k. musikalischer Kammermaschinist" und ist mit seinem Bruder

Die Draisine.

Leonhard (geb. 1778, gest. 1855) der erste Verfertiger großartiger Spielwerke. Er ist der geistige Vater aller Spielorgeln und -Uhren, Flötenwerke und Orchestrions, wofür ihm die Muse der Tonkunst gewiß weniger Dank weiß, als für die Erfindung des „Metronoms" (Taktmessers). Seine „Trompetenmaschine" ersetzt den Schall von sechsunddreißig Trompeten, — gewiß auch für modernste Operneffekte zu viel.

Wie alle diese Talente, bei welchen das Nützliche kaum von der Bizarrerie zu trennen ist, verfiel auch Mälzel in Absurditäten, wie zum Beispiel seine mechanisch-optische Aufführung der „Jahreszeiten", die in einem Saal vor sich ging, welcher sich je nach dem Fortschreiten des Oratoriums veränderte, indem es schneite, die Sonne schien, blitzte und donnerte, wie der Text es wollte. Auch der Sport unserer Zeit, das Velocipede, spuckte schon in Mälzel's Geist, denn die von dem Forstmeister Karl von Drais (gest. 1851) im Jahre 1817 erfundenen und seiner Zeit viel beliebten „Draisinen", die Mälzel zuerst auf der Bastei und im Prater umherrollen ließ, waren sehr nahe Verwandte der ersteren.

Die fast wieder vergessene Fahr- und Laufmaschine Draisine bestand aus zwei hinter einander laufenden Rädern, welche ein Gestell verband, auf dem ein

Digitized by Google

Sattel angebracht war, vor welchem sich ein Bügel befand, auf dem die Arme des die Maschine Bewegenden ruhten. Vor dem Bügel ging ein mit einem Querstabe versehener Schenkel in die Höhe, der zum Lenken der Maschine diente. Man bewegte die Maschine, auf ihr sitzend, durch Aufstoßen eines Fußes um den andern auf die Erde fort, wozu jedoch große Balance und Fertigkeit im Lenken gehörte, wobei noch das Ueble war, daß man durch die beim Fahren aufzubietenden Kräfte immer müder wurde als durch das Gehen. Deßhalb entstand auch sofort das Sprichwort: „Draisinen reiten", das heißt: etwas in doppelter Anstrengung verrichten, was mit der einfachen auch und besser gethan wäre. Geschickt geleitet legte die Draisine in einer Stunde eine Meile zurück (Bild Seite 339).

Die Curve, auf welcher sich solche Talente bewegen, ist naturgemäß eine abwärtsführende, denn vom Ueberflüssigen und der leeren Spielerei ist nur ein Schritt zum Projectanten, der erst selbst an sich und den Werth seiner Erfindung glaubt und dann — Andere daran glauben machen will.

Ein charakteristischer Vertreter dieser Klasse war der aus der Schweiz stammende Uhrmacher Jakob Degen (geb. 1756, gest. 1848), ein geschickter Mechaniker, der eine „Flugmaschine" erfunden haben wollte und nicht allein das große Publikum, sondern auch hohe Herren für sich zu interessiren wußte. Die Regierung, reiche Gönner und die schaulustige Menge wurden in Contribution gesetzt und — doch wollte die Flugmaschine nie fertig werden. Sie bestand aus einem Gerüst von Eisenstäben, das um den Körper geschnallt wurde und so eingerichtet war, daß die an den Armen befestigten, aus Fischbein und Seide hergestellten Flügel bewegt werden konnten und nach aufwärts durch Ventile die Luft durchließen, die sich beim Abwärtsbewegen von selbst schloßen. Es war für jeden Einsichtigen klar, daß diese Maschinerie höchstens als Fallschirm wirken, aber zum Aufwärtssteigen nie die lebendige Flugkraft des Vogels ersetzen konnte.

Trotzdem aber war Degen so kühn, öffentliche Vorstellungen anzukündigen, und die Neugierde so groß, daß sich genug Menschen fanden, um die Winterreitschule gegen einen Gulden Eintrittsgeld zu füllen.

Diese Vorstellung fiel in die Zeit der zweiten französischen Invasion, und der Minister des Innern, Maret, wie mehrere französische Generale wohnten bei. Die kecke Mystification endete damit, daß sich Degen an einem Strick emporziehen ließ, einige Male mit den Flügeln schlug und dann wieder niedergelassen wurde, weil ein Gebrechen an der Maschine ihm „für diesesmal das Fliegen und Freischweben unmöglich gemacht habe".

Napoleon mochte wohl von Maret über den Werth der Sache unterrichtet worden sein, denn als Degen es wagte, um eine Beihilfe zu seinem „Unternehmen" zu bitten, erklärte der Kaiser derb, er wolle nichts wissen von jenem „fou, qui mente" (lügnerischen Narren).

Noch ein zweites Mal zog er sich auf ähnliche Art aus der Affaire. Er hatte nämlich seine Erfindung dahin modificirt, daß sie nicht zum Alleinfliegen, sondern nur dazu dienen solle, um den Luftballon lenkbar zu machen. In dieser Form wollte er sich 1811 im Prater produciren und wieder strömte das Publikum zu, die Casse füllte sich, Degen ließ sich in seinen Apparat einschnallen, an den Ballon binden, — aber da riß wieder irgend ein Strick und die Zuschauer mußten sich damit begnügen, den Ballon allein und ungelenkt davon fliegen zu sehen.

Da der Mann diese Unfälle auf Neider und Gegner seiner Erfindung zurückführte, ließ ihm der Kaiser Franz den Park von Laxenburg zur Verfügung stellen und machte seine Unterstützung von einer Probe abhängig. Nun nützte nichts, die Fahrt mußte gewagt werden, und Degen flog in der That an einem schwach gefüllten, nach Art der Ballons captifs befestigten Ballon auf, aber ohne denselben zu lenken, obwohl er mit seinen Flügeln nach Leibeskräften wedelte. Während der Anwesenheit der Alliirten gab Degen Vorstellungen in Paris, wo er den Luftschiffer Blanchard für sich zu interessiren wußte, aber da ihn sein Unstern auch dahin verfolgte, ward man seiner bald satt, und er kehrte nach Wien

zurück, wo er als Werkmeister in der Notendruckerei der Nationalbank seine mechanischen Kenntnisse in nützlicherer, wenn auch mühevollerer und weniger lucrativer Weise verwerthen konnte. So hatte denn seine Erfindung des Doppeldrucks für Werthpapiere (1820) einen weit höheren Werth.

Als anmuthendes Gegenstück dieses vergeblich nach Außerordentlichem ringenden mechanischen Talentes verdient hier ein Mann erwähnt zu werden, der ohne alle technische Vorbildung mit Energie und tüchtigem Verstand Aufgaben löst, an welchen Fachmänner verzweifelten. Es ist dies Georg Huebmer, ein ganz gewöhnlicher Holzknecht aus dem Salzkammergut, der als gräflich Hoyos'scher und kaiserlicher Schwemm-Meister durch seine musterhaften Anlagen die erfolgreiche Ausbeutung ausgedehnter Waldungen möglich machte und Gründer der blühenden Colonie im Naßthale wurde (Bild Seite 353).

Sein Hauptwerk ist die tunnelartige Durchbrechung des Gschaidberges, um durch die Stollen die Hölzer des Neuwaldes in den Preinbach flößen zu können (1811 begonnen, 1827 beendet). Ohne technisch gebildete Mitarbeiter und ohne selbst theoretische Kenntnisse über die Tracirung eines solchen Baues zu haben, führte er denselben doch in glücklicher Weise durch, — ein erfreulicher Beweis, daß glückliche Naturgaben, nützlich angewendet, weit mehr Werth haben, als theoretische Spitzfindigkeit, die sich in Subtilitäten und leeren Spielereien gefällt.

Es wäre wohl unverzeihlich, wenn nicht hier auch eines Mannes gedacht würde, dem die Ehre der Erfindung einer Maschine gebührt, die heute Tausenden von Menschen Erwerb schafft — der Nähmaschine. Der in Wien ansässige, aus Kufstein in Tirol gebürtige Schneidermeister Josef Madersberger ersann im Jahre 1814 ein Triebwerk, das alle Arbeiten der Nähterei mit einer die menschliche Handarbeit bei weitem übertreffenden Schnelligkeit und Genauigkeit verrichtete. Kaiser Franz ertheilte dem Manne sofort ein ausschließliches Privilegium. Anfangs nähte und schlang diese Maschine nur in gerader Linie, im Jahre 1817 aber machte er sie auch für krumme Linien fähig. Die Vorrichtung war nun für Halbkreise von einem Zoll im Durchmesser hergestellt und konnte mit einer geringen Veränderung auch kleine Kreise, eiförmige Figuren und Winkel von verschiedenen Graden ausschlingen, wie auch sonst alle Näharbeit verrichten. Zur Vollendung einer Wiener Elle von 29½ Zoll von geschlungener Arbeit waren 3½ Stunden erforderlich, während welcher Zeit die fünf Zoll lange Kurbel 6944 Umgänge folglich 33 in einer Minute machte.

Der Erfinder beschrieb seine Nähmaschine in einem gedruckten Werkchen und stellte sie öffentlich in Wien zur Schau aus. Sie war in einem niedlichen Kasten eingeschlossen, nur der Nadelführer mit dem Fadenschieber, die Wendungsscheibe mit dem Stoffe und die Kurbel waren daran sichtbar. Das ganze Werk war 3 Fuß 3 Zoll hoch, 6 Zoll breit und 5 Fuß lang. Um dreizehn bis sechzehn solcher Triebwerke in Thätigkeit zu erhalten, war eine Person, welche die Nadeln zu wechseln und neue Stoffe einzulegen hatte, dann eine andere, um alle diese Triebwerke mit einem Kraftaufwande von 3½ Pfund in Bewegung zu setzen, hinreichend.

Zur Literatur zurückkehrend, fällt uns sofort auf, daß die Anläufe, welche in der Josefinischen Periode gemacht wurden, rasch wieder in den Sand verlaufen sind. In den „Landwehrliedern" von Heinrich von Collin (geb. 1772, gest. 1811) und den viel minderwerthigen von Ignaz Franz Castelli (geb. 1781, gest. 1862) treten uns die einzelnen Spuren der patriotischen Erregung der Jahre 1808 und 1809 entgegen. Sie sind an Kraft und Unmittelbarkeit der Wirkung in keiner Weise mit Karl Theodor Körner's (geb. 1791) berühmten Schlachtliedern zu vergleichen, die diesem begeisterten Dichter eine weit höhere Stufe in unserer Nationalliteratur anweisen, als er sie durch seine dramatischen Arbeiten einnimmt, die er 1811 und 1812 als k. k. Hoftheaterdichter in Wien producirte, und von welchen die Tragödien: „Zrinyi" und „Hedwig", die Lustspiele: „Der grüne Domino" und „der Vetter aus Bremen" am meisten Wirkung machten.

Als die Begeisterung der Freiheitskriege mächtig emporflammte, eilte auch er, obwohl Bräutigam der reizenden Schauspielerin Antonie Adamberger (nachmals Frau von Arneth, geb. 1790, gest. 1867, einen rührenden Abschied von ihr nehmend, Bild Seite 377), zu den Waffen, trat in das Lützow'sche Freikorps und fiel im Gefecht bei Gadebusch am 26. August 1813.

Von Heinrich von Collin besitzen wir noch eine Reihe von Tragödien, die, beeinflußt von der Classicität der Goetheschen „Iphigenie", vergeblich die Klarheit dieser Dichtung zu erreichen suchen und eigentlich nur steif und kalt sind. Bekannt ist auch sein Bruder Matthäus von Collin (geb. 1779, gest. 1824) als Erzieher des Herzogs von Reichstadt (seit 1815), ein gründlich gebildeter Weltmann, der 1814 die Redaction der „Wiener allgemeinen Literaturzeitung", später als „Jahrbuch der Literatur" fortgesetzt, übernahm und darin einer rein sachlichen, auf ästhetischen Gesichtspunkten aufgebauten Kritik die Wege bahnte. Wenn wir noch den vielseitigen Jakob Glatz (geb. 1776, gest. 1831) erwähnen, dessen Erbauungsbuch: „Die Stunden der Andacht" in wohlverdientem Rufe stehen, und bemerken, daß 1816 Franz Grillparzer's „Ahnfrau" erschien, so ist die schöne Literatur ernsterer Richtung erschöpft. Obwohl die „Ahnfrau" an allen Auswüchsen der Romantik krankt und zu den Schicksalstragödien derbster Structur gehört, wie sie damals durch Werner's „24. Februar", Müllner's „Schuld" u. s. w. Mode geworden war, so ist sie doch so reich an Schönheiten und zeigt eine solche Meisterschaft der Sprache, daß sie sofort Aller Augen auf den jungen Autor lenkte. Sogar der exclusive Lord Byron äußerte sich nach der Lectüre der „Ahnfrau": „Grillparzer! Das ist ein sonderbarer und unschöner Name, aber man wird lernen müssen, ihn auszusprechen." Wir kommen auf Grillparzer noch zurück, da er erst in seinen späteren Werken die Höhe seines dichterischen Könnens erreichte.

Gleichfalls nur mit dem Beginne ihrer literarischen Wirksamkeit ragt in die jetzt behandelte Periode die einst viel gelesene, aber noch mehr schreibende Karoline Pichler (geborne von Greiner 1760, gest. 1843) herein. Frauenhafte Geschwätzigkeit und selbstgenügsame Breite machen heute nicht blos ihre Romane und Erzählungen ungenießbar, sondern gebieten auch ihren memoirenartigen Schriften gegenüber Vorsicht, da ihre Urtheile über Personen und Verhältnisse häufig durch allerpersönlichste Stimmungen und Ansichten beeinflußt sind. Der Salon der sonst sehr liebenswürdigen, geist- und gemüthvollen Dame war der Sammelplatz der damaligen Gelehrtenwelt.

Mit Adolf Bäuerle (geb. 1786, gest. 1859) und Castelli treten wir in eine niederere Literaturgattung ein. Namentlich der letztere, eine glückliche und schmiegsame Natur von geringer Tiefe, aber leichter Gestaltungsfähigkeit, hat durch Jahre eine Art Rolle in unserer Literatur gespielt, zu welcher er keineswegs berechtigt war und die man auch nicht vortheilhaft nennen kann. Wenn Grillparzer's hartes Wort, daß Wien „ein Capua der Geister" war, seiner theilweisen Richtigkeit nicht entbehrt, so haben Castelli, Bäuerle u. A. redlich dazu beigetragen, es dazu zu machen und als solches zu erhalten. Die in ihren Schöpfungen auftretende knochenarme „Gemüthlichkeit", die erst in jenen Tagen zu einer Specialität von Wien erklärt wurde, — dieses Schmeicheln nach Unten und nach Oben, dabei ein Servilismus, der wahrhaft abstoßend wirkt und zu dem Witzworte Anlaß gab, daß, sobald eine Hof-Feuerspritze daherfahre, Bäuerle stehen bleibe und sich tief verbeuge, der nicht immer feine „G'spaß" und die süßliche Rührseligkeit — alle diese Kennzeichen ihres literarischen Wirkens sind bezeichnend für jene Zeit und den Einfluß, welchen sie in derselben hatten. Castelli, der sehr fruchtbar war, übersetzte auch viel aus dem Französischen und verfaßte mehrere Operntexte, da er seit 1811 gleichfalls den Titel eines Hoftheaterdichters besaß. Am liebenswürdigsten ist seine parodistische Ader und die Burleske: „Roderich und Kunigunde" oder der „Emerit vom Berge Prazzo", oder „Die Windmühle auf der Westseite", oder „Die lang verfolgte und zuletzt doch triumphirende Unschuld" ein derbes, aber treffendes Zerrbild der damals herrschenden dramatischen Gattung.

Adolf Bäuerle gab in seinen „Bürgern von Wien", in welchen er im „Parapluimacher Staberl" (unwiderstehlich dargestellt von dem Komiker Ignaz Schuster) eine stehende Figur schuf, die noch lange und in zahllosen Possen ihre Schuldigkeit that, im „Fiaker als Marquis", „Der verwunschene Prinz", „Die falsche Primadonna" u. s. w. Bilder aus dem Wiener Leben, die mit Geschick gemacht waren, aber dem großen Publikum einen nicht immer getreu zeigenden Spiegel vorhielten. Seine 1806 begonnene „Theaterzeitung" war lange Zeit — mit Ausnahme der Politik, die nur in behördlich approbirter Mixtur im „Beobachter" verabreicht wurde, — das einflußreichste Journal.

Hieher gehört auch Franz Karl Gewey (geb. 1774, gest. 1819), seit 1813 Fortsetzer der Eipeldauerbriefe und Verfasser einer treffenden Parodie der Ritterstücke unter dem Titel: „Erwine von Steinheim"; Karl Meisl (geb. 1775, gest. 1853), ein viel producirender, aber weniger begabter Nachfolger Bäuerle's in der Localposse, und Josef Alois Gleich (geb. 1772, gest. 1841), der unter dem Pseudonym Dellarosa zahlreiche Ritterromane nach dem Muster von Spieß, ferner sporen- und rüstungrasselnde Ritterschauspiele schrieb und später Gründer des „Hans Jörgl" wurde — eine publicistische Specialität von Wien, die sich bis heute erhalten hat.

Der besseren dramatischen Richtung gehören aus jener Periode an: der Generalmajor und Diplomat August Ernst Freiherr von Steigentesch (geb. 1774, gest. 1826), unter dessen graziösen feinen Lustspielen das Stückchen: „Der Puls" wohl den Vorzug verdient; Friedrich Wilhelm Ziegler (geb. 1758, gest. 1827), der selbst Schauspieler war, und von dessen Stücken „Die Parteiwuth" das gelungenste, eine Fortsetzung des Kotzebue'schen Rührstückes „Menschenhaß und Reue" aber eine wahre Verirrung zu nennen ist; endlich Karl Friedrich Hensler (geb. 1761, gest. 1825), der nacheinander Director an den drei Vorstadtbühnen war und vielgegebene Stücke, wie das „Donauweibchen", die „Teufelsmühle", schrieb.

Von 1798 bis 1801 wirkte August Friedrich von Kotzebue (geb. 1761, gest. 1819) in Wien als Hoftheaterdichter und Direktor am Burgtheater, — doch wie er überall in Mißhelligkeiten kam, war es auch hier, und er gab seine Stelle auf. In Wien schrieb er eines seiner bekanntesten Stücke, die noch heute gegebenen und gerne gesehenen „beiden Klingsberg", in welchen Wiener Leben pulsirt, und die Spektakel-Komödie „Johanna von Montfaucon", einst das Paradestück lungengewaltiger Heldenspieler und thränenreicher Heldinnen.

Mit dem Beginne des Jahrhunderts regte sich auch die literarische Thätigkeit unter den übrigen Nationalitäten des Staates, die sich zum Theil, wie in Ungarn, bald auf alle Gebiete ausdehnte, bei anderen, namentlich den slavischen Stämmen, vornehmlich der Erforschung und Ausbildung der Sprache zuwendete.

In Ungarn setzte Franz von Kazinczy (geb. 1759, gest. 1831, Bild Seite 64), nachdem er 1801 nach seiner Haft in Kufstein, Munkács und am Spielberg begnadigt worden war, seine Thätigkeit fort und vermittelte seinem Heimatlande namentlich durch Uebersetzungen die Kenntniß Shakespeare's und der deutschen Dichter, worin er in Gabriel Döbrentei (geb. 1786, gest. 1851) einen begabten Mitstrebenden fand.

Weit hinaus über alle anderen ungarischen Schriftsteller, deren Zahl sehr groß war, ragten die Brüder Kisfaludy. Alexander von Kisfaludy (geb. 1772, gest. 1844) errang mit seinen 1801 erscheinenden Gedichten einen beispiellosen Erfolg, und „Himfy's Liebeslieder" gelten noch jetzt als Perlen der Lyrik. Doch bewährte er sich auch in epischen Werken. Karl von Kisfaludy (geb. 1790, gest. 1830) erwarb sich als Dramatiker Ruhm, seine Dramen: „Tatárok" und „Ilka" haben noch immer Werth; er war aber auch in anderen Fächern thätig und veröffentlichte auch Gedichte. Das Andenken der beiden Brüder wird durch die Schriftsteller-Vereinigung „Kisfaludy-Gesellschaft" in Pest pietätvoll bewahrt.

Weiter sind noch zu nennen Adam Horváth (geb. 1760, gest. 1820), der mehrere Epopeen (Johann Hunyady), Lust- und Trauerspiele schrieb, und dem man nachrühmte, daß er so gewandt im Versificiren war, daß er hundert Strophen im Tag dichten konnte; Andreas von Fay (geb. 1786, gest. 1852), der sich dramatisch versuchte, berühmt aber wegen seiner Fabeln wurde (der „ungarische Gellert"); Andreas Dugonics (geb. 1740, gest. 1818), der erste ungarische Romandichter, der aber auch geschichtliche Stoffe bearbeitete und tüchtiger Mathematiker war, auch zuerst die ungarische Sprache in streng wissenschaftlichen Werken anwendete.

Besonders fleißig wurde das geschichtliche Feld bearbeitet. Hier ist vor Allem Stefan Horváth (geb. 1784, gest. 1846) zu nennen, der zwar nur in der heimischen Sprache, aber gemäßigt und vorurtheilslos schrieb. Nikolaus von Jancovich (geb. 1773, gest. 1846) war ein gelehrter Archäolog und gründlicher Kenner des Alterthums; Georg Belnay (geb. 1766, gest. 1809) schrieb lateinisch und deutsch über die Profan- und Kirchengeschichte Ungarns, und besonders produktiv war Johann von Csaplovics (geb. 1780, gest. 1847), der die Geschichte, Statistik, Ethnographie, das ungarische Recht u. s. w. in seinen zahlreichen Büchern bearbeitete.

Von den Italienern, die freilich durch die politischen Umwälzungen lange von Oesterreich getrennt, eigentlich erst vermöge ihrer späteren Zusammengehörigkeit hier zu nennen sind, steht obenan der berühmte Physiker Alessandro Volta (geb. 1745, gest. 1827), der Erfinder der nach ihm benannten Volta'schen Säule oder der Berührungs-Elektricität, wodurch der Grund zur Telegraphie und den anderen bahnbrechenden Erfindungen unserer Tage auf diesem Gebiete gelegt wurde. Adrian von Balbi (geb. 1783, gest. 1848) war der erste Geograph seiner Zeit, und seine „Allgemeine Erdkunde" erlebt bis in unsere Tage noch neue Auflagen.

In der schönen Literatur ist Ugo Foscolo (geb. 1777, gest. 1827) zu nennen, dessen „Sepoleri" (Gräber) von ergreifender Schwermuth sind, und der vielseitige Mailänder Vincenzo Monti (geb. 1753, gest. 1828), der Tragödien, Epen und geschichtliche Werke schrieb, von Napoleon zum Historiographen ernannt wurde, aber in Ungnade fiel, weil die anbefohlene poetische Verherrlichung der Thaten des Kaisers nicht nach Wunsch ausfiel.

Nahezu seit den Tagen des Huß hatte die czechische Sprache als Literatursprache geruht, denn was später schrieb, auch aus dem Gelehrtenkreise Rudolf's II., bediente sich der lateinischen oder deutschen Sprache und noch der Historiker Ignaz Cornova (geb. 1740, gest. 1822) schrieb im Beginne dieses Jahrhunderts lateinisch.

Als daher — namentlich geweckt durch die rücksichtslosen Germanisirungsversuche Josef's II. — sich in natürlicher Reaction der nationale Sinn wieder der Muttersprache zuwendete, galt es vor Allem, diese selbst zu reinigen und für die literarische und gelehrte Produktion fähig zu machen. Bei Lösung dieser Aufgabe hat sich Abbé Josef Dobrowsky (geb. 1733, gest. 1829), einer der gelehrtesten Sprachforscher und der Nestor der Slavistik unvergängliche Verdienste erworben. Dobrowsky's Bedeutung wurde von den ersten Männern seiner Zeit anerkannt, und Goethe schrieb nach seinem Tode: „Abbé Josef Dobrowsky, der Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, vereinigte mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den selteneren eines populären Namens. Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen." Für die vergleichende Sprachforschung der Slaven hat Dobrowsky (Bild Seite 360) allein den Grund gelegt und sein Verdienst ist in dieser Beziehung, da er unter viel schwierigeren Umständen arbeitete, größer, als jenes der großen deutschen Forscher.

Er schrieb meist deutsch oder lateinisch, — im wohlverstandenen Interesse der Verbreitung seiner gelehrten Arbeiten. Ueberhaupt war er kein nationaler Eiferer und mißbilligte die schon vor seinem Tode auftretenden Ueberschwenglichkeiten und Eifersüchteleien, und das Vermengen wissenschaftlicher und politischer

Fragen. Daher mag es wohl kommen, daß er von den nationalen Heißspornen unserer Tage nicht mehr im vollem Werthe gewürdigt wird, und man sich, da derselbe doch nicht ganz geleugnet werden kann, damit behilft, ihm „Kälte des Herzens" vorzuwerfen. Wer sein ganzes Leben wie Dobrowsky einem Zwecke weiht, kann diesem gegenüber nicht sprödes „Herzensmetall" haben, wohl aber ist es möglich und dann auch rühmenswerth, daß er scharfblickend und unbefangen genug war, Ausschreitungen und Unmöglichkeiten von sich zu weisen.

Schon in den Achtziger Jahren hatte sich eine Gesellschaft zur Herausgabe eines großen czechischen Wörterbuches gebildet, deren Bestrebungen aber erst in Fluß kamen, als Josef Jungmann (geb. 1773, gest. 1856) der Sache seinen rastlosen Fleiß und seine großen Kenntnisse widmete. Nebstbei pflegte man das Volkslied, das in Böhmen besonders reich ist, und auch an eigenen poetischen Versuchen fehlte es bald nicht. Daß es trotzdem natürlich sehr langsam mit der „Wiederbelebung" der czechischen Literatur ging, beweist ein Ausspruch Jungmann's, der um 1815, als zwei literarische Freunde bei ihm waren, ausrief: „Wenn jetzt die Decke meines Zimmers über uns zusammenstürzt, ist die böhmische Literatur sammt und sonders begraben!" — Als Kunst- und Literarhistoriker kann der Chorherr Gottfried Johann Dlabacz (geb. 1758, gest. 1820) nicht umgangen werden, dessen „Künstler-Lexikon" noch heute als werthvolles biographisches Quellenwerk benützt wird.

Für die südlichen Slaven in Krain (Winden) war der Custos der Wiener Hofbibliothek, Bartholomäus Kopitar (geb. 1780, gest. 1844), der Erwecker ihrer Sprache. Er war gleichfalls ein sehr gelehrter Linguist und verlieh der Sprache seiner Landsleute in der „Grammatik der slavischen Sprache in Krain" erst Form und feste Regeln. Wenn er noch nach dem Erscheinen dieses 1808 veröffentlichten Buches klagte, daß „nur Köchinnen" sich der Sprache, der er soviel Mühe zuwendete, bedienten, so ahnte er gewiß nicht, daß seine nationalen Epigonen die „slovenische" Sprache im Handumdrehen reif für die höchsten Aufgaben der Wissenschaft und für alle staatlichen Zwecke erklären würden. Auch Kopitar ist den nationalen Ultras unserer Tage zu zahm, wurde übrigens bald in eine gelehrte Fehde, den „krainerischen ABC-Krieg", verwickelt, welcher ihm dieses specielle Studium verleidete und ihn zu anderen historischen Forschungen führte.

Im Jahre 1800 schien nach der Josefinischen Fluth wieder publicistische Ebbe in Wien eingetreten zu sein, es erschien nur Eine Zeitung, die officielle „Wiener Zeitung". Bis 1815 war die Zahl derselben schon wieder auf 18 gestiegen, unter welchen der 1810 durch Friedrich von Schlegel (geb. 1792, gest. 1829) gegründete, seit 1811 von dem Privatsekretär Metternich's, Josef von Pilat (geb. 1782, gest. 1865), redigirte „Oesterreichische Beobachter" bekannt und — berüchtigt war. Von welchem Geiste dieses, übrigens formell tadellos geschriebene Blatt durchweht war, beweist nichts besser, als daß darin das vor dem zweiten Pariser Frieden aufgetauchte Verlangen der Rücknahme von Elsaß und Lothringen auf das Schärfste bekämpft wurde, weil „dieser Besitz Frankreichs geheiligt sei und dessen Zurücknahme alle Rechtsbegriffe erschüttern müßte". Es scheint das unausweichliche Schicksal der Officiösen aller Zeiten zu sein, sich als laudatores temporis acti (Lobredner der gleichzeitigen Vorkommnisse) in Widerspruch mit der Vernunft und der nächsten Zukunft zu setzen.

Von Bedeutung war auch das 1807 unter der Redaction Schreyvogel's begonnene „Sonntagsblatt", die erste Revue nach Art des „Spectator" von Addison. Josef Schreyvogel (Pseudonym Thomas und Karl West, geb. 1768, gest. 1832) leistete auch als Theatersekretär am Burgtheater treffliche Dienste und übertrug mehrere Meisterwerke spanischer Dramatik mustergiltig ins Deutsche (Donna Diana von Moreto). Als Theatersekretär gewissermaßen das Burgtheater dirigirend, war er von der eisernsten Tyrannei und duldete keinen Widerspruch, was endlich zu seiner Abdankung führte.

Als sich nämlich eines Sommertages Kaiser Franz in Schönbrunn befand, ließ er den Hoftheaterintendanten und Oberstkämmerer Eugen Graf Czernin (geb. 1796, gest. 1868) rufen, um ihm mitzutheilen, daß er Abends das Burgtheater besuchen werde. Der Monarch bemerkte ferner: „Es sind zwei Stück' für diesen Abend b'stimmt, ein Lustspiel und ein Schauspiel. Das Lustspiel ist neu und soll zuerst gegeben werden; ich werde aber erst um acht Uhr von Schönbrunn nach Wien fahren und so wünsch' ich daher, daß das neue Stück, das Lustspiel, zuletzt gegeben wird."

Graf Czernin kündigte Schreyvogel den Wunsch des Kaisers an, aber der Theatersekretär äußerte sogleich in seiner bekannten tyrannisch-barschen Weise: „Das kann nicht sein! Wenn ein Lustspiel und ein Schauspiel an einem Abend zur Vorstellung kommen, so muß das Komische voraus gehen und das Ernste folgen. So ist es bei allen Theatern in Deutschland und ich selbst hab's immer so gehalten."

Graf Czernin machte große Augen und erwiderte: „Haben Sie mich denn nicht verstanden? Seine Majestät wünscht diese Abänderung und das ist doch ein Befehl für Sie, dieselbe zu treffen." — Schreyvogel verneigte sich und ging; als aber Abends Kaiser Franz nach acht Uhr im Theater erschien, hatte der Sekretär keine Abänderung getroffen, und als der Kaiser in seine Loge trat, war das neue Lustspiel zu Ende, weßhalb sich der Monarch bequemen mußte, das alte Schauspiel noch einmal zu sehen. Sofort wurde Czernin berufen und befragt, weßhalb nicht geschehen wäre, was gewünscht worden. Nun kam Schreyvogel's Widerspenstigkeit zur Sprache, der überhaupt nur immer seinem Kopfe folgen wolle und — am nächsten Tage lag sein Pensionsdekret auf seinem Kanzleitische. Sein Nachfolger wurde Johann Ludwig Deinhardstein (geb. 1794, gest. 1859).

Ein Beweis des regeren geistigen Lebens waren die zahlreich entstehenden Museen, die der Landeskunde dienten, aber bald auch einen geistigen Mittelpunkt für gleichgesinnte strebende Männer bildeten. Des „Joanneums", dieser Musterschöpfung des Erzherzogs Johann, wurde schon gedacht, zunächst erhielten aber auch Brünn, Innsbruck, Linz, Klagenfurt, Laibach, Hermannstadt und Teschen ihre Museen, an welche sich (erst 1818) das böhmische Landesmuseum schloß.

Schon 1802 legte Franz Graf Széchenyi (geb. 1753, gest. 1820), der Vater des großen Patrioten Stefan, durch Widmung seiner bedeutenden Bibliothek und anderer Sammlungen den Grund zum Pester Nationalmuseum, das 1807 für ein Landesinstitut erklärt wurde und heute nächst den Sammlungen von Wien zu den reichsten und und instructivsten der Monarchie gehört.

Auch Vereine zur Verfolgung gemeinnütziger und gelehrter Zwecke bildeten sich, obwohl dieselben gerade nicht begünstigt und später unterdrückt oder einer solchen Ueberwachung unterzogen wurden, daß jede ersprießliche Thätigkeit gelähmt war. Förderung erhielten von der Regierung höchstens die in den Jahren 1806 bis 1815 in Wien und in den meisten Provinzial-Hauptstädten errichteten Landwirthschaftsgesellschaften. — Wie man sonst über jede Vereinigung unabhängiger Männer, selbst zu rein wissenschaftlichen Zwecken dachte, beweist nichts besser, als daß sogar eine von dem schon erwähnten Arzt und Menschenfreund Karl Graf Harrach gegründete ärztliche Gesellschaft, in welcher merkwürdige medicinische Fälle besprochen und Vorträge gehalten werden sollten, über Betreiben des kaiserlichen Leibarztes Baron Stifft als bedenklich unterdrückt wurde.

Gewiß wäre es eine sehr interessante Aufgabe, den Einflüssen nachzuforschen, welche die politischen und gesellschaftlichen Zustände auf die Kunstzweige ausübten. In Abrede sind dieselben gewiß nicht zu stellen, obwohl sie weniger offen zu Tage liegen als man wohl glauben sollte, und da sich kaum in anderer Beziehung der Einfluß einzelner Persönlichkeiten von besonderer Bedeutung so mächtig und lange nachwirkend erweist als in den bildenden Künsten und der Musik.

Was die ersteren betrifft, so stehen wir mit den Jahren 1800 bis 1815 noch immer in einer der sterilsten Kunstperioden. Selbst die bedeutenden englischen und französischen Maler (Lawrence, David, Gérard) waren wenig mehr als geschickte Macher, die Routine täuschte über die innerliche Leere, über den Mangel an Kraft und Intuition hinweg. Durch den Einfluß Winkelmann's war man wohl wieder auf die Antike zurückgeführt worden, aber eben auch nur in rein äußerlicher Weise, in der Wahl der Stoffe und einer Anordnung, die streng und stylvoll sein sollte, in der That aber nichts war als steif und kalt, — wie es ja auch so häufig den Dramatikern passirt, wenn sie sich an klassische Stoffe wagen.

Hieher gehören die Oesterreicher Sigmund von Perger (geb. 1778, gest. 1841) und namentlich der Akademie-Direktor Anton Petter (geb. 1781, gest. 1858), Beide tadellose Zeichner und geschickt, ja oft glänzend in der Farbengebung. Trotzdem machen ihre meist mythologische Scenen behandelnden Bilder den Eindruck der Manier und lassen kalt. Aehnliches läßt sich auch von dem zugleich als Kupferstecher verdienten Karl Agricola (geb. 1779, gest. 1852) sagen, dessen Anmuth oft in fade Süßlichkeit übergeht, wie namentlich eines seiner berühmtesten Bilder: „Amor und Psyche" zeigt.

Im Landschaftsfach wirkten Jakob Gauermann (geb. 1773, gest. 1843), der Vater des viel berühmteren Friedrich, und Johann Baptist Höchle (geb. 1754, gest. 1832) verdienstlich, welch' letzterer einerseits gesuchter Hofmaler für Prunkscenen und Staatsactionen war, andererseits das niedere Genre in der Manier Ostade's und Teniers' zu behandeln wußte.

Fast nur durch die Geburt gehört Oesterreich Josef Koch an, einer der berühmtesten Landschaftsmaler aller Zeiten. Im Lechthale Tirols 1768 als Sohn armer Leute geboren, bildete sich sein Auge allein im Anschauen der Natur, wozu er als Gaisbube allerdings Zeit genug hatte. Seine Zeichenversuche, die er auf großen platten Steinen machte, kamen durch Zufall dem Bischof von Augsburg, Baron Umgeldern, zu Gesicht, der sich um ihn annahm und ihn in Augsburg, Straßburg und Rom weiter ausbilden ließ. Mit Ausnahme einiger Reisen verließ er die letztere Stadt nicht mehr. Seine Gemälde zeichnen sich nicht allein durch meisterhafte Naturwahrheit aus, sondern namentlich dadurch, daß er aus der Landschaft nach der Weise Claude Lorrain's ein Stimmungsbild zu machen wußte und so einen tieferen Gehalt in seine Wiedergabe der Natur legte, ohne sie zu entstellen. Er starb 1839.

Besser als in der Malerei sah es in der Kupferstechkunst aus, welche sonderbarerweise meistens dann die tüchtigsten Kräfte zählt, wenn in den übrigen Kunstzweigen wenig Leben herrscht. Seit nahezu siebzig Jahren reihte sich in Oesterreich ein Meister der Radirnadel und des Griffels an den anderen.

Von 1800 bis 1815 waren Jakob Adam (geb. 1748, gest. 1811) und Peter Anderloni (geb. 1784, gest. 1849) als Meister im Porträtfache thätig, desgleichen Michael Benedetti (geb. 1745, gest. 1810), der die Punktirmethode vorzüglich handhabte, die auch von Friedrich John (geb. 1770, gest. 1843) meisterhaft und mit großer Zartheit angewendet wurde. Vincenz Georg Kininger (geb. 1767, gest. 1851) übte mit großem Erfolg die Schabemanier und wußte seinen Blättern eine bei dieser Art besonders seltene Klarheit zu geben.

Die Wiedergabe von größeren Gemälden im Kupferstich machten sich Karl Rahl (geb. 1779, gest. 1843), der Vater des berühmten Malers, der Mailänder Josef Longhi und Natale Schiavone (aus Venedig, auch als Maler thätig) zur Aufgabe.

Rahl ist vorzüglich durch seine treffliche Wiedergabe der Gemälde und die Klarheit seines Stiches, Vorzüge, die in einem seiner Hauptblätter, der „Madonna im Grünen" besonders hervortreten. Longhi beherrschte alle Manieren mit gleicher Meisterschaft und galt namentlich durch plastische Wiedergabe des Fleisches als Nebenbuhler des berühmten Stechers Rafael Morghen.

Wir können einige Ausländer nicht übergehen, welche sich in jenen Tagen in Wien ansässig gemacht hatten und deren geistvolle Radirungen von speciell österreichischen Ansichten und Volkstypen noch heute einen hervorragenden Rang in den Portefeuilles der Kunstliebhaber einnehmen, so z. B. Johann Adam Klein (geb. 1792, gest. 1857, von welchem Seite 281 ein hübsches Alt-Wiener Bildchen reproducirt erscheint), dann Johann Christian Erhard (geb. 1795, erschoß sich zu Rom 1822) und G. C. Wilder.

Hier ist wohl auch Alois Sennefelder's, des Erfinders der Lithographie, zu gedenken, der, am 6. November 1771 zu Prag geboren, das Los so vieler Erfinder theilte, die Früchte seines unter Entbehrungen und vielfachen Täuschungen geschaffenen Werkes selbst nicht genießen zu können. Von 1800 bis 1806, dann 1816, hielt er sich in Wien auf, um eine lithographische Anstalt für Notendruck einzurichten, mußte dieselbe aus Mangel an Mitteln wieder aufgeben und ging nach München, wo er fortan auch blieb und am 26. Februar 1834 starb.

Als Bildhauer ragt weit über alle Zeitgenossen Antonio Canova (geb. 1757 im Venetianischen, gest. 1822, Bild Seite 361) hervor. Er schuf eine große Menge von Kunstwerken, die sich alle durch meisterhafte Behandlung des Marmors und Gefälligkeit der Formen auszeichneten, — ein Vorzug, der hie und da bei ihm fast zu weit und zur Weichheit führte.

Seine Vorzüge und dieser in einzelnen Werken vortretende Mangel zeigen sich im hellsten Lichte in den beiden großen Sculpturen, welche Wien von ihm besitzt. Das Grabmal der Erzherzogin Maria Christina in der Augustinerkirche ist von wunderbarer Schönheit und namentlich der auf den Stufen lehnende Genius von einziger Zartheit der Form. Dagegen läßt die Kolossalstatue des „Theseus im Kampf mit dem Minotaurus" (im Volksgarten) trotz aller Meisterschaft jene Strenge und Kraft vermissen, welche einer solchen Gruppe natürlich wäre. (Bild Seite 369)

Unter den deutschen Bildhauern wären Leopold Kiesling (geb. 1770, gest. 1827) und Josef Klieber (geb. 1773, gest. 1850) zu nennen, welch letzterer sehr viel arbeitete und daher sein schönes Talent oft blos auf das Dekorative verschwendete. Die Giebelgruppe am Wiener Polytechnikum ist von seiner Hand. In Stefan Ferenczy (geb. 1792, gest. 1856), einem Schüler Thorwaldsen's, finden wir wohl den ersten ungarischen Sculpturisten, dessen Arbeiten große Formenschönheit nachgerühmt wird.

In der Architektur herrschte vollends der nüchterne Kunst-Charakter jener Zeit. Man schien einen förmlichen Abscheu vor gefälligen Formen und architektonischer Pracht zu haben, so unsäglich flach und wirkungslos fiel Alles aus, was man baute. Johann Aman (geb. 1765, gest. 1834), der das Theater an der Wien und das Schauspielhaus in Pest baute, verschwendete seine ganze dekorative Kunst an die Festbauten des Wiener Congresses.

Als Vertreter des Classicismus — wie man ihn nämlich rein nachahmend auffaßte — galt der Hofarchitekt Peter von Nobile (geb. 1774, gest. 1854), dessen Bauten trotz mustergiltiger Wiedergabe antiker Formen — von welchen es an sich fraglich ist, ob sie für Klima, Zweck und Umgebung passen — einen ertödtend kalten, um nicht zu sagen langweiligen Eindruck machen. Beweise dafür sind das Burgthor (den Propyläen nachgebildet) und der Theseustempel (eine Taschenausgabe des Parthenon in Athen). Von ihm beeinflußt erweisen sich Johann Ritter von Schemerl (geb. 1757, gest. 1844, von ihm ist das Polytechnikum in Wien) und Josef Kornhäusel (geb. 1779, gest. 1860, von ihm ist das Landhaus, Münzgebäude, die Weilburg bei Baden und der Hußarentempel bei Mödling), die aber schon mit Glück versuchten, die antiken Bauformen den Verhältnissen anzupassen und so neue entwicklungsfähige Motive in die Architektur einführten.

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß mit dem großen Schöpfer der modernen Oper, Christof Willibald Gluck (geb. 1714, gest. 1787), nahezu alle bedeutenden

Meister deutscher Musik wie von einem Magnet nach Oesterreich, nach Wien gezogen wurden. Diese unkörperlichste und gemüthvollste aller Künste, die sich vollständig von irdischen Beziehungen loslösen und doch Alles ausdrücken kann, was der Menschen Herz und Geist bewegt, ohne daß selbst der schärfste Argwohn, der rigoroseste Censor es beanständen könnte, war wie geschaffen, um an die Stelle der Dichtkunst bei einem Volk zu treten, in dem stets die Empfindung den kalt abwägenden Verstand überwog und das noch nicht gelernt hatte, Alles auszusprechen was es fühlte und ahnte — oder es auch nicht immer durfte.

Es ist selbstverständlich hier weder der Platz, alle Musiker, die in Oesterreich schufen, zu erwähnen, noch eine eingehende Würdigung ihres Lebens und ihrer Werke zu geben. Es handelt sich nur darum, der Musik im allgemeinen Culturbild jene wichtige Stelle einzuräumen, die ihr zukommt, und diese mit einzelnen Strichen zu begründen.

Die Zeit von 1790 bis 1830 kann man mit Fug und Recht die classische Musikperiode Oesterreichs, ja Deutschlands nennen, denn drei der größten Musiker, Wolfgang Amadeus Mozart (Bild Seite 81), Josef Haydn (Bild Seite 80) und Ludwig van Beethoven geben ihr Inhalt und Signatur. Josef Haydn (geb. 31. März 1732 zu Rohrau in Niederösterreich) mußte sich durch eine entbehrungsreiche Jugend emporarbeiten. Schon mit zehn Jahren versuchte er sich als Chorknabe bei St.-Stephan in Wien an der Composition einer Messe, lebte und lernte aber noch lange in den kümmerlichsten Verhältnissen, bis er 1759 als Musikdirector des kunstsinnigen Fürsten Nikolaus Eßterházy (geb. 1740, gest. 1790) in Eisenstadt ein sorgenloses, nur der Kunst gewidmetes Leben begann. Dreißig Jahre dauerte diese Periode ungestörten Schaffens, als der Tod seines Gönners sie beendete und Haydn einem Rufe nach England folgte, wo er mit einer kurzen Unterbrechung bis 1799 weilte. Es war dies die Glanzperiode seines Lebens, denn nächst pekuniären Erfolgen ward er mit Beifall und Ehren überschüttet und sogar als Ehrendoktor von Oxford ausgezeichnet. In dieser Periode entstand die Mehrzahl seiner Symphonien, die er als Kunstform neu gestaltete, während er in der Sonate eine ganz neue schuf. In die Heimat zurückgekehrt, componirte er von 1799 bis 1801 seine beiden unerreichten Meisterwerke, die beiden Oratorien „Die Schöpfung" und die „Jahreszeiten", — in welchen sich alle seine musikalischen Vorzüge, die volle Gemüthstiefe, die er sein nannte, aussprach. Seine Musik ist die Sprache seiner lauteren und frommen Seele, seines heiteren und klaren Geistes, und so wie er sich diese Eigenschaften bis in sein hohes Alter bewahrte, klingen sie auch aus allen seinen Compositionen heraus, — wenn auch nicht immer in so erhabenen Tönen wie in der Schöpfung, nicht in so quellender Frische und Naturwahrheit wie in den Jahreszeiten. Von seinen Compositionen, deren Zahl sehr groß ist und die auch einige Opern und die Kirchenmusik umfassen, ist er namentlich jedem Oesterreicher bekannt durch die Volkshymne, diesen in ergreifenden Unisono-Accorden dahinfluthenden Weihe-Chor, dessen Geschichte bereits (Seite 67) dem Leser vorgelegt wurde.

Die Composition der beiden Oratorien erschöpfte die Kraft des Geistes und zog ihm eine Kopfkrankheit zu, die nicht mehr vollkommen wich. In dem Jahre patriotischen Aufschwungs wurde ihm eine Ovation zu Theil, die ihn mehr rührte als die glänzenden Ehren, die er in England erfahren hatte. Im Universitätssaale wurden schon seit Jahren von kunstsinnigen Dilettanten Concerte veranstaltet. Am 27. März 1808 bereiteten dieselben eine Aufführung der „Schöpfung" vor, zu welcher auch der greise Componist geladen und, als er erschien, mit begeisterten Zurufen empfangen wurde. Die ersten Damen der Gesellschaft umgaben ihn, sorgten für seine Bequemlichkeit, und ein wahrer Blumenregen überfluthete ihn. Von der Schönheit seines eigenen, meisterhaft executirten Werkes hingerissen, folgte er gespannt dem Gang der gewaltigen Composition. Bei jener wunderbaren Stelle: „Und Gott sprach: es werde Licht! — da ward es Licht!", die vielleicht zu der ungesuchtesten, aber ergreifendsten Tonmalerei gehört, hob er die mit Thränen überströmten Augen

empor und rief mit bewegter Stimme: „Nicht von mir, Herr, ist das geschaffen, — von Dir selber!"

Haydn starb am 31. Mai 1809, während der Anwesenheit der Franzosen in Wien, die, wie seinerzeit (Seite 162—164) erzählt, ihm große Achtung erwiesen und sich an seinem Leichenbegängnisse zahlreich betheiligten. Josef Haydn wurde auf dem Kirchhofe vor der Hundsthurmerlinie begraben, aber — heute ruht sein Leichnam nicht mehr an dieser Stelle, obgleich es noch eine Menge Leute gibt, die meinen, es verhielte sich wirklich so. Wir sind verpflichtet darüber Aufklärung zu geben.

Ein einfacher Grabstein bezeichnete die Stätte, wo der unsterbliche Sänger der „Schöpfung", der „Jahreszeiten" begraben worden. Später wurde das Denkmal von den zerstörenden Einflüssen der Witterung ergriffen, und es war schon dem gänzlichen Verfalle nahe, als der bekannte thätige Mäcen der Tonkunst, Ferdinand Graf Stockhammer aus eigenen Mitteln dem hehren Tondichter ein schönes Monument errichtete (1842). So stand der Grabstein des Meisters in neuem Glanze da, und der Fremde, welcher die Kaiserstadt betritt, darf nicht vergebens die letzte Ruhestätte des Unvergeßlichen suchen.

Aber unter dem kalten Gestein ist es hohl und leer; Haydn's Leichnam sollte nicht unter seinen Wienern ruhen. Das ging folgendermaßen zu:

Der Herzog Adolph Friedrich von Cambridge, Onkel der gegenwärtig regierenden Königin Viktoria von England, ein großer Freund der Musik, selbst trefflicher Violinspieler, besuchte eines Tages Wien und wurde zum Fürsten Nikolaus Eßterházy (geb. 1765, gest. 1833), Enkel von Haydn's gewesenem Gönner, nach Eisenstadt eingeladen. Dort gab ihm der prachtliebende Fürst die schönsten Feste und ließ unter Anderem, ihm zu Ehren, von seiner Kammerkapelle Haydn's Schöpfung aufführen.

Bei der Tafel, welche später stattfand, brachte der englische Herzog einen Toast aus: „Dem unsterblichen Meister Joseph Haydn, der in meinem Vaterlande eher Bewunderung und Anerkennung gefunden als in seinem eigenen!" — Dann setzte er hinzu: „Wie glücklich war der Mann, der diesen Haydn im Leben besessen und noch im Besitze seiner irdischen Reste ist!" Fürst Eßterházy schwieg dazu still; ruhte doch Haydn in Wien und nicht auf seiner Besitzung. Aber kaum war er nach Wien zurückgekehrt, suchte er bei der Regierung um die Erlaubniß nach, den Leichnam seines großen Kapellmeisters Haydn aus dem dortigen Gottesacker nach Eisenstadt in Ungarn abführen lassen zu dürfen, um ihn in der ehemaligen Gruft der Franziskaner, nunmehr der Ruhestätte Tomasini's und anderer um die Eßterházy'sche Kapelle verdienter Künstler und Künstlerinnen beizusetzen (1810). Fürst Nikolaus erhielt dazu die Bewilligung, und als er von seiner Pariser Reise zurückkam, fand die Ausgrabung des Leichnams in der Gegenwart des Fürsten statt.

Der noch völlig unversehrte Sarg wurde gehoben, eröffnet: es zeigten sich die Knochen noch mit den Kleidern angethan, die man ihm mit ins Grab gegeben hatte, da lag ferner die noch ziemlich erhaltene Perrücke, aber — der Kopf fehlte! Haydn's Kopf war förmlich abgeschnitten!

Das konnte nur ein Schädelsammler gethan haben. Der Fürst wendete sich an die Polizei, und diese stellte mehrfache Hausuntersuchungen an, unter anderem auch bei Herrn Johann Nepomuk Peter, Verwalter des k. k. Strafhauses in der Leopoldstadt zu Wien.

Und der war wirklich der Thäter. Er selbst gestand, daß er, begeistert von den Schöpfungen der Gall'schen Kraniologie, begonnen habe, eine Sammlung von Köpfen solcher Menschen anzulegen, deren Wirken er im Leben kannte und deren Knochengebäude er nach deren Tode mit ihren geistigen Eigenschaften und den vom Phrenologen Franz Josef Gall angegebenen Stützpunkten im Knochengebilde ihrer Hirnschädel vergleichen wollte. So sei auch der Kopf des unsterblichen Haydn Gegenstand seiner Sehnsucht geworden, umso mehr als er bedachte, wie schmerzlich

Fig. 1. — Le docteur Ricord.

Fig. 2. — Le docteur Ricord.

und Herr Peter trug ihn, vergnügt über das Gelingen, in seinen Garten, den er in der Leopoldstadt, auf der damaligen sogenannten „Unschlittschmelz", besaß.

Nun beschäftigte er sich pietätvoll wochenlang mit dem Maceriren und Bleichen des theuren Schädels. Er fand vorzüglich den Tonsinn auf, den Gall in seinem Prodromus bezeichnet hatte, ja in den Knochen der Nasenbeine zeigte sich noch das Getrieb des Polyps, an welchem Haydn bei Lebzeiten so viel gelitten hatte. Sodann wurde der Schädel in kostbarer Weise aufbewahrt. Er kam auf ein mit schwarzem Sammt drapirtes Kissen, und dieses wurde in ein schwarz politirtes hölzernes Gehäuse, in Form eines römischen Sarkophags, gelegt. Den Deckel zierte eine goldene Lyra.

Als sich später Herrn Peter's Lebensverhältnisse änderten, mußte er seiner Lieblingsneigung entsagen, und da vertheilte er seine Köpfe unter die Freunde. Haydn's Schädel erhielt der vorerwähnte Herr Rosenbaum, welcher demselben in seinem Garten ein eigenes Monument bestimmte.

Als die Polizei zur Nachsuchung bei Herrn Peter erschien, fand sie nur mehr zwei Schädel vor, und obwohl Herr Peter erklärte, daß keiner von ihnen der des großen Haydn sei, nahm sie doch dieselben mit. Peter hatte kein Hehl daraus gemacht, wer den veritablen Schädel besitze; die Polizei verfügte sich auch zu Herrn Rosenbaum, aber dieser erklärte, er habe, weil seine Frau vor Todtengebeinen stets unbesiegbare Scheu getragen, den Schädel Haydn's sowie mehrere andere auf verschiedenen Kirchhöfen Wiens vergraben. Dabei lag seine Hausfrau, angeblich krank, im Bette, hatte jedoch den zierlichen Sarkophag im Strohsacke verborgen.

Der Polizeibeamte mit seinen „Vertrauten" zog freilich ab, wie wenig man aber den Worten des Herrn Rosenbaum Glauben schenkte, zeigte eine bald darauf erscheinende Visite des fürstlich Eßterházy'schen Leibarztes Doktor Guldener, der im Namen des Fürsten versprach, nicht nur alle Kosten der Erhaltung und Verwahrung des Schädels zu tragen, sondern die Bemühungen in großmüthigster Weise zu belohnen.

Herr Rosenbaum besprach sich darüber mit Herrn Peter und da kamen die Freunde überein, „um der Quälereien los zu sein", irgend einen anderen Schädel als den Haydn's der Polizei zu übergeben. Abermals traute die Behörde nicht, sie ließ an der Wiener Universität den Schädel untersuchen, und da erklärte der Professor der Anatomie, Herr Mayer, der vorliegende Schädel sei der eines zwanzigjährigen Mannes, aber nicht des siebenundsiebzigjährigen Haydn. Rosenbaum entschuldigte sich nun mit einem Mißgriffe und lieferte den Schädel eines Greises ab.

Während allem dem waren die Gebeine Haydn's, wie eine schriftliche Aufzeichnung Peter's sagt, „in einem eisernen Sarg über einander hineingeworfen, auf einen Leiterwagen gelegt, so daß sie beim Wegfahren, als ob es Nüsse wären, rasselten". Haydn's glaublicher Schädel wurde ebenfalls nach Eisenstadt geschickt und den Gebeinen beigesellt und liegt noch heute ruhig neben ihnen, wenn ihn die entrüsteten Knochen nicht etwa gewaltsam hinausgeworfen haben.

Mehrere Jahre vergingen. Da ließ der erkrankte Rosenbaum seinen Freund Peter an das Sterbebett rufen und sagte zu ihm:

„Freund! Ich will nun den Kopf des Haydn, den wir alle so verehren, wieder in Deine Hände geben. Nimm ihn aus jenem Kasten und verwahre ihn einstweilen gut und geheim. Du hast erfahren, wie man auf Fürstenwort vertrauen darf, denn Du hast nichts von den Versprechungen für die Abgabe des Kopfes erhalten. Vermache ihn seiner Zeit dahin, wovon wir schon gesprochen, dem hiesigen Musik-Conservatorium, dort wird er seiner würdig verehrt und im Gedächtnisse erhalten; denn, zu den übrigen Gebeinen in die Truhe gelegt, die in irgend einem Winkel der Gruft steht, geht er bald in gänzliche Vernichtung über. Da Haydn kein Leibeigener des Fürsten war, so hat er keine rechtlichen Ansprüche auf seine Gebeine, die dieser frei und sorgenlos gleich

nach dem Tode der Erde übergeben hatte. Das hohe Musik-Conservatorium kann ihn vor gewaltsamer Abnahme verwahren, welcher Gewalt Du als einzelner Mensch nicht entgegenwirken kannst."

Aber Peter, obgleich er in einer letztwilligen Verfügung dem Musik-Conservatorium den Schädel vermachte, bedachte sich bei Lebzeiten anders. In einer Krankheit, die auch seine letzte war (er starb im August 1839), übergab er Haydn's Schädel dem ihn behandelnden Arzte, später einer unserer berühmtesten Anatomen, und dieser fand, daß er in einem Museum sicherer aufbewahrt bleiben dürfte, weßhalb er die Reliquie einem der hervorragendsten europäischen Institute zu Wien übergab; dort befindet sich noch heute — der Schädel Haydn's.

Wolfgang Amadäus Mozart steht durch seinen frühzeitigen Tod (geb. 27. Jänner 1756 zu Salzburg, starb er schon am 5. Dezember 1791) eigentlich außerhalb der Periode, welche dieser Abschnitt umfaßt. Aber seine Zusammengehörigkeit zu dem Triumvirat großer Musikmeister und sein weitreichender Einfluß auf den Entwicklungsgang seiner Kunst werden es begreiflich erscheinen lassen, wenn er hier erwähnt wird. Als Sohn eines tüchtigen Musikers, des erzbischöflichen Kapellmeisters in Salzburg, Leopold Mozart (geb. 1719, gest. 1787), erhielt Wolfgang, oder wie er sich selbst nannte „Wolferl", schon so frühe Unterricht und Anregung, daß er sich schon im fünften Jahre im Componiren versuchte, im siebenten durch seine Virtuosität im Clavierspiel am kaiserlichen Hofe in Wien Bewunderung erregte, und von 1763 bis 1766 in Begleitung seines Vaters und seiner Schwester Marianna (geb. 1751, gest. als Reichsfreiin von Berchtold 1829), als „Wunderkind" durch ganz Europa reiste. Nur seinem eminenten Genie ist es wohl zu danken, daß diese sonst auf Tiefe und Gründlichkeit nicht vortheilhaft wirkende Anwendung seiner Gaben dieselben nicht vorzeitig erschöpfte.

Nach einigen Jahren ernsten Studiums wurden die Siebziger-Jahre wieder von Kunstreisen ausgefüllt, von 1780 an lebte er in Wien, erlangte aber erst 1788 die fixe Anstellung als kaiserlicher Kammercomponist, die ihn der Nothwendigkeit, Unterricht zu geben und auf „Bestellung" zu componiren nicht überhob. Obwohl auch er alle Gattungen der Musik pflegte und auch in der Kammermusik Vorzügliches leistete, lebt er doch mit Recht im Gedächtniß der Nachwelt namentlich durch seine Opern.

Wie er in seinen späteren Schöpfungen jede Manier und jede nationale Schule abstreifte und die Musik im besten Sinne allgemein menschlich, weltbürgerlich auffaßte und darstellte, so wußte er auch alle Stimmungen des Seelenlebens, jede Gemüthsäußerung musikalisch und — trotz des Widerspruches modernster „Zukunftsmusiker" — auch dramatisch zum Ausdruck zu bringen. Wenn man die reizende Schalkhaftigkeit, den ursprünglichen Humor und die Grazie seiner Musik in den komischen Opern (Cosi fan tutti, Entführung aus dem Serail), namentlich in „der Hochzeit des Figaro" bewundert, so erscheint es kaum begreiflich, daß derselbe Componist auch die erschütternde packende Tragik, wie im „Don Juan", die einen läppischen Text sogar veredelnde Hoheit der „Zauberflöte" und die kaum zu überbietende Großartigkeit des „Requiems" schaffen konnte. Jeder musikalische Ausdruck war ihm geläufig und jeden schöpfte er, der Einfachheit seines Wesens ungeachtet, nur aus sich selbst. Dem reizvollen Humor wie der erschütternden Tragik lieh er die Stimme seines Genius, der ihm eine Fülle von Melodien zuführte wie kaum einem zweiten Meister.

Das Requiem war sein Schwanengesang. Er äußerte oft selbst, trüber Ahnung voll, daß er es für sich selbst schaffe und eine sinnige Sage — die sich bezeichnend genug in unserer Zeit nur mehr um Künstlerleben rankt — will wissen, daß der Engel des Todes ihm den Gedanken an diese grandiose Schöpfung eingeflößt habe.

Sein Tod fiel in eine bewegte, ahnungsschwangere Zeit, und so kam es, daß er fast spurlos vorüber ging und die Nachwelt nicht einmal mit absoluter Gewißheit die Stelle bezeichnen kann, wo er bestattet wurde. Man thut vielleicht

Unrecht, fort und fort daraus gegen seine Zeitgenossen einen Vorwurf zu machen; ist ihm doch bis heute die Musikstadt Wien das wohlverdiente Denkmal schuldig geblieben, und es bedurfte des aufdringlichen Enthusiasmus der Bekenner einer modernen musikalischen Richtung, deren Ziel und Ende noch keineswegs abzusehen ist, um die Frage eines Denkmals für Mozart, den Krösus an Melodien, wieder in Fluß zu bringen.

Wenn wir uns zu dem dritten der großen Musikheroen wenden, zu Ludwig van Beethoven, so stehen wir plötzlich ganz in der neuen Zeit, — und zwar nicht blos in musikalischer Beziehung, sondern auch in Hinblick auf allgemeine Charakter-Eigenthümlichkeiten, auf die in den Seelen bedeutender Menschen auftretenden Kämpfe nach den höchsten Idealen, kurz auf jene Geistesrichtung, die man bezeichnend als „faustischen Zug" darstellt.

Das ganze Elend — aber auch die ganze geistige Gewalt — des Menschenthums brachte sich in Beethoven's Musik zum Ausdruck, und es ist bezeichnend, daß fast über jedes seiner größeren Werke Commentare geschrieben wurden. Hat man auch gewiß nach Glossatoren-Manier viel „hineingeheimnißt", was er selbst nicht hineinlegte, so ist doch gewiß, daß viel aus Werken zu lesen oder zu hören sein muß, die so zahlreiche Ausleger finden. Beethoven führte den abstracten Gedanken in die Musik ein und brachte ihn zum vollendetsten Ausdruck, — ja sogar oft in einer Weise, welche schon die Grenzen des rein musikalischen Gebietes streift. Beethoven war auch Philosoph und schrieb einst seine diesbezüglichen Ideen in einem Heftchen nieder, das Schreiber dieser Zeilen in seiner Jugend besaß, leider aber, ohne eine Abschrift zu nehmen, einem Autographensammler abtrat, dessen Name ihm entfallen ist.

Geboren am 17. Dezember 1772 zu Bonn, kam Beethoven schon mit zwanzig Jahren durch die Gunst des Kurfürsten Erzherzogs Maximilian von Köln, einem Bruder der Kaiser Josef II. und Leopold II., nach Wien, wo er den Unterricht des gelehrten Contrapunktisten Johann Georg Albrechtsberger (geb. 1736, gest. 1809) und Josef Haydn's genoß. Er war so streng gegen seine eigenen Schöpfungen, daß er alle früheren Compositionen vernichtete und seine Werke erst von den seinem Lehrer Haydn gewidmeten Trios an zählte.

Durch seine eminente Fertigkeit im geistvollen Variiren gegebener Themas und im freien Phantasieren auf dem Clavier ward er ein geschätzter Gast in den kunstsinnigen Kreisen von Wien und bereitete den Boden für seine Schöpfungen vor. Unter seinen späteren Gönnern ragen besonders Erzherzog Rudolf (geb. 1788, gest. 1831, Bruder des Kaisers Franz und Kardinal-Erzbischof von Olmütz) und die Fürsten Anton Isidor Lobkowitz (geb. 1773, gest. 1819) und Ferdinand Kinsky (geb. 1781, gest. 1812) hervor, die ihm einen jährlichen Bezug von 2000 Gulden zusicherten, um ihn Wien zu erhalten und pekuniär unabhängig zu stellen.

Leider vermehrten traurige Erfahrungen in Liebe und Freundschaft, namentlich auch in der eigenen Familie, an der er mit Wärme hing, seine natürliche Schwermuth und Gereiztheit und ein um 1812 auftretendes körperliches Uebel bescheerte ihm das tragischeste Los, das einem Meister der Töne bescheert sein kann und das eine grausame Ironie des Schicksals in sich schließt: eine stets zunehmende Taubheit.

Nichtsdestoweniger entzückte er durch den Vortrag seiner wundervollen Compositionen seine langjährigen treuen Freunde. Ein vortreffliches Gemälde von A. Gräfle zeigt uns diese Getreuen (Bild Seite 376), wie sie einem solchen Vortrage des geehrten Meisters lauschen. Vorne rechts sitzt, dem Instrument gegenüber, der im damaligen Wien allbekannte Musikkenner und tüchtige Dilettant Gottfried Freiherr van Swieten (geb. 1731, gest. 1803), Stifter der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Dichter des Textes zu Haydn's Jahreszeiten, Freund Haydn's und Mozart's, dessen ganze Haltung das in ihm vorherrschende kritische Element gewahren läßt. Ihm gegenüber auf dem Bilde, links vom Spieler,

verbirgt Abbé Georg Josef Vogler (geb. 1749, gest. 1814), der berühmte Orgelspieler, Theoretiker und Componist, das Gesicht in den Händen, um sich ganz in den Zauber der von Beethoven vorgetragenen Composition zu vertiefen. Hinter dem Abbé lehnt in der Fensternische der Musikalienhändler Sigmund Anton Steiner (geb. 1773, gest. 1838), der viele von des Meisters Compositionen verlegte, ebenfalls ein tüchtiger Musikkenner, aber eine mehr praktische Natur, daher das Zufriedene in seiner Miene zur Schau tragend. Ganz links im Vordergrunde endlich sitzt, schwärmerischer Begeisterung hingegeben, der langjährige Schüler und Freund, zugleich Biograph des Tonheros — Anton Schindler (gest. 1864), der vielbelächelte Visitkartenbesitzer mit der selbstgefälligen Inschrift: „ami de Beethoven" (Freund Beethoven's).

Seine alles Schöne und Erhabene begierig erfassende Feuerseele hatte sich auch den Ideen der Freiheit zugewendet und lange Zeit sah er in Napoleon deren Begründer, so daß er ihm die Dedication seines in der „Eroica" enthaltenen Trauermarsches „auf den Tod eines Helden" zudachte. Als sich aber zeigte, wie es der Held mit der Freiheit meinte, die er um selbstsüchtiger Zwecke willen erdrosselte, riß Beethoven ergrimmt das Dedicationsblatt weg.

Während des Congresses kam seine „Schlacht bei Vittoria" zur Aufführung, — ein „Tongemälde", das in seiner Art grandios, aber durch absichtliche Effekte und gesuchte Charakteristik an der Grenze wahrer Kunst steht. Kaiserin Elisabeth von Rußland sendete ihm als Anerkennung dafür zweihundert Dukaten.

Gleichfalls zur Congreßzeit kam seine einzige Oper: „Leonore", oder wie sie jetzt benannt wird: „Fidelio" zur Aufführung. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht, woran das Ungewohnte dieser im besten Sinn durchgeistigten Musik für das große Publikum, wohl aber auch die Unzulänglichkeit der Aufführung Schuld trug. Nur widerstrebend ließ sich Beethoven zu Umänderungen und Concessionen an den Geschmack des Publikums bestimmen, namentlich eine neue, pointirtere und wirkungsvoller instrumentirte Ouverture zu schreiben. In dieser Form wurde die Aufführung wiederholt, und die Oper fand nun jenen begeisterten Beifall, der ihr noch heute von allen Musikfreunden gezollt wird.

Im Jahre 1825 dirigirte Beethoven zum letzten Mal (seine grandiose neunte Symphonie), seine Taubheit konnte zwar die Macht seines musikalischen Schaffens nicht unterdrücken, aber sie verwehrte ihm jede praktische Ausübung seiner hehren Kunst. Widrige Familienverhältnisse förderten seine Kränklichkeit und am 26. März 1827 starb er. An seinem Grab sprach Heinrich Anschütz, k. k. Hofschauspieler, eine meisterhafte Rede aus der Feder Grillparzer's, der wir folgende Stellen entnehmen:

„Ein Künstler war er und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth (das alte Nilpferd) die Meere durchstürmt, durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkte, wo das Gebildete übergeht in eine regellose Willkür streitender Naturgewalten, — Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn Beethoven hörte nur da auf, wo die Kunst aufhört! — Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, ein Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung! Weil er sich von der Welt abschloß, nannte sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. Wenn er die Welt floh, so war's, weil er in den Tiefen seines liebenden Gemüths keine Waffen fand, sich ihr zu widersetzen, wenn er sich den Menschen entzog, so geschah's weil er ihnen Alles gegeben und nichts zurück empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein Zweites fand. Aber bis zum Tode bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut aller Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten!"

Beethoven war unvermählt geblieben, man weiß aber von einer tiefen romantischen Neigung zu der schönen Gräfin Julie Guicciardi, später als Gräfin Gallenberg (geb. 1784, gest. 1856) eine gefeierte Salondame von Wien. Ihr Gatte war der renommirte Balletmusik-Componist und Director der Hofoper Wenzel Robert Graf Gallenberg (geb. 1783, gest. 1830).

Unter seinen Werken sind nächst „Fidelio" die neun Symphonien, ein Cyclus von grandiosen und gedankenschweren Schöpfungen, dann die herrliche Missa solemnis und die fünfunddreißig Klaviersonaten, wahre Perlen intimer Musik, zu nennen. Auch Lieder schrieb er, unter welchen „Adelaide" das bekannteste und von unvergänglichem zartem Reiz ist.

Beethoven drückte dem Musikleben Wiens bis in unsere Zeit seinen Stempel auf, und nirgends wird er so gewürdigt und — verstanden. Ihm gegenüber ist auch die Dankesschuld durch Errichtung eines würdigen Monumentes in Wien gesühnt, welche gegen Haydn und Mozart trotz mannigfacher Anläufe noch unerfüllt ist.

An Haydn schließt sich vor Allem sein jüngerer Bruder Johann Michael (geb. 1737, gest. 1806) an, welcher fast ausschließlich Kirchencomponist war und in seinen Arbeiten tiefe Frömmigkeit zum Ausdruck zu bringen wußte. Ihm stehen nahe der Hofkapellmeister Josef Eybler (geb. 1764, gest. 1846), unter dessen zahlreichen für die Kirche bestimmten Werken die große Krönungsmesse bekannt ist und der Tiroler Johann Gänsbacher (geb. 1778, gest. 1844).

Als gelehrter Theoretiker und berühmter Contrapunktist ist Johann Georg Albrechtsberger, der Lehrer Beethoven's, zu erwähnen, und hier sei auch des Abbé Maximilian Stadler (geb. 1748, gest. 1833) gedacht, der seine letzten Lebensjahre in Wien verlebte, früher sehr viel componirte, sich aber dann nur mehr um die Musikgeschichte und Uebertragung alter Compositionen in das neue Notensystem verdient machte.

Dem leichteren Genre dienten unter Anderen der überaus fruchtbare Ignaz Ritter von Seyfried (geb. 1776, gest. 1841), welcher nebst Kammer- und Kirchenmusik noch sechsundzwanzig große, jetzt durchaus vergessene Opern schrieb und von dem sich nur die melodramatische Begleitung zur „Preciosa" erhalten hat; — Adalbert Gyrowetz (geb. 1763, gest. 1850), welcher neben kleineren Opern und Balletten auch für religiöse Zwecke componirte und die Wehrmannslieder von Collin in Musik setzte; — der Klavier-Virtuose Johann Nepomuk Hummel (geb. 1778, gest. 1837), der gleichfalls alle Zweige der Composition umfaßte und neben kirchlichen Werken und Opern auch Tänze für den Apollosaal schrieb; — dessen ebenbürtiger Rivale, der Prager Ignaz Moscheles (geb. 1794, gest. 1870); — der aus Böhmen gebürtige Leopold Kozeluch (geb. 1753, gest. 1814), welcher besonders in Klaviermusik thätig war; so auch Johann Wanhall, (geb. 1739, gest. 1813). Es darf hier auch des berühmten ungarischen Zigeunermusikers Johann Bihary (geb. 1769, gest. 1828) nicht vergessen werden, der mit seiner Kapelle öfter zu Wien am kaiserlichen Hofe spielte und hübsch componirte.

Besondere Erwähnung verdient Josef Weigl (geb. 1766, gest. 1846), von dessen leichten und gefälligen Opern vornehmlich die „Schweizerfamilie" berühmt war und die Runde über alle Bühne machte, und nächst ihm noch Wenzel Müller (geb. 1767, gest. 1835), dessen gefällige und melodienreiche Schöpfungen (Neusonntagskind, Donauweibchen, Drei Schwestern von Prag) wahrhaft volksthümlich wurden und in ihrer nicht eben tiefen, aber sinnlich bewegten Weise dem Wiener Publikum auf den Leib geschrieben waren.

Am Burgtheater wirkten in der Periode von 1800—1816 die liebliche Antonie Adamberger (geb. 1790, gest. 1867), die Braut Körner's, welche jedoch schon 1817 der Bühne entsagte, Vorleserin der Kaiserin Karolina Augusta und als Gattin des Archäologen Josef Arneth (geb. 1791, gest. 1863) Mutter des gefeierten Historikers Alfred Arneth wurde (Bild Seite 377); — Max Korn (geb. 1782, gest. 1854), einer der berühmtesten Heldenspieler, später auch in Charakterrollen

thätig, dessen Repertoire von Hamlet bis zu Franz Moor und Wilhelm in Goethe's „Geschwister" reichte; — Ferdinand Eßlair (geb. als Freiherr von Khevenhüller-Metsch 1772, gest. 1840) spielte zuerst in Prag, dann Heldenrollen am Burgtheater, die er namentlich durch die vornehme Plastik der Haltung und Bewegungen hervorhob und wurde dann Regisseur am Hoftheater in München; — Siegfried Gotthelf Koch (Eckardt, geb. 1754, gest. 1831), der als Charakterdarsteller durch Naturwahrheit und vornehme Ruhe wirkte; dessen Tochter Betty Roose (geb. 1778, gest. 1808), deren Spiel so ergreifend gewesen sein soll, daß nach ihrer Darstellung der Bertha in Kotzebue's Rührstück „Die Hussiten von Naumburg" mehrfach Bitten, sie möge Kinder zur Erziehung übernehmen, an sie einliefen, da sie alle Accente der Mutterliebe in der innigsten Weise getroffen hatte; — endlich Sofie Schröder (geb. 1781, gest. 1868), Deutschlands größte Tragödin, die leidenschaftsvolle Beherrscherin des Wortes (Bilder Seite 345).

Am Theater an der Wien gehörte eine Zeit lang Anton Hasenhut (geb. 1766, gest. 1841) in Tölpelrollen zu den erklärtesten Lieblingen des Publikums, und seine Charakterolle als „Thaddädl" wurde zur stehenden Figur. Aber man bekam sich doch endlich an den schalen Witzen und der läppischen Erscheinung genug, und „Thaddädl" kam in Vergessenheit. Viel bedeutender war Ignaz Schuster (geb. 1770, gest. 1835) am Leopoldstädter Theater, dessen Komik Naturwahrheit athmete, und der durch sein vorzügliches Spiel den „Parapluiemacher Staberl" in Bäuerle's „Bürger von Wien" so berühmt und beliebt machte. Schuster war zugleich Hofkapellsänger und componirte die Musik zu mehreren Possen. An der gleichen Bühne wirkte Joachim Perinet (geb. 1765, gest. 1816), weniger als Komiker denn als Volksdichter und glücklicher Parodist bemerkenswerth.

In Prag dominirte noch immer mehr die italienische Oper, welche mit jener in Wien wetteiferte, wo von 1807 bis 1817 die berühmte, von Emanuel Schikaneder entdeckte Anna Milder-Hauptmann (geb. 1785, gest. 1838) sang.

Erst seit der verdienstvolle Johann Karl Liebich, selbst ein tüchtiger Schauspieler, die Direction des ständischen Theaters übernahm, hob sich dasselbe zur Bedeutung, die es unbestritten bis in die neuere Zeit bewahrte. In Brünn führte 1807 Emanuel Schikaneder (geb. 1751) das Theater, nachdem er jenes an der Wien aufgegeben hatte, baute die Arena in Kumrowitz und machte glänzende Geschäfte, deren Ertrag nebst seinem übrigen Vermögen verloren ging, nachdem er 1809 das Theater in der Josefstadt in Wien übernommen hatte. Dadurch in Schwermuth gestürzt, die bald in Wahnsinn überging, starb dieser um das Theaterwesen vielverdiente Mann im Jahre 1812 zu Wien.

Das erste nationale Theater besaß Pest, wo sich, angeregt durch die dramatischen Werke Kisfaludy's, eine Gesellschaft bildete, die alternirend mit den deutschen Künstlern Vorstellungen gab.

Eine nicht uninteressante und bezeichnende Erscheinung waren die im Theater an der Wien 1815 bis 1820 gegebenen „Kinderballete" des Balletmeisters Friedrich Horschelt (geb. 1793, gest. 1876). Durch die Pracht der Ausstattung und den Reiz, der in der Darstellung durch Kinder lag, zogen sie viele Zuschauer an, bis sie wegen des nicht wegzuleugnenden üblen Einflusses auf die kleinen Darsteller untersagt wurden. Mehrere der berühmtesten Tänzerinnen (man nennt auch darunter die „göttliche" Fanny Elsler, dann bestimmt Therese Heberle, Angioletta Mayer) haben ihre ersten Schritte in den Kinderballeten Horschelt's getanzt.

Seit die „Mehlgrube" — einst der Versammlungsort der feinen Welt — tiefer und tiefer gesunken war, wie dieß bei den meisten Vergnügungsörtern der Fall ist, entbehrte Wien mit Ausnahme der Redoutensäle eines fashionablen öffentlichen Locales. Diesem Mangel half endlich der „Apollosaal" ab, die Schöpfung eines unternehmenden Bandagisten und Orthopäden, Namens Sigmund Wolfsohn (geb. 1762, gest. 1852). Das in seiner Art einzige und auch nicht

Mrs. Hutchinson was a woman of great courage and strength of character, and was a leader in the religious movement of her time. She was tried for heresy before the General Court, and was banished from the colony. She went to Rhode Island, where she founded the town of Portsmouth. She was killed by Indians in 1643.

MRS. ANNE HUTCHINSON

The Greek helmet was of bronze, and was sometimes surmounted by a crest of horsehair, which was arranged in a variety of ways. The Corinthian helmet was the most common, and was made to cover the whole head, with openings for the eyes and mouth. The Attic helmet was lighter, and left the face more exposed. The Thracian helmet had a high crest and cheek-pieces. The Phrygian helmet was conical, with a peak in front.

Greek Helmet.

The Greek shield was round, and was made of wood covered with bronze or leather. It was held by a handle in the middle, and by a strap for the left arm. The shield was often decorated with devices painted or embossed on the outer surface. The Argive shield was the largest, and was sometimes carried by a servant. The Boeotian shield was smaller, and was more convex. The Thessalian shield was oval, and was used by the cavalry.

The Greek breastplate was of bronze, and was made to fit the body closely. It was sometimes composed of two plates, one for the front and one for the back, joined at the sides. The breastplate was often decorated with figures in relief. The Corinthian breastplate was the most elaborate, and was made to imitate the muscles of the body. The Ionian breastplate was simpler, and was made of overlapping scales.

The Greek greaves were of bronze, and were made to cover the shin and calf. They were fastened by straps or buckles. The greaves were often decorated with figures in relief. The Corinthian greaves were the most elaborate, and were made to imitate the muscles of the leg. The Ionian greaves were simpler, and were made of overlapping scales.

The Greek sword was of bronze, and was made with a straight blade and a hilt. The sword was worn in a scabbard, which was suspended from the belt. The Greek spear was of wood, and was tipped with bronze. The spear was used for thrusting and throwing. The Greek javelin was lighter than the spear, and was used for throwing only.

Wie dort blendende Helle, so hier Nachtdunkel, Waldschatten, Stille und Kühle; der ganze Raum ein lebendiger Garten, die Gänge zwischen den Beeten gedielt, aus den letzteren Bäume, Strauchwerk und Blumen in anmuthigen Gruppen emporsteigend; dazwischen große in Broncegitter gefaßte Bassins mit wasserausgießenden Statuen, in der Mitte des Hains ein prachtvolles goldreiches Zelt mit — Billards; am Ende des Saales noch drei solcher Zelte, wo kühlende Erfrischungen gereicht wurden, über diesem eigenthümlichen Park aber, wie im Tempel der Nacht zu Schönau, nur in größerem Maßstab, ein künstliches Firmament ausgespannt, woher ausschließlich das Licht zur Beleuchtung kam, — in Abstich zu dem grellen Schimmer des Hauptsaales von wunderbarer Wirkung."

Bei dem Balle zu Ehren der verbündeten Monarchen war das Silbergeschirr, das die Speisetische bedeckte, allein 80.000 Gulden werth. Der Graf de la Garde sagte über den Apollosaal: „die Dekoration dieses Raumes machten sich alle Stylarten streitig; der maurische Styl in seiner Bizarrerie, der griechische in unverfälschter Reinheit, der gothische mit Zackenbögen. Mit einem Wort, Alles was geeignet war, den Augengenuß zu vervielfachen oder zu erhöhen, fand sich da vereinigt. Hier das Funkeln Tausender von Kerzen in den zahllosen Krystallgläsern der Kronleuchter; dort die milde Helle der Alabasterlampen, einer Nachahmung des friedlichen Nachtsternes, verbreiteten in diesen Sälen eine Lichtfärbung, die allen Zwecken entsprach. Und während die Strenge des Winters die Erde rings umher mit Schnee bedeckte, athmete man hier die milde Frische des Frühlings mit den lieblichsten Wohlgerüchen. Die Menschenmenge war bei unserem Eintritt eine ungeheuere, man schätzte sie auf 8- bis 10.000 Köpfe."

Als der Reiz der Neuheit das wechselsüchtige Publikum nicht mehr anzog, waren kostspielige Neuherstellungen nöthig, der Apollosaal ging wiederholt in andere Hände über, verlor immer mehr von seinem einstigen Glanz und nach einer Periode des Verfalles kam er in den Besitz der Seifensiedergewerkschaft, die ihre lichtspendenden Erzeugnisse nach dem einstigen Tempel des Luxus „Apollokerzen" benannte. (Deren Gebäude brannte im Jahre 1876 nieder und wurde dann neu aufgebaut.)

Suchte der reiche Bürger mit Familie sein Vergnügen in so glanzvollen Localitäten oder in den Theatern des k. k. Hofes, begnügte sich der minder wohlhabende Theil mit der Unterhaltung bei den sogenannten „Harpfenisten", d. h. Volkssängern, welche unter Begleitung der Harfe (statt des erst später eingeführten Klaviers) beliebte Volksweisen mit zündendem localen Texte vortrugen. Besonderes Renommé hatte damals Anton Schwarz (gest. 1818), der „blinde Toni" genannt. Für diesen und andere seiner Art dichtete der Buchbinder Wenzel Schuh (geb. 1782, gest. 1848) von Fünfhaus bei Wien, ein populärer Gelegenheitsdichter, eine Menge zeitgemäßer Lieder (Refrains, Couplets), welche eine beifallslustige Menge fanden. Wahrhafte Sensation machte jedoch das überraschende Auftreten einer räthselhaften Persönlichkeit — des sogenannten Heubauer, über den eingehender zu sprechen ist.

Das Einkehrwirthshaus „zum weißen Kreuz" an der Wien, oberhalb des Theaters (heute Magdalenenstraße Nummer 18), war damals der Tummelplatz regen Treibens, besonders an den Wochenmärkten.

Ein Blick in die sehr geräumige Gaststube zeigte den Fremden in den ersten Morgenstunden eine große Schlafstätte, in der die doppelsitzigen Bänke und Tische an die mannshohe, dunkelbraun angestrichene Holzverkleidung rings um das Gemäuer aufgeklappt und der Vice-Hausknecht eben bemüht war, das aufgestreute Stroh in seine vorige Gestalt zu versetzen, um es denselben Abend wieder für Menschen oder Pferde als ganz frisches Material zu verwerthen.

Zunächst der Eingangsthüre in der Stube stand der Ausschank, welcher, ebenso wie Tische und Bänke angestrichen, einem Kasten glich, der, am Feierabend gut verschlossen, die darin befindlichen, in Fächern rangirten zinnernen, irdenen und gläsernen Getränkehälter vor jedem feindlichen Angriffe sicherte, welch letztere jeden

Morgen das genannte Individuum zum Ausschanke herrichtete. Dazu wurde eine Klappe herabgelassen, die auf eine starke eiserne Gabel gestemmt, einen Tisch bildete, auf den er die begehrten Getränke stellte. Die etwa verschüttete Flüßigkeit, sowie übrigbleibende Reste tropften durch ein in der Mitte dieses Tisches angebrachtes Loch in eine unter demselben gestellte alte Bierkanne, welche dann der Weinträger oder Hausknecht als Tropfwein zum Waschen der Kinder und gichtischer Gliedmaßen extra verkaufte.

In der linken Wandecke des Gastzimmers war ein Kruzifix, mit Palmzweigen verziert, angebracht und eine breite Bank darunter machte sich durch ihre großartige Dimension bemerkbar, nämlich sie war derart eingerichtet, daß sie bei Tage das Nachtlager des Weinträgers verbarg.

Eine Thüre daneben führte in das „Extrazimmer", damals ebenso in der Mode, um den Unterschied der Menschheit beim Essen und Trinken zu beweisen. Dieses Extrazimmer war schmal, hatte eichene Tische, mit schwarzledern gepolsterten Stühlen umgeben, welche die vom Lande kommenden Herren Schullehrer, Geschäftsleute und Bewohner der Vorstadt Wieden Mittags und Abends gastfreundlich aufnahmen.

Eine Völle herrschte da, die sehr unangenehm war, aber Speisen und Getränke rechtfertigten den Zulauf, wurden stets gleich vortrefflich servirt, und das lockte die Gäste von nah und ferne, so daß der biedere Wirth — Herr Tschernuy — seine Rechnung fand.

In das erste, ordinäre Gastzimmer kamen gewöhnlich die einkehrenden Fuhrleute, und zwar: Die Badener Landkutscher, die ihre Passagiere entweder vor dem Gasthause „Matschakerhof" in der Seilergasse oder „zum Erzherzog Karl" in der Kärnthnerstraße im Innern der Stadt zur Fahrt nach den Badener Heilquellen aufnahmen oder absetzten.

Was aber den fröhlichsten Durcheinander bot, waren die „Heubauern", die aus Ungarn oder auch aus den schönen Gegenden von Breitenfurth, Purkersdorf und Kaltenleutgeben, sowie die Kalk-, Schmiedekohlen- und Bretterführer, welche aus den Sägemühlen hinter Alland und Heiligenkreuz nach Wien kamen und im „weißen Kreuz" einkehrten. Ihr Markt lag ganz in der Nähe des jetzigen Kettensteges und des Wirthshauses „zum Weinberg" am Glacis und wurde durch einen Bach aus schmutzigem Wasser, von der Vorstadt Sanct-Ulrich kommend und dem Flusse Wien zueilend, durchschnitten. Dieses Wasser trieb eine oberschlächtige Grafitmühle, in der man auch die Bleistifte verfertigte.

Die Bauern und Fuhrleute waren sämmtlich nach einer vollbrachten Fahrt, von der sie meist Abends gegen sechs Uhr hier ankamen, durstig und hungrig und ließen sich Speise und Trank wacker munden. Es herrschte dabei eine solche Fröhlichkeit, daß auch andere Leute herbeigezogen wurden, und daß Hausirer, Harfenisten u. s. w. auch stets ihre Rechnung fanden, ja oft bis spät in der Nacht die splendiden Gäste unterhielten. Anderntheils zogen diese Fuhrleute viele Bürger herbei, die Kunde aus ihrer Heimat, über dort zurückgebliebene Verwandte oder Freunde erlangen wollten. Dadurch wurde die Unterhaltung noch mehr erhöht und endigte gewöhnlich damit, daß man die wenigen Schritte zum „Weichselgarten" am „Fokanedisteg", gegenüber dem Fokanedihause*) ging und den angekommenen Vetter mit Weichselwein und Zwieback beim Klange einer Zither tractirte, bevor man sich verabschiedete.

Nun, mit alledem haben wir es nur insoweit zu thun, als den freundlichen Lesern ein Bild von den damaligen volksthümlichen Schänken gegeben werden

*) Das über hundert Jahre alte, sogenannte „Fokanedi Durchhaus" soll seinen Namen von dem ersten Erbauer, einem Fauconnier — zu deutsch Falkenjäger — erhalten haben, aus welchem französischen Worte die beliebte Verballhornungs Methode der Wiener „Fokanedi" oder „Fokaneder", auch „Fukanedi" machte. Dem ist aber in der That nicht so. Der erste Besitzer und Erbauer desselben hieß Fauconnet, daher es richtig nur das „Fokonet-Haus" heißen sollte.

soll, denn unsere Scene spielt nicht im Schanklocal, sondern in dem Garten, der die vorzüglichste Zierde des Hauses „zum weißen Kreuz" bildete.

Ein breiter und langer Weg schied denselben in zwei Hälften, deren üppiger Grasboden von Gebüschen, Blumen und hohen Bäumen eingefaßt war. Die Aeste waren oben zusammengewachsen, bildeten einen Bogen und dadurch die herrlichste schattige Allee. Rechts und links waren Tische für die Gäste aufgestellt, und in der Mitte des Gartens, auf dem etwas erhabenen und mit Kiessand bestreuten Wege war eine Bühne in der Form eines Lusthauses angebracht, wo jeden Donnerstag Abends ein Volkssänger die Gäste entzückte. Wie dieser hieher kam, bedarf einer eigenen Erläuterung und der Leser erlaube uns einen Rückblick.

Es war in einem Spätsommer, Anfangs des 19. Jahrhunderts, als an einem Abende, wie gewöhnlich, Musiker in diesem Gasthausgarten spielten; denn von jeher war es dem Wiener zuwider, gutes Essen ohne Ohrenschmaus zu verzehren, er zog es vor, den Gaumen sich zerreißen zu lassen, wenn nur den Gehörswerkzeugen dasselbe geschah.

Es war nach der Introduction, als eine vermummte, in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt die Bühne betrat, und, die Hülle abstreifend — ein schöner, junger, schlank gewachsener Mann in der Kleidung eines Heubauers, sich den Blicken des Publikums darbot. Sein ernstes, schön geformtes Antlitz war von blaß olivenbrauner Farbe und trug einen stattlichen schwarzen Schnurrbart. Niemand kannte ihn.

Die Heubauern sind Leute, welche mit großen Fuhren Heu aus Ungarn nach Wien kommen und mit ihren Wägen, an denen kleine Pferde gespannt sind, auf den Heumarkt fahren, um daselbst ihre Last zu verkaufen. Sie tragen weißleinerne, sehr weite Beinkleider, eine gleiche Kurtka, weite Hemdärmel, einen breiten ledernen Gurt, vorne mit einer Geldkatze um den Leib geschnürt, und einen schwarzen Filzhut, der nicht höher als der Kopf, aber mit einer sehr breiten, am Rande herum etwas aufgerollten Krämpe versehen ist. Sie tragen ferner plumpe Stiefel mit eisernen, großgeräderten klirrenden Sporen.

Der junge Mann, welcher sich dem Publikum auf der Bühne zeigte, erschien in der eben beschriebenen Kleidung, nur waren alle Theile derselben von feinstem Stoffe und ebenso nett als zierlich verfertigt, welche Eleganz auf die anwesenden Gäste den angenehmsten Eindruck hervorbrachte.

Alles war frappirt von der Erscheinung dieses wie es schien sehr abenteuerlichen jungen Mannes, wurde aber bald wieder fröhlich und heiter, als derselbe im echten ungarisch-deutschen Dialekte komische Scenen mit Witz und Laune vortrug; als er aber gar Lieder hören ließ, die nicht nur an sich sehr unterhaltend, sondern auch mit ungewöhnlich schöner Tenorstimme vorgetragen wurden, als er eine Violine hervorzog und darauf mit seltener Virtuosität die charakteristisch-melancholischen, das tiefste Innere bewegenden Weisen seines Vaterlandes Ungarn spielte, und zum Schluße noch Tänze und groteske Sprünge produzirte, da waren die Anwesenden außer sich. Ein nicht endenwollender Jubel machte Haus und Garten in ihren Grundfesten erbeben, und als er mit seinem Hute einsammeln ging, besah keiner das Geldstück, das er hineinwarf.

Bis spät in die Nacht war man nicht müde, dem „Heubauer" ein aufmerksames Ohr zu leihen und seine Mütze reichlich zu füllen; nur sein plötzliches Verschwinden, so schnell und unbemerkt wie er gekommen, konnte die Gäste bewegen, endlich den Heimweg anzutreten.

Des anderen Morgens war in ganz Wien von nichts weiter die Rede als vom „Heubauer", er war der Mann des Tages, der Löwe der Saison geworden.

Jeden Donnerstag hatten die Wiener den Genuß, ihn „beim weißen Kreuz" hören zu können, und wenn an diesem Tage sich Bekannte in der Stadt, in den Vorstädten oder vor den Linien trafen, so war das erste Wort — statt der gewöhnlichen Begrüßungen — die Frage: „Gehen Sie heute zum Heubauer?" — Kurz, der „Heubauer" war den Wienern unentbehrlich geworden.

Die Vergnügungen seines donnerstägigen Erscheinens nahmen gegen Schluß des Herbstes ein Ende, und nur der bevorstehende Fasching und andere Winterfreuden konnten die vergnügungslustigen Wiener trösten, wobei aber der „Heubauer" fort und fort im Munde der Leute blieb und man sich nach der Zeit sehnte, wo er wieder auftauchen würde.

Einige Jahre hindurch war dieser räthselhafte junge Mann regelmäßig erschienen, da — blieb er auf einmal aus. Die herbeiströmenden Gäste fragten, der Wirth vertröstete sie von einem Donnerstage auf den anderen — aber der „Heubauer" kam nicht wieder.

Hier ist es Zeit den Schleier zu lüften, welcher seine Person in den Nimbus der Anonymität hüllte.

Bevor man von dem „Heubauer" etwas wußte, saß jeden Abend im „Darfuß", einem Gasthausgarten der Leopoldstadt, um einen Tisch gruppirt eine Gesellschaft lustiger junger Leute. Die Krone derselben war Leopold von Komlósy (geb. 1784), Amtsschreiber bei der damaligen sogenannten ungarischen Dreißigst-Expedition in Wien, und er war auch die Ursache, wegen welcher sich Alle täglich hier zusammenfanden. Komlósy füllte nämlich die Zeit der Musikpausen mit den jovialsten Scherzen aus.

Plötzlich nahm er eines Abends, ungewöhnlich früh schon, mit der ernst gesprochenen Erklärung Abschied, daß er, seiner Geschäfte und neu eingetretener Verhältnisse wegen, nicht mehr die Abende im Gasthause zubringen könne. Unlieb war jedem das Scheiden, man suchte ihn zu überreden, aber nichts half — der junge Mann wurde nicht mehr gesehen.

Einige Zeit darauf geschah es, daß der „Heubauer" beim weißen Kreuz an der Wien auftauchte, der Niemand Anderer als — Leopold Komlósy war.

Der junge feurige Mann konnte sich nicht an die sitzende Beschäftigung gewöhnen, er mußte seinem Drange folgen und sich ein wenig austoben. Er machte den Wirth „zum weißen Kreuz" zu seinem Vertrauten und arrangirte mit ihm — da dessen Localität am vorzüglichsten dazu geeignet war — die Scenen, bei welchen er als „Heubauer" figurirte. Da der Wirth das strengste Stillschweigen beobachtete, so konnte kein Mensch auf den Gedanken kommen, wer eigentlich dieser „Heubauer" sei, und selbst seine ehemalige Tischgesellschaft hatte keine Idee davon, wozu wohl das olivenbraun gemalte Gesicht, der martialische Schnurbart und die geradebrechte deutsche Sprache nicht wenig beitrugen.

Einige Jahre nun trieb Komlósy seine Possen, als er zufällig entdeckt wurde, und sein Vorgesetzter ihn zu sich rufen ließ. Milden Tones stellte er ihn zur Rede und ermahnte ihn einen Lebenswandel aufzugeben, welcher sich mit der Ehre seines Amtsberufes nicht vertrage, oder das Amt zu verlassen. Er stellte ihm vor, daß er auf diesem Wege die baldigst zu hoffende Beförderung nicht erreichen dürfte, ja daß das Amt pflichtschuldig sich genöthigt sehen würde, ihn seiner Anstellung gänzlich zu entlassen. Er gab sein Wort — dies war Ursache, daß der „Heubauer" so plötzlich verschwunden war.

„Ergib Dich dem Teufel mit einem Haare, und er faßt Dich total beim Schopfe!" Bei Niemand bewahrheitete sich dieser Spruch mehr als bei Komlósy. Er hatte keine Lust zum Schreiben, sehnsüchtig dachte er stets an die Zeit, wo er als „Heubauer" das Publikum enthusiasmirt hatte; endlich konnte er seine Leidenschaft nicht mehr bezähmen, und er entsagte seiner ämtlichen Stellung.

Gegen Ende des Winters 1809 machte der Wirth „zum weißen Kreuz" vorläufig bekannt, daß der beliebte „Heubauer", der unter dieser Zeit in sein Vaterland gereist war, wieder frisch und fröhlich zurückgekehrt sei und im nächsten Frühjahre vor dem hochgeehrten Publikum erscheinen werde. Auf diese Anzeige hin wurde der Hotelbesitzer wüthend beklatscht und von allen Gästen bestürmt, den „Heubauer" doch zu bewegen, sobald als nur möglich wieder aufzutreten. Der Wunsch wurde auch erfüllt und im Mai des Jahres 1810 erschien der so heiß ersehnte Tag.

Der Garten konnte die Menge der herzuströmenden Gäste nicht fassen, so daß der größte Theil nicht einmal in den Gängen zu stehen Raum fand, viel weniger, daß es Allen möglich gewesen wäre, ein Sitzplätzchen zu erobern.

Plötzlich erdröhnte ein furchtbares Beifallsgeschrei und Händeklatschen — der „Heubauer" war aufgetreten.

Zuerst brachte er seine Entschuldigung vor, wegen seiner langen Abwesenheit, theilte in witzig gestellter Rede die unausweichlichen Gründe seiner Abreise nach der Heimat, seine Ankunft und die Bewillkommnung dort, dann den herzlichen Abschied von seiner Familie mit.

„Ja", schloß er seine Rede, „hab' ich ihnen so viel erzählt von schöner Wienerstadt, daß sie neugierig waren, wie ausschaut. Besonders haben s' möcht sehen großartigen Saal Apollo, weil ich ihnen hab' g'sungen vor, wie dort zugeht."

Das Orchester, bestehend aus einem Harfen- und einem Violinspieler, intonirte die Overture des „Heubauer-Liedes", auf dessen, von Komlósy auch selbst componirte Melodie sich gewiß noch hunderte von Personen aus ihrer Jugend erinnern werden.

Zu dieser beliebten Arie sang er folgendes Lied:

„Ich hab' einmal Zeitung 'lesen,
Ist d'rin ganzi B'schreibung g'wesen
Von neu' Saal in Wienerstadt;
Auf der Mariahilfer Straßen,
Draußen in der Zieglergassen,
Den man jüngst gebauet hat.

Baszam'! Sie thun es gar wagen,
Und getrauen sich zu sagen:
Man darf durch die halbe Welt,
England, Frankreich, Wälschland gehen,
So wird man kein' solchen sehen,
Der auf diese Art herg'stellt.

Mich hievon zu überweisen,
Mußt' halt selbst nach Wien hinreisen,
Daß z'Haus was erzählen kann;
Wird mich Teixel auch nicht holen,
Laß' halt Bankozettel rollen,
Bin ja Ungar, braver Mann!

Bin ich Balltag z'Wien ankommen.
Hab' mir gleich Fiaker g'nommen,
Fragt, wohin er fahren soll.
Weißt denn nicht, Du dummer Kerl!
Nicht zur Schwane — nicht zum Sperl! *)
G'rad' hinaus zum Herrn Apoll'!

Wie er allda still gehalten,
Nahm mich einer bei der Falten,
Half mir von die Wag'n heraus.
Bei dem Eingang stand mit Stöcken
Großer Mann, der Leut kann schrecken,
Sah wie Feld voll Teixel aus.

Bei der Kassa muß vor Allem
Jeder gleich ein Fünferl zahlen,
Das fiel Manchem freilich schwer.
Nun darf man passir'n die Stiegen,
Oben thun s' viel Leut ausziehen,
Geb'n für's G'wand ein Blechel her.

Weiters ging ich durch zwei Zimmer,
Auf einmal kam blendend Schimmer,
Daß ein'm möchten d'Aug'n vergeh'n.
Thut man in die Ferne gucken,
Sieht man Leut auf Berg drob'n hucken,
Musik machen wunderschön.

*) Beliebte Ball-Lokale in Wien.

Viele hundert Lichter brennen
Auf Maschin', ich kann's nicht nennen,
Und in herrlich grünen Glas.
Ist von oben an bis unten
So was närrisch angezunden,
'S funkelt schön, ich weiß nicht was.

D'rauf bin über Stiegen g'schlichen,
Da hab'n sie's galant herg'strich'n,
Ganz modest in Lang-Allee.
Auf amal san s' wie die Narren,
Wie die bösen Geister g'fahren,
Weiß, thun ihnen d'Füße weh!

Dann hab' ich was Guit's gerochen,
Ich hab' denkt, da thun's drin kochen,
Und hab' g'spürt schon Appetit.
Da sein s' in der Runde g'iessen,
Hab'n brav trunken und brav g'essen,
Erdök! Heubauer hielt auch mit.

Da kam gleich ein g'schaftig's Mandl
In an Korsikaner-Gwandl,
Fragt gleich, was man wird befehl'n.
Bring' mir Suppen und Kappäundl,
Auch Butellie guites Weindl,
Thui Dich nur recht bald einstell'n.

Unter andern Wunderdingen
Thuit in Lustern Wasser springen,
Sollte das wohl möglich sein?
Doch, wer was will davon sehen,
Muiß sehr nahe dabei stehen,
Denn es rinnt recht superfein! —

Von da kam ich in schön' Garten,
Wo sie Leuten auch aufwarten
Mit verschiedenen Refriscad;
Alle Gattungen von Früchten
Thun's auf silbern Körbeln richten,
Punsch, Kaffee und Limonad'.

Thee, Gefrornes, Cioccolade
Ist all's herg'richt in Parade
Unter blauem türkisch Zelt;
Die sich bei dem Tanz erhitzen,
Thuin in Menge herum sitzen.
Und begehr'n was ihnen g'fällt.

Die ganz weiße schöne Frauen
Muiß man auch recht gut anschauen,
Sie steh'n auf ein Postament,
Aber diese müssen saufen,
Weil sogar thuit Wasser laufen
Ihnen häufig aus die Händ'.

Da sind Bäume in der Blüthe,
Großer Tisch steht in der Mitte,
Ist mit grünem Tuch bedeckt;
Zwei thuin d'rauf die Kugeln jagen,
Dritter muiß stets Nummern sagen,
Wann sich ein's in's Loch versteckt.

In der Höh' auf einem Bergl
Steht ein Tempel kleiner Zwergl
Umundum mit Lamperln voll,
Gleich daneb'n laßt ihm zu Ehren
Sich eine Harmonie oft hören,
Glaub', es ist gar Herr Apoll'! —

Will man von da weiter gehen,
Laßt sich in die Länge sehen
Von die Rosen ein Allee:
Aber die hat mir aus Allen
G'wiß am Wenigsten gefallen,
Thuit mir noch mein Kopf so weh!

Einmal darf es keinen kränken
Herrn Apoll' ein Fünferl schenken,
Denn ein Saal von dieser Art,
Wo im Winter Bäume grünen —
Blumen blühen — Wasser rinnen —
Baszam!' das ist unerwart'!" —

Man denke sich die Acclamation, mit welcher dieser volksthümliche Gesang über den so viel Aufsehen erregenden „Apollo-Saal" aufgenommen wurde. Daß das Lied wiederholt werden mußte, ja sogar noch mehrere Male im Verlaufe der Nacht, liegt in der Natur der Sache.

Diesmal war es aber noch auf eine ganz besondere Ueberraschung des Publikums abgesehen.

Der Heubauer trat neuerdings auf und sagte: „Hohe Herrschaften, bevor ich bin fort vom Haus, hab' ich meine Familie g'herzt und Abschied g'nommen. Sie hab'n sich g'tröst, mit dem Gedanken, daß ich zu gute Leut' geh', die mir wohlwollen und daß ich meiner Familie kann durch ihre Gütigkeit was verdienen. Wie ich nun eine Weil' vom Haus entfernt bin und betrübt zurückschau', wen seh' ich neben mir? — Mein jüngstes Bübel, mein Istvan (Stefan), der mir sagt: „„Vater, nimm' mich mit nach Wien, ich möcht' deinen Gönnern auch mein' Dank sagen."" Erlauben Sie's ihm?"

„Ja, ja! Istvan! Istvan!" rief es allgemein. Hierauf rief der „Heubauer" mit lauter, komischer Stimme, nach oben in die Bäume deutend: „Istvan! wo bist Du?"

Und sieh, da kroch hinter seinem Stuhle — von den Meisten ungesehen, daher man glaubte, er sei wirklich aus den Bäumen herabgefallen — ein winzig kleines „Heubäuerlein" hervor, genau so kostümirt wie der Vater, machte einen Sprung von der Bühne in die Luft, wo es sich umdrehte, mit den Stiefelchen zusammenschlug, daß die Sporen klirrten, darauf zu Boden fiel, schnell wieder aufsprang und zu seinem Vater eilend, denselben bei der Hand nahm, worauf Beide das Publikum durch Hutschwenken begrüßten.

Alle Gäste — besonders die weiblichen — jauchzten dem herzigen „Heubäuerlein" zu. Der Vater hob es zu sich empor, küßte es zärtlich und rief: „Der dreizehnte meiner Buben!"

Hierauf ließ er ihn herunter, und das „Heubäuerlein" sang nach der Melodie des bereits erwähnten Liedes folgendes Impromptu:

„Herdegatta! (Ördög adta) Blaue Hosen
Trag'n bei uns die Klein' und Großen,
G'fallen sich in dieser Tracht;
Wenn der Schnurrbart keck gespitzt
Und die Stiefel blank gewixt,
Ist das Ganze eine Pracht!

Herdegatta! Blaue Hosen
Trag'n bei uns die Klein' und Großen,
Wir nur hab'n ein and'res Kleid!
Kleider machen nicht den Mann,
Es thut Jeder, was er kann
Traget bei zur Heiterkeit.

Herdegatta! Blaue Hosen
Trag'n bei uns die Klein' und Großen,
Machen d'rinnen sich recht breit.
Und es ist dann nicht zu spassen,
Sieht man Einen auf der Gassen
Und man geht nicht auf die Seit'.

Fig. 57.—Section of the Eye.

1. Sclerotic.
2. Choroid.
3. Retina.
4. Optic nerve.
5. Cornea.
6. Iris.
7. Pupil.
8. Ciliary processes.
9. Lens.
10. Canal of Petit.
11. Vitreous humour.
12. Aqueous humour.
13. Anterior chamber.
14. Posterior chamber.
15. Ligament of the lens.
16. Canal of Fontana.
17. Ciliary muscle.
18. Sheath of optic nerve.
19. Central artery of retina.
20. Central vein of retina.

Lokal mehr, oder er überspannte seine Forderungen, oder — und es war das wahrscheinlichste — er hatte ausgetobt. Seine Stimme wurde matt, der Witz erlahmte, und, wie Franz Gräffer dem Schreiber dieser Zeilen einst sagte: „Er besaß bei alledem Künstlerstolz und wollte lieber gar keiner als ein miserabler Heubauer sein." Er ging wieder zu seinem Amte zurück, ließ sich jedoch nach Raab in Ungarn versetzen, wo er im Jahre 1856 starb.

Es scheint damals eine eigene Manie geherrscht zu haben, da Komlósy von Komlós und Dariczank nicht der einzige Beamte war, welcher sich als Volksmusiker verkleidet herumtrieb. Dies that auch Pasqual Josef von Damiani, Herzog und Graf von Tuhegli (geb. 1773, gest. 1846), Beamter der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen zu Wien, welcher als Bierfiedler in den Schenken von Neulerchenfeld bei Wien spielte, selbst von dem großen Mozart gerne gehört wurde, weßhalb ihn der Volksmund den „Mozart-Harfenisten" nannte, und welchem der bekannte taube Schriftsteller Lyser den Spitznamen „Don Ranuzio di Biseroma" aufbrachte.

Eine der interessantesten Volksfiguren des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts war Graf Michael Dzirzanowski (geb. 1722), ein polnischer Emigrant, ehemals Kammerherr des letzten Königs von Polen, Stanislaus August, der nach langem Umherirren endlich im Jahre 1779 nach Wien kam und daselbst bis zu seinem, im 86. Lebensjahre erfolgten Tode (1809) verblieb.

Der Graf stammte aus einer der bedeutendsten Adelsfamilien, war ein Elegant vom Kopf bis zum Fuße, groß und muskulös gebaut, häßlich, aber geistreich aussehend von Gesicht, trug das Haar sorgfältig frisirt, stark gepudert, kleinen Zopf, engen Frack, feines Spitzenjabot mit kostbarem Brillant versehen, licht und dunkelgrau gestreifte Beinkleider von Kasimir, eine blumengestickte Atlasweste, knapp anliegende Stulpenstiefeln, Vorgnetten, zwei lange goldene Uhrketten mit großen Carniol-Petschaften, spanisches Rohr mit großem goldenen Knopfe, zahlte blos in Gold und hatte in seinem rothen Maroquintäschchen (das nach seiner Angabe hergestellt worden, weßhalb er für den Erfinder des Portemonnaie gilt) stets ein anständiges Sümmchen blanker Dukaten reservirt.

Nicht immer war es dem Herrn so gut gegangen. Kaum in Wien angelangt, hatte er genugsam mit Noth zu kämpfen, aber sein feiner Umgang, seine joviale Laune, die Kenntnisse, welche er sich auf seinen abenteuerlichen Reisen erworben und die er mit größter Bescheidenheit darlegte, verschafften ihm bald Geltung in den großen Zirkeln, und Fürst Kaunitz, der mächtige Staatskanzler, ernannte ihn endlich zu seinem Gesellschaftskavalier, zog ihn täglich zur Tafel und gab ihm einen bedeutenden Jahresgehalt. Des Grafen eigenthümliche Gewohnheit, täglich zweimal, Früh und nach Tische, von seiner Wohnung am Graben aus, in jedem Wetter, über die ganze Bastei zu promeniren, wobei seine ehrfurchtgebietende Gestalt die Aufmerksamkeit aller Leute erregte, erwarb ihm den Beinamen „Der Basteikönig", der ihm im Munde des Volkes bis zu seinem Tode blieb. Die Noblesse nannte ihn „Le Roi des Indes" (König der Indier).

Der Graf war aber nicht allein die Seele der vornehmen Gesellschaft, er liebte es auch, das Volk in seinem Wirken und Treiben zu betrachten, wozu er die Abende widmete, und, insbesondere einen Spaziergang nach dem Prater liebend, bei der Heimkehr in das besuchteste Bierhaus der Jägerzeile einsprechend, dort seine Beobachtungen machte.

Jenes Bierhaus war ein sehr eigenthümliches. Es stand am Platze des jetzigen schönen Palais (gegenüber dem Carltheater, heute mit der Nummer 32 versehen, Ecke der Tempel- und Praterstraße), hatte den Schild „zum Darfuß", nicht weil ein früherer Wirth die Darre (Auszehrung) im Fuß gehabt hatte, sondern weil der Besitzer diesen Namen trug, war mit einem schönen Garten versehen und der Sammelplatz fast sämmtlicher Mitglieder des Marinelli'schen Theaters in der Leopoldstadt, welche hier viel Kurzweil trieben und oft von ihren Gönnern — zu welchen auch der Basteikönig gehörte — bis spät in die Nacht

bewirthet wurden. Da der Graf sich beinahe jeden Abend hier aufhielt und der Freigiebigste aller Schauspieler-Protektoren war, nannte einst der bekannte Komiker (Thaddädl) Hasenhut im Scherze, ihm zu Ehren, das Bierhaus: „Das Hotel des Basteikönigs", welche Bezeichnung bald in aller Leute Munde war und dem Lokale verblieb.

Plötzlich verschwand der Graf aus den geliebten Hallen und dies ging folgendermaßen zu:

In das Gasthaus kam auch manchmal eine Dame, sie schien dreißig Jahre alt zu sein, war blond, blauäugig, gekleidet in himmelblauen Seidenstoff, schwarzes Spitzentuch, einen echt florentinischen Strohhut, Repetiruhr mit Perlen besetzt, und echt chinesischen Fächer tragend, welche sich die ausgesuchtesten Speisen geben ließ, die sie mit ihrem Bologneserhündchen theilte. Sie machte Eindruck auf das noch im jugendlichen Feuer schlagende Herz des alter Kavaliers, schien aber seine schmachtenden Blicke nicht zu bemerken. Eines Abends jedoch, als das Bologneserchen das Schnupftuch des „Basteikönigs" erwischte und mit liebenswürdigsten Eifer im Garten herumzerrte, richtete die Dame einige entschuldigende Worte an den durch das „liebe muthwillige Viecherl" Beschädigten und — der Anfang war gemacht. Der Graf setzte sich neben die Dame, konversirte in feinster Weise, bat um die Erlaubniß den Gegenstand seiner Verehrung nach Hause begleiten zu dürfen, was dankend angenommen wurde und verabschiedete sich beim Hausthore (es war in der Teinfaltstraße) mit der Verabredung, sich nun täglich Abends beim „Darfuß" zu treffen. Das Versprechen wurde beiderseitig längere Zeit hindurch gehalten, der Graf war verliebter als je.

Eines Abends, im Sommer, kamen drei ordinär angezogene Bursche, von denen der größte etwa fünfzehn Jahre zählen mochte, in den Garten und zeigten da equilibristische Künste. Der Graf achtete wenig auf die Gaukler, Madame Flora — so nannte sich die Schöne — bekam Schwindel, hüllte ihr rosiges Gesichtchen in das Taschentuch und fühlte sich sehr unwohl. Nach der ersten Produktionspiece ging der älteste Bursche sammeln und kam in die Laube des Grafen. Madame Flora zitterte, das Schnupftuch entschlüpft ihr, dem Einsammler entgleitet der Teller, „Herrgott, die Mutter!" schreit er.

Madame Flora bebt vor Zorn, nennt den Burschen einen Wahnsinnigen, der jede Frau für seine Mutter ansähe, wirft ihm ein paar Zwanziger zu und befiehlt ihm sich zu entfernen, was der Bursche auch, gänzlich verblüfft, befolgte. Obwohl die Dame alles aufbietet, den Vorfall zu beschönigen, wird der Graf doch von einer eigenthümlichen Unruhe erfaßt und — früher als gewöhnlich — trachtet er nach Hause.

Als die Thüre der Wohnung sich hinter Madame Flora schloß — in dieselbe einzutreten, war dem Grafen nie erlaubt worden, da diese Gunst, wie die Dame öfters äußerte, nur dem Bräutigam oder Gatten zu Theil werden sollte — kam dem Grafen der vernünftige, Einfall einen Moment in die Hausmeisterstube einzutreten, woselbst er der daselbst anwesenden Frauensperson mittelst seines dukatengefüllten Maroquintäschchens Herz und Mund zu öffnen wußte.

„Was wollen denn Euer Gnaden Herr Graf eigentlich wissen?" fragte die Hausmeisterin mit holdseligster Miene.

„Kennen Sie mich denn?" fragte der Graf.

„Oh, Euer Gnaden, wer in Wien kennt nicht den „Basteikönig?"

„Gut, gut. Sagen Sie mir, wer ist eigentlich Madame Flora?"

„Euer Gnaden meinen die „Resi vom michelbeurischen Grund". Die ist keine Madame, keine Witwe, kein Mädel, hat zahlreiche Familie, der fünfzehnjährige Bursch' —"

„Teufel, das ist eine bittere Neuigkeit."

„Der Herr Graf müssen nicht so streng sein, hübsch ist sie noch immer."

„Ganz recht, aber der große Sohn —"

„Ernährt mit seinen zwei kleineren Brüdern die Mutter."

„Himmel Element, also Mutter von drei solchen Rangen!"

„Ganz richtig, Euer Gnaden, sonst weiß ich aber nichts?"

„Wo kann ich Näheres erfahren."

„Vor der Linie, in Lerchenfeld, in der Seiltänzerherberge „zum grünen Stiefel", dort logiren die Buben."

„Ganz wohl, Frau, halten Sie nur reinen Mund!" (Nebenbeigesagt eine ganz vergebliche Aufforderung.)

Der „Basteikönig" nahm einen Fiaker und fuhr sogleich hinaus. Die Kinder waren da und erklärten — mittelst Beihilfe des Maroquintäschchens — daß ihre Mutter sie stets verleugne, wenn sie einen alten reichen Herrn zu einer Heirat ködern wolle. Der Graf stürzte wüthend hinaus, stieß vor dem Hause auf Madame Flora, welche, Unheil ahnend für den nächsten Tag, eben ihre Kinder instruiren wollte, was nun freilich als zu spät sich zeigte, warf ihr einen vernichtenden Blick zu, sich selbst in den Fiaker und — Adieu! „Hotel des Basteikönigs!" Dein hoher Gönner besuchte Dich nie wieder.

Dieses Geschichtchen hatte die Ehre, die erste gesellschaftliche Scandalgeschichte des 19. Jahrhunderts zu sein.

Aus all dem Vorerzählten zeigt sich, wie die Mode und der wechselnde Geschmack Alles beherrscht. Damit sind wir aber bei der Kleidertracht, der Mode im gewöhnlichsten Wortsinn angekommen. Sie zeigte sich in der Zeit von 1800 bis 1815 sehr wechselreich und am meisten beeinflußt von den sturmschnell vorübergleitenden politischen und kriegerischen Phasen.

Um Beginn des Jahrhunderts wirkte noch die unter dem Directorium aufgekommene classische Mode nach; man trug langwallende enge Kleider mit antiken Namen, à l'Athénienne, à la grèeque u. s. w., die jeden Reiz in das gehörige Licht stellten. Mit dem Kaiserreich kam eine prunkvolle imposante Tracht zur Geltung, schwere Stoffe, Federn, gemalte große Fächer kamen auf, zu welcher pretiosen Kleidung das „Jou-jou" sonderlich paßte, ein scheibenartiges Spielzeug, das an einer in der Hand gehaltenen Schnur auf und ab rollte und selbst auf der Promenade von den Damen getragen wurde. Immer seltener wurde das ehrwürdige Zöpflein, von 1810 an gehörte dessen Träger schon zu den Seltenheiten, man trug die Haare eingepudert, dazu runde Hüte, Kappenstiefel und farbige Fracks.

Mit 1812 machte sich der in jeder Beziehung aufflammende Patriotismus auch in der Kleidung geltend; die Damen trugen hochgeschlossene Kleider mit Puffenärmeln, dazu ritterlich steife Halskrägen und Krausen, Schlüsseltäschchen, kurz alle Kennzeichen eines tugendsamen „deutschen" Ritterfräuleins aus Cramer's und Spieß' Romanen. Mit dem Congreß aber kam eine babylonische Verwirrung in die Moden, — man ahmte nach, was sich nur auf dem Congreß zeigte. Am beliebtesten aber waren russische Moden und unter den Kopfbedeckungen waren die abenteuerlichsten Formen, als: „Cosaque", „Tatare" u. s. w., am meisten gesucht.

Das waren komische, aber harmlose Schattenbilder, welche die geschäftige Mode, den gewaltigen Weltereignissen Namen und Idee entlehnend, verkleinernd auf die Fläche des gesellschaftlichen Lebens warf. Aber es gab auch andere Seiten der Sache, und in einzelnen Erscheinungen zeigte es sich, daß die lange Kriegsperiode nicht umsonst die Tiefe des Volks durchwühlt hatte, aus der ganz absonderliche Blasen emporstiegen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Zeit ist gewiß das Auftauchen des „Räuberhauptmanns Grasel", im westlichen Oesterreich, der letzte seiner Sippe, den man mit gutem Fug und Recht ebenso ein Kind seiner Zeit nennen kann, wie dies bei manchen anderen Individuen, gerade auch nicht zum Lob ihrer Periode, geschieht.

Treffend nennt ihn ein Schriftsteller seiner Zeit „den Karl Moor des neunzehnten Jahrhunderts" und fährt dann fort:

„Wie auf der Bühne so auch in der Welt muß uns oft mit den Gebrechen der menschlichen Natur, welche der Schuft entehrt, der Räuber versöhnen. Kein

Grafensohn, sondern der Sprößling eines Gauners (der typisch gewordenen Figur des „alten Grasel"), der das Kind im zartesten Alter wie einen Jagdhund zum Stehlen, besonders bei Einbrüchen, abrichtete, hing Johann Georg Grasel (geb. 1793) später aus eigenem Antrieb das Handwerk an den Nagel, ward Soldat und ordentlicher Mensch bis auf den Umgang mit prostituirten Weibspersonen. In dieser Pfütze, wo die besten Vorsätze rettungslos versinken, schwand sein besseres Theil dahin, — mit einer Dirne riß er endlich vom Regimente aus. Der Winter von 1814 und 1815 war gerade die rechte Jahreszeit zur Errichtung einer Räuberbande: das platte Land von Militär entblößt, von Maraudeurs (Ausreißern) und arbeitsscheuen Abgedankten wimmelnd. Dazu boten die Wälder an beiden Donau-Ufern, von Böhmen bis nahe an die Residenz, eine treffliche Operationslinie. In kurzer Zeit befahl Grasel über ein Corps nahe an 300 Mann, darunter ein Viertel beritten, das Ganze militärisch organisirt, in mehrere Haufen, nicht ohne strategische Klugheit vertheilt, streng disciplinirt, zu blindem Gehorsam verpflichtet. Mord war streng verboten, die Sicherheit der Landstraßen, der Reisenden sollte nicht angetastet, dagegen Schlösser und Aemter geplündert werden, hauptsächlich um baares Geld. Wo die Bande mit dem gemeinen Mann sich berührte, wurden diese Grundsätze proclamirt, Nothleidende von dem Geraubten unterstützt; dadurch erwarb man sich werthvolle Sympathien, es fehlten die Hehler nicht und der Unfug konnte sich ein halbes Jahr in der nächsten Nähe der Residenz halten. Eine militärische Besetzung der beunruhigten Gegenden warf endlich die Räuberschaar nach Böhmen. Nun hatten sich ohnehin allenthalben auf Grasel's gefürchteten Namen hin kleine Räuberbanden gebildet, so daß man bald nicht wußte, wo das Uebel anzufassen sei. Dort wurde eingebrochen, hier Einer an der Straße erschlagen gefunden, eine Kuh gestohlen; überall schrie man: der Grasel! der Grasel! und plötzlich kam von einem ganz entgegengesetzten Punkte dann die Nachricht, der verwegene Räuber habe mit ganzer Macht ein Rittergut überfallen. Grasel war überall und nirgends; wo man hinsah, gewahrte man seinen Schatten, wo man hinschlug, war er verschwunden. In mancherlei Verkleidungen sollte er durch das Land wandern, bald als Graf in elegantem Reisewagen in Begleitung einer Dame, bald als Militär, bald als ungarischer Viehhändler. Wer von einer Wanderung zurückkehrte, hatte ihn in dieser oder jener Verkleidung gesehen."

Wir sehen in Grasel alle jene Charakterzüge vereinigt, wie sie den „edlen" Räubern unserer Schauerstücke und Räuberromane eigen sind, obwohl er diese Vorbilder, da er des Lesens unkundig war, gewiß nicht kannte. Grasel ist in mehrfacher Hinsicht interessant; als Vertreter einer freilich bedenklichen Romantik, zu einer Zeit, wo diese Richtung sich in Staatsleben und Literatur allmächtig geltend machte, und zugleich als gewaltiger Partisan einer Ausgleichungstheorie, die als „Communismus" vorerst nur in Systemen spuckte, deren Durchführung aber — auch wenn man sie zart nur „Enteignung" nennt, — unter allen Umständen den Anstrich des Gewaltsamen, der Räuberei nicht meiden konnte.

Von Seite der Regierung hatte man endlich, da die directen Bemühungen, ihn zu fassen, erfolglos blieben, einen namhaften Preis auf seinen Kopf gesetzt. Dadurch wurde ein speculativer Jude bewogen, sich in die Bande des Räubers aufnehmen zu lassen und wußte dessen Vertrauen zu gewinnen, um ihn schließlich zu verrathen. In einer einsamen Schenke in Niederösterreich ward Grasel von Kanonieren eines nahen Pulverdepôts überfallen, als er mit seiner „Amalia" und dem Verräther zechte. Als die Dirne jammerte, daß man ihn hängen würde, entgegnete er stolz: „Das können sie nicht, ich habe kein Blut vergossen."

Und das war richtig. Die langwierige Untersuchung konnte ihn keines Mordes überweisen, da nur ein unfreiwilliger Todtschlag an einer alten Frau constatirt wurde, die aus Schrecken bei seinem Anblick über die Treppe stürzte und den erlittenen Verletzungen erlag. Grasel aber unterstand als Deserteur dem Martialgesetz, und nach diesem wurde er zum Tode verurtheilt, und nachdem

er nebſt ſeinen Genoſſen Stangl und Fähding auf dem Pranger am Hohen Markt in Wien ausgeſetzt worden, am Glacis in Gegenwart zahlloſer Neugieriger hingerichtet (1819). Er ſtarb bußfertig, alle Schuld ſeines Verderbens auf den Vater ſchiebend, der ihn an das Verbrechen gewöhnt hatte und nicht ohne die vielen Wohlthaten zu betonen, die er geübt hatte. Wer ihn in dieſer letzten Periode ſah, hätte in dem ſchmächtigen Menſchen mit demüthiger und ziemlich ausdrucksloſer Miene kaum den gefürchteten Räuber erkannt, der alle Behörden in Aufregung und zwei Länder in Schrecken geſetzt hatte.

Ein komiſches Nachſpiel hatte die Affaire auch noch. Da dem Verräther in der Unterſuchung nachgewieſen wurde, daß er ganz ernſthaft den Räuber gemacht hatte, erhielt er ſtatt des erhofften Lohnes einige Jahre Zuchthaus zuerkannt.

Mit Grafel iſt wohl die Romantik des Räuberweſens aus unſeren Ländern für immer geſchwunden, ſie hat ſich nebſt anderen mehr oder weniger zweifelhaften Dingen in Länder zurückgezogen, wo man ſie als „nationale Eigenthümlichkeit" nicht ohne Sympathie betrachtet.

Von dieſem Geſichtspunkt aus und als mittelbarer Ableger einer geſchloſſenen Periode voll Unruhe und Gewalt iſt der „junge Grafel" nicht allein eine viel intereſſantere ſondern auch ſympathiſchere Geſtalt als der „alte", — an welchen Individuen, als ganz gewöhnlichen Gaunern, auch heute leider kein Mangel iſt.

Rückschritte und Berathungen ohne Ende.

Wenn man den Wiener Congreß, der so viel gethan hatte, was Niemand von ihm verlangte, und so viel unerledigt oder halb entschieden ließ, was sehnlichst erwartet wurde, als den Vorläufer einer ganzen Reihe anderer ähnlicher Versammlungen sieht, die ihm in Bezug auf den Inhalt und Werth ihrer Arbeiten nur zu sehr ähneln, so wird man unwillkürlich an den viel citirten Vers erinnert:

„Es ist der Fluch der bösen That
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Vielleicht ist es ein Milderungsgrund für solche Versammlungen, daß sie überhaupt nie das thun, was alle Welt von ihnen verlangt, und daß immer eine Anzahl von „Fragen" unbeantwortet oder nur so geschlichtet bleibt, daß auch noch kommende Diplomaten-Generationen Beschäftigung finden. Hat uns doch die allerjüngste Zeit darüber belehrt, wie fadenscheinig und leichtzerreißbar ist, was auf solchen Congressen und Conferenzen gesponnen wird.

Wenn eine feststehende und unverrückt eingehaltene Tendenz unter allen Umständen ein Vorzug ist, dann durften sich der Wiener Congreß und seine Nachfolger desselben rühmen. In der Politik aller europäischen Mächte kam ein Princip zum Ausdruck, das des unbedingten Stillstandes, ja des Zurückschraubens. In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß selbst der gemäßigte und kluge König von Frankreich, Ludwig XVIII., unter seine Regierungsacte setzen ließ: „Gegeben im 19. Jahre Unserer Regierung" — um dadurch die lächerliche Fiction festzuhalten, daß seine Herrschaft sich unmittelbar an jene des unglücklichen Dauphin angeschlossen habe und Alles, was dazwischen lag, eigentlich des Vergessens werth wäre. So schwer aber auch Frankreich an der Napoleon'schen Herrschaft getragen hatte, — vergessen wollte und konnte es auf dieselbe und ihre glänzenden Siege doch nicht.

Von vielen Seiten aber ging man noch weiter, denn man hätte gerne die Dinge dahin zurückgedrängt, wo sie vor der Revolution und noch früher gestanden hatten, und wo sich nur eine Erinnerung daran geltend machte, wo einer von den Funken, die in den Jahren von 1789 bis 1793 ausgestreut wurden, aufglimmte und sich ein leichtes Rauchwölkchen kräuselte, da eilten die Machthaber von ganz Europa herbei, um zu dämpfen und zu löschen. Die Armen! Es war vergebliche Mühe, denn man entreißt lebensfähigen Völkern Alles — Ideen, die sie sich aber einmal eigen gemacht haben, sind nie mehr ganz zu ersticken.

Man hielt es für die höchste politische Weisheit, auf eine Periode stürmischer Umwälzungen ein System des unbedingten Stillstandes, der vollkommensten Stagnation folgen zu lassen. Abgesehen davon, daß die Regierungen selbst nicht alle ganz zufrieden mit den Resultaten des großen Rechnungsabschlusses am Wiener Congreß waren, so ließen sich die durch so heftige Stöße in Bewegung

Kelvin
Kelvin
Kelvin

das, wie die Erfahrung lehrt, auch im halb asiatischen Rußland nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Diese Präponderanz Rußlands, die es trefflich für seine besonderen politischen Zwecke auszubeuten wußte, und der wir noch oft und oft begegnen werden, füllt eines der traurigsten Blätter der modernen Geschichte.

Als der zweite Pariser Friede geschlossen und die heilige Allianz begründet war, überblickten die Lenker der Politik ihr Werk und sagten ähnlich dem Schöpfer nach der Ueberwindung des Chaos: „Und siehe, es war gut!" Natürlich knüpfte sich daran der Wunsch, einen als so vortrefflich erkannten Zustand recht lange zu erhalten.

Anderer Meinung aber waren die Völker. Sie sahen, daß die Regenten sich für die Dienste, die sie geleistet hatten, am Tage der allgemeinen Saldirung bezahlt machten, und nur auf jene, welche schließlich denn doch allein die Lasten des Krieges getragen hatten, vergaß man ganz.

Die Mißstimmung darüber machte sich zuerst in Deutschland geltend, wo das Werk der Befreiung wirklich zuvörderst von der nationalen Begeisterung getragen worden war, und wo eine Reihe ausgezeichneter Männer, wie Stein, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau, Scharnhorst, Arndt u. s. w. dafür eintraten, daß auch dem Volk sein Lohn werde.

Eine oft sich kindisch äußernde, aber wirklich empfundene Begeisterung für Volksthum und Fortschritt machte sich besonders in jenen Kreisen der Jugend geltend, welche eben erst die Waffen aus der Hand gelegt hatten. Aber was vor kaum zwei Jahren höchlichst belobt und ausgenützt wurde, das sah man jetzt mit scheelen Augen an. Es hieß auch da mit jener universellen Formel des Undanks: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehen!"

Ein verbissener Reactionär, der geheime Rath Schmaltz aus Halle, denuncirte schon 1815 in einem Schriftchen „Ueber politische Vereine" die deutschen Hochschulen als Brutstätten revolutionären Geistes, sprach von „verworrenen Köpfen, welche durch Mord, Plünderung und Nothzucht altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren wollten", und ließ selbst die Kampfesbegeisterung des Jahres 1813 nicht als ein Verdienst gelten, sondern sah darin nur „schuldigen Gehorsam gegen den königlichen Befehl".

In würdiger Weise antwortete darauf der gelehrte Niebuhr, indem er das Recht jedes Patrioten, die Zustände der Nation und die Nothwendigkeit repräsentativer Verfassungen zu erwägen, betonte und mit der schmerzlichen Klage schloß: „Das Zeitalter hat sich im Kriege rüstig gezeigt, aber zum Bilden in politischen Dingen ist es unfruchtbar und träg."

Die Tendenzen des Herrn von Schmaltz waren zu sehr nach dem Sinn der Machthaber, als daß sie nicht, trotz offenbarer Gehässigkeit, unbedingte Billigung gefunden hätten. Wenn man sich damit begnügt hätte, ihn durch Orden auszuzeichnen oder — wie König Friedrich von Württemberg — ihm förmliche Belobungsdekrete zuzustellen, so hätte man ihm das gönnen können, wie einem anderen Denuncianten seinen Judaslohn. Aber seine Anregung hatte schwerere Folgen. Der „Tugendbund", ein 1813 entstandener, deutsches Wesen und deutsche Denkart pflegender Verein, der sich oft in leere Aeußerlichkeiten, wie zum Beispiel der Befürwortung einer besonderen deutschen Tracht mit Sammtklaus und Barret, gefiel, aber sonst sehr harmlos war, wurde verboten, obwohl er während der Befreiungskriege vorzügliche Dienste geleistet hatte.

Ebenso wurde der „Rheinische Merkur", in welchem Josef Görres mit kräftiger Sprache und patriotischem Eifer für eine entsprechende Neugestaltung Deutschlands eintrat, unterdrückt. Wie konnte man auch eine Zeitung bestehen lassen, welche über den neugebornen „Deutschen Bund" so ganz anders dachte, als deren Schöpfer und bestellte Lobredner. Görres nannte zur selben Zeit die deutsche Bundesakte „ein Basiliskenei, das der gallische Hahn gelegt hat, und das deutsche Einfalt sich auszubrüten bemüht" — wo Fürst Metternich mit

einem spöttischen Lächeln den „deutschen Sinn eine Mythe" nannte. Was für ein curioses Echo doch die Weltgeschichte oft auf so einen Diplomatenwitz ertheilt!

Den Anlaß, um ganz offen gegen alle nationalen und freiheitlichen Regungen einschreiten zu können, bot das sogenannte „Wartburgfest" am 18. October 1817 — eine patriotische Feier der Völkerschlacht, zu welcher sich Vertreter der deutschen Universitäten auf der durch Luther's Aufenthalt berühmt gewordenen Feste Wartburg einfanden.

Es wurden da viele tönende und verworrene Reden im Style damaliger überschwänglicher Romantik gehalten, Abends aber zündete man ein großes Feuer an und verbrannte nebst den Schriften von Schmalz (dem zu Ehren in einem Studentenlied das noch heute übliche Wort „Schmalzgeselle" erfunden wurde) und Kotzebue auch noch allerlei mißliebige Embleme, darunter den mit einem Schnürleib verbundenen Rock der preußischen Garde, einen hessischen Zopf und einen österreichischen Corporalstock.

Es war gewiß kein Beweis von Klugheit und Kraft, daß halb Europa über dieses kindische Treiben in Aufregung gerieth. Die beiden deutschen Großmächte gaben dem Großherzog von Weimar ihre Mißbilligung über die auf seinem Gebiet verübten Frevel zu erkennen, und man einigte sich, einen neuen Congreß einzuberufen, angeblich zur Behebung einiger offener Fragen, in Wahrheit aber um im Sinne der „heiligen Allianz" gemeinsame Polizeimaßregeln zu treffen. Denn durch diese glaubte man den in den Jahren der Noth geweckten Volksgeist ersticken zu können, da man nicht mehr Willens war, die versprochenen repräsentativen Formen zu schaffen, in welchen sich der plötzlich verfehmte nationale Enthusiasmus hätte abkühlen können.

Dem Aachener Congreß, zu dem sich im Herbst 1818 noch Kaiser Franz begab, lag eine Denkschrift von Gentz vor, für welche als Motto eine Stelle aus seinen Briefen hätte vorgesetzt werden sollen, die im widerlichen Cynismus lautet: „Ich bin nicht bezahlt, um es mit der Cultur zu halten". Sie vertrat die Nothwendigkeit strengster Censurmaßregeln und polizeilicher Ueberwachung des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. Noch mehr Aufsehen aber machte eine Schrift des russischen Staatsraths Sturdza „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne" (Ueber den gegenwärtigen Zustand von Deutschland), welche in noch gehässigerer Weise als Schmalz die Universitäten denuncirte und in jeder Bethätigung deutschen Nationalgefühles revolutionäre Anzeichen erblickte. Daß ein russischer Beamter und Publizist so schrieb, ist erklärlich, daß aber deutsche Fürsten und Staatsmänner eine solche Einmengung duldeten und sich davon bestimmen ließen, kann man nur begreifen, wenn man annimmt, daß ein förmliches Reactionsfieber herrschte, das für alle anderen Erwägungen blind machte.

Die Schrift Sturdza's wurde sogar übersetzt und verbreitet, fand natürlich zahlreiche Widerleger und Partisane, zu welch letzteren auch der in Mannheim von einer russischen Pension lebende August von Kotzebue gehörte, dessen unstetes Wesen ihn schließlich zu einem russischen Lohnschreiber gemacht hatte. Während noch in Teplitz und Karlsbad die Conferenzen zur Ausarbeitung der vom Aachener Congreß gegebenen Directiven tagten, erlag Kotzebue am 23. März 1819, als „Verräther an Deutschlands Ehre", den Dolchstößen eines halbverrückten Fanatikers, des Studenten Karl Ludwig Sand.

Unter dem Eindrucke dieser That und mehrerer ziemlich nebelhafter Denunciationen über revolutionäre Geheimbünde beschleunigte man die Arbeiten, die endlich in der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 ihren Abschluß fanden. Durch diese wurde der Artikel 18 der Bundesakte, welcher die Verpflichtung zur Herstellung ständischer Einrichtungen festsetzte, so sehr abgeschwächt und verclausulirt, daß er jedes thatsächlichen Inhaltes entbehrte, durch die Einrichtung einer „Central-Untersuchungs-Commission" schuf man eine allmächtige Polizei — das einzige wirklich Gemeinsame, dessen sich Deutschland erfreute. Ein ekelhaftes

Denunciantenthum machte sich breit, und die Gespensterfurcht der Untersuchungscommissäre sah überall Verschwörungen und wurde nicht selten der Spielball muthwilliger Mystificationen.

Während man sich abmühte, in Deutschland Verschwörungen und Revolutionäre zu entdecken, die es nicht gab, loderte im Süden Europas an zwei Stellen zugleich das Feuer der Empörung empor — in Italien und Spanien.

Noch unter Napoleon hatten sich mehrere Geheimbünde in Italien gebildet, welche die Bekämpfung der Fremdherrschaft zum Zweck hatten, die „Guelfen" im nördlichen Theile, die „Carbonari" (Köhler) im Neapolitanischen, welch letztere sogar eine Zeit lang in Verbindung mit den Anhängern der Bourbons standen. Als deren Herrschaft wieder begründet war, ging es in Neapel wie anderwärts — man vergaß die bisherigen Bundesgenossen und die in den Zeiten der Noth gemachten Versprechungen und regierte, jedenfalls mehr schlecht als recht, wie man es vor der Revolution gethan.

Ferdinand I., ein willenloser, unwissender und dabei grausamer Mann entbehrte nach seiner Thronbesteigung der leitenden Hand seiner Gattin Maria Carolina, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, die am Beginne des Wiener Congresses (8. September 1814) in Hetzendorf bei Wien gestorben war. Wenn man auch nicht alle Mittel billigen kann, welche diese thatkräftige Frau zur Erhaltung und Wiedererlangung der Herrschaft angewendet hatte, so muß man ihr doch zugestehen, daß sie Energie und Einsicht besaß und zur Regierung weit befähigter war als ihr Gatte, der durch seine wüsten Gewohnheiten der Abgott des Abschaumes seiner Bevölkerung, der berüchtigten Lazzaroni (Straßenpöbel) von Neapel war. Eine Mißregierung seltener Art machte sich nach der Restauration in dem unglücklichen Lande breit; Willkür und maßlose finanzielle Ausbeutung, das Unterdrücken alles geistigen Lebens und Darniederliegen der bürgerlichen Wohlfahrt gingen Hand in Hand, nur das Räuberunwesen, von den Franzosen kräftig darnieder gehalten, blühte wieder auf.

Alle besseren Elemente verbanden sich gegen eine solche Regierung. Sie fanden in der Organisation der „Carbonari" den Krystallisationspunkt, und da man auch in der Armee mit den Reformideen sympathisirte, konnte der König, nur in den niedersten Volksschichten Anhang besitzend, der steigenden Bewegung keinen Widerstand entgegensetzen und mußte am 9. Juli 1820 in die Erlassung einer der vielgenannten spanischen Verfassung vom Jahre 1812 nachgebildeten Constitution willigen und diese beschwören.

Sein Namensbruder Ferdinand VII. von Spanien, gleichfalls durch die Restauration der Jahre 1814 und 1815 wieder zu seinem Thron gelangt, glich ihm in mancher Beziehung. In welchem Rufe er stand, wird dadurch bewiesen, daß nichts so gefährlich und dabei auch so anrüchig war als seine Freundlichkeit. Es war zu einer stehenden Phrase geworden zu sagen: „O, mit dem hat der König eine Cigarette geraucht, oder ihm die Hand gedrückt, den werden wir bald im Bagno, am Galgen sehen." Eine beispiellose Zerrüttung aller öffentlichen Verhältnisse trat ein, die Inquisition wurde wieder in ihre Rechte gesetzt, Beamte und Soldaten erhielten durch Monate keinen Sold, und jede staatliche Ordnung schien aufgelöst. Wie in Spanien bis heute üblich, ging eine Aenderung der Sachlage vom Militär aus (Pronunciamento, Aufstandserklärung). Ein vom Obersten Don Riego in Scene gesetzter Soldatenaufstand fand allgemeinen Anklang und Anfangs 1820 wurde König Ferdinand VII. gezwungen, dieselbe Verfassung von 1812 zum zweiten Male zu beschwören, wie er es zwar vor fünf Jahren bei seiner Thronbesteigung schon gethan, was ihn aber nicht hinderte, sie gleich darauf, als „Eingriff in sein göttliches Recht der Souveränetät", aufzuheben.

Auch in Portugal kam es zu einem Militäraufstand, der besonders gegen das Uebergewicht der gleich Landesherren schaltenden Engländer gerichtet war und von dem aus Brasilien herbeieilenden König Johann VI. gleichfalls nur durch Erlassung einer volksthümlichen Verfassung beschworen werden konnte.

Das waren böse Striche durch die Rechnung der „heiligen Allianz", die nunmehr schon offen als ein „Uebereinkommen, keine Verfassung anzuerkennen, die sich von dem legitimen monarchischen Staatensysteme Europas entferne" gepriesen wurde — sich also immer mehr in ihrer wahren Gestalt als wechselseitige Versicherungsanstalt des Autokratismus entpuppte.

Bedenklicher wurden diese Zeichen noch, da sich auch in Oberitalien eine Bewegung zeigte, die in Piemont gegen den Absolutismus, in der Lombardei gegen die Fremdherrschaft gerichtet war. Dienstbeflissene Federn spotteten über „das alte Phantom einer Vereinigung der ganzen italienischen Halbinsel unter einem Haupte" mit jener wohlfeilen Weisheit, die wirklich kaum den Lohn werth ist, welcher in die Taschen solcher Soldschreiber fließt, weil sie gar so rasch sich abnützt. Aber trotzdem fürchtete man sich vor dem „Phantom" ganz gewaltig und griff im Inneren, wie wir später sehen werden, und nach Außen zu außerordentlichen Maßregeln, um es zu bekämpfen.

Oesterreich, das unter Metternich's Leitung gewissermaßen die Executive der heiligen Allianz repräsentirte, während Rußland die inspirirende Macht war, beantragte im Angesichte dieser entsetzlichen revolutionären Vorgänge zur „Aufrechthaltung der staatlichen Ordnung von Europa" einen neuen Congreß, welcher am 20. October 1820 in Troppau zusammentrat und einen Monat währte. Auf diesem machte sich eine Gruppirung der Staaten zuerst bemerkbar, welche dann lange Zeit die Politik beherrschte: England und Frankreich, die Westmächte, eine zu weitgehende Gewalt der heiligen Allianz fürchtend, widerstrebten der bewaffneten Intervention in Neapel, während die Ostmächte, Oesterreich, Rußland und Preußen, sich entschlossen zeigten, „die Fortdauer des in Neapel durch Aufruhr und Gewalt bewirkten Zustandes mit vereinter Kraft zu hintertreiben und sich gegenseitig die Ruhe ihrer Staaten zu garantiren". Dieser letztere Passus war der Ausfluß jener unseligen Anschauung, wodurch ein Staat zum Polizeiorgan des anderen wurde, wobei weder die Ruhe noch die Würde derselben etwas gewann.

Der ziemlich resultatlos verlaufende Congreß zu Troppau setzte sich in Laibach fort (6. Jänner bis 22. Mai 1821), wohin auch Ferdinand von Neapel beschieden wurde, der dankbar und willig die Belehrung entgegennahm, daß er sich an die beschworene Constitution nicht zu halten brauche, „da dieselbe den alten gesetzlichen Zuständen und der Ruhe Italiens widerstreite".

Anderer Meinung war das über Ferdinand's Verhalten nicht ganz mit Unrecht erbitterte neapolitanische Parlament, das sich weigerte, sich selbst aufzulösen und zu einem Zustand zurückzukehren, „der mit den alten monarchischen Institutionen und mit der von Seiner kaiserlich königlichen Majestät für die innere Verwaltung Ihrer italienischen Provinzen angenommenen Grundsätzen verträglich wäre" — wie es in einer österreichischen Staatsschrift heißt.

Und da die drei Ostmächte „zur gänzlichen Vernichtung des Werkes der Rebellion und des unter ihren Auspicien aufgeführten Gebäudes entschlossen waren", rückte ein österreichisches Armeekorps unter General Frimont in Neapel ein, das trotz gewaltigen Anläufen zur Volksbewaffnung ziemlich leichte Arbeit hatte und nach einem müheloſen Sieg bei Riete (7. März) über den an der Spitze der Bewegung stehenden General Wilhelm Pepe schon am 27. März seinen Einzug hielt — jubelnd empfangen vom zerlumpten Abhub des Volkes, den begeisterten Anhängern des absoluten Königthums.

Sämmtliche Fürstlichkeiten des Laibacher Congresses wohnten einem feierlichen Dankgottesdienst bei, das Organ der Staatskanzlei aber, der „Oesterreichische Beobachter", benützte die günstige Gelegenheit, um in einem aus Neapel datirten Artikel den Reformfreunden zu Hause folgende Standrede zu halten:

„Ihr Oesterreicher seid glücklich, in einem Lande zu leben, das keine Krisis wie die, welche Neapel erfahren hat, befürchten darf. Sollte übrigens noch Jemand so verblendet oder nicht hinreichend auf der Huth sein, so wird ihm ohne Zweifel

die neapolitanische Revolution mehr als hinlänglichen Stoff darbieten, von seiner Verirrung zurückzukehren und sich immer fester gegen die Grundsätze zu waffnen, welche die Verderbtheit die liberalen nennt, und die blos die Geißel der Völker und die Auflösung der Staaten vorbereiten und bewerkstelligen."

Wie man sieht, schlingt sich ein geistiges Band zwischen den Offiziösen aller Zeiten, sie scheinen einer Familie anzugehören, in der sich eine bestimmte Geistesrichtung, gewisse Mängel der Gesinnung, ja sogar einzelne Redewendungen als unveräußerliches Gut weiter vererben.

Unter dem Schutz der österreichischen Bajonette zog König Ferdinand wieder in Neapel ein, und eine Herrschaft der brutalen Gewalt und Rache begann ihre Orgien. Massenhinrichtungen begannen, Güterconfiscationen dienten zur Bereicherung einzelner Creaturen, die Kerker überfüllten sich mit „Schuldigen und Verdächtigen", ja, man griff zu ganz neuen entehrenden Strafen, indem man minder Gravirte oder auch nur Verdächtige nackt auf Eseln durch die Stadt führte und an den öffentlichen Plätzen peitschte. Mit solchen Mitteln, neben welchen die sofortige Unterdrückung der verhaßten Verfassung verschwand, wurde, wie Fürst Metternich in einer Note rühmt, „jener ursprüngliche Zustand des Friedens und der Ruhe wieder erreicht, der allein im Stande ist, die durch die letzten Ereignisse geschlagenen Wunden zu heilen".

Aber als wollte die unerbittliche Logik der Geschichte und der vielverlästerte Zeitgeist beweisen, daß sie doch mächtiger seien als die diplomatischen Friedenskünsteleien und die brutale Gewalt, fielen noch in die Tage des Laibacher Congresses zwei neue Nachrichten über Empörungen, in Piemont und in Griechenland.

Die erstere machte den Herren am Congresse wenig Kopfzerbrechen. Eine von den Carbonari ausgehende, unter dem Adel und den Offizieren viel Sympathie besitzende Bewegung hatte die Erringung einer Constitution (Staatsverfassung) zum Zwecke, — jenes Wortes und Begriffes, der den Machthabern jener Zeit so viel Mißbehagen und Schrecken einflößte. Diese Bewegung führte (13. März 1821) zur Abdankung des Königs Victor Emanuel I., für dessen abwesenden Nachfolger Karl Felix der Prinz von Carignan, Karl Albert (der spätere König) als Regent waltete und sofort eine gleichfalls der spanischen nachgebildete Verfassung erließ. Dagegen protestirte König Karl Felix im Vertrauen auf die Laibacher Congreßfürsten, das ihn auch nicht täuschen sollte. Sogar Kaiser Alexander rief seine Armee aus Volhynien herbei, um die sardinischen Unterthanen vor den Schrecknissen einer Constitution zu bewahren. Aber es bedurfte dessen nicht; bevor noch die russische Armee sich in Bewegung gesetzt hatte, überschritt der Commandirende der Lombardei, Ferdinand Graf Bubna (geb. 1768, gest. 1825), mit zwanzigtausend Mann den Tessin, zersprengte am 10. April bei Novara die geringen Streitkräfte, womit die Erhebung ihr Ende erreichte und Karl Felix in den Stand gesetzt war, nach Herzenslust zu regieren.

Karl Albert, dem wir noch später als Vorkämpfer Italiens begegnen werden, mußte sich feierlich von allen freiheitlichen Ideen lossagen, die übrigens, seinem späteren Verhalten nach, auch weniger mächtig in ihm waren als das Streben nach nationaler Einheit. Eines blieb in ihm gewiß als Resultat dieser Erlebnisse zurück, — ein blinder Haß gegen Oesterreich, der alle verwandtschaftlichen Erwägungen übertönte und ihm selbst verhängnißvoll werden sollte.

Viel schwieriger waren die Verhältnisse in Bezug auf Griechenland, dessen Empörung gegen die türkische Herrschaft nicht nur ein bedenkliches Loch in die doch sonst von der heiligen Allianz aufgestellte Theorie: daß jede Regierung kraft ihres Bestehens die denkbar beste sei — riß, sondern auch Gegensätze zwischen den zwei leitenden Mächten Oesterreich und Rußland wachrief, die selbst von der beiderseitigen Lust am Reactionswerk nicht überbrückt oder zum Schweigen gebracht werden konnten.

Mit jenem Scharfblick in allgemeinen politischen Machtfragen, welchen ihm auch ein mißgünstiger Beurtheiler nicht absprechen kann, sah Fürst Metternich die Gefahr der griechischen Frage ein und nannte sie „die Fackel der Zwietracht zwischen Oesterreich und Rußland", wobei er freilich in einem Nachsatz dem Geschmack der Zeit Rechnung trug, indem er witzelte, diese Fackel habe doch eigentlich den Zweck, „die liberale Feuersbrunst nicht aus Mangel an Nahrung erlöschen zu lassen".

Nun war es zwar richtig, daß der griechische Aufstand in ganz Europa auf begeisterte Zustimmung stieß und Sympathien fand, deren sich, nebstbei gesagt, diese ziemlich entarteten Nachkommen des Themistokles und Miltiades sehr wenig würdig zeigten. Aber der Anblick eines um seine Freiheit und nationale Selbstständigkeit kämpfenden Volkes, ohne daß sogleich die Diplomatie aller Mächte bei der Hand war, um den Brand zu löschen, hatte etwas so Ungewöhnliches und Bestechendes, daß Prokesch-Osten nicht ganz mit Unrecht schrieb: „Ein Kreuzzug, in diesen Tagen gepredigt, würde die Tage Peter's des Einsiedlers erneuert haben."

Rußland, durch die Glaubenseinheit den Griechen nahegerückt und jeden Vorwand ergreifend, um die Türkei schwächen zu können, begünstigte den Aufstand ganz offen. Oesterreich dagegen hatte schon längst und besonders in den letztvergangenen Jahren erkannt, daß es an der Türkei einen loyalen und ungefährlichen Nachbar habe und es ein Gebot der Selbsterhaltung sei, dem Vordringen des russischen Einflusses gegen das Mittelmeer entgegen zu wirken. So stand die österreichische Politik zwischen der Nöthigung, entweder das sonst überall zur Geltung gebrachte Princip der legitimen Herrschaft um der Freundschaft Rußlands halber zu opfern oder sich zu diesem in einen Gegensatz zu bringen, welcher die heilige Allianz selbst zu sprengen drohte.

Anfänglich schien es, als wolle man den Aufstand der Griechen nach denselben Gesichtspunkten beurtheilen wie die übrigen Erhebungen. Obwohl der zur Mode gewordene „Philhellenismus" (Griechenfreundschaft) auch in Oesterreich grassirte und Triest zu einem der Hauptstapelplätze für die zur Befreiung des „classischen Landes vom Barbarenjoch" ausziehenden Schaaren wurde, trat die Regierung doch offen und geheim dem Aufstand mit nicht zu mißdeutender Abneigung entgegen. Vergebens suchte Metternich das von Gentz gepriesene diplomatische Arcanum der „Revolutionsfurcht" anzuwenden, um den Czar gegen die Griechen einzunehmen und als der tollkühne ritterliche Alexander Ypsilanti (von ihm wurde bereits Seite 284 und 323 gesprochen) im Anfang des Jahres 1821 seinen abenteuerlichen Zug durch die Moldau und Walachei machte und seine Schaar vor den Türken auseinanderstob und er nach Siebenbürgen fliehen mußte, wurde er verhaftet und nach Munkács gebracht, dessen Sumpfluft seine Gesundheit untergrub.

Aber das Fortschreiten des siegreichen griechischen Aufstandes und die immer offenbarer werdende Unterstützung, die derselbe von allen Mächten und der öffentlichen Meinung von Europa empfing, ließen eine Schwenkung der Politik räthlich erscheinen. Selbst die Unabhängigkeit Griechenlands durch eine siegreiche Empörung erfochten, barg für die vorsichtige Politik Metternich's weniger Gefahren als die immer drohender hervortretende Isolirung Oesterreichs.

Unterdessen boten die Verhältnisse Spaniens, wo die extreme Partei der „Exaltados" (entschiedenst Freisinnigen) zur Herrschaft gelangt und es zu einem Bürgerkrieg zwischen diesen und der aus Anhängern des „reinen Königthums" bestehenden Glaubensarmee gekommen war, den Anlaß zum Zusammentritt des Congresses von Verona (26. Oktober bis 14. Dezember 1822), auf dem Kaiser Franz und Czar Alexander persönlich anwesend waren. Das von den drei Ostmächten energisch geforderte Einschreiten in Spanien stieß auf den hartnäckigen Widerstand des durch Wellington vertretenen England, in dessen Haltung eine zur vollständigen Abwendung von der heiligen Allianz führende Umkehr durch die Uebernahme des Ministeriums von Seite George Canning's eintrat. Der durch seine reactionäre Politik in Parlament und Volk stets mißliebiger werdende Lord

Dr. Hall, of Bridgeport, Conn., reports a case of Ovariotomy, in which the patient died on the fifth day after the operation. The tumor was found to be a multilocular cyst, and weighed 30 pounds. The operation was performed in the presence of Drs. Sherwood, Bissell, Bacon, Hall, Bronson, Bartlett, Hubbard, Bunnell, Gilbert, Bostwick, Hotchkiss, Bradley, Bishop, Hawley, Bennett, Bulkley, Hyde, Bartholomew, Bronson, Jr., Bartlett, Jr., Hubbard, Jr., Bunnell, Jr., Gilbert, Jr., Bostwick, Jr., Hotchkiss, Jr., Bradley, Jr., Bishop, Jr., Hawley, Jr., Bennett, Jr., Bulkley, Jr., Hyde, Jr., Bartholomew, Jr.,

wenig verbreitet ist, sich sehr energisch und erfolgreich gegen eine andauernde Bedrückung aufzulehnen vermag.

Wie sehr der allgemeine Reactionstaumel selbst Geister ergriff, die doch gewohnt sein konnten, politischen Dingen auf den Grund schauen und empfänglich für die historischen Aufgaben der einzelnen Staaten hätten sein sollen, beweist ein Ausspruch Metternich's, der sonst in religiöser Beziehung eher indifferent war. „Es fehlt Preußen nichts, als katholisch zu sein", schreibt er an Gentz, „und es ist neben uns die kräftigste Stütze der Welt!" Das zeigt von einem beispiellosen Verkennen der Verhältnisse. Ein katholisches Preußen! — und noch dazu unter einem König, der, wie Friedrich Wilhelm III., als orthodoxer Lutheraner, eher ein wenig zum Pietismus neigte und sich in dieser Beziehung auch während des Congresses weniger duldsam erwiesen hatte als der Czar Alexander! Erzählte man doch, daß Friedrich Wilhelm III., als man ihm beim Besuche eines der reichen österreichischen Klöster den Kirchenschatz und die kostbar gefaßten Reliquien zeigte, kaum seinen protestantischen Regungen Einhalt thun konnte und sich mit einem barsch hervorgestoßenen: „Schön Zeug! Schön Zeug!" rasch davon abwendete (Bild Seite 385). Und der spätere Kölner Kirchenstreit bewies, daß auch ein zum Mysticismus neigender König wie Friedrich Wilhelm IV. keinen Spaß verstehe, wenn es sich darum handle, die protestantische Natur der Staatsgewalt zu wahren.

Um das durch die Ereignisse in Griechenland etwas gelockerte Verhältniß mit Rußland zu befestigen, vermittelte Metternich eine neuerliche Begegnung der beiden Monarchen, die im Oktober 1823 zu Czernowitz stattfand. Aber jede Politik, die nur auf dem Charakter einzelner Persönlichkeiten, mögen sie auch noch so machtvoll sein, fußt und sich nicht weitsehend auf die natürlichen Bedingnisse des Staatslebens stützt, ist hinfällig und unterliegt den störenden Correcturen des mächtigen Allbezwingers — des Todes.

Das sollte auch Fürst Metternich erfahren. Ein schwerer Schlag war der Tod Ludwig's XVIII., und zwar nicht allein für Oesterreich, sondern auch für ganz Europa. Er war ein klardenkender, verständiger Herr gewesen, der es verstand, die Möglichkeiten zu erwägen und den ultrareactionären Neigungen seines Hofes Zügel anzulegen. Mit seinem Bruder Karl X. kam ein Vertreter dieser extremsten Richtung auf den Thron, — der kein anderes Recht anerkannte, als das „göttliche seiner Krone". Er neigte sich ganz zu Rußland und erklärte dessen Botschafter Graf Pozzo di Borgo: „Man täusche sich in Oesterreich über die Sachlage, denn im Falle einer allgemeinen Conflagration (Brandes) oder eines Krieges zwischen Rußland und Oesterreich werde das letztere den größten Gefahren ausgesetzt sein, da Frankreich seine Truppen mit denen Rußlands zu vereinigen entschlossen sei."

Jene Gefahr nun, die Fürst Metternich richtig darin erkannte, „daß Rußland und Frankreich stets Berührungspunkte wegen ihrer gleichmäßigen Vergrößerungs- und Eroberungslust hatten", war so lange nicht vorhanden, als Kaiser Alexander I. lebte. Aber auch hier griff die Parze zu verhängnißvoller Stunde ein. Am 1. Oktober 1825 starb während einer Reise Kaiser Alexander plötzlich zu Taganrog, und da Großfürst Konstantin, der keine erbfolgefähigen Kinder besaß, auf die Erbfolge schon 1822 verzichtet hatte, bestieg nach Niederwerfung einer blutigen Militär-Revolution (Dekabristen, nach dem Monate der Empörung, dem Dezember, so genannt) in Czar Nikolaus I. (Bild Seite 393) ein Mann von eiserner Consequenz und hochstrebenden Entwürfen den Thron, welcher wieder der Träger einer speciell russischen Politik im Sinne Peter des Großen und Katharina's II. wurde.

Er nahm sich der griechischen Frage sofort an und wußte die beiden Westmächte in ein Bündniß gegen die Pforte zu ziehen (6. Juli 1827). Zwar gelang es Metternich, Preußen davon fernzuhalten, aber die Gefahr einer Isolirung

war so nahe gerückt, die Sprache Rußlands wurde eine so drohende, daß Oesterreich, wollte es einem Kriege mit Rußland, zu dem Kaiser Nikolaus schon die strategischen Pläne entwerfen ließ, vorbeugen, jenen Vertrag anerkennen mußte, welcher die Unabhängigkeit Griechenlands festsetzte.

Spaßhaft war es, die Gewandtheit zu verfolgen, mit welcher der „Oesterreichische Beobachter", das anerkannte Organ der Staatskanzlei, sich in die veränderte Situation zu schicken wußte. Vor einiger Zeit noch behauptete dieses Blatt, es sei den Vertheidigern der griechischen Sache gar nicht um diese zu thun, sondern „sie führen sie als Sache der Rebellion, die sie als solche vertheidigen und nach ihrem System in Griechenland so gut, wie auf allen anderen Punkten der Erde vertheidigen müssen. Da dies ihr erklärter Beruf und ihr rastloses Tagewerk ist, was haben sie mit Thatsachen und mit Gründen zu schaffen? Wer kann ihnen zumuthen, Griechenland aufzugeben, ein Thema, welches vielen Zeitungen durch die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der großen Masse ihrer Leser eine unerschöpfliche Fundgrube von revolutionären Deklamationen und Diatriben (Abhandlungen) gegen die rechtmäßigen Regierungen darbietet?"

Und nun mußte der arme „Beobachter" selbst unter die Griechenfreunde gehen, die er mit soviel Zorn und Haß überschüttet und kurzweg als Revolutionäre nach Neigung und Beruf verschwärzt hatte. Es standen damals dem „Beobachter" gute Federn zu Gebote, deren geschmeidigste wohl Gentz selbst führte und so gelang auch diese rasche Schwenkung nicht so übel, mindestens besser, als ihren modernen Nachfolgern manche ähnliche. Man machte nämlich plötzlich die Entdeckung, „daß hier von keiner Revolution im gewöhnlichen Sinne die Rede sei. Der Aufstand der Griechen sage sich durchaus von den anarchischen Tendenzen früherer Umwälzungen los, ja er bilde gewissermaßen einen Gegensatz derselben, insoferne er, statt eines Losreißens vom Rechtszustande, vielmehr ein beharrliches Hinstreben nach einem solchen wahrnehmen ließe". Wenn das mehr als ein Verlegenheits-Sophismus sein sollte, so mußte es logischer Weise auch auf jene Empörungen angewendet werden, durch welche ein Volk sich der Willkür und den Gewaltthätigkeiten verlotterter Regierungen zu entziehen strebte, wie es in Neapel und Spanien der Fall gewesen war. Auf jeden Fall hat so ein Officiosus ein hartes Brod, für das er keinen Ersatz in der Weichheit seiner Ueberzeugungen findet.

Nachdem die ohne vorhergängige Kriegserklärung in der Seeschlacht bei Navarin (20. Oktober 1827) erfolgte Vernichtung der türkischen Seemacht durch ein russisch-englisch-französisches Geschwader die offene Parteinahme für die Griechen angekündigt hatte, begann Rußland den Krieg zu Lande, indem es zuerst am europäischen und asiatischen Ufer dem Bosporus nahe kam. Finanzielle Erschöpfung und die Unfähigkeit ihrer Heerführer nöthigten die Pforte zum Frieden von Adrianopel (19. September 1829), durch welchen die Unabhängigkeit Griechenlands bestätigt, die Fürstenthümer Moldau und Walachei unter nomineller türkischer Suzeränetät (Oberlehnherrschaft), aber thatsächlich unter russischem Protektorat errichtet wurden und jenes Ueberwiegen des russischen Einflusses auf der Balkanhalbinsel begründet wurde, das noch unsere Zet so lebhaft beunruhigt und eine stete Kriegsgefahr für Europa bildet. Metternich mochte das wohl selbst sehr gut einsehen und die volle Gefahr jeden Schrittes erkennen, welchen die Russen in der Richtung der Donaumündungen weiter thaten, die man in Wahrheit die Pforten zur Lebensader Oesterreichs nennen kann. Aber seiner Politik war seit der Niederwerfung Napoleon's alle Kraft und Initiative abhanden gekommen und was davon noch übrig war, wurde in tausenderlei Actionen verzettelt, um überall dem Phantom der Revolution nachzujagen und überall, wo ein Flämmchen emporzuckte, als conservativer Löschmann zu fungiren. Dadurch ging eine erste kostbare Gelegenheit vorüber, Hand in Hand mit den Westmächten zugleich die sehr egoistische aggressive Befreierrolle Rußlands zu durchkreuzen und dem eigenen Staate zu jenem Ansehen an der unteren Donau zu verhelfen, zu der er berechtigt und die eine Lebensfrage für ihn ist.

Uebrigens war auch Kaiser Franz, der die Last des Krieges zu gut kannte, einem energischen Auftreten abgeneigt und suchte umso mehr das Verhältniß zu bessern, je mehr sich sonst die Dinge in einer Richtung entwickelten, die ihn mit Besorgniß und Abneigung erfüllte.

Einer der härtesten Schläge war für ihn und seine Anschauungen das Jahr 1830. Die Verblendung und der Starrsinn Karl's X. führten dort zu einer zwar vorausgesehenen, aber nicht so nahe geglaubten Katastrophe. Die durch das Ministerium Polignac erlassenen Ordonnanzen, durch welche das politische Recht mehrfach verletzt und die Charte thatsächlich suspendirt wurde, riefen einen Sturm von Entrüstungen hervor, unter dem der morsche Thron der Bourbons zusammenbrach. Die Kämpfe des 28., 29. und 30. Juli, in denen sich selbst die Truppen nicht sehr begeistert zeigten, endeten mit einem vollständigen Sieg des Volkes, — Karl X. entsagte dem Thron zu Gunsten seines Enkels Heinrich (später Graf von Chambord) und verließ das Land.

Aber die Sache der Bourbons war eine verlorene. Nur eine kleine Anzahl strenger Legitimisten bekannte sich zu derselben, die besitzenden Klassen und die große Masse des Volkes wollte nichts von ihnen wissen. „Sie sind unverbesserlich!" rief man dröhnend einem Redner zu, der für das Recht des Prinzen Heinrich eintrat. In einer Beziehung ist die Julirevolution merkwürdig und eine Ausnahme unter allen Erhebungen. Sie schritt nämlich, nachdem der Sieg erfochten war, nicht mehr weiter bis zu den Zielen der extremen Partei vor, wie dies sonst stets der Fall ist. Sie war vorwiegend im Mittelstand vorbereitet worden, der sich der Masse nur als Angriffsmittel bediente und nun aus Angst vor der Anarchie und einer auswärtigen Intervention auch Einhalt that. Das war so recht ein Feld für die politische Intrigue, für tönende Phrasen ohne reellen Inhalt, auf welchem Herzog Ludwig Philipp von Orleans Sieger blieb, der schon lange, ohne sich darum mit dem Hof zu überwerfen, zur Opposition gezählt wurde und durch seine einfachen Manieren, eine wohlberechnete Leutseligkeit die Sympathien des Mittelstandes erworben hatte. Zuerst von der constituirenden Regierung zum General-Statthalter ernannt, war der Schritt nicht mehr ferne zum Thron, und nach einigem Sträuben that ihn Ludwig Philipp mit der Phrase: „Ich unterwerfe mich dem Willen der Nation!" die gemeiniglich von solchen gebraucht wird, die bereit sind ihren Willen dem Volke durch List oder Gewalt aufzudrängen.

So hatte das Werk des Jahres 1815 rasch wieder ein Ende gefunden, und obwohl die ganze Staatskunst darauf verwendet worden war, das Princip der Stabilität aufrecht zu erhalten, erfuhr es eine Niederlage nach der anderen und konnte selbst in dem Reiche nicht aufrecht erhalten werden, an dem es zuerst exemplificirt wurde. Sympathisch wurde König Ludwig Philipp in ganz Europa von den Regierungen nicht aufgenommen; er war nun einmal ein Usurpator, den man mit Mißtrauen betrachtete. Aber trotzdem alles Bestreben der Regierenden darauf gerichtet war, die öffentliche Meinung zu ersticken und mundtodt zu machen, war sie doch blos durch den unaufhaltbaren Zug der Geister eine Macht geworden und die Zeiten hatten sich so sehr geändert, daß sich keine Hand dafür erhob, um eine Dynastie auf dem Thron zu erhalten, welche vor fünfzehn Jahren zweimal durch die Kraft und Autorität von ganz Europa darauf zurückgeführt worden war.

Kaiser Franz selbst und mit ihm die leitenden Kreise in Wien wurden durch die Julirevolution mit tiefem Unbehagen erfüllt. Der Wille des Volkes erwies sich mächtiger als jener der Kabinete, man mußte sich herbeilassen, die Resultate einer Revolution anzuerkennen, ohne nur einen Versuch unternommen zu haben, das Bestehende zu erhalten. Mit schwerem Herzen nur fügte man sich, und der Groll klang ziemlich deutlich durch in der Antwort, welche Fürst Metternich dem General Belliard gab, der als außerordentlicher Botschafter die Thronbesteigung Ludwig Philipp's als „König der Franzosen" noti-

ficirte. „Es gibt Zeiten und Umstände", sagte der Staatskanzler, „wo es unmöglich ist das wirklich Gute zu thun; alsdann erfordert die Weisheit, daß die Regierungen wie die Menschen sich an dasjenige anschließen, was als das Geringste der Uebel erscheint. Der Kaiser, indem er sein Verhalten so einrichtet, wie es ist, folgt blos dieser Regel. Möge Ihre Regierung sich behaupten und auf einer praktischen Linie vorwärts schreiten, — wir verlangen nichts Anderes. Was wir für Sie thun können, haben wir gethan. Wir haben gegen uns selbst und gegen Europa keine andere Pflicht zu erfüllen, als daß wir die Verirrungen, welchen Ludwig Philipp unglücklicher Weise sich hingegeben oder zu welchen er sich hinreißen lassen könnte, überwachen. Niemals werden wir Eingriffe von seiner Seite dulden. Er wird uns und Europa jederzeit an der Bresche finden, wo es ihn gelüsten sollte, ein System von Propaganda auszuüben. Oesterreich treibt für sich keine Politik, und die gegenwärtigen Verhältnisse sind wahrlich nicht geeignet, eine solche zu treiben. Unsere Politik verschließt sich in die alleinige Sphäre der Aufrechthaltung der Verträge und der öffentlichen Ordnung."

In diesen Worten war, so deutlich als es unter diplomatischen Formen eben anging, der Abneigung und dem Mißtrauen gegen den neuen Franzosenkönig Ausdruck gegeben. Noch viel unverhohlener machte man diesen Gefühlen in den hervorragendsten Kreisen der exclusiven Gesellschaft Luft, wo es zum guten Ton gehörte über den „Bürgerkönig mit dem Birnenkopf" Witze zu reißen und Karrikaturen seines eigenthümlich geformten Kopfes zu zeichnen.

An der Spitze dieser gesellschaftlichen Opposition stand die dritte Gattin des Staatskanzlers, Melanie, geborene Gräfin Zichy, selbst. Sie verfolgte auf einem Hofballe den französischen Botschafter mit so beißenden Bemerkungen über die neue Krone Ludwig Philipp's, daß sich der Diplomat darüber beim Fürsten selbst beklagte. Dieser entschuldigte sich in der artigsten Weise und setzte achselzuckend hinzu: „Je n'ai pas fait l'éducation de ma femme, moi!" (Ich, ich habe meine Frau nicht erzogen!)

Aber so rasch die Julirevolution auch in Frankreich selbst vorüberging, wo es indessen auch an Versuchen der republikanischen Partei, sie in ihrem Sinne fortzusetzen, nicht fehlte, so waren doch Funken in andere Länder gefallen. Sie hatte Schule gemacht und fand Nachahmung.

Zuerst erhoben sich die ehemaligen österreichischen Niederlande, die im Jahre 1815 mit dem der Nationalität, dem Glauben und der ganzen Volksanlage nach gänzlich verschiedenen Holland zu einem unnatürlichen Bunde gezwungen worden waren. Auch diese Revolution blieb siegreich, und als die niederländische Regierung den Kampf fortsetzen wollte, mußte man es geschehen lassen, daß Ludwig Philipp mit Waffengewalt zu Gunsten der Empörer einschritt. Das Königreich Belgien wurde errichtet, auf dessen Thron die Stimme des Landes und das Vertrauen der Mächte den Prinzen Leopold von Coburg (Bild Seite 312) berief, dessen sprichwörtlich gewordene Weisheit sich vielleicht nie glänzender bewiesen hatte, als da er kurz vorher die ihm angebotene griechische Krone dankend ablehnte, die dann dem Wittelsbacher Otto, einem Bruder König Ludwig's I. von Bayern, zufiel.

In das Jahr 1830 selbst fiel noch der große polnische Aufstand, der anfänglich in ganz Europa auf ähnliche Sympathien stieß wie einige Jahre früher der griechische, und nicht nur zu offenen oder geheimen Begünstigungen, sondern auch zu einer besonderen Spielart unserer poetischen Literatur, den „Polenliedern" Anlaß gab. Auch in Oesterreich sah man dem ritterlichen Verzweiflungskampf mit Theilnahme zu, und in Ungarn forderte ein Reihe von Comitaten in Adressen an den Monarchen ein Einschreiten zu Gunsten Polens, und selbst der Reichstag von 1831 beschäftigte sich lebhaft damit, wobei der erst vor Kurzem in das öffentliche Leben getretene Franz Deák eine glänzende Rede zu Gunsten der Polen hielt.

Eine Zeitlang sah man diese Demonstrationen von Seite der Regierung nicht ungern. Nicht gerade aus Theilnahme für die Polen, sondern mehr aus

Abneigung gegen Rußland sah man anfänglich durch die Finger, wenn der Aufstand materielle und geistige Unterstützung aus den stammverwandten österreichischen Provinzen erhielt, ja, man that sogar diplomatische Schritte in London und Paris, um ein gemeinsames Einschreiten zu Gunsten der Polen in Anregung zu bringen. Ludwig Philipp zeigte sich auch bereitwillig, das englische Cabinet jedoch, das vielleicht hinter dem Vorschlag weitgehende politische Absichten vermuthen mochte, verhielt sich ablehnend. Ob Metternich, wie ihm zugemuthet wurde, wirklich so weit ging, aus Besorgniß vor dem Anwachsen der russischen Macht, den Gedanken einer Wiederherstellung Polens unter einer österreichischen Secundogenitur in ernstliche Erwägung zu ziehen, ist sehr ungewiß und darf aus guten Gründen bezweifelt werden. Er war weder selbst der Mann für derartige kühne Conceptionen, noch konnte er sich darüber täuschen, daß Kaiser Franz nie seine Einwilligung zu einem solchen Unternehmen geben werde, das nur mit Unterstützung einer Revolution gelingen konnte.

Als sich auch in Italien und Deutschland aufständische Bewegungen zeigten, nahmen die offiziellen Sympathien für das insurgirte Polen ein rasches Ende, der Grenzverkehr wurde scharf überwacht, und als sich trotz des Heldenmuthes der Kämpfer in den inneren Zuständen bald wieder die ganze frühere Zerfahrenheit und der Egoismus der Adels-Oligarchie zeigte, erlosch auch die allgemeine Theilnahme für ein Volk, das mitten im Kampf gegen einen grausamen Bedrücker noch Zeit und Lust zu häuslichen Zwistigkeiten hatte.

Im Frühjahr 1831 brach in einem Theil von Ober- und Mittel-Italien eine Emeute los, die sich besonders im Kirchenstaat, dessen Verwaltung allerdings Anlaß zu sehr vielen begründeten Klagen bot, ausbreitete und direkt das Abschaffen der weltlichen Macht des Papstes als Ziel angab. Oesterreichische und später auch französische Truppen, welche Modena, die Marken und Umbrien besetzten, machten den vereinzelten und schlecht geleiteten Putschen ein Ende, die weniger um ihrer eigenen Bedeutung willen, als deßhalb merkwürdig sind, weil Louis Napoleon, der spätere Kaiser, und sein älterer Bruder Charles daran Theil nahmen. Der letztere erlag während des Aufstandes einem hitzigen Fieber, Louis Napoleon entging nur durch die Geistesgegenwart seiner Mutter Hortense der Gefangennahme.

In Deutschland kam es eigentlich nur zu einigen sehr kindischen Demonstrationen, wie das berüchtigte Hambacher Fest, wo hirnverbrannte Schwärmer von den „vereinigten Staaten von Europa" und Dingen von ähnlichem praktischem Werthe faselten, oder der thörichte Frankfurter Krawall, wo fünfzig Tollköpfe in der Ueberrumplung der Hauptwache den Beginn einer „großen deutschen Revolution" sahen, in welcher Erwartung sie schon nach wenigen Stunden enttäuscht wurden. Man nahm derlei Narrheiten über Gebühr ernst und sah darin mit Vergnügen einen Anlaß zur Verschärfung der Repressivmaßregeln und zur fast vollständigen Unterdrückung der constitutionellen Befugnisse der Ständeversammlungen.

Im Sommer 1833 kam Kaiser Franz in Prag mit dem König von Sachsen und dem Kronprinzen von Preußen zusammen und reiste in deren Begleitung im September nach Münchengrätz, wo sich auch Czar Nikolaus (Bild Seite 393) einfand. Es war dies die letzte Fürstenzusammenkunft im Sinne der heiligen Allianz und auch die letzte im Leben des greisen Kaisers von Oesterreich.

Man traf Verabredungen zur Unterdrückung des Volksgeistes und that als ob man ganz einig wäre. In dieser einen Beziehung war man es wohl auch, aber sonst klafften überall Interessen-Gegensätze, die sich trotz allem diplomatischen Verkleistern zur Geltung brachten. Kurz darnach erschien eine Denkschrift der russischen Staatskanzlei an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, in welcher dieselben vor Oesterreich gewarnt wurden, das ein vorzugsweise slavischer

Staat sei, wogegen Rußland allein die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und die deutsche Freiheit und Bildung schützen könne und wolle.

Ach! wer möchte da nicht mit Heine rufen:

„Wir kennen die Weise, wir kennen den Text,
Wir kennen die Herren Verfasser —"

und sie haben ja dieselbe Melodie mit mehr oder weniger Erfolg bis in die jüngsten Tage fortgesungen, daß uns noch die Ohren davon gellen.

An diese Zusammenkunft schloßen sich Conferenzen in Wien, welche bis zum Juni 1834 dauerten und nicht nur eine abermalige Verschärfung der Censur- und Polizeivorschriften, sondern auch eine fast völlige Aufhebung aller constitutionellen Rechte der Stände zum Resultat hatten, welchen jede Kritik der Verhältnisse des deutschen Bundes oder der Maßregeln einzelner Regierungen untersagt wurde, und die eigentlich nur mehr die Bestimmung hatten, den Steuerforderungen der Regierung durch die pflichtmäßige Bewilligung einen Anschein von Gesetzmäßigkeit zu geben.

Kaiser Franz, der aus innigster Ueberzeugung an dem Princip der unbedingtesten Stabilität festhielt, mußte am Abend seines Lebens sehen, wie dasselbe nach einem vollkommenen Sieg, und trotzdem es von den bedeutendsten Regierungen Europas als unverrückbare Devise angenommen war, mehr und mehr haltlos und durch die Gewalt der Thatsachen durchlöchert wurde. In der äußeren Politik konnte er es nicht aufrecht erhalten, sehen wir nunmehr, welche Erfolge damit im Inneren des Reiches, wo es mit noch größerer Consequenz zur Geltung gebracht wurde, zu erzielen waren.

Zwanzig Jahre innerer Politik.

1815—1835.

Es ist eine für die stetige Fortentwicklung des politischen und culturellen Staatslebens nicht sehr förderliche Eigenthümlichkeit Oesterreichs, daß sich bei ihm viel häufiger die wirkliche oder vielleicht auch nur vermeinte Nothwendigkeit einer Neugestaltung herausstellt. Diese häufigen und oft nach ganz entgegengesetzten Richtungen laufenden Reconstructionen, die meist mit einem vollständigen Systemwechsel verbunden sind, lassen weder die materiellen Verhältnisse noch die Geister zur Ruhe kommen, und aus ihnen sind gewiß manche nicht sehr lobenswerthe politische und wirthschaftliche Erscheinungen unserer Tage zu erklären.

Nun gibt es wohl Verhältnisse, wo es absolut nöthig ist, die Grundlagen des Staatswesens neu zu legen, um darauf den organischen Weiterbau fortführen zu können. Eine solche zwingende Nothwendigkeit war im Jahre 1815 gegeben, und selbst Kaiser Franz, der überzeugte Anhänger der Vortrefflichkeit alles Bestehenden, konnte sich derselben nicht verschließen.

Wenn der Kaiser den Professoren in Graz zurief: „Halten Sie sich an das Positive! Ehren Sie das Bestehende — das Alte ist gut!“ so war er von der Richtigkeit dieser Theorie gewiß innigst überzeugt. Auf die österreichische Staatsverfassung und Verwaltung nach Beendigung der Napoleonischen Kriege ließ sie sich aber nicht anwenden, denn eigentlich bestanden diese Dinge nicht, es gab keinen Boden, auf dem man weiter bauen konnte.

Durch fast zwei Decennien wurden, mit geringen Unterbrechungen, alle Staatsgeschäfte nur mit Rücksicht auf den unvermeidlichen Kampf und die Herbeischaffung der Mittel für denselben betrachtet. Das ging so lange sich andere Interessen von selbst und naturgemäß diesen obersten Forderungen der Zeit unterordneten. Nun aber war endlich ein Friede von voraussichtlich längerer Dauer erreicht, und sofort machten sich die bis jetzt zurückgedrängten und schweigsam gebliebenen Fragen in politischer, ökonomischer und geistiger Beziehung geltend, und man mußte dazu Stellung nehmen.

Zuerst ging man daran, den neuerworbenen Provinzen in Italien eine gesetzliche Basis zu verleihen. Es war dies um so nöthiger, da, soviel sich auch sonst gegen Napoleon's Methode einwenden ließ, die französische Verwaltung fast überall ausgezeichnet functionirte und in Italien wie auch in Dalmatien und Illyrien namentlich in Bezug auf den Verkehr und die culturellen Verhältnisse segensvolle Spuren hinterlassen hatte, die selbst heute noch nicht verwischt sind.

Schon am 24. April 1815 erfloß ein Administrationsstatut für das lombardisch-venetianische Königreich. Wenn auch die Ausdrücke „Constitution“ und „Verfassung“ sorgfältig vermieden waren, so sollte die Sache doch ungefähr dasselbe bedeuten, aber auch nur bedeuten. Sowohl die Zusammensetzung wie der

Bedeutsamkeit der „Provinzial-Congregationen", wie sie in der Landschaft und im Ständeausschuß revidirten Vertretungskörper heißen, machten bisweilen von verschwörte ganz besonders Gebrauch. Eine durch bezügliche Gesetzen beschränkte Wahlverbrauch sorgte dafür, daß nur der größere Grundbesitz seine Vertretung fand.

Kaiser Nikolaus I. von Rußland. (Seite 266.)

und zu allem Ueberfluß war den Mitgliedern das Recht vorbehalten, diejenigen Delegaten (gewählte Mitglieder) auszuschließen, „welche sich bei in sie gesetzten Hoffnungen nicht kräftigsich bethätig zeigen". Daß vielleicht gerade jene Männer, welche der Regierung unbequem waren und ausgeschlossen werden sollten, das wichtigste Vertrauen der Völker besitzen konnten, wie sich dies ja sie auch da ereignen soll, war vielleicht ein Grund mehr zur Realisirung dieser Bestimmung,

welche das Cardinalrecht aller politischen Selbstständigkeit, die Wahlfreiheit, geradezu aufhob.

Nicht besser sah es mit dem Wirkungskreis dieses Vertretungskörpers aus. Die übrigen Landstände hatten ein freilich nicht immer scrupulös geachtetes und mehr formelles Steuerbewilligungsrecht, da die Regierung ihre Forderungen (die Steuer-Postulate) den Ständen vorlegte, welche sie natürlich anstandslos bewilligten, aber auch die Repartirung und Ausschreibung veranlaßten. In der letzteren Befugniß lag also eigentlich der Schwerpunkt und eine theilweise Garantie gegen willkürliche Steuereinhebungen, mehr als im Bewilligungsrecht.

Bei den Provinzial-Congregationen war aber gar keine Rede davon, sie sollten hinsichtlich der Steuern „um Rath gefragt werden" — irgend welchen Einfluß hatten sie nicht. Wenn man noch anführt, daß es ihnen „erlaubt" war, die Bedürfnisse und Wünsche des Landes dem Kaiser vorzutragen, so sind damit alle politischen Befugnisse, welche man ihnen zugestand, vollkommen erschöpft.

Indessen hatte man die Last des Napoleon'schen Regimentes, namentlich die unaufhörlichen Rekrutenaushebungen, so schwer empfunden, daß man sich anfangs willig der neuen Regierung unterordnete. Als Kaiser Franz Ende 1815 eine Rundreise durch die neuen Provinzen unternahm, wurde er mit Begeisterung aufgenommen, und der Dichter Vincenz Monti (gest. 1828), dessen Pegasus sich beim Lobe Napoleon's flügellahm erwiesen hatte, begrüßte ihn im Namen der Stadt Mailand mit einem schwungvollen Gesange. Der weitere Verlauf dieser Reise wurde leider durch den am 7. April 1816 zu Verona erfolgten Tod der schönen und geistvollen Kaiserin Maria Ludovika getrübt.

Indessen hatte der durch die Schöpfung des „Königreichs Italien" erweckte Gedanke einer nationalen Vereinigung in weiten Kreisen Wurzel geschlagen und lebte besonders in den ursprünglich zu ganz anderen Zwecken gegründeten Geheimbünden der „Guelfen" und „Carbonari" fort. Noch verhielten sich die Massen diesen Ideen gegenüber apathisch, in den Ständen von höherer Bildung aber fanden sie begeisterte Anhänger und gewannen bald so viel Boden, daß es eine der thörichten Selbsttäuschungen war, sie kurzweg als „Phantome" zu bespötteln. Wenn sie das wirklich waren, dann ist es kaum verzeihlich, daß man gegen sie so verzweifelt ernste und harte Mittel anwendete, wie wir noch sehen werden. Die Wiener unterließen auch nicht ihre Spötteleien darüber zu machen und die so berühmten Eder'schen Zugbilleten produzirten die Carbonari's und deren Verfolger in geistvoller Karikirung (Bild Seite 397).

In den meisten der übrigen Kronländer bestanden ständische Verfassungen, die jedoch der Mehrzahl nach schon im vergangenen Jahrhundert nur ein Requisit zu gewissen prunkvollen Staatsactionen, wie Erbhuldigungen u. s. w. waren und kaum mehr irgend eine praktische Bedeutung hatten. Streng nach den Ständegliederungen zusammengesetzt und ohne durch eine freie Wahl den natürlichen Boden im Volksbewußtsein zu finden, fehlte es ihnen nach Oben an Autorität, von Unten brachte man ihnen vollkommene Gleichgiltigkeit entgegen. Wie hätte sich das Volk für Versammlungen interessiren und von denselben irgend etwas erwarten sollen, in welchen die Vertreter der Städte und Märkte (der Bürger- und Bauernstand) nur eine von den vier Collegialstimmen besaßen und schon durch die Verschiedenheit der Interessen von den drei übrigen Stimmen (Prälaten-, Herren- und Ritterstand) getrennt wurden?!

Diese an und für sich völlig bedeutungslosen ständischen Verfassungen rief man wieder ins Leben, nicht ohne dieselben „gemäß den veränderten Verhältnissen und den Bedürfnissen der Zeit" zu verbessern, wobei jedoch das substantielle Recht und die Bedeutung derselben nichts gewann.

Für Galizien erfloß am 18. April 1817 ein Landesstatut, das dem alten Erbübel polnischer Wirthschaft, dem Uebergewicht des Adels, übergroßen Spielraum gab, am 29. August 1818 erhielt Krain eine Landesverfassung, 1826 erst Salzburg, und einzelne Provinzen, wie Dalmatien, Istrien, Bukowina, ent-

behrten einer solchen Wohlthat ganz, ohne sich bei dem zweifelhaften praktischen Werth derselben wegen dieses Mangels merklich übler zu befinden.

Um unseren Lesern einen Begriff davon zu geben, welchen Werth diese Versammlungen hatten, und wie man darüber dachte, soll hier die satyrische Schilderung eines sonst maßvollen Schriftstellers aus jener Zeit eingeschaltet werden. Derselbe schreibt unter der Ueberschrift „Die alten Stände“:

„Als ich ein Kind war — ich wollte, ich wäre es noch — wollte ich durchaus Kaiser werden. Niemand hätte mich dann verhindern können, so viel Naschwerk zu essen als mir beliebte und ganze Tage in den Wäldern und auf den Wiesen herumzulaufen, um Bäume zu erklettern und Schmetterlinge zu fangen. Später wünschte ich diese Würde, um ein allerliebstes Mädchen, das ich sehr liebte, zur Kaiserin zu machen, und hätte mich das Glück begünstigt, so wäre ich gewiß geworden wie der sagenhafte König Arthur, der bekanntlich ein großer Pantoffelheld war. Endlich, es war zur Zeit als in den deutschen Kammern sehr viel gelärmt wurde, träumte ich von dieser Standesehre, um meinen geliebten Unterthanen eine Constitution zu geben. Es wäre, dachte ich mir, doch gar zu schön, auch eine solche Menagerie von Deputirten zu haben, die sich mit einander herumzankten, wobei man aber gleich am Anfang wüßte, daß nichts herauskommt — und ich muß gestehen, daß ich von dieser Illusion umso weniger ganz zurückgekommen bin, als die feierlichen Landtage, denen ich in meiner Provinz so oft beizuwohnen Gelegenheit hatte, sie noch fortwährend wach erhielten.“

„Kann es einen ergreifenderen Augenblick geben als den, wo der ständische Kaplan, das „Veni sancte spiritus“ anstimmend, die Gaben des heiligen Geistes auf die Volksvertreter herabruft, die ebenso wenig wie der heilige Geist selbst daran Schuld tragen, wenn diese Gaben nicht in feurigen Zungen sichtbar werden. Der göttliche Beistand ist erbeten, und ein langer Zug glänzender Kutschen fährt die Erwählten an die Thore des Ständehauses, wo eine Compagnie Soldaten mit wehender Fahne und klingendem Spiel das Gewehr präsentirt, und das getreue Volk die Vertreter und Vertheidiger seiner Interessen hoffend und freudig begrüßt. Sie begeben sich in den reichgeschmückten Saal, die Thüren werden geöffnet, die Galerien füllen sich, und die landständische Versammlung ist laut des 13. Artikels der Bundesakte constituirt. Man glaubt sich in das Jahr 1789 versetzt; hier die Prälaten in ihren violetten und schwarzen Gewändern von Sammt und Seide, dort der Adel in glänzenden Uniformen, mit Orden bedeckt, im Hintergrunde die Mitglieder des tiers état (dritten, d. h. Bürger- und Bauernstandes) in einfach schwarzer Kleidung — alle ernst, schweigsam, von der Wichtigkeit ihrer Sendung durchdrungen. Jetzt entfaltet der Stellvertreter des Monarchen ein Pergament und liest die Thronrede, die man mit gespannter Aufmerksamkeit vernimmt. Nun werden die Erörterungen beginnen, schon spitzen sich die feurigen Zungen, schon höre ich die riesige Beredsamkeit Mirabeau's, die feurigen Ergüsse von Fox, die beißenden Spöttereien Broughams, die glänzende Sophistik Pitt's, die unbarmherzige Zahlenlogik Hume's, schon winden sich auf ihren Bänken die Ministeriellen unter dem Kreuzfeuer der Opposition — die Abstimmung — die Minister werden in Anklagestand versetzt!“

„Sie faseln ja ganz gewaltig, mein Lieber! Hören Sie denn nicht den Tusch, welcher den Toast begleitet, den Seine Excellenz der Herr Ständepräsident auf die Gesundheit Seiner Excellenz des landesfürstlichen Commissärs ausbringt? Die gesetzgeberischen Arbeiten sind schon lange geendet, die Herren Stände haben zu allen allerhöchsten Postulaten einstimmig Ja gesagt, und das Land hat durch den Mund seiner Vertreter eingewilligt, so und so viele Millionen in diesem Jahre zu bezahlen — für ihre Verwendung werden schon diejenigen sorgen, in deren Taschen sie fließen. Dies ist alles in ein paar Stunden abgethan, und jetzt erholt man sich bei einem lucullischem Mahle von den Mühen der Volksvertretung.“

Diese vollkommen zutreffende Schilderung von der Wirksamkeit der früheren landständischen Versammlungen läßt es vollkommen erklärlich erscheinen, daß das Volk ihnen ganz kalt und theilnahmslos gegenüberstand und sie für nichts Anderes ansah als eine bei gewissen Anlässen zur Vermehrung des Glanzes herangezogene äußerliche Repräsentation. Hätte es der Regierung nach Immermann's grimmiger Satyre beliebt, sich gleich dem Fürsten von Flachsenfingen Landstände aus Butterteig backen zu lassen und sie jedesmal bevor sie altbacken wurden, zu verspeisen, so hätte man sich in den meisten Provinzen vollkommen einverstanden erklärt, und keine Stimme hätte sich dagegen erhoben.

Anders stand es in Ungarn, wo eine zwar auch nur gewisse Classen umfassende und begünstigende Verfassung sich eingelebt und im ganzen Volke einen regeren politischen Sinn und damit die natürliche Basis zur Fortentwicklung hervorgerufen hatte. Es hatte nie an mehr oder weniger energischen Versuchen gefehlt, den ungarischen Reichstag auf das Niveau der Landstände in den übrigen Kronländern, also zur vollkommenen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Aber alle diese Versuche scheiterten ausnahmslos an der politischen Schulung der Nation, die ihren Widerstand, wenn man den Reichstag durch Nichteinberufung mundtodt zu machen wußte, in die Comitatsversammlungen verlegte, wo er sich vielstimmiger und noch viel unmittelbarer Luft machen konnte als durch den Reichstag. Der Schwerpunkt des Widerstandes gegen die Josefinischen Reformen lag einzig und allein in den Comitaten, und sowohl in den Neunziger Jahren als später noch ertönte aus den Vorstellungen und Adressen derselben unter hochtrabenden und über das Ziel schießenden Phrasen auch manches wahre und treffende Wort, das die Stimmung des Landes unverfälscht wiedergab und auch nach Oben nicht ungehört verklang.

Diese politische Schulung der Ungarn verlieh ihnen stets ein natürliches Uebergewicht, das mehr oder weniger fühlbar wurde, je nachdem die Regierung auf sie angewiesen war oder nicht. Nach der Schlacht bei Austerlitz scheint man sogar einige Zeit den Gedanken, Ungarn zum staatlichen Mittelpunkt, zur Basis des Reiches zu machen, ganz ernstlich erwogen zu haben. Diese „Verlegung des Schwerpunktes nach Osten", die man auch in neuerer Zeit so begeistert, aber wohl nicht ganz ohne Hintergedanken anpries, fand sogar — wohlgemerkt nach den Abtretungen des Preßburger Friedens! — einen Anwalt an Gentz, der am 4. August 1806 an Johannes von Müller schrieb:

„Der Kaiser muß das Reichsregiment mit Würde niederlegen; Wien muß aufhören Residenz zu sein; die deutschen Staaten als Nebenländer, als Grenzprovinzen betrachtet, der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen, eine neue Constitution für dieses Land gemacht werden. Mit Ungarn, Böhmen, Galizien und was von Deutschland blieb, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will. Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden oder wiedererobert, sonst hat dieser Staat keine Wassercommunication — alles Uebrige in größter Fülle und die Grenzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Wenn dies befolgt wird, so sollen Preußen und Deutschland zeitig genug bei dieser neuen Monarchie um Hilfe flehen."

Gentz sah eben Alles ganz im Geiste der Zeit nur vom Standpunkte des Kampfes gegen Frankreich an, und jede Form des Staates war ihm erwünscht, wenn dieser eine Zweck dadurch zu erreichen war. Kaiser Franz wies solche Rathschläge zurück, und da sie ihm in einer Zeit unannehmbar erschienen waren, wo die Monarchie ringsum zusammengeschmolzen war, so konnte später keine Rede mehr davon sein, als sie den ursprünglichen Umfang wieder erreicht hatte und das Schwergewicht von selbst wieder durch Volkszahl und Reichthum auf die westlichen Kronländer fiel.

Eine staatliche Einheit hätte man wohl gerne hergestellt, aber dagegen fühlte man Scheu als deren Basis die kaum ein Sechstel der gesammten Bevölkerung

zusammenhängen Bayerns zu wünschen, deren größtes politisches Heiligtum ist. Für eine solche Rede werden dem Kaiser noch seinen Kanzlern empfohlen. Und auf jenen Thron von Weißbier, wie man es gerne gesehen hätte, auf den der Reichskanzler gleich den übrigen Preußen hätte sich hinsetzen die Ungarn nicht herabgelassen.

Daß auf jenen Neubau kam es an mehr oder weniger heißen Erörterungen; den dem Bayerischen Ratsverlaufen der Regierung gegenüber betonen die Rundreisen des Rechts und Bundesverfassung des Bundes. Als der Neubau von 1902 um eine abermalige Erhöhung, der Kronprinzessin angezogen wurde auch auf die Unmöglichkeit hinweist, daß sie leiden, legte eine eingehende Denkschrift den Monarchen und einander, wie auf den Thron nach eigener Zustimmung hin die Bedeutung der Staatsrecht getheilt hatte. Man wies darauf hin, daß in den letzten Dezennien

Die Kaiserhalle und ihre Besitzer. Original-Zeichnung von Hoffmann.

17.000 bewirkte Familien mit einem Kostenaufwand von 6,200.000 Gulden eingebracht worden seien, deren Kraft sich den Bande zu diese bewirke. Durch den Bäge- und Verkehrs-Canal sein weite Handelswege die Kultur zugänglich gemacht worden, auch in den letzten Jahren sein 180.000 Klafter Kanäle und 54.000 Klafter Dämme hergestellt worden, durch welche 535.000 Morgen Sumpf der Urbarmachung und Urbarschmarotzung entgegen wurden.

Dem Alles unerkannt der Reichstag, wurde aber trotzdem nicht müde, die monatlichen Beitragungen der nationalen Verbesserung zu betonen. Man bank die gangarischen Denkschriften auch den Tact den Palatins Erzherzog Josef (Bild Seite 417) wurden den von beiden Seiten aufgenommenen Schwierigkeiten beseitigt.

Der jetzt Neubau wurde 1412 endenden; in den nächsten Jahren kam man zur Kriegsentlassung und Heimbeförderten nicht lage und Jahrer anzuziehen man es, auch neue Reichsinstitutionen Berührer und dem Gegenteil gerichten dem öffentlichen Leben in Ungarn und den anderen Provinzen und dem Wege gehen wollte.

Schrieb doch Gentz, der mehr als alle Anderen von dem schon erwähnten Reactionstaumel befallen war, mit wahrhaft lächerlichem Grimm: „Ich möchte um den ungarischen Landtag in seiner Gänze einen Vorhang ziehen; denn daß es in diesen Zeiten der Auflösung in einem Hauptstaat der Monarchie eine Constitution und gar eine Constitution wie diese geben muß, ist an und für sich ein ungeheuerer Scandal."

Von 1817 an wurde auch Ungarn in vollstem Ausmaße mit jenen Segnungen der Polizeiwirthschaft beglückt, die wir an anderer Stelle ausführlich schildern wollen. In dieser Beziehung herrschte vollkommene Gleichheit in allen Provinzen, und eine 1816 erlassene Verordnung, welche größere Berücksichtigung der czechischen Sprache in den Lehranstalten anordnete, wurde nach wenigen Jahren schon wieder zurückgezogen und machte kleinlichen Nergeleien und ängstlicher Ueberwachung Platz, weil das Treiben einiger Literaten lärmender war, als es die schwachen Nerven der damaligen Regierung ertragen konnten.

Noch schlimmer wurde diese Gespensterfurcht, als sich 1820 Anzeichen zeigten, daß in Italien eine revolutionäre Propaganda bestehe, die nicht allein Verbindungen in den österreichischen Provinzen, sondern in Mailand selbst einen Hauptsitz habe. In dieser Stadt, wo ein zweiter Bruder des Kaisers, Erzherzog Rainer, als Vicekönig residirte, herrschte ein reges gesellschaftliches und literarisches Leben, unter dessen Schutz sich eine Anzahl jüngerer Männer auch aus den Nachbarstaaten zusammengefunden hatten, welche gewisse patriotische Wünsche für ihr gemeinsames Vaterland hegen, denselben vielleicht auch hie und da vorlauten Ausdruck geben mochten, die aber weit entfernt waren, rüde, zu Gewaltthaten entschlossene Revolutionäre zu sein. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß nur Wenige darunter thatsächlich einem jener Geheimbünde angehörten, die wir schon erwähnten.

Aber schon die Gesinnung war strafbar und seit der Erhebung in Neapel wurde auch in Lombardo-Venetien mit unnachsichtlicher Strenge vorgegangen und nahezu an hundert Männer verhaftet, die man hochverrätherischer Gesinnungen beschuldigte. Ein besonderes Tribunal in Venedig führte den Prozeß, der nach langer Dauer fast durchgängig mit Todesurtheilen endete, die vom Kaiser in fünfzehn- und zwanzigjährige Kerkerstrafen umgewandelt wurden.

Es ist für unsere Zeit, die auch noch so gerne unduldsam gegen die politischen Ansichten und Wünsche ist, sehr lehrreich, das Schicksal dieser Unglücklichen zu verfolgen, die nur für Etwas schwärmten, was ein Vierteljahrhundert später Millionen von Herzen begeisterte, in weniger als der doppelten Zeit zur allgemeinen anerkannten Thatsache wurde. Wer bürgt uns dafür, daß nicht in einer kurzen Zeit das zur Wahrheit wird, gegen was heute die eine oder andere Partei ihre Verdammung ausspricht, daß nicht die Wünsche Jener sich erfüllen, gegen die wir heute: „Kreuziget sie!" schreien.

Einer dieser Männer, der Piemontese Silvio Pellico, (Bild Seite 400) durch verschiedene Dichtungen, namentlich sein Drama „Francesca da Rimini" bekannt, hat uns in seinem vielgelesenen Buche (Le mie prigione, Meine Gefängnisse) eine Geschichte seiner Kerkerhaft gegeben.

Ohne allen Pathos und mit ängstlicher Vermeidung jedes politischen Beigeschmackes erzählt er in rührend einfacher Weise seiner Erlebnisse unter den Bleidächern Venedigs, in den Kasematten des Spielbergs (Bild Seite 409), erst in einem unterirdischen finsteren Gefängniß, später im ersten Stockwerk, das gegenwärtige Zimmer Nr. 133.

Ein Schaudern ergreift uns und wir lernen verstehen, daß sich ein System allgemein verhaßt machte, unter dem jede freie Meinung so furchtbar hart gestraft wurde wie in diesen Fällen. Häufig mit Unrecht schrieb man alle diese Grausamkeiten den Trägern des Systems zu, während doch nur der Uebereifer, oft auch die Aengstlichkeit der Untergebenen dafür verantwortlich war. Wie sonderbar ist es, daß man erst nach Wien um die Erlaubniß schrieb, als das Fußleiden eines Gefangenen die Amputation nöthig machte. Man erkennt unschwer

darin die unheilvollen Folgen einer Bevormundung, welche selbst Kleinliches vom Centrum aus leiten will und dadurch die unteren Organe aller Selbstständigkeit und des Bewußtseins einer Verantwortlichkeit entkleidet, die für jeden öffentlichen Beamten nöthig ist. Man fühlt den Schmerz des Gefangenen nach, wenn er erzählt, daß man ihm erst nach Jahren die Briefe seiner Familie ausgeliefert habe, in welchen aber zahlreiche Stellen unleserlich gemacht waren, ja eines Tages liefert man ihm — wie aus grausamem Hohn! — einen Brief des greisen Vaters aus, der bis auf die Anrede und Unterschrift ganz überschwärzt war.

Von einem anderen dieser Gefangenen, dem Marchese Georg Guido Pallavicini-Trivulzio, einem später zu hohem Ansehen gekommenen italienischen Patrioten (gest. 1878) aus einer der ältesten Adelsfamilien, wissen wir, daß er in Gradiska, mit einem morlakischen Räuber in einer engen Zelle Wolle spulen mußte. Derlei Dinge waren gewiß nicht nach dem Sinne der leitenden Kreise in Wien, aber die fanatische Unduldsamkeit sickerte aus ihnen hinab in die tieferen Schichten und nahm naturgemäß dort einen derberen und roheren Charakter an. Vielfach suchte man, wie dies wohl noch heute geschieht, durch solchen Uebereifer die Tadellosigkeit der eigenen Gesinnung zu beweisen und sich hohenorts zu empfehlen.

Solche Vorgänge, durch die Fama vergrößert und verschärft, erfuhren im In- und Auslande eine durchaus abfällige, oft sogar unbillige Kritik, indem man Personen dafür verantwortlich machte, die es thatsächlich nicht waren. Das größte Uebel war, daß dadurch den Inhaftirten, für deren Gesinnungen und Bestrebungen die Masse anfänglich weder Verständniß noch Sympathie hatte, zu einer Märtyrer-Gloriole verholfen wurde und sich nachgerade in den italienischen Provinzen eine immer weitergehende Abneigung gegen die österreichische Herrschaft einnistete.

Wohl hatte Kaiser Franz, dem man Menschenkenntniß nicht absprechen kann, nicht ganz Unrecht, wenn er einem die öffentlichen Urtheile über Regierungsmaßregeln mißbilligenden Staatsmann antwortete: „Lassen S' reden; so lang' sie räsonniren, geben s' ein Ruh!" Dieses Dictum mochte indessen für die Wiener Geltung haben, die all ihren Beschwerden mit einigen gut erfundenen und viel belachten Witzworten Abhilfe verschafften, — mit den Italienern stand es anders. Diese räsonnirten nicht, noch weniger scherzten oder lachten sie, sondern der Groll fraß still immer mehr um sich, bis es endlich zu Explosionen kommen mußte.

Natürlich blieben die Vorgänge in Italien nicht ohne Rückwirkung auf die Behandlung der übrigen Länder und besonders war es eine stete Klage der Ungarn, daß die Polizeihofstelle ihren Einfluß auch bis dorthin erstreckte. Aus begreiflichen Gründen schloß sich auch die ungarische Statthalterei vielfach diesen Beschwerden an, und Erzherzog Josef, dessen Stellung als Palatin zwischen dem Land und dem Hof eine der denkbar heikelsten war, ließ es nicht an Vorstellungen und Mahnungen zur Herstellung verfassungsmäßiger Zustände fehlen.

Daran war jedoch im Jahre 1820 bei der herrschenden Strömung, die sich am besten in den oben citirten Worten von Gentz ausdrückt, nicht zu denken. Man wiegte sich fest in dem Glauben, das in den übrigen Ländern widerstandslos durchgeführte Regierungssystem auch auf Ungarn ausdehnen zu können.

Die Polizeigewalt feierte wahre Orgien, auf deren Einzelnheiten wir an anderer Stelle zurückkommen werden. Indessen bereitete sich auch ein Umschwung auf anderem Gebiete vor, auf kirchlichem. Es lag dies in der Natur der Sache, so wenig Kaiser Franz auch persönlich dem Zelotismus zuneigte oder Uebergriffe der Geistlichkeit in das rein staatliche Gebiet dulden mochte.

Im Jahre 1820 starb der greise Erzbischof von Wien, Sigmund Anton Graf Hohenwart (geb. 1730, gest. 1820), der frühere Lehrer des Kaisers. Er war ein mild und versöhnlich denkender Herr gewesen, dessen Frömmigkeit mit soviel Klugheit gepaart war, um der Zeit Rechnung zu tragen und gewisse, der geistlichen Bevormundung durchaus abgeneigte Bildungsstufen zu schonen. Unter seinem klugen und milden Kirchenregiment mußten sogar heißblütige Eiferer, an deren Spitze der Hofburgpfarrer Jakob Frint (geb. 1766, gestorben als Bischof

von St.-Pölten 1834) stand, sich theilweise bescheiden. Frint war ein grundgelehrter, großdenkender Mann, der aber demselben Irrthum unterlag, welcher den bedeutendsten Geistern der Kirche verhängnißvoll geworden war, — daß nämlich die Religion allein der Hebel sein könne, um die äußeren Bewegungen der menschlichen Geschichte und Entwicklung zu lenken.

Nach Hohenwart's Tod bestieg (1822) der Erzbischof von Salzburg, Leopold Max Graf Firmian (geb. 1766, gest. 1831), den Metropolitanstuhl von Wien. Es schien anfänglich, als werde er, dessen kirchliche Laufbahn unter der Herrschaft des Josefinismus begonnen hatte, den Fußtapfen seines Vorgängers folgen. Er bewies sich besonders eifrig in Kirchenvisitationen, die bei der Gebrechlichkeit des Grafen

Silvio Pellico. (Seite 398.)

Hohenwart in den letzten Jahren unterblieben waren und die öffentliche Meinung zeigte sich befriedigt von seinem Walten, als man erfuhr, daß er mehrfache Uebelstände abgestellt, pomphafte Schaustellungen, Amulettkrämerei u. s. w. verboten habe.

Aber die orthodoxe Partei gewann bald einen mächtigen Einfluß auf ihn, und er zeigte sich von einer ganz anderen Seite. Wie immer — und zwar gewiß nicht zum Vortheil der wahren Frömmigkeit und Innerlichkeit der Religion — wurde die neue Richtung durch prunkvolle Aeußerlichkeiten zum Ausdruck gebracht. Alle kirchlichen Feierlichkeiten und Umzüge wurden mit Aufbietung von alterthümlichem Pomp veranstaltet — und weil die Masse zulief, glaubte man die Geister gewonnen zu haben, wo diese doch nur dem rein körperlichen Vergnügen des Gaffens nachkam. In Wahrheit fehlte es nicht an bitteren Glossen, die sich besonders laut machten, als sich der Erzbischof bei Prozessionen eines an die päpstliche sedia gestatoria erinnernden Tragsessels bediente.

Noch erbitterter wurde der Widerspruch, als sich der Erzbischof zu einigen kirchlichen Verordnungen hinreißen ließ, die tief in alle bürgerlichen Verhältnisse, ja in die Gewohnheiten des Lebens eingriffen. Der ärgste dieser Mißgriffe war die berüchtigte Fastenordnung, — von welcher ein gleichzeitiger Schriftsteller witzig sagt: „sie ist ein Faustschlag des Zelotismus auf — den Magen des Publikums".

Es ist nichts peinlicher und schädlicher, als wenn gewisse Fragen kirchlicher Disciplin dadurch auf die Spitze getrieben werden, daß man sie mitten hinein in das praktische Leben stellt, dadurch in Collision mit unbesiegbaren Gewohnheiten und Anforderungen bringt und so eine Entscheidung erzwingt, die nie zu Gunsten Jener ausfällt, deren Eifer die Bedingungen des alltäglichen Treibens übersah. Niemand nahm Anstoß daran, daß alljährlich die Fastengebote in Erinnerung gebracht wurden, man sah darin die Erfüllung einer kirchlichen Pflicht, so weit auch sonst die persönlichen Meinungen über die Nützlichkeit und Verdienstlichkeit des Fastens aus einander gingen. Anders aber stellte sich die Sache, als die Verordnung des Erzbischofs mit geistlichen Strafen drohte und die Gastwirthe, wenn sie schon den Akatholiken Fleischspeisen an Fasttagen verabreichen, dazu verpflichtete,

Eine Bleikammer im Dogenpalaste. (Seite 398.)

dies an besonderen Tischen zu thun und so im Gasthause die Böcklein und Lämmer an „Fasten" und „Fleischtischen" zu scheiden. Dagegen empörten sich alle gesellschaftlichen Gewohnheiten des Publikums, und in den wenigen Lokalen, die sich fügten, gab die wunderliche Einführung Anlaß zu endlosen Scherzen und wirklich ärgerlichen Auftritten.

Man kann getrost annehmen, daß Kaiser Franz solchen Mißgriffen herzlich abgeneigt war und ihnen sogar, so weit dies auf einem so heiklen Gebiet nach seiner Denkweise möglich war, entgegen trat. Als der Erzbischof die allerdings unter dem Einfluß der italienischen Schule etwas verweltlichte Kirchenmusik reformiren wollte und daher unter einem Verbot der Instrumentalmusik zum alten liturgischen Chorgesang zurückgriff, sagte der Kaiser, der beim Gottesdienst in der Burgkapelle die Musik vermißte und auf Befragen um die Ursache die Antwort erhielt, es habe solches der Erzbischof in allen seinen Kirchen (d. h. seiner Diöcese) verboten, ziemlich unwirsch: „So — der Erzbischof hat's verboten? Na, sagen S' ihm, in seinen Kirchen kann er wegen meiner verbieten was er will, — in der meinigen aber wird Musik g'macht!"

Die durch die Maßregeln des Erzbischofs einmal erregte öffentliche Meinung witterte nun überall Unheil. Einen mächtigen Vorschub erhielt diese Stimmung durch die Einführung der Redemptoristen oder Liguorianer, die, wie die amtliche Zeitung ziemlich ungeschickt und nicht eben schmeichelhaft für die anderen Religiosen

bemerkte, „zur Beförderung des geistlichen Wohles der Unterthanen" berufen wurden. Man sah die Herren „von der Congregation unseres Erlösers" für verkappte Jesuiten oder wenigstens für deren Vortruppen an, und alle jene phantasievollen und übertriebenen Mythen von der geheimnißvollen Macht und Wirksamkeit, von den Schleichwegen und Uebergriffen dieses Ordens wurden colportirt und geglaubt, wie sie in Sue's „Ewigem Juden" und der Fluth seiner Nachfolger, den heute noch nicht versiegten, aber nachgerade schon hoch abgeschmackt gewordenen Jesuitenromanen auf die Spitze getrieben sind.

Das Schlimmste war nur, daß Uebereifer und Patriotismus Einzelner auf die Zeit und ihre Bedingungen vergaßen und dadurch dazu beitrugen, daß sich stets neuer Stoff fand. Die Einrichtung von förmlichen Beichtstühlen in besonders frommen Privathäusern, wo, während sich die übrige Gesellschaft bei Spiel oder Tanz unterhielt, die einer moralischen Rehabilitation Bedürftigen in einem abgesonderten Gemach ihrer Sünden ledig wurden, streiften hart an eine Art Entwürdigung und mußten in der öffentlichen Meinung den Gerüchten Glauben verschaffen, daß es sich da nicht um die Beichte allein, sondern um mehr oder weniger lichtscheue Zwecke handle.

Gewiß billigten die maßgebenden Persönlichkeiten derlei Dinge nicht, aber — sie schritten auch nicht ein dagegen und gefielen sich ihrerseits gleichfalls darin, dem Zeitgeist mehr oder weniger empfindliche Nasenstüber zu ertheilen. Eine von dem berühmten Arzt Mathias Marenzeller (geb. 1765, gest. 1854) eröffnete homöopathische Klinik wurde über Betreiben der orthodoxen Partei geschlossen, weil es „gottlos sei, mit dem menschlichen Leibe Experimente anzustellen". Solche Mißgriffe wirkten in doppelter Weise schädlich: dem Präses der Studien-Commission, dem allgewaltigen Leibarzt Baron Stifft, warf man vor, er habe das Verbot mehr aus ärztlicher Eifersucht erlassen, auf der anderen Seite wies man nicht ganz ohne Grund darauf hin, daß „Wunderthäter" und andere problematische Heilkünstler, die sich geistlicher Patronanz erfreuten, in viel bedenklicherer Weise mit der Gesundheit und dem menschlichen Leibe experimentirten. Man kam durch solche Maßregeln damals zu demselben Schluß wie noch heute, daß sich nämlich der Widerwille nicht so sehr gegen einzelne Theorien und Disciplinen als gegen die Wissenschaft selbst richte. Wenn man gegen die Vivisectionen donnern hört, durch welche die bedeutendsten Errungenschaften der modernen Pathologie begründet und die Möglichkeit der Behebung und Linderung zahlloser menschlicher Leiden gegeben wurde, und dabei aus dem Munde dieser Weichherzigen kein Wort gegen die Steeple-chase und Parforcejagden, die gleich gefährlich für Thier und Mensch sind, oder gegen das abstoßend feige und blutige Vergnügen des Taubenschießens vernimmt, so muß man doch zu der Meinung kommen, es handle sich nicht um die Qualen einzelner Thiere, die übrigens sehr übertrieben werden, sondern um ganz andere Dinge.

Für die Auffassung des Kaisers Franz ist die Antwort bezeichnend, die er einer Deputation der Redemptoristen gab, als sie ihm die Lauterkeit ihrer Absichten betheuerten und sich über den Argwohn beklagten, mit dem man sie verfolge. Er sicherte ihnen, so lange sie sich „ruhig" verhielten, seinen Schutz zu; „aber nur nit vorwitzig sein, keine Dummheiten machen", setzte er gemüthlich warnend hinzu, „wann i' einmal g'storben bin, könnt' es schlimmer kommen".

Wie sehr er persönlich gegen alle Extravaganzen auch in dieser Beziehung eingenommen war, beweist die Mißbilligung, mit welcher er das Aufsehen bemerkte, das die Bekehrungen und Wunder des frommen Eiferers Alexander Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 1794, gest. 1849) machten. Dem Wiener — und zwar nicht blos jenem höherer Bildung — ist, mag er noch so gläubig sein, eine gewisse Portion launiger Skepsis angeboren, und er empfindet bei jedem Stoß gegen das Zwerchfell des Zeitgeistes sofort einen unwiderstehlichen Anreiz zu Spott und Gelächter. Von dieser Seite faßte man auch das Walten des

Fürsten auf, und sofort circulirte in allen Kreisen, auch den höchsten, eine zum Mindesten gut erfundene Anekdote. Man erzählte nämlich, dem fürstlichen Wunderthäter sei ein Lahmer, dessen eines Bein ganz unbrauchbar war, auf der Stiege begegnet. Im Vorübergehen legte er demselben die Hand auf und sagte: „Gehe hin — Dir ist geholfen!" In etwas voreiligem Vertrauen warf der Lahme seine Krücke weg, — stürzte und brach sich auch noch das gesunde Bein.

Gewiß ist, daß Kaiser Franz das Mißliche ähnlicher Vorgänge, die nun einmal durch die Gläubigen, welche sie finden, in unserer Zeit viel weniger nützen als sie in anderer Beziehung schaden, sehr gut empfand und sie auch nicht billigte. „So, jetzt haben S' eine schöne Stellung", sagte er zum Fürsten Alexander, als sich dieser für eine verliehene Präbende am Domkapitel zu Großwardein bedankte, „aber — mit dem Wunderwirken ist's jetzt aus, — damit lassen S' mich in Ruh'!" fügte er mit bedeutsamem Handwinke hinzu.

Die kirchliche Reaction, die sich in solchen Erscheinungen ausdrückt, war übrigens nur eine kaum zu vermeidende Begleitung der politischen. In den westlichen Provinzen kam diese in Folge der geringen Schulung im öffentlichen Leben nur durch den polizeilichen Druck zur Geltung, in Ungarn aber stand sie einem hoch entwickelten politischen Bewußtsein entgegen, und hier sollte das System des Kaisers einer ernstlichen Machtprobe unterzogen werden.

Es ist beschämend es gestehen zu müssen, aber es wäre thöricht es nicht zu thun, — daß nämlich von einer inneren politischen Geschichte während der letzten zwanzig Regierungsjahre des Kaisers Franz nur bezüglich der östlichen Reichshälfte die Rede sein kann.

Zahlreiche zwingende Gründe hätten schon im Jahre 1820 eine Einberufung des ungarischen Reichstags nöthig gemacht, aber man konnte sich trotz dringender Vorstellungen der ungarischen Hofkanzlei und der ausgleichenden Bemühungen des Palatins nicht dazu entschließen.

Die Comitate wurden immer schwieriger bezüglich der ohne reichstägige Bewilligung ausgeschriebenen Rekrutenstellungen und Steuern, und auch eine geplante Erhöhung der Salzpreise, konnte ohne verfassungsmäßige Zustimmung des Landes leicht zu unangenehmen Conflicten führen.

Man fällt stets am liebsten jener Meinung bei, die den eigenen Wünschen entspricht. Darum kehrte sich die Regierung in Wien auch nicht an die Gutachten fast des ganzen Rathsgremiums der ungarischen Hofkanzlei, sondern acceptirte den Vorschlag des Vicekanzlers Grafen Ignaz Almásy, die Ausschreibung der neuen Steuern, die noch dazu gegen den bisherigen Gebrauch in Silber eingehoben werden sollten, und die Durchführung der übrigen Regierungsmaßregeln ohne Einberufung des Reichstags durch die Comitate zu veranlassen. Graf Almásy verbürgte sich etwas voreilig „mit seinem Kopfe" für die Richtigkeit und Durchführbarkeit auf diesem Wege.

Ein wahrer Sturm von Adressen und Protesten erhob sich aus allen Comitaten, und aus der Bareser Gespanschaft, die gewissermaßen als Chorführerin fungirte, wendete man sich sogar an den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand um seine Vermittlung beim Throne, „damit wir nicht gezwungen sind, unsere unbegrenzte Verehrung gegen die allerhöchste Person Seiner k. und k. Majestät mit unseren nicht weniger heiligen Pflichten in einer schweren Collision zu sehen".

Der Kronprinz, vollkommen von allen Geschäften ferngehalten und so schwächlicher Constitution, daß man sogar einige Zeit den Gedanken erwog, die Nachfolge auf dem Thron auf den jüngeren Bruder, Erzherzog Franz Karl, zu übertragen, war vollkommen einflußlos, und seine Vermittlung, wenn sie überhaupt versucht wurde, scheiterte an dem festen Entschluß der Regierung ebenso, wie die von allen Comitaten angerufene des Erzherzogs Palatins.

Unter dem Hochdruck der Regierungsmaßregeln und dem persönlichen Einfluß einzelner der höchsten Aristokratie angehörigen Obergespäne ließen sich wenige Comitate herbei, die verlangten Anforderungen durchzuführen. In den meisten

legten die Comitatsstände unter Verwahrung ihr Amt nieder und die ganze Verwaltung und Rechtspflege drohte zu stocken. Die Absendung von königlichen Commissären, die von Truppen begleitet waren, änderte daran nichts, da die Bevölkerung durchaus auf Seite der Functionäre stand.

Ebenso wenig fruchtete ein an den obersten königlichen Rechtsanwalt (Causarum regalium director) erlassener Befehl, gegen alle jene Personen, welche gegen die Anordnungen der Regierung und die königlichen Commissäre sprechen, Ungehorsam beweisen oder passiven Widerstand leisten, den Hochverrathsprozeß anzustrengen. Streng genommen hätten nach dieser Weisung mindestens drei Viertheile der Bevölkerung in Anklagezustand versetzt werden müssen, aber man hatte nur jene Comitatsfunctionäre im Auge, welche besonders lebhaft protestirten. Doch der königliche Ankläger Josef Németh erklärte dem Hofkanzler Franz Fürst Kohárý (geb. 1766, gest. 1826) ganz offen, er sei nicht in der Lage eine solche Anklage gesetzlich begründen zu können, denn im ungarischen Strafrechte gebe es keinen Paragraph, durch welchen man die Nichtvollziehung gesetzwidriger Befehle ahnden könne. Er wies darauf hin, daß man, auf dem Prozeß beharrend, die Richter in die peinlichste Situation bringe und das königliche Ansehen, falls dieselben sich weigerten, bedenklichen Schaden erleiden würde. Nach dem ungarischen Gesetze sei der König Vater seines Volkes und daher nach dem von der väterlichen Gewalt handelnden Gesetz allerdings berechtigt, das Kind nach Billigkeit zu bestrafen, — zu einem solchen, dem Ermessen überlassenen Vorgang aber sei die Mitwirkung des Directors der königlichen Rechtsangelegenheiten und der Gerichte überhaupt nicht erforderlich und nicht zulässig.

Dessenungeachtet bestand man darauf, die Anklage erheben zu sehen, und Németh fügte sich, ließ aber die Plätze leer, wo die das Verbrechen bezeichnenden Gesetze einzustellen waren. Auf diesfällige Reclamationen erwiderte er mannhaft, er kenne keine solchen und müsse es Jenen, die besser als er unterrichtet seien, überlassen, dieselben ausfindig zu machen.

Man schlug noch einen anderen Weg ein. Die Führer der Opposition in dem besonders energisch auftretenden Bareser Comitat wurden nach Wien berufen „ad audiendum verbum regium“ (zur Anhörung des königlichen Wortes), eine dem ungarischen Staatsrechte eigenthümliche, besonders eindrucksvolle Art der Verkündigung des fürstlichen Mißfallens. Johann Balogh, Majthényi, Ambró, lauter anerkannte loyale Patrioten, der feurige junge Platthy, welcher die Adressen des Comitates verfaßt hatte, wurden nach Wien berufen, und der Kaiser selbst stellte ihnen die Gefahren ihres Verhaltens vor. Zu Platthy sagte er: „Ich habe Deine mit Geist, aber mit in Galle getauchter Feder geschriebenen Adressen gelesen, ich bin Dein Herr, vergiß das nicht, und ich habe Acht auf Dich; auch ich werde zu seiner Zeit gedenken.“

Ohne Ausnahme antworteten diese Männer, sie sehen keinen anderen Ausweg, als in der Rückkehr zu dem Gesetz, dem nur durch die Einberufung des Reichstags Genüge geschehen könne. Dieser werde gewiß seinen patriotischen Pflichten gegen den König nachkommen, und in dieser Erwartung und der Voraussetzung, daß die königlichen Commissäre zurückberufen würden, wollten auch sie ihren Wirkungskreis in den Comitaten wieder übernehmen und loyal an der Durchführung der königlichen Propositionen arbeiten.

Wollte man es nicht zum Aeußersten kommen lassen, was des Kaisers ganzer Denkart widersprach, so mußte man diesen Weg einschlagen und die bisherige Politik verlassen. Ein den ungarischen Standpunkt energisch, ja oft bis zum Uebermaß vertretender Historiker (Michael Horváth) bemerkt bei diesem Anlaß: „daß in Kaiser Franz neben jener Härte, jenem Haß gegen Verfassung und Volksfreiheit, welche sich in ihm vorzüglich unter der Einwirkung der auf ihn in Folge der französischen Revolution hereinstürmenden Schicksale ausgebildet hatten, seiner eigensten Natur nach auch eine starke Gerechtigkeitsliebe und eine

gemüthliche Herzlichkeit bestand, welche ihre größte Befriedigung darin suchte, von seinen Völkern gleich einem ihnen von der Vorsehung selbst übergeordneten Vater geliebt zu werden und seine Regierung in dem Lichte einer wohlmeinenden, gerechten und patriarchalischen Leitung erscheinen zu lassen. Er vermochte jener Gemüthsstimmung zu Folge nicht in seiner Regierung gewaltsame Maßregeln, wenn er sie auch manchmal versuchte, consequent durchzuführen und längere Zeit aufrecht zu erhalten. Wenn er sah, daß er mit denselben seinen Zweck nicht schnell erreichen könne, diese vielmehr im Volke statt Einschüchterung Gereiztheit und Widerstand hervorbrächten, so war er schnell zur Nachgiebigkeit bereit und beeilte sich, das Geschehene wieder gut zu machen."

Ein Beweis hiefür liegt in den später an die ungarischen Stände gerichteten Worten des Kaisers: „Lassen Sie uns beiderseits das Vorgefallene vergessen; nie wieder sollen die Rathgeber und Diener der Krone den gesetzlichen Boden verlassen."

Franz I. zeigte aber auch bei dieser Gelegenheit, daß er ein freies Manneswort wohl zu schätzen wisse, auch wenn es seinen augenblicklichen Wünschen nicht entsprach. Josef Németh, der unbeugsame Jurist, wurde kurz darauf zu einer hohen Richterstelle befördert, und auch Platthy, der feurige Verfechter des öffentlichen Wohles, blieb nicht vergessen; er wurde später zum Beisitzer der königlichen Tafel und endlich zum Hofrath der ungarischen Hofkanzlei ernannt.

Weniger gut erging es dem Herrn Vicekanzler, der so leichtsinnig über seinen Kopf verfügte; diesen kostete ihm zwar sein bedauerlicher Irrthum nicht, aber die bald darauf eintretende vollkommene Neubesetzung aller leitenden Stellen an der Hofkanzlei nahm ihm die seine und gab ihm Muße, über den Werth oder Unwerth seines so kühn eingesetzten Hauptes nachzudenken.

Zahlreiche Personalveränderungen in den maßgebenden Stellen kündigten den Entschluß der Regierung an, einen anderen Weg einzuschlagen, und am 3. Juli 1825 erschien das königliche Dekret, welches den Reichstag für den 19. September nach Preßburg einberief. Damit war die erste Niederlage jener Regierungspolitik entschieden, deren gutgemeinte aber vieldeutige Devise: „Alles für, aber nichts durch das Volk!" damit genug zu thun glaubt, wenn eine gewisse rein äußerliche Sorgfalt für die materiellen Interessen entfaltet wird, ohne dem Volk durch eine auf gesetzlicher Basis geregelte Selbstverwaltung Einfluß auf sein Schicksal und seine Entwicklung zu gönnen und es dadurch in Wahrheit auf eine festbegründete, weil aus eigener Kraft erbaute höhere intellectuelle und moralische Stufe zu heben.

Die nach damaligem ungarischen Staatsrecht von Seite der Comitate den Deputirten ertheilten Instructionen betonten durchaus die Nothwendigkeit, eine Wiederkehr ähnlicher Eingriffe in die Verfassung und das öffentliche Recht des Landes unmöglich zu machen. „Man muß die während der verflossenen Jahre erlittenen Beschwerden aufheben lassen und die Verfassung stark umschanzen gegen alle den vergangenen ähnliche Angriffe der Willkürherrschaft."

Um den voraussichtlich stürmischen Verhandlungen von vorneherein die Spitze abzubrechen und durch eine Gelegenheit zu nationaler Prachtentfaltung gebende Action die ritterliche Loyalität der Nation zum Ausdruck zu bringen, betraf die erste Proposition des Monarchen die bis jetzt unterlassene Krönung seiner vierten Gemalin Caroline Auguste zur Königin von Ungarn. Dieselbe ging auch am 25. September 1825 im Beisein des versammelten Reichstages vor sich und bewährte sich als ein treffliches Mittel zur Herstellung eines besseren gegenseitigen Verhältnisses.

Ebenso machten die vom König verlesene Thronrede, wie jener Theil der königlichen Propositionen, welcher die Wiederaufnahme der seit 1791 ruhenden systematischen Reformen verlangte, den besten Eindruck.

Begeisterter Jubel folgte den Worten des Monarchen, welche mit dem Wunsche schlossen, „jene Seelenfreude trotz Unseres rasch vorschreitenden Alters zu erleben und zu genießen, daß Wir sowohl die Zunahme eines zweckmäßigen Ein-

richtungen entstammenden Wohles, als auch das befriedigt sehen dürften, daß die Verfassung des Reichs umwallt von der Weisheit der Gesetze und stets mehr und mehr befestigt, auf unsere erlauchten Nachkommen und auf die Ungarn, die Wir als Unsere lieben Söhne betrachten, übergehe."

Natürlich ging es trotz dieser gehobenen Stimmung in den Verhandlungen nicht immer glatt her, und die „Präferential-Beschwerden (vorläufigen Beschwerden) schwollen immer mehr an.

Nicht blos im Unterhaus, wo Graf Josef Dessewffy, Paul Nagy, Josef Balogh an der Spitze der Opposition standen, sondern auch im Oberhause hatte sich eine Partei gebildet, welche die Regierung und ihre Maßregeln schonungslos angriff und verdammte. An der Spitze der Magnaten-Opposition stand Stefan Graf Illesházy (geb. 1762, gest. 1838) aus einem sehr reichen, bald darauf erlöschenden Geschlecht, das schon durch Widerstand gegen die Josefinischen Maßregeln sich hervorgethan hatte.

Besonders bemerkenswerth ist der Reichstag von 1825 durch den Eintritt eines Mannes in das öffentliche Leben, der für Ungarn segensreich wie kein Zweiter wirkte — aber auch die volle Last der Freuden und Qualen eines solchen Wirkens tragen sollte. Es war dies Graf Stefan Széchenyi (geb. 1791, gest. 1860, Bild Seite 416), dem wir schon als kühnen Reiteroffizier in der Schlacht bei Leipzig begegnet sind, und der nun nach ernsthaften Studien und mit einem glühenden Patriotismus, der ihn aber nicht blind gegen die Mängel und Nothwendigkeiten machte, in das öffentliche Leben trat.

Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man annimmt, daß Széchenyi damals die einzige Persönlichkeit war, welche über den engbegrenzten Patriotismus hinaus, der von jeher sich mit dem Sprüchlein tröstete: „Extra Hungaria non est vita, si est vita, non est ita" (Außer Ungarn gibts kein Leben, und wenn es eines gibt, ist es kein solches) den Zusammenhang zwischen dem eigenen Land und der allgemeinen Cultur erfaßte und seine Aufgabe darin sah, die Heimat in den Kreis derselben einzuführen. Er war sehr im Gegensatz zu vielen, sonst tüchtigen Patrioten durch und durch mit moderner Bildung durchtränkt und vergaß daher über gewissen politischen und nationalen Träumen das reale und culturelle Leben nicht. Wir werden später sehen, daß ihn dieses wichtige Streben in Conflict mit den ehrgeizigen Götzen des Tages brachte und ihm das bitterste Los bescheerte, vom Undank verfolgt zu werden.

Viel kostbare Zeit wurde, wie ein königliches Rescript mit Recht beklagt, „mit dem Aufwärmen aller Klagen und Beschwerden" vergeudet, allein die Antworten auf diese Beschwerdeschriften waren ihrerseits wieder so vieldeutig, theils standen sie auch unter Berufung auf die dehnbaren Begriffe „öffentliches Wohl und Staatsinteresse" in so offenbarem Widerspruch mit dem formellen Recht, daß die Stände, um dieses zu wahren, zu neuen Protesten und Klagen förmlich gezwungen waren.

Zu weitwendigen und gereizten Debatten gab die Besprechung der Reformpläne, die Frage der Steuerbarkeit des Adels Anlaß. Nach der Zusammensetzung des ungarischen Reichstages konnte man kaum eine unbefangene Prüfung dieser Angelegenheit erwarten, so klar sie auch scheinbar lag. Schon auf dem Reichstag von 1807 hatte man Paul Nagy, als er in glänzender Rede für die Gleichheit der Steuerpflicht eintrat, mit den Zurufen: „Non stulticet!" (Faselt nicht!) überschrieen, und auch dieses Mal verließ die Mehrzahl der Deputirten den Saal, und nachfolgende Redner warfen ihm vor, er wolle die Verfassung stürzen.

Nie sind die Politiker principientreuer, als wenn es sich um einen Punkt handelt, der ihnen oder ihrer Partei ein Privilegium oder einen Vortheil sichert.

Auch die Frage der Nationalsprache und deren Anwendung im öffentlichen Leben kam, wie auf den Sessionen von 1807 und 1811, dieses Mal wieder zur Sprache. Aber obwohl man im Unterhaus nicht ohne Malice, aber auch nicht ganz unberechtigt, darauf hinwies, daß man keinen Anstand genommen habe,

während der Franzosenkriege, als es galt, den Enthusiasmus des Volkes zu entflammen, sich der ungarischen Sprache zu bedienen, fanden die Wünsche des Reichstags in dieser Beziehung sowohl bei der Regierung als auch im Oberhause Widerstand. Man sah im Gebrauche der lateinischen Sprache, die dabei übel genug wegkam, eine Gewähr für den Ausschluß gefährlicher Elemente vom Reichstag.

Von besonderer Wichtigkeit war die Sitzung vom 4. November 1826, in der die Gründung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft zur Sprache kam. Während der Stille, die einer zündenden Rede Paul Nagy's folgte, erhob sich ein hinter diesem sitzender Mann und sprach die wenigen Worte: „Mir steht hier das Wort nicht zu. Ich bin nicht Mitglied des Hauses der Deputirten. Aber ich bin Grundbesitzer — und wenn ein Institut gegründet wird, welches die ungarische Sprache ausbilden soll und damit die Erziehung unserer Landsleute befördern hilft, so weihe ich demselben die einjährigen Einkünfte meiner Güter!"

Mit begeisterten Zurufen wurde diese kurze Rede aufgenommen, denn man wußte die Gabe zu schätzen, welche sich auf mindestens 60.000 Gulden belief. Es war Graf Stefan Széchenyi, mit Recht beigenannt „der große Ungar", der damit den Anstoß zur Gründung der ungarischen Akademie gegeben hatte, dem sich bald andere Spenden mit 50.000, 40.000 Gulden u. s. w. anschlossen.

Als der Reichstag am 19. Mai 1827 geschlossen wurde, war zwar die Ausbeute an praktischen Erfolgen gering, aber man hatte wenigstens eine neuerliche formelle Anerkennung des verfassungsmäßigen Zustandes errungen und damit einen Boden für die Reformarbeit der Zukunft. Der III. promulgirte Gesetzartikel dieses Reichstags lautete: „Zur Behebung der aus Vorfällen der Vergangenheit entstandenen Besorgnisse der Stände hinsichtlich der Aufrechthaltung der Fundamentalgesetze, deren Folgen bereits aufgehoben wurden, haben sich Seine Majestät — vollkommen überzeugt, daß das Wohl des Königs und des Landes auf die pünktliche Einhaltung und Unversehrtheit der Gesetze gegründet ist, und wenn entweder den Rechten des Königs oder denen der Stände etwas entzogen wird, hiedurch das durch die Uebung vieler Jahrhunderte gekräftigte Gebäude der Gesetze und der gesetzlichen Ordnung des Landes untergraben wird — allergnädigst zu äußern geruht: — daß Allerhöchstdieselben es als ihre größte Sorge betrachten, die durch den Krönungseid bekräftigte Verfassung des Landes zu allen Zeiten zu vertheidigen und einzuhalten und auch durch andere einhalten zu lassen".

Noch mehr als diese Versicherungen wirkte eine wichtige Veränderung. Statt des geschmeidigen Aristokraten Fürst Kohary wurde in Adam Graf Reviczky (geb. 1786, gest. 1862) ein Mann an die Spitze der Hofkanzlei gerufen, der, dem niederen Adel entstammend, eine gründliche Bildung genossen hatte und zuerst im Militär, dann seit 1809 als Beamter dem Staate diente und in keiner Stellung vergessen hatte, was er dem Monarchen, aber auch seinem Lande schuldig sei. Seinem Einflusse, den er schon als Vicekanzler übte, schrieb man die Wendung in der inneren Politik zu. Er genoß daher nicht nur das Vertrauen, ja die Freundschaft des Kaisers Franz, sondern auch das Vertrauen seiner Landsleute. Ersteres blieb ihm bis zum Tode des Monarchen, das Verhältniß mit den Ständen und den ungarischen Patrioten trübte sich aber bald. Gewissen höfischen Einflüssen unterliegend, mochte der in den Grafenstand erhobene Reviczky nachgiebiger sein als man es in Ungarn gerne sah, viel trug aber auch sein gespanntes Verhältniß zum Palatin Erzherzog Josef bei, der auch in den trübsten Zeiten der Verehrung aller Ungarn sicher sein konnte.

Die Veränderungen in der Verwaltung der westlichen Reichshälfte hatten keinen wesentlichen Charakter. Im Jahre 1824 war Graf Philipp Stadion gestorben, der als Präsident der Hofkammer redlich bemüht gewesen war, durch Feststellung eines Tilgungsplanes und Verwandlung der schwebenden Schulden in consolidirte einige Ordnung in die Finanzen zu bringen, die trotz einer Reihe von Friedensjahren das zehrende Uebel des Deficits nicht los werden konnten.

Seine segensvollste Schöpfung war offenbar die Gründung der Nationalbank, in welcher ein Mittelpunkt für die Creditbedürfnisse des Handels und den Geldverkehr des Reiches geschaffen wurde, welcher trotz aller Ungunst der Verhältnisse auch in den schwankendsten Zeiten musterhaft functionirte.

Mit dem Jahre 1826 trat der böhmische Oberstburggraf Franz Graf Kolowrat-Liebsteinsky (Bild Seite 432) statt des Grafen Zichy als dirigirender Staatsminister für die inneren Angelegenheiten in das Cabinet. Eine gewisse Rivalität mit Metternich, neben dem er eine gleichberechtigte Stellung anstrebte, brachte Kolowrat, der von großer Geschäftskenntniß und Arbeitstüchtigkeit war, in den unverdienten Ruf eines Reformfreundes. Metternich beurtheilte ihn wohl am besten, wenn er von Kolowrat sagt: „Er gehört zu den Menschen, welche zu leiten glauben, wenn sie geleitet werden. Graf Kolowrat ist zum Instrument, aber nicht zur Hand geboren und fühlt dies wohl selbst". Der zwischen den beiden Staatsmännern obwaltende Zwiespalt kommt in den Worten Metternich's zum Ausdruck: „Stünde an dem Platze des Grafen Kolowrat eine tüchtigere Kraft, so wäre es mir lieber. Aber fortdrängen können wir ihn nicht, weil er sonst als Gespenst spuken würde".

Diese Sorge war überflüssig. Graf Kolowrat war nicht der Mann, um auch nur als Gespenst eines Reformfreundes gefährlich zu werden. Uebrigens war der Gang der Staatsmaschine ganz in der Gewalt des Kaisers selbst, und auch der Einfluß Metternich's auf die inneren Angelegenheiten wird vielfach überschätzt. Nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß gerade eine so geschmeidige, conciliante Diplomaten-Natur, welcher ein vorübergehender Erfolg höher steht als alle Principien, sich auch mit einem repräsentativen System abzufinden gewußt haben würde. Und in der That scheint der Staatskanzler kurze Zeit an ein solches gedacht zu haben, denn als während des polnischen Aufstandes ein Bruch mit Rußland sehr in die Nähe gerückt war, erschien im „Beobachter" ein Artikel, welcher ganz im Gegensatz zu den sonstigen Auslassungen dieses hochofficiösen Blattes weitläufig ausführte, daß das System der Erhaltung nicht im Widerspruche mit einem gesicherten Fortschritte stehe und eine gesetzmäßige Lösung der Gegensätze zwischen Volkssouveränetät und dem monarchischen Princip nur in einem constitutionell-monarchischen Staat zu finden sei. Doch war das offenbar nur eine vorübergehende Phase, hervorgerufen in des Fürsten beweglichem Geist durch eine Constellation der äußeren Politik. Zudem wäre es ganz vergeblich gewesen, den Kaiser selbst für solche Pläne gewinnen zu wollen.

In den Jahren 1828 und 1829 begann Graf Stefan Széchenyi seine Reformarbeit, — freilich auf ganz andere Weise wie jene Herren, die sich nur auf Proteste und tönende Reden verlegten — durch zwei von ihm veröffentlichte Schriften „Hitel" (der Credit) und „Világ" (Licht), welche schonungslos alle Schäden der heimischen Zustände bloßlegten, aber auch die Wege zur Heilung wiesen. Mit überlegener Ironie fertigte er Jene ab, welche noch nach drei Jahrhunderten nichts Besseres zu thun wußten, als über „Mohács, den Kirchhof unseres nationalen Seins" zu trauern. Er wies nach, daß es thöricht sei in der Vergangenheit von einer nationalen Größe zu sprechen, die in Wahrheit erst in der Zukunft zu hoffen sei. „Die Nation ist, obgleich ihre Verkommenheit groß, obgleich sie in Schlafsucht erstarrt liegt, doch noch jung. Sie haben Unrecht, die sagen: „Ungarn sei gewesen; ich meine, daß es erst sein wird!"

Eine solche Sprache, zu sehr verschieden von der bisher gewöhnten, mußte umso mehr Gegner finden, da Széchenyi bei seinen Reformvorschlägen manches sorgfältig gehütete Standesprivilegium, manchen liebgewordenen „landesüblichen" Schlendrian angriff. Er bezeichnet das Urbarialsystem, die Robot als Verschleuderung der nationalen Arbeit und tritt dafür ein, daß der Staat für Straßen und Communicationsmittel zu sorgen habe, die herzustellen bisher dem guten Willen der Comitate und der freiwilligen Unterthanenarbeit überlassen geblieben sei. Er griff unnachsichtlich alle Schäden und Vorurtheile an, welche die Entwicklung zum

modernen Staat verbinden und gar oft bildend für Gegenwärtigkeit aller Zeiten ja, die aus eigentlichen Motiven ohne künstlerischen Interessiertsinn gerade jene Wohnbedürfnisse für Gründung erfüllten und für so lange Dauern. Da den Ingenieur gehörten Josef Petzvals (geb. 1778, gest. 1842), ein deutschgeborener Mann, und Herrn Nikolaus Dumba, ein ungarländischer Patriot und hochverdienter Mäzen, auf welchen wir noch zurückkommen werden.

Um die jetzt Ihren praktisch Vorgangsorte zu nennen, gründete Stephanie das Nationaltheater, als geistigen Mittelpunkt der höheren Künste, das noch lange Zeit hohe Aufgabe erfüllte und auch jetzt einen Dauern Jahren soll in einem

Der Opernring bei Nacht. (Seite 384.)

gemeinsamen obligen Spielstil vermochte hat. Die von ihm und Ihren geschaffenen Gesellschaften für Verbreitung und Verbesserung, der Gesellschaft Österreich, begründete die Hebung eigener Produktionskräfte, der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft wurde zwar nicht von ihm gegründet, aber durch seine Beihilfe und Energie ermöglicht gefördert, und ihren geistlich beschäftigt er sich mit der für die damaligen technischen Verhältnisse ungeheuren Idee der Ost-Ober Eisenbahn.

Unter dem frischen Eindruck der Juli-Revolution und einer Reihe von Reisen trat am 8. September 1830 der Reichstag wieder zusammen, der mit der Krönung des Kronprinzen Ferdinand zum König von Ungarn verbunden werden sollte. Diesmal ging auch, nachdem einige ungarische Wünsche bezüglich des Krönungs-Diplomes von den Ständen selbst schon gestellt worden, am 28. September der Ruf, wieder der junge König dass ihm ungeheuren Krönungsgeschenk von 60.000 Du-

Digitized by Google

katen zum Theil den durch schlechte Ernten in Noth versetzten Comitaten Ober-Ungarns, zum Theil der Akademie zuwendete. (Bild Seite 425.)

Im Unterhaus machte sich während dieser Session zuerst der später einflußreiche Staatsmann Nikolaus Vay (geb. 1802) bemerkbar, im Oberhaus aber trat an die Spitze der Opposition Baron Nikolaus Wesselényi, ein Mann von großen Kenntnissen und wahrhaft titanischer Gemüthsart, dessen Tugenden und Ausschreitungen sich durch die Art der Erziehung erklären lassen, die ihm sein Vater, ein rauher leidenschaftlicher Sonderling, angedeihen ließ.

In dieser Hinsicht ist eine Anekdote bezeichnend. Das ernste, denkende der Gestalt nach so außergewöhnlich starke Kind war noch nicht sechs Jahre alt, als es einst mit dem Vater auf dem Hofe spazieren ging. Eben brachten die Reitknechte einen wilden Hengst, an dessen Zähmung der Vater viel Vergnügen fand, und führten ihn dem Hausherrn vor. Das Kind betrachtete das stampfende und schnaubende Roß, wie es sich näherte, mit immer größerem Vergnügen. Der Vater, der dies bemerkte, sagte lächelnd: „Würdest Du Dich wohl darauf setzen?" Nikolaus schwieg. Der Alte wandte ihm seine blitzenden Augen zu und fragte ihn abermals: „Nun, wirst Du nicht aufsitzen?" — „Nein", erwiderte das Kind. — „Weßhalb?" — „Weil ich mich fürchte". — „Die Wesselényi dürfen sich nicht fürchten!" donnerte der Vater und warf sein Kind auf das Pferd, diesem einen Schlag mit der Peitsche versetzend. Das gepeinigte Pferd stürmt fort. Die Mutter, den Tod des Kindes vor Augen sehend, verbirgt sich schluchzend und jammernd in den Kissen, während die angstvollen Stunden schwinden. Plötzlich hörte sie die muthwillige Stimme des Knaben, der, in das Zimmer hereinstürzend, lachend erzählt, daß sich das Roß sehr schlecht aufgeführt habe, er aber dennoch auf dem Rücken geblieben und so lange geritten sei, bis es müde wurde.

Unter solcher Zucht mußte Nikolaus Wesselényi wohl muthig werden und er gab als zehnjähriger Knabe davon einen Beweis. Auf einer Comitatsversammlung im Jahre 1807 gerieth der alte Wesselényi mit dem Obergespan Grafen Teleky so hart an einander, daß der Vorschlag gemacht wurde, ihn mit Gewalt zu entfernen und verhaften zu lassen. Zuerst bat der Knabe, und als man nicht auf ihn hörte, stellte er sich vor den Vater, zog den Säbel und schwur, er werde Jeden niederstechen, der es wage, an dem Vater zu rühren. Diese Entschlossenheit des Knaben gefiel Allen und trug viel dazu bei, die Aufgeregten zu besänftigen und die Angelegenheit gütlich beizulegen.

Obwohl er sich später auch ernsten Studien hingab, trug doch die Art seiner Erziehung wesentlich dazu bei, daß seine Vaterlandsliebe und seine großen Gaben jener Mäßigung entbehrten, ohne welche ein befruchtendes Wirken nicht denkbar ist. Darin war auch der Grund, daß er, ursprünglich innig mit Stefan Széchenyi befreundet, doch mit demselben zerfiel und ein erbitterter Gegner wurde. Seine heißblütige Natur sah nur Heil und Verdienst in erbitterter Opposition, und er warf dem ungleich höherstehenden wahrhaft staatsmännisch denkenden Széchenyi bitter vor, „er sei zu jeder Zeit bereit, der Regierung schöne Worte zu geben". So war es nun wohl nicht, aber Széchenyi war nicht verbissen genug, die Hand der Regierung auch dann zurückzustoßen, wenn sie Nützliches bot.

Nächst der Rekruten-Bewilligung und einigen minder wichtigen Gesetzen beschäftigte den Reichstag, der am 20. Dezember geschlossen wurde, wieder die Sprachenfrage. Nicht ohne treffende Ironie erklärte ein Redner den Widerstand der Magnaten daraus, daß die Angehörigen der höheren Familien die Sprache ihrer Heimat nicht verstünden, während selbst die meisten Prinzen des kaiserlichen Hauses ungarisch sprächen. Nur widerwillig stimmte das Oberhaus endlich zu, daß die Botschaften (Nuntien) zwischen den beiden Häusern ungarisch und lateinisch gewechselt würden.

Im Sommer des Jahres 1831 wurde Oesterreich-Ungarn von einem unheimlichen Gaste heimgesucht, der zum ersten Male aus seiner Heimat in Asien gegen die westliche Civilisation vordrang — der Cholera. Am furchtbarsten

hauste sie in den östlichen Ländern, in Ungarn und Galizien, namentlich in solchen Gegenden, wo die geringere wirthschaftliche Tüchtigkeit der Bevölkerung Lebensbedingungen geschaffen hatte, welche der Ausbreitung der Seuche günstig waren. Am meisten heimgesucht waren die Gebirgsländer der Karpathen und Sudeten. In Galizien erwarb sich der Statthalter Fürst August Longin Lobkowitz (geb. 1797, gest. 1842) durch Umsicht und Energie unvergängliche Verdienste und nur ihm war es zu danken, daß es dort seitens der durch die furchtbare Krankheit erschreckten Masse nicht zu ähnlichen Scenen wie in Ungarn kam.

Dort wüthete das Uebel besonders in den nordöstlichen Comitaten und erzeugte im Zusammenhalt mit anderen wirthschaftlichen und nationalen Ursachen eine tiefgehende Erbitterung. Die zum Wanderleben geneigten, nicht sehr strebsamen und auch durch die rauhe Natur des Landes in Nachtheil versetzten Bewohner der Karpathen-Comitate fühlten die noch immer durch das Widerstreben des besitzenden Adels nicht behobenen traurigen bäuerlichen Besitzverhältnisse am schwersten. Je lauter im ganzen Lande der Ruf nach einer Aenderung erscholl, desto hartnäckiger und schroffer bestand ein Theil der Grundherren auf ihren Rechten und die gegenseitige Erbitterung wuchs immer mehr. Nur dadurch konnte es kommen, daß so ein wahnwitziges Gerücht entstehen und geglaubt werden konnte, daß die Ursache der Cholera in einer von den Grundherren veranlaßten Vergiftung der Brunnen und Wässer liege, da man durch Ausrottung der Unterthanen die so hart angefochtenen Herrschaftsrechte wahren wolle.

Besonders in den Comitaten Zemplin und Sáros kam es zu furchtbaren Ausschreitungen. Das zur Verzweiflung gebrachte und erbitterte Volk rottete sich zusammen und verwüstete die Edelsitze, verjagte Beamte und Aerzte, die für bestochen galten oder ermordete diese und gefangene Edelleute unter den grausamsten Martern. Man grub sie halb in die Erde und ließ sie verhungern, andere briet man am langsamen Feuer, oder man verstümmelte und zerhackte sie Glied für Glied. Nur durch Anwendung der größten Strenge gelang es dem als Regierungs-Commissär entsendeten Baron Ignaz Eötvös die Ruhe äußerlich wiederherzustellen, — ohne daß der Haß gegen die Grundherren gemildert worden wäre. Dies geschah erst, als auch Ungarn jener billigen Ausgleichung der Unterthanenverhältnisse theilhaftig wurde, die es vor fünfzig Jahren von Kaiser Josef's II. Hand zurückgewiesen hatte.

Ohne jedes politische Motiv war das am 9. August 1832 in Baden bei Wien vorgefallene Attentat auf den Kronprinzen Ferdinand. Seine sprichwörtliche Güte war Ursache, daß er stets von jener Sorte von Bittstellern umlagert war, welchen das Betteln zum Erwerbszweig wird, die das Gewähren für eine Pflicht halten. Namentlich machte sich ein in zerrütteten Verhältnissen lebender pensionirter Hauptmann, Franz Reindl, durch die oft wiederholten und nicht immer in passendster Weise vorgebrachten Gesuche bemerkbar, und nachdem er mehrere Male bedacht worden war, wurde er endlich beim Begehren eines größeren Betrages vom Secretariate des Kronprinzen in gebührender Art abgewiesen — das heißt man sagte ihm: da er vor Kurzem eine namhafte Gnadengabe erhalten, möge er erst in einer späteren Zeit wieder anfragen.

Das und die ihm gleichzeitig verabreichten einhundert Gulden erschien dem stets Geldbedürftigen wie ein schweres Unrecht, und er ließ sich zu einem Attentate gegen einen Fürsten hinreißen, von dem man mit Recht sagen konnte, daß er keine Feinde hatte und sie auch nicht zu haben verdiente. Auf ziemlich kurze Distanz schoß Reindl von einer Ecke der Bergstraße aus auf den in Begleitung seines Adjutanten promenirenden Kronprinzen, der auch nur sehr leicht von der Kugel gestreift wurde. Der Verworfene wurde ergriffen und zum Tode verurtheilt. Nur die wärmste Fürsprache des Kronprinzen selbst, der seinem aufgeregten Vater buchstäblich auf den Knien bittend durch das Zimmer nachfolgte, konnte den auf das Aeußerste erbitterten Kaiser bewegen, die Todesstrafe in lebenslänglichen Kerker umzuwandeln. Reindl starb 1846 in Munkács. Ganz ohne

Einfluß war dieses Attentat auf die Denkart des Kaisers gewiß nicht und mochte mitgewirkt haben, daß er gegen das Ende seines Lebens die Zügel der polizeilichen Ueberwachung wieder strammer anziehen ließ.

Die Regsamkeit und die im Unterhause immer siegreicher auftretende Reformfreundlichkeit zog nicht nur die Aufmerksamkeit der Monarchie, sondern auch von ganz Europa auf den ungarischen Reichstag. In den westlichen Provinzen der Monarchie blickte man mit Bewunderung und nicht ganz ohne neidische Regung über die Leitha, und im Auslande konnte man sich nicht genug über die Sonderbarkeit wundern, daß in der einen Reichshälfte ein frisches politisches Leben pulsirte und die Wünsche der Bevölkerung reiflich erwogen und auch theilweise erfüllt wurden, während in der anderen trostlose Stagnation herrschte, und man gar keine Wünsche, — aber auch gar keine Hoffnungen zu haben schien.

In und außer dem Lande blickte man dem Reichstage von 1832 erwartungsvoll entgegen, der für den 16. Dezember ausgeschrieben war. Schon bevor er zusammentrat, nannte man ihn mit Rücksicht auf die seiner harrenden Arbeiten den „Reform-Reichstag" und gewissermaßen als constituirende Session. Alle Parteien rüsteten sich, ihre ausgezeichnetsten Vertreter zu senden; jene der Reformpartei, um endlich Hand an die als unumgänglich nöthig erkannten Gesetze zu legen, die Anhänger des Bestehenden (die Adelspartei), um die alten Privilegien, welche die Verfassung einzelnen Classen verlieh, zu erhalten und die Verfassung gegen die Verletzungen der Regierung, aber auch gegen Angriffe der Fortschrittsfreunde zu sichern.

Zum ersten Male kam es zu erbitterten Wahlkämpfen, und die sogenannten korteskedés (Wahlumtriebe) nahmen großen Umfang an. Bestechung und Vergewaltigung suchten die Wahlen zu beeinflussen, und auch die Regierung wendete ihren Einfluß mittelst der ihr bedingungslos ergebenen Obergespäne und anderer Wahlagenten an, um wenigstens die Wahl einzelner erbitterter Oppositionsmänner zu hintertreiben.

Unter den nun auf den politischen Plan Tretenden sind Franz Kölcsey (geb. 1790, gest. 1838), ein begabter Dichter, wirkungsvoller Redner und einer der besten Stylisten Ungarns, der viel verdient um Belebung der Literatur war, der später zu einer wichtigen Rolle gelangende Gabriel Klauzál und Eugen Beöthy (geb. 1796), einer der gewaltigsten Redner, zu nennen. Von dem Letzteren sagt Lenau:

„Ich sah Dich, kühner Löwe, sah den Funken,
Den göttlichen, Dir aus den Augen strahlen;
Ich hört' Dein mächtiges Donnerwort erschallen
Und sah die Herzen rings von Gluth durchdrungen."

Unter den zur Regierung neigenden Deputirten ragte durch Talent und Charakter hervor Eduard Zsedény, — der in einer langen einflußreichen Laufbahn den Beweis lieferte, daß man wirklich conservativ sein könne, ohne sich mit den gebieterischen Forderungen der Zeit in Conflict zu setzen, und daß sich zwischen blinder Opposition und charakterschwacher Liebedienerei recht wohl ein Mittelweg finden lasse, auf dem man auch zum allgemeinen Wohl gelangt.

Auf den „Weisen von Ungarn", den „Politiker ohne Furcht und Tadel", kommen wir, da er erst unter der Session eintrat, später zu sprechen. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß damit Franz Deák gemeint ist, — denn diese Bezeichnungen, die ihn mehr ehren als die stolzesten Titel, sind von seinem Namen untrennbar und kennzeichnen ihn wie dieser selbst.

Das Bestreben der Reformpartei ging von allem Anfang dahin, den Reichstag aus einer auf veralteter Basis beruhenden, nur einzelne Classen der Bevölkerung vertretenden Versammlung zu einem wirklichen, im Volksthum wurzelnden Vertretungskörper zu machen. Dahin zielten die sofort bei Beginn

gemachten Vorschläge auf Verlegung des Reichstages nach Pest und Ofen und die Herausgabe einer Reichstags-Zeitung.

Der erstere wurde als vorderhand aussichtslos fallen gelassen, bezüglich der Zeitung entschied man sich dahin, dieselbe, um sie überhaupt zu ermöglichen, in Form geschriebener „Reichstagsnachrichten", erscheinen zu lassen, deren Verfassung dem nur als Stellvertreter eines abwesenden Magnaten dem Reichstag angehörigen Advokaten Ludwig Kossuth (geb. 1806) anvertraut wurde. Dadurch trat zum ersten Male dieser bedeutende Mann in den Vordergrund, dessen gewaltige und verhängnißvolle Wirksamkeit uns noch öfter mit ihm zusammenführen wird.

Ein scharfer Gegensatz bildete sich von allem Anfang zwischen der Mehrheit der Magnatentafel und dem Unterhaus heraus. Als anläßlich der Regelung der Urbarialangelegenheit die Magnaten Schwierigkeiten machten, rief ihnen Wesselényi zu: „Ihr werft den Ständen den Fehdehandschuh vor, — sie und das Volk werden ihn aufnehmen. Erinnert Euch aber dieser Stunde, Ihr Oligarchen, wenn bald, von Eurem Starrsinn getrieben, der zahlreiche niedere Adel das steuertragende Volk mit sich vereinigt und sich mit demselben in Eure ausgedehnten Besitzungen theilt!"

Und als es sich wieder um die Nationalsprache handelte, hielt Kölcsey den Hocharistokraten den Widersinn vor, daß 500 Edelleute sich einem Wunsche von 700.000 Standesgenossen entgegenstemmen. Bestürzt über eine solche Sprache und gedrängt von der öffentlichen Meinung gab endlich das Oberhaus seine Einwilligung, daß der König gebeten wurde, der Verfassung der Gesetze und Adressen in ungarischer Sprache zuzustimmen.

Daß man in den höchsten Kreisen über diese Frage unbefangener dachte als in jenen der Bureaukratie und des Hochadels, zeigt eine spaßige Anekdote. Zur Geburtstagsfeier des Kaisers sendete der Reichstag eine Deputation, welche, nachdem sie ihre Glückwünsche dargebracht hatte, zu einem glänzenden Festmahl gezogen wurde, welchem in Vertretung des Monarchen der Oberstthofmarschall Landgraf Fürstenberg präsidirte. Der Erzbischof von Erlau Ladislaus Pyrker, brachte den Trinkspruch auf den Kaiser aus, Fürstenberg erwiderte dankend, — Alles in den hochtönenden Formen der classischen Römersprache, die unter dem Gebrauch in Ungarn häufig ganz sonderbare Beugungen erfuhr. Da erhob sich der Deputirte des Borsoder Comitates, Ladislaus Palóczy, der Typus einen ungarischen Landedelmannes, kurzweg und ungenirt im Wesen und den Worten, aber wohlmeinend und rechtschaffen, und bringt einen launigen Toast auf den „König" in ungarischer Sprache aus. Laute Eljens folgen dem Trinkspruch, während die anwesenden Hofchargen und Aristokraten über einen so unerhörten Bruch der Etikette ganz consternirt sind. Landgraf Fürstenberg macht geziemende Anzeige über diesen „Skandal", und der Hofkanzler Graf Reviczky läßt Palóczy rufen und verhält ihn dazu, den Text der Rede, so gut es ihm möglich, deutsch niederzuschreiben.

Dieses Concept wird dem Kaiser vorgelegt, der auch schon von der Affaire gehört hat. Er liest es aufmerksam durch und sagte dann kopfschüttelnd: „Das war wieder ein unnöthiger Lärm; darin ist ja gar nichts Schlechtes enthalten; — danken Sie dem Mann in meinem Namen für seine guten Wünsche".

Lange andauernde, fast das halbe Jahr 1833 ausfüllende Debatten veranlaßte die Frage der confessionellen Verhältnisse. Die Stände entwarfen ein auf der Basis vollkommener Religionsfreiheit aufgebautes Gesetz, das jedoch von den Magnaten so verstümmelt wurde, daß man im Unterhaus darauf bestand, es ganz bei Seite zu legen, mit dem Bemerken, daß sie es in dieser Form nicht für würdig hielten, der königlichen Sanction unterbreitet zu werden.

In dieser Angelegenheit trat zum ersten Male Franz Deák als Redner auf. Die wichtige Rolle, welche dieser Mann später zum Segen seines Vaterlandes spielte, das Ansehen und die Volksthümlichkeit, die er weit über die Grenzen Ungarns hinaus genießt, wird es erklären, wenn wir schon dem ersten Auf-

treten dieses seltenen Patrioten besondere Aufmerksamkeit widmen. Als sein älterer Bruder Anton im Beginne des Jahres 1833 sein Mandat zurücklegte und die Parteigenossen ihn bewegen wollten, dasselbe beizubehalten, sagte er: „Ich werde Euch einen jungen Mann schicken, der in seinem kleinen Finger mehr Verstand und Wissenschaft besitzt, als ich, sein älterer Bruder, in meinem ganzen Körper".

Und sein Nachfolger auf dem Sitz, Franz Deák, entsprach diesen Worten. Aber nicht in seinem reichen Wissen, in der genauen Kenntniß der oft sehr labyrintischen Gänge des ungarischen Rechtes, nicht in der sieghaften Logik, welche alle Einwendungen und Winkelzüge vorhersah, liegt seine Bedeutung, — sondern in der unerschütterlichen Lauterkeit des Charakters, die ihn streng gegen jedes Unrecht machte, von wo immer es kam, in der Mäßigung, die ihn inmitten tosenden Parteilärmes stets das Mögliche und Nützliche erkennen und festhalten ließ.

„Wie die Sonne", sagt ein ungarischer Schriftsteller von ihm, „kokettirt er mit Niemand und mit Nichts, sondern tritt plötzlich mit seinem ganzen Strahlenmeere, in seiner ganzen Herrlichkeit am Himmel auf, und die kleineren Gestirne verblassen, auf Erden aber verbreitet sich wohlthätiges Licht und Wärme". „Diese Rolle", urtheilt Horváth, „spielt er fortan bis 1848 selbst dann, wenn er persönlich auf dem Reichstage nicht zugegen war. Er war, zugegen oder fern, der Weise des Landes, an den sich die freisinnige Partei in allen schwierigen Angelegenheiten um Rath wandte; er war der allgemeinen Meinung nach der erste, tiefverständige Staatsmann des Landes, dessen Stimme stets entschied. In diesem mächtigen Geist, welcher hinsichtlich der Tiefe des Verstandes, der Schärfe und Gründlichkeit des Urtheils, des Reichthums an Wissenschaft, selbst nach der allgemeinen Anerkennung seiner politischen Gegner, ohne Rivalen im Vaterlande dasteht, ist keine Eitelkeit, kein Ehrgeiz, keine Ambition vorhanden, und deßhalb ist auch der Thatendurst und die Thätigkeit nach Außen in ihm weit geringer, als in den meisten Fällen solchen reichen und starken Geistern eigen zu sein pflegt. Aber dieser Mangel einer nach Außen strebenden, schaffenslustigen Thätigkeit ist auch die einzige Schattenseite dieser übrigens mit so vielen zur Hochachtung zwingenden Eigenschaften versehenen prächtigen Persönlichkeit. Der Mangel an Ambition und Thatenlust, jene Ruhe und Mäßigung machten ihn übrigens keineswegs zu einem zurückgezogenen, in sich verschlossenen, kalten, selbstsüchtigen, ungenießbaren Menschen. Ja, wie er durch seine hohe geistige Fähigkeit, seine reichen Kenntnisse, seine Weisheit zu einer wahren Autorität im Reiche wurde, — so verschafften ihm seine goldreine Ehrlichkeit, seine uneigennützige Vaterlandsliebe, seine Bescheidenheit und liebenswürdige Gemüthlichkeit die Achtung aller Parteien. Die Regierung selbst achtete ihn hoch, obwohl er ihr durch seine unermüdete, in wesentlichen Dingen nie weichende Opposition oft nicht wenig zu schaffen machte. Er wurde in der gesellschaftlichen Unterhaltung oft nicht weniger bewundert als in den Sälen der Gesetzgebung, in den Comitats-Versammlungen. Seine witzige gemüthliche Conversation war von den Damen seiner Erziehung nicht weniger gesucht als von Männerkreisen, in welchen ergötzliche Späße, treffende Gleichnisse, schlagfertige Anekdoten, in wahrhaft ungarischem Geiste vorgetragen, auf geschmackvolle Weise seinen Lippen entströmten. Sein Charakter als Privatmann ist ebenso fleckenlos und liebenswürdig als sein öffentlicher glänzend und musterhaft ist; die ihn näher kannten oder sich seiner Freundschaft rühmen durften, können nicht leicht bestimmen, was in ihm größer: der Mensch oder der Patriot."

Auf einen Mann dieses Schlages wendete man mit Recht jene glänzende Charakteristik an, welche Guizot vom Gründer der nordamerikanischen Freistaaten, George Washington, entwirft. „Es war in ihm keine Selbstsucht, kein eitler Wetteifer des Geistes. Wenn er einen Sieg erkämpfte, so war dies in Bezug auf seine Feinde weder eine verlorene Wette, noch eine allgemeine Ver-

dammung. Er siegte nicht im Namen seines geistigen Uebergewichtes, sondern im Namen der Sache selbst und der Nothwendigkeit derselben. Er handelte nie aus Interesse allein, noch aus Rücksicht auf seinen Sieg. Er that nichts, wovon er nicht glaubte, Wahrheit und Recht stünden an seiner Seite, so daß selbst für seine Gegner in seinen Siegen nichts Erniedrigendes lag; aber diese wie alle seine Handlungen hatten stets einen solchen moralischen Charakter, daß sie Achtung erzwangen. Uebrigens war von seiner Uneigennützigkeit jedermann innerlich überzeugt, — er war ein großes Licht, welchem die Menschen von selbst und vollkommen vertrauen; er war eine mächtige Kraft, welche die Seele an sich zieht und zugleich auch die Interessen sichert, daß sie weder aufgeopfert noch als Werkzeug ausgebeutet wurden zu persönlichen und ehrgeizigen Zwecken."

Wenn auch Franz Deák in der Geschichte keine so glänzende Rolle spielt wie der als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichnete Washington, so kann es doch nichts geben, was ehrender für ihn sein konnte, als daß sich das jenem gespendete Lob Wort für Wort auch auf ihn anwenden läßt.

Die Frage liegt nun sehr nahe, warum ein Mann von so hohem Werthe und so allseitig anerkannter Bedeutung nicht im Stande war, die spätere unheilvolle Wendung der Geschicke seines Vaterlandes hintanzuhalten. An seiner Erkenntniß und seinem Willen mangelte es gewiß nicht. Aber wie es in der Natur elementare Ausbrüche gibt, die sich nicht bekämpfen lassen, sondern die sich austoben müssen, so ist es auch in der Geschichte der Völker der Fall. Das blinde Vorwärtsstürmen, der förmlich dämonische Trieb des Zerstörens und Zerreißens auf der einen Seite, das kleinliche Widerstreben und Hängen an unhaltbaren Formen und schädlich gewordenen Privilegien auf der anderen, — die sich gegenseitig immer mehr reizten und aufstachelten, ließ keine wahrhaft schöpferische besonnene Thätigkeit aufkommen. Ein Parteigetriebe, dem der im besten Sinne freisinnige Deák als reactionär und unpatriotisch galt, eine Regierungspolitik, welcher dieser maßvoll denkende Mann um seines Vaterlandes und der Cultur willen Opposition zu machen genöthigt war, — sie mußten sich gegenseitig vernichten, ehe seine Zeit in Wahrheit kommen konnte.

Bezeichnend für seine Stellung, seine persönliche Liebenswürdigkeit und das Ansehen, dessen er sich erfreute, ist eine Schilderung, die ein Zeitgenosse von Deák's Auftreten in einer Clubberathung machte.

„Morgen soll eine wichtige Sitzung stattfinden", so erzählt uns mit köstlicher Naturwahrheit Laurenz Tóth; „es gelangte ein Rescript von Wien herab, dessen Stylisirung an die Zweideutigkeiten Pythia's erinnert. Groß ist der Lärm, die Unordnung, ungeheuer viel wird gesprochen im Berathungssaal. Wer kennt nicht die Undisciplinirtheit der ungarischen und jeder anderen Opposition? Sie sagt, sie wolle unabhängig sein, nur ihrem Gewissen Gehör schenken, — zu einer Zeit, wo sie nichts anders ist als stolz, eitel und ruhmsüchtig; wieviel Köpfe soviel Ansprüche auf die Führerschaft. Da betritt ein Mann das Zimmer; sein Erscheinen wirkt mit neptunischer Macht auf die Wogen ein. Er setzt sich behaglich aufs Sofa, — denn er liebt die Bequemlichkeit, — er hat eine Cigarre im Munde, — was eine Lieblingsgewohnheit von ihm zu sein scheint. Und nachdem schon viele, sehr viele sich ganz ausgesprochen haben und hergesagt, was sie aus Kelemen, Kövy, Rotteck und Bentham*) gelernt, fängt er zu sprechen an, einfach, klar, manchmal scherzhaft; unter seinen Händen wickelt sich der verworrenste Knäuel in schönster Ordnung ab; auf seine klaren Worte vertheilt sich der Nebel der Zweideutigkeit, die trügerische Dämmerung der Sophismen, es erscheinen die sicheren begrenzten Standpunkte, die wohldurchdachte Schlachtordnung; er sagt, auf welchem Felde man den Angriff beginnen und den Kampf fortsetzen, welche Punkte man behaupten und aufgeben, in welcher Ordnung man die Schaaren und Batterien aufstellen müsse. Und der Lärm verstummt, die untergeordnete Masse schweigt

*) Berühmte Rechtsgelehrte und Staatsökonomen.

und gute ruhig zum Kaiserhaus und Deutsche, nachdem wir alles auf das Spiel gesetzt hatten."

Bezeichnend wirkte Drake auf den jüngsten Unterredungen begeisterten Kaiserhaß zu geben. Er benutzt sich namentlich, als sich der Nichtung mit dem polnischen Kaiserhaß beschäftigte, und der Deputirte dem deutschen Consulate Josef Kotwitz den kühlen Bescheid machte: „es ist nur natürlich, daß Russenen untergehen". Da erhob sich Drake in einer merkwürdigen ungewöhnlichen Rede, die damit begann, daß der Deputirte Deputirte mit keinem Tag passe seine bisherige Neigung, aber eine Herzensfülle ausgeschwollen habe, „denn die Jahrzehnte der Geschichte haben uns

Graf Stefan Tarnowski. (Seite 416 u. f.)

wirklich gelehrt, daß während eine Nation zunahme, die andere zu Grunde ging. Aber die Polenfreunde lehrt man nicht, daß wir eine in Liebe verbundene Gesinnung mit dem Untergange einzelner Nationen, Namen und Rasse anfreuen, nicht nach Möglichkeit anerkennen sollen". Und er schloß mit der herausfordernden Wendung: „Hoher österreichischer Senat, welcher an dem blutigen Kampfe bei Grunwald theilnahm, bringt den Schwächeren bei gerechten Verhandlungen der Verbündeten auf seiner Seite, jenen seiner Verbündeten, welchen die Aufrichtigkeit hat: „Europa libertati asserta" (Als durch dich befreite Europa). Diese von Herzen entsendete kühne Hoffnungen im Herzen der Völker und die Englandfreundes dieser kleinen Deutschen erinnerten daran, aber unabweislich an die Freiheit des Selbstbewußtseins. Wenn daher über die Namen Freiheit in laut Verbreitung, so wird es und, die wir die kühne Freiheit anderer heute Verbreitung in Rede gestellten, vielleicht erlauben sein, unsere Rede zum Verwirklichung des gerechten Bestrebens zu bringen, damit die unterdrückte

Großvezier Ismail Pascha. (Siehe S. 415.)

Noch der schroffere und Metternich'sche Elemente, der stark in Siebenbürgen regierte und, nationalistischen Zwang der Union von Siebenbürgen mit Ungarn, noch schärfer betonte, noch freier beherrschte. Bisher hatte, neben befreiender Regierung der siebenbürgerländischen Verfassung in Kraft, Ruhe und Ordnung Einzuge, die sich bis in das Jahr 1835 erstrecken, zu welchen auf der einen Seite die Gerechtigkeit und der konservative Patriotismus, auf der anderen engherzigste Klassenvorrechte der privilegierten Nation waren, dem unter Verwaltung der Regierung ein Unterschiedsgrad zu Gunsten, welcher zuvor nicht vorhandenen den Bürgerlichen und Bürgerlichen der Nationen, zu deren Sprache in voller Zwang Deak Ferenc, Gesetze that, aber doch den überwiegenden Unterschied zu Gunsten.

Erst durch diesen Gesetz erhielt der Bauer auch in Ungarn freie persönliche und vermögensrechtliche Freiheit, — ein Verfügungsrecht über sich und seinen Besitz. Das Jahr 1848 gab, eine Ungarn eigentümliche, meistens beherrschte, aber

Digitized by Google

immerhin entwürdigende Leibeigenschaft fiel endlich vollends, und dem Bauer wurde freies Erb- und Verkaufsrecht eingeräumt, ja über sein Verlangen konnte er die auf seinem Gute lastenden Servitute ablösen. Auch das Recht der sogenannten „Herrenstühle", einer ziemlich summarisch und parteiisch geübten Patrimonialgerichtsbarkeit, wurde wesentlich eingeschränkt, und bestimmt, daß weder ein Grundherr, noch sein Beamter fortan Präsident oder Beisitzer eines solchen Gerichtes sein dürften.

Ueber der Wichtigkeit dieser, endlich im Sinne der Billigkeit und wenigstens theilweise nach den Wünschen der aufgeklärten Ständemehrheit gelösten Angelegenheit traten die übrigen Arbeiten des Reichstages zurück, obwohl sie alle, wie der geistliche Zehent, die Besteuerung des Adels, die Bestreitung der Reichstagskosten, sich mehr oder weniger zu einem Zwiespalt zwischen den Reformern und den Anhängern des Bestehenden zuspitzten.

Noch stürmischer ging es auf dem Landtage von Siebenbürgen zu, der unter umfassenden militärischen Vorbereitungen aufgelöst wurde und den Vorwand zu einer gerichtlichen Verfolgung Wesselényi's bot.

Der Tod des Kaisers Franz I. brachte kurze Ruhe in diese aufregenden Kämpfe. „Die große Stunde", von welcher der Hofkanzler Reviczky stets mit Bangen sprach, hatte geschlagen, — die Hand, welche oft hart, aber immer klug und bedachtsam das Ruder geführt hatte, war erkaltet.

Kaiser Franz I. und sein Charakter.

Neunundvierzig Jahre hatte die Regierung dieses Monarchen gewährt. Mehr als die Hälfte davon war unter furchtbaren Stürmen und Erschütterungen verflossen, welche mehr als einmal an den Fundamenten des Staates rüttelten, seinen Umfang und die Machtbedeutung wesentlich herabminderten und sogar seinen Bestand in Frage zu stellen schienen. Als die treibende Ursache all dieser Vorgänge galt die französische Revolution in ihrem mit elementarer Gewalt umgestaltenden Beginn, in ihrem kläglichen Niedergang durch den Militärstaat Napoleon's.

Dieser Revolution und Allem was an sie erinnerte galt ein in seinen Motiven erklärlicher, aber trotzdem über das Ziel schießender Haß, als dessen Verkörperung man Kaiser Franz I. betrachten kann. Sein praktischer Blick, der sich stets an das Sichtbare, an die bei einzelnen Individuen zu Tage tretenden Erscheinungen hielt, glaubte in der kläglichen Umkehr so vieler begeisterter Revolutionshelden einen Beweis der Nichtigkeit der ganzen Bewegung zu erkennen; einer so durch und durch concreten, jedes Idealismus entbehrenden Natur mußte es entgehen, daß die großen Grundsätze, welche dem Beginne der Revolution innewohnten, auch dann noch wahr blieben, wenn sie durch Wankelmuth und Egoismus der Menschen verdunkelt wurden und ihre treibende Kraft in dem Moment wieder erlangten, wo sie von diesen Schlacken gereinigt waren. Eigentlich war die große Revolution erst mit dem Sturz Napoleon's beendet, und als man daran ging, sie ungeschehen zu machen und fast aus dem Reiche der Thatsachen zu streichen, erhoben sich wieder ihre Principien — die der bürgerlichen Freiheit — zur vollen Bedeutung.

Wer sich nur an das Aeußerliche und Nächstliegende hielt, ohne weite geschichtliche Perioden, den Kampf wechselnder Entwicklungssysteme und Ständeschichten zu überschauen, dem war die Revolution und was an ihr hing nichts als ein verabscheuungswürdiger Versuch, Recht und Ordnung zu stürzen, und die vermeintliche Niederlage derselben nur eine Fügung der höheren Weltenlenkung. Von diesem Standpunkte aus betrachtete Kaiser Franz die Verhältnisse, und daraus entsprang sein mit vollster Ueberzeugung festgehaltenes und durchgeführtes System unbedingten Widerstandes gegen jede freiheitliche Regung.

Jede derselben erschien ihm als sträfliches Auflehnen gegen die unter so viel Kämpfen wieder aufgerichtete Autorität, als der Vorbote neuer Umwälzungen. Diesen mit allen Mitteln im In- und Auslande entgegenzutreten, galt ihm als Herrscherpflicht.

Wie immer, wenn sich ein System überlebt hat, fehlte es auch dem des Kaiser Franz — und es wäre, nebstbei gesagt, besser und richtiger es so zu bezeichnen als, wie es üblich, als Metternich'sches System — an leidenschaftlichen Angreifern nicht. Nun ist wohl unbestreitbar, daß eine Regierungs-Maxime, die nur

auf Abwehr und Repression begründet ist, nicht schöpferisch sein kann und immer mehr in Conflict mit der nach verschiedenen Richtungen bewegten, aber nie stillstehenden Zeit und ihren Bestrebungen kommen muß. Ob aber die Anschauungen des Kaisers zu ihrer Zeit auch ihre Berechtigung hatten und nicht blos sein Eigen waren, sondern der Anschauung und dem Bedürfniß weiter Kreise entsprachen, ist gewiß nicht unbedingt zu verneinen.

Ein Körnlein Wahrheit liegt in den nachstehenden Worten von Gentz, in welchen er die Ansichten der im zweiten und dritten Decennium unseres Jahrhunderts leitenden Kreise ausspricht. „Zwei Principien constituiren die moralische und intellectuelle Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bindend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein oder gewänne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde Alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewichte stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprincip, sowie in finsteren und barbarischen, wo es wider das Fortschreitungsprincip gestört ist, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit auf dem Beharren bestehen."

Darin spricht sich vollkommen die Stimmung der Zeit nach den Napoleon'schen Kriegen aus. In dieser Fassung ist sie irrig, denn jede Strömung wird sich leichter beherrschen und zum Guten lenken lassen, wenn man sie leitet, als wenn man sie um jeden Preis bekämpft. Einseitigkeit und Halsstarrigkeit drängen nach einem Extrem und diese können nur schaden und nie von langer Dauer sein.

Von allen Stimmungen und Wünschen der Völker nahm man nichts willig auf, als das Bedürfniß nach Ruhe, und dieses glaubte man am sichersten zu erfüllen, wenn man unnachsichtlich jede Regung niederhielt, welche irgend eine der vielen Fragen in Fluß bringen konnte, an welche die Entwicklung der Menschen geknüpft ist. Man irrte in der Wahl der Mittel, aber der Impuls, dem man folgte, kam aus der Bevölkerung selbst, und der Zweck, welchen man im Auge hatte, war ein wahrhaft väterlicher. Leider irren auch die besten Väter, und was sie für das Heil der Kinder halten, schlägt in das Gegentheil um.

Auf den vorstehend kurz skizzirten Grundlagen entstand das System des Kaisers Franz, — wenn man die unbedingte Stabilität überhaupt ein System nennen kann. Seine Erfahrungen, seine Charakteranlagen, seine ganze Persönlichkeit mußten ihn um somehr darauf hinführen, als er damit wirklich einem Bedürfnisse der Zeit und seines Staates nachzukommen glaubte.

Unter der Last schwerer Sorgen war Kaiser Franz I. frühzeitig gealtert. Nicht allein sein nie sehr kräftiger Körper, sondern auch sein Geist empfand den Druck der Zeiten schwer und wurde durch trübe Wahrnehmungen und Erfahrungen in eine bestimmte Denkweise gelenkt. Eine treffende Schilderung bietet Graf Franz Hartig (geb. 1789, gest. 1865) in einem berühmt gewordenen Buch („Die Genesis der Revolution").

Er stand dem Kaiser persönlich nahe und war auch politisch einflußreich; man darf ihm daher — wo nicht eine gewisse Gereiztheit in das Spiel kommt

— umso unbedingter vertrauen, da er Licht und Schatten gerecht vertheilt und vor Schäden nicht die Augen verschließt.

„Kaiser Franz kannte die Stimmung der Bevölkerung nicht und hatte von der allgemeinen Verbreitung des Mißbehagens beinahe in allen Schichten der Gesellschaft (die gegen das Ende seiner Regierung schon merkbar wurde) keine klare Vorstellung, sondern lebte in dem Wahn, die einzelnen ihm zur Kenntniß gelangenden Aeußerungen von Unzufriedenheit seien nur die Verirrungen einzelner Schwärmer und Böswilligen. Es ist das Schicksal Aller, welche die Macht in Händen haben, die Menschen nur im Festkleide, mit Festmiene zu sehen; die im Purpur geborenen Herrscher theilen dieses Los mit den aus dem Volk Emporgestiegenen; vor Cromwell verbargen sich die Gesinnungen so gut wie vor König Karl I., vor Robespierre so gut wie vor Ludwig XVI. und vor Napoleon nicht minder. Aber hätte Kaiser Franz auch wirklich die Volksmeinung in ihrer vollen Bedeutung gekannt, er würde dennoch von der Grundlage seines Systems (welches man irrig das Metternich'sche nennt), nämlich vom unbeugsamen Widerstand gegen alle Beschränkung seiner absoluten Regierungsgewalt niemals gewichen sein, und dies zwar nicht aus Selbstsucht, sondern aus Gewissenspflicht.

Er war ein religiöser Mann und hatte das innere Bewußtsein, nur das Rechte und Gute zu wollen; eine jede freiwillige Schmälerung der von Gott in seine Hand gelegten Macht mußte in ihm die Befürchtung erwecken, in der Ausführung dessen, was er als recht und gut erkannte, gehindert zu werden, er hätte sonach sein Gewissen durch alles in Folge einer solchen Schmälerung gegen seine Ueberzeugung unterbleibende Gute oder eintretende Böse belastet geglaubt, so daß — hätte die Gewalt der Umstände ihn genöthigt, dem Absolutismus zu entsagen — er wahrscheinlich vorgezogen haben würde, dem Throne selbst zu entsagen, um nicht mit seinem Gewissen zu zerfallen.

Diese Gewissenhaftigkeit war sein Glanzpunkt als Mensch, zugleich aber sein Unglück als Herrscher. Ueberzeugt von der Lauterkeit seines Willens, aber der eigenen Einsicht oft weit über Gebühr mißtrauend, verlor er sich oft in Zweifel, die ihn nicht zum Handeln kommen ließen. Der Grund davon lag zum Theil in der etwas rauhen Art, auf welche ihn sein Oheim Kaiser Josef II. in das Geschäftsleben einzuführen unternommen hatte. Dieser vermißte in ihm den eigenen Geistesschwung und ließ seinen Unwillen darüber den jungen Prinzen oft so schonungslos fühlen, daß er verzagt wurde und das Selbstvertrauen verlor. Die unglücklichen Ereignisse, an welchen die erste Hälfte der Regierung des Kaisers Franz so reich war, konnten dieses nicht aufrichten. Sie erweckten in ihm aber auch zugleich Mißtrauen in die Einsicht oder in die Redlichkeit der Rathgeber, die ihm zur Seite standen und deren zur Ausführung gelangte Rathschläge oft keinen günstigen Erfolg gehabt hatten.

Zu dem Mißtrauen in sich selbst gesellte sich daher auch Mißtrauen gegen Jene, die seiner Einsicht zu Hilfe zu kommen berufen waren. Um von ihnen nicht getäuscht zu werden, hielt er es für Gewissenspflicht, selbst von den Einzelnheiten in Geschäften Kenntniß zu nehmen, und über vorkommende Zweifel die Meinung verschiedener, einander unbekannter, wohl auch dem Staatsdienst ganz fremder Personen zu hören. Die Verschiedenheit der Meinungen machte aber sein eigenes Urtheil noch schwankender und verhinderte ihn zu einem Beschluß zu kommen, — die Nichterledigung der Geschäfte war gewöhnlich die Folge davon. Hätte der Kaiser seinem praktischen Verstande und seiner Erfahrung mehr zugetraut oder sein volles Vertrauen irgend einem seiner Rathgeber geschenkt, so würden die Verzögerungen im Geschäftsgange, welche zu vielen und gegründeten Klagen Anlaß gegeben, nicht eingetreten sein ....

Mit zunehmendem Alter vermehrten sich die Zweifel und Gewissensscrupel und dadurch auch die Geschäftsverzögerungen, und so kam es, daß die Regierung sogar in jenen Verbesserungen hinter den Forderungen der Zeit zurückblieb, welche das

Princip des Absolutismus nicht verletzen konnten. Nicht ganz mit Recht klagt man den Kaiser und seine Minister an, aus Maxime stationär geblieben zu sein; man blieb nur stehen, weil man zu keinem Entschluß kommen konnte, mit welchem Fuße man vorwärts schreiten sollte. Die Wirkung des Stehenbleibens war allerdings dieselbe, was es immer für einen Grund haben mochte."

So weit ein Mann über das System und die Charakteristik des Kaisers als Regenten, der ihm und dem Regierungssystem persönlich nahe stand. Er nennt offen zwei Dinge als besonders mißlich: den Argwohn und das Zweifeln des Kaisers, das sich sogar gegen die eigene Einsicht kehrte, und die Vielgeschäftigkeit, das Eingehen in alle Details eines so verzweigten Organismus, wie es der österreichische Staat ist. Graf Hartig sucht sie aus dem Charakter des Monarchen zu erklären, und theilweise mag er im Rechte sein. In der Hauptsache erscheinen sie uns aber im Absolutismus selbst begründet zu sein, und zwar umso mehr, je gewissenhafter und ernster der Monarch seinen hohen Beruf erfaßt und demselben nachzukommen trachtet. Ein kaum zu bestreitender Beweis dafür liegt in der Thatsache, daß wir ganz denselben Zügen bei Josef II. begegnen, so verschieden sie auch sonst nach Charakter und Anschauungen waren.

Beide Uebelstände entspringen aus einem Grunde: nämlich aus dem sich dem absoluten Herrscher mit so großer Macht aufdrängenden Bewußtsein, daß seine Person, seine Verantwortung allein die ganze Regierungsaction deckt. Sogar in dem Stoßseufzer, den man im Volke in absolut regierten Staaten so oft bei wirklichen oder eingebildeten Unbilligkeiten hört: „Ja, wenn das der Kaiser wüßte!" drückt sich der Glaube aus, daß von diesem allein Hilfe zu hoffen, daß er verpflichtet ist, Alles zu wissen, Alles zu lenken und zu leiten. Das muß nun auf der einen Seite zu einer Vielgeschäftigkeit, zu einem Zersplittern jener Kraft führen, welche schon durch ihre Stellung bestimmt ist, nur die allgemeine Directive zu geben, zu steuern, aber nicht zu rudern; andererseits flößen theilweise Mißerfolge oder noch traurigere Erfahrungen dem Monarchen Argwohn gegen seine Umgebung ein, weil er weiß, daß sie keine Verantwortlichkeit vor der Mit- und Nachwelt trägt, sondern diese an seinem Namen allein für alle Maßregeln und alle Regierungshandlungen haftet. Zu den größten Bedenken, welche man gegen den Absolutismus hegen kann, der, wie alle Entwicklungsformen, für bestimmte Verhältnisse und Zeiten seine Vorzüge hat, gehört es eben, daß die Grenze zwischen diesem Mißtrauen und dem Bestreben in alle Details einzugreifen und zwischen einer Günstlingsherrschaft so schwierig zu ziehen ist, und daß die staatlichen Organe, vollkommen durch das Ansehen des Monarchen gedeckt, endlich das Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit ganz verlieren.

Daß sich umgekehrt absolute Staatslenker dieser Verantwortung in so hohem Maße bewußt sind, ist nur ehrend, wenn es sich auch oft in merkwürdigen Formen ausspricht. Es ist rührend, wenn Kaiser Franz nach einem sauren Tagwerk, auf einen Stoß Akten, die er gelesen und erledigt hatte, blickend, mit äußerst bescheidenem Bewußtsein ausruft: „So fleißig sollten die Herren in den Aemtern sein, — ich wär' halt ein braver Hofrath!"

Der Kaiser wußte, daß er als Träger seines Systems galt und nahm auch in jeder Beziehung Einfluß, wo es galt, dasselbe aufrecht zu halten. Wie sehr er seine Person damit verbunden wußte und zu Concessionen neigte, wenn er selbst gewissermaßen unberührt davon blieb, zeigt folgende wohlverbürgte Anekdote. Es war üblich, daß dem Kaiser allsonntäglich das Wochenrepertoire des Burgtheaters durch den Oberstkämmerer Grafen Eugen Czernin vorgelegt wurde, zu dessen Obliegenheiten zwar die Theatersachen nicht gehörten, der aber als kunstsinniger Cavalier viel Einfluß darauf übte. Da fand Franz I. denn einmal „Wilhelm Tell" angesetzt.

„Das ist nichts, Czernin!" rief er lebhaft. „Ich will das Stück nit sehen. Geben S' was anders, — ein Lustspiel wegen meiner!"

„Majestät, an Sonntagen ziehen die nicht. Das Volk will Trauerspiele, große Spektakel."

„Aber ich will's nit. Und den Tell schon gar nit. Streichen S' ihn nur weg."

Graf Czernin ergriff die Feder, benahm sich aber so zögernd, daß der Kaiser aufmerksam wurde und ihn mißtrauisch ansah.

„Was machen S' denn für ein G'sicht? Ist Ihnen leid um das revolutionäre Stück? Sind Sie auch so ein geheimer Demagog? Na — reden S' nur".

„Wir sind im Frühjahr, die Einnahmen werden täglich geringer und die Theatercasse ist leer. Mit dem „Tell" würden wir an einigen Sonntagen volle Häuser machen".

Der Kaiser überlegte eine Weile.

„Wissen S' was wir thun?" sagte er endlich. „Geben S' meinetwegen das Stück für's Volk, — aber erst in acht Tagen, da bin ich schon auf dem Land".

So fügte sich sein praktischer Sinn selbst in etwas Widerstrebendes, wenn seine Person, mindestens äußerlich, von der Mitwissenschaft und Verantwortung entlastet war.

Getreu seinem Wahlspruch „Justitia regnorum fundamentum (Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche)" hielt Kaiser Franz strenge an Recht und Gerechtigkeit und sowohl in der äußeren wie inneren Politik war ihm der Buchstabe eines Vertrages oder Gesetzes heilig. Mit Unrecht erschien er darum oft hart, — er hielt strenge Gerechtigkeit für eine Pflicht und sagte oft: „Mit dem Verzeihen und der Gnad', da bin ich nit gar so g'schwind — da ist der Metternich viel eher dabei".

Wo kein Gesetz ihm hinderlich war und er seinen natürlichen Regungen folgen zu dürfen glaubte, bewies er sich stets milde. Der Redacteur eines auswärtigen Blattes, das sich durch besonders heftige Angriffe auf die österreichische Regierung hervorthat, hatte das Glück einen ansehnlichen Treffer in der Staatslotterie zu machen, versäumte aber die zur Auszahlung bestimmte Frist und sollte des Gewinnes verlustig werden. Um dies abzuwenden, blieb dem Mann keine andere Wahl, als sich persönlich an die Gnade des Kaisers zu wenden.

„Ah — Sie sein Der, der so rar über uns schreibt?" fragte der Kaiser in der gewährten Audienz ziemlich unwirsch den Bittsteller.

Der Redacteur suchte sich zu entschuldigen.

„Sein S' stad! — Umsonst wird Ihr Blatt nit verboten sein — da müssen schöne Sachen d'rin stehen! Haben S' Familie?" fragte der Kaiser nach einer Pause, und als der Bittsteller entgegnete, daß er verheiratet und Vater mehrerer Kinder sei, entschied Franz I.: „Na, die Frau und die Kinder können nix dafür, daß Sie so ein Zeug z'sammenschreiben und sie sollen auch nit drunter leiden. Der Treffer soll Ihnen auszahlt werden!"

Wie zu allen Zeiten, war auch das Justizwesen unter Franz I. ein Glanzpunkt der österreichischen Verwaltung, und selbst die Massenverurtheilungen der Carbonari im Beginne der Zwanziger Jahre — obwohl odios, wie alle politischen Processe, vermochten das Vertrauen in die Unabhängigkeit und Tüchtigkeit des Richterstandes nicht zu erschüttern, — so weit er nämlich dem Staat angehörte. Von den Patrimonialgerichten sprach man anders und wohl auch nicht ganz ohne Unrecht.

Man wird also den Ausspruch Ferdinand Raimund's für nichts als eines jener Bonmots halten dürfen, wie sie auf dem Wiener Boden von jeher in Fülle entsprießen und die mehr ihrer natürlichen Komik wegen belacht werden, als wegen der satyrischen Spitze. Als nämlich dieser Dichter, in dem sich das Wienerthum in seiner liebenswürdigsten Weise aussprach, zuerst das neue Burgthor sah, auf dem bekanntlich der eben angeführte Wahlspruch steht, sagte er mit Bezug darauf, daß damals die Plattform begangen werden konnte: „Das is eine schöne G'rechtigkeit, wo Alles d'runter und d'rüber geht!"

Eigentliche Günstlinge hatte Kaiser Franz nie. Er hatte sich an den einen oder anderen Staatsmann mehr gewöhnt, je nachdem sich derselbe seinen Maximen anbequemte. Dies galt auch von Metternich, „welcher, wenn er nicht thun kann, was er will, stets das thut, was der Kaiser will", wie ein genauer Kenner der Verhältnisse sagte.

Bemerkenswerth ist, daß in seinem politischen System des Absolutismus kein Raum für irgend eine Macht war, die sich neben der durch seine Person repräsentirten staatlichen hätte geltend machen können. Und dies galt nicht blos bezüglich der constitutionellen Ideen, sondern auch für jene anderen Gewalten, die sich im absoluten Staat unter dem Vorwand, ihm zu dienen, so gerne zu den eigentlichen Herren machen.

Obwohl religiös aus Ueberzeugung stand Kaiser Franz, was das heikle Gebiet der staatlichen und kirchlichen Beziehung betrifft, ganz auf jenem Standpunkt, den man gemeiniglich den „Josefinischen" nennt und wahrte nach dieser Seite, wie nach allen anderen, die staatliche Autorität.

Einer Deputation von höheren Priestern, welche ihm einen Plan unterbreiteten, durch größere Beeinflußung der Schulen dem „gefährlichen Gifte der modernen Ideen" entgegenzuwirken, entgegnete er kurz: „Ich werd' schon schauen, was nothwendig ist; aber wissen S', regieren thut bei uns nur Einer — und der Eine bin ich!"

Bei anderer Gelegenheit sagte er die unbedingt richtigen und vielleicht auch heute zu beherzigenden Worte: „Mir ist alleweil der Geistliche am liebsten und der wird sein schönes Amt auch am besten verwalten, — der am wenigsten politisirt".

Keines jener staatlichen Hoheitsrechte, die von seinem Oheim Josef II. und seiner Großmutter Maria Theresia der Kirche gegenüber — weniger errungen, als sichergestellt und befestigt wurden, erlitt unter ihm eine Einbuße. Hören wir, was Metternich darüber sagt: „In Oesterreich ist die Macht der Kirche für immer gebrochen, denn einige Dutzend Liguorianer und Jesuiten — mehr werden nicht geduldet — können die achtunddreißig Millionen nicht unter das alte Joch bringen und vermöchten sie es, so würde man sie mit der größten Politesse zur Ablegung ihrer Ordenskleider zwingen".

Später, als ringsumher sich die Anzeichen mehrten, daß seine Regierungsmaximen unhaltbar seien, änderte Metternich seine Ansichten und griff nach kirchlicher Hilfe, um sich zu stützen. Während der Regierung des Kaisers Franz aber sah man in der Kirche keinen gleichberechtigten Bundesgenossen, sondern nur einen Helfer, dem man aber eifersüchtig auf die Finger sieht, ein bequemes, aber nicht unbedenkliches Mittel, das Regierungssystem zu stützen.

Von Zelotismus oder Unduldsamkeit konnte unter Franz keine Rede sein. Er war den in Staatsdienste getretenen Convertiten, Schlegel, Adam Müller, Jarcke u. s. w., nie besonders günstig gestimmt und erwiderte einem Bittsteller, der einfließen ließ, er glaube der kaiserlichen Gnade umso würdiger zu sein, da er in den Schoß der katholischen Kirche übergetreten sei, ziemlich barsch: „Das ist keine Empfehlung!"

Erst unter seiner Regierung durften gewisse kirchliche Feste anderer Confessionen mit öffentlichen Ankündigungen und Einladungen vorbereitet werden und der ersten solennen Feier des Reformationsfestes in den evangelischen Kirchen wohnten die Vertreter des Staates bei. Als in den italienischen Provinzen einzelne unliebsame Fälle vorkamen, erging ein strikter Befehl an die Behörden, der Bekehrung von Israeliten durch Zwang oder andere unlautere Mittel entgegenzutreten.

Im Gegensatze dazu war Kaiser Franz auch ein abgesagter Feind aller Ueberschwänglichkeiten, des Mysticismus und ähnlicher Auswüchse echter Religion. Die Anhänger einer Secte in Oesterreich, die, nach der Lehre eines ehemaligen Jesuiten, Pöschl, daran glaubten, daß es für „wahrhaft Gläubige und Reine" Offenbarungen und Erscheinungen Gottes gebe, durch welche die eigentlichen

Krönung Ferdinand als König von Ungarn. (Seite 100.)

Grundzüge wahren Glaubens verlautbart würden, brachte man durch Einlegung von Militär-Executionen bald auf den rechten Weg zurück, und auch der eine Zeitlang besonders arg grassirende Unfug, der von Wundersüchtigen bei der „hohlen Buche" unweit des bekannten „Jungfernbründl's" bei Sievering getrieben wurde, erlitt eine empfindliche Störung und endlich gänzliche Unterdrückung durch eine dahin detachirte Cavallerie-Patrouille.

Was den vorerwähnten Sektenstifter Thomas Pöschl betrifft, war derselbe — nach der Schilderung eines ausgezeichneten Gewährsmannes — aus dem Heimatlande der Hussiten stammend, wo trotzig ernster Sinn, mit gläubigem Gemüthe sich paarend, wild schwärmende Kinder, mannigfache Religionssekten zeugte. Er war am 2. März (nach Anderen am 2. Mai) 1769 in Höritz bei Krumau geboren, der Sohn eines Zimmermanns, und die fromme Mutter Veronika lehrte den stillen, heiteren Kinderspielen abgewendeten Knaben beten und ministriren. Dreizehn Jahre alt kam er zu einem älteren Bruder nach Linz, um zu studiren. Hier übte die Erscheinung des durchreisenden Papstes Pius VI. eine mächtige Wirkung auf die Phantasie des Knaben, der wohl keine bedeutenden Geistesanlagen zeigte, aber durch Fleiß, Sittlichkeit und auffallende Sanftmuth sich die Herzen gewann. Er erwarb, wie so mancher arme Student früherer und späterer Zeiten als „Currendknabe" (in den Höfen der Häuser und den Wohnstuben der Familien singend und Gebete aufsagend, wovon der modernere sogenannte „Evangelienaufsager" herstammt) und mit Unterrichtgeben sein spärliches Brod. Wenn dies gethan war, lebte er neben seinen Studien ein beschauliches Leben in einem Dachstüblein, das er mit Heiligenbildern beklebte „um immer in der Gegenwart des himmlischen Hofes zu wandeln", denn, wie er selbst sagte: „Die Liebe zu Jesus bereitete mir in den Stunden der Einsamkeit, Andacht und abendlichen Stille paradiesisches Vergnügen". Er vollendete zu Linz und Wien die theologischen Studien und wurde in ersterer Stadt im Jahre 1797 zum Priester geweiht.

Pöschl war von hoher Gestalt, sein bleiches Antlitz drückte Wohlwollen und Schwermuth aus, seine Stirne war die eines Denkers. Die Schriften der Mystiker fesselten ihn. Da ward diesem edlen, schwärmerischen Priester eine entsetzliche Prüfung beschieden.

Im Jahre 1806 sandte der Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg eine Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" an eine Buchhandlung in Augsburg, im Beischluß einer Berliner Buchsendung. Diese Broschüre, welche sehr bittere Bemerkungen über Napoleon und das Betragen der französischen Truppen in Baiern enthielt, gerieth in die Hände französischer Offiziere, und der Augsburger Buchhändler ward sogleich festgenommen. Als Palm dieß vernahm, floh er von Nürnberg nach Erlangen, begab sich aber bald heimlich nach Nürnberg zurück, wurde da von den Gendarmen ergriffen, nach kurzem Verhör nach Ansbach zu Bernadotte und von da ohne Verhör weiter nach der oberösterreichischen Stadt Braunau (Innkreis) gebracht. Durch ein Kriegsgericht wurde am 26. August das Todesurtheil über ihn ausgesprochen und am selben Tage wurde er erschossen. Palm starb muthig als echter deutscher Mann, auch sein Blut floß für des Vaterlandes Befreiung; ein Denkmal auf dem Platze zu Braunau, wo das Opfer Napoleon's fiel, erhält sein Andenken.

Den Unglücklichen in Braunau zum Tode vorzubereiten und demselben das Geleite zur Richtstätte zu geben, war die Aufgabe Pöschl's. Er übernahm ferner dessen von den letzten Abschiedsthränen durchfeuchtetes Taschentuch für die Familie. Die Briefe, welche Pöschl an die Witwe geschrieben, um ihr des Gatten Schicksal mitzutheilen, sind die würdigsten Denkmale eines frommen, tieferschütterten, menschlich fühlenden Priesters.

Aber — von dieser Zeit an war sein Geist schmerzlichst ergriffen; ihm war, als ob die sittliche Welt aus den Fugen gehen, das allgemeine Verderben hereinbrechen und so eine Erlösung nothwendig machen müsse. Vom Tode seiner innigstgeliebten Mutter erzählte er, daß er ihm zwei Tage früher geoffenbart worden sei.

In seinen Pflichten als Seelsorger war er ein unermüdlich fleißiger Katechet, in der Schule, bei geringen Einkünften, ein Wohlthäter der Armen, aber im Beichtstuhle bis zur Härte streng. Immer mehr bildete sich ein ekstatischer (verzückter) Zustand in ihm aus. Er selbst, des Zimmermanns Sohn, hielt sich für einen „bevorzugten Gott", für die „rechte Säule". Er exorcirte (beschwor den Teufel) bei einer in Kindesnöthen befindlichen Magd, und der von Elba zurückgekehrte Kaiser wurde von ihm als der Antichrist (Teufel) bezeichnet.

Pöschl wurde von Braunau entfernt und nach Apfelwang versetzt. Als ein nach seiner Meinung ungerecht Verfolgter setzt er hier seine Lehren, sein mysteriöses Wirken fort; den Priester nennt sein ihm vorgesetzter Pfarrer „einen Heiligen, dem man schreckliches Unrecht angethan"; er vergleicht ihn mit dem Namensbruder Pöschl's, mit Thomas von Aquino. Immer mächtiger und tiefer gehend war sein Einfluß auf die Dorfbevölkerungen, welchen er predigte und ein sogenanntes „Herzbüchel" zu lesen gab, das, im Jahre 1732 gedruckt und dem Fürstbischof von Würzburg gewidmet, einen „christlichen Sittenspiegel" bot, „in welchem jeder heilsbegierige Christenmensch sich ersehen, den Stand seiner Seele erkennen kann". Zehn Kupferstiche, jeder ein Herz darstellend, auf dem ein Angesicht erscheint, zeigen im Innern den Teufel, die Todsünden, Marterwerkzeuge u. dgl.

Plötzlich sagte eine vierzigjährige Frau von unbescholtenem Rufe, die Krämerin Magdalena Sickinger in Apfelwang (Oberösterreich), die Tochter eines kurbairischen Hofrathes, aus, daß ihr Jesus in ihrem Herzen erschienen sei und ihr geoffenbart habe: „Die Christen seien sehr verderbt, und wenn nicht Besserung erfolge, würden sie vertilgt werden. Die Juden seien noch die besseren Menschen; man müsse trachten sie zu bekehren und statt der untergehenden christlich-katholischen eine jüdisch-katholische Kirche (!!??) zu gründen. Der Anfang dieser Judenbekehrung sei in Böhmen zu machen, Pöschl werde dann seine Heerde über Prag nach Jerusalem führen, wo er nach drei Jahren gekreuzigt werden wird." Es war dies die erste „Offenbarung", die am 20. März 1813 der Magdalena Sickinger wurde, der bis zum März 1814 noch viele andere voll biblischer Einfalt und phantastischer Erhabenheit folgten und von Pöschl genau aufgezeichnet und verbreitet wurden; sie steigerten sich bis zu Aussprüchen: „Er (Pöschl) sei ein Sohn, ein Liebling Gottes!" Seine Anhänger fingen an, zu glauben daß er Wunder wirken könne.

Immer größer wurde die Zahl seiner Freunde und der Frauen, die an ihn glaubten. Er fanatisirte nicht allein von der Kanzel, im Beichtstuhle, bei nächtlichen Andachten, er schrieb auch, um in die Ferne zu wirken, prophetische Worte in Versen nieder, welche an die mystische Gedankentiefe des Angelus Silesius (Johann Scheffler, kais. Leibarzt, heftiger Gegner Luthers und Urheber eines pantheistischen Systems, mystischer Schriftsteller, gest. 1677) erinnern. Die Bewegung fing unter dem Landvolke an und theilte sich immer weiteren Kreisen mit. Die Regierung wurde auf Pöschl's Thun und Treiben aufmerksam und ließ ihn nach Salzburg ins Priesterhaus bringen (27. März 1814). Sein Verkehr mit den Seinen erlitt aber dadurch kaum eine Unterbrechung, er schrieb und fanatisirte sie, selbst als er ins Kloster zu St.-Peter gesteckt, und weil er selbst hier Gläubige für seine Lehre fand, als er in Polizeigewahrsam gebracht worden war.

Jetzt hatte die Sekte die Weihe des Märtyrerthums durch ihren Meister, der seinen Gläubigen schrieb: „Das Ende ist nahe!" Es waren nun die wilden heraufbeschworenen Geister der wenn auch wahnsinnigen, doch stets sittenlehrenden Bändigung ihres Propheten los und ledig. Zügellos walteten die befreiten Elemente. Es tauchten „Häupter" empor und weibliche Propheten, welche „Mutter Gottes" genannt wurden, unter ihnen auch eine „Magdalena". Die bedeutendsten waren die Bauern Josef Haas, Josef Seyringer und Topherl (Christof), ein Schmied, welcher in früherer Zeit wahnsinnig und jetzt feuersprühender Prediger war: „Es müssen Opfer gebracht werden, die nach drei Tagen wieder auferstehen!" sagte er. Allgemeine Bußübungen fanden unter den

„Betenden Brüdern", wie sie allgemein genannt wurden, statt: Reinigungen durch Kasteiung und Bäder. Viele verbrannten ihr Hab und Gut, ihren Schmuck und ihre Kleider. Der 30. März war der vorausgesagte Tag. Viele verließen die Hütten: Mütter mit ihren Säuglingen, Greise irrten, ohne zu wissen wohin, durch die eiskalte Nacht, denn „der Herr werde sie führen". Viele hatte man später als Leichen erstarrt gefunden.

In der Nacht vom 30. auf den 31. März 1817, nachdem Josef Haas mehrere Menschen „gereinigt" hatte, sprach er zu ihnen: „Brüder, nun müssen wir auch meinen Nachbar Georg Nähhammer und dessen Weib und Tochter reinigen, sonst gehen ihre Seelen verloren". Und so verfügten sie sich an des Nachbars Haus, brachen mit Gewalt ein, und Franziska, die Tochter des Haas, schlug die Bäuerin mit einer Hacke todt; ihr Gatte und die Tochter sanken ebenfalls unter den Streichen zusammen und starben nach einigen Tagen. Nach dieser entsetzlichen That kehrten die Wahnsinnigen wieder in die Wohnung des Haas zurück, wo die „Pöschlianer" eine Zusammenkunft hielten.

Wieder sprach Haas zu ihnen: „Brüder, heute ist die Gnadenzeit, und der Herr verlangt, daß diese Nacht noch ein Schlachtopfer gebracht werden soll". Ein junges Mädchen aus Würmetsöd, Anna Maria Einzinger, bot sich sogleich als dieses Opfer an, „denn", sagte sie, „in drei Tagen werde ich wieder glorreich auferstehen!" Darauf schnitt ihr Haas mehrere Finger ab, verstümmelte sie mit einer Holzhacke von unten auf und gab ihr zuletzt einen Streich über den Kopf, der sie tödtete. Wie unser Gewährsmann (der Augen- und Ohrenzeuge Josef Schraibinger, Pfarrkurat zu Frankenburg) bemerkt, war das Mädchen ruhig knien geblieben; nur die Worte: „Maria, hilf mir!" kamen über ihre Lippen. Alle Anwesenden standen wie versteinert umher, denn Haas hatte ihnen befohlen, sich still zu verhalten, „weil sonst der Teufel über sie Gewalt bekäme". Haas wurde immer wüthender; das Weiße in seinen Augen war braunroth geworden, und er schickte sich an, noch Andere aus der Versammlung zu schlachten. Da rief die Bäuerin Anna Kienast von Obersalsbach, an welche die Reihe hätte kommen sollen: „Vater, hilf mir! Haas ist ein Mörder!" Ueber diesen Angstschrei erwachte ihr Vater wie aus tiefer Betäubung, fiel dem Mörder in die Arme und entriß ihm die Hacke.

Diese unerhörten Vorgänge wurden rasch bekannt. Der Pfarrer Götz sendete Eilboten an das Landgericht in Vöcklabruck; es wurde Militär aufgeboten; das Gericht trat in die Stube, nachdem Haas mit einer Schlinge gefangen genommen worden war. Noch lag der Leichnam des Mädchens da in seinem Blute, und die noch anwesenden Pöschlianer lagen wie erstarrt auf dem Boden oder saßen regungslos auf den Bänken. Gefragt, gaben sie keine Antwort; wollte man sie aufrichten und auf die Füße stellen, so fielen sie wie ein Stück Holz um. Es war keine Verstellung, das Entsetzen über die eigene That hatte sie starr gemacht. Mit ihnen wurde auch Haas fortgeführt; Alle stimmten unaufhörlich die Rufe an: „Jesus steh' uns bei! Maria, verlasse uns nicht!" Auf halbem Wege wollten sie nicht weiter gehen, sie überfielen die Escorte, die sich gezwungen sah, unter sie zu feuern. Es stürzten Einige zu Boden.

Der Bann, der auf ganzen Dorfbevölkerungen seit einigen Jahren gelastet, war gelöst. Schon in den nächsten Tagen kamen viele reumüthig zu ihren Ortspfarrern und baten um Gnade und Versöhnung. Die wegen begangener Mordthat im Kerker befindlichen Pöschlianer wurden wegen Mangels an bösem Vorsatz vom Verbrechen freigesprochen, blieben aber wegen ihrer „gefährlichen Grundsätze" im Arreste unter geistlicher Aufsicht, bis sie Beweise ihrer vollkommenen Sinnesänderung abgelegt hatten und keine Gefahr mehr von ihnen zu befürchten war.

Pöschl, der nicht zu bekehren war, wurde mit dem „Interdikt" (Verbot der Haltung des Gottesdienstes und der Verwaltung der Sakramente) belegt und von Salzburg nach Wien ins Haus der Defizientenpriester (Landstraße, Ungargasse)

gebracht. Es sollen sich später Spuren von Irrsinn an ihm gezeigt haben, was jedoch Doktor Zillinger, ein geistvoller Irrenarzt, bezweifelte. Pöschl starb zu Wien am 15. November 1837 im 68. Lebensjahre „am sogenannten Nervenschlag".

Haas verheiratete sich später mit einer Kaffeesiederin in Salzburg — dieselbe war „die Mutter Gottes der Pöschlianer" gewesen, deren Porträt sich noch heute im Museum daselbst befindet. Dasselbe zeigt einen edlen Frauenkopf mit jenen Augen, die schwer auf dem Beschauer ruhen, mit einem scharf geschlossenen, nicht ohne weiche Kraft gebildeten Munde, das Haupt und die Büste von einem weißen weiten Tuche umhüllt. Noch in den Sechziger Jahren lebte das Original als altes Mütterchen in Salzburg, ging gebeugt und demüthig durch die Straßen und führte überhaupt ein einsames Leben. Wer es wagte, sie um ihre früheren Verhältnisse zu fragen, von ihrer einstigen „heiligen" Würde zu sprechen, dem blickte sie wie erstarrend in die Augen, kein Laut löste sich von ihren Lippen, und es soll noch jeden Fragenden gereut haben, entsetzliche Erinnerungen in ihr zu wecken.

Wie sorgfältig übrigens Kaiser Franz bemüht war, die Rechte des Staates zu wahren, wird am schlagendsten durch einzelne seiner Entscheidungen bewiesen.

Als nach der Besitznahme der italienischen Provinzen die römische Curie von den dortigen geistlichen Behörden Auskünfte verlangte und Aufträge ertheilte, ohne sich mit den kaiserlichen Aemtern ins Einvernehmen zu setzen, schrieb der Kaiser am 19. August 1814 an den obersten Hofkanzler Prokop Graf Lazanzky (geb. 1771, gest. 1824): „. . . . . so will Ich, um jeden Meinen landesfürstlichen Rechten und Verordnungen stracks zuwiderlaufenden Einfluß der römischen Curialbehörde in meinen Staaten überall stets und standhaft hintanzuhalten, daß die in Absicht auf das Placetum regium in kirchlichen und geistlichen Dingen bestehenden Vorschriften durch die Gubernien der neu erworbenen Provinzen auf eine zweckmäßige Art der gesammten Geistlichkeit sogleich kundgemacht und auf die pünktliche Beobachtung derselben strenge gesehen werden soll."

Ueberhaupt erwies sich der Kaiser sehr wenig geneigt, nach dieser Richtung von den Principien abzugehen, welche unter seiner Großmutter Maria Theresia und seinem Oheim Josef II. zur Geltung gekommen waren, und es täuschten sich Jene, welche hofften, seine Abneigung gegen jede fortschrittliche Regung in einer Weise auszunützen, die den Rechten des Staates etwas vergeben hätte. Als die südtirolischen Bischöfe 1795 in einer mit vielen Citaten belegten Eingabe um Wiederherstellung der persönlichen Unabhängigkeit des Clerus von den weltlichen Gerichten ansuchten, beschied der Kaiser sie abschlägig mit dem Bemerken: „daß es aus dem Munde eines Priesters nicht sehr erbaulich klinge, wenn er sich des Standes, von dem er ausgegangen und jenes Gerichtes schämte, das für seine Eltern, Anverwandten und Millionen seiner Mitbürger durch Bestellung des Landesfürsten besteht."

Und einer noch im gleichen Jahre vorgebrachten Bitte des Gesammt-Clerus von Tirol erwiderte er im gleichen Sinne, „es könne die Zuweisung des Clerus zu einem anderen Foro (Gerichtshof) umso weniger stattfinden, als ein solcher Anspruch, der zugleich auf die Geistlichkeit einen Schatten von Stolz und von Verachtung anderer verehrlicher Staatsbürgerclassen werfen müßte, das Ansehen und das öffentliche Vertrauen in die das Richteramt ausübende ordentliche erste Instanz empfindlich schmälern und zurücksetzen würde."

Es sei hier gestattet, einzuflechten, daß diese Bestrebungen, bis sie durch die moderne Gesetzgebung endgiltig im Sinne der Rechtsgleichheit entschieden wurden, noch weit herauf sich geltend machten. Einem Jesuiten-Pater, der 1844 vor dem Criminalgerichte in Innsbruck als Zeuge erscheinen sollte, verboten seine geistlichen Oberen dies, weil es dem Orden gestattet sei, vollkommen nach seinen Satzungen zu leben, und es bedurfte einer energischen Belehrung der obersten Justizstelle, um dem Pater Provinzial begreiflich zu machen, daß sich diese Erlaubniß nur auf das innere specielle Ordensleben beziehe, nicht aber auch eine

völlige Befreiung von allgemeinen Pflichten gegen den Staat und dessen Behörden darunter begriffen werden dürfte.

Gerade diesem Orden gegenüber scheint Kaiser Franz denn doch auch von einem gewissen Mißtrauen nicht frei gewesen zu sein, was umso begreiflicher wird, da seine Jugend in jene Zeit fiel, wo die Stimmung von ganz Europa die Aufhebung des Ordens erzwang. Für jenes Mißtrauen spricht ein am 16. April 1823 an das galizische Gubernium ergangener gemessener Auftrag, den aus dem Auslande kommenden, dem Orden der Jesuiten angehörigen Personen, bevor ihnen irgend eine öffentliche Thätigkeit als Lehrer oder Seelsorger gestattet werde, den vorgeschriebenen staatsbürgerlichen Eid abzunehmen, und namentlich die seit 1801 eingeführten Reverse bezüglich der geheimen Gesellschaften von denselben abzufordern.

Als mehrfache Fälle vorkamen, daß Geistliche unter Anpreisung der eigenen Verdienste und Fähigkeiten um bessere und einträglichere Stellen sich bewarben, rescribirte der Kaiser am 11. August 1799, daß dies künftig nicht mehr der Fall sein dürfe, da „es Aufgabe der Geistlichkeit ist, in Bescheidenheit zu wandeln und nicht nach weltlichen Gütern zu streben, und es nach den Grundsätzen der katholischen Lehre sich nicht gezieme, daß Priester nach höheren irdischen Würden sich sehnen und darum werben."

Eine Eingabe der Franziskanerklöster in Tirol: es möge verstattet werden, den Klerikern, um sie von schlechter Gesellschaft fernzuhalten, den philosophischen Unterricht in den Klöstern zu ertheilen, wurde in folgender aber treffender Weise 1815 unter Zustimmung des Kaisers beschieden: „Wenn man besorgen muß, daß junge Religiose, sobald sie mit weltlichen Studenten zusammentreffen, den gewählten Stand verlassen, oder doch nicht das werden, was man aus ihnen zu bilden sucht, dann ist entweder ihr Beruf nicht fest genug, und es ist besser, daß sie das geistliche Kleid bei Zeiten ablegen, oder wenn doch der Orden sie beibehält, so werden sie in späteren Jahren oft ein Opfer nicht zu hebender Unzufriedenheit sein. Religiose können dem Staate Gutes leisten, aber nur solche, die ihren Stand aufrichtig lieben und nebst echter Bildung Selbstzufriedenheit im Herzen tragen. Religiose dieser Art, wenn sie auch weniger zahlreich sind, wirken weit mehr als eine bedeutende Mehrzahl mißmuthiger Ordensgeistlicher. Auf der anderen Seite wirft es auf die öffentlichen Lehranstalten ein sehr nachtheiliges Licht, wenn man die weltlichen Studenten im Allgemeinen für so übel geartet ansieht, daß selbst bei weniger Berührung junger Religioser mit denselben schon die Beständigkeit des Berufes, die Klosterzucht und die Unterwürfigkeit leiden könnten."

Für unsere Zeit besonders interessant ist der Bescheid, welchen die Bischöfe Tirols erhielten, als sie 1795 nebst anderen Beschwerdepunkten auch verlangten, daß ihnen die Prüfung der Lehrer an theologischen Lehranstalten und der an solchen studirenden Schüler, welche in die Seelsorge des Inlands treten wollten, gänzlich überlassen bleibe. Dazu meinte das Directorium (Ministerium des Innern), es handle sich da um ein Recht des Landesfürsten, auf welches umso weniger verzichtet werden könne, da der Staat sich von den guten Grundsätzen und Begriffen der Volkslehrer überzeugen müsse, die auf die Denkungsart seiner Unterthanen und das gesammte bürgerliche Leben den wichtigsten Einfluß haben. Kaiser Franz genehmigte diese Abweisung ohne jede weitere Bemerkung.

Der Einwanderung fremder Ordenspersonen war der Kaiser im Allgemeinen nicht sehr geneigt, er fürchtete wohl nicht mit Unrecht, daß sich dieselben in politischer und nationaler Beziehung zu wenig acclimatisiren würden, um nicht zu Unannehmlichkeiten Anlaß zu geben. Mit der Abtretung der österreichischen Niederlande an Frankreich wurden alle dortigen Trappistenklöster aufgehoben und sowohl Mönche als Nonnen wendeten sich in großer Zahl nach Oesterreich. Ueber Fürsprache einflußreicher Damen aus Emigrantenkreisen war Kaiser Franz anfänglich geneigt, den Trappisten die Niederlassung in Oesterreich zu bewilligen, kam jedoch bald davon ab und rescribirte am 4. August 1798: „Es hat von der zugedachten

Aufmerksame Beider Mienen in den Gesichtszügen abzulesen und keines sie lebhaft ein Mienen von tausend Zeichen bekommen, wenn sie die Unterredungen andermeitig suchen."

Im zweiten Jahre aber merkte er genau Oesterreichischen Unterthanen, die in den Hauptstädten Europa gewiesen und in ausländischen Diensten aufgenommen worden waren, die Absicht nach Oesterreich.

Wie die ausländischen Verhältnisse des Staates in Frage kamen, da machte Kaiser Franz auch seinen Unterricht gänzlich militärischen und politischen Gut. Als im September 1809 das österreichischen Abtretungsverlangen-

Graf Franz Saverius. (Siehe Seite 6.)

Patent erfolgt, wurden sich auch die Schuljahrsmonate und Lehrstunden öffnen, um dem Staate die so nöthigen Staatsmittel zu geben. Der gesammte Kirchenstaat des Kaiserthrones Maria-Theresia wunderte in die Wiege, — und jüngsten Kaiser Franz zeichneten bedeutend vergrößert, daß er den Brandschatzen-Gesandtschaft, welchen Maria-Theresia unterstützt und Joseph II. mit Ehren und Freundschaft aufgenommen, aufgeben muß, wieder verhalte. Gleich die dem Kaiserthrone Oesterreich gehörenden Herzogthümer Modena und Ebenezia wurden eingeschrieben, und bis in unsere Tage sind es in Oberitalien die möglichsten Stadt (St. Florian), wo italienische größere Reiche zum Mittelpunkt vereinigt wurden, — weil nicht der Verwaltung an eine bedeutende Zahl hatten als auch weiblicher Wohnungsheit.

Die Jahre treten nun zum Staatsthronfolgen greift, sodaß Kaiser Franz den Ernennen durch eine gewaltsame Absprengt abgeschlossen, welche dem Beispiel der sogenannten „schönen Seele" sehr gefährlich zu werden drohte.

Am 27. Februar 1810 richtete er nämlich ein Handschreiben an den ehrsamen Hofkanzler Graf Saurau, in welchem es heißt: „Da es unumgänglich nothwendig war, eine Expectanz-Verbindlichkeit, um hiermit Unsere Mängel zum Behufe der Gebührenleistungen aufordern zu können, so hab Ich Mich genöthiget, in die Verwendung des bisponiblen Theiles des gesammten Vermögens zur Bestreitung der Herstellung der Finanzen einzuwilligen."

Maximilian Joseph. (Seite 457.)

In einer Zeit freilich, wo die Geldverhältnisse so geordnet waren, daß selbst die kaiserliche Schatzkammer beträchtlich Agio hatte und sich in einer Zeitung das Anerbieten fanden: „Tausend Gulden in Gold- und Silber-Conventionsgeldsorten gegen Verlust belohnet", konnte ein solches Mittel nur der augenblicklichen Noth abhelfen. Denn allen in der Welt ist bekanntlich Mangel verschwenderisch und Ueberfluß sparsam. Und so verfuhren auch die Franzosen mit ihrem gestohlenen Besitz weiter. Ein Staatsedictum vom 14. September 1810 ordnete an, „daß auch gestohlene Güter, welche beschlossene Thüren und Klöstern gehören, zum Behufe der Staatsschuldungen verwiesen werden dürften." Und man hatte es so eilig, daß schon

Brunner, Oesterreich-Ungarn.

am nächsten Tage ein Erlaß der Hofkanzlei erfloß, welcher die Länderchefs dafür verantwortlich machte, daß die geistlichen Körperschaften „in der Unsicherheit, ob sie ihre Güter erhalten würden oder nicht", dieselben nicht vernachlässigen oder mit neuen Passiven belasten; und schon am folgenden Tage forderte die niederösterreichische Regierung zum Kauf geistlicher Güter gegen baares Geld auf. Die geistlichen Körperschaften sollten durch Staatsobligationen entschädigt werden. Doch das Vertrauen in die Stabilität der Verhältnisse war so gering, daß nur sehr wenige Käufer sich meldeten, sonst hätte diese Maßregel dem geistlichen Besitz (von dem schon Maria Theresia am 11. Juni 1779 eigenhändig rescribirte: „wan nur kein neues gutt ad manus mortuas verfällt"), verhängnißvoller werden können als die Josefinischen Maßregeln.

Von einer Bevormundung des Staates durch die Kirche konnte also unter der Regierung des Kaisers Franz keine Rede sein. Er förderte die kirchlichen Zwecke, so lange sie mit den staatlichen gleichartig oder doch verträglich waren. Wo aber auch nur die kleinste jener unvermeidlichen Collisionen drohte, wahrte gerade dieser Monarch mit Entschiedenheit die staatlichen Rechte, ja er griff, von der Nothwendigkeit gedrängt, mit rauherer und entschiedenerer Hand nach geistlichem Gut für rein staatliche Bedürfnisse, als dies unter Josef II. geschah, der den Religionsfond schuf.

Auch der Adel spielte, wenn man die demselben durch die Hofämter naturgemäß zufallende Bedeutung ausnimmt, als besondere Kaste durchaus nicht jene ausschlaggebende Rolle, welche er sich sonst in absoluten Staaten gerne anmaßt. Im Staatsdienst erklommen unter Kaiser Franz zuerst mehrere Bürgerliche die höchsten Stufen des bureaukratischen Ranges, und die Verwaltung der Finanzen fiel nach Stadion's Tod nach einander an drei Emporkömmlinge (Klebelsberg, Eichhof und Kübeck), die nicht durch Geburt und Rang, sondern — und zwar vorzüglich der Letztere — nur durch Wissen und Verdienst sich empfahlen.

An den Namen des erstgenannten knüpft sich eine bezeichnende Anekdote. Er war ein Mann von heftigem und rauhem Charakter, starrsinnig und rücksichtslos, wie es Männer, die sich aus niederer Sphäre emporgeschwungen haben, öfter sind, wenn sie nicht wahre Bildung besitzen. Da ihm, wie übrigens auch seinen Vorgängern und Nachfolgern, die Herstellung des Gleichgewichtes in den Finanzen mißlang, galt seine Stellung für erschüttert und er suchte, was durch große Maßregeln nicht ging, durch eine bis in das Extrem getriebene Sparsamkeit zu erzielen. Dieser Grund mochte maßgebend sein, daß er das Gesuch des Portiers im Palais der Hofkammer (ehemals Palast des Prinzen Eugen, heute Finanzministerium, in der Himmelpfortgasse) um Herstellung eines Glasverschlages für die Portiersloge, die den alten gebrechlichen Mann vor Kälte und Zug geschützt hätte, wiederholt barsch abschlug.

Wieder einmal mit seiner nicht unbilligen Bitte abgewiesen, riß dem Alten endlich die Geduld und er sagte, ganz im Geiste jener Zeit: „Excellenz — ich geh' zum Kaiser!" — „Das kann Er thun, — damit Er aber Zeit dazu hat, — so werde ich Ihn pensioniren lassen", erwiderte, auf das Aeußerste erzürnt, der Minister. Und so geschah es auch. Dem Portier verging anfänglich bei diesem Beweis der Macht alle Lust, seinen strengen Vorgesetzten zu verklagen. Nur von dem Sinnbild seiner früheren Würde, dem verbrämten Pelzrock, wollte er nicht lassen und gerade dieser lenkte einst des Kaisers Aufmerksamkeit auf ihn, der ihn schon wiederholt am Burgplatz bemerkt hatte; eines Tages ließ er ihn zu sich rufen.

Da faßte sich denn doch der Alte ein Herz und erzählte sein ganzes Leid. „Na, na", sagte der Kaiser in seiner gewohnten Weise, „nur warten, mein lieber Alter, wir werden's schon machen. Geh' Er nur in acht Tagen an seinen alten Posten, wird schon Alles in Ordnung sein".

An einem der nächsten Tage kam der Finanzminister zum Vortrag.

„Na, mein lieber Klebelsberg, wie geht's Ihnen denn? Wie steht's mit der G'sundheit?"

„Ich danke unterthänigst, Majestät, nicht besonders, das Alter macht sich fühlbar".

„Ja, ja, das g'spür ich auch. Ich mein', wir hätten auch bald Anspruch auf einen Glasverschlag, so wie Ihr früherer Portier".

Verdutzt schaute der Minister drein; der Kaiser aber fuhr ruhig fort: „Ja, mit dem Alter muß man Rücksicht haben. Und sehen S', ich bin am Schlimmsten d'ran, denn für mich gibts gar keine Erleichterung. Dem Portier kann ich einen Glasverschlag machen, Sie kann ich in Ruhestand versetzen, — aber ich, ich muß schon so weiter dienen".

Der Minister verstand den Wink und kam selbst um seine Pensionirung ein, der Portier aber zog hochbeglückt in die auf kaiserliche Kosten mit einem Verschlag versehene Loge ein.

Ausnahmen oder Rücksichten für einen hochadeligen Sünder kannte der Kaiser nicht. Trotz einflußreicher Verwendung und dringender Vorstellungen wegen Schonung der „Standesehre" ließ er im Jahre 1827 die volle Strenge des Gesetzes gegen einen adeligen Raubmörder walten. Das damals ausgegebene Urtheil lautete folgendermaßen:

„Severin von Jaroßynski, fälschlich Graf von Jaroßynski, 34 Jahre alt, im kaiserlich russischen Gouvernement Podolien geboren, katholischer Religion, verheiratet, Güterbesitzer, war schon in seiner früheren Jugend, auf seine äußeren Glücksgüter sich stützend, voll Hochmuth und Stolz und nicht gewohnt, den ihm ertheilten Ermahnungen Folge zu leisten. Im Juni 1826 kam er vergnügungshalber aus seiner Heimat hier in Wien an. Ungeachtet seine hierhergebrachte Barschaft nicht unbedeutend war, und er dieselbe hier im Kartenspiele bedeutend zu vermehren wußte, gerieth er doch bei seiner regellosen Lebensart und gewohnten Verschwendung bald in eine solche Geldverlegenheit, daß er schon im September zum Geldborgen Zuflucht nehmen mußte. Aber auch jetzt wußte er sich nicht einzuschränken, setzte seine gewohnte Lebensart fort, verschleuderte in Wollust und fortgesetztem Spiel bedeutende Summen und kam so weit herab, einige fast unentbehrliche Gegenstände verpfänden zu müssen.

In dieser seiner auf das Höchste gestiegenen Geldnoth erhielt er gegen Ende Jänner 1827 von seiner Regierung den ernst gemessenen Befehl zur Rückkehr in sein Vaterland, mit dem Beifügen, daß er noch über die Führung des von ihm zuletzt bekleideten Amtes (Marschall von Mohilew) Rechenschaft abzulegen und in Bezug auf diese eine bedeutende Zahlung zu leisten habe.

In diesem Zustande und abgehalten durch einen falschen Ehrgeiz, sich Jemandem zu entdecken, faßte er sogleich den gräßlichen Gedanken, den Professor Blank (Johann Konrad, Mathematiker, geb. 1757), seinen ehemaligen Lehrer, einen in jeder Hinsicht achtbaren siebzigjährigen Greis, zu morden und sich seines Geldes zu bemächtigen, weil er wußte, daß Blank allein wohne und Vermögen besitze.

Schon in dieser Absicht erkaufte er am 5. Februar ein großes, starkes Küchenmesser, lud den Professor Blank am 9. darauf um ihn genauer über sein Vermögen auszuforschen, zum Mittagsmahle ein, und als er erfuhr, daß jenes Vermögen in Obligationen bestehe, richtete er seine Absicht auf diese. Nachdem er noch vorher aus Vorsicht über die Natur und Art der Veräußerung dieser ihm fremden Papiere an einem anderen Orte die nöthige Erkundigung eingezogen, suchte er den Professor Blank zum Vorzeigen derselben unter dem Vorwande zu bestimmen, daß auch er derlei Staatspapiere sich anschaffen, dieselben aber noch vorläufig wegen einer zu fürchtenden Uebervortheilung kennen lernen möchte. Er erhielt auch hierzu das Versprechen, und schon am 12. darauf begab er sich, mit dem Messer versehen, in mörderischer Absicht in die Wohnung des Professors (Johannesgasse, Ecke derselben und der Seilerstätte, heute Nr. 19, alt 978, beschildet zur „eisernen Birne", im vierten Stock). Weil ihm aber dieser blos Obligationen von geringem Betrag zeigte, so verschob er die Ausführung seiner

Absicht bis auf den kommenden Tag, an welchem ihm Blank auch Obligationen von höherem Betrag mit der Eröffnung vorzuzeigen versprach, daß er solche gegenwärtig außer Hause habe und erst holen müsse.

An diesem 13. Februar, gegen ein Uhr Mittags ging Jaroßynski, das Küchenmesser in seiner Rocktasche tragend, wieder in die Wohnung des Professors Blank. Dieser zeigte ihm nun wirklich acht Stück fünfpercentige Obligationen, im Gesammtbetrage von 6100 Gulden Conv.-Münze, vor und während dieselben auf dem Tische lagen und Blank, um etwas zu suchen, aufstand, trat Jaroßynski hinter ihn, zog rasch das Messer hervor und führte mit demselben auf dessen Hinterhaupt einen solchen Hieb, daß Blank auf der Stelle zu Boden stürzte. Um die Möglichkeit des Schreiens zu verhüten, versetzte Jaroßynski gleich darauf dem schon am Boden Liegenden mit eben diesem Messer noch mehrere Hiebe auf den Kopf und mehrere Stiche in die Brust und in den Unterleib, raffte dann die Obligationen zusammen und eilte in seine Wohnung. Gleich darauf ging er aus, verkaufte die geraubten Staatspapiere und schwelgte von diesem geraubten Gute wie vorher bis zum 16. Februar, an welchem Tage er, als dieser That beinzichtigt, in Verhaft genommen wurde."

Wir schalten hier ein, daß diese Gefangennehmung im Trattnerhofe geschah, wo er wohnte, eben als er vor seiner Abreise ein Abschiedssouper gab, welchem die berühmte Localsängerin und Soubrette Therese Krones (geb. 1801, gest. 1830) anwohnte, die eben ihr berühmtes Lied „Brüderlein fein, Brüderlein fein" aus Raimund's prächtigem „Bauer als Millionär" sang, als die Verhaftung erfolgte.

„Während der mit ihm geführten Untersuchung bekannte Jaroßynski nach längerem hartnäckigen Leugnen die Verübung dieser That in Uebereinstimmung mit den gerichtlich erhobenen Umständen. Der Ermordete wurde auf gerichtliche Veranlassung, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, ärztlich untersucht, und dabei befunden, daß demselben mit dem noch bei Jaroßynski vorgefundenen Küchenmesser am Kopfe sieben Hiebwunden, dann in die Brust zwei und in den Unterleib fünf Stichwunden mit einer besonderen Gewalt, indem ein Stich sogar den ganzen Körper durchdrang, beigebracht worden sind, und daß diese Wunden schon einzeln betrachtet nothwendig den Tod herbeigeführt haben mußten.

Der Severin von Jaroßynski, fälschlich Graf von Jaroßynski, ist des Verbrechens des meuchlerischen Raubmordes schuldig und soll deßhalb nebst dem Verluste seines Adels und der damit für seine Person verbundenen Rechte in den k. k. österreichischen Erbstaaten nach Vorschrift des §. 119 des Gesetzes über Verbrechen, mit dem Tode bestraft und diese Strafe an demselben, gemäß des §. 10 ebendaselbst, mit dem Strange vollzogen werden."

Nachdem Jaroßynski durch drei Tage in seiner Zelle ausgesetzt war (Bild Seite 472), erfolgte die Hinrichtung auf der gewohnten Richtstätte am Wienerberg, bei der Spinnerin am Kreuz, am 30. August 1827, Morgens nach halb neun Uhr.

In der Zelle wurde er noch von dem berühmten Miniaturmaler Karl Agricola gezeichnet, welche ungemein wohlgetroffene Skizze sich noch bis Anfangs der Sechziger Jahre im Besitze des Schreibers dieser Zeilen befand, dann aber in eine Privat-Kunstsammlung überging. Es ist dies das einzige von dem sogenannten „Grafen" existirende Porträt und wurde selbes für die hier beigefügte trefflich wiedergegebene Abbildung benützt.

Auch ein in hohem diplomatischem Dienste stehender, einem hochverdientem Adelsgeschlecht entstammender Cavalier, der durch seine aparten galanten Passionen Aergerniß erregte, wurde ohneweiters entlassen und aus Wien verwiesen.

Aus ähnlichen Anlässen wurde auch Baron K., der General-Adjutant des Kaisers, seiner Stelle enthoben und ihm der Hof verboten. Dieser eigenthümliche und in keiner Weise rühmenswerthe Freiherr erhielt sich in seiner Stellung nur durch die Meisterschaft, mit welcher er sich in den Kaiser zu schicken wußte. Kaiser

Franz war ein passionirter Musiker, besaß aber sehr schlechtes Gehör und spielte daher in seinen Abendquartetten nur die zweite Violine. Und auch da wurde es den Mitspielenden oft herzlich sauer, die Harmonie aufrecht zu erhalten, da der Kaiser, so respectvoll der Dirigent um ein Fis oder Gis bat, doch consequent eine andere Note, ein F oder G, strich. Bei diesen Quartetten spielte der Adjutant die Viola und wußte, da er seinen Herrn genau kannte, manchen „Gickser" desselben zu verhüten oder unhörbar zu machen.

Schon wiederholt hatte sich der Freiherr ernstliche Rüzen wegen seiner lockeren Abenteuer zugezogen, zu welchen ihn, nebstbei gesagt, sein sehr unvortheilhaftes Aeußeres durchaus nicht berechtigte. Als er aber auch in eine sehr ärgerliche Affaire verwickelt war, die mit der Verbannung einer Schauspielerin endigte, in deren Wohnung jene eckelhaften Orgien, Bälle im paradiesischen Kostüm, abgehalten wurden, an welchen auch der Baron theilgenommen hatte, war es dem Kaiser doch zu arg und dem Baron wurde der Hof verboten.

Nun war es aber mit den Abendquartetten aus, denn so rasch fand sich kein Ersatzmann für die Viola. Kaiser Franz, dessen Vergnügungen in späterer Zeit sehr spärlich zugemessen waren, empfand das schmerzlich und ließ nach einiger Zeit den schlimmen Sünder berufen. Zitternd und das Schlimmste erwartend stand der Baron vor dem Kaiser, der ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen maß. „Na, Sie müssen Ihnen schön auf so einen Ball ausg'nommen haben! — Pfui Teufel!" sagte der Monarch endlich; — damit war die Sache abgethan und der Baron durfte am Abende wieder bei den Quartetten mitwirken.

Einige junge Aristokraten machten sich einst den unfeinen Spaß, auf einer Redoute nach Entfernung des Hofes ein Seil im Viereck um sich zu spannen, innerhalb dessen sie sich allein bewegten, um dadurch den Standesunterschied zwischen sich und den übrigen Personen zu markiren. Die Sache machte viel Aufsehen. Es kam zu ärgerlichen Auftritten, und in der zwar nicht hochgeborenen, aber trotzdem guten Gesellschaft wurde die Parole ausgegeben, sich von den Redouten fernzuhalten. Sogar der vorsichtige Grillparzer ließ sich zu dem von grimmiger Entrüstung zeugenden Vers hinreißen:

„O schließt Euch ab und nur recht eng und fest, —
Ihr habt nicht blos, Ihr seid die Pest!"

Kaiser Franz (Bild Seite 440), der trotz seiner starren autokratischen Ansichten von großer persönlicher Leutseligkeit war und sich gerade auf den Redouten mit Vorliebe im Gedränge bewegte, vermerkte die Sache sehr unliebsam, kanzelte die jungen Herren tüchtig ab und gab ihnen Gelegenheit, „fern von Madrid" über wahre gute Sitte nachzudenken.

Wenn man Kaiser Franz als den Schöpfer seines Regierungssystems betrachten muß, so ist auch nicht zu übersehen, daß seine ganze Persönlichkeit dessen vornehmste Stütze war. Er übte durch seine Weise sich zu geben und mit den Menschen zu verkehren, durch das Schlichtbürgerliche seiner Erscheinung einen Zauber aus, welcher durch das Wort und den Begriff der „Popularität" nicht ganz wiedergegeben wird. „Die Liebe seiner Völker, welche ihm auch im Unglück treu geblieben war, wendete sich dem vom Glücke plötzlich Begünstigten in erhöhtem Maße zu, die Hoffnungen einer glücklichen Zukunft steigerten sie zum Fanatismus", bemerkt Graf Hartig ganz richtig, nur ist noch beizufügen, daß das Volk im großen Ganzen weniger den Kaiser als andere Umstände verantwortlich machte, als sich diese Hoffnungen nicht erfüllten. In dem oft zu hörenden Stoßseufzer: „Wenn das der Kaiser wüßt'!" drückte sich das unbedingte Vertrauen aus, daß er den Willen habe, zu helfen und zu bessern. Und diesen hatte er auch thatsächlich; daß aber die Uebelstände eben aus seinem System floßen, von diesem untrennbar waren, das erkannte der Monarch in seiner einsamen Höhe, das erkannte auch das politisch ungeschulte Volk nicht.

Durch eine nie der eigenen Würde etwas vergebende Leutseligkeit, durch seine mit trockenem, aber nie verletzendem Humor vorgebrachten unmittelbaren

Bescheide und Ermahnungen machte er sich so allgemein beliebt und stellte sich dem Volke, dessen Ton und Denkweise er trefflich kannte, gemüthlich nahe. Obwohl sich dies zuerst auf Deutschösterreich und Wien bezieht, dessen Dialekt er mit Meisterschaft gebrauchte, so kannte er doch alle Provinzen genau, und seit 1815 verging kaum ein Jahr, wo er nicht einzelne Theile der Monarchie bereiste.

So besuchte er 1815 und 1816 die italienischen Provinzen, Istrien, Krain, Kärnten und Steiermark, 1817 Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn und Kroatien, 1819 auf der Durchreise nach Rom wieder die Route nach Italien, 1820 und im folgenden Jahre aus Anlaß der Fürstenzusammenkünfte und Congresse Böhmen und Mähren, wobei in Brünn der „Franzensberg" seinen Namen und seine Anlagen erhielt, Schlesien, Ungarn und Steiermark, 1820 Oberitalien und die Alpenländer, 1823 Galizien und die Bukowina, 1824 Böhmen, 1825 Italien und Niederösterreich, 1830 die deutschen Provinzen und Ungarn, 1832 Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Tirol, 1833 Böhmen und im folgenden Jahre Mähren.

Diese Reisen waren ihm nicht bloße Vergnügungen, sondern wenn er sie häufig mit Regierungsakten verband, so waren sie ihm auch wichtige Behelfe zur selbstständigen Entscheidung vieler Angelegenheiten; sie sollten ihm die Möglichkeit gewähren, selbst zu sehen. Wie ernst er es in dieser Beziehung hielt, beweist eine wenig bekannte Thatsache.

Gegen das Ende der Zwanziger Jahre wurden in Oesterreich die ersten schüchternen Versuche offizieller Statistik gemacht. In einem ziemlich schmächtigen Band lithographirter Foliotafeln wurden zum Gebrauche der Centralstellen die wichtigsten Daten über Grundfläche, Bevölkerungsmenge und -Dichtigkeit, confessionelle und culturelle Verschiedenheit der Bewohner, Bodenverhältnisse u.s.w. zusammengestellt. Von der stattlichen Bändereihe und den endlosen Ziffern-Colonnen, mit welchen wir jetzt alljährlich beglückt werden, war keine Rede, wobei wir gerade nicht darauf schwören möchten, daß in allen Fällen Uebersichtlichkeit und Gründlichkeit durch die Masse gewonnen haben. Von diesem übrigens auch noch ziemlich unhandsamen Band ließ sich Kaiser Franz einen kleinen Auszug anfertigen, der über das Reich und die einzelnen Provinzen die wichtigsten Daten enthielt und in einem Format hergestellt war, daß er ihn stets bei sich tragen konnte. Man weiß, daß Ludwig XI. — ein Monarch, dessen Frömmigkeit nicht ohne curiosen Beigeschmack war — stets ein Brevier bei sich trug, und von Ludwig dem Frommen rühmt man dasselbe. Für ihre Treue gegen das Jenseits mag das bezeichnend sein, für die Gewissenhaftigkeit und den Ernst, mit welchen die Regentenpflichten erfüllt werden, scheint uns nichts bezeichnender und rühmenswerther als das kleine statistische Compendium, das Kaiser Franz stets bei sich führte.

Selbst Menschen, welche alle Mängel des herrschenden Systems erkannten und demselben feindlich gegenüberstanden, beugten sich vor der Persönlichkeit des Kaisers. Es ist charakteristisch, wie sich darüber ein seiner Gesinnung wegen im Auslande lebender österreichischer Schriftsteller ausspricht.

„Ich erinnere mich noch recht gut des Tages", schreibt der in der Schweiz lebende Verfasser der „Oesterreichischen Jakobiner", „an dem der Kaiser, von einer Reise zurückkehrend, durch die Vorstadt Mariahilf in seine Stadt Wien einfuhr. Eine unübersehbare Menge drängte sich in den Straßen, und als er erschien, als tausendstimmige jubelnde Vivatrufe ihn empfingen, die sich mit dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen zu großartiger, erschütternder Harmonie vereinigten, und der Kaiser, sichtbar bewegt, das ehrwürdige Greisenhaupt dankend neigte und seine Unterthanen freundlich grüßte, da fühlte ich die Macht des monarchischen Prinzips. Man sagt, der feile Pöbel jauchze jedem zu und streue heute demjenigen Palmzweige, welchen er morgen kreuzigt. Doch dieser Pöbel schwindet mehr und mehr, und es gibt Herrscher im vollen Besitze der Gewalt, denen selbst er nicht zujauchzt. Franz war kein solcher, und das österreichische Volk ist kein Pöbelhaufe. Es scheute sich nie, seinem Unwillen manchmal

recht derb Luft zu machen, allein es trennte den Menschen stets vom Kaiser, und wenn es auch diesen tadelte, so verehrte es jenen und seine hohe Würde."

Wie wahrhaft beliebt „Vater Franz" war, zeigte sich bei seiner schweren Erkrankung im Jahre 1826. Durch die ganze Monarchie ging ein Gefühl bangenden Schmerzes, das sich in ungeheuchelte Freude umwandelte, als die Gefahr endlich vorüber war. Voran ging in diesem Zeichen der Theilnahme Wien; eine dichtgedrängte lautlose Menge harrte mit angsterfüllten Zügen vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf dem Burgplatz und sah kummervoll nach den mit Gardinen verhüllten Fenstern des Schweizerhofes, wo, wie man wußte, der hohe Kranke lag. Ein herrliches Gedicht von Grillparzer schildert diese Scene, bei deren Anblick der Genius des Todes seine schwarzen Schwingen, die er schon unheilkündend ausgebreitet hatte, wieder zusammenfaltet mit den Worten:

„Ich ward gesandt ein Herz zu brechen,
So viele Herzen brech' ich nicht!"

Und als er endlich genesen war, und die erste Ausfahrt ihn den Wienern zeigte, ward ihm ein Empfang, der unbeschreibbar ist und deutlicher als Alles die rein menschliche Verehrung und Liebe bewies, die man ihm zollte.

Uebrigens ließ sich der nie rastende Situationswitz der Wiener auch diese Gelegenheit nicht entgehen, um an einem Mann, der in allen Kreisen unbeliebt war, dem kaiserlichen Leibarzt und Studiendirector Andreas Baron Stifft, der im Augenblicke größter Gefahr durch einen andern Arzt hatte ersetzt werden müssen, sein Müthchen zu kühlen, wie schon (Seite 337) erzählt worden, und der unglückliche Leibarzt behielt von da an die Spottbezeichnung: „Nagel ohne Kopf" (identisch mit Stift).

Der Kaiser selbst aber, der in seiner völligen Vertrautheit mit der Gewohnheit und Denkweise der Bewohner seiner Hauptstadt auch deren Spottsucht kannte, ergötzte sich nicht wenig an diesem Vorfall, war jedoch selbstlos genug, trotzdem dem langjährigen vertrauten Diener seine Gunst nicht zu entziehen.

Wie genau er die Gepflogenheiten und die nicht immer löblichen localen Eigenheiten Wiens kannte, bewies sich auch bei einer anderen Gelegenheit. Der Magistrat erließ eines Tages ein strenges Verbot gegen das Halten von Flugtauben in der inneren Stadt. Nun besaß der Kaiser selbst solche, die sich auf dem Burgplatz herumtummelten und von ihm häufig gefüttert wurden. Der Burghauptmann Montoyer hielt es für seine Pflicht, dieses Verbot gegen den Monarchen zu erwähnen, sprach aber seine Meinung aus, daß dasselbe dem Allerhöchsten Herrn gegenüber keine Wirkung habe. „Nein, nein", sagte der Kaiser, „das geht nicht; ich als der Hausherr von Nummer Eins muß mit gutem Beispiel vorangehen, und in dieser Eigenschaft ist der Magistrat auch meine Behörde. Aber wissen S', Montoyer, wir sperren jetzt die Tauben ein, und in acht Tagen — dann denkt so Niemand mehr an das Verbot, der Magistrat selber nicht — dann lassen wir sie wieder aus." Nebstbei gesagt, soll es sich noch jetzt mit einzelnen wohlerwogenen Anordnungen bezüglich der Dauer ihrer Wirksamkeit ebenso verhalten wie in den Tagen des Kaisers Franz.

Im Verkehr mit Bittstellern war dieser Monarch von seltener Leutseligkeit, hörte Klagen und Beschwerden aufmerksam an und entließ Niemand ungetröstet. Wenn seinen stereotypen Worten: „Ich werd' schon schauen —" oder „Wir werden's schon machen" bei der eigenthümlichen Art mancher Anliegen aus guten Gründen keine Gewährung folgen konnte, so ward dem abschlägigen Bescheid durch die bezeugte Theilnahme und Leutseligkeit des Monarchen viel von seiner Bitterkeit genommen. Selbst wo er persönlich ein Ansuchen zurückzuweisen für Pflicht hielt, geschah es oft in scherzender und schonender Weise.

Lange Zeit war das Tragen eines Schnurrbartes Vorrecht einzelner Truppengattungen und Regimenter, im Allgemeinen aber die Bartlosigkeit ebenso streng gehütet wie bis vor fünfzehn Jahren noch das glatte Kinn. Ein Infanterie-

Regiment, die männliche Zierde schmerzlich entbehrend, richtete bei Gelegenheit einer Besichtigung durch den Kaiser aus dem Munde des Obersten die ehrfurchtsvolle Bitte an den Monarchen, derselbe möge das Tragen von Schnurrbärten gestatten. Kaiser Franz, der sich in militärischen Dingen sehr vorsichtig verhielt, entgegnete schmunzelnd: „Oh, von mir aus hat's keinen Anstand — sie sollen sich nur die Schnurrbärt' wachsen lassen, und auch tragen dürfen sie's — aber nur außer Dienst."

Das Band zwischen dem Kaiser und der Bevölkerung ward noch enger geknüpft durch die Art, wie derselbe sich bei schweren Schlägen und Katastrophen verhielt, die über die letztere hereinbrachen. Da vergalt er die Aufopferung und

Kaiser Franz I. (Seite 419 u. f.)

Anhänglichkeit, die ihm in den trübsten Zeiten seiner Regentenlaufbahn bewiesen worden waren.

Das Jahr 1830 brachte den verheerenden Eisgang der Donau mit der entsetzlichen Sturmfluth vom 27. und 28. Februar, welcher die tiefer gelegenen Theile Wiens vollständig überschwemmte, ungeheuren Schaden anrichtete und zahlreiche Menschenopfer kostete. Je weniger man auf ein so plötzliches Hereinbrechen einer so grausigen Katastrophe gefaßt war, desto entsetzlicher waren deren Folgen. Ein Jammerschrei gellte durch die Stadt, als man am Morgen nach der schreckensvollen Nacht die ganze Noth erkannte, die durch drei Tage anhielt, ehe das Sinken des Wassers am 2. März die Gefahr beendete. Zu ihrer vollen Höhe aber erhob sich auch die Hilfsbereitschaft; wackere Männer kämpften mit den die Gassen erfüllenden, Häuser zerstörenden Eisfluthen, um die Bedrängten zu retten oder ihnen Lebensmittel zuzuführen, und die Mildthätigkeit gewährte ausgiebige Hilfe.

In ersterer Beziehung that sich besonders der wackere k. k. Hof-Schiffmeister Hans Laßingleithner (geb. 1786, gest. 1834, ein großer Theaterfreund, von

dem diesbezüglich köstliche Anekdoten existiren) hervor, der in den Tagen der ärgsten Gefahr nicht weniger als hundertsechsundzwanzig Menschen vom schaurigen Wassertode rettete. Der Kaiser selbst und die Prinzen seines Hauses überzeugten sich wiederholt vom Fortgang der Rettungsarbeiten, und Kronprinz Ferdinand wie dessen Bruder Erzherzog Franz Karl durchfuhren Trost und Hilfe spendend die überschwemmten Vorstädte, um Lebensmittel zu vertheilen (Bild Seite 449).

Kaum war in Wien das Aergste vorüber, so drangen die gleichen Schreckenskunden — vielleicht noch erschütternder — vom unterern Stromlaufe herauf. Besonders Pest und die tiefgelegenen Theile von Ofen wurden furchtbar heimgesucht, ganze Straßen versanken in den Fluthen, und zu dem Jammer zahlreicher Menschenopfer

Kaiserin Karoline Auguste. (Seite 443.)

gesellte sich noch Mangel und Elend jener, deren Habe in den empörten Fluthen, unter den Eisschollen vernichtet wurde. Ueberall bildeten sich Hilfsvereine, und an der Spitze der Sammlungen, die bald eine namhafte Höhe erreichten, stand mit großen Summen das Kaiserpaar.

Zwei Jahre später brach von Osten her jener furchtbare Würgengel, die Cholera, über Oesterreich herein, dessen wir schon an anderer Stelle gedachten. Ein panischer Schrecken ergriff die Bevölkerung, als der unheimliche Gast immer mehr und mehr Opfer forderte, und alle jene Schreckniſse drohten sich zu wiederholen, welche in früheren Zeiten die Pest begleitet hatten.

Unter des Kaisers eigenem Vorsitz berieth eine Versammlung der höchsten Staatswürdenträger die zur Beruhigung der Bevölkerung und zur Bekämpfung der schrecklichen Seuche zu ergreifenden Maßregeln. Einer der Herren betonte, daß das Nothwendigste sei, die Person des Monarchen selbst in Sicherheit zu bringen.

„So, meinen S'?“ sagte der Kaiser in seiner gewohnten lakonischen Weise. „Und wo soll ich denn dann hingehen?“

„O — es ist ja eine Auswahl an kaiserlichen Schlössern, die in Gegenden sind, wo die Seuche noch nicht hingedrungen ist", entgegnete der eifrige Hofmann, dem es wohl selbst in Wien unheimlich wurde. „Wenn ich mir zum Beispiel erlauben dürfte Persenbeug vorzuschlagen. —"

„Persenbeug? Das ist keine üble Idee — aber ich fürcht', daß nicht für alle meine Kinder Platz ist."

„O — im dortigen Schlosse ist ausreichend Platz für die ganze Allerhöchste Familie und auch für die nöthige Begleitung."

„Ja so, Sie wissen nicht, wie groß meine Familie ist", sagte der Kaiser aufstehend und durch das Fenster auf den Burgplatz deutend. „Da schauen S' 'nunter, wie die Leut' verdutzt durcheinander wurln, den Kopf hängen lassen und hilfesuchend da herauf schauen. Leider kann ich nicht Allen helfen — aber allein laß' ich's auch nicht. Wenn Sie, mein Lieber, glauben, daß für diese meine große Familie in Persenbeug Platz ist — na, mir ist's recht, dann geh' ich mit der Kaiserin auch hin. Aber das wird schier nicht geh'n und d'rum bleiben wir — Vater und Mutter von der großen Familie auch da."

Und thatsächlich verließ der Monarch Wien nicht, obwohl die Cholera bis in den Herbst 1832 nicht ganz erlosch und zahlreiche Opfer forderte.

Unter seiner energischen Einflußnahme wurde die Bevölkerung nach Möglichkeit beruhigt, über das Wesen der furchtbaren Krankheit, die beste Art ihr zu entgehen und die Mittel ihr entgegenzutreten, unterrichtet. Der Sanitätsdienst wurde mit Rücksicht auf die Seuche geregelt, besondere Choleraspitäler entstanden überall auf behördliche Anordnung, und der von der Krankheit hervorgerufenen und sie auch wieder befördernden Noth wurde durch reiche Spenden und Errichtung von Unterstützungsvereinen abgeholfen.

Die Folgen dieser allgemeinen Calamität äußerten sich namentlich in einem vollkommenen Darniederliegen aller Gewerbsthätigkeit, der Handel stockte zudem auch in Folge der vielfach übertrieben gehandhabten Contumazmaßregeln. Unter den niederen Classen riß daher eine Noth ein, die nicht allein geradezu dem Umsichgreifen der Cholera Vorschub leistete, sondern auch ernste Ruhestörungen befürchten ließ.

Um all diesen drohenden Gefahren auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, ordnete der Kaiser die Inangriffnahme bedeutender öffentlicher Bauten an, durch welche der nothleidenden Bevölkerung Arbeit und Verdienst zu Theil wurde, die den Körper und Geist gleicherweise gegen den heimtückischen asiatischen Feind stählten. Es ist ein charakteristischer, auch im Bilde festgehaltener Zug aus den letzten Regierungsjahren des Kaisers Franz, daß er sich vom Fortgang am Bau des nach diesem Anlasse sogenannten, „Cholerakanales" persönlich fast täglich überzeugt und von der seine Fürsorge dankbar erkennenden Arbeitermenge stets enthusiastisch und mit begeisterten Ausbrüchen der Verehrung und Liebe empfangen wird.

In seinen Gewohnheiten und Neigungen war Kaiser Franz von geradezu bürgerlicher Einfachheit. Die höfische Etikette, der Pomp und Prunk großer Feste und Staatsceremonien waren ihm ein nicht zu vermeidender Theil seines Herrscherberufes, und darum unterzog er sich ihnen willig, wie er gewissenhaft jede andere Pflicht erfüllte. Mit musterhafter Pünktlichkeit und bester Miene unterzog er sich während des Congresses der ununterbrochenen Reihe von Festen und Repräsentationen, aber er that auch dies mit dem Wesen eines guten Hausvaters, der allen Pflichten der Gastfreundschaft nachkommt und sich erfreut, wenn seine Gäste sich wohlbefinden und amüsiren, der aber trotzdem selbst eine geheime Sehnsucht nach seiner stillen Häuslichkeit fühlt.

Eigentliche Passionen hatte er nicht. Unter dem Einflusse seiner zweiten Gattin, Maria Theresia, fand er Gefallen an den von ihr veranstalteten intimen Festen am Hofe, aber der Ernst der Zeiten griff da störend ein, und in den späteren Jahren brachten nur die nicht zu umgehenden Feierlichkeiten eine Abwechslung in sein geregeltes Leben. Selbst der Park von Laxenburg mit dem

phantastischen Schloß Franzensburg (Bild Seite 464) und den vielerlei Ueberraschungen ist zwar unter ihm entstanden, verdankt dies aber in Wahrheit eigentlich den Anregungen der Kaiserin und der in dieser Beziehung herrschenden, schon anderwärts kurz erwähnten Geschmacksrichtung. Bauluſt, in dem Sinne, wie sie manche seiner Vorfahren, namentlich Karl VI. und auch dessen große Tochter bethätigt hatten, besaß er nicht. Was unter ihm entstand, geschah um eines ganz bestimmten Zweckes willen und trug dann auch jenen nüchternen Charakter der Nützlichkeit, wie er übrigens die ganze herrschende Stylrichtung durchzog.

Der Tag war andauernder und mühsamer, sich oft in Kleinlichkeiten verlierender Arbeit in seinem eigens dazu bestimmten Kabinete gewidmet. Was davon nicht in Anspruch genommen wurde, füllte ein Familienleben von seltener Innigkeit aus, das auf einen ganz engen Kreis beschränkt blieb. Wie jene des Staates, so führte er auch die Zügel seines erlauchten Hauses mit fester Hand und einem gewissen patriarchalischen Sinn, welchen er auch auf die öffentlichen Angelegenheiten übertrug, und der einen Theil des Zaubers ausmachte, den er unleugbar auf die Bevölkerung übte.

Von Vergnügungen ist in seinen späteren Jahren kaum zu sprechen, höchstens von Erholungen. Kaum können die öfteren Reisen hier genannt werden, die, von keinem blitzschnell weite Strecken durcheilenden Hofzug erleichtert, immerhin anstrengend und zudem meist mit staatlichen Zwecken verbunden waren. Als Erholung diente ihm das Theater, wo er, gleich seinem großen Oheim Josef, das Lustspiel bevorzugte und sich auch hie und da an der Komik ergötzte, die, aus dem Wiener Boden selbst hervorgewachsen, sich im Theater in der Leopoldstadt zuerst hervorwagte und dann in Raimund's Stücken ihre höchste, in künstlerischer Beziehung seither nicht mehr erreichte Stufe einnahm. Seiner durch geringe persönliche Begabung in engen Grenzen gehaltenen musikalischen Unterhaltungen wurde schon an anderer Stelle gedacht.

Es ist bezeichnend für die durchaus auf das Concrete und Praktische gerichtete Denkweise dieses Monarchen, daß er ein gewisses Interesse und auch Geschicklichkeit für allerlei mechanische Fertigkeiten hatte und selbst ein nicht ungewandter Drechsler war. Sonst bewies er nur noch für Botanik ein lebhaftes Interesse und brachte viele Stunden in den Gewächshäusern von Schönbrunn zu, um mit dem tüchtigen Hofgärtner Heinrich Schott (geb. 1794, gest. 1865) sich über derartige Dinge zu unterhalten.

Gerne blätterte er in den kostbaren Herbarien seiner Privatbibliothek, wie auch in der dortigen, zur Berühmtheit gewordenen „Porträtsammlung der österreichischen Zeitgenossen". Er hatte sich nämlich eine Sammlung von Porträten aller jener Personen angelegt, welche er selbst gekannt oder die gleichzeitig mit ihm in seinem Reiche lebten oder gelebt hatten, und es konnte ihm als Sammler kaum eine größere Freude bereitet werden, als wenn ein ihm fehlendes langgesuchtes Porträt aufgetrieben worden. Kaiserin Karoline Auguste (Bild Seite 441) trachtete daher stets an besonderen Fest- (Geburts-, Namens-, Weihnachts-) Tagen als Geschenk für den Kaiser ein Portefeuillechen mit in der Sammlung fehlenden Porträten aufzutreiben, welche Obliegenheit für gewöhnlich der nachmalige k. k. Hofbibliotheks-Kunsthändler Sigmund Bermann zugewiesen erhielt. „Bitte Herrn Bermann zum Geburtstag wieder um Porträte; er kennt schon des Kaisers Geschmack und weiß was abgeht", so lautete beiläufig stets ein in lieber altväterischer Schulschrift eigenhändig geschriebener Auftrag der Kaiserin Karoline Auguste und Schreiber dieser Zeilen, dem das Porträtfach — d. h. die Direction einer aus vielen hunderttausend Blättern bestehenden Bildnißsammlung — anvertraut war, mußte über Hals und Kopf trachten, das Erforderliche herauszusuchen und gehorsamst zu überbringen. Da war denn z. B. schon seit Langem die Klage, daß die Privat-Porträtsammlung der Zeitgenossen kein Bildniß des Ministers Thugut besitze, bis es denn endlich einmal gelang das Original des im vorliegenden Werke repro-

ducirten Porträtes (Seite 65) aufzutreiben. Eilfertig wird das sehnlichst erwartete Conterfei Ihrer Majestät überbracht, die, entzückt über die Erfüllung des lang gehegten Wunsches, in die Worte ausbricht: „Na, da ist er endlich, der schiache Kerl! — wird da mein Mann eine ungeheure Freud' haben!"

Wie bei jedem aus einem Gusse geformten Charakter brachte sich das Wesen und die Denkart des Kaisers Franz auch im Aeußeren zur Geltung — das von seltener Einfachheit und echt bürgerlichem Anstrich war. Wo die Repräsentation es erheischte, trug er stets die Uniform, ja, wenn er in Ungarn feierliche Akte vornahm, trug er der nationalen Eitelkeit stets durch den Gebrauch des Hußaren-Kostüms Rechnung. Aber am wohlsten fühlte er sich in der bürgerlichen Kleidung, und in dieser lebt er noch heute im Gedächtniß des Volkes. Der lange dunkle Kaputrock, die hohe schwarze Kravate, steife bis zum Knie reichende Stiefel und der vornehmlich durch sein Beispiel populär, vielleicht auch später zum Abzeichen „Gutgesinnter" gewordene „Cylinder" — der durch das fortwährende Abnehmen beim Danken auf die Volksbegrüßungen fast formlos und an der abgegriffenen Krämpe nur mühsam hängend anzuschauen war — sie gehören zum charakteristischen und unvergeßlichen Bilde des „Vater Franz".

Ganz seinen Anschauungen und Gewohnheiten entsprechend liebte Kaiser Franz die Bequemlichkeit und trennte sich nur ungern von einem ihm liebgewordenen Kleidungsstücke. Die Hauskäppchen, welche er gerne trug, und die stets von der Hand weiblicher Familienglieder gearbeitet sein mußten, waren ihm umso theurer, je länger sie schon Dienste gethan, und es bedurfte oft großer Schlauheit und kühner Manöver, um ihm an Stelle eines solchen nachgerade doch schon zu viel benützten Käppchens ein neues unterzuschieben, das ihm, so erfreut er auch über das Geschenk war, doch lange nicht so bequem saß wie das frühere, schon lange außer Form gekommene und verblaßte.

Auch die bereits erwähnten Hüte kamen mit der zunehmenden Dienstzeit in immer höheres Ansehen, und es wurde stets als eine Merkwürdigkeit bemerkt und weiter erzählt, wenn der Kaiser sich mit einem neuen Cylinder zeigte — der freilich aus schon erwähnten Ursachen binnen kürzester Frist dem alten Hute gleichsah.

Eines Tages begegnete Kaiser Franz in Schönbrunn dem Schauspieler Ferdinand Ochsenheimer (geb. 1765, gest. 1822), der damals als Charakterdarsteller und Intriguant beliebt war, sich aber außerdem als eifriger Naturforscher im Fache der Entomologie (Insektenkunde) auszeichnete. Kaiser Franz knüpfte ein Gespräch über diese Studien an und im Verlaufe desselben lud er den Schauspieler in einen der ebenerdigen Salons des Schlosses, wo die beiden Herren die Hüte auf einen Tisch stellten.

Als sich Ochsenheimer empfahl, ergriff er den Hut des Kaisers, bemerkte jedoch sofort seinen Irrthum und entschuldigte sich.

„Hat nichts zu sagen", bemerkte der Kaiser lächelnd. „Sie hätten bei dem Tausch nicht viel profitirt."

„Ja, aber — verloren gewiß auch nichts", erwiderte der Schauspieler, ein Michel Glattweg sondergleichen, mit einem prüfenden Blick auf die beiden durch Alter und lange Dienstzeit ehrwürdigen Kopfbedeckungen. „Es thut Einem förmlich die Wahl weh — welcher Hut schlechter ist."

Das Jahr 1832 brachte die Gedenkfeier des Regierungsantrittes vor nunmehr vierzig Jahren, die zwar ohne allen Prunk, aber im ganzen Reiche mit dankbarer Anerkennung dessen gefeiert wurde, was Kaiser Franz in stürmischen Zeiten für die Monarchie gethan und dieselbe wieder zur vollen Bedeutung emporgehoben hatte.

Kleinere Schwankungen in seiner Gesundheit, die sich öfters einstellten, hielt man für natürliche Begleiter des Alters, das sich bei seiner nie besonders kräftigen Constitution mehr bemerklich machte. Da stellte sich am Morgen des 24. Februar 1835 während der Arbeit ein Unwohlsein ein, das sich trotz ärztlicher Hilfe fort-

während steigerte, von einem heftigen entzündlichen Fieber gefolgt war und bald einen bedrohlichen Charakter annahm. In den Nachmittagsstunden des 27. Februar wich jede Hoffnung auf Rettung des hohen Kranken, und alle jene Scenen tiefster Theilnahme, wie sie im Jahre 1826 vorgefallen waren, wiederholten sich in erhöhtem Maße.

Nachdem der Monarch noch seine letzten Verfügungen mit vollkommenster Fassung getroffen und längere Zeit mit dem Staatsminister Franz Graf Kolowrat gearbeitet hatte, gehörten seine letzten Stunden seiner Familie. In der ersten Nachtstunde des 2. März 1835 hauchte Kaiser Franz, der erste Kaiser von Oesterreich, seine Seele aus, nach einer der längsten und folgenschwersten Regierungen unter allen Fürsten seines Hauses. Bezüglich der Dauer derselben wurde er nur von Leopold I. übertroffen, was aber die Gewalt der wechselnden Schicksale und die allgemeine geschichtliche Wichtigkeit der Periode betrifft, gewiß von Niemandem.

Nachdem Fürst Metternich schon in einer vorläufigen Depesche die europäischen Höfe davon verständigt hatte, „daß in der inneren wie in der äußeren Stellung unseres Hofes durch diesen uns mit dem tiefsten Schmerz erfüllenden Todesfall nichts würde geändert werden", widmete er dem gleichen Gegenstand ein zweites Rundschreiben vom 12. März 1835, das in mehrfacher Beziehung interessant ist. Dasselbe lautet in seinen merkwürdigsten Stellen:

„Nachdem ich in der vorhergehenden Depesche Euer . . . . . beauftragt habe, dort wo Sie sich befinden die von unserem Hofe in den ersten Augenblicken nach dem Regierungsantritte Seiner Majestät angenommene Stellung in ihr wahres Licht zu setzen, halte ich es für nützlich, Ihnen noch in einer vertraulicheren Form einige nähere Umstände zur Kenntniß zu bringen, um Ihr Urtheil über die Lage der Dinge, wie sie sich bei uns gestaltet haben, zu vervollständigen . . . . . .

Der Verlauf der Krankheit des Kaisers (eine heftige Entzündung sämmtlicher Organe der Brusthöhle) war so rasch, und der Gang, welchen sie nahm, ließ den Aerzten so lange die Hoffnung, sie zu bemeistern, daß zwischen der Gewißheit eines unglücklichen Endes und der Verwirklichung derselben kaum 24 Stunden verflossen. Die einzige Schwankung in den Geistern, welche wir bemerken konnten, fand in jenem kurzen Zeitabschnitte statt, und sie entstand einzig und allein aus der Furcht, es möchten Veränderungen den Uebergang von einer Regierung zu der anderen bezeichnen — eine Furcht, welche bei allen Jenen sehr natürlich war, welche nicht in das Staatsgeheimniß sich eingeweiht befanden.

Wie er gelebt hatte, so starb auch Kaiser Franz, gerade und einfach in seinen letzten Gedanken, und mehr beschäftigt mit dem öffentlichen Wohle, als mit sich selbst. So hat er in der Nacht vom 27. zum 28. Februar, inmitten einer furchtbaren Steigerung seines Uebels vier Stunden damit zugebracht, theils eigenhändig seinen letzten Willen zu Papier zu bringen, theils ihn fremden Federn zu diktiren.

In diesem seinem Testamente hat er die Privatgeschäfte seines Nachlasses in Ordnung gebracht und, sich sodann plötzlich erhebend zu der ganzen Höhe seines Herrscherberufes, denjenigen Artikel eingerückt, welchen den Vermächtnißnehmern nicht Wort für Wort wie er im Testamente steht, bekanntzumachen, der Kaiser Ferdinand für einen Treubruch gehalten haben würde. Der sterbende Monarch, der seinem Volke seine Liebe und seinem Heere und den Staatsdienern, die ihm treu gedient, seinen Dank vermacht, dieser Monarch hat dabei die mächtige Stimme seines Herzens zu Rathe gezogen — eine Stimme, welche im Laufe seines langen Lebens stets bei ihm vorherrschend war, und welche ihm nach seinem Tode das fromme dankbare Andenken aller Derjenigen sichert, welche die Vorsehung eine Reihe von Jahren — und welche Jahre! — hindurch seiner Leitung anvertraut hatte.

In einem Briefe, welchen der selige Kaiser seinem erlauchten Sohne hinterließ, hat er ihm in der Form von Rathschlägen die Grundsätze aufgezeichnet,

welche seiner Regierung zur Richtschnur gedient haben. Ich fühle mich im Gewissen verbunden, Euer . . . . . die folgenden Stellen aus diesem merkwürdigen Dokument herauszuschreiben, welches in wenigen Worten die Grundlagen einer vollständigen politischen Gesetzgebung umfaßt.

„„Verrücke nichts in den Grundlagen des Staatsgebäudes.

Regiere, aber verändere nicht.

Stelle Dich fest und unerschütterlich auf die Grundsätze, mittelst deren steter Beachtung ich die Monarchie nicht nur durch die Stürme harter Zeiten geführt, sondern derselben auch den ihr gebührenden Standpunkt gesichert habe, den sie in der Welt einnimmt.

Ehre die wohlerworbenen Rechte, dann kannst Du gleich fest auf der Ehrfurcht bestehen, die Deinen Regentenrechten gebührt.

Bewahre die Einigkeit in der Familie und betrachte sie als eines Deiner höchsten Güter.““

Diese und keine anderen werden die Grundsätze sein, welche der neue Monarch unverbrüchlich befolgen wird. Nichts wird sohin in dem Gange der Gesetzgebung geändert werden; und wenn es möglich wäre, daß in demselben irgend eine Verschiedenheit bemerklich würde, so dürfte diese nur auf jenem in der Natur der Dinge begründeten Unterschiede beruhen, von welchem — wollte ich auch von selben hier nicht Erwähnung thun — jeder Staatsmann überzeugt sein würde, daß er nothwendig gegeben sei.

Durch die lange Dauer der Regierung des verewigten Kaisers war nämlich die Person dieses Monarchen, wie es das Wesen einer jeden durch die Zeit bewährten Herrschaft mit sich bringt, eine hohe Jedermann bekannte moralische Macht geworden. Kein Fürst steht am Anfange seiner Regierung auf dem Standpunkte, noch kann er es. Aus dieser Verschiedenheit in der beiderseitigen Lage ergeht ganz natürlich, daß unter denselben gegebenen Umständen der Monarch, dessen Ruf gemacht ist, viel leichter seinen persönlichen Gefühlen nachgeben darf, als es im eigenen wie im Interesse des öffentlichen Wohles demjenigen gestattet ist, welcher erst seinen Thron besteigt.

Die Factionen (Parteiungen) werden sonach bei dem Wechsel in der Regierung Oesterreichs nichts gewinnen, sowie die Gutgesinnten nicht befürchten dürfen, durch dieses beweinenswerthe Ereigniß etwas einzubüßen . . . . . .“

Ueber die politische Bedeutsamkeit der in dieser merkwürdigen und bezeichnenden Depesche ausgesprochenen Grundsätze wird später Gelegenheit sein zu sprechen, wenn gezeigt wird, wie sich dieselben den Forderungen der Zeit gegenüber bewährten. Für den Charakter Franz I. und seine volle Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Systemes ist es bezeichnend, daß er dessen Befolgung seinem Nachfolger gewissermaßen zur Pflicht macht.

Jene berühmte Stelle aus dem Testament des Verewigten, in welcher er dem Volke seine Liebe, dem Heer und allen Staatsdienern seinen Dank vermacht und die Hoffnung ausspricht, daß es ihm vergönnt sein werde, am höchsten Thron für das Heil des Staates und das Wohl des Volkes Fürbitte zu thun, wurde noch am 5. März veröffentlicht und in unzähligen Exemplaren verbreitet. Selbst in die entlegenste Hütte fanden diese Worte ihren Weg und fanden einen wehmüthigen Widerhall in der Trauer um den „Vater Franz“.

Entgegen der sonst häufig beliebten Methode, das Urtheil über ein bewegtes reiches Menschenleben und einen bedeutenden Charakter in ein paar knappe Sätze zu fassen, die je nach der Anschauung des Urtheilenden ein unbedingtes Lob oder eine ebenso unbedingte Verdammung aussprechen, waren wir in der vorstehenden Charakteristik Franz I. bemüht, denselben in seinen verschiedenen Beziehungen und von allen jenen Gesichtspunkten zu schildern, welche sich auch bei der Beurtheilung des einfachsten geschlossensten Charakters ergeben. Vom Standpunkte heutiger Anschauungen einfach zu loben oder zu tadeln, weil die Geschehnisse oder Maximen

früherer Zeiten nicht in jenes ja auch heute noch nicht auf seine absolute Richtigkeit geprüfte Schema moderner Grundsätze passen, verleitet stets zur Einseitigkeit und Parteilichkeit. Sucht man aber die Wirksamkeit und den Charakter Franz I. aus seiner Entwicklung heraus, nach seinen Erlebnissen und Erfahrungen und den Rückströmungen seiner Zeit zu erklären, so wird man sie begreifen und als etwas Gegebenes, in ihrer Periode eben so Selbstverständliches, ja vielleicht Nothwendiges betrachten, wie es hoffentlich milde urtheilend die Zukunft bezüglich mancher Irrthümer der Gegenwart thun wird, die als unveräußerliche Grundsätze gelten.

Scheidet man aber das aus, was unser Urtheil verwirren kann, indem wir verschiedene Zeiten und Strömungen nach heutigen Ansichten betrachten, und faßt man alle die einzelnen Züge zu einem einheitlichen Bild der Eigenschaften Franz I. als Regent und Mensch zusammen, so wird kein Billigdenkender anstehen, ihm Anerkennung zu zollen.

Denn jene höchste Blüthe menschlichen Charakters, die selbst den Irrthum mit einer versöhnenden Glorie umgibt — die Pflichttreue — vermag ihm Niemand abzusprechen. Diese übte er in stürmischen Zeiten und brachte dadurch seinem Herrscherberufe die schmerzlichsten persönlichen Opfer; er übte sie unentwegt in der Weise, wie sein Gewissen es ihm gebot, in der zweiten Hälfte seiner Regierung. Der hohe Flug des Genius, die schöpferische Kraft eines Reformators war ihm allerdings versagt, vielleicht auch die Keime dazu durch die schwere Last der ersten kriegerischen Periode seiner Regierung erdrückt worden. Darum führte er den Staat in jenen engen Geleisen weiter, welche ihm als die angemessensten schienen und die — das sollte denn doch nicht vergessen werden — nicht blos in Oesterreich, sondern von den Regierungen aller Länder Europas nach Besiegung Napoleon's als der einzige Weg des Heils gepriesen wurden.

Die Gunst des Volkes ist wandelbar — gewiß! Aber wenn sie sich durch so lange Zeit und mit so großer Innigkeit zu Gunsten eines Herrschers ausspricht, wie dies bezüglich des Kaisers Franz I. der Fall war, dann liegt derselben gewiß ein instinktives Bewußtsein vom Werthe eines solchen Fürsten zu Grunde, und die Nachwelt geräth in Gefahr befangen zu urtheilen, wenn sie sich in absoluten Widerspruch mit der Schätzung der Zeitgenossen setzen wollte.

Ebensowenig aber ist zu übersehen, daß die Zeitgenossen schon die großen Uebelstände seiner Regierungsmaxime erkannten und tadelten. Am mißliebigsten wurden wohl seine Maßregeln zur Niederhaltung des geistigen Lebens beurtheilt, — die Polizei-Verhältnisse in Oesterreich genossen traurige europäische Berühmtheit. Wir widmen ihnen daher nachstehend ein eigenes Kapitel.

Polizei- und Censurverhältnisse.

Schmeichelhaft ist es gewiß für eine Zeit nicht, wenn man, um sie vollkommen zu charakterisiren, in dem zu entwerfenden Bild den polizeilichen Verhältnissen eine besondere hervorragende Stelle einräumen muß. Selbstverständlich ist hier nicht von jener Art Polizei die Rede, welche die Gesellschaft gegen solche Uebelthäter beschützt, die es wirklich sind, — sondern von jener anderen, welche in Personen Bösewichte wittert, die es nicht sind, die den Bürger mehr malträtirt als ihn schützt, und die gleich den Eulen und Fledermäusen in Zeiten am schärfsten sieht, wo es recht dunkel ist. Das charakteristische Unterscheidungszeichen besteht darin, daß man von der ersten, unumgänglich erforderlichen und nicht genug zu schätzenden Polizei am wenigsten spricht, wenn sie ihre Aufgabe vorbeugend und schützend am umsichtigsten erfüllt, von der zweiten Art aber dann, wenn sie zum Aerger, öfter auch zum Ergötzen aller heiteren Menschengemüther im Uebereifer und Unverstand recht derbe Mißgriffe begeht.

Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß diese letztere Sorte von Polizei in Oesterreich unter Leopold II. zur Geltung kam. Zu einem förmlichen System aber wurde sie erst nach dem Jahre 1815 ausgebildet, und im Gefolge desselben breitete sich jenes lichtscheue eckelhafte Gesindel aus, das durch mehr als dreißig Jahre zu einer Landplage Oesterreichs wurde — es ist kein Trost und keine Entschuldigung, daß es anderwärts nicht besser stand, — das Denuncianten-thum, die Sippe der „Spitzeln und Naderer".

Unauflöslich verknüpft mit diesem System ist der Name des Grafen Josef Sedlnitzky (Bild Seite 457), der von 1817 bis 1848 an der Spitze der Polizeihofstelle stand und von dem ein so vorsichtig urtheilender Historiker wie Krones sagt: er habe „seine schwierige Aufgabe in der peinlichsten Weise durchzuführen, und die geheime Polizei zu dem breitesten Netze auszubilden verstanden".

Unsere Zeit, die sich dessen erfreut, was die Leiden und Kämpfe früherer Generationen ihr errungen haben, kann sich kaum mehr im Gedanken in Verhältnisse versetzen, wie sie in einer Periode bestanden, in welcher nicht nur jede durch Wort oder That geäußerte freisinnige Anschauung verpönt war, sondern in welcher man auch auf Schleichwegen und durch feile Spione die innerste Herzensmeinung zu erforschen strebte und auch diese, wenn sie nicht entsprach, für strafbar erklärte.

Obwohl sich Oesterreich-Ungarn seit den Tagen Josef's II. keines Uebermaßes von politischer Freiheit erfreute, arteten doch die Zustände sofort nach dem Amtsantritte Sedlnitzky's in einer Weise aus, die unerhört drückend und geradezu darauf angelegt war, Oesterreich von dem Geistes- und Culturleben des übrigen Europa hermetisch abzuschließen und es auf jene Stufe geistiger Stumpfheit

Hermann, Ostfriesen-Sagen. 23

Digitized by Google

hinabzudrücken oder zu erhalten, welche den Machthabern ein Regieren in ihrem Sinne möglich oder bequem machen sollte.

Durch eine Reihe von Verordnungen, oft aber auch durch eine zur Gewohnheit werdende, in keinem Gesetz begründete Praxis schränkte man den geistigen Verkehr in die engsten Grenzen ein, ja man scheute sich auch nicht, dem Körper Schranken zu ziehen, wenn zu fürchten war, daß er der Träger des Fluidums verhaßter moderner Ideen werden konnte. „Der Kaiserstaat wurde von dem Auslande und vor dem Einflusse des im Auslande herrschenden Geistes strenger als jemals abgesperrt; Pässe in das Ausland konnten nur bei Bezeichnung des Zieles und Zweckes der Reise nach peinlichster Ausforschung und auch da nur sehr schwer erlangt werden; der Besuch auswärtiger Universitäten wurde nur ausnahmsweise durch Beihilfe einflußreicher Gönner und auch dies nur in sehr seltenen Fällen gestattet, und zwar dehnte sich diese Maßregel selbst auf die sich zum Lehrer- oder Priesterstande vorbereitenden Protestanten aus, bei welchen es früher stets Gewohnheit war, ihre Bildung an auswärtigen Universitäten zu suchen, da es in den westlichen Provinzen lange gar keine, in Ungarn und Siebenbürgen nur sehr mangelhafte Lehranstalten für protestantische Theologen gab. Die geistigen Producte des Auslandes, Bücher und Zeitungen wurden der strengsten Prüfung unterzogen und die freisinnigeren, auch wenn sie sich mit ernsteren Wissenschaften beschäftigten, unterlagen unnachsichtlich dem Verbote. Die philosophischen und geschichtlichen Werke fühlten am meisten die Strenge dieses Ausschließungssystems der Censur. Im Inlande wurden der öffentliche Unterricht und die Presse unter die eifersüchtigste Controle gestellt. Die Handbücher, selbst jene der höheren Wissenschaften, schrieb die Regierung entweder selbst vor oder erlaubte deren Gebrauch nur nach einer strengen Untersuchung des Inhaltes. Der Vortrag nach eigenen Heften war den Professoren untersagt. Die Presse — und zwar sowohl hinsichtlich der Bücher, als auch der Zeitschriften — seufzte unter dem Drucke einer ebenso willkürlichen als strengen Censur. Damit endlich auch der Verbreitung freiheitlicher Ideen durch das lebendige Wort vorgebeugt werde, ward eine im Geheimen spähende und denunciatorische Polizei in größtem Umfange organisirt und die Angeberei mit Ertheilung von Prämien angeeifert.

In diesen allgemeinen Grundzügen werden uns die Verhältnisse von einem Zeitgenossen unmittelbar nach dem Amtsantritte des Grafen Sedlnitzky geschildert und dabei betont, daß sich dessen Einfluß auch nach Ungarn erstreckte, obwohl dieses Land nach der staatsrechtlichen Stellung, die es einnahm, von der Polizeihofstelle hätte unabhängig sein sollen.

Man sollte meinen, daß die angeführten Maßregeln strenge genug gewesen wären, — aber es verhielt sich anders. Die Ereignisse des Jahres 1820 erschreckten die Machthaber gar sehr, und da sich trotz des unerhörten Druckes in Ungarn ein Vermessener fand, der es wagte, in einer Ode „an die Freiheitsgöttin" folgende Strophe einzuflechten:

„O ein Joch dem Feigen, der zitternd meidet
Deines Reiches glänzende Sonnenwelten,
In gewohnter Knechtschaft mit seinen Ketten
Klirrt, halb im Traume!"
(Vörösmarty.)

so war es klar, daß die Zügel noch strenger angezogen werden mußten, und da es nun doch einmal nicht möglich war, den Menschen das Denken ganz zu verbieten, es ihnen wenigstens nach Kräften zu erschweren oder unmöglich zu machen, ihre Gedanken mitzutheilen.

Diesen Zweck verfolgte die Verordnung vom 1. Jänner 1820, durch welche eigentlich jede der Regierung bedenklich erscheinende geistige Thätigkeit proscribirt wurde. Die Einführung fremdländischer, nicht nur politischer, sondern auch wissenschaftlicher und literarischer Zeitschriften wurde absolut verboten, jene von Büchern einer rigorosen Ueberwachung unterzogen, die gleichfalls einem Verbot nahekam,

und die inländische Presse in so enge Grenzen eingeschnürt, daß ihr der Athem, wenn nicht ganz, so doch zum Raisonniren ausblieb.

Auch in dieser Beziehung räumte man dem Klerus mehr Einfluß ein als billig war. Dem ungarischen Dramatiker Karl Kisfaludy strich man aus einem seiner Dramen die Person eines Bischofs unbarmherzig weg, ohne Rücksicht darauf, daß gerade in der ungarischen Geschichte zahlreiche Bischöfe eine bedeutende, wenn auch nicht immer mit dem friedlichen Hirtenamte zu vereinbarende Rolle spielen. Seufzend sagte der Dichter: „Unser neuer Primas (Rudnay) ist ein wachsamer, auf das Seelenheil bedachter Herr; wenn es so fortgeht, werden wir uns bescheiden müssen, Gebetbücher zu schreiben".

Uebrigens war auch dies nicht ganz ungefährlich, denn auch ein katholisches Erbauungsbuch, das vielbekannte von Karl von Eckartshausen (geb. 1752, gest. 1803), unterlag dem Censurverbot, weil es sich nicht nach dem bisherigen Schema solcher Werke hielt.

Wenn auch Fürst Metternich nicht soviel Einfluß auf die inneren Verhältnisse besaß, als man meist annimmt, so ist es doch interessant seine Ansicht über die Censurverhältnisse zu hören, da sich unleugbar darin jene der leitenden Kreise widerspiegelt. Er sagt darüber in einer nach seinem Sturz bekannt gewordenen Rechtfertigung seiner Politik:

„Eine literarische Verbindung mit dem constitutionellen Deutschland mußte verhindert werden, weil in einem absolut-monarchischem Staate der Glaube des Volkes an die Untrüglichkeit und Unverletzlichkeit der Regierung die conditio sine qua non ihres Fortbestehens ist. Die freie Presse gefährdet das Prinzip der Souveränetät nicht nur, sondern hebt sie geradezu faktisch auf. Sie ist das nimmerschlummernde Argusauge des Volkes und haftet mit eifersüchtiger Wachsamkeit an dem Throne, dessen Stufen durch sie aufgehört haben, der Opferaltar jenes frommen Cultus der Loyalität zu sein, auf denen die Nationen einst die Gaben eines einfaltsvollen Gemüthes niedergelegt haben. Oesterreich verzichtet willig auf den eitlen Ruhm der geistigen Hegemonie in Deutschland, denn es hat sich eine noch größere Aufgabe gestellt, die des politischen Uebergewichtes, indem es die Angelegenheiten des deutschen Bundes leitet."

Wie lehrreich wäre es für manchen Staatsmann, der mit gleicher Geringschätzung auf die geistigen Interessen und deren Wirkung herabsieht, diese hochtrabenden Worte mit dem zu vergleichen, was die Zeit gebracht hat. Das politische Uebergewicht ging in einem bellagenswerthen Krieg verloren, das geistige Band aber, das uns an Deutschland knüpft, hat sich durch gemeinsame Culturinteressen mehr befestigt, als es jemals früher der Fall gewesen war.

Uebrigens nützten alle diese Maßregeln nichts, es gehörte zum guten Ton die verbotenen Bücher gelesen zu haben, ja wir wissen aus den Aufzeichnungen der Gattin des Staatskanzlers, daß dieser selbst in intimen Cirkeln gerne aus solchen vorlas. Man erinnert sich da unwillkürlich an die frivolen Grandseigneurs des vorigen Jahrhunderts, die sich öffentlich vor den Schriften Voltaire's, Rousseau's und der Encyclopädisten bekreuzten, insgeheim aber selbst das süße Gift naschten, es an Freigeisterei noch überboten.

Darin, daß dieser Druck auf die Geister fast in ganz Europa ausgeübt wurde, liegt ein Beweis, daß er zum Theil mindestens eine natürliche Reaction gegen die literarischen und politischen Vorgänge des letzten Jahrhunderts war. Das Maß aber, in dem er in Oesterreich ausgeübt wurde, läßt sich nicht allein auf solche allgemeine Strömungen zurückführen, hier mußte bei der durchaus autokratischen Regierungsform ein persönlicher Wille maßgebend und verschärfend einwirken und es ist nicht schwer denselben in der Person des Trägers des ganzen Systems, in Kaiser Franz selbst zu entdecken.

Selbst seine begeistertsten Lobredner — und er verdiente deren in mancher Hinsicht als Mensch und Regent — konnten nicht in Abrede stellen, daß er dem literarischen Schaffen kühl, wenn nicht ablehnend gegenüber stand. Nach den

schweren Prüfungen, die er erfuhr, war es nur natürlich, daß ihm die französische Revolution ein Greuel war, zu ihren Ursachen aber rechnete er auch die ihr vorausgehende literarische Bewegung. Es war dies ein Irrthum, denn die Schriften der Encyclopädisten und was in deren Heerbann marschirte, wurden durch dieselben Uebelstände und Fehler, durch die Ungerechtigkeiten und Uebergriffe hervorgerufen, welche dann zur Revolution führten. Sie waren die Sturmvögel, aber nicht die Ursache der Revolution. Dieser übrigens heute noch hie und da festgehaltene Irrthum war es, welcher den Kaiser auf die literarische Production überhaupt scheel sehen ließ.

Er hatte nun einmal eine Abneigung gegen die „Büchermacher" und wurde darin noch bestärkt, als sich in der Zeit der plötzlichen Umkehr so viele feile Menschen vom Schlage eines Haschka, Leopold Alois Hofmann u. s. w. fanden, die ihre Gesinnungen wechselten wie reinliche Menschen die Wäsche. Solche Erfahrungen mochten ihn beherrschen, als er zu Stadion, der 1808 auf die Nothwendigkeit hinwies auf den Patriotismus auch durch die Literatur einzuwirken, die bitteren Worte sprach: „Na ja, — nehmen S' halt soviel aus dem Polizeifond, als nothwendig ist! — für ein Stück Geld kriegen S' an jedem Finger zehn solche Kerln!"

Besonders unbeliebt waren bei ihm die schriftstellernden Militärs, — wahrscheinlich mit einem leichten Seitenhieb auf seinen Bruder Karl, bezüglich dessen eine von Zwischenträgern genährte Entfremdung sich nicht wegleugnen läßt. Als sich der aus dem Kampf in Tirol bekannte Marquis Johann Gabriel von Chasteler (geb. 1763, gest. 1825) gegen die Annahme vertheidigte, daß er Verfasser eines die Operationen des Generals Kray ungünstig beurtheilenden Schriftchens sei, erwiderte der Kaiser: „Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen. Ein Mann von solcher Geburt wird ja so was nicht thun!"

Er meinte von militärischen Schriftstellern häufig: „Wenn sie schießen könnten, thäten sie nicht schreiben!" und fuhr später einen rühmlich bekannten Offizier, der sich als Fachschriftsteller bekannt gemacht hatte, unwirsch an: „Geh'n S' mir weiter! Sie sind auch so ein Büchermacher und wären anno Dreizehn gern z'Haus blieben!"

Es war dies eine bedauerliche vorgefaßte Meinung, welche der geistigen Regsamkeit in der Armee sehr abträglich war. Ein glänzender Gegenbeweis war Erzherzog Karl, der vorzüglich schrieb und bewiesen hatte, daß er auch „mit dem Schießen" umzugehen wisse.

Die Abneigung des Kaisers gegen die Leute von der Feder ging sogar so weit, daß er selbst jenen durch Cobenzl, Stadion und Metternich in österreichische Dienste gerufenen Männern, wie Gentz, Müller, Schlegel, Jarke u. s. w. nie recht hold wurde und häufig darauf zurückkam, daß sie „denn doch keine Oesterreicher" wären. Sie waren als glänzende Stylisten, woran es in Oesterreich aus erklärlichen Gründen fehlte, eine Nothwendigkeit, um das System äußerlich zu vertreten, aber sympatisch waren sie dem Kaiser sammt und sonders nicht.

Er hielt dafür, daß die literarische Nebenbeschäftigung eines Staatsdieners dessen Pflichterfüllung abträglich, ja gewissermaßen decorumswidrig sei. Dem Vorgesetzten des Grillparzer, der dem Kaiser das poetische Talent seines Untergebenen pries, entgegnete er: „Meinetwegen! aber machen Sie ihn aufmerksam, daß er es dabei nicht weit bringen wird". So verstehen wir erst, daß Grillparzer in einem Brief des Jahres 1818 — wo schon die „Sappho" erschienen war, — klagen konnte, daß ihn „fruchtlose Schritte und vereitelte Hoffnungen in seiner bürgerlichen Carrière" am dichterischen Schaffen behinderten und er sich in einer Stimmung befinde, „die eher einem bengalischen Tiger im Käfig, als einem das Ei durchpickenden Autor anstünde".

Wo eine solche Ansicht hoch Oben herrscht, da ist es nicht zu wundern, wenn sich die Thätigkeit der unteren Behörden in das Ungemessene verliert und aus

Aengstlichkeit und Uebereifer jene Grenze erreicht, wo sie durch Lächerlichkeit das staatliche Ansehen mehr schädigt, als alle Ueberwachung jemals nützen kann. Die Ausübung der heikelsten und eine umfassende Bildung erfordernden Amtspflichten war oft in die Hände von Männern gelegt, die schlechterdings nicht im Stande waren, die rechte Grenze einzuhalten und daher, um sich sicher zu stellen, Alles strichen, Alles verboten, was nach ihrem sehr beschränkten Gesichtskreis in irgend einer Richtung bedenklich erschien. Mit so unwiderstehlicher Gewalt machte sich das stationäre System selbst in einem Wirkungskreis geltend, der mehr als jeder andere geistige Regsamkeit verlangte, — bei der Censur. Man unterschied nicht mehr, sondern der gefürchtete Rothstift waltete rein mechanisch seines Amtes, — das „Streichen" wurde Pflicht und Gewohnheit.

Aus der großen Menge ergötzlicher Censuranekdoten seien hier nur einige der prägnantesten angeführt.

Auf welche Bedenken die Aufführung von Schiller's Tragödien stieß, haben wir schon an anderer Stelle kurz erwähnt. Als es sich aber um „Don Carlos" handelte, kam von der Censurbehörde die weise Entscheidung, daß kein Anstand obwalte, „nur hat die anstößige Liebe des Stiefsohnes zur Stiefmutter zu unterbleiben." An den freiheitsglühenden Deklamationen des Marquis Posa nahm der Censor keinen Anstoß, — das bewegende Motiv aber, das, nebstbei gesagt, so rein und keusch aufgefaßt ist, wie nur möglich, und auf dem das ganze Stück aufgebaut ist, — das erschien bedenklich und sollte ausgelassen werden, wie man aus einem Kleid einen fleckig gewordenen Theil schneidet und durch einen anderen ersetzt.

Neben diesem absoluten Mangel an Verständniß für die ästhetische und künstlerische Seite machte sich häufig auch noch eine ganz bodenlose — Unbildung breit, weil man Organe, die im Manipulationsdienst ergraut, plötzlich mit Aufgaben betraute, die weit über ihrem Horizont lagen.

In einer Provinzialstadt suchte der Theaterdirector um die Erlaubniß an, Shakespeare's „Hamlet" aufführen zu dürfen. „Kein Anstand", lautete der weise Bescheid, „nur wird in Erinnerung gebracht, daß es untersagt ist, die Abzeichen der k. k. Armee auf der Bühne zu gebrauchen." Die Begleiter des schwermüthigen Dänenprinzen, wenn ihm das Gespenst seines Vaters erscheint — oder das Heer Fortimbras in — modernen österreichischen Uniformen!!

Direct peinlich wurde die Censurgebahrung, wenn sie sich nicht mehr begnügte, das klar zu Tag liegende Wort zu verpönen, sondern darüber grübelte, ob sich nicht möglicherweise irgend ein Sinn hineinlegen ließe, der bedenklich erschien. Dem Autor eines Lustspieles wurde gerügt, daß er den Ausdruck „Quäker" gebrauchte. „Was soll das heißen?" fuhr ihn der Censor an, denn kotzengrob waren sie nach des edlen Grafen Beispiele mit den Schriftstellern sammt und sonders. „Nun ein übertrieben frommer Mensch soll damit bezeichnet werden." „Ja — ein Liguorianer ist darunter gemeint, nicht wahr? Das kennen Wir schon!" Und der Quäker wurde geopfert.

Die Stelle: „Jedes Volk hat seine Flegeljahre" wurde dahin geändert, daß es „Tölpeljahre" heißen mußte — zwar nicht schmeichelhaft für die Völker, aber bezeichnend, da man nichts dagegen hatte, es mit Tölpeln statt mit Flegeln zu thun zu haben.

Eine unternehmende Firma ließ eine Broschüre drucken: „Cravatiana, oder die Kunst, die Kravate umzubinden", welcher eine Preisliste der vorräthigen Kravaten als Reclame beigefügt war. Auch dieses Heft verfiel dem Moloch — denn es kam ein Knoten à la Riego vor, und das erinnerte an den Führer der spanischen Revolution, Don Raphael Riego (hingerichtet 1823).

Auf dem Theater erstreckte sich diese Fürsorge sogar dahin, daß der Stand einzelner Personen geändert wurde. In den „Räubern" durften keine Studenten vorkommen; — denn man sollte es gar nicht für möglich halten, daß diese so kecke Reden führten; sie wurden in „Libertiner" (Leichtfüße) umgetauft, was zwar

eigentlich gar nichts hieß, aber die willkommene Nebendeutung hatte, daß freiheitlich Gesinnte nicht weit zum „Räuber" hätten. Bösewichte aus höheren Ständen wurden stets degradirt, wenn Minister eine üble Rolle spielten, wandelte man sie zu „Vicedoms" um, eine Charge, die lange außer Gebrauch war und Niemand mehr kannte. Lessing's „Emilia Galotti" durfte lange Zeit gar nicht aufgeführt werden, „weil der Prinz schwach und lasterhaft ist."

Um gerecht zu sein, wird man auch da zugeben müssen, daß derlei Dinge gewiß nicht immer in der Intention der leitenden Kreise gelegen waren. Aber die Richtung wurde nun einmal von Oben gegeben und um des Amtsansehens war es nicht möglich, alle solche Mißgriffe aufzuheben.

Der um die Hebung der Lithographie vielverdiente und schon mehreren Generationen von Kindern durch seine Bilderbogen werthe Inhaber einer lithographischen Anstalt, Josef Trentsensky (geb. 1793, gest. 1839), veranstaltete eine Reproduction der einzelnen Gruppen des bekannten Primisser'schen Stammbaumes in der Ambraser Sammlung, zu welcher jener gelehrte Forscher einen Text schrieb. Dieses gewiß patriotische Unternehmen machte der löblichen Censurbehörde gewaltiges Kopfzerbrechen und gab ihr Gelegenheit zu mehreren heiteren Stücklein.

Kaiser Albrecht I. ist dargestellt, wie sein Neffe Herzog Johann Paricida auf ihn den mörderischen Dolch zückt. Schon einige Tage hing das ganz dem Original entsprechende Blatt in allen Kunsthandlungen zur Schau, als ein hoher Herr, angeblich Erzherzog Johann, die scherzhafte Bemerkung machte, es wundere ihn, daß die Polizei es dulde, daß da in effigie ein Kaiser bedroht würde. Das wurde den Herren von der Censur hinterbracht und leuchtete ihnen sofort ein. Das Blatt wurde zurückgezogen und der Dolch mußte herausgeschliffen werden. „Jetzt haben sie es noch besser gemacht", neckte nun derselbe hohe Herr, „jetzt hält der Johann gar dem Kaiser die Faust unter die Nase — das sieht noch ehrfurchtverletzender aus."

Trentsensky ließ den Stammbaum dann in einzelnen Blättern bis auf die neueste Zeit fortsetzen und das letzte derselben zeigte den Kaiser Franz, umgeben von den Medaillonbildnissen seiner vier Gattinnen. „Admittitur" (zugelassen) schrieb der Censor darauf, „jedoch ist dem Herausgeber die Unbescheidenheit zu verweisen, den Monarchen mit seinen vier Frauen darzustellen". Auf verschiedenen Umwegen erhielt der Kaiser von diesem köstlichen Bescheid Kenntniß und sagte lächelnd: „Schauts, schauts, was ich für eine aufrichtige Polizei hab', die mir in's G'sicht sagt, daß es unbescheiden is, vier Frauen z'haben. Ich hab' sie ja nur nacheinander g'habt und nit neben einander."

Derlei Dinge hatten dadurch, daß sie oft eine freilich nicht beabsichtigte Pointe enthielten, wenigstens ihr theilweises Gutes, obwohl es unleugbar ist, daß das geistige Leben, der Aufschwung der Literatur dadurch in Oesterreich sehr gehemmt wurde. Wir haben alle Ursache, dem Genius- Grillparzer's dankbar für die Gaben zu sein, die er uns bot — aber die Frage wird nie zum Verstummen kommen, ob die Ungunst der Zeiten, der Geistesdruck nicht herrliche Blüthen aus seinem Dichtungskranz schon im Entstehen vernichteten.

Ein Gedicht Grillparzer's, welches die Umwandlung des Campo vaccino in Rom beklagt, soll die Ursache gewesen sein, daß der Kaiser dem Dichter abhold wurde. Es mögen wohl auch in dieser Hinsicht die unteren Organe weitergegangen sein, als es des Kaisers Wille war. Nach der ersten Vorstellung von „König Ottokar's Glück und Ende", sagte der Kaiser: „Ich bin doch froh, daß ich's g'sehen hab', — denn sie werden's nit oft geben lassen." Und er hatte Recht — das Stück verschwand vom Repertoire, andere ruhten im Pult des Dichters, bis eine hellere Zeit sie zur Auferstehung brachte. Unter solchen Umständen erstarb der Schaffensdrang und die Schaffenslust des Dichters, der nur mehr in kurzen abgebrochenen Schmerzensschreien seiner künstlerischen Ueberzeugung, seinen lichtfreundlichen Ansichten Luft machte, die gerade bei ihm Hand in Hand mit dem edelsten, geläutertsten Patriotismus gingen.

Und doch war die Censur noch nicht die schlimmste Seite der damaligen Polizei. Die heikle Frage, ob thatsächlich ein förmliches „schwarzes Cabinet" zur Ueberwachung der Correspondenz bestanden habe, soll nicht weiter erörtert werden. Was nicht positiv zu erhärten ist, bleibt besser unberührt, obwohl es ein schwerwiegender Umstand ist, daß ein gewiß über die Praxis der damaligen Regierung so wohl unterrichteter Mann wie Gentz noch 1831 es nöthig findet, der berühmten Rahel (Varnhagen) aufzutragen, sie möge ihm, wenn es nicht ganz gleichgiltige Dinge sind, ja nicht durch die Post schreiben, „der durchaus nicht zu trauen sei".

Die peinlichste und für das bürgerliche Leben in jeder Beziehung geradezu corrumpirend wirkende Seite betrifft das Denunciantenthum. In Wahrheit war ein förmliches Netz über das gesellschaftliche Leben gezogen, dessen einzelne Maschen nicht blos von den professionsmäßigen Horchern gebildet wurde, auf welchen ihr trauriges Handwerk schwer genug lasten mochte, sondern das durch freiwillige Mitarbeiter so verderblich und ausgebreitet wurde. Um die eigene „gute Gesinnung" zu beweisen und in das gehörige Licht zu stellen, spürten und lauschten diese Manteldreher nach jedem offenen Wort, nach jeder unbedachten Gefühlsäußerung und rapportirten sie, häufig mit Glossen und Zuthaten, dort, von wo der Quell der Gnade kam und wo man thöricht genug war, den auf solche Art zugekommenen Nachrichten Vertrauen zu schenken. Der Mann, welcher durch Aufbietung seines ganzen Scharfsinns, mit unermüdlicher Energie, oft mit Gefährdung seines Lebens, den Spuren des Verbrechens folgt und dessen Thätigkeit ein steter Kampf für die Sicherheit der Gesellschaft gegen verbrecherische Eingriffe ist, verdient alles Lob und uneingeschränkte Anerkennung. Sobald sich aber dieselbe Thätigkeit auf das Feld der Gedanken und Meinungen ausdehnt, ist sie nicht genug zu brandmarken, denn sie versündigt sich immer gegen das Grundgesetz der Menschenwürde und muß Edlen und Unschuldigen gegenüber zu den schlimmsten Mitteln, zur Heuchelei, dem Verrath und Vertrauensmißbrauch greifen.

In drastischer Weise schildert eine schon früher erschienene Schrift dieses Treiben. „Es ist ein niederschlagender Gedanke, daß die Polizei unserer großen Städte genöthigt ist, einen Schwarm von Schmeißfliegen in ihrem Sold zu haben, eine Art unsichtbare Polizei, die, ohne irgend ein Abzeichen an sich zu tragen, da Schildwache steht, wo man sich ihrer am wenigsten versieht. Dieses Ungeziefer drängt sich zu allen Gesellschaften und beunruhigt jeden nicht sehr sorgfältig gewählten Cirkel. Vorzüglich nistet es in Wirthshäusern, Kaffeehäusern, bei Traiteurs, in den Gärten, auf Spaziergängen und in allen öffentlichen Belustigungsörtern. Es schleicht in allen Gesellschaften herum. Bald stellt es einen Wirth vor, bald einen Marqueur, bald einen Beamten, bald einen Kaufmannsdiener oder Secretär. Es fühlt in der Hülle eines Doctors den Puls, schreibt in Gestalt eines Advokaten Akten und Rapporte, macht in der Form eines Mönchs Hausbesuche; tändelt in dem Mäntelchen eines Abbés um galante Weiber, ja verwandelt sich sogar in Grafen und Barone. Nirgends kann man sich seiner erwehren, es sitzt am Spieltisch, tanzt auf Bällen, frühstückt im Augarten, spricht kühn in der Abendgesellschaft, kokettirt im Zimmer des Freudenmädchens, besäuft sich in schmutzigen Bierschänken u. s. w. Zwar hat es sich noch nicht gar so verachtet gemacht wie in Paris, aber wenn auch in Wien eine Gesellschaft rein und von ihm gesichert bleiben will, muß sie wohl geprüft und nicht gar zu zahlreich sein."

Dieser gegenseitige Argwohn, der überall einen Aufpasser und Verräther ahnte, vergiftete alle Beziehungen und ließ in Wien sogar einen eigenen Namen für die saubere Sippe erfinden — den „Naderer" — von nadern, verrathen, belauern, ein bezeichnender bildlicher Provinzialismus für aufspießen.

In den 1831 — natürlich in Hamburg — erschienenen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" schildert Anastasius Grün (Graf Anton Alexander Auersperg) in herrlicher Weise den panischen Schrecken, welchen der Ruf oder Gedanke: „Naderer da!" verursachte. Er schildert in farbenprächtiger Weise die behagliche

Situation eines Mannes, der, in häufiger Runde Skat, sich an einem guten Glas Wein, der kalbarten Gegend, den gelaubten ewigen Menschen erfreut, und führt heute fort:

Heilig mir bei Schädigung Wein, und Du, mein Herz, erfreue,
Leider war bei Schädigung Traum, weich Du, Magen, aufgeregt!
Skat! Du mir ein Wein, an trunken, durch Du offne Herrenzeit!
Skatt Runde ja meiner Runde, dop Du an der Kluft ja war.

O! Du treues heiges Brüder, für die wecket in treuen Hand.
Weich und hoch treu waren Skat hörst du getreuh an Hand,
Und wollkommen Du glaubst, unzuverlässig waren Wein,
Wich mit Wrangel mit der Freiheitsmut eingenden mit mich ja treu'n.

Fabrikprodukt eines Skatbruders.

Wie oft! ist leider traurig, sich der braune Wein gemacht.
Ja, in mir und mir Du Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein,
Du in mir und Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein,
Du bist Gottes, bin ich Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein.

Treu im tiefen, auch für Brüder meinen Skatbild Wein treue,
Treu im Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein, Du Wein,
Treu in die geheimen Worten meinen Freunden wahr treue,
Weich an heute bei Schlachten weich den geheimen Schwestern war.

Wie heute ich, am verwandt mir mein Wein in Wein Ihrer,
Wie heute ich, am verwandt mir mein Wein in Wein Ihrer,
Meinen Freunden heute Wein treuen ich, verwandt einbach,
Und ich freung ewigen mit Wangen in den Ihrer Brüder Wein.

Meine Brüder rufen mir Skatbrüdern mit den Augen Wein treue;
Mai! vielleicht mit Brüder Wein Wein Wein Wein Wein Wein Wein,
Und vielleicht ich in mein meinig, mit Wein's ich Wein Wein Wein,
Und bin heute Mannes Treue treu, mit warm Wein Wein Wein Wein!

Universitätsbibliothek

O ihr Mächt'gen, die mit Argliſt Brüder ihr auf Brüder hetzt,
Und dem edelſten der Völker Mißtrau'n in die Herzen ſetzt,
Könnt ihr dieſem blauen Himmel frei in's freie Auge ſeh'n,
Könnt ihr jenen lichten Fluren, jenen Bergen Rede ſtehn?

Rings iſt Glanz und Tageshelle, aber Nacht iſt eure That,
Rings iſt Offenheit und Freiheit, aber Mißtrau'n eure Saat,
Wollt ihr unſere Herzen wandeln, o verwandelt erſt das Land. —
Nimmermehr dann will ich murren, Wunſch' und Thräne ſei verbannt.

Laßt die friſchen grünen Felder öde fahle Haiden ſein,
D'rauf ſtatt reicher goldner Saaten Dorn und Unkraut nur gedeih'n,
Setzt ein Volk auf dieſe Fluren, zwergig, träg und ungeſtalt,
Statt des ſtarken, ſchönen, heit'ren, das ſie blühend jetzt umwallt.

Starr zu kahlem Krüppelholze ſei der Hochwald eingeſchrumpft,
Und der Strom, der blaue, ſchnelle, ſei zur Pfütze eingeſumpft,
Jene Kette ſtolzer Berge ſei ein Haufe Schutt und Sand,
Und die graue Diſtel krieche, wo die Rebe glorreich ſtand.

Es verhüll' ein ewiger Nebel unſern Himmel blau und licht;
Solchem Land paßt eure Satzung, doch dem unſern paßt ſie nicht!
Dann trompete euer Herold ſie in Nebelnacht hinaus,
Dann entſendet eure Späher hündiſch auf die Lauer aus:

Ob kein Hirſch, kein allzudreiſter über euren Kirchhof ſpringt,
Ob nicht allzu freie Ranken in dem Schutt ein Schößling ſchlingt,
Ob nicht allzu helle Perlen jene trübe Pfütze hegt, —
Allzu ſchwer wird er nicht ſchleppen an dem Funde, den er trägt.

Doch ſo lang das Land noch blühend, ſaatenreich und frühlingsgrün,
Und das Volk geſund und fröhlich, kräftig noch und jugendkühn,
Mögt ihr nicht ſein Brot vergiften, ſeine grüne Flur entweih'n,
Seinen blauen Himmel trüben und vergällen ſeinen Wein!"

Es iſt traurig genug, daß auch dieſer Dichter, der dem edelſten Patriotismus ſo herrlichen Ausdruck zu geben wußte, zu den „Cenſurflüchtigen" gehörte, wie man treffend jene öſterreichiſchen Schriftſteller nannte, welche mit ihren Produkten in das Ausland wandern mußten, wenn ſie dieſelben nicht unterdrückt oder verſtümmelt ſehen wollten.

Lange noch dauerte es, bis Ludwig Uhland's begeiſterter Zuruf:

„Auf, Du gewaltiges Oeſterreich!
Auf, und thu's den anderen gleich!"

in dem Sinne befolgt wurde, wie er es meinte, nämlich für das Feld geiſtigen Schaffens, und die beſcheidene Bitte fand noch lange keine Gewährung, welche Anaſtaſius Grün ſo rührend ſtellte:

„Da Du juſt bei Laune biſt.
Da Du gegen Alle gnädig überaus zu dieſer Friſt,
Sieh' vor Deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke Deiner Gnade hoch beglückt zu werden brennt!
Brauchſt Dich nicht vor ihm zu fürchten, — er iſt artig und geſcheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter ſeinem ſchlichten Kleid;
Oeſterreichs Volk iſt's, — ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht: dürft ich ſo frei ſein, auch ein wenig frei zu ſein?"

Kaiſer Franz war ſelbſt ſehr unzufrieden über das oft Läppiſches referirende Denunciantenthum, und es entfuhr ihm eines Tages, wo er den Polizeihofrath Amberg holen ließ, um ihn tüchtig abzukanzeln, folgende merkwürdige Dythirambe:

„Sagen S' allen Ihren Leuten, daß ich ſehr unzufrieden bin; auch dem Grafen Sedlnitzky; daß mir mit den Liebhaberſtückeln von den Diplomaten und dem Couliſſentratſch über das Korn'ſche Ehepaar oder die Pechę nit gedient iſt. Wann ein Zeitungsſchreiber eine Hoftänzerin nit lobt, kriegt er von der Polizei ein' Verweis, in Bäuerle ſtreicht man die halben Kritiken; wenn ein B'ſoffener

ein Paar Gläser z'sammenschlagt in sein' Wirthshaus und sich unehrerbietig über die Regierungspersönlichkeiten auslaßt, da habt's ihn glei' bei der Falten und sperrt's ihn über d'Nacht und no' länger ein; wenn der Graf Erdödy einem Wäschermädl die Cour macht, krieg ich ein' ellenlangen Bericht d'rüber, aber wann sich's um Sachen handelt, die von einer weittragenden Wichtigkeit sein, wann's heißt ein' verweg'nen Mörder oder Einbrecher entdecken, die geheimen Machinationen der Reichsfeind' zu vereiteln, die tiefer'n Schlupfwinkeln g'fährlicher Gauner aufzuspüren, da is es nix, da bleibt's bei ,,,,eingehenden, leider erfolglosen Nachforschungen"", kurz — da steht der Ochs am Berg."

Es ist dies ein geläufiges uraltes Localsprüchwort, aber die Wiener unterlegten mit sanglantem Witze dem Kaiser eine absichtliche, niederschmetternde, directe Anspielung auf des Hofraths Namen und es machten des Monarchen Schlußworte derartige Sensation, daß man monatelang sich davon unterhielt.

Wenn von so vielen „Rechten", deren wir uns heute erfreuen, damals keine Rede sein konnte, so ist es fast überflüssig zu bemerken, daß eines derselben, das auch jetzt noch mit allerlei Fußangeln und Wolfsgräben umgeben ist — das Vereinsrecht — ganz unbekannt war oder doch wenigstens ganz in dem Sinne jener wohlweisen Stadtbehörde vorgegangen wurde, die verkünden ließ, „Zusammenrottungen von mehr als einem Menschen — zu was immer für einen Zweck, sind strengstens untersagt."

Und man war ja ohnehin so bescheiden! Von politischen Vereinen ließ sich ja kein Mensch etwas träumen, das Bedürfniß, sich wenigstens im Tabaksqualm eines Gasthauses als Cicero oder Catilina, je nachdem es gerade paßt, zu geberden, war noch nicht erwacht. Man wollte entweder gemeinsam wissenschaftliche Fragen besprechen oder — und dies war meist der Fall — sich unterhalten.

Aber beides erschien einem System bedenklich, welches stets von der dunklen Ahnung gequält wurde, auf falschem Wege zu sein und daher gar nichts anderes vermuthen konnte, als daß bei jeder Gelegenheit und von allen Menschen über dasselbe räsonnirt und gelästert werde.

Zum Theil verbot man die wissenschaftlichen Vereine, wie zum Beispiel jenen schon erwähnten ärztlichen unter Vorsitz des Grafen Harrach entstandenen, oder man überwachte und schränkte sie auf jede Weise ein, wie zum Beispiel die gegen Ende der Zwanziger Jahre in Prag entstandene „Matice", welche sich um die Hebung der Natonalliteratur viel verdient machte und je nach den wandelnden Gesinnungen der Machthaber in Prag nur durch äußerste Vorsicht der völligen Unterdrückung entgehen konnte.

Aber auch vergnügen durften sich die Staatsbürger nicht so wie sie wollten, oder wenigstens nicht gemeinsam, wie wir in zwei Beispielen sehen werden.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ein im Montanwesen vielverdienter Mann, der spätere Oekonomieverwalter der Neustädter Akademie, Anton David Steiger Edler von Amstein (geb. 1768, gest. 1831) mit Bewilligung des Besitzers, des Grafen Pergen, auf seine Kosten die alte, unweit Neustadt gelegene Feste Sebenstein (Bild Seite 465) restauriren und in alterthümlicher Weise einrichten lassen.

Lange bevor die romantische Schule für den Glanz und die Biederkeit „der guten alten Ritterszeit" eintrat, und Fouquée sammt seinen Nachtretern sie dichterisch verhimmelte, faßte Steiger den Gedanken, auf Sebenstein einen „Ritterbund" zu stiften, welcher einen geselligen Mittelpunkt für Gleichgesinnte bieten und die Formen des Mittelalters im engen Kreise neu erwecken sollte.

Die Idee fand Anklang, und die „Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde" entstand. Ein Kreis von Männern versammelte sich bei gewissen Gelegenheiten auf Sebenstein, hielt dort unter ritterlichen Formen allerlei Feste, wie Turniere, Bankette, Kapitel, Ritterschläge, und zerstreute sich dann wieder, um als ganz moderne Menschen ihren verschiedenen Berufsobliegenheiten nachzugehen.

Das Ritterkostüm (vom Maler Karl Ruß entworfen) bestand aus einem lichtgrauen Waffenrock mit roth ausgefütterten Schlitzen, himmelblauer Seidenbinde, weißem Baret mit Schwungfedern (die mittlere roth, eine weiß, die dritte himmelblau), blaßgelbem Tricotbeinkleid und lichtbraunen Stiefletten (Bild unten).

Es läßt sich nun darüber streiten, ob ein solcher Mummenschanz ernster Männer würdig, ob er zur Erreichung löblicher Zwecke oder auch nur zur Geselligkeit nöthig sei. Unsere Zeit freilich, die im Vereinswesen so manche wunderliche Blüthe zu Tage fördert und sich hie und da ja auch für eine Nacht in die Hüllen vergangener Jahrhunderte vermummt, dürfte kaum berechtigt sein, über die wackeren Wildensteiner Ritter zu spötteln.

Thatsächlich verbanden dieselben mit ihrem Thun auch einen humanen Zweck und widmeten beträchtliche Summen für wohlthätige Unterstützungen. Doch darum handelte es sich nicht, sondern einfach um die Frage, ob in der Tendenz und dem

Ein Wildensteiner Ritter.

Gebahren der Ritterschaft irgend ein Anlaß lag, sie für staatsgefährlich zu halten und zu unterdrücken.

Die Ritterschaft bestand fast durch dreißig Jahre und gelangte durch die auf Burg Sebenstein gegebenen Feste und die möglichst stylgerechte Einrichtung derselben zu einer gewissen Berühmtheit. Wiederholt wurde sie von erlauchten Gästen aufgesucht, die den Feierlichkeiten beiwohnten, und Kaiser Franz selbst erschien mit seiner zweiten Gattin Maria Theresia, die, wie ihre Schöpfung Laxenburg beweist, viel Gefallen an solchen Dingen fand, mehrmals auf Sebenstein, wo es dann stets einen besonders festlichen, auch den strengsten Anforderungen der Loyalität Genüge thuenden Empfang gab.

Schon der tadellose Charakter des Gründers, der als „Oberritter Hainz am Stein der Wilde" den Bund leitete, hätte denselben vor dem Verdachte irgend einer gefährlichen Tendenz bewahren sollen. Noch mehr hätte dies der Fall sein sollen, als 1810 Erzherzog Johann die Großmeisterschaft des Ordens als „Hans von Oesterreich, der Thernberger" (nach seiner nahen Besitzung Thernberg) übernahm, wenn nicht gerade darin, wie von manchen Seiten behauptet wird, der erste Grund zu den späteren Maßregeln lag, da Kaiser Franz es nicht liebte, wenn seine Brüder eine bedeutendere Rolle spielten oder populärer wurden, als er es wünschte.

Wie dem auch sei, uns ist die Wildensteiner Ritterschaft, auch wenn wir uns sonst kühl gegen ihr Wesen verhalten mögen, über jeden Verdacht auch nur der leisesten subversiven Tendenz erhaben. Ein Blick auf das Mitgliederverzeichniß zerstreut jeden Gedanken daran, daß da Gefährliches geplant oder auch nur so nebenher eine bedenkliche Richtung cultivirt worden wäre.

Neben den beiden schon genannten Persönlichkeiten sind noch bemerkenswerth als Mitglieder, deren Grad und Rittername wir in parenthesis beifügen: Josef Graf von Pergen (Adolf von Eisenberg, als Besitzer von Sebenstein Lehensherr), der Sprosse eines im österreichischen Staatsdienste vielverdienten Geschlechtes; Ferdinand Gundacker Graf Wurmbrand, k. k. Ceremonienmeister (Gundacker der Haßbacher, Ober-Prunkmeister); Peter Graf Morzin, General-Major (Alf von Sonnenstein, Schöppe); Josef Graf von Nimptsch, Feldmarschall-Lieutenant (Parcival von Elß, Schöppe); Philipp von Faber, Feldmarschall-Lieutenant (Philipp auf Breitenstein, Schöppe); Baron de Beaux, Feldzeugmeister (Hans zu Wolfstein, Schöppe); Josef Freiherr von Summerau-Beckh, Domherr und Erzbischof von Olmütz (der Summerauer, Burgpfaff) u. s. w.

Besonders sind die Personen der Ehrenritter Bürge. Diese bestanden aus dem Erzherzog Anton (Anton der Oesterreicher); dem berühmten Freund Goethe's, dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar (Pant auf Weimar); dem Prinzen Leopold von Salerno, Schwiegersohn des Kaisers (Leopold der Sicilier); dem Prinzen Wilhelm von Preußen, heute deutscher Kaiser und König von Preußen (Wilhelm der Brandenburger) und dem Prinzen Leopold von Coburg, später König von Belgien (Friedrich der Streitbare von Meißen).

Wir geben ja gerne zu, daß diese Beinamen, wie überhaupt manche Aeußerlichkeit der Sache, unwillkürlich zum Spott herausforderten, aber bedenklich konnte doch eine Gesellschaft nimmermehr sein, mit welcher solche Namen verknüpft waren.

Noch klarer wird dies, wenn man auf die Satzungen der Ritterschaft blickt, deren Wahlspruch: „Alles für Gott, Kaiser, Oesterreich und Freundschaft!" schon so harmlos lautete wie möglich. Der erste Punkt der Statuten aber lautete:

„Da blos fröhliche Freunde Mitglieder der Gesellschaft sind, so kann der Endzweck derselben kein anderer sein als Vergnügen, Belustigung und Freundschaft unter einander, mit wahrer biederer Anhänglichkeit an die Religion, den Kaiser, unseren geliebten Landesherrn und jede Moralität. Jedoch soll es ein strenges Gesetz sein, bei Zusammenkünften nie etwas über die Religion oder über die Landesregierung abzuhandeln, und darf derselben nur bei den Gesundheittrinken in schuldiger Ergebenheit mit dem vorgesetzten: „„Es lebe!"" allgemein erwähnt werden."

Man hätte doch meinen sollen, ein Verein, der sich selbst so strenge Normen setzt, müßte das Ideal auch der rigorosesten Regierung sein. Aber Fürst Metternich sagte nicht umsonst in einer seiner Staatsschriften: „Die Zwecke der Vereine stehen meist dem Leben der Staatsgesellschaft feindlich entgegen und tragen von nützlichen Verbindungen nur die Form an sich."

Das Argusauge der Polizei beschäftigte sich übrigens schon früher mit der harmlosen „Ritterschaft auf blauer Erde". Ein Dekret aus dem Jahre 1806 fordert strenge, daß „diesen ordensartigen Zusammenkünften auf dem Schlosse Sebenstein von nun an ein ernstlicher Abschnitt gemacht werde", wogegen Besuche ohne Ordensprunk u. s. w. nicht gehindert würden. Im echten Polizeisinn jener Zeit, der immer schon das Bedenkliche im Voraus wittert, heißt es da: „Der Zweck mag auch jetzt noch immer unschädlich sein, so ist ein Mißbrauch umso mehr zu besorgen, als alle solche Gesellschaften, wie die Erfahrung leider lehret, ihre ursprüngliche Tendenz überschreiten und Keime zu verderblichen Verbindungen enthalten."

Es scheint, daß man die Wildensteiner im Verdacht hatte, verkappte Freimaurer oder Rosenkreuzer zu sein, denn das Dekret brachte sogar das strafgesetzliche Verbot gegen geheime Gesellschaften in Erinnerung. Es wehte indessen bald eine mildere Luft, man überzeugte sich von der harmlosen patriotischen Tendenz, die kaiserlichen Prinzen traten dem Bunde bei, der sich bei seinen ritterlichen Gebräuchen in „deutscher Sitt' und Frömmigkeit" stets mehr ausbildete. Ja, es ereignete sich sogar der komische Casus, daß der unter obigem Dekret gefertigte Kreishauptmann selbst dem Bunde beitrat und bei selbem die Würde eines Gauhauptmannes bekleidete.

Nach dem Jahre 1820 jedoch, als das Polizeiregiment immer schonungsloser auftrat, faßte man auch die Wildensteiner wieder in das Auge, und ein Erlaß des niederösterreichischen Regierungs-Präsidiums von 1823 machte ihnen den Garaus, indem sie aufgefordert wurden, „die Gesellschaft unverzüglich gänzlich aufzulösen und ihre Versammlungen für immer einzustellen", wobei bedeutungsvoll bemerkt wurde, „daß die Gesellschaft hierdurch einem ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl nachkommen werde."

Der zweite Fall betraf eine stehende Gesellschaft heiterer Männer aus allen Ständen: Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, Beamte u. s. w., die sich zu Beginn der Zwanziger Jahre ein- oder zweimal in bestimmten Localen zusammenfand, um da in der Pflege des Scherzes und höheren Blödsinnes mindestens auf Stunden sich über die Misère des Alltagslebens zu erheben, so daß dieser Verein an Originalität, Witz und Laune bisher unerreicht dasteht, sein Name war — „Die Ludlamshöhle".

Der Beginn des Vereines fiel in das Jahr 1816, wo eine Anzahl lustiger Leute im Gasthaus „zum Blumenstock" im Ballgäßchen alle Abende sich zusammenfand und da sich durch launige Gespräche, Erzählung von Anekdoten, Abfassung von Witzen und dergl. unterhielt. Die Krone des lustigsten Muthwillens waren die Dichter Castelli und Deinhardstein, dann der Schauspieler Korntheuer. Sonst kamen noch hin der Großhändler Ritter von Frank, der Schauspieler Küstner, Deklamator Sydow, Componist Benedikt u. s. w. Was aber Deinhardstein trieb, war von so genialer, augenblicklich verblüffender Keckheit, daß selbst das Ungereimteste als Wahrheit erschien. Die Vergrößerung der Gesellschaft, der unangenehme Umstand, daß die zahlreichen Nebengäste auf jedes ausgesprochene Wort lauschten, machten die Wahl eines anderen Gasthauses, wo ein abgesondertes Zimmer befindlich sei, wünschenswerth. Man versuchte es daher beim „grünen Baum" in der Wallnerstraße, aber auch hier behagte es der Gesellschaft nicht.

Da kam es, daß im Theater an der Wien zum ersten Male Adam Oehlenschläger's „Ludlamshöhle" gegeben wurde. Die ganze Gesellschaft hatte sich verabredet, der Vorstellung beizuwohnen und nach derselben sich in Haidvogel's Gasthaus im Schlossergäßchen (an Stelle des heutigen Aziendahofes am Graben) zu treffen, um die verschiedenen Meinungen auszutauschen. Oehlenschläger selbst kam mit Castelli auch dahin, und so unterhielt man sich höchst geistreich bis gegen zwei Uhr des Morgens. Der Wirth bot endlich der Gesellschaft, wenn sie sich öfter bei ihm versammeln wolle, ein kleines, langes, von der übrigen Localität durch einen Mauerbogen getrenntes Zimmer an, und da Speisen wie Getränke sehr gut waren, beschloß man hier den Sitz aufzuschlagen. Der Verein vergrößerte sich immer mehr, es wurde beschlossen, eine eigene Ordnung einzuführen und ein Oberhaupt zu wählen.

Da war denn die „Ludlamshöhle" — wie der Verein zur Erinnerung an das erste Zusammentreffen mit Oehlenschläger genannt wurde — gegründet und zum Vorstande, der den Titel eines Khalifen führte, der seelengute, alles über sich ergehen lassende Hofschauspieler Carl Schwarz ernannt, der täglich der Spielball frohester Neckerei war und sogar böse wurde, wenn man ihn an einem Abende in Ruhe ließ. So dirigirte er denn als Khalif Rauchmar der Zigar-

ringer (weil er unmäßig Tabak rauchte), oder als „der rothe Mohr" (weil seine Pfundnase wie mit Zinnober angestrichen erschien, während er Schwarz hieß) die „Ludlamshöhle", welche immer bekannter und besuchter wurde.

Auch die übrigen Mitglieder erhielten komische Beinamen, so war z. B. Roller der Unbegreifliche der gelehrte Lexikograph Ignaz Jeitteles, weil er seine großen Augen fast grauenvoll hin und her rollte und stets mit geheimnißvollster Miene sprach, auch seine Aufsätze oft so viel Tiefe hatten, daß sie Niemand begriff. Sansmestill von Disputirowat war Deinhardstein, weil er gern disputirte. Lif Charon der Höhlenzote war Castelli, den letzten Namen erhielt er wegen seiner äußerst frivolen Witze. Zweipfiff der Sicilianer war der Dichter Gabriel Seidl, weil er stets nur zwei halbe Seitel (Pfiffe im Localausdruck) Wein trank. Witzbold der Rebeller war der Humorist Saphir. Mussi (verdorben aus Monsieur) Bartl der Schampaninger war der Großhändler Samuel Biedermann, weil er einmal die Gesellschaft mit Champagner traktirte. Punjavez Osfagott mit dem Montelkragen und mit dem Mantelkrogen (Anspielung auf die spaßige Betonung des o und a mancher deutschsprechender Böhmen) war der Dichter Marsano, weil er Gedichte in böhmisch-deutschem Dialekte trefflich vortrug, auch mit dem Munde das Fagott gut nachahmen konnte. Der ewige Schatten war der Kaufmann Hassaurek. Wenn man nämlich in den Verein aufgenommen werden wollte, mußte man einige Zeit „Schatten" sein, dann erst wurde man „Körper". Er hatte sich als „Schatten" so hervordrängend benommen, daß er verurtheilt wurde, ewig „Schatten" zu bleiben, nebstbei wurde er „Schattenmeister", d. h. mit der Aufsicht über alle „Schatten" betraut. Welche köstliche Dummheiten da ausgeheckt wurden, erhellt schon aus dem Beispiele dieses Hassaurek, der als „Schattenmeister" auch eines Tages das jus gladii begehrte, nämlich daß ihm aus der Cassa der „Ludlamshöhle" auch neue Glader (Localausdruck für Kleider) bestritten werden sollten, was abweislich beschieden wurde.

Sonst waren noch Mitglieder unter den verschiedenartigsten, spaßigsten Beinamen: Hofschauspieler Anschütz, Theaterdichter Doctor Töpfer, Grillparzer — dieser hieß „Saphokles der Istrianer", als Erinnerung an seine herrliche Sappho, — Hofschauspieler Lembert, der Dichter Friedrich Rückert, Historiker Graf Majláth, dieser war beigenannt „der Tüchelbeiß", weil er, so oft er lachte, in sein Taschentuch biß; Capellmeister Gyrowetz u. s. w. Als Carl Maria von Weber nach der ersten Aufführung seines „Freischütz" in Wien (25. Oktober 1823) in der „Ludlamshöhle" erschien, wurde er mit einem Lorbeerkranze gekrönt, unter die „Ludlamiten" aufgenommen und ihm der Beiname „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel" ertheilt, weil er mit seinem „Freischütz" das große Ziel getroffen und der Part der Agathe einer der vorzüglichsten war. Das Prädikat erhielt er als besondere Ehre, indem er allein von allen „Ludlamiten" in den Adelsstand erhoben wurde.

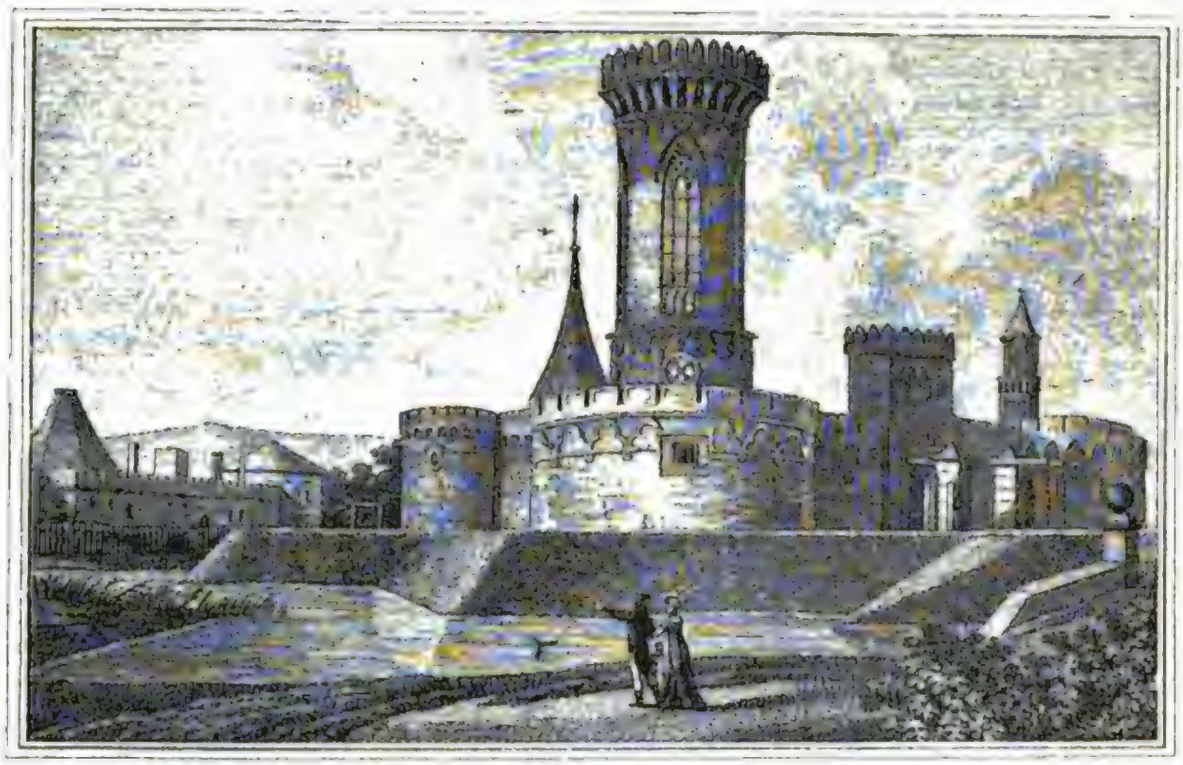
An diesem Abende wechselten die trefflichsten Gedichte, Reden, musikalischen Vorträge ab; der Khalife Schwarz wurde mehr als je gehänselt und mußte — zum hundertsten Male vielleicht — sein Steckenpferd „Das Liet vom braffen Mahne" deklamiren, Schwarz sprach nämlich alle harten Mitlaute weich und alle weichen hart aus. Die Wirkung war stets unbeschreiblich. Carl Maria von Weber selbst hielt einen hochinteressanten Vortrag, und zwar einen poetischen Scherz nach der Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager, betitelt: „Ein Wort zur Zeit" und derb die moderne Componirungswirthschaft kritisirend (Bild Seite 473).

Drei Jahre darauf (1826) wurde die Gesellschaft der „Ludlamshöhle" aufgelöst; der ärgste Mißgriff, den die Wiener Polizei je gemacht, war der, ihr eine politische und staatsgefährliche Wichtigkeit beizumessen. Die Verhöre, denen die einzelne Mitglieder ausgesetzt worden, sind so lächerlich und würden so vielen Raum einnehmen, daß wir vorläufig nicht darauf eingehen können. Alle Effekten wurden confiscirt, die schwarze Tafel auf welcher geschrieben stand: „Diesmal

ist der Samstag an einem Sonntag" — nämlich die spaßhafte Anzeige, daß die nächste Versammlung einen Tag hinausgeschoben — wurde von zwei Polizeicommissären sorgfältig weggetragen, damit diese „geheimnißvolle Schrift" ja nicht abgelöscht werden könne!

Die polizeilichen Maßregeln dehnten sich aber nicht allein auf einzelne Theilnehmer an diesen Versammlungen aus, die mit Hausdurchsuchungen bedacht wurden, sondern man durchstöberte sogar die Papiere von Personen, welche der „Ludlam" ganz fernstanden, zum Beispiel jene des als ultraloyal bekannten Dichters Baron Zedlitz. Es scheint also, daß man die „Ludlam" nur als einen Vorwand gebrauchte, um der verhaßten Schriftstellersippe überhaupt etwas am Zeug zu flicken.

Schnauzte doch Graf Sedlnitzky einen namhaften Literaten, der auf die Frage nach seiner Beschäftigung antwortete: „Schriftsteller", grimmig an: „Und



Die Franzensburg in Laxenburg. (Seite 443.)

was sind Sie noch? Jeder Mensch muß doch was sein! Schriftsteller — das ist kein Stand!"

Der blinde Uebereifer ist stets das Stichblatt des Muthwillens. Diesem Los entging auch die damalige Polizei trotz ihrer Allgewalt nicht, und wir wollen ein heiteres Beispiel davon erzählen.

Ein in Brünn amtirender Polizeibeamter that sich besonders in Demagogenriecherei hervor und war schon wiederholt ganz harmlosen Leuten lästig gefallen. Da erhielt er eines Tages eine anonyme Anzeige, der Bär einer eben eingetroffenen wandernden Menagerie sei gar kein Bär, sondern ein in die Haut eingenähter gefährlicher Revolutionär, der in dieser Maske, um Propaganda zu machen, das Land durchziehe.

Sofort sucht der Polizist die Bude auf und schnarrt den Meister Petz an, er sei entdeckt, was dieser mit einem verdrießlichen Brummen beantwortet. Trotz seines Sträubens muß der Menageriebesitzer den Käfig öffnen, und der Gewaltige schickt sich an in denselben einzutreten, indem er erklärt, er werde dem „verfluchten Demagogen" schon Mores lehren. Wahrscheinlich fühlte sich der Bär durch die Verdächtigung gekränkt, denn er empfing die Amtsperson in einer Weise, die keinen Zweifel darüber ließ, daß man es mit einem richtigen Meister Petz zu

thun habe, und nur durch reichen Einsiedlerin den Messingstrahlen Prinzessin wurde der Beispiel vor diesen Dingen bekannt.

Als beide Brüder Gefährten nehmen wir Rübezahl von einer der früheren Seiten jener Zeit. Sie sehe man sich auch derselbe, immer treue Diener und Mitarbeiter aufgerichtet, in ungleich und tausend feinen Manieren handhabtlich der Kraft einer unaufhörlichen herumtreibenden Zeit bleiben, und gerade diese liebenswürdig von Vergnügt treu Rübezahl heran, daß in dem Momente, wo man gekommener Kraft bedeutet hätte, jedes schlagende Bedürfnis als abgeneigt zusammenbrach.

Rieser Prinz hätte man von der Partnerschaft seiner Diener wahrnehmen übergang und ich auch die Zukunft bedeutet gefühlt. Wie ich thun die Zukunft, daß ich einer Vielzahl übergangen aufbringe, nur es zu sag und gewährsmann, um nicht einen anderen Weg einschlagen.

Fälsch Gebrüder. (Seite 466.)

Darum ist und auch unter den goldenen Kinderpferden, welche vielen Menschen in den Wand gelegt werden, diese unendlichstolzer erschienen, als zwei solcher — „Mich und den Mitterwald hatte noch nie — der Professor hatte andern machen." Dies wurde eine Aufstellung gegen, die dem Kinder, der es erzählt und seinen Bildhauer, ganz fremd war. Wie und von seinem Kindern thun, um viel der Zeit und ihren Kundschaften, die einer Verreiser behandelten — war dieser so wohlgefallen — gar sich hilft, ist kaum zu entscheiden. Es war in Schlesien, war in jener und heute sich unverschränkten Art, und war ein Verkreiser der noch gefunden sich in anderen Weise bis zum Unkenntnis ausgebrannten Theorie von der Allmacht des Staates. Dieser spricht man heute die wirthschaftlichen und menschlichen Rechte, Kinder Prinz glaube, am Rede und Ordnung ja erhalten, die gütigen vorbehalten zu müssen. Wer sagt es? Wo ist es? Wann, wo der Freiheit sich, verdient Freiheit geehrt und geschützter ist?

Die Familie Franz des Ersten.

Kaiser Franz war viermal vermält gewesen. Ein engeres Familienleben, der eheliche Verkehr war ihm ein gemüthliches und sittliches Bedürfniß. Man erzählt, daß sich ein sonst wohlgelittener Herr seiner Umgebung durch eine vorsichtige Andeutung über die Möglichkeit eines vorläufigen Intermezzos während der Witwerschaft des Kaisers eine scharfe Abweisung zugezogen habe und längere Zeit von diesem mit Kälte behandelt worden sei.

Die erste Gemalin, Prinzessin Elisabeth von Württemberg, eine Schwester der Gattin des unglücklichen Kaisers Paul von Rußland, war ein besonderer Liebling Josef's II. Nach kaum zweijähriger Ehe starb sie am 18. Februar 1790, zwei Tage vor Josef II., an den Folgen der Geburt eines Töchterchens, das der Mutter im Tode folgte.

Schon am 15. August desselben Jahres vermälte sich der damalige Erzherzog Franz mit seiner Cousine Maria Theresia von Neapel, einer Tochter der Tante des Gatten der Königin Karoline von Neapel. Diese heitere und lebenslustige Prinzessin schenkte ihrem Gatten zwölf Kinder, von welchen jedoch nur sechs zu reiferen Jahren kamen.

Unter ihr hatte Laxenburg seine Glanzzeit und die Idee zu den noch bestehenden bekannten Partien des Gartens, Franzensburg (Bild Seite 443) und Rittergau, holländisches Fischerdörfchen ꝛc., sowie zu anderen längst verschwundenen oder doch veränderten, wie das Haus der Laune, Prater u. s. w. stammten meist von ihr. Ihre Wohlthätigkeit war sprichwörtlich und ging so weit, daß, wenn sie momentan helfen wollte, einem Bedürftigen oft ein Kleidungs- oder Schmuckstück gegeben wurde. Sah sie von ihren Fenstern, auf Spaziergängen oder Ausfahrten ein Kind, das ihr besonders gefiel, so liebkoste sie dasselbe und ließ sich mit den Eltern oft in ein Gespräch ein, das in seiner Natürlichkeit nicht vermuthen lassen konnte, wie hoch die Dame stand, welche es führte. Oft aber, wenn sie wahrnahm, daß Kinder von ihren Hüterinnen vernachlässigt oder schlecht beaufsichtigt wurden, tadelte sie dieselben persönlich oder ließ sie durch Personen des Gefolges zurechtweisen.

Nur die furchtbaren Kriegsstürme trübten das Glück dieser Ehe und besonders das Jahr 1805 mit seinen erschütternden Schlägen lastete schwer auf Maria Theresia, welche auch um das Schicksal ihrer Eltern bangen mußte. Am 13. April 1807 starb sie, und schon am 6. Jänner 1808 schloß Kaiser Franz eine neue Ehe mit Maria Ludovika, Tochter des Erzherzogs Ferdinand d'Este, also gleichfalls einer Cousine. Maria Ludovika war eine schöne und geistvolle Frau, welche den Bestrebungen Stadion's viel Sympathie entgegenbrachte. Während des Congresses erfüllte sie die beschwerlichen Repräsentationspflichten in vollendeter Weise und wußte durch Veranstaltung von Dilettantenvorstellungen, Tableaux und anderen Vergnügungen für die intimeren Cirkel eine

wohlthuende Abwechslung in den eintönigen und ermüdenden Prunk der großen Festlichkeiten zu bringen.

Indessen war schon während des Congresses ihre Gesundheit so schwankend, daß sie mehreren Festen fern bleiben mußte, und wie schon andernorts erwähnt, erlag sie während einer Reise am 7. April 1816 in Verona einem plötzlich mit furchtbarer Heftigkeit auftretenden Brustleiden.

Am 10. November desselben Jahres führte der erst achtundvierzigjährige Kaiser seine vierte Gattin, Karoline Auguste (Bild Seite 441), die Tochter des Königs Maximilian von Baiern, heim, nachdem deren nie vollzogene Ehe mit dem Kronprinzen von Württemberg schon früher gelöst und rückgängig gemacht worden war.

Die Herzensgüte dieser wahren „Mutter des Volkes" lebt noch im dankbaren Gedächtniß der jetzigen Generation. Um sie als Gattin zu charakterisiren ist nichts so bezeichnend als der Ausspruch des Kaisers Franz selbst, der von ihr sagte: „Bis dato hab' ich nur lauter Gemalinnen g'habt — Gott sei Dank! endlich hab' ich ein Weib!"

Ihr unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn war überall bekannt und dessen Befriedigung machte den Inhalt ihres Lebens seit dem Tode Franz I. aus. Sie gab und half wo sie konnte, und es bedurfte oft nicht einmal einer Bitte, um ihre stets hilfsbereite Hand für Menschen zu öffnen, die nach gewöhnlicher Ansicht keinen Anspruch auf Mildthätigkeit haben. Es sei gestattet, hier einen besonders bezeichnenden Zug anzuführen.

In den Fünfziger Jahren begegnete die hohe Frau auf einem Spaziergange in der Umgebung des Volksgartens dem Porträtmaler K., einem vielbeschäftigten und auch in der kaiserlichen Familie wohlbekannten Künstler.

„Nun, mein lieber K., wie geht's Ihnen denn?" fragte sie leutselig.

„Ich küsse unterthänigst die Hand, Majestät — wie's halt so einem armen Teufel gehen kann", war die von einem Achselzucken begleitete Antwort.

„Mein Gott, Ihnen kann's doch nicht schlecht gehen — wo fehlt's denn, mein lieber K.?"

„Ach! wo es den meisten Leuten fehlt, Euer Majestät — am Geld."

„Ach, gehen S' — Sie haben doch so schöne Einnahmen —"

„O ja, das ist eben das — die Einnahmen sind immer schön — die Ausgaben aber, die sind garstig."

„Sie werden doch nicht am End' gar Schulden haben?" fragte besorgt die Kaiserin und war ganz entsetzt darüber, als der Künstler dieses traurige Factum zugestand.

„Nein, nein, das ist doch schrecklich!" jammerte die gute Dame, offenbar durch die Schulden des Künstlers viel mehr bedrückt als dieser selbst. „Und wie viel macht's denn aus?"

„Wenn ich so Alles zusammen rechne", entgegnete K. nachdenklich, „werden es wohl zweitausend Gulden sein."

„So viel! Nein, hören S', K., das kann ich nicht begreifen!"

„O begreifen kann ich es ganz gut, Majestät, aber zahlen kann ich es nicht."

„Und g'rad jetzt — wo ich selber kein Geld hab' — wissen S', ich hab' halt gar so viel Kostgänger, sonst möcht' ich schon Mittel machen —"

„O, Eure Majestät, erweisen meinen Gläubigern zu viel Ehre und beschäftigen sich mehr mit denselben als ich."

„Weil Sie ein leichtsinniger Mensch sind!" kanzelte die Kaiserin den graubärtigen Künstler ab und verabschiedete denselben mit den Worten, als verstünde sich ihre Hilfe von selbst: „Jesses, Jesses, wo werd' ich das Geld hernehmen!"

Wenige Tage darnach, der Maler dachte schon an seine Gläubiger nicht mehr, überraschte ihn aus dem Sekretariat der „Kaiserin-Mutter", wie Karoline Auguste genannt wurde, eine Sendung, deren Inhalt eine Begleichung seiner Schulden ermöglichte.

Wo irgend ein humanitärer Zweck verfolgt, eine Wohlthätigkeitsanstalt errichtet wurde, da durfte man sich mit vollstem Vertrauen an die „Kaiserin-Mutter" wenden, eine Fehlbitte zu solchen Zwecken that man gewiß nicht.

Die hohe Frömmigkeit dieser edlen Frau war durch ihre Herzensgüte und Vorurtheilslosigkeit zu einem ihrer schönsten Vorzüge gemacht. Auch in dieser Hinsicht möge ein bezeichnender Vorgang ihre Denkweise schildern. Gegen Ende der Fünfziger Jahre machte ein vom Judenthume übergetretener und zum katholischen Priester geweihter Prediger sehr viel Aufsehen in Wien, und namentlich die „elegante Welt" versammelte sich bei seinen formvollendeten, scharfpointirten, aber gerade nicht immer vom Geiste der Duldsamkeit inspirirten Kanzelvorträgen in französischer Sprache. Karoline Auguste wünschte den Mann zu sehen und ließ ihn zu sich bescheiden, woran derselbe nicht geringe hochfliegende Pläne für seine steigende Bedeutung knüpfte.

Anfänglich war er etwas enttäuscht, als die greise Fürstin sich über die alltäglichsten Dinge mit ihm unterhielt. Endlich stellte sie die Frage: „Welchen Zweck verfolgen Sie eigentlich mit Ihren französischen Predigten?" Nun war der Mann in seinem Fahrwasser und entwickelte in phrasenreicher Rede, daß er sich die Bekämpfung des Irrglaubens zur Aufgabe gemacht habe, namentlich aber seine in der Nacht des Aberglaubens versunkenen früheren Glaubensgenossen zu bekehren suche und auch bereits schöne Erfolge erzielt habe.

„Wenn diese Leute mit voller Ueberzeugung und nicht um anderer Motive willen übertreten, so ist das recht schön", schaltete die Kaiserin etwas zurückhaltend ein. Der Abbé schilderte jedoch weiter die Wichtigkeit seiner Propaganda, welche bezwecke, alle jene Nachtheile und Schäden unwirksam zu machen, die der Kirche durch das Judenthum zugefügt wurden. Im Feuereifer ging er offenbar weiter, als der hohen Frau genehm sein mochte, denn sie entgegnete kurz, ihrer Ansicht nach sei der Kirche durch das Judenthum seit Langem kein Abbruch zugefügt worden, eher sei der Protestantismus zu fürchten. Eine Handbewegung, und der Abbé war entlassen, ziemlich unzufrieden mit dem Verlauf einer Audienz, von welcher er sich so viel versprochen hatte.

Neue Hoffnung zog in sein Herz, als er an einem der nächsten Tage durch einen Hoflakai eine Spende der hohen Frau erhielt. Erwartungsvoll öffnete er das Packet, ein reich gebundenes Buch mit Goldschnitt fiel ihm in die Augen. Aber ein Blick auf den Titel stürzte ihn aus allen Himmeln — es war ein Siddur, ein hebräisches Erbauungsbuch mit frommen Sprüchen und Sittenregeln. Das Vorblatt trug die eigenhändige Widmung: „L'impératrice Caroline Auguste à l'abbé B." Zum großen Bedauern zahlreicher Damen brach Abbé B. seine Predigten seit diesem Vorkommniß ab.

Als Karoline Auguste am 9. Februar 1873 starb, ging eine allgemeine Trauer durch das ganze Reich, besonders in Wien aber fühlte man den Verlust der „Mutter der Armen" schmerzlich. Ihr Andenken wird für alle Zeiten ein heiliges sein, als das einer der edelsten und vorzüglichsten Frauen, welche je ein Diadem getragen.

Von den sechs am Leben gebliebenen Kindern war Maria Louise, die Gemalin des Kaisers Napoleon, das älteste (geb. 12. März 1791). Sie erhielt durch den Pariser Frieden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, residirte seit 1816 in denselben und starb am 17. Dezember 1847 — kurz vor dem Eintritt neuer Umwälzungen. Sie war in zweiter Ehe morganatisch mit dem General Graf Adam Neipperg (geb. 1753, gest. 1829) vermält, welcher Verbindung das Fürstengeschlecht Montenuovo entstammt.

Dem Alter nach folgte nun der Kronprinz und spätere Kaiser Ferdinand, welcher — ebenso wie sein jüngerer Bruder Franz Karl, der Vater des jetzt regierenden Monarchen — im Verlaufe unserer Darstellung eingehende Erwähnung finden wird.

Von den drei weiteren Töchtern wurde die Erzherzogin Leopoldine (geb. 22. Jänner 1797, gest. 11. Dezember 1826) mit Don Pedro I., Kaiser von Brasilien, vermält. Eine Reihe ausgezeichneter Naturforscher begleitete die Prinzessin in die neue Heimat und kehrte von dort mit reichen Schätzen aus der wunderbaren Thier- und Pflanzenwelt heim, die noch heute eine Zierde der kaiserlichen Sammlungen bilden und auch Anlaß zur Herausgabe eines Prachtwerkes waren, in welchem die wissenschaftlichen Resultate dieser Expedition niedergelegt wurden.

Erzherzogin Maria Clementina (geb. 1. März 1798) vermälte sich 1816 mit dem neapolitanischen Prinzen Leopold von Salerno, welchen wir als Ehrenritter der Wildensteiner Ritterschaft kennen gelernt haben; sie ward Witwe 1851 und starb hochbetagt, das letzte überlebende Kind des Kaisers Franz, am 3. September 1881. Erzherzogin Karoline endlich (geb. 8. April 1801) vermälte sich 1819 mit König Friedrich von Sachsen und starb am 22. Mai 1832.

Kaiser Franz war der älteste von zwölf Söhnen des Kaisers Leopold II. Der im Alter nächststehende Erzherzog Ferdinand folgte auf dem toscanischen Thron nach und setzte die weise und vorsorgende Regierung seines Vaters fort. Die Eroberungen und Staatenneugestaltungen Napoleon's raubten ihm seinen Thron, und in mehreren Friedensschlüßen wurde von seiner Schadloshaltung gesprochen, ihm auch Würzburg und später Salzburg zugewiesen, ohne daß seine Besitznahme jedoch erfolgt wäre, da die fortwährenden Umgestaltungen ihm stets wieder das kaum Zugesprochene entrissen.

Napoleon soll übrigens für ihn unter allen Prinzen des Habsburgischen Hauses am meisten Sympathie empfunden haben. Die Ereignisse des Jahres 1815 brachten ihn wieder auf seinen Thron, von dem aus er Toscana so milde und weise regierte, daß dieses Land auch unter ihm als das bestbeherrschte Land Italiens galt und durch die Unruhen im Beginne der Zwanziger Jahre nicht ernstlicher berührt wurde. Er starb am 18. Juni 1824, gefolgt in der Herrschaft von seinem Sohne Leopold II., dem das traurige Los zufiel, trotz musterhafter Regierung seinen Thron als Opfer der nationalen Einheit Italiens verlieren zu müssen.

Nun folgten dem Alter nach der „beharrliche Kämpfer für Deutschlands Ehre", Erzherzog Karl Ludwig (geb. 5. September 1771). Dessen öffentliches Wirken als Feldherr, in welcher Eigenschaft ihm der unvergängliche Ruhm gebührt, zuerst den Nimbus der Unbesiegbarkeit des „Schlachtenkaisers" gebrochen zu haben, sowie als eifriger und besonnener Mitarbeiter am Werke der Regenerirung Oesterreichs, wurde schon an anderen Stellen gewürdigt.

Nach dem Jahre 1809 trat er im öffentlichen Leben nicht mehr in den Vordergrund. Er erhielt in den Befreiungskrieg kein Commando mehr, strebte wohl ein solches auch nicht mehr an. Selbst während des Congresses trat er nur einmal in den Vordergrund, nämlich bei dem geschilderten militärischen Fest im Prater, wo er an der „Tafel der Feldherren" präsidirte. Dem „Sieger bei Leipzig", der über die Macht von ganz Europa gebot, wurde ein besonderer Toast gewidmet, des Siegers bei Aspern, der die militärischen Kräfte Oesterreichs erst neu organisiren mußte und mit diesen allein einen Sieg über die ruhmgekrönte Prätorianer-Armee des ersten Feldherrn seiner Zeit errang, gedachte man mit keinem Wort.

Trotz der Lorbeeren, die er sich errungen hatte, war Erzherzog Karl stets ein warmer Freund des Friedens, und jene widerlichen Verherrlichungen des größten Völkerunglücks, des Krieges, wie wir sie von modernen Feldherren hören müssen, kamen ihm nicht in den Sinn. Er wußte, auch als er den Commandostab niederlegte, seinem Leben Inhalt und Bedeutung zu geben. Seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als Militärschriftsteller wurde bereits gedacht; als Erbe des kunstsinnigen Herzogs Albrecht von Sachsen Teschen übernahm er dessen berühmte Sammlungen, deren Ordnung und Vermehrung er sich angelegen sein

ließ. Noch wohlthätiger wirkte er durch das glänzende Beispiel, welches er durch rationelle, jedem Fortschritt Rechnung tragende Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Besitzungen gab. In dieser Beziehung ist sein Wirken für die österreichische Landescultur geradezu epochemachend, und es gelten die Güter heute noch, im Besitze seines Sohnes und Erben Erzherzog Albrecht, als wahre Musterwirthschaften. Von Letzterem wird seiner Zeit ausführlicher zu sprechen sein.

Im Jahre 1815 vermälte er sich mit Henriette Prinzessin von Nassau-Weilburg, der erste Fall der Verbindung mit einer akatholischen Prinzessin im kaiserlichen Hause. Die Ehe war eine selten glückliche und mit reichem Kindersegen bedacht; im Verlaufe unserer Mittheilungen werden wir sehen, daß die Nachkommen dem Vater an kriegerischen Tugenden vollkommen ebenbürtig waren. Erzherzogin Henriette war eine liebenswürdige Dame von einfachster Natürlichkeit und genoß die herzlichsten Sympathien der Bevölkerung. Der geliebten Gattin schuf Erzherzog Karl jene reizende Besitzung im Helenenthale bei Baden, die durch ihren Namen (Weilburg) an die Heimat erinnerte. Schloß Weilburg ist aber keine Nachahmung irgend eines nassauischen Schlosses, sondern eine der vornehmsten originalen Schöpfungen des begabten Architekten Josef Kornhäusel (geb. 1779, gest. 1860).

Leider trennte der Tod die glückliche Ehe ziemlich früh. Erzherzogin Henriette starb am 29. Dezember 1829. Als es sich um ihre Bestattung handelte, erhob die Geistlichkeit, namentlich der Convent der Kapuziner, in dessen Obhut sich die kaiserliche Gruft befindet, Einsprache gegen die Beisetzung der als Protestantin gestorbenen Erzherzogin in dem geweihten Raum. Kaiser Franz, der, wie wir schon gesehen haben, weit entfernt von allem Zelotismus war und sich in Dinge, die er als recht und gut erkannte, von gar Niemanden darein reden ließ, wies diesen Einwand mit den schönen Worten zurück: „Sie ist im Leben unter uns gewandelt, sie soll auch im Tode unter uns ruhen." Eine erneuerte Vorstellung des Guardians reizte des Kaisers Ungeduld, und er fertigte denselben in ziemlich urwüchsiger Weise mit der Schlußpointe ab: „Und dabei bleibt's! Und wenn's Euch nicht recht ist, so könnt's Alle miteinand' hingeh'n, wohin Ihr wollt!"

Auch Erzherzog Karl starb am Vorabend welterschütternder Ereignisse, als schon das System, dem er selbst manche bittere Stunde verdankte, dem Zusammenbrechen nahe war. Der Tod nahte dem tapferen Führer des österreichischen Heeres am 30. April 1847. Sein Leichenbegängniß war nicht nur ein pompöses militärisches Schauspiel, sondern die Theilnahme des Volkes bewies, daß es die Dienste zu schätzen wisse, welche der Verewigte dem Vaterlande geleistet. Seit 1860 schmückt sein meisterhaftes Standbild von Fernkorn's Hand den äußeren Burgplatz; der Erzherzog ist in dem Momente dargestellt, wo er mit der Fahne in der Hand bei Aspern die Truppen gegen den Feind führt und durch Abweisung des wuchtigen französischen Angriffes den Sieg entscheidet.

Erzherzog Leopold Alexander (geb. 14. August 1772) war ein Prinz von herrlichen körperlichen und geistigen Anlagen und bekleidete die Würde eines Palatin von Ungarn. Es wurde schon (Seite 59) erwähnt, daß er am 12. Juli 1795 einem unglücklichen Zufalle bei einem Feuerwerk in Laxenburg erlag.

In seiner schwierigen Stellung folgte ihm der nächstgeborne Bruder, Erzherzog Josef (Bild Seite 417), durch dessen erste Gattin gleichfalls eine für das Erzhaus neue Familien-Verbindung angeknüpft wurde; Großfürstin Alexander Paulowna, die indessen nach zweijähriger Ehe 1801 starb, war eine Tochter des Kaisers Paul von Rußland. Erzherzog Josef (geb. 9. März 1776) war ein wohlmeinender, kluger Herr, der durch fünfzig Jahre seiner heiklen Stellung gerecht wurde. Zwischen den absolutistischen Tendenzen der Wiener Regierung und dem Mißtrauen der Ungarn, wie deren späteren weitgehenden Reformansprüchen wußte er versöhnlich und ausgleichend zu wirken. Mehr als einmal vertrat er Recht und Gesetz gegen die Vergewaltigungsgelüste, — aber er wußte auch zu weit gehende Wünsche in milder, versöhnlicher Form abzulehnen. Dies und seine Fürsorge für die ma-

teriellen Interessen des Landes Ungarn stellten ihn in der öffentlichen Meinung so hoch, daß es seinem Ansehen vielleicht gelungen wäre, den Sturm des Jahres 1848 zu beschwören oder mindestens abzuschwächen, wenn nicht auch er ein Jahr früher (13. Jänner 1847) aus dem Leben geschieden wäre. Selbst im Genusse alles dessen, was sich während seines Wirkens auch die kühnsten Wünsche nicht träumen ließen, erinnerte sich das ungarische Volk seiner Dankesschuld, und seit längeren Jahren ragt das Denkmal des vorletzten Palatins von Ungarn in Budapest empor. Als letzter folgte ihm sein hochsinniger Sohn Stefan, dem aber Autorität und Erfahrung mangelten, um so schwer lenkbare Naturen wie die Ungarn in so stürmischen Zeiten im Geleise der Mäßigung zu erhalten.

Erzherzog Anton (geb. 31. August 1779) war Hoch- und Deutschmeister, trat jedoch im öffentlichen Leben wenig hervor. Seine schwache Gesundheit wies ihn von vorneherein auf ein mehr innerliches Leben hin, dem er durch lebhaftes Interesse an Kunst und Wissenschaft genügte. Die Stadt Baden, wo er sich mit Vorliebe aufhielt, dankt ihm manche Verschönerung und einige der reizendsten Anlagen. Er starb einen Monat nach seinem kaiserlichen Bruder, dem er persönlich näher gestanden haben soll als die älteren Brüder — am 2. April 1835.

Wir gelangen nun zu jenem der Brüder des Kaisers Franz, der um seiner Persönlichkeit und seines Wirkens willen die größte Volksthümlichkeit besaß, zu Erzherzog Johann. Geboren den 20. Jänner 1782, wendete sich der Prinz mit vollem Eifer den Kriegswissenschaften zu. Wenn seine Erfolge auf dem Schlachtfelde, wie wir erfahren haben, nicht glücklich waren, so liegt die Schuld gewiß nicht an ihm und seiner Begabung. Zuerst in Moreau, dann in Napoleon selbst trat der junge Prinz den Meistern der Strategie entgegen, die über im Schlachtendonner gehärtete Krieger geboten, während ihm selbst nur verhältnißmäßig schwache Heere und in veralteten Formen der Kriegführung befangene Berather, wie Feldzeugmeister Lauer und der famose General Lindenau (Seite 299) zugewiesen waren.

Schon im Beginne seiner Laufbahn bewies der Erzherzog, daß das Militärwesen allein seinem strebenden Geiste nicht genügte, sondern er sehr wohl erkannte, in wie vielfacher Beziehung die Kräfte des Staates zu wecken und zu entwickeln waren. Unverkennbar wirkte hier der Unterricht des geistvollen Johannes von Müller nach, der im Beginn des Jahrhunderts an der Hof- und Staatskanzlei beschäftigt war und dem Erzherzog geschichtliche Vorträge hielt. Er schreibt 1799 über denselben: „Nichts Schönes, Wahres, Edles ist ihm fremd, und er hat ein Herz und einen Muth, wie ich sie zum Glück der Völker allen Königen wünsche."

Der Krieg führte den Erzherzog wiederholt in die herrliche Gebirgswelt Oesterreichs, der er bis zu seinem Ende mit unverbrüchlicher Liebe anhing. Wir haben gesehen, daß er 1805 in Tirol kämpfte und wirkte, und 1809 war er die Seele aller Vorbereitungen und Pläne, welche dem so herrlich beginnenden Unabhängigkeitskampf Tirols vorhergingen.

Nach dem Zusammenbruch aller Hoffnungen, die man auf das Jahr 1809 gesetzt hatte, zog sich Erzherzog Johann vom Kriegsleben zurück und wendete sich seiner stillen aber segensreichen Thätigkeit zu, deren Folgen noch späten Generationen zu Gute kommen werden. Zum Aufenthalte wählte er sich die herrliche grüne Steiermark, für deren Gedeihen er sowohl in der Hauptstadt, wie wenn er auf seinen Gütern lebte, unablässig thätig war. Im Jahre 1811 gründete er im Joanneum einen Mittelpunkt reicher Sammlungen und geistigen Strebens, an welchen sich bald Lehrkurse in einzelnen technischen Fächern schlossen.

Die Jahre 1814 und 1815 entrissen ihn dieser geräuschlosen Thätigkeit. Während des zweiten Einmarsches in Frankreich führte er kurze Zeit ein Commando und zwang die starke Festung Hüningen zur Uebergabe, dann ging er in offizieller Sendung nach England. Nach allen Richtungen durchzog er in Gesellschaft seines Bruders Ludwig das Inselreich, um dessen Einrichtungen und industrielle Anstalten kennen zu lernen. Namentlich der so hoch entwickelten Eisenindustrie

nahmen Erzherzog Johann besonders Naturerkundigkeit, die später in seinen Bemühungen für die heimische Eisenproduktion durch Erfindung der Alpenrohrgewehrfabrik Legendenruf praktische Verwirklichung fand. Auch in die Liebe des Oheims führte ihn im Frühjahr 1809 Landesgefahr; sein Wissenstrieb, und lebhaft interessierte er sich für den eben erst gemachte Erfindung der Dampfpresse für Buchdruck. Im Gefolge des Erzherzogs, des Deutschen Friedrich König, wurde im Dezember der Erzherzoge ein Huldigungsgedichtlein gedruckt, das mit den Worten schloß:

„Auf treu Unterthänen geweihtem Feste
Hat sich der hohen Rede Fluß ergossen,
Waren Worten nicht, noch Reimen noch zu kommoden,
Hat Herz dem Herzen sich, und Mund und Ohr gefunden,

Der jugendliche Graf Jarnejkowski. (Siehe Text.)

Und deutsches Land im treuen Bund gestanden,
Der Huldigung als reicher Lohn zu winken,
Sich in der Muttersprache diesen Thron
Als zu ewiglichen deutschen Bleibethron."

Noch feiner Mutterton aus dieser Heide scheint der Erzherzog: „Ich liebe mich innerlich nach meiner Heimat, denn wirklich kennte mich in meiner Umwelt für die Dinge und den Menschen weniger wundern; — nicht das schöne Italien, nicht Frankreich, nicht England; mehr Ahnen haben dort, was ich besorgt, ein unverdorbenes Gut, welches sich in schönen neige. Wenn Zeus den zum Neidhöfischen geist sich der Gärtel, welcher diese Völker enthält, — es ist meinem Gradsinn das Beste in meinem erdenklichen, verstehen, verbessern Wirtland."

Und wie Ahnen hieher Worte schmeckt er besten durch beredtig Jahre seiner ganze Thatkraft den so sehr gefährten Alpenländern. Da sich sich auch verkennen, daß auch viele Thätigkeit auf manchen Widerstand stieß, denen es gab Einsicht,

Digitized by Google

welche den zu Regensburg weilenden Kaiser gegen seine Brüder, namentlich gegen Johann, Josef und Karl eingenommen machen. Da ist vorhandlung, wo Franz selbst über Erzherzog Johann urtheilt. „Ja, sie haben Recht", sagte er zu Fürst Karl Schwarzenberg, „Er ist ein gefährlicher Mann, mein Bruder Johann, und auch ein braver Mann, nur hat er einen einzigen Fehler. Man er nicht thun sollte, das thut er, und was er thun sollte — das thut er nicht. Dann — Ihnen's Er — hängen sich auch allerhand unruhige ehrgeizige Leute an meine Brüder und auch an die Söhnen von Meinem. Gestalt weiß man in solchen Fällen nie die Pflegen verantwortlich machen, besonders die Mutteren."

Den Erzherzogs entfernte Meinen war nicht nach dem Kaiserl Geschmack, und insbesonne suchte man sich ein Mittelein Wiederheit in seinen Meinen, daß sich

ihm entschlossener, seinem System abgeneigter, je weicht auch unruhige Elemente, zum Beispiel Clemens, mit Vorliebe dem Prinzen Johann anschließegen. Dieser schrieb der Kaiser bedeuten möglichst von öffentlicher Thätigkeit ab, und bestanden von Erzherzog Johann Meinen genug empfindsame wurde. Als Franz bald beerdigt und einer Stelle seiner Tagebücher bemerkt:

„Ich habe mich in Meinem Bruder Johann sehr getäuscht. Ich hielt ihn für einen Mann, der sich in seinen Verhältnissen zu finden wußte, der sich in der großen Welt, Maßen auch mit sehr guten Leut' Was sollte ich doch vorzig dachte, über ich war jung! Meine gelungen, bis ich sie den Welt der Menschen lege, sich seinen nicht bis mir von Gott verliehenen Talente und seine Größe durch Jahre unterwerfen, durch lagen mußten, ehe sein Genie obsiegen zu können."

Damit hatte es aus allerdings seine Richtigkeit, denn der Erzherzog war seiner Natur, die für die Musen ganz geschaffen war, in der Jugend zu sehr gefesselt, bis er 1818 erwarb, rückte er bei Majestätsist einer Majestätsstellung ein. Als der

Bau nach zehn Jahren vollendet war und von dem Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker, feierlich eingeweiht wurde, konnte der Erzherzog mit stolzem Bewußtsein die Worte der Stiftungsurkunde vor dem zusammengeströmten Landvolke wiederholen: „Im vierzigsten Jahre meines Lebens, nach gemachten reiflichen Erfahrungen, in einer vielfach bewegten Zeit, beschloß ich, Johann, Erzherzog von Oesterreich, in den schirmenden Alpen mir ein Haus der Ruhe, der thätigen, dem Frommen meines kaiserlichen Herrn und Bruders und seiner unerschütterlichen Bergvölker gewidmeten Zurückgezogenheit, sowie auch als Beleg, wie sehr jederzeit mein Gemüth ehrgeizigem Streben fremd war, einfach und prunklos zu erbauen."

Nach aller Richtung war der Erzherzog für das geliebte Bergland thätig. Die von ihm gegründete steirische Landwirthschafts-Gesellschaft war ein wichtiger Mittelpunkt für die materielle Hebung des Landes, der Leseverein ein ebensolcher für die geistigen Interessen. Besondere Sorgfalt widmete er dem Communicationswesen, und mehrere der wichtigsten Kunststraßen Steiermarks sind durch seine Initiative, auf seine Kosten entstanden.

Dabei durchstreifte er als unermüdlicher Bergsteiger zu einer Zeit die Alpen, wo das „Bergsexenthum" noch nicht Mode geworden war, sondern nur wirkliche Freude an der herrlichen Gotteswelt auf die Höhen trieb. Der classische Schilderer der deutschen Alpenwelt, Schaubach, sagt mit einem gewissen Stolz, daß es außer ihm nur noch einen Mann gebe, der die österreichischen Alpen so genau kenne: den Erzherzog Johann von Oesterreich.

Auf einem seiner Streifzüge, wo er vollkommen in die Lebensgewohnheiten und Sitten des Bergvolkes einging, sah er bei Gelegenheit eines ländlichen Festes am Grundlsee bei Aussee Anna, ein einfaches, liebliches Mädchen — das zum ersten Male die Sehnsucht nach einem eigenen Hausstand in ihm weckte. Doch ein nach gewöhnlichen Begriffen schier unermeßlicher Abstand trennte ihn von dem Mädchen seiner Wahl — das die Tochter des kaiserlichen Postmeisters Franz Plochl in Aussee war. Nach gewöhnlichen Begriffen — denn der Erzherzog wußte die Vorzüge seiner Anna wohl zu schätzen, welche schön und wohlerzogen, dabei mit fester Hand nach dem Tode der Mutter die umfangreiche Wirthschaft führte und die jüngeren sechs Geschwister beaufsichtigte.

Die Liebesgeschichte eines Erzherzogs mit einem bürgerlichen Mädchen hat von vorueherein so einen romantischen Anstrich, daß die nie rastende Phantasie der öffentlichen Meinung sie mit einem gewissen Nimbus umgeben zu müssen glaubte. So entstand das wunderliche Geschichtchen, Anna Plochl (geb. 1804) habe, weil gerade kein Postillon anwesend war, einst in der Uniform eines solchen den Erzherzog kutschirt, sei aber von demselben erkannt worden u. s. w. u. s. w.

Dieses noch heute viel verbreitete Histörchen leidet an zwei Mängeln, denn es ist nicht allein nicht wahr, sondern auch schlecht erfunden. Bei seiner strengen Denkweise würde ein solches, immerhin bedenkliches Tangiren des Kreises weiblicher Züchtigkeit den Erzherzog eher abgestoßen, gewiß aber nicht in ihm jene festbegründete Neigung hervorgerufen haben, welche ihn antrieb alle Hindernisse zu überwinden, um die Geliebte frei von jedem Vorwurf sein nennen zu können.

Denn an Schwierigkeiten fehlte es nicht, und Kaiser Franz versagte lange als Chef des Hauses unerbittlich seine Zustimmung. Er hielt auch in dieser Beziehung strenge an den hergebrachten Formen und war einem Vermengen des sein Haus umgebenden Glanzes mit anderen Elementen von Herzen abgeneigt. Als sich Marie Victorie, Gräfin Folliot von Crenneville, die sehr einflußreiche Witwe des 1866 verstorbenen Ministers Franz Graf Colloredo-Wallsee, mit dem k. k. General der Cavallerie Prinzen Karl Eugen von Lambesc (geb. 1751, gest. 1825) verheiratete, der als letzter Sprosse des lothringischen Fürstenhauses entfernt mit der kaiserlichen Familie verwandt war, äußerte sich Franz unwirsch: „Meinetwegen kann sie heiraten, wen sie will — auch den Prinzen von Lambesc! Nur das bitt' ich mir aus, daß von keiner Vetterschaft die Red' ist!"

Nur der unerschütterlichen Standhaftigkeit des Erzherzogs gelang es, die Schwierigkeiten zu ebnen. Eine werthvolle Bundesgenossin hatte er an der edlen Kaiserin Karoline Auguste, deren Einfluß später nicht nur eine Versöhnung der Brüder herbeiführte, sondern dem Kaiser auch seine Einwilligung zu der Verbindung abgewann, wie wir es bald erzählen werden. Am 18. Februar 1827 wurde in einfachster Weise, nur in Gegenwart von zwei Zeugen, die Trauung in der Kapelle am Brandhof von dem achtzigjährigen Dechant von Marein vollzogen — ungefähr dreihundert Jahre nachdem ein anderer Sprosse des Kaisergeschlechtes, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol in Philippine Welser seine Lebensgefährtin gefunden hatte.

Die engelsgute Karoline Auguste hatte, wie erwähnt, schon oft versucht, eine Versöhnung der beiden Brüder zu Stande zu bringen, ohne daß es ihr gelungen wäre. Einmals nahte wieder das Namensfest des Kaisers Franz, und schon mehrere Tage vorher erneuerte sie die Versöhnungsversuche.

„Schau", sagte sie zu dem hohen Gatten, „Dein Bruder wird alt, wir werden alt, wer weiß, wen Gott zuerst zu sich ruft, und wär's dann nicht höchst traurig, wenn Brüder unversöhnt ihre letzten Lebenstag' fern von einander zubringen sollten! Am nächsten Namenstag kommt ohnedies die ganze Familie zusammen; erlaub' mir, daß ich den Johann auch einlad' und — daß er seine Frau mitbringen darf. Er hat in ihr sein Lebensglück gefunden, und das ist nicht weniger werth als eine hohe Geburt."

Gerührt umarmte der Kaiser seine „häusliche Perl'", wie er die Kaiserin Karoline zu nennen pflegte, und sagte: „Na, so lad' ihn in Gott's Nam' ein!"

Die Kaiserin schrieb an den Erzherzog: „Lieber Schwager Johann! Am 4. Oktober feiern wir in Persenbeug das Namensfest meines theueren Franz. Es wird uns Alle recht freuen, Sie in unserm Familienkreise willkommen zu heißen, und bringen Sie ja gewiß Ihre Frau auch mit."

Erzherzog Johann und seine Gattin vergossen Thränen des freudigsten Entzückens und machten sich auf die Reise nach Persenbeug.

Als der Erzherzog den Saal des Schlosses betrat, am Arme seine Gattin, Frau Anna Plochl führend, fand er das hohe Kaiserpaar, umgeben von allen Familienmitgliedern. Kaiser Franz trat ihm aus dem Kreise entgegen, ergriff mit der rechten Hand die seines Bruders, bot die andere herzlich dessen Gattin und sagte laut: „Sein Sie mir willkommen, Frau Baronin Brandhof!" Die Kaiserin umarmte die Schwägerin, und so thaten nach der Reihe alle Familienmitglieder. Kaiser Ferdinand erhob die Gattin seines Oheims zur Gräfin Meran. Der einzige Sohn, Franz Graf Meran (geb. 1839), ist einer der trefflichsten Offiziere der kaiserlichen Armee und Vater einer Schaar blühender Kinder.

Nach dem Tode des Kaisers Franz übernahm Erzherzog Johann mehrere offizielle Missionen. Im Herbst 1835 wohnte er als Gast dem preußischen Uebungslager bei Liegnitz bei, 1837 den russischen Manövern im Gouvernement Cherson, wo er vom Kaiser Nikolaus mit besonderen Ehren behandelt wurde. Den letzteren Anlaß benützte er zu einer Reise durch die Krim, Türkei und Griechenland.

In die Heimat zurückgekehrt, nahm er seine segensvolle Thätigkeit wieder auf, die sich nun auch auf Tirol erstreckte, wo er dem 1839 gebornen Sohn, dem „Grafen von Meran", die unweit der alten Stammburg Tirol gelegene Herrschaft Schönna kaufte. Die Gründung der Gewerbevereine in Innsbruck und Graz, des historischen Vereines für Innerösterreich, besonders aber seine Bemühungen um die Hebung der steirischen Eisenindustrie sind sprechende Beweise seiner nie erlahmenden Thätigkeit und Fürsorge für die Alpenländer. Dabei war er der wahrhafte Freund und Berather des Landvolkes, das sich an „unseren Hanns" mit völligem Vertrauen um Rath und Hilfe wendete. An seinem Tische in Schönna saßen nicht selten die wetterharten Gestalten der Bauern aus den umliegenden Thälern und bei einem Krüglein rothen Landwein und den derben landesüblichen Gerichten

wurde verhandelt, was für die Wirthschaft wichtig oder auf den Schießstätten Besonderes passirt war.

In welcher Weise der Erzherzog in das sturmbewegte Jahr 1848 eingriff, wird später erzählt werden, um Wiederholungen zu vermeiden. Mit dem Bewußtsein, das Beste gewollt und dem entgegengebrachten Vertrauen treulich entsprochen zu haben, kehrte er, als die Ereignisse die Bahn gedeihlicher Entwicklung verließen, in seine Berge zurück. Zehn Jahre noch weilte er in denselben, rüstig bis in sein hohes Alter seine Lieblingshöhen, den Hochschwab, den Jaufenpaß in Tirol, das Kaiserthörl u. s. w. beschreitend, bis auch ihn am 11. Mai 1859 ein sanfter Tod davor bewahrte, Zeuge neuer Erschütterungen zu sein, welche dem Staat unmittelbar bevorstanden.

Im einfachen lichten Grabgewölbe der Kirche zu Schönna, inmitten der Berge, die er so sehr geliebt, ruht der Prinz, der als junger Mann nichts Besseres von sich zu sagen wußte, als: „Ich bin ein guter Deutscher von Herz und Seele!" (1804, Brief an Johannes von Müller), und dem die Dankbarkeit des Volkes keinen schöneren Lobspruch auf das 1878 im Beisein des Kaisers enthüllte Monument (vom Bildhauer und Erzgießer Pönninger) in Graz zu setzen wußte, als daß er: „rastlos vorwärtsschritt die Bahn des Guten, Wahren, Echten!"

Erzherzog Rainer (geb. 30. September 1783) hatte gleichfalls eine sehr verantwortungsvolle und heikle Stellung inne. Er fungirte von 1817 bis zum Ausbruch der Revolution als General-Capitän des lombardisch-venetianischen Königreichs (Vice-König) konnte jedoch trotz des besten Willens die Gegensätze nicht ausgleichen, welche zwischen dem Regierungssystem und den stets mächtiger werdenden nationalen Einheitsbestrebungen auftraten. Durch seine Gattin, eine Schwester des Königs Karl Albert, und seine Tochter, die dem König Victor Emanuel vermält war, mit dem savoyischen Königshause verbunden, mußte er erfahren, daß die Gewalt der Thatsachen stärker sei als alle verwandtschaftlichen Bande, und den Schwager und Schwiegersohn als Führer der Feinde Oesterreichs sehen. Er starb am 16. Jänner 1853.

Der nächstgeborne Erzherzog Ludwig (geb. 13. Dezember 1784) trat erst mit dem Tode des Kaisers Franz in den Vordergrund. Ein kalter und kluger Charakter, gewann er viel Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, und wir werden ihn als Stütze jener Richtung kennen lernen, die alles Heil im unbedingten Festhalten an den Regierungs-Maximen des verstorbenen Monarchen sah. Seit den Ereignissen des Jahres 1848 trat er vollkommen in den Hintergrund und starb — von allen Brüdern des Kaisers im höchsten Alter — am 21. Dezember 1864.

Der eilfte und jüngste Bruder des Kaisers Franz war Erzherzog Rudolf (geb. 8. Jänner 1788). Von äußerst schwächlicher Gesundheit, wurde er für den geistlichen Stand bestimmt, in welchem er die Würde eines Kardinals und Fürst-Erzbischofs von Olmütz erreichte, in welcher er am 23. Juli 1831 starb. Von großer persönlicher Güte, war er ein begeisterter Verehrer der Musik, für welche Kunst er den so oft mißbrauchten Titel eines Mäcens in vollstem Wortsinne verdiente. Besonders war er, selbst Musiker und Tondichter, von Hochachtung für den Genius Beethoven's erfüllt und sorgte mit großmüthiger Hand dafür, daß derselbe für Wien und Oesterreich erhalten blieb.

Noch ein Glied der Familie des Kaisers Franz bleibt uns zu erwähnen: sein Enkel, der unglückliche Erbe eines verhängnißvollen Ruhmes — der Herzog von Reichstadt.

Als dem auf der Höhe seiner Macht stehenden Kaiser der Franzosen am 20. März 1811 aus der Ehe mit der Tochter seines hartnäckigsten festländischen Gegners der ersehnte Sohn geboren wurde, da zeigte er ihn als freudige Gewähr für die Dauer seiner auf der Gewalt der Waffen beruhenden Schöpfung der glänzenden Schaar seiner Generale und Großwürdenträger und legte ihm den

stolzesten Titel der Erde in die Wiege, an welchen sich in alter und neuer Zeit der Begriff der größten materiellen und geistigen Macht knüpfte, den eines „Königs von Rom".

Und kaum drei Jahre später war das Alles vorüber. Dieselbe brutale Gewalt des Kampfes, die der Rastlose angewendet, hatte sich zerschmetternd gegen ihn und seine Schöpfung gewendet. Den Thron, welchen er mit einer unerhörten Machtfülle umgeben hatte, vertauschte er mit einer kleinen Insel, statt über die Völker Europas mit schrankenloser Willkür zu gebieten, zählten seine Unterthanen kaum nach Hunderten. Ein kühner Versuch, das Verlorene nochmals zu erringen, mißlang, eine Felsenklippe unter den Tropen nahm den Mann auf, der sich vermaß, über den mächtigsten Welttheil zu herrschen. Und der „König von Rom"? Bedeutungslos war dieser stolze Titel, auf der Seele des schuldlosen Knaben drückte der Ruhm und das Verhängniß seines gewaltigen Vaters wie eine furchtbare Last.

Sofort nach der ersten Einnahme von Paris begab sich Maria Louise mit ihrem kleinen Sohn in den Schutz des Vaters, jubelnd begrüßt auf der Durchreise von den treuen Tirolern. Während des Congresses nahm sie mit dem kleinen Prinzen ihren Aufenthalt im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn, hielt sich von allen Festlichkeiten und diplomatischen Intriguen möglichst ferne, in tiefster Zurückgezogenheit, sich fast ausschließlich mit Lektüre und ihrem Piano beschäftigend, auf welch letzterem sie bekanntlich Meisterin war.

Damals hatte eine kühne, kleine, aber desto unternehmendere Partei von meistens emigrirten Franzosen altadeligen Stammes, wie auch von dem durch Napoleon selbstgeschaffenen hohen Adel, welche Alle ihrem gewesenen Kaiser und dessen Hause mit Leib und Seele ergeben waren, den tollkühnen Plan gefaßt, mit oder ohne Einwilligung der Mutter sich des jungen Prinzen Napoleon zu bemächtigen und ihn nach Paris zu entführen, wo man ihn zum Kaiser ausrufen wollte und nicht zweifelte, daß sich ganz Frankreich für Napoleon den Zweiten erklären werde.

Es war im Monate Juni als zwei Damen des französischen hohen Adels, welche stets unter die lebhaftesten Bewunderinnen Napoleon's gezählt wurden, die überdies bei Maria Louisen's Hofstaate in Paris hohe Stellen bekleidet hatten — die Gräfinnen Montaubert und Virolais — ihre Abschiedsvisiten machten. Bisher hatten sie aus Anhänglichkeit das freiwillige Exil in Wien und Schönbrunn dem Leben in Frankreich vorgezogen, nun aber erklärten sie, es seien alle Aussichten für eine günstige Wendung des Geschickes ihrer so hochverehrten Monarchin verloren, und sie wollten wieder in ihre Heimat, zu ihren Gatten und der eigenen Familie zurückkehren. Uebrigens hatte eine dieser Damen einen Sohn von fast gleichem Alter mit dem jungen Napoleon, welcher letztere sich gerade etwas unwohl befand und seit einigen Tagen die inneren Schloßgemächer hütete. Die beiden Damen verabschiedeten sich unter vielen Thränen von ihrer hohen Herrin und fuhren von da ohne Aufenthalt weg. Sie saßen in einem sehr eleganten, aber nach damaliger Sitte höchst schwerfälligen Reisewagen, der mit Koffern und Schachteln überladen war, und ein kräftiges Doppelgespann von Extrapostpferden führte sie auf dem gewöhnlichen Postwege von Linz ihrer Heimat zu.

Zu jener Zeit lebte in Hietzing, dem Nebenorte Schönbrunns, Herr Carl Tapp (geb. in Baiern 1781), der sich in seiner Jugend dem Soldatenstande gewidmet und mehrere Jahre im französischen Heere gedient hatte; 1800 war er zum Offizier avancirt, zeichnete sich das Jahr darauf bei Marengo aus, kam 1805 bei der ersten französischen Invasion nach Wien, wo er die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin Anna machte, was Ursache war, daß er die militärische Laufbahn verließ und sich um eine Civilanstellung bewarb. Es gelang ihm, als Subalternbeamter bei der Wiener Polizei ein Plätzchen zu erlangen, und er wurde später bei der Polizeiexpositur zu Hietzing verwendet, welche insbesondere während

des Sommers mit den das Lustschloß Schönbrunn betreffenden Polizeiangelegenheiten betraut war.

Polizist Tapp erhielt Kunde von den Absichten der beiden Damen. Es ist nie bekannt geworden, wie und von wem ihm dieselbe geworden, es heißt nur, daß er, zufällig ein Gespräch zwischen einer französischen Kammerzofe und deren Anbeter, einem kaiserlichen Kutscher, erlauschend, aus den verdeckten Anspielungen der ersteren beim Abschiede den Plan errathen habe. Tapp selbst aber beobachtete, auch gegen seine eigenen Familienmitglieder, ein undurchdringliches Stillschweigen. Den übrigen Theil des Vorfalles hingegen erzählte er in Freundeskreisen öfter, und so blieben die weiteren Mittheilungen kein Geheimniß.

Herr Tapp hatte sich Tags vorher die zu einer Reise nöthigen Dokumente, Vollmachten und Gelder verschafft, nahm zwei gewiegte Polizisten als Diener verkleidet mit und fuhr am selben Morgen gleichfalls mittelst Post den Damen nach, die er erst in der Station Strengberg (V. O. W. W.) auf der Linzerstraße einholte, wo sie im Posthause ihr Mittagmahl einnahmen. Tapp that desgleichen, um ihre Abfahrt abzuwarten. Es dauerte nicht lange, so setzten sie ihre Reise fort. und der Verfolger zögerte nicht, ihnen auf dem Fuße nachzueilen. Auf der nächsten Post, beim Pferdewechsel, pflog Tapp Rücksprache mit dem Postmeister, dem er seine Legitimation vorwies, und erbat sich darauf von der Dame, die angeblich Mutter des Knaben war, eine kurze Privatunterredung, wozu sich selbe sogleich bereit erklärte und den kleinen Knaben, den sie bei sich hatte, mit in das von dem Postmeister als Sprechzimmer eingeräumte Familienzimmer führte.

Die Folgen dieser Unterredung mit der Dame — es war die Gräfin Montaubert — waren eine genaue Durchsuchung des ganzen Gepäcks und ihres Reisewagens, dessen Rückwand hohl war. In dieser Höhlung befand sich ein höchst geschmackvoller und seinem Zwecke in Allem entsprechender Kinderschlafstuhl angebracht, und in demselben wurde, an der Seite einer kleinen Wärterin, umgeben von Spielzeug und Bäckereien — der kleine Prinz Napoleon aufgefunden. (Bild Seite 481).

Das Licht fiel in diesen Raum durch das gewöhnlich wie in allen übrigen Wagen ober der Kopfhöhe der sitzenden Passagiere angebrachte Fensterchen. Der Luftwechsel war mittelst mehrerer, durch Quasten, Spangen und anderen Zierrathen von Außen verdeckten Ventilationslöcher hergestellt. Die ganze Reisegesellschaft wurde nun nach Schönbrunn zurückgebracht, von wo aus die beiden Damen, nun unter ernsterer Begleitung, auch bald darauf wirklich nach Frankreich abreisten.

Kaiser Franz belobte Herrn Tapp für die von ihm bewiesene Umsicht und stellte ihm die Wahl einer Belohnung frei. Tapp erbat sich eine Stelle bei einer der Inspectionen der kaiserlichen Lustschlösser, die ihm auch nebst Ausfolgung einer nicht unbedeutenden Geldgratification ertheilt wurde. Später wurde er noch in den Adelsstand mit dem Prädikate Edler von Tappenburg erhoben. Er starb als Gebäudeinspector des k. k. Augartens am 18. Dezember 1863, nachdem ihm seine Frau Anna schon im Jahre 1818 im 21. Lebensjahr stehend vorangegangen.

Nach endgiltiger Entscheidung über das Schicksal Napoleon's begab sich Maria Louise in die ihr zugesprochenen italienischen Besitzungen, der kleine Prinz aber blieb am Hofe seines Großvaters zurück. Vom stolzen Titel eines „Königs von Rom" konnte keine Rede mehr sein, er erhielt daher 1818 nach einer böhmischen Herrschaft den eines „Herzogs von Reichstadt", und auch den Taufnamen mußte er ablegen und sich Franz nennen.

Als einst Herzog Karl von Braunschweig (der sogenannte Diamanten-Herzog) über die Tafel vom „kleinen Napoleon" sprach, bildeten sich dunkle Wolken auf der Stirne des Kaisers, und die Kaiserin fiel verweisend ein: „Bei uns gibt es keinen Napoleon — das ist der kleine Franzerl!"

Der Prinz erhielt die sorgfältigste Erziehung, deren Leitung Fürst Metternich selbst anvertraut war. Zum ersten Hofmeister bekam er den tüchtigen

Heinrich von Collin, den wir als Dichter kennen lernten (Bild Seite 344), später den feingebildeten Grafen Moriz Dietrichstein.

Der Kaiser brachte seinem schönen und aufgeweckten Enkel die zärtlichste Liebe entgegen und bewies in seiner Instruction an den Fürsten Metternich, der den Herzog selbst in Geschichte und Staatswissenschaften unterrichtete, einen wahrhaft hochherzigen Sinn, der weit entfernt war, in dieser Richtung persönlichen Antipathien Einfluß zu gönnen.

„Ich wünsche, daß der Herzog das Andenken seines Vaters ehre, daß er dessen große Eigenschaften sich zum Vorbild nehme, und daß er dessen Fehler kennen lerne, um sie zu vermeiden und nicht ihrem ihn und Andere verderbenden Einfluß verfalle. Sprechen Sie zu dem Prinzen über seinen Vater, wie Sie wünschen, daß man von Ihnen gegen Ihren eigenen Sohn sprechen möge."

Es war nur ganz natürlich, daß sich die Phantasie des Kindes schon mit dem glänzenden Bilde seines Vaters erfüllte. Als ihm im Alter von vier Jahren der Feldmarschall Prinz de Ligne gemeldet wurde, fiel er rasch ein: „Marschall? Ist es einer von den Marschällen, die meinen Vater verrathen haben?"

Das Bewußtsein, einst zu einer glänzenden Rolle bestimmt gewesen zu sein, wuchs mit den Jahren immer mehr und wurde umso peinlicher, als sich der Prinz trotz der ihm entgegengebrachten Zärtlichkeit und Fürsorge sagen mußte, daß er doch der Gegenstand steter Beaufsichtigung sei. Ein gut unterrichteter Beobachter schreibt gegen das Ende der Zwanziger Jahre:

„Der Herzog von Reichstadt erscheint meist ruhig und zufrieden, aber im Geheimen nährt sein hochstrebender Geist gewiß Wünsche und Hoffnungen, die er nicht laut werden zu lassen wagt. Trotz seiner Selbstbeherrschung läßt er sich Aeußerungen entschlüpfen, welche darauf deuten, daß er sich einen großen historischen Beruf beimißt. Seine Seele schwankt wie ein Rohr im Winde zwischen ehrgeizigen Gelüsten und schmerzlicher Resignation, zwischen dem was er jetzt für seine Pflicht hält und den Erinnerungen, an welchen seine ganze Seele hängt. So verzehrt er sich in banger Sehnsucht und trügerischer Hoffnung.

Mitten in den glänzenden Hoffesten steht seine edle schlanke Gestalt mit dem bleichen Antlitz einsam und abgesondert von der übrigen Gesellschaft — ein Gegenstand der Beunruhigung und des Mitleids. Nur selten wagt er es, sich rückhaltslos auszusprechen, denn er weiß, daß Berufene und Unberufene ihn beobachten und er zu allen Zeiten von Spähern umgeben ist; ohne daß man es ihn fühlen läßt, kommt er sich wie ein Gefangener vor, er traut sich Niemandem anzuschließen, obwohl der Kaiser und die übrige Familie es nicht an Beweisen der Zärtlichkeit fehlen lassen. Aber weder er selbst noch jene können es vergessen, daß er der Sohn Napoleon's, der Erbe der Ideen und des Strebens seines Vaters ist."

In der That lag in diesem letzten Umstande allein die Ursache der peinlichen Stellung des Herzogs. Erschwert wurde dieselbe noch für ihn und seine Umgebung, als durch die Juli-Revolution die Zustände in Frankreich sich wieder verwirrten und die noch immer sehr starke bonapartistische Partei ihre Pläne auf seine Mitwirkung baute. Eine Cousine von ihm, die Gräfin Elise Camerata (geb. 1806, gest. 1869), Tochter der Fürstin Elise Bacciochi, der älteren Schwester Napoleon's, erschien im Herbste 1830 in Wien und suchte sich persönlich und schriftlich dem Herzog zu nähern. Da die etwas excentrische, im Gasthof „zum Schwan" am Mehlmarkt sich aufhaltende Dame ziemlich unvorsichtig zu Werke ging, mußte der Herzog fürchten, compromittirt zu werden, und es bedurfte seines ernsten Einschreitens, um sich und die Gräfin von Unannehmlichkeiten zu bewahren und diese zum Aufgeben ihrer abenteuerlichen Plane, dem Herzog zur Flucht nach Frankreich zu verhelfen und zum Verlassen der Residenz zu bewegen.

In dieser Zeit stand ihm der Major Anton von Prokesch (später als Diplomat und Militär vielgenannt, geb. 1795, gest. als Feldzeugmeister 1876)

nahe, und wir wissen aus dessen Aufzeichnungen, daß der Herzog die peinlichsten Kämpfe durchlebte. „Ich betrachte mich als den Thronfolger Frankreichs", äußerte er sich zu seinem Vertrauten, „schon aus dem Grunde, weil ich überzeugt bin, daß nach meinem Vater jede andere Dynastie auf die Dauer unmöglich ist. Aber ich bin es meinem theuren Großvater schuldig, daß dieses Reich, in dem ich lebe und erzogen worden bin, durch mich nicht compromittirt wird, ich bin es mir selbst schuldig, daß ich meine Ansprüche nicht als Abenteurer geltend mache, oder mich von einer Rotte von Empörern auf den Thron setzen lasse, den mein Vater gerade dadurch aufrichtete, weil er sie unterwarf und bändigte."

Schon durch das Beispiel seines Vaters wurde der Herzog auf die militärischen Wissenschaften gewiesen, deren Studium er sich mit glühendem Eifer hingab. Mit der gleichen Hingebung unterzog er sich den praktischen Pflichten seines Standes, als er zum Major in einem Infanterie-Regimente ernannt wurde. Ja, er ging in dieser Beziehung weiter, als es seine zarte Constitution, welche unter aufreibenden Seelenkämpfen litt, räthlich erscheinen ließ. Schon im Jahre 1831 traten Anzeichen eines verheerenden Brustleidens auf, welchen gegenüber der Prinz sich nur durch eindringliche Befehle seines Großvaters zu einiger Schonung der eigenen Gesundheit bewegen ließ.

Es wäre wunderlich, wenn die Legende nicht um ein Leben, das eine so große Bestimmung hatte und zu einer so tragischen Passivität verurtheilt wurde, ihre Ranken gesponnen hätte. Klatsch und Tratsch macht sich ja nicht blos im gewöhnlichen Leben als Macht geltend, sondern geberdet sich oft als Zwillingsschwester der Geschichte und entstellt um des Skandals willen Personen und Dinge in wahrhaft gehässiger Art. In besonders ärgerlicher Weise war dies bezüglich des Herzogs von Reichstadt der Fall, den man im Zusammenhang mit der französischen Thronveränderung gewissermaßen als „Opfer der Politik" darstellte. Wenn eine solche Verleumdung überhaupt einer Widerlegung bedürfte, so läge sie darin schon, daß die Wiener Regierung dem Königthum der Orleans sehr kühl, ja eher mißbilligend gegenüberstand, und wenn überhaupt, so doch gewiß nicht zu Diensten so schmählicher Art für dasselbe geneigt war. Auch nach einer zweiten Richtung tritt die landläufige Tradition dem Herzog selbst zu nahe, indem sie seine Krankheit in Verbindung bringt mit seiner übergroßen Neigung zu galanten Abenteuern. Außer dem Verhältniß zu einer jungen Dame von hohem Adel ist aber auch nach dieser Hinsicht gar kein weiterer Anhaltspunkt gegeben, und namentlich die vielbesprochene Verbindung mit der berühmten Tänzerin Fanny Elsler, der Freundin des alternden Gentz, gehört vollkommen in das Gebiet der Erfindungen. Es bedarf ja wahrlich nicht solcher Erklärungen für den frühen Tod des jungen hoffnungsvollen Mannes, von dem seine Aerzte sagten, daß er eine „bis zur Selbstvernichtung gehende Rücksichtslosigkeit" gegen die eigene Gesundheit an den Tag lege. Doktor Malfatti sagte: „In der Seele des Herzogs lebt ein Zerstörungstrieb, der ihn zwingt, sich zu tödten, und alle Vorsichtsmaßregeln, die aufmerksamste Pflege scheitern an diesem furchtbaren Fatalismus."

Unter dem Vorgeben einer vollkommenen Genesung erfüllte der Herzog noch im Winter und Frühjahre 1832 seine militärischen Pflichten. Doch eine Erkältung, die er sich bei einer Ausrückung zuzog, rief das Uebel mit voller Gewalt herbei und vernichtete die Täuschung, welche er bisher aufrecht erhalten hatte. Nun suchte er um Erlaubniß an, sich zu seiner Mutter begeben zu dürfen, aber obwohl dieselbe ohne Zögern ertheilt wurde, war es doch schon zu spät, sein rasch fortschreitender Krankheitszustand erlaubte keine Reise mehr. Man rief Maria Louise herbei, die eben noch zurecht kam, um die letzten Tage des unglücklichen Sohnes zu erleichtern. Nach qualvollen Leiden, wie sie bei jungen Personen, wo sich der Körper gegen eine so rasche Vernichtung sträubt, meist die Lungenkrankheiten begleiten, starb der einstige „König von Rom" am 22. Juni 1832 in den Armen seiner Mutter — im gleichen Zimmer und demselben Bette, wo zwei

Die Gefangennahme des Kaisers Napoleon bei Sedan-Donon. 1870. (Seite 470.)

Jahre vor seiner Geburt sein Vater in Schönbrunn von den gigantischen Plänen einer Weltherrschaft geträumt hatte. (Bild Seite 489.)

Eine ähnliche historische Fiction, wie die Bourbons sie in der Annahme eines Ludwig XVII. beliebten, verhalf dem „König von Rom" und Herzog von Reichstadt lange nach seinem Tode zu der Ehre, als Napoleon II. zu figuriren. Man wird an den bitteren Spott Rochefort's erinnert, der in seiner „Laterne" einst erklärte, unter einer Bedingung sei auch er Bonapartist, wenn nämlich alle Herrscher dieser Familie so regierten, wie Napoleon II. Gewiß ist, daß der unglückliche Prinz sympathischer wirkt als die meisten Glieder dieser Familie, denn in seiner Weigerung, um seinetwillen den Welttheil in Unruhe zu stürzen, liegt eine Gewissenhaftigkeit, die den Napoleoniden sonst fremd war und ist, und die er wohl dem deutschen Blut verdankte, das in seine Adern übergegangen war.

Der kleine Franzerl-Reichstadt. (Seite 478 u. 483.)

Noch heute bewahren sowohl Galerien, wie Kunstsammlungen von Privaten Abbildungen des der allgemeinsten Sympathien sich erfreuenden Herzogs von Reichstadt; darunter dürfte ganz besonders anziehend jenes Porträt im Knabenalter sein, welches der berühmte Miniaturmaler Moriz Daffinger (geb. 1790, gest. 1849) nach dem Leben mit Bleistift zeichnete und das im Besitze des Graveurs Johann Schwerdtner in Wien sich befindet (Bild oben). Auch von den im vorliegenden Abschnitte berührten Lustaufenthalten von Mitgliedern der kaiserlichen Familie, Brandhof und Persenbeug, liefern wir getreue Abbildungen (Seite 496 und 497).

Metternich'sche Politik nach Außen.

1835—1847.

Wenn sich Fürst Metternich überhaupt der in den Augen vieler Staatsmänner unverzeihlichen Sünde, hie und da sehr zahme liberale Anwandlungen zu verspüren, schuldig gemacht hat, so war er nach dem Tode des Kaisers Franz doch gewiß noch freier davon als früher. Wenn auch sein Einfluß auf die innere Politik nie so maßgebend war als man gemeiniglich annimmt, so war er dagegen in Bezug auf die äußere ganz unbeschränkt, und Metternich trat in Bezug auf diese in die Fußtapfen von Kaunitz; — nur leider in ganz umgekehrter Richtung. Der letztere, den man bezeichnend den „Kutscher Europas" nannte, fand sowohl an Maria Theresia, wie auch an Josef II. vertrauensvolle Herrscher, die sich indessen des Einflusses auf die äußere Politik nie ganz begaben; Metternich dagegen verfügte über dieselbe in eigenem Staate ohne jede Einsprache, genoß aber im Auslande bei Weitem nicht jene Geltung und jenes Ansehen wie Kaunitz.

Unbestritten war sein Einfluß nur auf die deutschen Kabinete, wozu der Bundestag und die allgemeine Angst der deutschen Regierungen vor jedem freien Lüftchen ihm halfen. Das Verhältniß zu Rußland und Frankreich war stets ein unklares und schwankendes, da trotz der gemeinsamen rückschrittlichen Tendenzen die stets unverhüllter auftretenden panslavistischen Ziele ihn mißtrauisch gegen das nordische Reich machten, und er andererseits seine Abneigung gegen die Orleans zwar diplomatisch überzuckern, aber nicht ablegen konnte. Noch mißlicher werden von Tag zu Tag die Beziehungen zu England, wo in Lord Palmerston ein Mann in die Leitung der Politik getreten war, den man wohl den Antipoden Metternich's nennen konnte. Auf den englischen Premier ist der Staatskanzler daher besonders übel zu sprechen, und er ist ihm nur „ein Mann von abenteuerlichem Geiste ohne solide Kenntnisse, bei welchem Dünkel und eine gewisse Bosheit die Entschlossenheit ersetzen". Nun — der beste Richter über das Wirken eines Staatsmannes ist wohl das Volk, dem er angehört, und zumal das englische urtheilt strenge und unerbittlich; trotzdem hat es dem „Lord Feuerbrand", wie es Palmerston nannte, ein prunkvolles Monument gesetzt, während das Volk an Metternich's Namen keine erhebenden Erinnerungen knüpfte.

Der Staatskanzler bewegte sich in dem gleichen unheilvollen Cirkel wie alle Staatsmänner, welche eine Gefahr erkennen, aber die Mittel, ihr zu begegnen, verschmähen. Er war scharfsichtig genug, um ringsherum die Zeichen zu erkennen, daß sich eine neue Zeit vorbereite, aber er täuschte sich über die Möglichkeit, dieselbe hintanzuhalten, und statt sie vorzubereiten, trat er Allem feindselig entgegen, was seinem Princip der unbedingten Stabilität widersprach, begünstigte er Alles, was sich in dasselbe einfügte.

So kam es, daß seine Politik von 1835 bis zum Sturz seiner Herrschaft eine fortlaufende Kette von Mißerfolgen war und da, wo er einen Erfolg erzielte, wie zum Beispiel in der Frage der Einverleibung Krakau's, die Ironie des Schicksals ihn zwang, sein eigenes System zu durchlöchern.

Es muthet den Leser förmlich komisch an, wenn Metternich aller Welt in seinen Depeschen Warnungen und Rathschläge ertheilt und dabei blind ist gegen die Dinge, die sich im eigenen Staate vorbereiten. Ueberall sieht er Mißstände und Gefahren; „wir in Oesterreich haben es noch leicht", schreibt er aber in einem Vortrag an die Staatsconferenz, „die Ruhe im Staate zu erhalten und beruhigend nach Außen zu wirken, für die deutschen Regierungen ist diese Aufgabe bereits zur schwer zu lösenden gemacht worden." Dagegen heißt es von England, daß es „den Continentalmächten mit gelähmten Gliedern gegenüberstehe", und am 20. Mai 1839, nebstbei bemerkt, zu einer Zeit, wo die egyptische Frage England zum Bundesgenossen Oesterreichs machte, schrieb der Fürst, daß sich dieses Reich „mit Riesenschritten der Revolution nähere".

Wenn nicht die Gegenwart dafür sorgte, daß die professionelle Weisheit der Diplomaten in geringem Ansehen steht, so brauchte man nur im Buche der Vergangenheit zu blättern, um auf jeder Seite desselben Beweise dafür zu finden, wie kurzsichtig selbst Jene sind, die für Meister ihres Faches gelten.

Selbst über seine eigene Stellung täuschte sich der Staatskanzler und maß sich einen Einfluß auf den Gang der Dinge bei, welchen er thatsächlich nicht besaß. Die Unterwürfigkeit der deutschen und einige Zeit auch der italienischen Kabinete, das Wohlwollen einzelner Monarchen, die in ihm den Vorkämpfer des Absolutismus sahen — endlich der mit wohlentlohnter Freigebigkeit gespendete Weihrauch der offiziellen Soldschreiber (Pilat, Jarcke, leider auch des sonst verdienstvollen Dichters Zedlitz) ließen den Fürsten-Staatskanzler an eine persönliche Macht glauben, die er thatsächlich nicht besaß. Es war eine große Selbsttäuschung, wenn er von sich selbst sagte: „Ich bin gewissermaßen der Beichtvater der Kabinete. Ich gebe dem, der die wenigsten Sünden begangen hat, Absolution und erhalte so den Frieden der Seelen". Und fast komisch wirkt es, wenn er unmittelbar nach seinem Sturz mit köstlicher Unbescheidenheit selbst sagt: „Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung". Abgesehen davon, daß sich das wie Blasphemie anhört, ist es schwer den wohlfeilen Witz zu unterdrücken, daß die sogenannte Weltordnung thatsächlich die „Weltunordnung" im Gefolge hatte.

Das geringe Glück, welches der Fürst mit seinen Unternehmungen hatte, noch mehr aber die Mißgriffe, die er durch seine Sympathie für einzelne Persönlichkeiten beging, hätten ihn wohl vor solchen Verblendungen bewahren können. Schon 1827 schrieb der preußische Gesandte in London, Graf Münster: „Fürst Metternich beschirmt überall das Schlechte, wenn es nur zum Absolutismus führt." So hart das klingt, so ist es doch nicht schwer, die Wahrheit nachzuweisen. Er begünstigte nach Möglichkeit Dom Miguel, den Usurpator des portugiesischen Thrones, der durch eine blutige Gewaltherrschaft jedes Recht und jede Freiheit unterdrückte — übrigens auch bei seinem Aufenthalte in Wien durch allerlei nicht sehr saubere Passionen in schlechtem Andenken stand; er sympathisirte mit Don Carlos, der über Spanien einen blutigen Bürgerkrieg verhing, und geht in seiner Abneigung gegen die liberale Linie der spanischen Bourbons soweit, daß er dem Gerücht einer Vermälung der jungen Königin mit einem österreichischen Prinzen mit der brüsken Phrase entgegentritt: „Nie wird ein Erzherzog die Königin Isabella heiraten, — dieses Phantom des Königthums!" Noch empfindlicher täuschte er sich über den Herzog Karl von Braunschweig (geb. 1804), den er „une très bolle âme" (eine sehr schöne Seele) nennt. Bekanntlich führte diese „schöne Seele" ein so gewaltthätiges, jedes Recht erdrückendes Regiment, daß ihn seine Unterthanen verjagten und den noch jetzt regierenden Bruder Herzog Wilhelm auf den Thron beriefen, — worüber sich Karl umso eher tröstete,

da er den Schatz des Braunschweig'schen Hauses und ein riesiges Privatvermögen gerettet hatte, das ihm erlaubte, in Paris als „Diamantenherzog" seinen schmutzigen Vergnügungen nachzuleben. Bei seinem im Jahre 1873 erfolgten Tod setzte er die Stadt Genf zur Universalerbin ein, unter der Bedingung, daß ihm ein Reiterstandbild errichtet werde. Nun — auch Stein und Erz sind geduldig, und die Republikaner von Genf nahmen die Millionen des Despoten, der in seinem Ländchen jedes öffentliche und persönliche Recht mißachtet hatte, und errichteten ihm ein Denkmal — vielleicht zum abschreckenden Beispiel.

Die Angst vor der Revolution, die er kommen sah und selbst dort witterte, wo sie ausblieb, war der ganze Inhalt Metternich'scher Politik vom Tode des Kaisers Franz bis zum Jahre 1848. Fast alle seine Depeschen und viele seiner Privatbriefe an Potentaten und Staatsmänner drehen sich um diesen Punkt und überquellen von Warnungen und Rathschlägen. Namentlich um Louis Philipp von Frankreich ist er besorgt und wiederholt unermüdlich die Warnung, es sei unbedingt im Interesse des Königthums sich „von der Revolution zu trennen", worunter Metternich die Entlassung freisinniger Minister versteht. Besonders Herr Adolf Thiers ist ihm ein Dorn im Auge und er nennt denselben ziemlich undiplomatisch einen „Akrobaten". Schon wieder ein Gegner Metternich's, dem die Dankbarkeit seines Volkes ein Denkmal errichtete!

Die Bonapartisten gehören nach Metternich's sonderbarer Auffassung zu den „Anarchisten", und Louis Napoleon, den späteren Kaiser, titulirt er geringschätzend als „ein Nichts". Aber er scheint dieser absprechenden Beurtheilung selbst nicht zu trauen, denn er unternimmt vorsichtige Schritte, den Veranstalter der Putsche von Boulogne und Straßburg zum Aufenthalt in Oesterreich zu bewegen, wo das „Nichts" leichter zu überwachen wäre. Selbst der Vater des Prinzen, der frühere König von Holland, der meist in Triest lebt, wird bewogen, seinem Sohne den Rath zu ertheilen, er möge sich in Oesterreich, „der natürlichen Heimat gefallener Größen", ansiedeln, wenn er ein ruhiges Leben führen wolle. Aber das „Nichts" ahnt, daß es noch einmal trotz Metternich's Profezeihung ein „Etwas" werden wird und zieht es vor, in England und Amerika zu leben.

Und in ähnlicher Weise mengt sich Metternich überall ein, drängt Jedermann seine Rathschläge auf, wo er die durch ihn und sein System repräsentirte Weltordnung gefährdet glaubt. „Hüten sich Eure kaiserliche Hoheit vor den Einflüsterungen der liberalen Parteien", schreibt er noch 1847 an den Großherzog von Toskana, und die Vereinigung der acht Provinzialvertretungen zu einem gemeinsamen Landtag in Berlin preßt ihm den kleinlichen, komisch wirkenden Angstruf ab: „Ich vermuthe, daß an die Errichtung einer Rednertribüne wohl nicht gedacht wird. Diese moderne französische Erfindung gehört meines Erachtens zu den unglücklichsten in allen Richtungen."

Ja, die Rednertribüne, von der aus sich ein freies Wort weithin hörbar machen konnte, war ihm und allen Gleichgesinnten ein Greuel — sie betrachteten das Regieren als eine Geheimkunst, die Macht und ihre Annehmlichkeiten als ein Privilegium. Darum der grimmige Ausfall in einem anderen Brief: „Den Constitutionalismus werfe ich in die Hölle, denn er lebt nur von Täuschung und Betrug." Dem König von Württemberg gegenüber „bedauert" Metternich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wegen Berufung des „vereinigten Landtages", eine Einführung, die „hoffentlich nur vorübergehend" sein werde. Und daran schließt der Staatsmann, den man noch heute gerne als scharfblickend bezeichnet, folgende allgemeine Uebersicht: „Frankreich steht in einer höchst miserablen inneren Lage; die Schweiz bietet die Aussicht, nächstens in einem Vulkan aufzulodern. England ist in einer nicht viel besseren Lage. Italien leidet an der Krankheit des auf dasselbe nicht passenden Nationalismus und an seichten Regierungen. Oesterreich aber steht auf seinen alten Grundlagen und hat sich mit zwei Aufgaben zu beschäftigen: sie für sich im Innern zu erhalten und durch sie nach Möglichkeit beruhigend nach Außen zu wirken!"

Das ist doch gewiß eine Kette von Irrthümern, die mit einer beispiellosen Selbstverblendung schließt. Der Fürst glich einem Meteorologen, der die Witterungsschwankungen entfernter Zonen erforschen will und darüber nicht sieht, daß sich ein verderbliches Wolkenheer über seinem Haupte zusammenballt — er erinnert an einen Kaufmann, der hochmüthig über die Creditlosigkeit Anderer schmäht und nicht erkennt, daß die politische Münze in seiner Kassa werthlos ist und der Bankerott unaufhaltbar an die eigene Thüre pocht.

In seiner Angst vor der Revolution, die er vermeiden will und statt sie zu bekämpfen nur beschleunigt, wird er seinen eigenen Ansichten und der hundertjährigen Tradition des Staates untreu.

Wir haben gesehen, daß Kaiser Franz — unbeschadet seiner tiefreligiösen Gesinnung — in kirchlichen Dingen strenge die Grenzen der staatlichen Autorität wahrte und jenen Grundsätzen treu blieb, welche von seinen Vorgängern aufgestellt wurden. Fürst Metternich, in den Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts erzogen und mit jener vielseitigen aber nicht eben tiefen Bildung, die am leichtesten zum Zweifler und Spötter macht, verhielt sich in kirchlichen Fragen stets sehr kühl und war ein unbedingter Anhänger der sogenannten josefinischen Richtung, die in etwas anderer, in der Form abgeschwächten Weise auch unter Kaiser Franz eingehalten wurde.

Das änderte sich, als der Staatskanzler die bedrohende Hochfluth einer neuen Zeit um sich anschwellen sieht und die gewöhnlichen polizeilichen Hilfsmittel nicht mehr fähig sind, sie zu stauen. Nun erinnert sich plötzlich der kalte berechnende Diplomat, daß er ja auch einst, bevor er in den Staatsfrack gekrochen, das Rochet des Chorherrn getragen habe, er vergißt auf die eigene Ueberzeugung und ruft die Hilfe der Kirche an, daß sie Polizeidienste leisten möge. Bezeichnend für diesen Gesinnungswechsel ist ein im Jahre 1844 an den Kaiser Ferdinand gerichtetes Memoire, dem der Fürst mit einer nicht sehr zarten Hinweisung auf den letzten Willen des verstorbenen Monarchen größeres Gewicht zu geben suchte. Es war das ein Argument, dessen sich der selbst wahrhaft fromme und pietätvolle Kaiser nicht entschlagen konnte, und wir werden später sehen, daß sich auch in Fragen der inneren Politik die Wandlung bemerkbar machte.

„Oesterreich ist", heißt es in diesem Memoire, „seit fünfzig Jahren in einem geheimen Kriege gegen die Kirche und in einem öffentlichen gegen die Revolution begriffen". Der letztere allein sei richtig und eine „allgemeine Pflicht", und um ihn durchzuführen müsse man den ersteren einstellen und an der Kirche eine Bundesgenossin zu erwerben suchen. Mit den schwärzesten Farben wurden plötzlich die Gefahren des bisher beschrittenen Weges ausgemalt, der vielleicht gar zu einem verderblichen „Schisma in der Kirche" führen und einen Conflict herbeiführen könne, wenn ein „weniger nachsichtiger Papst" an das Ruder komme, der „eine immense Gefahr für die Monarchie wäre und mit dem im Gewissen belastet der Fürst nicht ruhig aus dem Leben scheiden könnte".

Und selbst auf diesem Felde blieb Metternich eine schmerzliche Niederlage nicht erspart; denn ein neuer Papst, gedrängt von der nationalen Idee, wurde mindestens vorübergehend ein Gegner Oesterreichs aus ganz anderen als kirchlichen Gründen und gab damit einen folgenschweren Anstoß zum Zusammenbruch eines Systems, das selbst durch die angerufene Stütze der Kirche nicht mehr gehalten werden konnte.

Nach diesen die allgemeine Politik Metternich's erläuternden Bemerkungen gehen wir an eine Betrachtung ihrer einzelnen Phasen während der dreizehnjährigen Periode, wo der Staatskanzler thatsächlich der einzige Träger derselben war. Sie ist verhältnißmäßig arm an bedeutsameren Vorgängen, und ihr Interesse liegt mehr darin, daß sich der endliche colossale Umschwung vorbereitete und in Zeichen sich ahnen ließ, die nur leider von Jenen nicht beobachtet oder nicht verstanden wurden, deren Aufgabe es gewesen wäre, die Entwicklung der Dinge in ruhigem, naturgemäßem Verlaufe zu regeln.

Noch das Jahr seiner Thronbesteigung führte Kaiser Ferdinand zu einer Zusammenkunft mit den beiden anderen Mitgliedern der heiligen Allianz, von welcher übrigens besonders seit dem polnischen Aufstande, der fast ein bedenkliches Loch in die „ewige Freundschaft" gerissen hätte, weniger mehr die Rede war.

Schon Kaiser Franz hatte die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an den heldenmüthigen Kampf der Russen am 29. August 1813, wodurch eigentlich der folgenschwere Sieg bei Kulm am nächsten Tage ermöglicht wurde, beschlossen. Dessen Enthüllung nun war der Anlaß zur Reise Ferdinand's nach Teplitz, wo er am 19. September eintraf, zuerst den Besuch des achtzigjährigen Königs Friedrich August von Sachsen, dann in den nächsten Tagen jenen des Kaisers Nikolaus von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen empfing, welche der Enthüllungsfeier (29. September 1835 bei dem Dorfe Pristen, (bereits Seite 255 erwähnt) beiwohnten. Selbstgefällig verzeichnete der „Beobachter", daß sich dabei zwei Kaiser, zwei Kaiserinnen, ein König, ein Großfürst (Michael von Rußland), zwei Großfürstinnen, zwei Großherzoge (Sachsen-Weimar und Mecklenburg), zehn Mitglieder des österreichischen Hauses und siebenunddreißig anderen Fürstlichkeiten eingefunden hatten, ungerechnet die anderen Notabilitäten, Staatsmänner und Generale — „wohl die glänzendste Versammlung, die seit dem Wiener Congreß irgendwo gesehen worden und zugleich die natürlichste und ungesuchteste Wiedererneuerung des heiligen Bundes."

So schreiben „offiziös", aber wahrhaftig nicht „malitiös", möchte man mit der Großherzogin von Gerolstein singen, die Correspondenten aller Zeiten. Sie priesen den „heiligen Bund" des Jahres 1815 begeistert, nachdem dessen Lenker selbst sich schon davon losgesagt hatte, und sein Werk in Belgien und Italien, in Polen und Griechenland, in Spanien und Holland jammervoll durchlöchert worden war. Die Offiziösen aller Zeiten genießen nicht allein den Vorzug, Dinge zu sehen und zu hören, die gewöhnlichen Menschenkindern verschlossen sind, sondern den viel schätzbareren, andere nicht zu merken, die aller Welt offenbar sind — wenn diese nämlich ihren Herren und Meistern mißliebig sind.

Es war dies die letzte jener Fürstenzusammenkünfte, wie sie zur äußerlichen Bekräftigung des Zusammenstehens der drei Vormächte der heiligen Allianz in Scene gesetzt wurden. Sie feierten später als „Dreikaiserbund" räthselhaften Andenkens nach fast einem Menschenalter wieder ihre Auferstehung.

Das Jahr 1836 brachte Gäste nach Wien, die vom Hofe mit Herzlichkeit, von einer gewissen Klasse der Aristokratie aber, an deren Spitze die Gattin des Staatskanzlers stand, mit Kälte und Zurückhaltung aufgenommen wurden. Es waren dies die Söhne Ludwig Philipp's, die Herzoge Ferdinand von Orleans (geb. 1810, gest. 1842) und Ludwig von Nemours (geb. 1814), welche nicht allein eine Annäherung Frankreichs an Oesterreich anbahnen, sondern eine noch engere Verbindung vorbereiten sollten. Man suchte eine Braut für den ersteren und hatte dabei die Augen auf die Tochter des Erzherzogs Karl, Erzherzogin Maria Theresia (geb. 1816, gest. 1867) gerichtet. Aber Metternich wollte davon nichts wissen und beeinflußte durch seine Abneigung und seinen Argwohn gegen die Familie Orleans den Hof so sehr, daß die Werbung unterblieb, obwohl der jugendfrische und geistig geweckte Herzog Ferdinand von Orleans sehr gefiel. Metternich wußte stets Argumente zu brauchen, die auf das Gefühl wirkten, und so blieben auch seine Hindeutungen auf die Unpopularität österreichischer Prinzessinnen in Frankreich nicht erfolglos, ja die Herzogin selbst soll sich gegen das Project ausgesprochen haben, „da sie fürchten würde, bei der ersten Emeute das Leben zu verlieren". Daß sie unmittelbar darauf ihre Hand einem Bourbon, dem König Ferdinand II. von Neapel und Sicilien gab, machte die Zurückweisung für Ludwig Philipp noch empfindlicher.

Aus der Zeit der Anwesenheit der beiden Prinzen in Wien ist eine kleine Episode erwähnenswerth. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkten sie wiederholt, wie sorglos sich der Kaiser mitten unter dem Publikum bewegte, ohne durch eine

Kreise von seinen Bekannten besucht und verlebte so gut, wie sich
das bei seinem Gesundheitszustande thun ließ, einige frohe Tage. Am
Abend des 22. Januar 1859 war er noch in Gesellschaft, und als er
sich gegen 10 Uhr nach Hause begab, war er heiter und wohlgemuth.
Um 11 Uhr Nachts wurde er von einem heftigen Blutsturze befallen,
durch den Verblutung erfolgte. Sein Begräbniß ist am Mittwoch den
26. Januar unter großer Theilnahme der Bevölkerung Wiens vollzogen
worden. Er ruht auf dem Währinger Friedhofe, nahe bei Beethoven.

Franz Grillparzer im Kreise seiner Lieben.

Grillparzer war nie verheirathet. Er hatte sich einmal mit einer
jungen Dame verlobt, aber es war ihm nicht vergönnt, mit ihr den
Bund fürs Leben zu schließen. Sie starb, ehe sie seine Gattin wurde.
Seine Liebe zu ihr hat ihn nie verlassen. Sie war es, die ihn zu
seinem Liebesgedichte begeisterte, das mit den Worten beginnt:

Du Zarte, Holde, sahst in schwermuthsvollen Tagen
Mich deiner Liebe Glück mit Himmelsmilde tragen,
Du hast mich nicht verlassen, als Leiden mich umfingen,
Du hast mich nicht verlassen, als Freuden mich umgingen.

Grillparzer hat sich in seinen Dramen und Gedichten als ein Dichter
von hoher Genialität bewährt. Er war ein Meister der Sprache und
ein Künstler in der Form. Seine Werke sind Eigenthum der Nation.

Oguliner-Regimentes zur Verantwortung zu ziehen, und die drohende Zusammenziehung von zahlreichen Banden an der kroatischen Grenze.

Sieben Bataillone — also schon damals mehr als eine Compagnie mit der Musikbande! — überschritten unter Commando des General-Majors Georg Baron von Waldstätten (gest. 1843) die Grenze, nahmen am 2. Juli den Ort Izačić, der in Flammen aufging, ein Schicksal, welches auch Vikisćello, das Dorf, in welchem die Mörder jenes Grenzsoldaten wohnten, traf. Zum ersten Male kamen die seit Kurzem in der österreichischen Armee eingeführten Brandraketen in Verwendung, die bei Bezwingung der auf steilen, schwer zugänglichen Felsanhöhen gelegenen bosnischen Raubnester (Paparevisćello, Koliko, Gutta und Klokot) treffliche Dienste thaten. Auf so handgreifliche Weise von den Vortheilen guter Nachbarschaft belehrt, versicherte der Bihaćer Capitän Alles was man wollte, ja man schloß sogar, ohne die Pforte zu bemühen, mit diesem Vasallen derselben einen förmlichen Frieden, der auch gehalten wurde, — insofern er nicht die zu den Unterhaltsquellen und Belustigungen der Bewohner der bosnischen Grenzbezirke (Bild Seite 505) gehörenden Viehdiebstähle betraf.

Auf der Reise zur lombardischen Königskrönung (1838) begleitete Metternich den Monarchen und traf in Como mit Herrn Thiers zusammen, vor dessen geistiger Beweglichkeit der Fürst eine Art Scheu hatte. Dessenungeachtet muß er widerstrebend die Bedeutung dieses Mannes anerkennen, der nach seinem Urtheil „einen außerordentlich geweckten Geist und eine gewisse große Art sich auszudrücken" habe. Metternich zollt diese Anerkennung nur widerstrebend, spricht dabei wegwerfend von Thiers als „dem radicalen Utopisten" (Schwärmer für Unerreichbares) vom „National" (einer von Thiers gegründeten Zeitung), der kein zünftiger Staatsmann, kein Minister der begründeten Autorität sei. Wie kurios wirkt es heute, wenn man liest, daß Metternich den König von Frankreich zur Beibehaltung des reactionären Ministeriums Molé auch darum zu bewegen sucht, „weil in einem Repräsentativstaate, wie ihn die Opposition (die von Thiers geführt wurde) versteht, eine Armee unmöglich sei". Thiers, der eher zu viel auf militärische „Gloire" hielt, der stets zu Rüstungen trieb und die Befestigung von Paris anregte, ein Hinderniß für die Tüchtigkeit der Armee!

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der letzte Gründer der heiligen Allianz. Ihm persönlich scheint Metternich nie sehr sympathisch gewesen zu sein, zum mindesten wissen wir nichts von so auffälligen Gunstbezeugungen, wie der Fürst sie von anderen Souveränen erfuhr. Friedrich Wilhelm III. (Bild Seite 297) war ein nüchterner, streng rechtlicher Mann, der es kaum über sich gewann, dem Diplomaten besonders zu huldigen, der auf dem Wiener Congreß sich als ein zäher und nicht immer ganz loyaler Gegner erwiesen hatte. Anders stellte sich sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Thron", zu dem Staatsmann, der mindestens in Deutschland als allmächtig und allen Autokraten Europas als Hort der starrsten Principien der Fürstengewalt galt.

In überschwänglicher Weise schreibt dieser wohlmeinende, geistig bedeutende, aber unklare Fürst am 21. Juni 1840, also wenige Tage nach seiner Thronbesteigung an den Staatskanzler: „Sie, verehrter Fürst, gehören nicht Oesterreich allein. Der Sohn Friedrich Wilhelm's III. glaubt ein Recht an Sie zu haben, und so werde ich Sie getrost als meinen Rathgeber und Freund so lange betrachten und behandeln, bis Sie mir etwa zu erkennen geben, so sei's nicht von Ihrer Seite gemeint."

Metternich acceptirt natürlich diese Stellung, und als Friedrich Wilhelm IV. die ihm gewordene Mahnung, das Versprechen seines Vaters einzulösen und eine gemeinsame Vertretung einzuberufen, bei dem Huldigungsfeste in Königsberg mit der bekannten Phrase erwidert, daß er nie „ein Blatt Papier zwischen sich und dem Volke dulden werde," spricht ihm der Fürst in etwas hochmüthiger Weise seine „unverhohlene Anerkennung" aus.

Nach und nach freilich, als Friedrich Wilhelm IV. sich Schritt für Schritt gezwungen sah, dem berechtigten Drängen nachzugeben, ahnte Metternich, daß auch hier der Constitutionalismus siegreich bleiben werde, vor dem er einen so furchtbaren Abscheu hatte. Er benützt daher die Zusammenkunft der Königin Victoria von England mit Friedrich Wilhelm IV. auf Schloß Stolzenfels am Rhein, um von Johannisberg aus einen Besuch zu machen und den König vor dem „Sprung in das Ungewisse" zu warnen.

Schwankend wie Friedrich Wilhelm IV. war, versichert er zwar: „Preußen kann das System einer Volksvertretung nicht ertragen. Ich habe Provinzialstände, und dabei hat es sein Verbleiben. Reichsstände würden den Untergang des Staates herbeiführen, und diesen will kein Preuße", — aber er gesteht dem Fürsten doch, daß er sich bei Anleihen und einer Erhöhung der Steuern an das „Gutachten" der Stände gebunden halte, und um dieses zu erlangen keinen anderen Rath wisse, als die Vereinigung der acht Provinzialstände in einem Plenum.

„Nur keine Reichsstände!" ruft Metternich ganz entsetzt, dem das Project offenbar gar nicht behagt. „Ihre sechshundert Provinzial-Abgeordneten werden als solche einberufen, und sie werden als Reichsstände auseinandergehen, wenn Euere Majestät das Nie und Nimmermehr nicht entschieden aussprechen." Das war so recht nach dem Sinne Friedrich Wilhelm's IV., der ja auch in seiner romantisch-mystischen Unklarheit für das „göttliche Recht der Regierenden" schwärmte, mit dem sich jeder Uebergriff und jeder Rechtsbruch entschuldigen ließe, und — „er war in bester Laune und erdrückte mich beinahe in Umarmungen", schrieb Metternich nach Hause. Es wäre, nebstbei gesagt, gar nicht übel, wenn man draußen bescheiden zugeben würde, daß an der Katastrophe des Jahres 1848 alle Machthaber ihren reichlich gemessenen Antheil von Schuld haben, und das „Metternich'sche System", das man allein dafür verantwortlich macht und gern als eine Specialität Oesterreichs ausgeben möchte, auch in Berlin seine Bewunderer und Nachfolger hatte.

Unterdessen hatte die orientalische Frage, diese Sphinx der europäischen Diplomatie, derselben ein neues Räthsel aufgegeben, das auch in den jüngsten Tagen wieder auftauchte. Seit dem Tage, wo die Römerherrschaft in Egypten zusammenbrach, hatte dieses Land keinen directen Einfluß mehr auf die Geschichte Europas ausgeübt, wenn man von Napoleon's abenteuerlichem Zug absieht, der nicht um Egyptens willen geschah. Und nun drohte plötzlich von dorther ein Sturm, welchen zu beschwören kaum möglich schien.

Seit der Pascha von Egypten, Ali Mehemed, ein schlauer und energischer Mann, seinem Lehensherrn, dem Padischah, für die Unterstützung, die er während des griechischen Unabhängigkeitskrieges geleistet hatte, mannigfache Begünstigungen abgetrotzt hatte, strebte er nach der vollen Unabhängigkeit und nach einer Wiederaufrichtung des in Europa morsch und altersschwach gewordenen Khalifates (Fürstengewalt) durch sein Haus auf afrikanischem und asiatischem Boden. Vor Allem war hiezu der Besitz Syriens nöthig, und der Vorwand war bald gefunden, dasselbe durch ein starkes, von seinem tüchtigen Sohn Ibrahim geführtes Heer besetzen zu lassen.

Die Siege bei Akka und Kohnieh (21. December 1832) vernichteten die von unfähigen Feldherren geführten disciplinlosen Armeen des Sultans, das Volk nahm überall die egyptischen Truppen als Befreier von der Willkürherrschaft der Paschas auf, und es schien, als ob das türkische Reich durch die Moslims selbst zerstört werden sollte. In dieser äußersten Noth nahm die Pforte die „guten Dienste" ihres geschworenen Feindes Rußland an, das gewiß nicht ohne Hintergedanken sogar kriegerische Hilfe anbot, im Falle die Vermittlung wirkungslos bleiben sollte. Dieser Wendung gegenüber gruppirten sich zuerst England und Frankreich als „Westmächte" zur Abwehr der Prätensionen Rußlands, Frankreich erhob Protest gegen das Einlaufen russischer Kriegsschiffe in das schwarze Meer

und schickte selbst eine Flotte dahin, und einige Zeit schien es, als würde ein Kampf darum entstehen, wer der berechtigte Beschützer der Türkei sei.

Endlich wurde unter gemeinsamer Vermittlung der Westmächte der Frieden von Kutajah (6. Mai 1833) geschlossen, welcher Syrien zu drei Viertheilen ganz an Mehemed Ali gab, den Rest aber mindestens unter Ibrahim Pascha's Verwaltung stellte.

Sultan Mahmud II. (geb. 1785), der „Regenerator der Türkei", wie man ihn etwas übertrieben nannte, verwand jedoch diesen Triumph seines Vasallen nicht und bereitete sich unablässig vor, demselben Syrien wieder abzunehmen. Er reorganisirte die Armee, wobei ihm der große Stratege Hellmuth von Moltke, damals noch Hauptmann im preußischen Generalstabe, wesentliche Dienste leistete. Aufstände einzelner syrischer Landschaften, die bald gewahr wurden, daß die egyptischen Gewalthaber nicht milder und uneigennütziger wirthschafteten, boten den Anlaß, und 1839 ließ der Sultan ein stattliches Heer unter Hafiz Pascha gegen Syrien rücken, dem Moltke als Mustaschar (Rathgeber, ungefähr so viel als Generalstabs-Chef) beigegeben war.

Aber auch Ibrahim Pascha war nicht unvorbereitet, da man in Egypten die Gesinnung des Großherrn genau kannte. Er rückte der türkischen Armee entgegen und errang am 24. Juni 1839 in der gegen den Rath Moltke's unternommenen Schlacht bei Nisib einen vollständigen Sieg über den unfähigen und starrsinnigen Hafiz. Der Weg nach Konstantinopel schien dem egyptischen Heere offen zu stehen. Dieser Schlag brach das Herz des Sultans Mahmud, der am 1. Juli starb und das Reich in gefährlichster Situation seinem wohlmeinenden aber schwachen Sohn Abdul Medschid (geb. 1823) hinterließ, dem sofort nach der Thronbesteigung eine neue Hiobspost wurde, der Verrath des Großadmirals Achmed Fewzi Pascha, der die türkische Flotte an Mehemed Ali übergab, mit stillschweigender Begünstigung Frankreichs, das mit seinen Schiffen die Dardanellen sperrte und immer entschiedener die Partei Egyptens nahm. Der Plan eines Protektorates — wie man von jeher eine verschämte Besitzergreifung nannte — über Nordafrika schwebte wohl schon damals französischen Politikern vor, und Herr Thiers, der zur Zeit der egyptischen Wirren das Portefeuille des Aeußeren inne hatte, war mit seiner lebhaften Phantasie und dem durch Erfahrung und Weisheit des Alters noch nicht gezügelten Thatendrang des südfranzösischen Naturels gerade der rechte Mann, eine solche etwas phantastische Idee aufzugreifen.

In jenen Tagen war man aber für solche Pläne noch weniger empfänglich wie heute, wo die Politik auf dem moralisch kaum zu rechtfertigenden Standpunkt steht, daß man dem Einen heute erlaubt, irgend einen Vortheil für sich zu erhaschen, in der Voraussetzung, daß auch er keinen Einwand erheben wird, wenn man selbst das Gleiche bei nächster passender Gelegenheit thut.

Um Frankreichs Pläne zu vereiteln und Rußland in Schach zu halten, dem man mit gutem Grund in orientalischen Händeln nicht traute, trat über Metternich's Betreiben noch im Jahre 1840 in London eine Conferenz zusammen, welche sich mit der egyptischen Frage beschäftigte. Selbst Rußland schloß sich der offen eingestandenen Tendenz, die Türkei gegen die Ansprüche des Vasallen zu schützen, an, nur Frankreich trat für die Forderungen Mehemed Ali's, welcher Syrien und die Erblichkeit seiner Dynastie verlangte, ein und geberdete sich eine zeitlang, als wollte es wegen Egypten einen Feldzug am Rhein wagen.

Die Heißblütigkeit der französischen Regierung bereitete Metternich einen wohlfeilen Triumph — er bestimmte für kurze Zeit nochmals die europäische Politik und sah sogar seinen prinzipiellen Gegner, Lord Palmerston, für kurze Zeit an seiner Seite. Ohne Rücksicht auf Frankreich brachte er die Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, England, Rußland und Preußen (15. Juli 1840) zu Stande, welche den Schutz der Integrität der Türkei zum Zweck hatte und mit Ausnahme der Erblichkeit von Mehemed Ali's Dynastie das Verhältniß von Egypten zur Pforte auf dem früheren Stande erhalten sollte.

Gestützt auf diese Bundesgenossenschaft der übrigen Staaten, konnte man Frankreichs überflüssiges Säbelgerassel gleichmüthig ertragen, und Metternich ergriff mit Leidenschaft die Gelegenheit, sich über Herrn Thiers lustig machen zu können.

„Was heißt denn der Krieg, mit dem Monsieur Thiers droht?" schreibt er zornig nach Paris. „Ist es genug, daß ein Président du conseil sich den Ruhm eines Napoleon erwerben will, um das Land, an dessen Spitze er steht, zu ermächtigen, Europa als eine Fechtschule zu betrachten, in welcher die Geschicklichkeit der Parteien ihre Probe zu bestehen hat?" Und in einem Briefe an Friedrich Wilhelm IV. heißt es: „Es scheint, daß man in Frankreich Deutschland wie eine Arena betrachtet, auf der es jedem französischen Luftspringer freisteht, seine Kunst zu zeigen. Monsieur Thiers, ein großer Künstler in diesem Fache, spricht nun auch schon vom Krieg."

Daß die Ohnmacht Deutschlands, die so verlockend für seine Nachbarn war, auch auf Rechnung seiner eigenen Politik kam, die übrigens in Berlin und an allen süddeutschen Höfen gepriesen und befolgt wurde, ahnte Metternich nicht.

Indessen blieb es bei dem Säbelrasseln. Die in der Kammer gegebene Erklärung, daß man eine Million Soldaten bedürfe, um dem Londoner Vertrag entgegentreten zu können, wirkte allseitig abkühlend, das Ministerium Thiers fiel, und Guizot trat an seine Stelle, der nun sofort erklärte, Frankreich habe keine Interessen in Egypten zu vertheidigen und könne nichts Klügeres thun, als den Frieden zu erhalten. Er war damit unleugbar im Rechte, — man wird aber daraus den Schluß ziehen dürfen, daß die Ansichten der jeweiligen Regierungen über die Bedürfnisse und Interessen des Staates kaum jene unbedingte Autorität in Anspruch nehmen können, die man ihnen zuschreibt.

Unterdessen schickte Europa sich an, den starrsinnigen Mehemed Ali zur Raison zu bringen. Langwierige Verhandlungen mit dem schlauen Egypter blieben erfolglos, und auch das Erscheinen der englischen Escadre unter Admiral Stopford und des österreichischen Geschwaders unter Contre-Admiral Bandiera bewog ihn ebenso wenig zum Nachgeben, wie ein von englischen und türkischen Emissären geschürter Aufstand in Syrien. Am 14. September wurde er mittelst eines feierlichen Fetwa (Rechtsspruches) seiner Würde als Vicekönig entsetzt und als Rebell erklärt, die Konsuln der Vertragsmächte verließen Egypten, und die Anwendung der Gewalt stand bevor.

Die Rücksicht auf die zahlreichen europäischen Bewohner Alexandriens, welche bekanntlich mehr als vierzig Jahre später die Engländer nicht von einem höchst überflüssigen Bombardement abhielt, bewog die Befehlshaber der europäischen Flotten den Angriff nach einer anderen Seite zu richten.

Der größere Theil der englischen Kriegsschiffe und drei österreichische — die Fregatten Guerriera, befehligt von Erzherzog Friedrich (geb. 1821, Bild Seite 512), dem drittgebornen Sohne des Siegers bei Aspern, Medea und eine Corvette — vereinigten sich bei Cypern mit dem türkischen Geschwader, das vom britischen Capitän Walker befehligt wurde, und diese ganze Macht wendete sich unter Oberbefehl des Admirals Charles Napier (geb. 1786) gegen Beirut.

Unter dem Schutz des Feuers der Flotte gelang die Landung eines türkischen Korps, und durch das Bombardement vom 16. September, bei welchem von den Engländern besonders die Präcision und verheerende Wirkung der österreichischen Raketen gerühmt wurde, sah sich der egyptische Befehlshaber Soliman Pascha gezwungen, Beirut zu räumen.

Mit den europäischen Streitkräften konnte sich Ibrahim Pascha umso weniger messen, als die Stimmung der meisten syrischen Stämme, namentlich der Druſen und Maroniten, immer schwieriger und seine Armee durch Desertionen geschwächt und demoralisirt wurde. Die Niederlage, welche ihm Commodore Napier und der in türkischen Diensten stehende General Jochmus am 10. Oktober, dem Tage der Einnahme Beiruts, bei Kalat Median beibrachten, zwang ihn zum Rück-

zuge und machte ihm eine Unterstützung der von der Flotte bedrohten Küstenpunkte unmöglich.

Noch früher war ein anderer wichtiger Platz, Saida, (Bild Seite 520), das schon als Stammmutter der meisten phönicischen Städte im Alterthum bekannte und wegen seines Reichthums berühmte Sidon, genommen worden. Obwohl Erzherzog Friedrich nur die Aufgabe hatte, mit seiner Fregatte „Guerriera" die Landung zu schützen, schloß er sich doch nebst dem Oberst von Lebzeltern der stürmenden Colonne an und drang an der Spitze eines kleinen Häufchens österreichischer Seeleute, Einer der Ersten in die von zweitausend Egyptern hartnäckig vertheidigte Feste ein.

Auch an der Beschießung von Saint-Jean d'Acre, dem alten Ptolomais, auf dessen Mauern vor sieben Jahrhunderten der Babenberger Herzog Leopold der Tugendhafte das österreichische Banner aufpflanzte, nahm die österreichische Escadre ehrenvollen Antheil, der selbst von den in Anerkennung fremder Verdienste nicht sehr vorurtheilslosen Engländern anerkannt wurde. Als die Egypter die durch das Feuer der Schiffe zerstörten Festungswerke räumten, besetzte Erzherzog Friedrich mit seinen Seeleuten dieselben (4. November 1840).

Unaufhaltbar waren die Fortschritte der Verbündeten. Antakia, die alte Residenz der seleucidischen Fürsten, Jaffa, Balbek, Aleppo, Gaza und endlich auch Jerusalem fielen in ihre Gewalt, und Ibrahim Pascha sammelte seine desorganisirten Streitkräfte um Damaskus, einen letzten Widerstandsversuch vorzubereiten. Doch die Drohung des plötzlich wieder vor Alexandrien erscheinenden Commodore Napier mit einer Beschießung dieser Stadt brach den Trotz Mehemed Ali's, er berief den Sohn aus Syrien ab und erklärte seine Unterwerfung. Durch die bis in den Sommer 1841 dauernden Unterhandlungen zu Constantinopel wurde zwar die Würde eines Vicekönigs im Mannsstamme der Familie Mehemed Ali's erblich erklärt, Egypten aber in seinen alten Grenzen und im Vasallenverhältniß zur Pforte erhalten.

Zum ersten Male hatte die österreichische Seemacht die Augen auf sich gelenkt und zwar in so ehrenvoller Weise, daß die erste seefahrende Macht der Erde die Anerkennung nicht versagen konnte. Dieser Erfolg war umso erfreulicher, als er unter Führung eines Sprossen des Kaiserhauses selbst errungen wurde, dem von allen Seiten Ehren erwiesen wurden. Die englischen Admirale drückten dem Erzherzog Friedrich in besonders warmer Weise ihre dankende Anerkennung aus, er wurde zum Vice-Admiral ernannt und erhielt die höchste militärische Ehre Oesterreichs, den Maria Theresien-Orden, von Rußland das Georgskreuz, von Preußen den Orden pour le mérite. Leider wurde dieser hoffnungsvolle Prinz in wenigen Jahren darauf seinem Vaterlande und einer voraussichtlich glänzenden Heldenlaufbahn entrissen. Er folgte in nicht ganz einem halben Jahre (5. Oktober 1847) seinem berühmten Vater Erzherzog Karl im Tode nach.

Die Macht der realen Verhältnisse hatte in der egyptischen Frage Metternich an die Seite der meisten übrigen europäischen Mächte gebracht. Anders stand es in der zunächst auftauchenden Angelegenheit, welche die Schweiz betraf. Das Bestreben Metternich's, immer und überall auf jene Seite zu treten, welche dem Rückschritt und der politischen Ohnmacht dienlich schien, brachte ihn in dieser Sache in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung von ganz Europa und zog ihm empfindliche Enttäuschungen zu.

Schon seit Jahren herrschte in jenen Cantonen der Schweiz, wo sich die beiden christlichen Glaubensbekenntnisse die Wage hielten, erbitterter Parteihader. Im Aargau kam es sogar 1841 zu Aufständen gegen die Cantonsbehörden, welche zwar rasch unterdrückt wurden, aber die Aufhebung mehrerer Klöster nach sich zogen. Wie noch heute galten in der Schweiz die Protestanten als Vertreter einer strammeren Zusammenfassung der Bundesmacht, während die Katholiken — zum mindesten deren extremste Richtung — für die möglichste Unabhängigkeit der einzelnen Cantone, den sogenannten „Cantönligeist", schwärmen.

Obwohl nun klar war, daß die inneren Verhältnisse der Schweiz keinen Anlaß zu berechtigtem Einschreiten einer fremden Macht boten, wollte Metternich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um im Sinne politischen und kirchlichen Rückschrittes zu wirken.

Den etwas sonderbaren Anlaß dazu bot ihm die Aufhebung der Aargauer Klöster, von welchen mehrere zur Zeit der Habsburgischen Herrschaft von Gliedern dieses Hauses gestiftet worden waren. Aus diesem Grunde erhob man Protest — ohne zu bedenken, daß unter Maria Theresia, dann am meisten unter Josef II., in einzelnen Fällen auch unter Franz I. in Oesterreich Klöster aufgehoben worden waren, ohne daß man sich um die Rechte der einstigen Gründer viel bekümmert hätte. Daß dies aber nur ein Vorwand war, um den Anlaß zu einer Einmischung im Sinne der Sonderbundsbestrebungen zu erhalten, geht aus einer Depesche Metternich's klar hervor. In dieser heißt es: „Von den Beschlüssen der (nach Bern berufenen außerordentlichen) Tagsatzung wird es abhängen, ob der Vertrag, welcher seit dem Jahre 1815 das Band der Vereinigung zwischen den Cantonen der Schweiz bilde, noch als bestehend, oder ob er als erloschen anzusehen sei. Durchdrungen von Achtung für die Unabhängigkeit anderer Staaten, hat Oesterreich keineswegs die Absicht, in die inneren Angelegenheiten der Schweiz einzugreifen. Dagegen erkennt es sich das Recht zu, von dem Standpunkt seiner eigenen Interessen aus die Rückwirkung zu beurtheilen, welche die fernere Entwicklung der Angelegenheit der Klöster auf die Beziehungen zwischen den beiden Staaten ausüben könne. Sollte zum Beispiel die schweizerische Einheit durch die Vernichtung des Pactes zerrissen oder in Zweifel gestellt werden, so würde sich Oesterreich nicht für gebunden erachten, die Fahne schweizerischer Nationalität vorzugsweise in diesem oder jenem Theile des aufgelösten Bundes anzuerkennen; — oder sollte, was nicht genug bedauert werden könnte, der Bürgerkrieg in der Schweiz sich entflammen oder die gegen die Katholiken des Aargaus geübte Unterdrückung zu religiösen Unruhen führen, so würden Seine Majestät alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen wissen, die Allerhöchstderselben, Ihrer Ehrfurcht für die Rechtsbeziehungen zwischen den Staaten unbeschadet, die Sorge für die Sicherheit der eigenen Staaten zur Pflicht machen würde."

Diese ziemlich unverhüllte Drohung mit einem bewaffneten Einschreiten zu Gunsten der separatistischen Parteien verfehlte ihre Wirkung nicht, und der große Rath von Aargau beschloß die Wiedererrichtung von drei Klöstern, um den nicht auf das ausgesetzte Jahrgeld reflectirenden Conventualen weiterhin das klösterliche Leben zu ermöglichen. Oesterreich, von Preußen unterstützt, hielt zwar seine Ansprüche aufrecht, aber große Volksversammlungen im Aargau selbst und in anderen bündnerisch gesinnten Cantonen sprachen sich gegen jede weitere Nachgiebigkeit aus, und es blieb bei den Concessionen, die gemacht worden waren.

Doch das Auftreten Metternich's stärkte die Hoffnungen der ultramontanen und föderalistischen Parteien, und im Cantone Luzern, der ganz von diesen beherrscht wurde, warf man 1844 durch Berufung der Jesuiten dem Bundestag, der deren Ansiedlung in der ganzen Schweiz verboten hatte, offen den Fehdehandschuh hin. Mehrfache Versuche der Bündner, die katholische Herrschaft zu stürzen, wie die tollkühnen Freischaarenzüge Steiner's und Ochsenbein's, mißlangen und führten zu einer grausamen blutigen Gewaltherrschaft in Luzern. Metternich nahm so offen Partei für dieselbe, daß er die Luzerner Cantonsbehörden für diese Siege beglückwünscht, „die eine weltbürgerliche Bedeutung haben", und daß er in seinen Depeschen wiederholt davon spricht, daß „die Souveränetätsrechte der einzelnen Cantone heilig gehalten werden müssen, die den Werth eines Prinzips haben". So verblendet und inconsequent machte die Angst vor jeder politischen Selbstständigkeit den Fürsten, daß er im eigenen Staate starrer Centralist und mißtrauischer Feind aller ständischen Privilegien, in der Schweiz zum Fürsprecher und Beschützer föderalistischer Anarchie wird. Er schildert die Schweiz als das „Bild eines in

socialer Auflösung begriffenen Staatskörpers und als eine unversiegliche Quelle moralischer und materieller Störungen" und thut doch sein Möglichstes, um diese Auflösung zu fördern.

Aber — „mer Schwüzer syn vun zähen Holz" sagen diese Alpenbewohner von sich selbst, und sie wußten sich so energisch Ordnung zu schaffen, daß die Metternich'sche Staatskunst zu Schanden wurde.

Gestützt auf die Haltung Oesterreichs, dem sich auch Frankreich anschloß, das nie einer Kräftigung der Schweiz hold war, errichteten die vorwiegend katholischen Urcantone (Luzern, Uri, Schwyz, Wallis, Zug, Freiburg und Unterwalden) den sogenannten „Sonderbund", welcher den gemeinsamen Staatsverband der Schweiz sprengte. Dagegen erhob sich die ungeheure Mehrheit des Volkes, die Bundesversammlung erklärte den Sonderbund für ungesetzlich, forderte die sofortige Auflösung desselben und die strikte Beobachtung der Bundesgesetze, also auch die Entfernung der Jesuiten.

Der Brandhof in Steiermark. (Seite 475 u. 483.)

Noch einmal trat Metternich für den Sonderbund ein, „nicht um der Jesuiten willen", an die er nicht denke, sondern weil es sich darum handle, in dem Rechte der „Cantönli" ein Stück der „Weltordnung" zu schützen.

Doch die Thatsachen schritten rascher vorwärts als die zaudernde und altersschwach gewordene Politik Metternich's. Am 4. November 1847 wurde die Bundesexecution beschlossen, und schon am 23. November machte das ziemlich unblutige Treffen bei Gieslikon dem Sonderbund ein Ende. Sofort wurde eine die Staatseinheit der Schweiz festigende Revision der Bundesverfassung in Angriff genommen, und Metternich sah das verwirklicht, was er verhüten wollte. So ergeht es jeder Politik, die nicht auf den realen Verhältnissen und dem Recht fußt, sondern persönlichen Abneigungen folgt. Der Staatskanzler konnte nichts mehr thun, als einzelnen Führern des Sonderbundes ein gut dotirtes Asylämtchen in Oesterreich sichern.

An anderer Stelle wird näher auf den galizischen Aufstand des Jahres 1846 eingegangen werden. Hier ist nur der Platz, um jene kriegerischen und diplomatischen Maßregeln zu erwähnen, welche zur Einverleibung Krakaus führten.

Das sogenannte „Großherzogthum Krakau", der letzte Rest des unabhängigen Polenreiches und auch eine der lebensunfähigen Schöpfungen des Wiener Congresses, stand unter dem Protectorate Oesterreichs, Rußlands und Preußens und zählte einundzwanzig Geviertmeilen Flächenraum und nicht ganz hunderttausend Bewohner. Ohne Lebensfähigkeit und selbstständigen Zweck war es seit Jahren nur der Tummelplatz jener mehr ehrgeizigen als wirklich patriotischen „Waschlapski's und Krapulinski's", deren Gewerbe und Hantirung in Ermanglung anderer nützlicher Kenntnisse im Revoltiren und Conspiriren bestand.

Als die Residenten der drei Schutzmächte beim Ausbruche der Insurrection, die in Krakau selbst angezettelt wurde, den Senat von Krakau befragte, ob er im Stande sei, die Ruhe in der Stadt zu verbürgen, antwortete derselbe wahrheitsgemäß, aber beschämend mit einem klaren „Nein!"

Daraufhin rückten am 18. Februar 1846 ein Bataillon und eine halbe Batterie österreichischer Truppen ein, welchen der Dank der Behörden und Bürger-

Schloß Persenbeug. (Seite 475 u. 483.)

schaft ausgesprochen wurde. Doch die Agitatoren hatten Anhang im Volk, so daß die geringe Streitmacht nicht allein einen überaus anstrengenden Sicherheitsdienst zu besorgen, sondern auch wiederholte Angriffe von Insurgentenhaufen abzuwehren hatte. Die Kunde von größeren Zuzügen derselben veranlaßte am 22. Februar den Commandanten zur Räumung Krakaus, und dem abziehenden österreichischen Militär schlossen sich Senat und andere Behörden, sowie zahlreiche vermögliche Privatpersonen an.

In Krakau (Bild Seite 521) bildete sich nun mit der Raschheit, welche von Uebung in solchen Dingen zeigt, eine „nationale Regierung der polnischen Republik", die einen wahren Luxus mit bombastischen Manifesten trieb, sich aber nicht lange gütlich vertrug. Nachdem die fünf Mitglieder sich weidlich herumgebalgt und gezankt hatten, übernahm Jan Tyssowski die „Dictatur".

Doch der ganze Spuk nahm ein rasches Ende. Der vom Civil- und Militärgouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand d'Este, gesendete Oberstlieutenant Ludwig von Benedek ergriff sofort energische Maßregeln. Am 25. Februar schlug er mit der von Bauern unterstützten Garnison von Bochnia die aus der Stadt

rückenden Insurgenten bei Gdow, nahm noch am selben Tag Wieliczka, so daß der mit Verstärkung anrückende General-Major Ludwig von Collin nach einem kurzen Straßengefechte in Podgorze nichts mehr zu thun fand und die angeknüpften Unterhandlungen am 1. März mit der Forderung unbedingter Unterwerfung beantworten konnte.

Benedek erwarb sich in diesen ersten Waffenthaten, die ihm den Beinamen des „Falken von der Weichsel" brachten, den Ruf eines tüchtigen Truppenführers und schneidigen Offiziers, den ihm eine unparteiische Beurtheilung auch nach seinem schmerzlichen Mißgeschick im Jahre 1866 nicht wird vorenthalten können.

Nachdem die bewaffneten Insurgenten am 2. und 3. März unter mehr oder weniger Spektakel und Unfug Krakau geräumt hatten, rückte am 4. General Collin mit vier Compagnien Infanterie und einer Division Cavallerie ein, lebhaft begrüßt von der Mehrzahl der Bevölkerung, die genug von der „nationalen Regierung" verspürt hatte, um sich nach Ordnung und Sicherheit zu sehnen.

Die Vorgänge des letzten Jahres waren eine eindringliche Mahnung, die unklare Stellung Krakaus zu ändern — eine Mahnung, der sich im Hinblick auf frühere bittere Erfahrungen auch Rußland nicht verschloß, so abgeneigt es auch einer Vergrößerung von Oesterreichs polnischem Besitz war.

Die Berathungen der drei Schutzmächte gipfelten also in dem Beschluß der Einverleibung Krakaus in den österreichischen Staat, welche Metternich in glänzend geschriebenen Depeschen gegen die Einsprache der Westmächte England und Frankreich vertheidigte. Hier sprachen Vernunft und die thatsächlichen Verhältnisse für ihn, und er erhob sich daher auch weit über die starren conservativen Weisheitsformeln seiner anderen Staatsschriften.

In wahrhaft vernichtender Weise wird jene polnische Partei, die stets zu Umstürzen drängt, als „eine Zusammensetzung ruinirter Gutsbesitzer, kleiner Beamter vom Betteladel und einer Schaar fanatisirter Tollköpfe" gekennzeichnet, und darauf hingewiesen, daß die Emigranten das Asylrecht durch ihr kaum blos auf patriotischen Motiven beruhendes unablässiges Wühlen geradezu mißbrauchen. Namentlich der vielgefeierte Fürst Adam Czartoryski, der einstige Freund Alexander's I., wird in seiner halben und hinterhältigen Handlungsweise bloßgestellt, die stets besorgt ist, die eigene Person zu wahren, aber bedenkenlos andere Tollköpfe in das Feuer schickt. Daran schließt sich eine Darstellung, was Oesterreich während der Zeit seiner Herrschaft für Galizien gethan habe, das nie in der Lage sei, zu den Staatsbedürfnissen beizutragen, sondern selbst stets Opfer und Zuschüsse bedürfe, und mit gutem Rechte wird hervorgehoben, was für die Hebung der Landbevölkerung geschehen sei, die unter dem erdrückenden Joch der Adelspartei „connu sous la dénomination de Slacheic (bekannt unter der Bezeichnung Slachtschizen)" vollkommen erdrückt worden sei.

Der Protest der Westmächte, der von Seite Frankreichs übrigens kaum ernstlich gemeint war, blieb auch wirkungslos, obwohl Lord Palmerston dem Staatskanzler boshaft vorhielt, daß nunmehr auch er selbst sein eigenes Werk, die Congreßakte von 1815, durchlöchere und sich daher nicht wundern dürfe, wenn Andere, sobald es in ihrem Interesse liege, dasselbe thäten.

Mit dem Erlaß eines feierlichen Manifestes, welches die von den Protectoratsmächten beschlossene Aufhebung des bisherigen Freistaates Krakau anzeigte, wurde den Bewohnern ihre Umwandlung in österreichische Staatsbürger angezeigt: „Denen, die sich Unserer Gnade durch ungesäumte Unterwerfung unter gegenwärtige Maßregel, die zu ihrem eigenen Besten dient, und durch Treue und Anhänglichkeit an Unser Haus würdig machen, werden Wir stets ein milder Landesfürst und gnädiger Kaiser sein und Uns bestreben, sie nach besten Kräften der Wohlthaten theilhaftig zu machen, welche die Vereinigung mit einer großen und mächtigen Monarchie den Bewohnern Krakaus zu gewähren im Stande ist".

Am 16. November erfolgte durch den Feldmarschall-Lieutenant Heinrich Graf Castiglione (geb. 1790) die definitive Besitznahme der Stadt, die längst vorausgesehen, von den Ruhigdenkenden freundlich begrüßt, von den enragirten Nationalen wie etwas Unvermeidliches stumm hingenommen wurde.

Der „Beobachter", welcher unter der Herrschaft Metternich's die Rolle eines erläuternden Chorführers spielte, leitartikelte über den Akt der Besitzergreifung folgendermaßen: „Die Faction, welche Krakau moralisch geknechtet hielt, hat den Krieg gewollt. Sie hat ihn fünfzehn Jahre lang bald mit geheimen Ränken, bald offen geführt und ihn bis zu dem Augenblick unterhalten, wo im Februar dieses Jahres jene Schilderhebung stattfand, die nach dem Plan der Verschworenen ganz Europa in Unfrieden und Verwirrung stürzen sollte. Dieser Faction verdankt Krakau den Verlust seiner Unabhängigkeit, — wenn anders das Aufhören einer Lage, die an einem inneren Widerspruch litt und der Anschluß an eine Macht, die Ruhe und Ordnung und Gerechtigkeit zu gewähren willens und im Stande ist, für den rechtlichen und friedliebenden Theil der Bevölkerung von Krakau ein Verlust und nicht vielmehr ein Gewinn zu nennen wäre."

Gelinde Uebertreibungen bei Seite gelassen, entbehren diese Ausführungen nicht einer kleinen Dosis von thatsächlicher Begründung, was bei den Produkten von officiösen Federn, wenn sie das Werk ihres Herrn und Meisters preisen, immerhin selten genug ist, um rühmend anerkannt zu werden.

Unterdessen warfen die kommenden Ereignisse schon ihre Schatten voraus, welche Metternich zwar nicht übersah, weil dies denn doch nicht möglich war, die er aber zu gering schätzte und mit seinen diplomatischen Hausmittelchen bekämpfen zu können glaubte. Immer unbehaglicher gestaltete sich namentlich für ihn die Situation in Italien, wo die nationale Bewegung nicht mehr blos Sache der Radicalen vom Schlage Mazzini's war, sondern weite Kreise ergriff, die man bisher von solchen Eingriffen sicher wähnte. Selbst in der Literatur machte sich ganz offen das Streben nach nationaler Zusammenfassung des Landes geltend, obwohl im größten Theile Italiens die Censur drakonisch strenge gehandhabt wurde. Namentlich das Werk des Priesters Vincenzo Gioberti „Il primato civile e morale degl'Italiani", das 1843 erschien, machte ungeheures Aufsehen. Mit begeisterten Worten schrieb der Verfasser, ein eifriger Priester und glühender Patriot, dem Papstthum die Mission zu, Italien zu einigen und an dessen Spitze für die neue geistige und materielle Größe thätig zu sein. Realistischer faßten Balbo, Azeglio, der spätere Staatsmann, und Capponi die Sache an, die in ihren Werken die Fremdherrschaft und Zersplitterung als das Uebel ihres Vaterlandes darstellten und den Ruf nach der „Unabhängigkeit Italiens" erhoben.

Das war Galle und Wermuth für Metternich, der dabei wohl erkannte, daß der dem Kaiserhause so nahe verwandte König von Sardinien, Karl Albert, immer mehr von der nationalen Bewegung beeinflußt, und daß dieselbe vom englischen Cabinete begünstigt wurde, das in Lord Minto einen Emissär nach Italien gesendet hatte, der nach Kräften schürte.

Mit einem wahren Feuereifer zog der alternde Fürst gegen diese Bewegung zu Felde, deren Leiter in seinen Augen nur „Narren und Schwächlinge sind, weil ein einiges und untheilbares Italien ein Gegenstand sei, über welchen zu sprechen nur Zeitverlust genannt werden müsse". Das gab der Staatskanzler durch den Grafen Buol am Hofe von Turin zu bedenken, erschöpfte sich in Warnungen gegen die mittelitalienischen Fürsten und den König von Neapel und sprach überhaupt so viel davon, als wäre an der Sache doch mehr als er glauben machen wollte oder als wäre ihm an seiner Zeit nichts gelegen.

„Italien ist ein geographischer Begriff", beginnt eine seiner Circular-Depeschen, und an Palmerston schrieb er: „Das Wort „„Italien"" ist ein leeres ohne politischen Sinn. Dieses, wie das Wort „„Nationalität"" sind die Fahnenträger. Ein Zusammenfließen ist nur im Sinne einer Republik möglich. Von Oben läßt sich das Eine und untheilbare Italien nicht bilden. Zwischen einem Balbo, einem

Gioberti, Azeglio und zwischen Mazzini ist kein anderer Unterschied, als zwischen Vergiftern und Todtschlägern auf offener Straße."

Zu solch maßloser Heftigkeit riß den sonst so kühlen Diplomaten das langsam aufdammernde Bewußtsein hin, daß seine Zeit um sei. Doch nein! trotzdem sich die Zeichen einer neuen Zeit ringsum mehren, trotzdem seine getreuesten Anhänger seinen Rathschlägen, seinen dringenden Mahnungen nicht mehr folgen, der König von Preußen den gefürchteten „vereinigten Landtag" einberuft, deutsche und italienische Fürsten die Verständigung mit ihren Völkern zu suchen beginnen, bleibt der Staatskanzler unerschüttert bei dem Glauben an die Richtigkeit seines Systems, das ihm die „Weltordnung" ist. Und in den letzten Tagen seiner Herrschaft findet er nirgends — auch in der Heimat nicht mehr — einen so gläubigen Bewunderer und Nachahmer, als in dem Mann, dem er stets mit Mißtrauen begegnet ist, in Ludwig Philipp, dem seine Hinneigung zu Metternich's Politik den Thron kosten sollte. Das ist der Humor — oder wenn man will auch die Tragik der Weltgeschichte, die begangene Fehler unnachsichtlich heimsucht.

Am empfindlichsten mochte Metternich wohl davon berührt werden, daß sich jene Stütze als unzuverlässig erwies, die er in den letzten Jahren angerufen hatte — die Kirche. Mit dem am 17. Juni 1846 gewählten Kardinal Giovanni Maria Graf Mastai-Ferretti, der als Pius IX. den Thron bestieg, schien ein Papst gekommen zu sein, der Gioberti's Träume verwirklichen wollte. Ausgedehnte Straferlässe, auch für die politischen Gefangenen, rechtfertigten den Ruf der Milde, den er sich schon als Erzbischof von Spalato und Imola erworben hatte, der Erlaß eines freisinnigen Censurgesetzes, die Gründung eines Staatsrathes, in welchen, wie in das neugeschaffene Ministerium, auch Laien berufen wurden, die Errichtung einer Bürgergarde in Rom und andere Reformen ließen ihn als fortschrittlich gesinnt erscheinen und endlich schloß er sich der nationalen Strömung an — was ihn auf den Gipfel des Enthusiasmus hob.

Fußend auf frühere Verträge, ließ Metternich unter allerlei Vorwänden Truppen in Ferrara einrücken — Pius IX. erhob nicht allein dagegen energischen Protest, sondern schickte einen Nuntius nach Turin und Florenz, um die Gründung eines italienischen Zollvereines zu betreiben — ein offen gegen Oesterreich gerichteter Schritt, durch den Metternich umso mehr erbittert wurde, als ihm der 1840 gegründete deutsche Zollverein, den er weder sprengen, noch den Eintritt Oesterreichs erzwingen konnte, mißliebig genug war.

Natürlich blieb auch der neue Papst von den Galle-Ergießungen nicht verschont, mit welchen der erst in seinem hohen Alter schreibselig gewordene Staatskanzler Alle bedachte, die sich dem, was er den „Geist der Umwälzung" nannte, nicht widersetzten. Von Pius IX. sagte er: „Alle Tage zeigt er mehr, daß ihm jeder praktische Geist fehlt. Geboren und erzogen in einer „liberalen" Familie, hat er sich in einer schlechten Schule gebildet, ein guter Priester, hat er nie seinen Geist den Geschäften der Regierung zugewendet. Er hat ein warmes Herz, aber eine schwache Begabung: seit seiner Thronbesteigung hat er sich umgarnen lassen, nun kann er sich nicht mehr befreien und wird am Ende noch aus Rom vertrieben werden." Das war wohl richtig gerathen, gewiß aber ist, daß Pius IX. von diesem Schicksal nicht verschont geblieben, ja noch früher davon ereilt worden wäre, wenn er von vorneherein dem Enthusiasmus des Volkes jenen Widerstand geleistet hätte, welchen Metternich allein für „weise und kräftig" hielt.

Selbst Toskana, dessen Hof so nahe verwandt mit dem Kaiserhause war, konnte sich der nationalen Strömung nicht entziehen, und nur die bourbonischen Höfe nebst Modena beharrten in der ablehnenden Haltung. Sie sollten aber auch zuerst vom Sturm ereilt werden. Schon am 12. Jänner 1848 brach in Sicilien ein Aufstand aus, der bald auf Neapel rückwirkte und durch Gewährung der Verfassung vom 10. Februar mühsam beigelegt wurde. Friedlicher lief es in Turin ab, wo Camillo Benso Graf von Cavour, der berühmte Staatsmann, in einer Notabelnversammlung vorschlug, den König Karl Albert um Erlassung einer

Constitution zu bitten — was dieser, der nationalen Ziele wegen, da er sonst nicht freiheitlich gesinnt war, auch am 8. Februar that. Aehnlich erging es in Toskana, selbst der Papst berief ein neues liberales Ministerium, nur Parma und Modena schloßen sich eng an Oesterreich und suchten sich unter dessen militärischem Schutz vor der Nothwendigkeit freiheitlicher Zugeständnisse zu wahren.

Wir werden später die Einwirkung dieser Ereignisse auf die inneren Verhältnisse sehen. In allen Kreisen erkannte man deren Wichtigkeit, nur Metternich wollte diese nicht zugestehen und glaubte an die Haltbarkeit seines Systems, das nach Außen Schlappe auf Schlappe erlitt, von seinen Bewunderern selbst verleugnet wurde und im Reiche selbst so verhaßt war, daß sich außer bezahlten Federn kein Vertheidiger mehr fand.

„Alle Welt scheint in Schlaf versunken und mit Blindheit geschlagen", schreibt die geistvolle Gattin des Staatskanzlers in ihr Tagebuch. „Bei Hofe möchte man den armen Clemens für die von Anderen seit Jahren gemachten Fehlgriffe verantwortlich machen." Gerade das war es ja, was den Fürsten so sehr erbitterte, daß „alle Welt" erwacht war und nicht in der Blindheit verharren wollte. Gewiß ist auch, daß mancher Fehler ohne des Fürsten Zuthun gemacht wurde, aber so weit sie aus dem von ihm festgehaltenen System entsprangen, werden sie gewiß mit Recht auch ihm zur Last gelegt werden müssen. Wie viel oder wie wenig er an der Leitung der inneren Verhältnisse betheiligt war, läßt sich kaum mehr entscheiden. Darin aber, daß sich seine Vertheidiger so sehr bemühen, seinen Antheil an der inneren Politik zu leugnen, liegt der Beweis, daß man diese als irrig und schädlich erkennt. Und ganz wird man ihn auch von der Verantwortung nach dieser Richtung nicht lossprechen können, die er dagegen voll für die Wirksamkeit nach Außen zu tragen hat. Und wie diese beschaffen war, offenbart sich nicht nur in den Folgen, sondern hauptsächlich darin, daß er Oesterreich um viele und werthvolle Sympathien brachte, da man die Zeit der „Metternichtigkeit" nicht blos für ein Verhängniß Oesterreichs, sondern Europas ansah, das freilich einen großen Theil der Mitschuld zu tragen hat.

Bevor wir zur Darstellung der inneren Zustände jener Periode schreiten, die man wohl die Windstille vor dem Sturm nennen kann, soll noch ein pikantes, so Manches in der Diplomatie illustrirendes Histörchen hier seinen Platz finden.

Die Ereignisse von 1830 waren vorüber, und es handelte sich um nichts weniger, als Oesterreich zu bestimmen, die Juli-Revolution und den Dynastienwechsel anzuerkennen. Für diese wichtige Mission war der Marschall Nikolaus Josef Maison (geb. 1770, gest. 1840) gewählt, ein alter und tapferer Soldat des Kaiserreichs, der aber mehr an die Anstrengungen des Krieges als an die der Politik und der Diplomatie gewöhnt war. Der Marschall nahm, obgleich in den Bart brummend, den ihm anvertrauten Auftrag an. Vor seiner Abreise begab er sich nach dem Hotel des Fürsten von Talleyrand, um von dem Macchiavelli des damaligen Paris einige geheime und letzte Verhaltungsbefehle zu empfangen.

Als man den Marschall meldete, arbeitete der Fürst in seiner Bibliothek. Bei dem Namen dieses Besuches nahm sein feines, verschmitztes Gesicht einen noch boshafteren Ausdruck an, in Vielem dem eines verzogenen Kindes ähnlich, welches die Möglichkeit sieht, einen Hund oder einen Vogel mißhandeln zu können.

Er beeilte sich, sein braunseidenes Arbeitskleid mit einem Ueberrock zu vertauschen und begab sich hinkend — bekanntlich hatte er diesen Fehler — in den Salon, wo der Marschall seiner wartete.

Er fand denselben stehend in Uniform, mit allen Abzeichen seines Grades. Sein männliches ernstes Gesicht, von langem, weißem Haar umflossen, gab ihm ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen.

Der Fürst begann die Unterhaltung. Dieselbe war anfangs unbedeutend, wie alle offiziellen Unterredungen; nach und nach suchte der Marschall sie auf die Politik zu leiten, aber der Fürst entfernte sich sofort von diesem Felde. Je mehr der Erstere ernst sein wollte, desto nichtssagender wurde sein Gegner. Es begann

nun zwischen ihnen eine Art Kampf, in dem, wie man sich leicht denken kann, Herr von Talleyrand alle Vortheile behielt. Wenn der Marschall sich bemühte, von der zu schließenden Allianz, von den zu unterzeichnenden Verträgen zu reden, antwortete der Fürst mit dem Ballettkorps der Oper oder mit einem Gegenstande von derselben Wichtigkeit.

„Wie wünschen Sie, daß ich die Frage Herrn von Metternich vorlege?" sagte endlich mit einer kurzen Wendung der ungeduldig werdende Marschall.

„Kommen Sie doch mein chinesisches Cabinet zu sehen!" antwortete Talleyrand mit der größten Kaltblütigkeit.

Der Fürst besaß in der That eine höchst merkwürdige Sammlung. Armer Marschall! Er mußte alle Vögel, Paviane und Pagoden durchmachen, alle Theekannen bewundern und von allen den anderen unnennbaren Seltenheiten entzückt sein!

Talleyrand beobachtete mit boshaftem Blick die schlecht unterdrückten Ungeduldsbezeugungen des alten Soldaten, der innerlich fluchte, schimpfte und alle vergangenen, gegenwärtigen und noch zu erwartenden Schüsseln, Vasen und Mandarinen von ganzem Herzen zum Teufel wünschte.

„Dies ist nun Alles", sagte der Fürst.

„Endlich! Der Himmel sei gelobt!" dachte der Marschall, und der Ausdruck innerer Zufriedenheit zeigte sich auf seinem Antlitz.

Talleyrand hatte diesen Freudenschimmer kaum bemerkt, als er sich beeilte hinzuzufügen:

„Ach! Ich vergaß, glaube ich, den merkwürdigsten Gegenstand meiner Sammlung, den rechten Schuh der Prinzessin Fo-Aio, Tochter des Kaisers Ton-Kang. Ich übersah auch das kleine Segelschiff, das Miniaturmodell derjenigen, welche den gelben Fluß befahren."

Und Talleyrand begann nun das Geschichtliche dieses Pantoffels zu erzählen und stellte lange Betrachtungen über die Fortschritte der Schifffahrt in China an.

Der Marschall konnte seine Ungeduld nicht mehr bezähmen und stand krampfhaft bald auf einem, bald auf dem andern Beine.

„Sie sind wohl ermüdet, Marschall?" fragte der Fürst, ihm einen Lehnstuhl anbietend. „Bitte setzen Sie sich!"

In diesem Augenblick verlor der Marschall gänzlich die Fassung.

„Sacrebleu!" rief er, „seit einer Stunde erzählen Sie mir da Geschichten, die mich Nichts angehen, und zeigen mir Ihre Schnurrpfeifereien, die mich Nichts kümmern! Und wenn ich mit Ihnen von meiner Mission sprechen will, ziehen Sie sich zurück. Wissen Sie wohl, Durchlaucht, daß Sie das Ansehen haben, als wollten Sie sich über mich lustig machen?"

Diese Worte wurden noch energischer ausgesprochen, als wir sie wiederzugeben vermögen.

„Ah, Ihre Mission!" erwiderte Talleyrand mit der größten Ruhe. „Aber, mein lieber Marschall, lassen Sie uns doch darüber reden. Weßhalb erwähnten Sie denn nicht früher Etwas davon?"

„Was, früher? Aber seit einer vollen Stunde . . . ."

„Nun? Ich verstand Sie schlecht; ich fürchtete Sie mit Geschäften zu ermüden. Nur Ihretwegen unterließ ich es; aber die Geschäfte sind mein Element, wie Sie wohl wissen . . . Sie sagten also?"

„Daß ich nach Oesterreich abreise, und daß . . . ."

„Oesterreich, ein schönes Land! Sehr schönes Land!"

„Und daß ich in Wien . . . ."

„Wien, reizende Stadt! Sie werden entzückt davon sein."

„Herr von Metternich . . . ."

„Prächtiger Mensch, obgleich ein wenig ceremoniell. Wir haben ein lustiges Leben zusammen geführt: ich erinnere mich eines Abenteuers . . ."

„Durchlaucht, ich erlaube mir zu bemerken, daß es sich um meine Sendung handelt."

„Nun?"

„Was habe ich dem Herrn von Metternich zu sagen?"

„Was Sie ihm zu sagen haben? Ja, das weiß ich nicht."

„Was? Sie wissen das nicht?"

„In der That, ich habe nicht recht überlegt, als ich Ihnen antwortete. Sie werden ihm sagen . . . ."

„Ich werde ihm sagen . . . .?"

„Warten Sie einen Augenblick, daß ich mich besinne, was Sie ihm sagen müssen. Sagen Sie ihm . . . ."

„Was denn?"

„Ein einziges Wort."

„Welches?"

„Peccadillo" (kleine Sünde).

„Peccadillo?"

„Ja."

„Ich habe die Ehre, mich Euer Durchlaucht zu empfehlen!" antwortete hierauf der Marschall außer sich, nahm seinen Hut und ging auf die Thüre zu.

„Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise. Vergessen Sie vor Allem nicht, dem Fürsten von Metternich „Peccadillo" zu sagen, und zwar in meinem Auftrage!"

Der Marschall lief wüthend aus dem Salon. Der Fürst von Talleyrand kehrte, sich vergnügt die Hände reibend, in sein Arbeitszimmer zurück.

In der Hauptstadt Oesterreichs angelangt, wurde der französische Gesandte aufs Glänzendste empfangen. Man überhäufte ihn mit Zuvorkommenheiten aller Art und veranstaltete Festlichkeiten ihm zu Ehren, aber von einer Zusammenkunft mit dem Minister war durchaus keine Rede. Mehr denn einmal hatte er um eine Audienz gebeten, aber sein Gesuch wurde stets unter einem oder dem andern Vorwand abgelehnt. Der alte Marschall verwünschte die Diplomatie und überhäufte sie mit allen den Schimpfwörtern, von denen er sich während seiner langen militärischen Laufbahn eine reiche Sammlung gebildet hatte.

Zuletzt wurde er über die Verzögerung ungeduldig und bat auf eine so dringende Weise um eine Audienz, daß sie ihm endlich bewilligt und der Tag, sowie die Stunde derselben festgesetzt wurde.

Im Augenblick als der Marschall beim Minister eintrat, zerknitterte derselbe eine soeben erhaltene Depesche, und, die Augen auf die Uhr werfend, sagte er:

„Ich bedauere unendlich Excellenz, Ihnen nur wenige Augenblicke widmen zu können; ein Befehl Seiner Majestät des Kaisers ruft mich binnen Kurzem zu Allerhöchstdemselben. Ich kann Ihnen daher heute nur eine halbe Stunde geben, hoffe aber an einem anderen Tage glücklicher zu sein."

In einer halben Stunde hat man ja Zeit, Vieles zu sagen, dachte der Marschall. Es ist allerdings wahr, man hat in einer halben Stunde Zeit, viel Dinge zu besprechen, und besonders Sachen, welche der Frage fremd sind, über die man gern reden möchte. Talleyrand hatte es dem Marschall bereits bewiesen, und Herr von Metternich bewies es ihm abermals. Es war ihm nicht möglich, während der dreißig Minuten der Unterhaltung eine Silbe von Politik fallen zu lassen.

„Ich muß Sie nun verlassen, mein Herr", sagte der Minister, als die halbe Stunde verflossen war.

„Der Würfel ist gefallen", dachte der Marschall; „mich hält Nichts mehr ab, nach Frankreich zurückzukehren."

Plötzlich besann er sich. Der Fürst Metternich stand auf dem Punkte, das Zimmer zu verlassen.

„Ich habe Ihnen noch Etwas im Namen des Herrn von Talleyrand zu sagen."

„Was denn?"

Der Marschall zögerte.

„Nun was denn?" wiederholte der Minister.

„Peccadille!" sagte der Marschall entschlossen.

Bei diesen Worten ließ Herr von Metternich das Thürschloß, das er bereits in der Hand hielt, los und näherte sich lebhaft.

„Peccadille, sagen Sie?"

„Zu dienen, Durchlaucht, und zwar im Auftrage des Herrn von Talleyrand."

„Dann ist es etwas Anderes. Aber weßhalb haben Sie das nicht früher gesagt? Für heute ist es mir unmöglich, bei Ihnen zu verweilen; denn, wie ich Ihnen mittheilte, der Kaiser erwartet mich. Morgen jedoch soll mir Ihr Besuch sehr angenehm sein; wir wollen viel und ausführlich mit einander plaudern. Seien Sie überzeugt, werther Herr, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, um Ihnen zu einem glücklichen Erfolge Ihrer Sendung zu verhelfen."

Der Marschall stand ganz betroffen über die magische Wirkung, welche das geheimnißvolle Wort, das er ausgesprochen, hervorgebracht.

An jenem Abend war Hofball. Herr von Metternich näherte sich dem Marschall, eine alte Opernmelodie vor sich hersingend: Peccadille, si gentillo ꝛc.

Er schien vergnügt und sprach sehr lange mit dem französischen Gesandten. Am anderen Tage fand die am vorigen Morgen festgesetzte Zusammenkunft statt. Bald darauf kehrte der Marschall nach Frankreich zurück, nachdem er seine Mission zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt hatte.

* * *

Es bleibt uns nur noch übrig, die Lösung jenes Räthselwortes zu geben. Im Jahre 1814 waren drei Staatsmänner, der Fürst von Talleyrand, von Metternich und der Graf von Nesselrode, in Paris versammelt und beschäftigt, die großen Fragen zu ordnen, welche der Fall Napoleon's und der Einzug der Verbündeten nach sich zogen.

Obgleich diese wichtige Angelegenheit fast ihre ganze Zeit in Anspruch nahm, so fanden sie dennoch öfter Gelegenheit, sich ihren diplomatischen Beschäftigungen zu entziehen, und auch sie sagten manchmal: „Auf morgen die wichtigen Geschäfte".

Eines Tages vereinte sie alle Drei ein fröhliches Mahl. Am Schlusse der Mahlzeit hatten sie die Bedienten verabschiedet, um ungenirter und freier reden zu können, und Niemand hätte in diesen drei liebenswürdigen Gästen, welche gemüthlich mit einander plauderten und sich einer ungezwungenen Heiterkeit hingaben, die drei ernsten Diplomaten erkannt, welche sich noch an demselben Morgen mit dem Schicksal eines ganzen Welttheils beschäftigten.

Nachdem sie von diesem und jenem, — oft mehr oder weniger frivolen Gegenstande gesprochen, kam das Gespräch auf die Frauen.

„Ich", sagte der Fürst von Talleyrand, „kenne ein Wunder von Schönheit, mit dem Nichts zu vergleichen ist."

„Ich", sagte Herr von Metternich, „ich kenne eine gewiß um Vieles schönere Frau, mit der sich gar keine Andere vergleichen läßt."

„Und ich", bemerkte Herr von Nesselrode, der russische Gesandte, „ich könnte eine Dame nennen, die jedenfalls durchaus keine Rivalin hat."

Bald belebte sich die anfangs ruhig begonnene Unterhaltung und endete fast in einem Streite.

„Wir thun Unrecht zu streiten," sagte endlich der Fürst von Talleyrand; „es gibt ja ein sehr einfaches Mittel, die Schwierigkeiten zu heben: stellen wir die drei Schönheiten einander gegenüber, und wir werden urtheilen können."

„Die Idee ist nicht schlecht, aber ihre Ausführung ist sehr schwierig."

„Durchaus nicht; es ist heute Abend große Oper, und meine Loge steht zu Ihrer Verfügung. Ein Jeder von uns schreibe an seine Göttin, und wir kommen dann später nach, wenn die drei Damen bereits dort sind."

Karl und Roland, Olivier und Erzbischof Turpin, Ganelon und Genossen, Sarazenen und Heiden, Pferde und Waffen, Alles ist in Bewegung, Alles in Kampf und Streit. Ein Bild voll Leben und Kraft, voll Mannigfaltigkeit und Einheit.

Karl eilt, Roland zu Hülfe, mit ihm Olivier und die Ersten der Franken.

Roland, Olivier und Erzbischof Turpin mit ihren Gefährten, die Heiden und ihre Rosse.

Roland, Olivier, Turpin, Alles ist in Kampf und Streit. Ein Bild voll Leben und Kraft, voll Mannigfaltigkeit und Einheit. Ganelon, der Verräther, ist nicht dabei. Er ist in Karls Lager und hat seine Rolle ausgespielt.

Ganelon's Lager. Er steht dicht neben Karl.

„Das meinige, wollen Sie wohl sagen?"

„Offen gestanden, meine Herren, ich verstehe nichts von dem, was da vorgeht."

„Nun, da haben Sie die Erklärung", antwortete hierauf die schöne Unbekannte, indem sie aus einem ihrer Handschuhe drei fein gefaltete Papiere zog und einem Jeden der drei Diplomaten eines davon übergab.

Die drei Briefchen trugen dieselbe Adresse und diese Adresse war: „Peccadille".

* * *

Bevor der Fürst von Metternich und der Graf von Nesselrode Frankreich verließen, befanden sie sich in einer letzten Conferenz bei Herrn von Talleyrand.

„Wir werden uns nun trennen", sagte letzterer; „glauben Sie nicht, daß wir ein Mittel finden müßten, um uns in der Fremde ebenso gut zu verständigen, wie wir es hier in der Nähe thun?"

„Wir können uns ja schreiben."

„Ein Brief verliert sich oder compromittirt."

„Nun, eine Correspondenz in Chiffern."

„Das hätte denselben Nachtheil; man findet die Schlüssel zu allen Chiffern."

„Könnten wir nicht, wie es im Kriege geschieht, eine Parole unter uns abmachen, und dem Gesandten, der im Auftrage des Einen von uns dies Wort überbrächte, alles Zutrauen schenken?"

Die drei Diplomaten begannen Wörter zu suchen, doch keines konnte die Zustimmung derselben finden. Endlich meinte Herr von Nesselrode, daß ein Eigenname wohl das Passendste sei.

„Aber es gibt deren so viele, wie leicht können da nicht Verwechslungen vorkommen?"

„Allerdings", rief plötzlich der Fürst von Talleyrand; „aber ich habe dennoch gefunden, was wir brauchen. Ich werde Ihnen einen Namen nennen, den gewiß Niemand von uns Dreien vergessen wird, deß bin ich überzeugt!"

„Und der wäre?"

„Peccadille!"

Das blieb das Vertrauenslosungswort der drei Diplomaten fürs ganze Leben.

Die Entstehungsgeschichte der Revolution.

(Innere Zustände 1835 bis 1847.)

Wenn auch jenes angebliche zweite Testament des verstorbenen Kaisers Franz, welches den Thronfolger verpflichtet haben soll, sich vollkommen der politischen Führung Metternich's zu überlassen, nur die Erfindung müssiger Köpfe ist, welche die thatsächlichen Verhältnisse gerne durch ein solches Document begründen wollten, so nahmen doch die Dinge ihren Verlauf, welche nicht gegen die Existenz desselben sprachen.

Ein Offiziöser jener Tage äußert sich über die Situation in folgender bezeichnender Weise: „Durch den Hintritt des Kaisers Franz wird dem gesammten Europa die Frage nahe gelegt, ob Oesterreich bei dem bisherigen Systeme seiner Regierung und seiner Politik fortbeharren werde oder nicht. Oesterreichs traditioneller Charakter, die Bewährtheit der Grundsätze der vorigen Regierung, der Wunsch der auswärtigen befreundeten Cabinete und endlich der Wunsch der Völker Oesterreichs selbst wiesen auf ein Festhalten an den seitherigen Prinzipien hin, die in ihrer weisen Entwicklung den Geist des Fortschritts keineswegs ausschlossen."

In der That wurde unmittelbar nach dem Tode des Kaisers in den maßgebenden Kreisen der Beschluß gefaßt, nicht allein das Regierungssystem, sondern auch die Staatsmaschine vollkommen aufrecht zu erhalten, wie sie seit den letzten zwanzig Jahren bestanden hatten.

Nach dem der ungarischen Huldigungsdeputation gegebenen Gastmahl sagte Fürst Metternich absichtlich laut und mit stolzer Befriedigung zu dem Grafen Stefan Zichy (geb. 1780, gest. 1853), der bestimmt war, den Thronwechsel an den italienischen Höfen zu notifiziren: „Sagen Sie, Herr Graf, den betreffenden Höfen, an welche Ihre Mission lautet, daß das Regierungssystem der Monarchie noch kaum jemals einen schöneren Sieg gefeiert hat, als seit einigen Tagen in der Residenzstadt. Ein Fürst stirbt nach einer Regierung von dreiundvierzig Jahren, der neue Herrscher nimmt den Thron ein — und Alles bleibt beim Alten, Alles ist ruhig und loyal, wie Sie sehen."

Das Entzücken Metternich's darüber, daß „Alles beim Alten blieb", war aus mehr als einem Grunde erklärlich; aber selbst ein so maßvoll Denkender und eng mit den herrschenden Kreisen verknüpfter Mann wie Graf Franz de Paula Hartig (Statthalter in Steiermark und der Lombardei, dann Mitglied des Staatsrathes, geb. 1789, gest. 1855) sagt darüber: „Dieser Beschluß, die Regierungsmaximen unverändert beizubehalten, war ein unglücklicher, denn es fehlte die Hand, welche die Maschine zu bewegen, und der Geist, der, wo es Noth that, ihrem abgenützten Räderwerke nachzuhelfen, dazu eingeübt war."

Und in Wahrheit muß dieser Entschluß nach mehrfacher Richtung unglücklich genannt werden. Das unter Kaiser Franz befolgte Regierungssystem war mindestens im Beginn thatsächlich ein Produkt der Zeit und der Volksstimmung, die nach so stürmischen und ruhelosen Perioden eine solche der Sammlung und Erholung verlangte. Dann war es eng mit der Persönlichkeit des verstorbenen Kaisers verknüpft, dessen volksthümliches Wesen dem Volke Manches erträglich machte, was es von anderer Hand und in anderen Formen nur widerstrebend ertrug. Und endlich hatten sich seit 1815 die Zeiten unendlich umgewandelt. Wenn man unter dem unmittelbaren Eindruck der Ausschreitungen und dann im Lärm der Kriegsjahre auf die Prinzipien der Revolution vergaß, so ging jetzt langsam das davon, was gut und wahr erschien, erst in Fleisch und Blut, in das Bewußtsein der Völker über. Und die Vorgänge in Italien und Spanien, die sogenannte Chartistenbewegung in England, Griechenland, Belgien, besonders aber die Juli-Revolution hätten darüber belehren sollen, daß sich neue Strömungen geltend machten, die, klug geleitet, zum Heile gereichen konnten, durch den Versuch sie zu stauen, aber verderblich werden mußten. In allen Kreisen und überall sehnte man sich nach Freiheit und Fortschritt, freilich ohne oft recht genau zu wissen, was man sich darunter vorstellen solle. Es ist aber eben Aufgabe einer weisen Regierung, das mehr instinctive Fühlen und Meinen der Massen zu erfassen und in Formen zur Geltung zu bringen, welche dem Staatszweck und der allgemeinen Wohlfahrt entsprechen.

Das erfordert aber wahrhaft weise Staatsmänner, die nicht im Bewußtsein oberflächlicher Routine hochmüthig auf die Stimmungen und Wünsche des Volkes herabsehen — es erfordert vor Allem selbstlose Männer, die weder aus Eigendünkel noch Bequemlichkeit an der unerschütterlichen Richtigkeit dessen festhalten, was sie ihr „Prinzip" nennen. Es ward und wird in dieser Hinsicht noch jetzt nach beiden Seiten gefehlt, weil man übersieht, daß nichts weniger einen starren doctrinären Formalismus erträgt als die Staatskunst; selten aber hat man sich mit so viel Verblendung und Hartnäckigkeit gegen die berechtigten Regungen des Volksgeistes versündigt, als in der Periode, mit der wir uns beschäftigen. Die Worte Freiheit oder Selbstbestimmungsrecht schon jagten den Machthabern einen gelinden Schauer ein, und wenn schon in den eigenen Landen jedes Streben darnach verpönt war, so strafte man selbst die Sympathien, welche dem Ringen anderer Völker gezollt wurden. Es ist bittere Wahrheit, wenn Dingelstedt in einem seiner schönsten Gedichte (Die Verbannten) als Grund seiner Exilirung den jungen Deutschen sagen läßt:

„Ich sprach einmal ein freies Wort
In Sachen der Tscherkessen,
Da jagten sie vom Haus mich fort,
Nachdem ich lang gesessen!"

Uebrigens muß anerkannt werden, daß in der Persönlichkeit des neuen Monarchen ein Anlaß, ja eine Art von Entschuldigung für den erwähnten Beschluß gegeben war.

Ferdinand I. (geboren am 19. April 1793), mit vollem Rechte vom Volke „der Gütige" genannt, war ein wohlmeinender milder Herr, der den warmen Sinn für Gerechtigkeit, das Bestreben für das äußerliche Wohlbefinden des Volkes von seinem Vater ererbt hatte. Abgesehen davon, daß ihm dessen in einer langen, wechselvollen Regierung erworbene Erfahrungen fehlten, stand er auch unter dem lähmenden Einflusse eines hartnäckigen körperlichen Leidens, das ihn zu Anstrengungen oder Aufregung irgend einer Art ungeeignet machte. Es scheint auch, daß seine Erziehung nicht die für eine so heikle Constitution angemessene war, und man den unheilvollen Versuch machte, den unvermeidlichen Folgen jenes Uebels durch eine ganz und gar unpassende Strenge entgegentreten zu können. Diese rauhe Behandlungsweise, die er durch seinen Erzieher, Grafen Tige, erfuhr, schüchterte den ohnehin durch sein Leiden gedrückten Prinzen noch mehr ein und

raubte ihm jene Selbstständigkeit, deren er so dringend bedurft hätte, um nicht ganz und gar dem Einflusse der von seinem Vater überkommenen Rathgeber zu verfallen.

Von seinem Standpunkte aus war es daher sehr begreiflich, daß er gegen den Vorschlag, „Alles hübsch beim Alten zu belassen", keinerlei Einwendung erhob, zumal er von der tiefsten Verehrung für den verewigten Vater durchdrungen war und er in der äußerlichen Ruhe der letzten Regierungsjahre desselben das für sich und die Völker wünschenswertheste Ziel sah. Um die ungestörte Fortdauer des herrschenden Systemes recht auffällig zu markiren, unterließ man sogar die beim Thronwechsel sonst üblichen Neubeeidigungen der obersten Staatswürdenträger.

Indessen verwehrte schon sein körperlicher Zustand dem neuen Monarchen, in derselben Weise das Herrscheramt zu führen, wie es Kaiser Franz gethan, der mit peinlicher Vielgeschäftigkeit eine Masse kleinlicher Angelegenheiten von seinem Cabinete aus leitete. Statt nun überhaupt diese Details den mit einer größeren Machtfülle, aber auch mit der entsprechenden Verantwortlichkeit auszurüstenden Behörden zu überweisen, schob man zwischen den Monarchen und diese einen neuen Organismus, die Staatsconferenz ein, welcher thatsächlich die Leitung der Regierung zufiel.

Sie bestand aus dem jüngsten Oheim des Kaisers, dem Erzherzog Ludwig, (Bild Seite 513), wie ihn ein wohlunterrichteter Schriftsteller schildert: „einen Politiker aus der alten Schule, kalt, zaudernd und klug, von großen analytischen Gaben des Geistes" — welcher als Vertreter des Kaisers den Vorsitz führte und vollkommen auf dem Boden der Regierungsmaximen des verstorbenen Herrschers stand. Neben ihm hatten noch der präsumtive Thronfolger und Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl, der vielleicht um seiner Reformfreundlichkeit willen keine maßgebende Rolle spielte, der Staatskanzler Fürst Metternich und der rangsälteste Staatsminister, Graf Kolowrat, ständigen Sitz, während zeitweilig auch die übrigen Minister, Präsidenten der Hofstellen und Staatsräthe zugezogen wurden.

Neben der Nothwendigkeit, den Monarchen von einer Ueberlast drückender Geschäfte zu befreien, scheint bei der Schaffung der Staatsconferenz auch die leider oft in den wichtigsten Angelegenheiten über Gebühr berücksichtigte Personenfrage ausschlaggebend gewesen zu sein. Man bezeichnete unverblümt die Staatsconferenz als eine „Theilung der Gewalten" zwischen Metternich und Kolowrat, als ein „Compromiß" zwischen leitenden Staatsmännern und dem Hof. Graf Hartig, der es aus eigener Erfahrung wissen konnte, urtheilt: „Die zeitweiligen Mitglieder der Staatsconferenz konnten auf dieselbe im Allgemeinen keinen ersprießlichen Einfluß ausüben; ihre Stellung darin glich jener der Nullen in der Rechnung, welche dann nur Geltung haben, wenn ein Zähler an ihrer Spitze steht."

Aber auch unter dem eigentlichen leitenden Triumvirat scheint es, gewiß nicht zum Frommen der Staatsgeschäfte, nicht an Reibungen gefehlt zu haben. In seinen Aufschreibungen spart Metternich weder Spott noch Zorn gegen Kolowrat, und unter seinen nachgelassenen Papieren findet sich eine Denkschrift, wo er diesen des „Ministerabsolutismus" und eines „launenhaften Strebens nach Befriedigung der Eitelkeit" beschuldigte. Ja, auch dem Erzherzog Ludwig wirft der Staatskanzler vor, daß derselbe nicht immer zu ihm gestanden und ihn in wichtigen Dingen „verlassen" habe.

Es ist das ein lehrreicher Beitrag zum Capitel von den „Frictionen", von welchen eigenwillige, starr auf ihrem Standpunkt beharrende Staatsmänner weder in absoluten noch in constitutionellen Staaten verschont bleiben.

Unter den übrigen Staatsmännern der Ferdinandeischen Epoche ragt der aus niederer Stellung emporgekommene Karl Freiherr von Kübeck (geboren 1780 zu Iglau) hervor, der 1840 an Peter Freiherrn von Eichhoff's Stelle das Präsidium der Hofkammer (Finanzministerium) übernahm und zuerst sich der undankbaren Aufgabe unterzog, das Geld- und Creditwesen im modernen Sinne zu regeln und Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen. Er bewies seinen richtigen

Blick für die realen Verhältnisse der Neuzeit durch die besondere Fürsorge, welche er dem Eisenbahnwesen und den bisher nur von fiscalischen Rücksichten beeinflußten handelspolitischen Verhältnissen zuwendete. An der Spitze des Kriegswesens stand der Hofkriegsraths-Präsident Ignaz Graf Hardegg (geb. 1772, gest. 1846), ein human denkender Mann, dessen Verdienst eine neuerliche Herabsetzung der Dienstzeit im Heere war. Leider wurde sein Wirken vielfach paralysirt durch den von Metternich zum Generaladjutanten gemachten Grafen Karl Josef Clam-Martinitz (geb. 1792, gest. 1840), der an der Spitze einer besonderen dem Heerwesen gewidmeten Abtheilung des Staatsraths stand, wodurch eine Art militärischer Doppelregierung entstand. Er gehörte zu jener Sorte von kleinlich-pedantischen Generalen, die Hoffmann von Fallersleben so köstlich charakterisirt, indem er das Erwachen eines derselben aus einem beängstigenden Traum schildert:

„War's Krieg und Pest, war's Hungersnoth?
War's Hilf- und Feuerschrei?
War's Hochverrath und Mord und Tod?
War's blutige Meuterei?
Ihm träumte — nun, es war enorm!
Daß durch das ganze Heer
Erhalte jede Uniform
Hinfort zwei Knöpfe mehr!"

An der Spitze des Justizwesens stand Graf Ludwig Taaffe (geb. 1791, gest. 1855), der Sprosse eines alten irischen, seit dem 16. Jahrhundert in Oesterreich heimisch gewordenen Geschlechtes, dessen Sohn der Staatsmann unserer Zeiten ist. Und als Präsident der Polizeihofstelle wirkte fort und fort Graf Sedlnitzky, von Jahr zu Jahr durch die Zeichen der neuen Zeit mehr erschreckt und daher noch rücksichtsloser und engherziger werdend — der Kummer und Aerger aller, auch der besonnensten und patriotischesten Freunde des Fortschrittes in seinen Tagen — heute eine charakteristische, zu Spott herausfordernde Persönlichkeit seiner Zeit.

Wir schreiten nach dieser allgemeinen Charakteristik zu einer kurzen Erzählung der Geschehnisse, in welchen sich dem aufmerksamen Beobachter mehrfach die herausfallenden oft grellen Schlaglichter einer kommenden Zeit zeigen werden.

Wie stets bei einem Thronwechsel, wurden auch an den Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand Hoffnungen auf Reformen geknüpft und die Abstellung von Mißständen erwartet, die man schon unter der früheren Regierung schmerzlich empfunden, aber um der Person des Herrschers willen stillschweigend ertragen hatte.

Selbst in Ungarn gab man sich solchen Erwartungen hin. „Ich halte es mit dem Grafen Illesházy, der es noch besser weiß wie ich", schreibt Graf Josef Dessewffy an Franz Kazinczy, „daß der Kronprinz-Thronfolger ein energischer Mensch wird, daß er mehr Verstand besitzt, als man erzählt und als er selbst von sich glauben machen will. Seine Stellung ist sehr delikat und erklärt Alles". Das war nun wohl richtig, und auch die Bereitwilligkeit Ferdinand's zu Reformen darf bei seiner selbstlosen Güte nicht in Zweifel gezogen werden. Aber der Einfluß seiner Rathgeber, die geschickt die Pietät für den verstorbenen Vater auszunützen wußten, überwog, und der Beschluß unbedingter Stabilität schloß von vorneherein alle fortschrittlichen Neuerungen, das Lockern mancher schwer empfundenen Fesseln aus.

Daraus entstand sofort nach der Thronbesteigung jenes Mißbehagen, das nicht der Person des Herrschers galt, das sich aber stets steigerte, alle Schichten der Bevölkerung durchdrang und leider auch Bundesgenossen in nationalen Bestrebungen fand, die direct auf eine Zertrümmerung des Staatskörpers abzielten.

Eine der ersten Regierungshandlungen Ferdinand's I., die sicher seiner eigensten Initiative entsprang, war eine Amnestie für die zahlreichen politischen Verbrecher, namentlich für die Anhänger der giovine Italia (Jung-Italien). Dieselbe milderte zahlreiche schon verhängte Strafen und dehnte

sich auch auf die noch schwebenden Prozesse aus. Bezüglich der letzteren hieß es in etwas sonderbarer Weise: „Ich will aus Gnaden den zu Mailand wegen Hochverrathes in Untersuchung gekommenen Individuen die Todesstrafe, wenn sie dazu verurtheilt werden sollten, nachsehen und dieselbe in mehrjährigen schweren Kerker verwandeln. Da jedoch dem gemeinen Wesen nur daran liegt, diese Verbrecher unschädlich zu machen, so will Ich ihnen, sowie denjenigen Hochverräthern, welche schon im Rechtswege nicht zur Todesstrafe, wohl aber zu mehrjährigem schweren Kerker verurtheilt worden, freistellen, sich dieser letzten Strafe zu unterziehen oder nach Amerika auf ihre Lebenszeit auszuwandern."

Es ist bezeichnend, daß nur sehr wenige der Verurtheilten, obwohl sie ihr Vermögen mitnehmen durften und im Falle der Mittellosigkeit auf Staatskosten ausgerüstet und befördert wurden, von der ihnen eingeräumten sonderbaren Wahl Gebrauch machten und lieber die Kerkerstrafe erduldeten als in die Verbannung zogen. Aehnliche Gnadenacte wiederholten sich 1836 und noch mehrmals unter der Regierung des mildherzigen Ferdinand, ohne jedoch gegenüber der stets mächtiger auftretenden nationalen Strömung eine Aenderung in der Stimmung der italienischen Provinzen hervorzurufen.

Den huldigenden niederösterreichischen Ständen erwiderte Ferdinand, „daß, dem Beispiele seines Vaters zu folgen, seine Regierung nur als eine Fortsetzung der seines Vorgängers anzusehen, die Aufgabe seines Lebens sein solle." Wenn diese Aeußerung auch manche Hoffnung niederschlug, so wurde die Enttäuschung doch weniger fühlbar gemacht durch einen Act der Großherzigkeit, indem der Kaiser statt der sonst üblichen Festlichkeiten die Bildung eines Fonds empfahl, der zur Herstellung einer Wasserleitung für die empfindlich an Wassernoth leidenden südlichen und westlichen Vorstädte dienen sollte, und diesem Fonds selbst eine beträchtliche Summe zuwendete. Dieser Anregung entstammte die von filtrirtem Donauwasser gespeiste „Ferdinands-Wasserleitung", die zwar heute von der Hochquellenleitung weit überholt ist, durch mehr als dreißig Jahre aber eine wahre Wohlthat für die Residenzstadt Wien genannt werden mußte.

Auf die im ersten Regierungsjahr des Kaisers Ferdinand in Wien abgehaltene erste Industrieausstellung kommen wir an anderer Stelle zurück. Dagegen ist hier der Platz, zu erwähnen, daß in Ausführung eines Bundesbeschlusses mit Verordnung vom 2. April 1835 der Büchernachdruck für Oesterreich streng verboten wurde, den man bisher aus vermeintlicher Schonung materieller Interessen, aber mit gänzlicher Hintansetzung der Rechte des geistigen Eigenthums geduldet, ja zeitweise sogar offen begünstigt hatte.

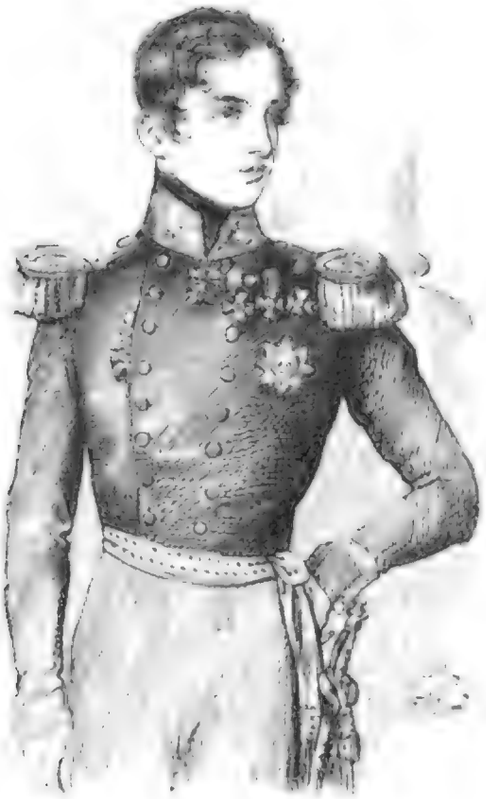
Eine wichtige und für den Bauernstand namentlich wahrhaft segensreiche Maßregel war die mit Patent vom 24. September 1835 verfügte Herabsetzung der militärischen Dienstzeit von vierzehn auf acht Jahre, die indeß erst 1846 zur vollständigen Durchführung und Anwendung auf die ganze Monarchie kam und vorläufig nur den Charakter einer Standesherabsetzung hatte. Dadurch wurde wenigstens die größte Härte einer unter den damaligen Verhältnissen fast nur auf der ländlichen Bevölkerung und dem niederen Gewerbestande lastenden staatsbürgerlichen Verpflichtung gemildert und die in das Heer Berufenen von ihren bürgerlichen Verhältnissen, ihrem Erwerbszweig nicht so vollständig losgelöst wie bei der überlangen Dienstzeit von vierzehn Jahren, welche viele Soldaten den heimischen Zuständen ganz entfremdete und sie zur Rückkehr in die alten Verhältnisse unlustig, oft auch untauglich machte.

Das waren einzelne wohlthätige Maßregeln, die aber mehr oder weniger nur den persönlichen Ansichten und Anregungen eines einzelnen Würdenträgers entstammten, aber nicht Theile eines wohlerwogenen Regierungssystems waren. Denn, wie Graf Hartig treffend bemerkt: „Die bewegende Kraft im Staate war erschlafft und wirkte mehr auf einzelne Theile als auf das Ganze des Mechanismus, das heißt: der Staat wurde administrirt, aber nicht regiert. Dasjenige, was naturgemäß nicht von unten hinauf, sondern umgekehrt von oben hinab in Ausführung zu bringen

gewesen wäre, nämlich die ruhige, zeitgemäße Umgestaltung des Veralteten, das besonnene, nach einer die Gesammtheit des Staates umfassenden leitenden Idee geregelte Fortschreiten in den Staatsinstitutionen, unterblieb — insoferne nicht etwa aus irgend einer dazu nicht berufenen Schichte der Regierten dem Wirken der Regierung darin vorgegriffen und diese, welche hätte vorangehen sollen, nur in das Schlepptau genommen wurde."

So urtheilt ein hochconservativer Mann, der als Hauptmaxime jener Regierungszeit das von Kaiser Franz übernommene Bestreben nennt: „Die Souveränetätsrechte ungeschmälert aufrecht zu erhalten und jeden Anspruch der Völker auf Theilnahme an jenen Rechten unbedingt zu verneinen."

Eine solche Regierungstheorie, an und für sich im Widerspruch mit der Zeitrichtung, mußte im Verlaufe selbst in jenen Provinzen zu Conflicten führen, in



Erzherzog Friedrich. (Seite 493.)

welchen vorderhand das politische Leben noch ganz mundtodt war. Natürlich war dies noch viel mehr in Ungarn zu besorgen, wo die politische Selbstständigkeit nie ganz erloschen war und ein neuerwachter nationaler Zug nicht allein eifersüchtig über die bestehenden Volksrechte wachte, sondern auch deren Weiterbildung im modernen Sinn verfolgte. Es war nur naturgemäß, daß man dort die Verkündigung, daß das bestehende Regierungssystem aufrecht erhalten werden solle, von dem Jedermann wußte, wie wenig hold es den verfassungsmäßigen Rechten sei, mit großem Mißvergnügen vernahm, und daß das kaum gewichene Mißtrauen neuerdings wach wurde.

Es zeigte sich dies sofort bei einem allerdings kleinlichen, aber immerhin nicht so bedeutungslosen Anlasse als man in den Wiener Regierungskreisen glauben machen wollte, nämlich bei der Titelfrage. Als Kaiser von Oesterreich war Ferdinand ohne Zweifel der Erste seines Namens, als König von Ungarn jedoch der Fünfte, da der ältere Bruder Leopold's I. noch bei Lebzeiten seines Vaters Ferdinand III. als Ferdinand IV. gekrönt worden war. Die Ständetafel berief sich darauf und auf die feierliche Erklärung des verstorbenen Kaisers bei Annahme der Kaiserwürde, daß dadurch die Stellung und verfassungs-

mäßige Selbstständigkeit Ungarns in keiner Weise berührt werden solle, und glaubte durch die Aufrechthaltung der Reihenfolge die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, das sonst in eine Reihe mit den übrigen Provinzen herabgedrückt worden wäre. Es war dies eben auch die Folge des leider nicht ganz ungerechtfertigten Mißtrauens in die eigentlichen Absichten der Regierung, die stets nur widerwillig Alles anerkannte, was ihrer unumschränkten Machtvollkommenheit entgegenstand.

Die Magnatentafel, in welcher der Einfluß der Hof- und Regierungskreise überwog, bestand um der „Gleichheit" willen darauf, daß der neue Herrscher auch als König von Ungarn Ferdinand der Erste sein solle — gerade um diese Gleichheit zu vermeiden, die es nur als einen Anfang weiterer Schritte fürchtete, wehrte sich das Ständehaus dagegen. Mehrere Monate dauerte unter zunehmender Verbitterung der Geister dieser unerquickliche Streit, und siebzehnmal wurde der Beschluß des Unterhauses von den Magnaten zurückgewiesen, bis ein

Erzherzog Ludwig. (Seite 509.)

— wahrscheinlich durch den Erzherzog-Palatin herbeigeführter — Entschluß des Monarchen selbst der Sache ein Ende machte. In einer mit stürmischer Begeisterung aufgenommenen Botschaft wurde nämlich den Ständen verkündigt, daß der Monarch beschlossen habe, folgenden Titel anzunehmen: „Ferdinandus Austriae imperator I., Rex Hungariae V. (Ferdinand, als Kaiser von Oesterreich der Erste, als König von Ungarn der Fünfte)."

Dieser an sich richtige Entschluß hatte schlimme Folgen, weil er nur zögernd und widerwillig gefaßt worden war. Er erhöhte das Selbstvertrauen der oft unbedacht vorstürmenden Ständetafel, die, gestützt auf die Mehrheit des Volkes, nun ihrerseits sich der Täuschung hingab, es bedürfe nur halsstarrigen Festhaltens, um überall durchzudringen, und namentlich wurde das Oberhaus vollkommen in der öffentlichen Meinung discreditirt, da man ihm vorwarf, es sei königlicher als der König selbst und bar jeden Nationalgefühls — was, wie die Folge lehrte, nicht der Fall war.

Die ohnehin schon erregte Stimmung im Unterhause und im ganzen Lande wurde noch mehr verbittert durch den unleugbaren Mißgriff, der in der Einleitung politischer Processe gegen Wesselényi und Andere lag. Als der Abgeordnete Johann Balogh eine Adresse in dieser Angelegenheit beantragte und — um die Haltlosigkeit der Anklage zu beweisen — jene Sätze aus Wesselényi's Mund

wiederholte, wegen deren dieser verfolgt wurde, dehnte die Regierung die Anklage wegen Hochverraths auch auf Balogh aus und wies das Barscer Comitat an, einen anderen Deputirten zu wählen. Nun wurde aber trotz des aufgewendeten Regierungseinflußes Balogh wiedergewählt, nahm auch seinen Sitz in Preßburg wieder ein, ohne daß weiter dagegen Einwendung erhoben worden wäre, ja man stellte jede weitere Untersuchung wider ihn ein.

Solche Anläufe zu einer gesetzlich kaum, vom Standpunkte des in Ungarn thatsächlich bestehenden Constitutionalismus aber gar nicht zu rechtfertigenden Strenge, die entweder zu unheilbaren Conflicten oder zu einem Zurückweichen der Regierung führen mußten, erschütterten das Ansehen der letzteren vollends.

Zu principiell wichtigen Entscheidungen über einen der bestrittensten Punkte des allerdings nicht ganz rühmenswerthen alten ungarischen Staatsrechtes — nämlich jenem von der Freiheit des Adels von Steuerleistungen — gab die Pest-Ofner Kettenbrücke den Anlaß. Die Mehrzahl der Magnaten, unter Führung des obersten Landrichters Grafen Anton Cziráky (geb. 1772, gest. 1852), aber auch manche an ihren Privilegien hängende Mitglieder des Unterhauses stemmten sich gegen eine Ausdehnung der Mauthentrichtung beim Passiren der Brücke auf den Adel — worin sie nicht ganz mit Unrecht eine erste Durchlöcherung des werthvollen, ohnehin schon angefochtenen Privilegiums sahen.

Graf Stefan Széchenyi sah wohl ein, daß sein Werk an diesem Punkte scheitern müsse, wenn es ihm nicht gelang, den Widerstand zu besiegen. Schon hatte er ein Uebereinkommen mit dem Bankhause Sina geschlossen, welches für Ueberlassung des Mauthrechtes die Bildung einer Actiengesellschaft übernahm, von der die Brücke hergestellt und nach siebenundachtzig Jahren dem Lande ohne Entschädigung überlassen werden sollte. Ebenso waren von dem berühmten englischen Ingenieur Clarke schon alle Vorarbeiten zum Bau der kolossalen Kettenbrücke vollendet, eines nach dem Stande der damaligen Technik überaus kühnen Werkes. Dem Einfluß Széchenyi's und den Bemühungen des Palatins, dessen Unterstützung allen auf das materielle Wohl des Landes gerichteten Bestrebungen nie mangelte, vornehmlich aber der geschickten Benützung der öffentlichen Meinung, die sich dringend für das gemeinnützige Werk aussprach, gelang es, den in beiden Häusern eine Mehrheit zu schaffen, welche zu Gunsten des Brückenbaues die Mauthbefreiung des Adels aufhob.

Wohl behielten jene Recht, welche darin nur den Vorboten der Aufhebung der Steuerfreiheit sahen, aber die Verpflichtung aller Staatsbürger zur Beitragsleistung zu den Staatsbedürfnissen war auch eines jener Gebote der Gerechtigkeit und der modernen Anschauung, auf die man sich denn doch nicht nur dann berufen durfte, wenn die Rechte Anderer dadurch geschmälert wurden.

Am 2. Mai 1836 wurde der Reichstag geschlossen, ohne daß eine der großen Fragen gelöst worden wäre, die von der öffentlichen Meinung zu seinen Aufgaben gezählt wurden. Noch in den letzten Tagen hatte die Weigerung der Regierung, die Errichtung von Gewerbeschulen zu bewilligen, „da sie dies für ihre Aufgabe ansehe und die nöthigen Anstalten, wenn es die Umstände erlauben, selbst in das Leben rufen werde", allgemeine Bestürzung und Entrüstung hervorgerufen. Selbst der so besonnene Deák brach in die bitteren Worte aus: „In zahlreichen Herzen wird das bittere Gefühl erwachen, daß die österreichische Regierung, Ungarns Entwicklung fürchtend, dieselbe in ihrem naturgemäßen Fortschreiten zu hemmen trachtet. Eine unglückliche Politik! Eine trügerische und armselige Berechnung!"

Die Bitterkeit, welche beim Schlusse des Reichstages herrschte, wurde in der nächsten Zeit noch vermehrt. Nicht wenig trug hiezu der Rücktritt des Hofkanzlers Graf Adam Reviczky bei, der als tadelloser Patriot, kenntnißreicher und besonnener Mann allgemein beliebt war. Wahrhafte Bestürzung aber weckte die Wahl seines Nachfolgers, des Grafen Fidel Pálffy, der erst seit 1828 im öffentlichen Dienste stand, sich bisher keinerlei Ansprüche auf ein so hohes und einflußreiches Amt erworben hatte, wenn diese nicht darin lagen, daß er sich in der eben

geschlossenen Session als entschiedener Anhänger der starren Magnaten-Partei bewiesen hatte.

Eine der ersten fühlbaren Spuren seines Wirkens waren die nicht immer mit den lautersten Mitteln betriebenen Bemühungen, die Regierungspartei in den Comitaten und im künftigen Reichstag zu stärken. Aemterverleihungen und Bestechungen gewannen einzelne Persönlichkeiten, Verleihung von Beneficien an schwankende Comitate sollte diese bewegen, genehme Abgeordnete zu wählen und diesen nach der damaligen constitutionellen Praxis Ungarns den Intentionen der Hofkanzlei entsprechende Instructionen zu geben. Welche Uebelstände es mit sich brachte, die Abgeordneten an solche zu binden, war schon in der abgelaufenen Session klar geworden, wo sich der scandalöse Fall mehrmals ereignete, daß Abgeordnete eines und desselben Comitates, von ihren Wählern gleich verpflichtet, in verschiedener Richtung sprachen und stimmten, wodurch es zu den ärgerlichsten Scenen kam.

Alle diese Vorgänge blieben auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung des Palatins, der auch dem neuen Hofkanzler nicht hold war und gegen seine Umgebung spöttische Zweifel in dessen Befähigung nicht unterdrücken konnte. Uebrigens wurde der Erzherzog auch durch die oft ziemlich offen hervortretenden extremen Bestrebungen einzelner Parteien und Männer erschreckt, die stets die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen wußten. Man wußte, daß er selbst reformfreundlich sei und unter der Regierung des verstorbenen Kaisers deßhalb nicht mit günstigen Augen angesehen und an mancher Maßregel gehindert worden war. Man hoffte daher auf ein entschiedeneres Geltendmachen seines Einflußes, und als Erzherzog Josef diese Erwartung nicht erfüllte, sondern eher noch vorsichtiger wurde, fühlte man sich auch in den Kreisen der besonnenen Reformfreunde enttäuscht. Der Palatin kannte eben Land und Leute und wußte, daß manche rasch beschlossene Maßregel bei dem National-Charakter und der Strömung der Zeit viel weitergreifende Folgen haben konnte als man sich vorstellte.

Der neue Hofkanzler eröffnete seine Amtsthätigkeit in der schlimmsten Weise durch eine Reihe von Tendenzprocessen. Zuerst wurde der bisher lässig geführte Proceß gegen Wesselényi zu Ende gebracht, der unterdessen im Kerker körperlich gebrochen und nahezu erblindet war. Er wurde zu drei Jahren Kerker verurtheilt — eine zu spät kommende Milde gestattete ihm jedoch, seine Strafzeit in Gräfenberg zur Heilung anzuwenden.

Ein sehr böses Blut machender Prozeß wurde gegen die jugendlichen Mitglieder eines Geselligkeitsvereines (Társalkodási egyesület) eingeleitet, dem auch der berühmte Franz Pulßky, Dionys Pázmándy und andere, später bedeutende Stellungen einnehmende Männer angehörten. Es ist nun wohl richtig, daß man in diesen Kreisen fortgeschrittenen Ideen huldigte und gerne tönende Phrasen losließ, ohne dabei viel Arges zu denken. Aber ein bischen hie und da über das Ziel schießender Enthusiasmus ist das Erbtheil tüchtiger Jugend und steht ihr besser, schafft auch bravere Männer als skeptische Blasirtheit. Man legte also gewiß dem Thun der Sprudelköpfe zu viel Gewicht bei, als man einen förmlichen Staatsproceß gegen sie anstrengte, der umso peinlicheres Aufsehen machte, als mehrfach die gesetzlichen Formen verletzt wurden, man den Angeklagten wehrte, sich ihre Vertheidiger zu wählen, ihnen andere aufdringen wollte, und so weiter. Der Proceß endete mit der Verurtheilung Einzelner; das härteste Schicksal traf einen vielversprechenden jungen Mann, Ladislaus Lovássy, der zu zehn Jahren Festungshaft verurtheilt wurde und — 1840 begnadigt — wahnsinnig vom Spielberg zu seinem greisen Vater zurückgebracht wurde.

Es ist richtig, daß es schwer ist, die Grenzlinie zu ziehen, wo eine Meinung zur That, auf Andere übertragen und dadurch schädlich wird, und es gibt unleugbar Meinungen, deren Verbreitung nicht zu dulden ist. Trotzdem klebt einer Verfolgung um solcher willen stets etwas Gehässiges an, und wo nicht skrupulös die Linie des Gesetzes eingehalten oder überflüssige Strenge angewendet wird, schadet

der angestrengte Proceß mehr als es die nun mit der Gloriole des Märtyrerthums umgebene Meinung je hätte thun können.

Am deutlichsten wird dies am Beispiele Ludwig Kossuth's, der vielleicht nie zu jener hohen und so verhängnißvoll gebrauchten Bedeutung emporgehoben worden wäre, wenn man nicht auch gegen ihn einen höchst überflüssigen Proceß angestrengt hätte. Wir wissen, daß er die Verhandlungen des Reichstages sammelte und in einer anfänglich geschriebenen Zeitung („Reichstags-Nachrichten") herausgab. Auf Grund längst veralteter Gesetze verbot man ihm dies, und als er in einem gleichfalls geschriebenen Blatt („Behördliche Nachrichten") auch öffentliche Vorkommnisse aus den Comitaten, Berichte über Gerichtsverhandlungen und so weiter beifügte, wurde er 1837 verhaftet und in der Ofner Festung eingekerkert. Erst nach einem Jahre erfloß das Urtheil, das ihn des Hochverrathes, „weil er sich dem Befehl des Königs widersetzt hatte", schuldig sprach und ihm vier Jahre Kerkerstrafe zuerkannte.

Es ist interessant zu hören, wie er später selbst über die Zeit seiner Haft und die Einwirkung derselben auf seinen Charakter urtheilt: „Ich mußte manchmal meine ganze Seelenkraft zusammennehmen, um in der beschäftigungslosen ewigen Einsamkeit den Schwärmereien meiner Phantasie ein Halt! zu gebieten. Ich kann begreifen, daß die mit weniger Seelenkraft Begabten in einsamer Haft dem Wahnsinn verfallen. Gegen dieses Uebergewicht der Einbildungskraft nahm ich zum Nachdenken über praktische Gegenstände meine Zuflucht. Ich legte mir Rechenschaft ab über die Mängel der Zustände und Institutionen in meinem Vaterlande, ich zog daraus die Lehren meiner Erfahrungen und Kenntnisse, durchdachte jede einzelne Frage und bildete mir eine Meinung von der Lösung derselben. Aus diesen Meditationen schöpfte ich auf meiner späteren Laufbahn großen Nutzen."

Erst in der Haft also scheint sich jener von Haß und Leidenschaft beflügelte Drang zur völligen Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse und jene starrsinnige Ueberzeugung von der Macht der eigenen Ansichten herausgebildet zu haben, die das Wirken dieses sonst so hochbegabten Mannes zu einem geradezu verderblichen machten.

Die Opposition gegen das herrschende System, die sich in Ungarn immer bemerkbarer machte, schwieg bisher im übrigen Kaiserstaate noch ganz, oder sie machte sich in einem ziemlich ungefährlichen Raisonniren und der Leidenschaft bemerkbar, mit welcher man die oft ziemlich mißgünstigen, leider oft der Wahrheit entsprechenden, oft aber auch unbilligen Beurtheilungen österreichischer Zustände in auswärtigen Blättern las. Besonders einflußreich waren die unter Ignaz Kuranda's Redaction in Leipzig erscheinenden „Grenzboten", die, vornehmlich für Oesterreich berechnet, zwar natürlich verboten, aber trotzdem in hohen und niederen Kreisen eifrig gelesen wurden. Trotz der scharfen Haltung dieses Blattes wirkte es verdienstlich, da seine meist von Oesterreichern geschriebenen Artikel von Kenntniß der Verhältnisse zeigten, die man oft in den verdammenden Urtheilen anderer deutscher Blätter umso schmerzlicher vermißte, als ja die Zustände in den verschiedenen deutschen Vaterländern damals auch nicht gar so rosig waren. Angeblich soll man sich an der Spree und Elbe und an verschiedenen anderen Flüßen und Flüßchen noch heute über die eigenen Fatalitäten dadurch hinüberhelfen, daß man den Oesterreichern den Text liest.

Eine Seite der heimischen Zustände war es, die namentlich Gelegenheit zu Angriffen bot — die confessionelle. Selbst Graf Hartig gibt zu, daß eine der Hauptmaximen der Regierung die Begünstigung der extremen katholischen Richtung war, und wir haben schon früher angedeutet, daß der seiner Gesinnung nach früher sehr indifferente Fürst Metternich endlich im kirchlichen Einfluß eine Stütze seiner Politik suchte, — nebstbei gesagt — ein Versuch, der noch nie zum Vortheil des Staates und der wirklichen religiösen Interessen ausgeschlagen ist. Und ganz richtig bemerkt der eben genannte Staatsmann, daß diese Richtung nothwendigerweise zu Unbilligkeiten gegen die übrigen Confessionen führen mußte,

welche wesentlich zur Verbitterung der Stimmung beitrugen und namentlich im Auslande zu den schärfsten Angriffen benützt wurden.

Die bekannteste und am meisten Staub aufwirbelnde Angelegenheit in dieser Beziehung war jene der protestantischen Zillerthaler. Seit der gewaltsamen Vertreibung der 30.000 salzburgischen Protestanten durch den damals noch souveränen Erzbischof von Salzburg, Leopold Graf Firmian (geb. 1679, gest. 1744), im Jahre 1732, hatten sich einzelne protestantische Familien in dem rauhen tirolischen Alpenthal, namentlich in den Ortschaften Hippach, Mayrhof, Brandberg, Hollenzen und Unterbichl angesiedelt und dort zuerst verborgen, nach Erlaß des Toleranzpatentes aber offen ihrem Glauben nachgelebt, im Uebrigen jedoch, wie ein Bericht des Guberniums anerkennt, sich als „achtbare Menschen und treue Unterthanen" erwiesen.

Schon in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Franz wendete sich nun eine lebhafte Agitation gegen eine Hand voll Menschen und zahlreiche Petitionen liefen ein, um Erhaltung und Bewahrung der „Glaubenseinheit". Endlich mußte auch die vereinigte Hofkanzlei Stellung nehmen und erklärte in einem Bericht vom 25. Juni 1833, man müsse sich in solchen Fällen strenge an die Gesetze halten, da sonst die Willkür einreiße und gefährliche Folgen eintreten könnten. Es sei umso mehr geboten, am Toleranzpatent (das nebstbei gesagt nach heutigen Begriffen nicht übermäßig tolerant war) festzuhalten, als ja durch die Duldung der Protestanten in der ganzen Monarchie kein Nachtheil für Staat oder Religion entstanden und dies gewiß auch bezüglich Tirols nicht zu besorgen sei.

Kaiser Franz aber mochte in dieser Frage anderen Einflüssen unterliegen und neigte zu einer weniger duldsamen Auffassung, gegen welche die Hofkanzlei wiederholt Einwendungen erhob. So zog sich die Sache hin bis zum Jahre 1836, wo die Hofkanzlei sich nochmals energisch gegen die in Vorschlag gebrachte Ausweisung der Zillerthaler Protestanten aussprach und den Einwurf, daß das Toleranzpatent nie in Tirol Gesetzeskraft erlangt habe, im Sinne der gesammtstaatlichen Gesetzeshoheit zurückwies.

Dessenungeachtet erfloß eine Resolution, welche jene, die nicht zum Katholicismus übertreten wollten, zur Uebersiedlung in andere österreichische Provinzen verhielt. Die harte Maßregel einer Expatriirung, die sich wenig von einer Verbannung unterschied, um des Glaubens willen, war ein zu heftiger Schlag gegen die immer mächtiger auftretende freisinnige Richtung der Geister, um nicht unliebsames Aufsehen in aller Welt zu erregen. Noch peinlicher wurde die Angelegenheit, als die Mehrzahl dieser armen Leute, denn nur sehr Wenige bequemten sich zum Uebertritt, sich ganz zur Auswanderung aus Oesterreich entschlossen und dem Ausland Gelegenheit geboten war, in einer nicht abzulehnenden Weise Partei für dieselben zu ergreifen. In Preußen bildeten sich Comités zur Unterstützung der Zillerthaler, der königliche Hofprediger Gerhard Friedrich Albert Strauß erschien in Wien als deren Anwalt, und Friedrich Wilhelm III. räumte ihnen die seiner morganatisch vermälten zweiten Gattin, der Fürstin Auguste von Liegnitz (einer geborenen Pragerin), gehörige Domäne Erdmannsdorf in Schlesien ein, welche den Namen „Zillerthal" erhielt.

Mehr als fünfhundert fleißiger und strebsamer Unterthanen ergriffen den Wanderstab und wendeten sich in der Mehrzahl nach Schlesien, ein kleiner Theil siedelte sich im Orte Schwabach im bayrischen Kreise Mittelfranken an, wo ihnen König Ludwig I. gleichfalls ein Asyl anbot. Die Aufnahme, welche man den Auswanderern überall, selbst im Inlande und in rein katholischen Gegenden bereitete, war ein beredter Protest gegen die Maßregel, welche zu sehr im Widerspruch mit dem Zug der Zeit stand, um nicht zu vehementen Angriffen auf die österreichische Regierung benützt zu werden.

Im Mai 1838 begab sich das Kaiserpaar zur Huldigung nach Innsbruck und darauf nach Mailand, wo im Dome am 6. September mit der in Monza aufbewahrten lombardischen Krone, der sogenannten eisernen, die bekannt-

lich aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein soll, die Krönung vollzogen wurde — wohl die letzte, bei welcher diese „eiserne Krone" zur Verwendung kam. Eine neuerliche Amnestie erfloß, welche die Strafen sämmtlicher Staatsverbrecher erließ, und auch die Rückkehr in die Heimat wurde den Exilirten möglich gemacht.

Ein weiterer Beweis der Gnade lag in der Errichtung einer aus sechzig adeligen Jünglingen bestehenden lombardisch-venetianischen Leibgarde, welche jedoch ebenso wie die seinerzeit von Kaiser Josef II. errichtete polnische nie vollkommen zur Aufstellung kam und endlich wieder ganz aufgehoben wurde.

Auf den furchtbar strengen Winter von 1837 auf 1838, der sich besonders durch seinen Schneereichthum bemerkbar machte, folgte im März ein plötzliches Thauwetter. Wien wurde dieses Mal von den Schrecken einer Ueberschwemmung verschont, dagegen suchten dieselben in furchtbarer Weise Pest und die tiefgelegenen Theile Ofens heim. Die schon seit längerer Zeit getroffenen Schutzmaßregeln erwiesen sich vollkommen unzureichend, und als nach dem plötzlichen Aufbrechen der Eisdecke die kolossalen Schneemassen sich bei der Insel Csepel stauten, konnten auch die aufgeführten Nothdämme die nachdrückenden Wassermassen nicht aufhalten und nach Durchbruch der Dämme bei Waitzen und Sorokár ergossen sich die Wogen von mehreren Seiten in die unglückliche Stadt. Die innere Stadt, die Theresien-, Franzens- und Josefsstadt waren vollständig überflutet, so daß in den tiefer gelegenen Gassen das Wasser bis zum ersten Stockwerk reichte. Fast noch schlimmer sah es auf der Ofnerseite aus, wo nur die Festung einen Zufluchtsort bot, da die nach rechts drängenden Eismassen die von den Wellen unterwaschenen Häuschen der Wasser- und Raizenstadt, von Alt-Ofen und Neustift gänzlich zerstörten.

Der Morgen des 14. März bot ein trostloses Bild der Verheerung, und trotzdem steigerte sich die Gefahr noch, da die Eismassen sich stets vermehrten, den Abfluß der nachdrängenden Fluten verhinderten, die sich daher nach beiden Uferseiten ergossen. Alle Schrecken schienen entfesselt, da immer mehr Gebäude einstürzten, endlich auch Mangel an Lebensmitteln eintrat und es an Obdach für die aus den Wohnungen Vertriebenen fehlte. Daß in einem solchen Schauergemälde neben Zügen bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit und Aufopferung auch die traurigen menschlicher Brutalität und Verbrechens, das sich selbst eine so furchtbare Katastrophe zu Nutzen macht, nicht fehlen, ist betrübend, aber kaum zu wundern. Ein streng gehandhabtes Standrecht mußte das verlassene Gut vor den gierigen Eingriffen stets bereiter Strauchritter schützen.

Am 15. März erreichte die Noth und Verzweiflung den höchsten Grad. Noch immer stieg die eisige Flut und erreichte um Mitternacht die Höhe von 29′ 4″ über Null — eine halbe Klafter über dem höchsten je beobachteten Stand. Eine der schwerst zu besiegenden Calamitäten brachte der Wassermangel mit sich, da fast sämmtliche Brunnen mit Schlamm und Sand gefüllt waren.

An der Spitze der Rettungsarbeiten stand der jugendliche Sohn des Palatins, Erzherzog Stefan, der unermüdlich thätig war und sich mehrere Male selbst der Lebensgefahr aussetzte. Durch diese Haltung erwarb er sich zuerst jene Sympathien, die ihn später beim Beginn seiner hohen Mission begleiteten und in ihm den schmerzlich getäuschten Glauben wecken mochten, daß er berufen sei, die wild erregten Geister in den Bahnen der Gesetzlichkeit und schaffenden Fortschrittes zu erhalten.

Im Laufe des 16. März endlich erzwangen sich die Wassermassen einen Abfluß, die Flut sank in den Straßen — aber nur, um ein furchtbares, entmuthigendes Bild der Zerstörung zu zeigen. In der Franzens-, Josefs- und Theresienstadt lagen ganze Häuserreihen in Schutt, und nur ein chaotisches Trümmergewirr kennzeichnete den Lauf der Straßen. In Pest waren 2281, in Ofen 204 Häuser eingestürzt, eines gänzlichen Umbaues bedurften in ersterer Stadt in Folge der Katastrophe 827, in letzterer 262 Gebäude. Zwei Drittel der aufblühenden Stadt lagen in Trümmern, und geradezu unermeßlich war der Schade an Gütern und den in Magazinen aufgespeicherten Waaren. Die traurigste Bestätigung der

Schrecklichkeit der Katastrophe bildete die Todtenliste, welche nahezu an zweihundert Personen auswies, die in den Fluten und unter den zusammenstürzenden Häusern ihr Leben verloren hatten.

Daß sich der Wohlthätigkeitssinn der Gesammtbevölkerung des Reiches auch bei dieser Gelegenheit glänzend bewährte, bedarf umso weniger eines besonderen Hinweises, als sich, wie stets, der Monarch selbst an die Spitze der Spendenden stellte und in einem besonderen Handschreiben seine Ueberzeugung aussprach, daß man überall den „verunglückten Brüdern in Ungarn freudigst und liebreichst beistehen und zur Linderung des Elends kräftigst beitragen werde." Besonders Wien steuerte beträchtliche Summen bei und eine von der Fürstin Metternich veranstaltete Lotterie — wohl die erste ihrer Art — brachte fast sechzigtausend Gulden ein.

Das entsetzliche Unglück sollte aber viel später noch ein höchst amüsantes Nachspiel haben. Unter jenen Unternehmungen, welche den Ueberschwemmten Geldhilfe zuzuwenden bestimmt waren, war auch eine musikalisch-deklamatorische Akademie in Wien, bei welcher der berühmte Heldenspieler Ludwig Löwe ein von Nikolaus Lenau verfaßtes Gedicht als Prolog zu sprechen hatte. Ein paar Tage vorher erhielt Löwe einen Brief Lenau's des kurzen Inhalts (beiläufig): „Lieber Freund! Wenn Du in der Akademie mein Gedicht gesprochen haben wirst, so füge noch am Schlusse in Prosa die Worte bei: Und wenn es Euch Allen wohlgeht, so gedenket der weinenden Brüder im Ungarlande. Dein Lenau."

Dieser keines weiteren Commentars bedürfende Brief gelangte später in die Hände eines Sammlers von Handschriften, von da in die eines Autographenhändlers in Wien und prangte eines schönen Tages (Anfangs der Fünfziger Jahre) in dessen Auslage in einem Kunstgewölbe der Kärntnerstraße. Nicht lange darauf betritt den Kaufladen ein Polizist sammt obligatem „Vertrauten mit dem aufgesteckten Adler" und reklamirt den Brief „als revolutionäre Tendenzen und ausgesprochenste Sympathien mit den Rebellen in Ungarn enthaltend", dem Besitzer mit sorgenschwerer Miene und bedauerndem Kopfschütteln die strengste Ahndung von Seite der damals allgewaltigen Militärbehörde in Aussicht stellend. Dies touchirte nun wohl den Eigenthümer, der, abgesehen von seiner allerorts bekannten Loyalität, auch fast täglich in freundlichster Weise mit den Koryphäen jener Periode, vom Marschall Radetzky angefangen, verkehrte, nicht, indeß eilte er doch sofort zur Stadthauptmannschaft (wie damals die Polizeidirection hieß), um das höchst einfältige Mißverständniß des subalternen Beamten aufzuklären. Man nahm dies huldvoll zur Kenntniß, lieferte den Brief auch sofort wieder aus, bat aber, „um denn doch Mißverständnisse im Publikum zu vermeiden", den Brief nicht mehr in die Auslage zu geben. Der „dumme Kerl" mußte ja damals stets Recht behalten!

Ueberraschend schnell erhob sich nach dem schweren Unglücke Pest aus seinen Trümmern und dankt dieser furchtbaren Heimsuchung zum Theil seine heutige schöne Entwicklung. Da durch die Unterbrechung des Verkehrs zwischen den Schwesterstädten die Calamität wesentlich verschlimmert wurde, so war auch ein Ansporn für die energische Inangriffnahme und Betreibung des Brückenbaues gegeben.

Es lag im Charakter des Regierungssystemes, daß man Zeichen geistiger Regsamkeit und besonders deren gemeinsame Bethätigung nicht gerne sah und schon gar nicht begünstigte. Dessenungeachtet erwies sich die Strömung der Zeit so mächtig, daß man solche Vereinigungen nicht ganz hindern konnte, ja gezwungen war, deren Patronanz selbst in die Hand zu nehmen, um dem Mißtrauen, das man nun einmal hatte, Rechnung tragen zu können.

So trat im Jahre 1838 die schon einmal in ihrem Entstehen unterdrückte „Gesellschaft der Aerzte" in das Leben, und der Eröffnungsfeier wohnten die Erzherzoge Franz Karl, der Fürst Staatskanzler und die höchsten Würdenträger bei. Noch wichtiger war die Gründung des „Niederösterreichischen

Gewerbevereins", in dem das fortschrittlich gesinnte eigentliche Bürgerthum seinen Mittelpunkt fand, und der daher später trotz aller Ueberwachung auch eine gewisse politische Bedeutung erlangte. In kurzer Zeit zählte er über tausend Mitglieder, und da der als Reformfreund geltende Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl, das Protectorat übernahm, galt der Verein als einer jener Hebel, mittelst welchen das herrschende System aus den Angeln gehoben werden konnte.

Denn darüber, daß dieses unhaltbar und schädlich war, gab es mit Ausnahme der Regierenden kaum eine Meinungsverschiedenheit, ja man kann aus mancherlei Anzeichen schließen, daß sich selbst in sehr hohen und einflußreichen Kreisen eine Opposition gegen Metternich's Maximen erhob, und daß diese nur deßhalb nicht energischer geltend gemacht wurde, weil man sich nicht klar war, was an deren Stelle zu setzen sei. Sein Einfluß und sein persönliches Uebergewicht war noch immer groß genug, um an die von ihm statuirte „Weltordnung" glauben zu machen, nach deren Beseitigung nichts Anderes möglich war als das Chaos. Auch

Saida. (Seite 494.)

da hatte er theilweise Recht, denn das Chaos folgte — aber nur deßhalb, weil man Unhaltbares bis zum letzten Momente festhielt und kostbare Zeit verloren hatte.

In der Verurtheilung der herrschenden Zustände war man in allen Kreisen einig — vom höchsten Adel bis hinab zu jenen Schichten, in welchen sich zuerst dunkle Ahnungen von der Bedeutung und Gewalt dessen regten, was man heute die „sociale Frage" nennt.

Ebenso treffend als wahr schildert Graf Hartig die herrschende Stimmung, wenn er sagt: „Um aber die Ereignisse nach den Märztagen des Jahres 1848 sich erklären zu können, muß der Umstand in Betracht kommen, daß die höheren oder privilegirten Classen der Bevölkerung mit dem intelligenten Mittelstande zwar in dem Ausgangspunkte, nämlich in der Abneigung gegen das Regierungssystem und dem Mißtrauen in den Gang der Staatsmaschine, sowie in dem Wunsche, beide umzugestalten, vollkommen übereinstimmten, in ihren weiteren Tendenzen aber einander diametral entgegenstanden. Die Ersteren wollten nämlich auf die Trümmer des Bestehenden ein Gebäude setzen, in welchem sie die bequemsten und besten Räume einzunehmen, den Anderen aber nur die Dachstübchen und Mezzanine aus Gnade zu überlassen dachten; diese Anderen wollten dagegen ein

Kirche gebaut, in welcher die Reliquien jede Sonntag zum Hochamte ausgesetzt wurden. Ein Kloster, das Kloster Gottes, wurde dabei gegründet, und Ludwig der Fromme gab ihm 1000 Mansen Landes. Die Kirche ist noch vorhanden, aber sehr verändert.

Die Kirche zu Hersfeld, die 10 Jahre nach Fulda gebaut wurde, war eine Basilika mit Querschiff und Krypta, 300 Fuß lang, 150 Fuß breit, mit 2 Chören und 2 Thürmen. Sie ist 1761 abgebrannt, und nur ein Thurm ist noch übrig. Die Kirche zu Corvey an der Weser, 822 gebaut, hatte 2 Querschiffe, 2 Chöre und 2 Thürme. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig. Die Kirche zu Lorsch, 774 gebaut, hatte 2 Querschiffe, 2 Chöre und 2 Thürme. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig.

Kirche zu Lorsch.

Auch diese Basilika hatte 2 Chöre, 2 Querschiffe, 2 Thürme und eine Krypta. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig. Die Kirche zu Lorsch, 774 gebaut, hatte 2 Querschiffe, 2 Chöre und 2 Thürme. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig.

Die Kirche zu Hersfeld, die 10 Jahre nach Fulda gebaut wurde, war eine Basilika mit Querschiff und Krypta, 300 Fuß lang, 150 Fuß breit, mit 2 Chören und 2 Thürmen. Sie ist 1761 abgebrannt, und nur ein Thurm ist noch übrig. Die Kirche zu Corvey an der Weser, 822 gebaut, hatte 2 Querschiffe, 2 Chöre und 2 Thürme. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig. Die Kirche zu Lorsch, 774 gebaut, hatte 2 Querschiffe, 2 Chöre und 2 Thürme. Sie ist jetzt Pfarrkirche, und nur ein Thurm ist noch übrig.

Bezüglich der italienischen Provinzen, wo die Bewegung von allem Beginne an auf die Losreißung vom österreichischen Staatsverband gerichtet war, wurde bereits in Kürze das Nöthige erwähnt, ebenso ist die nationale Frage in Ungarn eng mit den schon berührten politischen Vorgängen verknüpft. Neben diesen beiden Gesichtspunkten ist aber noch ein dritter von hoher Wichtigkeit: Der Slavismus.

Derselbe ist für Oesterreich, ja für ganz Europa in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu so eminenter Bedeutung gekommen, daß eine kurze Erörterung wohl am Platze ist. Jenen, in deren Interesse angeblich die nicht mit Unrecht vielbespöttelte „Unermeßlichkeit des Slaventhums" erfunden und propagirt wurde, sind verhältnißmäßig sehr spät zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit und Wichtigkeit gekommen, anders steht es mit den Erfindern und Pflegern dieser Idee, die freilich ihre sehr realen Zwecke damit verfolgten.

Schon 1812, als Oesterreich gezwungen an Frankreichs Seite trat, das übrigens im Gouvernement Illyrien selbst slavische Unterthanen besaß, schrieb Kaiser Alexander I. an den Admiral Tschitschakow, der bestimmt war, Dalmatien und die slavischen Küstenländer zu insurgiren, nach welchen man ja von der Newa stets begehrlich schielte, um die Türkei auch von dieser Seite zu umfassen: „Die schlaue Haltung Oesterreichs, welches sich unlängst mit Frankreich alliirte, zwingt Rußland dazu, alle in seiner Gewalt befindlichen Mittel zur Bekämpfung der zwei feindlichen Mächte anzuwenden. Von diesen Mitteln ist das allerwichtigste: den kriegerischen Geist der slavischen Völker in Serbien, Bosnien, Dalmatien, Kroatien und Illyrien zu unseren Gunsten auszubeuten ... Es ist nothwendig, daß Sie jedes mögliche Mittel zur Begeisterung dieser slavischen Völker benützen, um dieselben unseren Zwecken geneigt zu machen. Versprechen Sie ihnen zum Beispiel Unabhängigkeit, die Errichtung eines slavischen Reiches, die Belohnung ihrer einflußreichen Männer mit Geld, den Armeen und ihren Anführern versprechen Sie Orden und Titel."

Da hätten wir denn in einem authentischen Documente so ziemlich die Grundzüge dessen, was man als den so vielfach und mit verdächtigem Eifer geleugneten Panslavismus Rußlands kennt, der noch heute mit denselben Mitteln arbeitet, die — übrigens sehr weitschichtige — Stammesgleichheit und religiöse Sympathien für seine Zwecke ausnützt, mit wohlfeilen Versprechungen die Völker, mit substantielleren Gnadenbeweisen anderer Art die einzelnen Personen an sich zieht. Der „Panslavismus" ist ebenso wenig ein bloßes Hirngespinst erregter westeuropäischer Phantasie als der berühmte „Rubel auf Reisen", der sich für mehr ehrgeizige als berechnende Naturen auch als Stanislaus- oder Annen-Orden verpuppt.

Die ersten merkbaren Spuren seines Daseins gab der Panslavismus, wenn man von den uns zu ferne liegenden serbischen Wirren, die zur Erhebung der Karageorgevich führten, absieht, in Ungarn. Hier traf er auf ein selbst im Emporstreben begriffenes, eifersüchtig seine Bedeutung wahrendes Volksthum, so daß der Magyarismus im Nord und Süd mit dem Slavismus hart aneinander gerieth. Als Schlachtruf erschienen 1832 die „Sláwy deera" Johann Kollar's (geb. 1793, gest. 1852), der slowakischer Prediger an der evangelischen Gemeinde Pest war. Dieses Gedicht ist eine geradezu maßlose Verherrlichung des „Allslaventhums" (Vsesláwia) und offenbart die zeitweise abgeschwächten und verschwiegenen, aber nie ganz verleugneten Ziele der ganzen Bewegung.

„Was werden die Slaven, was wird ganz Europa in hundert Jahren sein?" heißt es in einer der Kraftstellen. „Der Slavismus breitet sich fortwährend aus und überströmt gleich der Sintfluth mit fortwährender Steigerung den Welttheil. Die Sprache, welche unsere Feinde verächtlich die Sprache der Sklaven nennen, wird in den Sälen ihrer Paläste, an den Mündungen ihrer Flüsse erschallen. Die Wissenschaften werden bald in slavischen Canälen, slavische Gebräuche und Sitten, slavische Lieder und Trachten werden herrschen an den Ufern der Elbe und Seine." So was wurde geschrieben und mit Enthusiasmus aufgenommen im Beginne der Bewegung, man wird also manche Erscheinungen von nationalem

Paroxismus, die wir miterlebten, milder beurtheilen müssen, da sie höchstens dasselbe an Wahnwitz leisten.

An anderer Stelle wird Rußland natürlich die Befreierrolle zugeschrieben und dasselbe — notabene zur Zeit der polnischen Erhebung von 1830 — sowie das russische Herrscherhaus so maßlos erhoben und gefeiert, daß ein ungarischer Schriftsteller nicht ohne Grund fragte: ob „dem Verfasser entweder das edelste Gefühl fehlt, welches das Herz eines Mannes erregt — das Gefühl für Freiheit — oder ob er dasselbe gleich einer elenden Waare vor die Füße jener Macht wirft, die es stets zertreten hat".

Da man der „Sláwy dcera" von slavischer Seite nicht blos einen politischen, sondern vielfach auch einen ästhetischen Werth beimaß, so ist es nicht uninteressant zu erfahren, in welch derber Weise darin die bekannte grandiose Höllenfahrt Dante's in dessen „divina comedia" nachgeahmt wird. In einem „Acheron" betitelten Gesang läßt Kollar die natürlich für das Slaventhum begeisterten Höllengeister die Feinde der „Weltnation der Zukunft" weidlich plagen. So wird der Historiker Dugonics, der selbst lateinisch schrieb und keine Ahnung vom Slavismus hatte, von allerlei Geschmeiß gequält, dessen er sich „in verächtlicher Sprache bellend" zu erwehren sucht, ein Amtsgenosse von Kollar, der Erbauungsschriftsteller Superintendent Glatz aber muß die Pein erdulden, seine überlange Nase von Teufeln gezwickt und zerfleischt zu sehen u. s. w.

Natürlich folgte solchen Angriffen eine ebenso entschiedene Abwehr, und das „Szózat" (Stimme) Wesselényi's, geschrieben während seiner Internirung in Gräfenberg, trat mit fast ebenso einseitiger Hervorkehrung des Magyarismus den slavischen Aspirationen scharf entgegen. Indessen sollte die Bewegung unter den apathischen, auch materiell machtlosen Nordslaven Ungarns nie jene Bedeutung erlangen wie unter den Südslaven Kroatiens, das stets eine Sonderstellung einnahm und in der Militärgrenze sowie in den anstoßenden Ländern einen Rückhalt hatte.

Auch hier entsprang die Agitation literarischen Bestrebungen, die namentlich von Ludwig Gaj, der sich lange in Rußland aufgehalten hatte, verfolgt wurden, aber bald in dessen Flugschrift „Sollen wir Ungarn werden?" auf das politische Gebiet übertragen wurde. Wenn Kollar in einem späteren Werk sagt: „Zum ersten Mal wieder nach vielen Jahrhunderten betrachten sich die zerstreuten slavischen Stämme als Ein Volk", so fehlte diesem Ausspruch ebenso alle historische Begründung, wie wenn Gaj für ein „Gesammt-Illyrien" schwärmt, das alle Südslaven einschließlich der Slovenen umfassen sollte. Denn so weit die historische Kenntniß reicht, waren die Slaven nie vereinigt, und ebenso wenig läßt sich der Traum eines „Gesammt-Illyriens" weder geschichtlich noch ethnographisch begründen. Aber die Massen wurden durch solche Schlagwörter in Bewegung versetzt und in eine Richtung gedrängt, die bewußt oder unbewußt ganz anderen Zwecken diente als dem angeblichen Schutz dieser Nationalitätensplitter.

So bildete sich ein nationaler Gegensatz heraus, den besonnene Politiker, wie Széchenyi, vergebens zu überbrücken suchten, und der nicht wenig zu der endlichen unglücklichen Wendung der ungarischen Verhältnisse beitrug.

Unter den österreichischen Slaven standen den panslavistischen Ideen direct ablehnend nur die Polen gegenüber, deren traurige Erfahrungen sie allerdings vor einer Richtung bewahren mußten, die nur dem unerbittlichen Bedränger und Unterdrücker ihrer Nationalität zu Gute kommen konnte. Dagegen hing man den Träumen an eine Wiederherstellung Polens fort und fort nach und ließ sich, wie die später zu besprechenden traurigen Ereignisse des Jahres 1846 bewiesen, sogar zu einem Auflehnen gegen Oesterreich hinreißen, unter dessen Herrschaft das unglückliche Volk noch allein Milde und Schonung fand.

In Böhmen schlossen sich die schon anderwärts erwähnten Bemühungen für das Wiederaufleben der czechischen Literatur ziemlich bald, wenn auch noch vorsichtig an jene Tendenzen, wie sie in Kollar's „Sláwy dcera" lagen — ein

Titel, in dem an und für sich schon ein politisch pointirter Doppelsinn lag, indem es „die Tochter Slaviens", aber auch „die Tochter des Ruhmes" heißen konnte.

In die literarischen Bestrebungen mengte sich bald ein — mindestens für Unbefangene — abstoßender Zug von Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, die ganz gewiß weder dem ästhetischen noch dem wissenschaftlichen Werthe der bald ziemlich umfangreichen czechischen Literatur zu Gute kam. Ein ursprünglich für rein literarische Zwecke bestimmter und auch mit deutschen Mitteln ausgerüsteter Verein, die „Matice česka" ward bald der ausgesprochene Tummelplatz fanatischer „Vlastenci" (Vaterlandsfreunde) und hatte darum wechselnd bald unter Polizeichikanen zu leiden, bald begünstigte man sein Treiben, um ein Gegengewicht gegen die fortschrittliche Richtung zu haben.

In Böhmen regte sich — angefeuert von der allgemeinen Mißstimmung und der nationalen Erregung — zuerst eine ständische Opposition. Obwohl längst aller Bedeutung entkleidet, waren doch in der Aufrechthaltung gewisser Landeswürden (Oberstburggraf, Landesoffiziere) die alten ständischen Formen erhalten geblieben, wie sie vor der Schlacht am weißen Berge bestanden hatten. Und an diese Formen knüpfte man nun an, um die alten Rechte zu revindiciren, indem man gegen die Ernennungen einzelner Würdenträger Protest erhob und so die Kraft erprobte. Sogar der so verdienstvolle, um das Emporblühen Prags rastlos besorgte Oberstburggraf Karl Graf Chotek kam in Mißhelligkeiten mit den Ständen, die sich nach und nach auf ihre alten Rechte besannen und nicht mehr blos die von der Regierung verlangten Summen bewilligen, sondern auch über deren Verwendung unterrichtet sein wollten — ein uns heute ganz selbstverständliches Verlangen, über das aber selbst wohlmeinende, gemäßigt denkende Regierungsmänner vor vierzig Jahren ganz außer Rand und Band geriethen.

Um nun in diesem geräuschlos aber unablässig geführten Kampf eine Stütze an der Bevölkerung zu finden, der man es eben nicht übelnehmen konnte, wenn sie sich für die nur selten zu ihrem Heil angewendeten ständischen Vorrechte nicht erhitzte, bedienten sich die böhmischen Torys auch der nationalen Bewegung.

Es ist gewiß interessant, darüber Graf Hartig zu hören, der an anderen Stellen seines mit seltener Objectivität geschriebenen Werkes (Genesis der Revolution in Oesterreich) beweist, daß ihm jede Germanisirungstendenz sehr ferne ist. „Um sich vollkommen als Vertreter der Czechen zu bewähren", schreibt er bei Besprechung der böhmischen Stände, „fachte man das zwar niemals erloschene, aber doch nur still fortglimmende Feuer der Czechomanie im Volke emsig an. Leute, welche deutsch weit geläufiger und richtiger als böhmisch sprachen, gaben sich das Ansehen eifriger Slavisten, in den vorzüglichsten Gast- und Kaffeehäusern Prags, wo kaum eine der deutschen Sprache unkundige Zunge jemals Speise und Trank verkostete, erschienen czechische Speisezettel, Einladungen zu Festen, welche keineswegs für die unteren Gesellschaftsschichten, bei welchen allein die Unkenntniß der deutschen Sprache mitreden konnte, bestimmt waren, wurden in czechischer Sprache verfaßt*); in Landstädtchen, deren Bevölkerung aus Deutschen bestand, erhielten die Gassen, wenn der Amtmann ein Czechomane war, czechische Namen. Dadurch wurde der Sprachenhader, an welchen die Masse des Volkes gar nicht dachte, in das Leben gerufen. Da von jeher die Gesetze und Vorschriften in beiden Landessprachen bekannt gemacht wurden, — da in czechischen Gemeinden die Seelsorger, Schullehrer und Amtsleute czechisch mit dem Volke sprachen, so war ungeachtet des nie erloschenen Nationalgefühles doch kaum eine Spur wirklicher Anfeindung der Deutschen von Seite der Czechen zu finden; es war vielmehr zu einer weit verbreiteten Gewohnheit geworden, daß Eltern czechischer Zunge ihre Kinder zu Freunden in deutsche Orte schickten und dafür von dort Kinder bei sich auf-

*) Daß diese Behauptung nicht einer Gehässigkeit, sondern thatsächlich herrschenden Verhältnissen entsprach, möge eine Anekdote beweisen, die in dem Werke eines der neuesten Fürsprecher des Czechenthums erzählt wird. Zwei czechisch sprechende Frauen wurden auf der Straße belauscht, als die Eine derselben plötzlich sagte: „Sprechen wir deutsch, sonst hält man uns für Dienstboten."

nahmen, um so Beiden die Gelegenheit zu verschaffen, sich die eine und andere Landessprache anzueignen. Der gegenwärtige Sprachen- und Nationalitätengeist ist sonach durchaus nicht von dem der deutschen Sprache unkundigen Theil des Czechenvolkes ausgegangen, sondern er ist in demselben von oben geweckt worden, um durch denselben die Centralverwaltung zu entkräften, nach dem Beispiele, welches in Ungarn gegeben war."

Daß dieser Schluß richtig ist, wird durch die Thatsache bewiesen, daß sich anfänglich viele gesinnungstüchtige Deutsche aus Abneigung gegen das jeden Fortschritt und jede selbstständige Regung unterdrückende System der nationalen Bewegung im czechischen Lager anschlossen. Wir finden unter Eingaben der Stände um Berücksichtigung der czechischen Sprache in den Lehranstalten Cavaliere unterschrieben, die jetzt von den modernen „Vlastenci" in nationalen Acht und Bann gethan sind, und mehrere deutsche Dichter (Ebert, Meißner, Hartmann) wählten mit Vorliebe Stoffe aus der älteren böhmischen Geschichte für ihre Dichtungen. Als sich zeigte, wie weit die politischen Ziele gingen, wie innig dieselben mit den panslavistischen Utopien verwandt waren, und daß man sofort bereit war, die Freiheit um nationaler Vortheile willen zu opfern, änderte sich die Sache freilich, und es bildete sich jener traurige Zwiespalt heraus, der noch heute seine unseligen Wirkungen offenbart.

Der Einfluß dieser nationalen Bestrebungen auf die spätere Geschichte unseres Staates ist ein zu maßgebender, als daß wir ihr Entstehen nicht hätten kurz berühren sollen. Leider werden wir noch oft in die Lage kommen, uns auf diese Darlegung beziehen zu müssen.

Während durch den Nationalitätenstreit in die ohnehin schwierigen Verhältnisse Ungarns ein neues gefährliches Element gekommen war, wurden die Wahlen zu dem für den 2. Juni 1839 ausgeschriebenen Reichstag vollzogen.

Dieselben nahmen einen ziemlich stürmischen Verlauf und brachten der Oppositionspartei namhafte Erfolge, unter welchen namentlich die Niederlage des Grafen Aurel Dessewffy (geb. 1808, gest. 1842), der über höheren Wunsch im Sároser Comitat als Candidat aufgetreten war, Aufsehen erregte. Graf Dessewffy war unleugbar die tüchtigste Kraft der conservativen Partei, mindestens einer der scharfblickendsten Köpfe derselben, da er sich gegen die destructiven Tendenzen zwar mit aller Kraft stemmte, aber von der Nothwendigkeit ernstgemeinter Reformen tief durchdrungen war. Es ist bezeichnend, daß er, obwohl Aristokrat und Lebemann, doch die ursprünglich eingeschlagene diplomatische Laufbahn verließ, weil „Umstände und reifere Einsicht ihn gelehrt hatten, daß die Diplomatie dem guten Patrioten wenig Freuden verschaffen könne". Eine Denkschrift, die er 1839 an die Regierung richtete, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, obwohl er nicht blos die Gefahren der Lage, sondern auch die Unzweckmäßigkeit der bisher in Ungarn verfolgten schwankenden Politik darlegte. Man bestimmte ihn zum Führer der conservativen Partei im Unterhause, seine erwähnte Niederlage, die er dem übereifrigen Bemühen der Regierungsorgane dankte, zwang ihn jedoch, seinen Sitz im Oberhause einzunehmen, wo er als Haupt einer kleinen, aber einflußreichen Partei galt, die zwischen den Ultras unter Ludwig Batthyányi's Führung und den eingefleischten Anhängern der althergebrachten Privilegien eine vermittelnde Stellung einnahm.

Das Schwanken in den Regierungskreisen zeigte sich, wie immer, zuerst in rein persönlicher Hinsicht. Graf Fidel Pálffy, der kein anderes Verdienst besaß als blinder Anhänger der Wiener Regierung zu sein, war ebenso unbeliebt im Lande als der oberste Richter Graf Cziráky, der sich durch besonderen Eifer bei Führung der erwähnten politischen Processe verhaßt gemacht hatte. Man ließ diese Persönlichkeiten fallen und ernannte für die wichtigen Posten Männer, die zwar auch conservativ, aber dabei im Besitze tüchtiger Kenntnisse waren und die allgemeine Achtung besaßen. Zum Hofkanzler wurde der bisherige Vicekanzler Graf Anton Majláth, ein Mann von Erfahrung und urbanen Manieren, zum Landes-

richter Georg von Majláth, ein kühler, klarer Kopf, dessen Wirken auch in den stürmischesten Zeiten nicht von einer strenggezogenen Linie wich, ernannt.

Das durch diese Ernennungen bewiesene Entgegenkommen trug umso bessere Früchte, als durch eine Amnestie auch die Opfer der letzten politischen Processe befreit wurden, darunter Nikolaus Wesselényi, der, körperlich gebrochen und fast blind, sich selbst einen „politisch ganz und körperlich halb Todten" nannte, und Ludwig Kossuth. Den überwiegenden Einfluß übte in dieser Session Franz Deák aus, und es ist bezeichnend für diesen Mann und sein Wirken, daß man schon damals für diese Sitzungs-Periode allgemein den Namen „Versöhnungs-Reichstag" gebrauchte. Unter den neuen Männern dieses Reichstages ist besonders Franz Pulßky bemerkenswerth, der als gemäßigter, gesinnungstüchtiger Politiker, vielleicht noch mehr aber als Forscher und Alterthumskenner seinem Vaterlande später erhebliche Dienste leistete. Im Oberhause zogen neben Graf Ludwig Batthyányi, dessen glühende Vaterlandsliebe manchmal — zu seinem eigenen und der Sache Unheil — des Zügels bedächtiger Ueberlegung ermangelte und neben Stefan Széchenyi, der eine gemäßigte, mehr sachliche Opposition vertrat, noch Baron Josef Eötvös (geb. 1813, gest. 1871), der berühmte Schriftsteller und Graf Ladislaus Teleky, ein Mann von heftigem Temperament, mit aller Welt im Streit liegend und mit nichts zufrieden, die Augen auf sich.

Die Opposition nahm diesesmal im Oberhaus eine schärfere Form an und war auch zahlreicher als früher, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß die Regierung, um unter allen Umständen der Majorität sicher zu sein, eine Anzahl verarmter Magnaten einberief, die aus Mangel an Mitteln sonst hätten fern bleiben müssen, und ihnen Taggelder zahlte. „Fünfguldenmagnaten" nannte man verächtlich diese Strohmänner, welchen man übrigens nach der auch heute noch bestehenden Zusammensetzung des Oberhauses den Sitz nicht streitig machen konnte.

An erregten Debatten und Recriminationen fehlte es auch auf dem Versöhnungs-Reichstag nicht — dafür sorgte die ängstliche Kurzsichtigkeit der Regierung und das ziellose Vorwärtsstürmen der radicalen Partei. Indessen wurden auch Gesetze von großem praktischem Werthe erledigt. Durch die Regelung der Erbablösung wurde ein weiterer Schritt zur Befreiung des Bodenbesitzes gethan, ein neues Wechselrecht geschaffen und die ersten Schritte zur Emancipation der Juden und zur Organisirung des Volksunterrichtes gethan. Auch die Angelegenheit der Nationalsprache ward endlich nach den berechtigten Wünschen des Landes beigelegt und dieselbe im öffentlichen Dienste von den Fesseln eines todten Idioms befreit. Zum ersten Male durfte die Adresse an den König in ungarischer Sprache vorgelegt werden, und auch die mit Begeisterung aufgenommene Antwort lautete in derselben. Zugleich wurden Gesetzartikel vereinbart, nach welchen aller amtliche Verkehr nur mehr in ungarischer Sprache stattfinden durfte und der Gebrauch des Lateinischen in allen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen wurde. Gewiß nicht aus Vorliebe für classische Studien erhoben die Kroaten erbitterte Einsprache gegen dieses Gesetz, was in Zukunft zu tumultuarischen Scenen ausarten sollte.

Nach wahrhaft gedeihlicher Arbeit ging der Reichstag am 13. Mai 1840 auseinander, und es herrschte, wie ein ungarischer Schriftsteller sagt, in allen Herzen die frohe Hoffnung, „daß nunmehr, weil das Willkürsystem der Regierung aufgehört habe, das Land sowohl hinsichtlich der nationalen Wünsche als auch der zeitgemäßen Reformen der Zukunft mit Sicherheit und ruhigem Herzen entgegensehen konnte."

Daß sich diese Hoffnungen nicht erfüllten, wird man weniger unübersteigbaren Schwierigkeiten und inneren Gegensätzen als den Fehlern, die von beiden extremen Seiten gemacht wurden, zuschreiben müssen.

In den maßgebenden Kreisen Wiens, als deren mächtigsten Factor wir immerhin den Fürst-Staatskanzler Metternich betrachten müssen, sah man mit Mißtrauen und schlecht verhehlter Abneigung auf jeden nationalen oder freiheitlichen Erfolg der Ungarn. In einem langen, viel Wahres enthaltenden, aber in den

Schlußfolgerungen falschen Brief an den Erzherzog-Palatin warnt Metternich auf das Eindringlichste vor allen Concessionen. Wohl anerkennt er, daß die Regierung in Ungarn Fehler mache und die Verwaltung „grundschlecht" sei, auch seine dritte Gattin, Melanie Zichy, klagt in ihrem Tagebuch, daß „man nicht verstehe, die Ungarn zu behandeln" — aber wie man es besser machen solle, ohne mit den Prinzipien starrer Stabilität zu brechen, die der Fürst als politisches Dogma aufstellt, darüber hört man nichts. Mit den Klagerufen, daß „Ungarn bereits in der Vorhölle der Revolution stehe", daß diese „Ströme von Blut kosten werde", war wenig gethan, ja sie wirkten sogar schädlich, indem sie nach der einen Seite erschreckten und so alle Maßregeln noch zaudernder und schwankender machten, nach der anderen aber erbitterten. Die volle Beschränktheit des verknöcherten Absolutisten spricht aus dem Grimm, mit welchem jeder Versuch, das öffentliche Recht Ungarns im zeitgemäßen Sinne umzugestalten, als „demokratischer Schwindel" bezeichnet und bis zum Ueberdruß wiederholt wird, daß materielle Reformen — Hebung des Verkehres, Communicationsmittel, eine Bodencreditbank und so weiter allein dem wahren Bedürfniß des Landes entsprechen.

Im Leben der Völker wechseln ideale Strömungen mit Perioden rein wirthschaftlicher Thätigkeit ab, und noch weniger als sich eine ökonomische Nothlage durch freiheitliche Theorien beheben läßt, ist ein Volk, das nach idealen Zielen strebt, mit den Hausmittelchen praktischer Reformen abzuspeisen, die ihm — und häufig nicht mit Unrecht — nur als eine neue Form polizeilicher Bevormundung erscheinen.

Uebrigens liegt ein guter Theil des Verschuldens auch auf der anderen Seite, und hier wird es nöthig, näher jenes Mannes zu gedenken, der durch seine dämonische Rednergabe und eine große im Schaffen und Zerstören gleich bedeutende Begabung einen überwiegenden Einfluß übte und Ungarn aus der Bahn ruhiger Entwicklung in blutige Kämpfe riß, die nicht anders als unheilvoll enden konnten. Durch die Amnestie des Jahres 1840 in Freiheit gesetzt, wendete sich Ludwig Kossuth sofort wieder der Journalistik zu und faßte den Plan zu einer großen Zeitung, welche die Sache der Opposition vertreten sollte. Vorsichtig fragte der Verleger Landerer in Wien an, ob gegen die Person Kossuth's als Redacteur Anstände obwalteten, und der Staatskanzler selbst ließ sich herab, ihn hierüber vollkommen zu beruhigen. Es scheinen überhaupt Beziehungen zwischen den beiden so grundverschiedenen und so weit getrennte Ziele verfolgenden Männern bestanden zu haben, denn in einem Briefe schwärmt Kossuth für Metternich als „großen Staatsmann", der sich in einer langen Unterredung so liebenswürdig bewiesen habe. Da Metternich auch in der Zukunft seine Ansichten nicht änderte, so wird man dies von Kossuth annehmen müssen, da er in einer berühmt gewordenen Rede später von der „Beinkammer des Metternich'schen Systems, aus der eine verpestende Luft weht", spricht. Der innere Anlaß zu dieser Wandlung ist leider nicht bekannt — läßt sich aber vielleicht aus dem Charakter des ungarischen Agitators errathen.

Genug, die projectirte Zeitung erschien als „Pesti Hirlap" und erreichte bald eine ungewöhnliche Wichtigkeit. Noch im Jahre ihres Erscheinens zählte sie fünftausend Abonnenten, eine für jene Zeit ungeheure Zahl. Lag darin ein nicht mißzuverstehendes Zeichen, daß die öffentliche Meinung sich den von Kossuth mit immer schneidenderer Schärfe vertretenen Prinzipien zuneigte, so kam ein nicht geringer Theil des Erfolges auf dessen persönliche Eigenschaften, auf seinen blendenden rhetorischen Styl, der trotzdem jede Sache gründlich erfaßte und auch dem trockensten Gegenstande eine allgemein faßliche, geschmackvolle Darstellung zu leihen wußte. Mehr aus Berechnung als aus innerer Ueberzeugung vertrat er im „Pesti Hirlap" eine Reform, die auf völlig verschiedenem Boden aufgebaut war, wie jene Széchenyi's und Batthyánni's. Während diese die Fortbildung im modernen Sinne und darum die Machterweiterung des Reichstages anstrebten, trat Kossuth für die Machtbefugnisse der Comitats-Versammlungen ein, in

welchen nach ihm die politische Kraft des Volkes ruhte. Es war eben der Agitator stärker in ihm als der Staatsmann, und er suchte sich in dem niedern Adel (dem sogenannten Comitats- oder Bundschuh-Adel), dessen Bedeutung mit der Comitatsverfassung stand und fiel, einen mächtigen Anhang zu schaffen, was ihm auch nur zu gut gelang.

Natürlich erwuchsen Kossuth zahlreiche Gegner. Mit einem stattlichen Band wendete sich Graf Stefan Széchenyi gegen Kossuth und den „Hirlap". In dem Buche „A Kelet népe" (das Volk des Ostens) greift er Kossuth heftig an und weist nach, daß dessen Bemühungen Ungarn von der Cultur und den staatlichen Zuständen des Westens abschließen müßten. So richtig dies auch war, wollte doch die Mehrzahl es nicht anerkennen, die undankbar die großen Dienste des weisen Patrioten vergaß und erwartungsvoll dem Tribunen anhing, der es so trefflich verstand, die Leidenschaften und Irrthümer des Tages zu schonen und auszunützen.

Von dieser Zeit an sank Széchenyi's Einfluß, und jene tiefe Erbitterung des Gemüthes erfaßte ihn, die einen der hellsten und edelsten Geister Ungarns zu einem so unseligen Ende führen sollte. Auch die Gegnerschaft des Grafen Aurel Dessewffy, der ihm in der conservativen Zeitschrift „Világ" (Welt) entgegentrat, that Kossuth keinen Schaden, da er gerade durch diese Angriffe Gelegenheit fand, mit flammenden Worten für das „alte Recht der Nation" einzutreten, deren Wille nach seiner Auffassung am wenigsten beeinflußt sich in den Comitats-Versammlungen aussprach.

Fast schien es im Jahre 1840, daß der freiere Zug, welcher sich jenseits der Leitha geltend machte, auch in den anderen Provinzen zum theilweisen Durchbruch kommen werde. Durch ein kaiserliches Handbillet wurde nämlich die noch unter Stadion entworfene, aber erst 1810 verlautbarte Censurvorschrift wieder in Kraft gesetzt, an deren Eingang die herrlichen Worte standen: „Kein Lichtstrahl, er komme woher er wolle, soll künftig unbeachtet und unbekannt in der Monarchie bleiben, aber mit vorsichtiger Hand sollen auch Kopf und Herz vor den Einflüssen selbstsüchtiger Verführer gesichert werden. Werke in denen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Theilen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheiles angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden, sollen ohne anderen hinlänglichen Grund nicht verboten werden, wären auch die Ansichten und Grundsätze des Autors nicht jene der Staatsverwaltung. Nur müssen Schriften der Art mit Würde und Bescheidenheit abgefaßt sein, auch sonst nichts gegen Religion und Sitten Verderbliches enthalten."

Es soll nicht erörtert werden, ob diese Grundsätze dem Ideal der Preßfreiheit entsprechen — denn es ist ja sattsam bekannt, daß weniger der Wortlaut als die Praxis eines Gesetzes maßgebend ist, und das freisinnigste Preßstatut Lücken hat und Interpretationen zuläßt, die jeder freisinnigen Meinungsäußerung die Kehle zuschnüren. Es ist daher leicht zu denken, wie es mit der obigen Censurvorschrift erging, die nach der Ansicht eines Offiziosus „eine angemessene Liberalität an der Stirne trug", wenn man weiß, daß die „vorsichtige Hand", welche ihre Ausführung überwachte, noch immer demselben Grafen Sedlnitzky angehörte, unter dessen Regiment selbst ein so überaus wohlgesinnter und zahmer Mann, wie der Redacteur des ultraloyalen „Zuschauer", der würdige Josef Sigmund Ebersberg (geb. 1799, gest. 1854), sich dazu hinreißen ließ, von dem Censor als „einem Kerl zu reden, den man mit Vergnügen niederschießen könnte". Von einem Besserwerden der Zustände konnte also keine Rede sein, ja Graf Sedlnitzky schien sich durch die anscheinende Freisinnigkeit der neuen Censurvorschrift nur zu noch blinderem Wüthen angespornt zu fühlen.

Wer nicht Selbstüberwindung und innere Haltlosigkeit genug hatte, um jede Regung zu unterdrücken, die einem der Machthaber unangenehm werden konnte, mußte mit seinen literarischen Erzeugnissen in das Ausland wandern. Von Leipzig

und Hamburg kamen die von Oesterreichern geschriebenen Bücher wieder herein, eifrig gesucht und gelesen, wie es ja mit verbotenen Früchten stets der Fall ist. Die Gedichte von Anastasius Grün, die politischen Schriften von Schuselka, Wiesner und so weiter, die schon erwähnten „Grenzboten" Kuranda's kamen trotz aller Censurvorschriften massenhaft über die Grenze, wurden in Salons und Kneipen eifrig studirt und commentirt, so daß es unleugbar war, aber auch traurig genug ist, wenn Schuselka sagt: „Alles, was Oesterreich an bleibendem geistigen Ruhm und an politischem Bewußtsein besitzt, verdankt es vorzugsweise der Uebertretung seiner Censurgesetze."

Ein ungarischer Wahl-Agitator (Kortes). (Seite 632)

Das war nun freilich ein Greuel für den Grafen Sedlnitzky, und er suchte auf einem noch gewaltthätigeren Wege dieser Invasion verhaßter Ideen beizukommen, indem er die Verkaufsgewölbe, Magazine und auch Wohnräume jener Buchhändler durchsuchen ließ, die verdächtig erschienen. Natürlich fand man massenhaft verbotene Bücher, aber der Geist des Widerstandes gegen das geisttödtende System war schon in alle Kreise gedrungen, und der Wiener Magistrat weigerte sich zum Entsetzen des Polizeipräsidenten, die Buchhändler zu strafen — mit der gesetzlich wohl kaum ganz stichhältigen Begründung, es sei denselben nur der Besitz, nicht aber der Vertrieb verbotener Bücher nachgewiesen.

So gab es denn doch schon Gebiete, auf welchen man den lastenden Polizeidruck abzuschütteln bestrebt war, der sich auf das ganze staatliche und gesellschaft-

liche Leben ausdehnte. Was ist wohl bezeichnender, als daß die Studien-Hofcommission gehalten war, über die Anmeldung von Vorträgen an der Universität die Genehmigung der Polizeibehörde einzuholen! Und thatsächlich erhob Sedlnitzky in nicht wenigen Fällen Einsprache häufig, aus Mißtrauen gegen die Person und oft aus Abneigung gegen das „Zuvielwissen", das ja nach der Meinung besonders erleuchteter Rückwärtsler viel schädlicher ist als das Zuwenig- oder Nichtswissen — wogegen jedoch meist die Thätigkeit solcher Herren eclatante Beweise liefert.

Noch wichtiger als der Gewerbeverein ward für die spätere Entwickelung der Dinge eine andere im Jahre 1842 in das Leben gerufene Gesellschaft, der „juridisch-politische Leseverein", zu dessen Gründern der spätere Minister Bach, Mühlfeld, Sommaruga, die Professoren Stubenrauch, Hye und so weiter gehörten. Schon der Zusatz „politisch" mußte Bedenken in jener Zeit erregen und thatsächlich gelang es nur auf schlaue Weise die nothwendige kaiserliche Sanction zu erlangen. Man bot den Einfluß einiger Reformfreunde am Hofe auf, deren Befürwortung sich Graf Sedlnitzky umso weniger zu widersetzen wagte, als man die ganze Action vorsichtig in eine Zeit verlegt hatte, wo sein Herr und Meister Fürst Metternich verreist war.

„Der Verein", so erzählt der Dichter Ludwig August Frankl (geb. 1810), ein eifriger, aber besonnener Theilnehmer an allen Bestrebungen jener Zeit, „zählte seine Mitglieder vorwiegend aus der juridischen hohen Beamten- und Militärwelt. Schriftsteller aus allen Sphären, Aerzte und Theologen waren darunter. Eine so glücklich combinirte Gesellschaft mußte andere Zwecke erreichen als Bücher und Zeitungen zu lesen." (Nach den Statuten war nämlich der Zweck, dem gebildeten, vorzüglich dem juridischen Publikum Gelegenheit zu bieten, sich mit den literarischen Fortschritten im weitesten Umfang bekannt zu machen.) „Jeder Einzelne brachte aus seinem Kreise Gedanken, Erlebnisse und Erfahrungen zu lebendiger Mittheilung, und alle geistig Strebenden waren von dem Bewußtsein durchdrungen, daß eine neue, eine andere Ordnung der Dinge kommen müsse. Ueberstimmt widersprachen darin auch Jene nicht, die im Herzen andere Hoffnungen trugen."

„Die Mitglieder gesellten sich wohl auch in Gruppen, um einen Gegenstand in lebhafter Debatte zu besprechen. Die Sehnsucht nach freier Rede fand vorerst in engen Kreisen Befriedigung. Selbst das Wunschbuch des Vereins trug manche Spur von dem Drange, sich politisch mitzutheilen; dasselbe nahm sich zuweilen wie ein stenographirter Parlamentsbericht aus und diente wohl auch zur nachschleichenden Denunziation. Eine solche Bewegung der Geister blieb nicht ohne Wirkung und Anziehungskraft auf außerhalb liegende Kreise und Personen. Elektrische Funken schlugen über, und es fing an, ein neugieriger Drang, wohl auch ein edler Ehrgeiz wach zu werden, einem Verein anzugehören, welcher den Muth hatte, der allgemein sich regenden Unzufriedenheit, wenn auch noch so vorsichtig, Ausdruck zu geben. Im Verein mündete fast alles geistige Leben der Residenz. Hier schöpften die Correspondenten für auswärtige Blätter aus den besten Quellen. Wie die Börse für die Politik, war, wenn auch in nicht so gewagter Weise, der Verein ein Thermometer für die Stimmung in Wien".

Natürlich blieb diese Regsamkeit kein Geheimniß, und Graf Sedlnitzky bereute die Gutheißung umso mehr, als der heimkehrende Staatskanzler, scharfsichtiger als sein polizeiliches Factotum, sie sofort mißbilligte. Indessen war es nicht mehr möglich, diesen „Herd der Revolution" aufzuheben, wie der Polizeipräsident ihn nannte und gern gethan hätte. „Das Gespenst ist einmal heraufbeschworen, man muß sich einrichten und versuchen damit zu wirthschaften", entgegnete Metternich achselzuckend auf Sedlnitzky's Klagen.

Da man sich scheute, dem Verein das Lebenslicht auszublasen, sorgte man wenigstens dafür, daß es hübsch trübe brenne. Von den beabsichtigten öffentlichen Vorträgen wurde nur einer gestattet, welchen Doctor von Würth über das Gefängnißwesen vor einem illustren Publikum hielt. Natürlich fehlte es bei der herrschenden Stimmung nicht an zahlreichen Pointen, die zwar den Beifall der

Versammlung fanden, aber der Polizeibehörde in alle Glieder fuhren und trotz der Genehmigung der Studien-Hofcommission diesen Vorträgen ein Ende machten. Graf Sedlnitzky versagte unabänderlich seine Genehmigung, ob nun Doctor Johann Nepomuk Berger über deutsche Philosophie, Frankl über die Poesie seit dem Jahre 1830, oder ein Mediziner über Phrenologie lesen wollte. In Allem, was Wissen hieß, steckten ja Spitzen und Haken, welche das so empfindliche Polizeisystem verwundeten und reizten.

Wie man überhaupt in jenen Tagen über das Wissen und die Behelfe, es zu erlangen, dachte, ist auch sehr charakteristisch. Den Universitätsprofessoren waren die Lehrbücher vorgeschrieben, welche sie benützen mußten, nach eigenen Heften durften sie nicht vortragen. Nur wenige besaßen den Muth, sich darüber hinauszusetzen und sich in lebendigen geistigen Verkehr mit ihren Schülern zu setzen, denn noch 1826 zwangen wiederholte Chikanen den verdienten Historiker Professor Julius Schneller (geb. 1777, gest. 1832) in Graz, seinen Lehrstuhl aufzugeben, weil er sich nicht bequemen wollte, seinen Zuhörern einfach aus einem Buch vorzulesen. Noch schlimmer stand es mit den Gymnasien, wo man zu dem System der sogenannten Classenlehrer zurückgriff, das verlangte, daß ein Mann alle verschiedenen Gegenstände in einem Jahrgange vortrug. Bedenkt man, daß der Gehalt eines solchen Lehrers vierhundert Gulden betrug, also so viel wie des untersten Kanzleicopisten, so wird man ermessen können, wie es durchschnittlich mit deren Wissen und mit ihrer Lust am Berufe aussah!

Nicht viel besser war es in der sogenannten „Philosophie" bestellt, deren zwei Jahrgänge als Vorbereitungen für die übrigen Fakultäten galten und ungefähr die Stelle der jetzigen zwei höchsten Gymnasialclassen vertraten. Hier gab es Fachlehrer, die sechshundert bis tausend Gulden Gehalt bezogen und natürlich gleichfalls streng an einen gewissen Inhalt, vielleicht an eine Inhaltslosigkeit ihrer Vorträge gebunden waren. Bezeichnend ist es, daß jene Hörer der Philosophie, welche Schulgeld zahlten, davon befreit waren, die Collegien über Welt- und Naturgeschichte zu hören, als ob diese Wissenschaften Aschenbrödel im Reiche des Geistes seien, oder als ob die materiell Bevorzugten sich für sechs Gulden in jedem Semester das Recht erkaufen durften, unwissender zu bleiben, als die armen Teufel, die nichts zahlen können. Solche Züge kennzeichnen die Zeit und das System.

Natürlich wußte die Polizei dafür zu sorgen, daß sie von allen Vorgängen im so sehr verhaßten „juridisch-politischen Leseverein" unterrichtet wurde. Da hielt nun einmal Professor Anton Hye (geb. 1807) einen Vortrag, in dem er über die Erfolge des Vereins berichtete und die stolzen Worte sprach: „Versagen wir uns die ermuthigende Genugthuung nicht, daß unser Verein in den literarisch-politischen Bewegungen unseres Vaterlandes als schönes Wahrzeichen der höheren Schwingungen des Geistes der Neuzeit von den Zinnen der Hauptstadt herunterstrahlt, daß er zu einer Macht geworden ist. Dieses Wunder bewirkt der Geist der Association, das Centnergewicht der öffentlichen Meinung, die nicht mehr zu unterdrückende Macht der Publicität."

Das war für den polizeilichen Horcher zu viel, er lief davon, um seinem Brotherrn Bericht zu erstatten, daß man sich von einer „Macht" zu sprechen unterstehe, die selbst er nicht unterdrücken könne. Auch dem Grafen Sedlnitzky kam die Sache so bedenklich vor, daß er höheren Orts darüber berichtete, ja man beschäftigte sich in einer Staatsrathssitzung damit, bis Erzherzog Ludwig die Discussion barsch mit den weisen Worten abschnitt: „Macht's doch nicht aus jeder Dummheit so viel Wesens!"

Auch die Gründung der aus Schriftstellern und Journalisten bestehenden, heute so gedeihlich florirenden „Concordia" fällt in jene Zeit. Freilich wäre es umsonst gewesen, wenn man sich hätte als Verein constituiren wollen, sondern man kam als harmlose Gasthausgesellschaft — Soupiricon genannt — zusammen, wobei es aber doch oft so stürmisch und — wie das Schreckenswort der Polizei-

gemüther hieß — so „radikal" zuging, daß diese Symposien (Gastmähler) strenge überwacht wurden. Während seiner Anwesenheit in Wien wohnte der berühmte deutsche Nationalökonom Friedrich List einer solchen Zusammenkunft bei, und als die Wogen der Discussion recht hoch gingen, sagte er lächelnd: „Wenn Ihr noch einige solche Essen gebt, bleibt Euch nichts übrig, als nach Tische ein wenig Revolution zu machen."

Noch ein anderer Verein, der später großen gesellschaftlichen und künstlerischen Einfluß gewann, reich an Ehren und auch oft der Dolmetsch der öffentlichen Meinung wurde, entstand in jenen Tagen — der berühmte und in zahlreichen Sängerschlachten siegreiche „Wiener Männergesangsverein". Von dem als Musikverständiger, Schriftsteller und Componist thätigen Doctor August Schmidt ins Leben gerufen, kam er bald zu großer Beliebtheit und — wenn auch sehr vorsichtig — pflegte er doch durch seine Productionen nicht allein deutschen Gesang, sondern auch deutsche Gesinnung. Denn als natürliche Folge der überall auftauchenden nationalen Bestrebungen, die sich in Ungarn, Galizien und Italien, vornehmlich aber in Böhmen sofort feindselig gegen das deutsche Element kehrten, ward man sich auch auf dieser Seite seiner nationalen Eigenart bewußt, auf welche man bisher ganz vergessen hatte. Man erinnerte sich plötzlich in Oesterreich unter den Deutschen, daß der leidige Bundestag nicht das einzige Band sei, sondern daß man durch eine mehr als tausendjährige Geschichte, durch Cultur und ideale Geistesbestrebungen noch immer mit den Leuten „im Reich draußen" zusammenhänge. In diese Stimmung brachte die Kunde von dem zündenden Toast, den Erzherzog Johann bei der Grundsteinlegung des Kölner Domes gesprochen: „Kein Preußen, kein Oesterreich! Ein einziges großes Deutschland, fest wie seine Berge!" neuen, mächtigen Impuls. Man knüpfte daran weitgehende Wünsche und Hoffnungen, obwohl an den im Beisein des Königs von Preußen gesprochenen Worten wohl zumeist die Absicht Antheil hatte, eine verständliche Antwort auf die ziemlich säbelrasselnden und übermüthigen französischen Ansprüche auf die linksrheinischen Länder zu geben. Doch es war ja der erste von Oben kommende Sonnenblick, noch dazu von einer Seite, die so allgemein beliebt war, und so fragte man sich wenig um die Veranlassung oder nahm diese mit hin und sang auch in Oesterreich Niklas Becker's berühmt gewordenes Lied:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!"

Die versöhnliche Stimmung, in welcher der letzte ungarische Reichstag auseinander gegangen war, dauerte leider nicht lange an, und die Wahlkämpfe für den am 14. Mai 1843 einberufenen Reichstag, geschürt durch die Wahl-Agitatoren (Bild Seite 529) zeigten von tiefgehender Aufregung im Lande. Die Schuld dafür wird man bei aller Objectivität doch einzig und allein der Regierung zuschreiben müssen. Um sich ihren Anhang zu erhalten und zu stärken, um namentlich den Adel von der Reform- und Oppositionspartei abzuziehen, nützte sie eine Frage aus, die, von Theorie und Praxis gegen sie entschieden, schon deßhalb gefährlich war, weil dadurch der nackteste Classenegoismus als politischer Factor aufgestellt wurde. Man wendete nämlich alle Mittel an, um in möglichst vielen Comitaten die Instructionen gegen die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels lauten zu lassen, wodurch — so calculirte man — die Männer aller Schattirungen der Freisinnigkeit vom Reichstage ausgeschlossen würden.

Abgesehen davon, daß dieses Vorgehen die äußerste Erbitterung weckte, war es peinlich zu sehen, daß die Regierung ihr eigenes fiskalisches Interesse, die Sache der Gerechtigkeit und die Entlastung der bisher allein zahlenden großen Massen hintansetzte, um die Unterstützung einer Clique für ihre Pläne zu gewinnen. Und schließlich klebte der ganzen Maßregel der größte Mangel an, der in politischen Dingen möglich ist — sie blieb erfolglos. In einzelnen Comitaten gelang es wohl mit Hilfe des kurzsichtigen egoistischen Kortésadels, solche Instructionen durchzusetzen, aber in der Mehrzahl war man doch schon von dem Prinzip gleicher

Rechte und Pflichten zu sehr durchdrungen, um sich ködern zu lassen. Zum großen Schaden des Landes, ja der Regierung selbst wurde aber dadurch der weiseste, beste und gerechteste Mann vom Reichstag fern gehalten — Franz Deák.

Da das Zalaer Comitat die Aufrechthaltung der Steuerfreiheit in die Instruction aufgenommen hatte, erklärte er, kein Mandat anzunehmen. Und sein Ansehen war so groß, daß sich Niemand fand, der seine Stelle annehmen wollte, ja die Beamten des Comitates erklärten, ihre Stellen niederzulegen, wenn man sie zwingen würde, ihn zu verdrängen. Mehrere andere reformfreundliche Comitate boten ihm Mandate an, doch er lehnte sie ab, weil er keinen Gesinnungsgenossen verdrängen wollte. Nach heftigen Kämpfen setzte man eine Abänderung der Instruction durch, und nun wurde Deák gewählt, aber unter Umständen, die selbst in Ungarn, wo zerschlagene Köpfe und Aergeres noch an Wahltagen zur Landessitte gehören, ungewöhnlich waren. Es kam zu förmlichen Kämpfen und Blutvergießen, und er weigerte sich auch jetzt noch, ein durch solche Mittel erworbenes Mandat anzunehmen, um selbst nicht stillschweigend solchen Ausschreitungen zuzustimmen. Er gab dadurch ein Beispiel hoher politischer Tugend, die kein anderes Motiv kennt als die eigene Ueberzeugung von dem, was recht und gut ist.

Noch in anderer, ebenso gefährlicher Weise nahm die Regierung Einfluß auf die Wahlen, indem sie die Entsendung solcher Deputirter aus Kroatien durchsetzte, welche der Union mit Ungarn und der nun einmal gesetzlich bestehenden Unterordnung Kroatiens unter die ungarische Krone feindlich gesinnt waren. Es war ein gänzliches Verkennen ihrer Aufgabe, daß die Regierung, statt mildernd zwischen die Gegensätze zu treten, sich derselben bediente, um ihre von Niemand im Lande unterstützten Pläne durchzusetzen. Es war das diese kleinliche und engherzige Regierungskunst, die das: divide et impera! (Theile und herrsche!) für hohe Weisheit ausgab, und die, weil sie nichts schaffen und bauen konnte oder wollte, solche Mittel anwendete, um zu hemmen und zu verhindern.

Im Uebrigen zeigte der Reichstag, natürlich abgesehen von der sehr gereizten Stimmung, fast dieselbe Physiognomie wie der frühere. Nur im Oberhause war an Stelle des leider früh verstorbenen Grafen Aurel Dessewffy als Führer der gemäßigt conservativen Partei Graf Georg Apponyi getreten, neben dem sich auch Anton Szécsen als besonnener und kenntnißreicher Redner geltend machte.

Schon die königlichen Vorlagen stießen in der Ständetafel auf Uebelwollen, so zweckmäßige Gegenstände sie auch theilweise betrafen. Ein neues Strafgesetzbuch, die Regulirung der Donau, ein Gesetz gegen die Ausschreitungen der Comitatsversammlungen, Vermehrung der Communicationen, Errichtung einer Hypothekenbank ꝛc. — das waren recht schöne und nützliche Dinge, aber die Mehrheit des Landtages und des Volkes erwartete und forderte Anderes. Man wollte Klarstellung der staatlichen und nationalen Verhältnisse, kurz ein Fundament, auf dem sich die anderen Reformen aufbauen ließen. Das in diesen Vorlagen ausgedrückte Regierungsprogramm galt als ein Compromiß zwischen der Partei Széchenyi's und der Wiener Regierung und kostete daher dem Ersteren noch einen Theil seines Einflusses.

Zu furchtbar stürmischen Szenen führte die Weigerung der Kroaten, im Reichstage ungarisch zu sprechen — ja auch der kroatischen Sprache bedienten sie sich nicht, sondern der lateinischen, obwohl das sanctionirte Sprachengesetz ausdrücklich das Ungarische als Sprache der Gesetzgebung, Regierung und Amtsführung bezeichnete und Kroatien nur insoweit davon ausnahm, als es Gegenstände betraf, in welchen es nicht mit Ungarn in Berührung kam. So oft ein kroatischer Deputirter anfing, lateinisch zu sprechen, wurde er unterbrochen, und es kam zu tumultuarischen Szenen, welche beizulegen der Regierung nicht schwer fallen konnte. Daß sie es unterließ, wurde als Zeichen hinterhältiger Gesinnung aufgefaßt und drückte den Stachel nationaler Erbitterung nach beiden Seiten noch tiefer in die erregten Gemüther.

Selbst im Oberhause kam es zu so heftigen Szenen, daß der vorsitzende Erzherzog Josef die Erklärung abgab, „wenn die Sitzungen andauernd so stürmisch sein würden, wäre er genöthigt, die Stände um eine Aenderung der inneren Organisation der Tafel anzugehen, da sonst die Redefreiheit gefährdet, nutzbringende Verhandlungen unmöglich gemacht und er bei seinem hohen Alter außer Stande gesetzt werde, dieselben zu leiten." Man beachtete diese Mahnung, aber die Gereiztheit blieb zurück und führte sogar zu einem Duell zwischen dem Banus von Kroatien, Graf Haller, und dem Grafen Ladislaus Teleky — ein Vorläufer der unsere Tage zierenden Unsitte parlamentarischer Duelle, die zwar lächerlich, aber nicht weniger unsinnig werden, weil man sie meist so vorsichtig veranstaltet, daß sie hübsch ungefährlich ausfallen.

Auch die Frage der allgemeinen Besteuerung kam zur Sprache und nach dem Antrag der Ständetafel sollte von dem grundbesitzenden Adel jährlich eine Quote von zweieinhalb Millionen Gulden beigetragen werden zu den allgemeinen Lasten. Die Magnatentafel setzte diese Summe auf eine Million herab, mit der wunderlichen Begründung, „der Adel müßte sich erst an das Steuerzahlen gewöhnen". Im Unterhause warf man die heiklige Frage auf, ob in Finanzfragen und der Besteuerung überhaupt den Magnaten derselbe Einfluß gebühre wie den gewählten Vertretern, und beharrte auf dem ersten Beschluß — womit wohl den Magnaten der beste Dienst erwiesen wurde, denn nun blieb es durch vier Jahre wieder bei der süßen Gewohnheit des Nichtzahlens.

Unter dem niederschlagenden Eindruck, daß eine Anfrage der Ständetafel wegen Durchführung der Union mit Siebenbürgen nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde, erfolgte am 13. November 1844 der Schluß des Reichstags durch den Erzherzog Karl. In ganz anderer Stimmung zerstreuten sich die Landboten als das letztemal, und ohne Rücksicht auf die Parteistellung nahm jeder die Ueberzeugung mit sich, daß die Periode gegenseitiger Verständigung vorüber sei und man schweren Kämpfen entgegengehe — wie schwer und verhängnißvoll aber ahnte wohl Niemand.

Das vorausgegangene Jahr hatte ein Erinnerungsfest gebracht, welchem gegenüber alle Besorgnisse und Erregungen des Tages schwiegen, und das von allen Angehörigen des Staates mit freudigen Gefühlen begangen werden konnte. Am 1. April 1843 war es ein halbes Jahrhundert seit Erzherzog Karl für seine ersten Waffenthaten auf dem belgischen Kriegsschauplatz den Maria Theresien-Orden, diese höchste militärische Ehre, erhielt. Trotz des rein militärischen Charakters des Festes, das aus einem großartigen Zapfenstreich, Parade und einem vom Kaiser präsidirten Bankett bestand, zu dem sämmtliche Theresienritter geladen waren, nahm doch auch die Bevölkerung warmen Antheil. Man hatte nicht vergessen, daß die Thaten des Erzherzogs die einzigen tröstlichen Lichtblicke in sehr trüber Zeit waren, und daß er — ein tapferer Krieger und ruhmreicher Feldherr — stets für den Frieden eintrat, so lange es die Ehre des Staates erlaubte. Weder in seinem Wirken noch in seinen Schriften findet sich eine ähnliche Theorie, wie die in unseren Tagen verkündete, nach welcher der Krieg, diese furchtbare Geißel, der Feind jedes materiellen und geistigen Fortschrittes, mehr als eine traurige Nothwendigkeit, ja nach welcher er das einzige Heil gegen „Versumpfung der Völker" ist.

In das Jahr 1844 fiel die Agitation für und gegen den Anschluß an den Deutschen Zollverein. Neben Fürst Metternich, der darin ein weiteres Mittel sah, die deutschen Angelegenheiten zu beherrschen, war auch der Hofkammer-Präsident Kübeck, ein wirthschaftlich gebildeter Mann, für den Eintritt, und mit ihnen stimmte der vorgeschrittene Theil der Bevölkerung überein, der entweder die handelspolitischen Vortheile erfaßte oder eine Förderung der nationalen Zwecke erhoffte. Die Gegnerschaft bestand aus Erzherzog Ludwig, der unliebsame politische Folgen fürchtete, und diese Anschauung blieb siegreich, da der überwiegende Theil der Industriellen in ängstlicher Unkenntniß der Verhältnisse und in feigem

Mißtrauen in die eigene Productionsfähigkeit im Fallen der Zollschranken gegen Deutschland den Untergang ahnen wollte.

Bemerkenswerth bleibt diese Episode durch die schon erwähnte Anwesenheit des geistigen Vaters des Zollvereins, Friedrich List, in Wien, wobei manche Streiflichter auf die herrschende Stimmung fielen. Bei einem vom Gewerbeverein zu Ehren des berühmten Gastes gegebenen Bankett (23. Dezember 1844) wurden die freisinnigen Reden des Professors Hye, der Trinkspruch List's auf Deutschland mit begeisterter Zustimmung aufgenommen, ein Toast des amerikanischen Consuls Johann Georg Schwarz (geb. 1800, gest. 1867) auf den Staatskanzler begegnete aber demonstrativem Schweigen.

Eine eigenartige Erscheinung jener Zeit waren die — natürlich im Ausland erscheinenden, in der Heimat verbotenen, aber trotzdem in Aller Hände befindlichen und gierig verschlungenen politischen Broschüren über Oesterreich. Sie stammten nicht blos aus der Feder berufsmäßiger Literaten, sondern unabhängige, mit dem Gang der Staatsmaschine vertraute Männer fühlten sich gedrängt, die Zustände der Heimat offen zu besprechen, und wenn sie dabei zu einer vernichtenden Verdammung des herrschenden Systems kamen, so ist das wohl nicht ihre Schuld. Den Reigen eröffnete eine Schrift „Oesterreich und dessen Zukunft" (Hamburg 1843), deren Verfasser (Baron Victor Andrian-Werburg, geb. 1814) sich an die Aristokratie wendete, welche als mächtiger Factor in den freilich zur vollkommenen Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen ständischen Versammlungen allein Möglichkeit hatte, eine Aenderung der unhaltbaren Zustände auf friedlichem Wege herbeizuführen. Er führte das Wort nicht für das Uebergewicht der Aristokratie, sondern wollte in derselben nur das Bewußtsein der Pflicht wecken, die in ihre Hände gelegte, wenn auch noch so eingeschränkte Macht, zum Wohle der Allgemeinheit zu verwenden. Es ging ein idealer Zug durch jene Zeit, welchen zu bespötteln zwar leicht, aber ungerecht ist. Auch die Herren im vielverlästerten rothen Frack, der ständischen Uniform, konnten sich demselben nicht entziehen und wurden Vorkämpfer für die fortschrittlichen Ideen, bis diese ausarteten oder das persönliche Interesse in das Spiel kam. Die Broschüre Andrian's war von mächtigem Einfluß und gab der ständischen Opposition einen neuen Impuls.

In Schuselka, Wiesner, Löhner, Möring und Anderen fanden sich mehr oder weniger begabte Nachfolger Andrian's, welche mit oft schneidender, leider meist nur zu sehr berechtigter Kritik das System im Ganzen oder einzelne Theile desselben angriffen. Es darf nicht vergessen werden, daß auch nicht der leichteste Angriff gegen den Monarchen oder die Dynastie in diesen Schriften enthalten war. Im Gegentheile sprachen fast Alle die Ueberzeugung aus, daß Kaiser Ferdinand wohlmeinend und von seltener Güte sei, auch den festen Willen habe, seinem Wahlspruch: Recta tueri! (das Recht schützen) nachzuleben. Aber dem System und seinen Trägern wurde schonungslos an den Leib gegangen.

In einer dieser Schriften (Schuselka, Oesterreichische Vor- und Rückschritte) heißt es: „Durch freie Worte, durch Schriften, welche seinen Verfall beklagen und eine Besserung wünschen, soll Oesterreich beschimpft werden? Was ist denn aber Oesterreich? Ist der Fürst Metternich oder der Graf Sedlnitzky Oesterreich? Machen die Censoren, die Polizeispione, die Jesuiten oder Liguorianer Oesterreich aus? Ist Oesterreich das, was in den Protokollen und Registraturen luft- und lichtscheuer Bureaukraten steht? Darauf antworten nicht etwa die liberalen Schriftsteller, sondern die österreichischen Völker ein millionenstimmiges Nein! Diese kräftigen, hochbegabten Völker mit ihren gesegneten Ländern, durch das welthistorisch wichtige Erbrecht des Hauses Habsburg-Lothringen zu einer Großmacht ersten Ranges vereinigt — das ist Oesterreich! Für dieses Oesterreich kann man in treuer Liebe begeistert sein und dennoch gegen dieses oder jenes Gesetz, ja selbst gegen das ganze Regierungssystem Opposition machen. Und eben wenn man das herrliche, zu so großen Weltaufgaben berufene Oesterreich männlich aufrichtig liebt, so ist man verpflichtet, gegen Alles in die Schranken zu treten was den Ruf des

Kaiserstaates befleckt, seine Fortdauer gefährdet, seine Entwicklung behindert, die Erfüllung seiner politischen und humanen Aufgaben vereitelt."

Und in einer anderen Broschüre wurde rund herausgesagt, daß sich alle Opposition und die Abneigung der Bevölkerung nur gegen das „Triumvirat der Staatsconferenz" richte, daß dessen Mitglieder, die sich eng mit dem System verbunden fühlen, dieses aufrecht erhalten, um an der Macht zu bleiben und darum selbst den besseren Willen des Monarchen lahm zu legen suchen.

Solche Erörterungen wirkten um so nachhaltiger, da sie im Großen und Ganzen berechtigt waren, aber mit der von momentaner Erregung geführten Feder oft über das Ziel schossen und es auch nicht verschmähten, die unklaren Begriffe und Irrthümer der Masse als vollwerthig anzuerkennen. Dahin gehörte zum Beispiel die übertriebene Bedeutung, welche man dem Wirken einzelner geistlicher Corporationen beilegte, deren Einfluß weit über Gebühr gefürchtet wurde, und die

Ludwig Kossuth. (Seite 542.)

man mit einem Haß beehrte, der weniger durch die thatsächlichen Verhältnisse berechtigt, als Folge einer im Gefolge von Eugen Sue's „ewigem Juden" einherschreitenden Literatur war.

Nachdem schon Eduard von Bauernfeld (geb. 1802) in einem kleinen, aber gehaltvollen Schriftchen „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" die Leiden, Bedrängnisse, Fußangeln und Wolfsgruben geschildert hatte, welchen die österreichische Literatur ausgesetzt war, vereinigte sich 1845 eine Anzahl von Schriftstellern ohne Rücksicht auf den Parteistandpunkt oder das Fach, um in einer Petition die Erleichterung der geradezu erdrückenden Censurmaßregeln zu erbitten, in deren Handhabung Beschränktheit und Willkür wahre Orgien feierten. Im Salon des hochangesehenen Orientalisten Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall (geb. 1774, gest. 1856) wurde die Petition entworfen, und zu ihren Unterzeichnern gehörten der Erzbischof Ladislaus Pyrker, Fürst Friedrich Schwarzenberg (ältester Sohn des Siegers bei Leipzig, k. k. Generalmajor, geb. 1800, gest. 1870, Verfasser von „Wanderbuch des verabschiedeten Lands-

knechtes" (Bild Seite 544), Hofrath von Feuchtersleben, Ettingshausen, Baumgartner, Grillparzer, Baron Münch (Friedrich Halm), Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün), der Hoftheaterdirector Holbein und Andere, die gewiß dafür Bürge wären, daß es sich um keine himmelstürmende Action, um keine revolutionären Wünsche handelte, auch wenn nicht der doch gewiß beinahe im Uebermaß gutgesinnte Ebersberg, der Redacteur des „Zuschauers", gleichfalls unterschrieben wäre.

Trotzdem blieb die Petition unberücksichtigt, ja man bereitete sich vor, den Knebel noch schärfer anzuziehen. Zu diesem Zwecke wurde ein in der Provinz bewährter „literarischer Meuchler" als Censor nach Wien berufen, dem der schmeichelhafte Ruf vorausging, daß vor ihm Buchhändler und Schriftsteller zitterten. Dieser Mann vermaß sich, als er 1847 sein Amt antrat, gegen den Grafen Sedlnitzky des kühnen Versprechens, daß es „binnen einem Jahre kein ver-

Graf Ludwig Batthyanyi. (Seite 542.)

botenes Buch mehr in Wien geben werde". Und er behielt auch Recht, denn bald gab es keine Censur, daher auch keine verbotenen Bücher mehr.

Der furchtbar harte und lange dauernde Winter 1844 auf 1845 brachte wieder schwere Elementarschäden über einzelne Theile der Monarchie. Namentlich die Gegenden an der Moldau und Elbe, überhaupt Böhmen und Mähren wurden schwer heimgesucht. Durch fast vier Monate hielt der grimmige Frost die Moldau in Eisbanden, und als diese endlich am 27. März brachen, folgten so riesige Wassermassen, daß Prag an beiden Ufern überschwemmt wurde. Namentlich die Altstadt, Karolinenthal und die Inseln litten furchtbar, da zu den Schrecken der Ueberschwemmung auch noch die anderen Begleiter solcher Katastrophen kamen. Für 1657 Familien mit 7536 Individuen mußte bezüglich der Unterkunft und Verpflegung vorgesorgt werden, da deren Wohnungen überflutet oder zerstört waren. Erzherzog Stefan (geb. 1817, gest. 1867, Bild Seite 553), dessen Umsicht und Muth sich schon bei der Pester Ueberschwemmung bewährt hatte, und der seit 1843 als Statthalter in Prag weilte, bewies auch hier wieder seine trefflichen Eigenschaften.

Auch das flache Land wurde furchtbar heimgesucht, und namentlich im Leitmeritzer Kreis hauste die Elbe in vernichtender Weise. Als die Gefahr für Prag am 29. März vorüber war, eilte der Erzherzog in die bedrohten Gegenden, um zu helfen oder die Folgen des grausigen Elementarunglückes zu lindern. Durch dieses Benehmen erwarb er sich noch mehr Sympathie als er durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine Hinneigung zu freisinnigen Anschauungen bereits besaß.

Am 16. Juni 1846 — dem Jahrestage des ersten Einzuges der Verbündeten in Paris — erfolgte die Enthüllung des dem verstorbenen Kaiser Franz gewidmeten Monumentes auf dem inneren, seitdem „Franzensplatz" genannten Burgplatz in Wien. Die Theilnahme der Bevölkerung galt ausschließlich den persönlichen Erinnerungen an diesen Monarchen, dessen Volksthümlichkeit noch immer nicht verblaßt ist. Wenn der unberufene laudator temporis acti (Lobredner seiner Zeit), der „Beobachter", an die Enthüllungsfeier einen Artikel knüpft, in welchem nachgewiesen wurde, daß Fürst Metternich in der Fortdauer des Systems dem Kaiser noch ein viel schöneres und dauerhafteres Denkmal gesetzt habe, so war das eben nur offiziöse Schönfärberei — Gläubige fand er in keinem Kreise. Was den ästhetischen Werth des vom lombardischen Bildhauer Pompeo Marchesi entworfenen und ausgeführten Monumentes (Bild Seite 545) betrifft, so wird derselbe mit Recht nach allen Richtungen angefochten. Weder der massige, aber nicht großartige architektonische Aufbau des Monumentes, noch die eigentliche sculpturelle Darstellung der in Bronzeguß ausgeführten übergroßen Figuren kann vor billiger Kritik Stand halten. Selbst die Figur des in unschön zusammengefalteter Toga dargestellten Kaisers ist in den Verhältnissen verzerrt und entbehrt jeder Charakteristik, die doch erst solchen Bildwerken zu eindringlicher Wirkung verhilft. Und gerade dieses verfehlte Werk bildet ein Denkmal an die großmüthige Herzensgüte des Kaisers Ferdinand, denn, indem er Marchesi mit der Ausführung beauftragte, wollte er dem durch den Brand seines Ateliers fast zum Bettler gewordenen Künstler aufhelfen.

Der Winter 1846 brachte die erste ernstliche Mahnung an die unaufhaltsam hereinbrechenden Ereignisse. Schon längere Zeit herrschte in Galizien, vorwiegend unter dem Adel, der sich ja aus nicht ganz selbstlosen Gründen für den allein berufenen Pfleger der nationalen Idee hält, und auch in den Städten eine lebhafte Bewegung. Unter den verschiedensten Vorwänden wurden Sammlungen eingeleitet, bald für wohlthätige Zwecke, bald zur Unterstützung Studirender, ohne daß man über den Verbleib der eingeflossenen Summen etwas erfuhr oder Resultate derselben gewahrte. Der Verdacht lag nahe, daß dieselben der polnischen Emigration zu Gute kämen, und als man der Herausgabe einer offenbar zu militärischen Zwecken bestimmten Karte von Gesammtpolen auf die Spur kam, verbot das unter dem Erzherzog Ferdinand Karl Josef von Este (geb. 1781, gest. 1850) stehende Landesgubernium alle weiteren Sammlungen. Nun wurden diese insgeheim fortgesetzt und jedem Grundbesitzer eine bestimmte Abgabe auferlegt, die aus Angst vor dem nationalen Terrorismus nur Wenige sich zu entrichten weigerten.

Nach der bekannten Schablone wurde das Land mit einem Netz revolutionärer Comités überspannt, dessen Fäden in einer geheimen „revolutionären Regierung" zusammenliefen und von einer ziemlich vagen militärischen Organisirung der Revolutionsstreitkräfte begleitet war. Hochtönende Proklamationen wurden verbreitet, in welchen „List und sicilianische Vesper" als geeignete Mittel zur Abschüttlung der „fremden Bedrücker" gepriesen und kurzweg decretirt wurde, daß „während der Dauer der Revolution das ganze Polenreich gemeinschaftliches Eigenthum in den Händen der revolutionären Regierung sei" — und wem dies nicht gefiele, müsse als schlechter Patriot angesehen und ein wenig umgebracht werden.

Auf den ersten Blick fällt hier der Unterschied zwischen diesem Aufstand und den späteren Bewegungen in den übrigen Provinzen auf. In Galizien hatte man es mit einer vorbereiteten Conspiration zu rein nationalen Zwecken zu thun, die allen freiheitlichen Bestrebungen vollkommen fremd war. Es war eine mit den

bekannten Mitteln zuwege gebrachte Adelsempörung, und man schmeichelte sich damit, die Masse durch die nationale Idee über die egoistischen Nebenzwecke hinwegtäuschen zu können.

Es ist auffällig, daß die Landesbehörde, welcher diese Vorbereitungen kein Geheimniß sein konnten, die Sache nicht im Beginn unterdrückte, wozu ihr gewiß die Mittel noch weniger fehlen konnten als später zur Niederwerfung des einmal ausgebrochenen Aufstandes, und man schmiedete aus dieser Versäumniß namentlich im Auslande häßliche Vorwürfe, die gewiß nicht begründet waren. Selbst Graf Hartig bemerkt darüber: „Sehr auffallend muß es sein, daß die Regierung durch diese Revolution ungerüstet überrascht wurde, obgleich der Civil- und Militärchef des Landes schon vierzehn Jahre hindurch die Zügel der Regierung dort in Händen hatte und ein Erzherzog aus dem Hause Este war, welchem Hause man nicht nachsagen kann, daß es kein scharfes Auge im Erspähen revolutionärer Umtriebe gehabt habe. Der Schlüssel zu diesem Räthsel mag wohl in dem Umstande liegen, daß der Erzherzog seine Blicke mehr auf die Bewegungen der nicht zahlreichen und ohnmächtigen Demokraten gerichtet und die Verstellungskunst der frömmelnden und sich einschmeichelnden polnischen Aristokratie — von ihr umgarnt, — nicht erkannt hatte."

Schon am 19. November 1845 — dem Jahrestag der Revolution von 1830 — sollte losgeschlagen werden, und in Dombrowski war auch schon ein „Generalissimus" der polnischen Armee ernannt. War es nun, weil es noch an einer solchen fehlte und eine der gewöhnlichen Zwistigkeiten hemmend eintrat, genug, es kam nur zu kleinen Putschen, und erst im Carneval des Jahres 1846 kam es zu den uns schon bekannten Vorgängen in Krakau, an welche sich Erhebungen im Tarnower, Sanoker und Rzeszower Kreis schlossen. Die Kreisstädte sollten überrumpelt, Alles zum Anschlusse an die Insurrection gezwungen und so das Land in die Gewalt der revolutionären Regierung gebracht werden. Aber die Herren von der Szlachta hatten falsch gerechnet. Die so oft angerufene und stets nur zum Unheil ausgebeutete nationale Idee ließ die Masse kalt, ja sie erinnerte sich des unerträglichen Druckes und Adelsübermuthes, unter dem sie so lange geseufzt hatte, und erst durch die Bemühungen jener Regierung theilweise befreit worden war, gegen die man sie jetzt von Seite ihrer wahrhaften Tyrannen aufrief.

Fast überall kehrte sich das Landvolk gegen die Insurgenten, und es kam zu blutigen Scenen. Edelhöfe wurden überfallen und Massen-Massacres von den erbitterten Bauern angerichtet, deren Groll sich umso ungehinderter in bestialischer Weise Luft machte, als sie ihr Vorgehen mit dem Mantel der Loyalität zu beschönigen wußten. In der Sorge um den übrigens in seinem ersten Aufflackern erstickten Adelsaufstand unterließ man es, sofort den Ausschreitungen der Bauern scharf entgegenzutreten, ja einzelne Kreisvorstände bedienten sich geradezu der entfesselten wilden Leidenschaften zur Züchtigung der Insurrectionspartei. (Bild Seite 561.)

Zweckmäßige militärische Maßregeln machten dem Unfuge zwar bald ein Ende, aber es war immerhin bedauerlich, daß man demselben nicht zuvorgekommen und gleich im Beginne mehr Energie entwickelt hatte. Die Sache machte viel böses Blut, hinterließ einen dauernden Stachel und wurde Gegenstand ärgerlicher Erörterungen im englischen und französischen Parlamente, die trotz der wohlmeinenden Erklärungen des Torvministers Lord Aberdeen und Guizot's einen Schatten zurückließen.

Ein Fehler war unstreitig die am 12. März 1846 erflossene Proklamation, in welcher dem Landvolk für die Niederschlagung des Aufstandes ostentativ gedankt wurde, ohne daß man einen Tadel für die begangenen blutigen Ausschreitungen gefunden hätte.

Durch die traurigen Vorgänge in Galizien war in doppelter Richtung ein Anstoß gegeben, sich mit den Verhältnissen dieses Landes zu beschäftigen — sowohl was die politischen als die ökonomischen, namentlich agricolen Verhältnisse betrifft. In einer eigenen Denkschrift empfiehlt Fürst Metternich es als höchst heilsam,

„dem bildenden deutschen Elemente" möglichste Verbreitung in Galizien zu sichern. Die Theilung in zwei Verwaltungsgebiete (Ost- und Westgalizien) erklärt er als durch die natürlichen ethnographischen und politischen Verhältnisse geboten — das Land sei aber auch durch Festungen vor einem russischen Angriff und inneren Revolten zu schützen. „Vor Allem aber bedarf Galizien der Förderung des deutschen Elementes" (wie es ja, in parenthesis gesagt, auch durch die größten nationalen Herrscher Polens geschehen war). „Diese Beförderung des deutschen Elementes muß in seinem eigenen Fortbestehen und in seinem Einflusse durch ihm zu Gebote stehende Behelfe der Civilisation im echten Sinne des Wortes gesucht werden. Mittel zum Zweck liegen in der Beförderung von Ankäufen der Herrschaften durch Deutsche, durch die Erhebung des deutschen Bürgerstandes, durch die Beförderung und Verbreitung der deutschen Sprache in den Schulen und auf anderen Wegen." So Fürst Metternich, der gewiß von dem Verdacht deutschnationaler Sympathie verschont ist und auch wenig Freude an der Begünstigung des liberalen Bürgerthums hatte.

Schon ein Patent vom 13. April 1846 befaßte sich mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen Galiziens und hob einzelne im Verlauf der Zeiten übermäßig ausgedehnte oder allzu drückend gewordene Leistungen an die Herrschaften auf. Auch wurde den Kreisämtern eine schon von Josef II. getroffene Bestimmung neuerlich eingeschärft, nach welcher Beschwerden der Unterthanen gegen die Herrschaft wegen ungerechtfertigten Forderungen sofort in Verhandlung genommen werden mußten.

Selbst eine so starr auf dem Hergebrachten bestehende Regierung konnte sich dem Zug der Zeit nicht entziehen, und eine kaiserliche Entschließung vom 14. Dezember 1846 erklärt zwar die Aufrechthaltung „aller wohlbegründeten grund- und herrschaftlichen Rechte", verfolgt aber trotzdem ganz entschieden die Tendenz, die Befreiung des Bodens von Naturalabgaben (Zehent) und Arbeitsleistung (Robot) im Wege der Ablösung und gütlichen Vereinbarung zu befördern. Zur großen Idee der vollständigen Befreiung des Bodens konnte sich dieses Regime nicht emporschwingen, diese nebst der Aufhebung der Leibeigenschaft wohlthätigste und größte gesetzliche Maßregel überließ es seinen Besiegern.

Ungarns Beispiel, die drängende Macht der öffentlichen Meinung und auch nationale Einflüsse brachten nach und nach auch die ständische Opposition in Fluß. Vornehmlich zwei Ständeversammlungen waren es, die in dieser Beziehung die Augen von Oesterreich und auch des Auslandes auf sich zogen — jene in Prag und Wien. Die böhmischen Stände waren insoferne im Vortheile, als sie sich auf ein durch mehr als zweihundertjährige Nichtausübung freilich zweifelhaft gewordenes Recht und auf die nationale Bewegung stützen konnten. Schwankend und durch die verschiedenen Strömungen in den maßgebenden Kreisen gelähmt, zeigte sich die Regierung oft nachgiebig, um dann in anderen Dingen wieder schroff und jede Rechtsform verletzend aufzutreten. Der Verlauf des Aufstandes in Galizien wiegte die Machthaber in der gänzlich falschen Vorstellung, daß wie dort auch in den übrigen Kronländern das „nichtprivilegirte" Volk gegen die Bestrebungen der Stände Front machen würde. Nach dem Abgang des Erzherzogs Stefan, dessen conciliantes Wesen bisher jeden Bruch verhütet hatte, ging man in Prag bis an die Grenze gesetzlichen Widerstandes, indem man den Monarchen erinnerte, daß der Krönungseid ihn verpflichte, das Recht der Stände gegen die Angriffe der Regierung zu schützen und endlich sogar mit der Steuerverweigerung drohte. Mit jener unseligen Verblendung, die den sonst so scharfsichtigen Mann beherrschte, wenn es galt die Zeichen der Zeit zu deuten, setzte sich Fürst Metternich über diese Vorgänge mit einer impertinenten Bemerkung über „die Affen in Prag, die ein Stück englischer Revolutionsgeschichte spielen wollen", hinweg.

Einen vollkommen verschiedenen Charakter hatte die Opposition der niederösterreichischen Stände, an deren Spitze die Fürsten Colloredo-Mannsfeld und Lamberg, die Grafen Montecuccoli, Breuner und Hoyos, Baron

Doblhoff und Stifft (ein Sohn des erwähnten Leibarztes des Kaisers Franz), der spätere Staatsmann Anton Ritter von Schmerling und so weiter standen — Männer, denen man wohl keine Umsturzpläne zutrauen wird.

Obwohl in den Formen viel urbaner und gemäßigter, war doch das Auftreten der niederösterreichischen Stände viel unbequemer für die Regierung als jenes der böhmischen. Denn sie vertraten, wenn man auch gemäßigt in den Zielen und der Weise des Heischens, jene Forderungen der modernen Zeit, die auf Millionen Lippen schwebten, für die sich trotz engherziger Censur und Geistesdruck alle Herzen begeisterten. Immer und immer wieder kamen die Stände von Niederösterreich darauf zurück, daß eine gedeihliche Gestaltung der staatlichen Verhältnisse nur durch eine völlige Umkehr möglich sei. Nicht in der Bewahrung alterthümlicher, mit dem Pergament, auf dem sie geschrieben waren, den Moderduft vergangener Jahrhunderte tragender Rechtsformen sahen diese Männer das Heil, sondern in der Umgestaltung derselben nach den Bedürfnissen einer neuen Zeit. Darum drang man auf eine Erweiterung der ständischen Versammlung durch Herbeiziehung freigewählter Bürger, auf eine seiner Bedeutung entsprechende Vertretung des „vierten Standes", auf die Veröffentlichung und Berathung des Staatshaushaltes, weil nur dadurch das Steuerbewilligungsrecht mehr als ein bloßes Gaukelspiel sein könne, und man nahm endlich das bescheidene Recht in Anspruch, über alle öffentlichen Landesangelegenheiten ein „Gutachten" abgeben zu können. Aber trotz dieser maßvollen Haltung bewies die Regierung nur starre Ablehnung; die Vorschläge der Stände blieben unberücksichtigt, selbst wenn ihre Berechtigung unbestreitbar war, wie zum Beispiel bezüglich einer Aenderung des Steuersystems, „das gerade für die ärmere Classe drückend, die Vermöglicheren entlaste", der Errichtung einer landwirthschaftlichen Creditbank, der Hebung des Volksschulunterrichtes und der Einführung selbstständiger Gemeindeverwaltung.

Die Regierung selbst, obwohl sie den Ständen bitterböse war und durch bezahlte Federn nicht genug über dieselben losziehen konnte, verhalf ihnen zu einer Art von Gloriole und machte sie zum Mittelpunkt aller Hoffnungen auf eine gedeihliche Aenderung. Dagegen half es nichts, wenn Fürst Metternich auch sie mit einem wohlfeilen Spottwort abzufertigen glaubte, indem er sagte: „Es gibt Berge, die Mäuse gebären. Wir in Wien aber haben ein Landhaus in der Herrengasse, wo liberale Flöhe das Licht der Welt erblicken."

An Entschiedenheit der Gesinnung fehlte es indessen diesen Männern nicht, und sie zauderten auch keinen Moment, wenn es galt, die tiefe Kluft zu kennzeichnen, welche sie von den wenigen Machthabern jener schwülen Tage trennte. Obwohl selbst in den streng geregelten Formen und Verhältnissen des Hof- und Amtslebens aufgewachsen, zögerten sie nicht, auch diese zu durchbrechen, um ihre Ueberzeugung zum demonstrativen Ausdruck zu bringen. Dies zeigte sich zum Beispiel bei einem solennen Anlasse, dem Leichenbegängniß des Erzherzogs Karl (2. Mai 1847).

Die daran theilnehmenden Würdenträger und Corporationen versammelten sich im großen Ceremoniensaale der Hofburg, wo schon im Voraus die Plätze bestimmt waren — unmittelbar neben der kaiserlichen Familie die Minister und Staatsräthe, dann die Generalität und so weiter — bis in einem bescheidenen Winkel die Landstände stehen sollten. Da entgegnete Graf Montecuccoli, als er an der Spitze der Landstände eintrat, dem Hofbeamten, welcher ihn aufhalten und zurechtweisen wollte, in entschiedenem Tone: „Die Landstände sind die natürlichen Beiräthe der Krone und nehmen daher auch den ihnen gebührenden Platz in Anspruch." Und ohne sich weiter beirren zu lassen, schritt er vorwärts, in der Mitte der geheimen Räthe und knapp neben der kaiserlichen Familie Aufstellung nehmend.

Im Jahre 1847 sollte endlich ein Plan zur Ausführung kommen, mit dem sich schon vor mehr als hundert Jahren Karl VI. und später auch Maria Theresia beschäftigten — eine kaiserliche Akademie der Wissenschaften; der Orientalist Hammer-Purgstall, der Astronom Littrow und der Philosoph

Feuchtersleben entwarfen den Plan zu einer wissenschaftlichen Gesellschaft. Als Metternich von diesem Vorhaben erfuhr, griff er es sofort, wohl nur um nicht auch aus diesem Samen oppositionelle Früchte entstehen zu sehen, auf und ließ daraus den Gründungsplan der kaiserlichen Akademie ausarbeiten, deren Statut indessen später mehrfachen einschneidenden Aenderungen unterzogen werden mußte. Was Leibniz, Klopstock, Gottsched und Lessing angeregt hatten, brachte schließlich Fürst Metternich — natürlich auf seine Weise — zur Ausführung. Der ursprüngliche Stiftungsbrief des Kaisers Ferdinand datirt vom 14. Mai 1847, zu wirklich fruchtbringender Thätigkeit gelangte die Akademie, die sich in eine philosophisch historische und mathematisch-naturwissenschaftliche Classe theilt, erst später, als der Sturm der Zeiten verrauscht war.

Mit nicht geringer Spannung sah man dem Zusammentreten des für den 7. November 1847 — und zwar zum erstenmale in ungarischer Sprache einberufenen Reichstages entgegen. Selbst in Regierungskreisen verschloß man sich der Nothwendigkeit einem bestimmten Princip zu folgen, nicht, und da der Hofkanzler Graf Anton Majláth nicht der Mensch zu sein schien, dasselbe unerschüttert durchzuführen, trat Graf Georg Apponyi an seine Stelle, dem man die als nöthig erkannte „feste Hand" zutraute. Er führte das sogenannte „Administratorensystem" ein, nach welchem, falls die von der Krone ernannten Obergespäne nicht in den Comitaten residirten, Administratoren an die Spitze der Selbstverwaltung gesetzt wurden, wodurch man dieselbe den Händen der Vicegespäne und anderen gewählten Organen zu entwinden gedachte. Diese übrigens schon unter Josef II. versuchte Maßregel hätte vielleicht fünfzehn Jahre früher bei vorsichtiger Anwendung von Erfolg sein können, jetzt aber war sie nur ein Anlaß zu neuer Erbitterung und zu wuchtigen Angriffen von Seite der radicalen Partei, die keinen Anlaß auszunützen versäumte.

Um den ökonomischen Reformen der Regierung die Spitze abzubrechen, hatte man schon im Jahre 1844 den Gewerbe-Schutzverein und den Handelsverein in das Leben gerufen. In beiden spielten Graf Ludwig Batthyánvi (Bild Seite 537) und Ludwig Kossuth (Bild Seite 536) leitende Rollen, und der Zweck sollte sein, Ungarn auch in industrieller und commercieller Beziehung unabhängig zu machen, in Wahrheit aber wurden mehr ausschließlich politische Zwecke verfolgt.

Ein schwerer Schlag für Ungarn und für die ganze Monarchie war der nach längerem Kränkeln am 13. Jänner 1847 erfolgende Tod des greisen Palatins Josef, der durch mehr als fünfzig Jahre seine schwierige Stellung innegehabt hatte, stets weise und gemäßigt, aber auch fest nach allen Seiten seine Pflichten gegen den Souverän und das Land zu erfüllen wußte. Im ganzen Ungarn widmete man ihm aufrichtige Verehrung, und sein Hinscheiden weckte tiefe Trauer. „Das Schicksal warf das Bahrtuch über den Altar, auf welchem die Nation die Flamme des Dankes anzuzünden im Begriffe war", sagte selbst Kossuth in gewohnter, etwas schwülstiger Weise im „Pesti Hirlap".

Man schien einige Zeit daran zu denken, die Stelle des Palatins nicht mehr mit einem Mitgliede der kaiserlichen Familie zu besetzen, da man meinte, ein hoher Magnat werde sich den Wünschen der Wiener Machthaber gefügiger zeigen als ein Prinz. Indessen mochten am Hofe für den Fall des Ablebens des Erzherzogs Josef schon endgiltige Abmachungen getroffen sein, die nicht mit den Wünschen Metternich's übereinstimmten, denn schon am 15. Jänner erfolgte ein Rescript, welches den Sohn des Verstorbenen, Erzherzog Stefan (Bild Seite 553), zum Statthalter ernannte, wodurch auch der Wunsch ausgedrückt war, ihn zum Palatin gewählt zu sehen. Und darin traf man mit dem Willen des Landes zusammen, das laut die Wahl des Erzherzogs forderte, wie die übereinstimmenden Instructionen aller Comitate bewiesen. Die hohen Geistesgaben und ritterliche Gesinnung, persönliche Liebenswürdigkeit und seine Theilnahme für das Land seiner Geburt ließen den Erzherzog vollkommen geeignet für den hohen Posten erschienen — der jedoch unter schwierigen,

widerspruchsvollen Verhältnissen Anforderungen stellte, welchen vielleicht auch die Erfahrung und in einer langen Amtsführung erworbene persönliche Geltung seines Vaters kaum hätte entsprechen können.

Obwohl sich die Wahlen zum Reichstag unter dem Schlagworte „Nem adózunk!“ (keine Steuer zahlen) vollzogen, das für den materiell ohnehin zurückgehenden niederen Adel nicht ohne berückenden Zauber war, so ergaben sie doch eine oppositionelle Mehrheit. Vielleicht wäre dies nicht der Fall gewesen, wenn nicht das Administratoren-System den Comitatsadel unempfänglich für die Lockungen und Versprechungen gemacht hätte.

Zwei Ereignisse waren für den Charakter der Wahlen bezeichnend — der Mißerfolg Stefan Széchenyi's im Oedenburger, und die Wahl Kossuth's mit 2950 Stimmen gegen 1315 im Pester Comitat. Mehr und mehr spitzte sich der Gang der ungarischen Verhältnisse zu einem Kampf zwischen den von diesen beiden Männern vertretenen Principien zu, und leider zeigte es sich, daß der verdientere, besonnene und tadellose Patriot Széchenyi im Nachtheile blieb — die öffentliche Meinung wendete sich seinem glänzenden, aber von dämonischem Ehrgeiz getriebenen Gegner zu.

Wie prophetische Worte und zugleich als treffendste Charakteristik lesen sich einzelne Sätze aus einer directen Apostrophe, welche Széchenyi in einem 1847 erschienenen Buch an Kossuth richtet.

„Was werden Sie, Herr Kossuth, fühlen“, heißt es da, „wenn sich das Gemälde meines Pinsels als wahr herausstellen wird und Sie, der schon so oft mit Recht enttäuscht wurde, sich zuletzt auch noch jener süßen Illusionen entschlagen müßten, daß, als Sie sich voll Staatsweisheit dünkten, Sie nur voll Phantasie und Eigendünkel waren;

als Sie sich für einen Propheten hielten, Sie nicht nur nichts voraussahen, sondern selbst die allereinfachsten Verhältnisse rein aufzufassen nicht im Stande waren, und während Sie sich in schöpferischen Illusionen wiegten, Sie nichts anderes waren als ein Projectenmacher und Antragsteller, der Alles beginnt, die Leichtgläubigen zu Allem verleitet, eins oder das andere kurze Zeit zu verfolgen, allein nichts zu Ende zu führen versteht;

daß, als Sie Andere führen wollten, Sie nicht einmal sich selbst in praktischen Bahnen zu erhalten vermochten;

als Sie sich für einen politischen Messias, einen tiefeindringenden Staatsweisen hielten, Sie nie im Stande waren, sich höher zu erheben als zum Gesichtspunkte eines barmherzigen Bruders, der in jede kleinste Wunde Balsam zu träufeln wünscht, nach mangelhaften Berechnungen Brot für die Armen backen läßt und — dem Müßiggang in fürchterlicher Weise Vorschub leistend — vielleicht mit genug Talent zur Begründung eines großen National-Krankenhauses versehen ist, aber eine im Sinken begriffene Nation niemals regeneriren wird.“

So ging es in einer furchtbaren Anklage, die nur zu viel Wahres enthielt, fort bis zum Schlusse, der lautete:

„Reizen Sie jede Nationalität gegen die ungarische bis zur Wuth auf; werfen Sie die Brandfackel auf das Dach des Ackerbauers, peitschen Sie die Interessen der gemeinsamen Monarchie zu den größten Gegensätzen auf und füllen Sie den Becher der Wiedervergeltung mit Ihrem Gift — Sie mögen es verantworten!

Wenn Sie indessen einstens, wenn es schon zu spät sein wird, fühlen und einsehen werden, daß es Fluch und nicht Segen war, was Sie über unser Haupt gebracht haben — dann entschuldigen Sie sich nicht damit, daß sich in der Nation nicht ein Getreuer fand, dem die Entschlossenheit gemangelt hätte, Ihre trügerischen Träume noch bei Zeiten zu vernichten.“

Wort für Wort traf ein, was der „Getreue“ voraussagte. Ihm umdüsterte das Unglück seines Vaterlandes den Geist — der es aber verschuldet, führte fort und fort ein behagliches Leben im Exil und ließ sich als den „großen Patrioten“ feiern.

der ersten Beobachter war. Er war 11 Jahre alt, als Galilei 1609 sein Fernrohr auf den Himmel richtete, und 15 Jahre, als Galilei starb. Er hat also diese Zeit mit seinem Lehrer und Meister verlebt, der ihn auch in seinem Testamente

Fig. 2. Vincenzio Viviani. Nach einem Gemälde.

Galilei Viviani.

zum Vormund seiner Kinder ernannte. Viviani hat sich auch selbst in vielen Fällen Galilei's Schüler genannt, und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn er in seinen Schriften nur Gutes von seinem Lehrer berichtet.

Kaisers zu gewinnen hatte, das Bildwerk, das in der Ausführung auf die Mitwirkung der Bildhauer Reinhold Begas und Fritz Schaper zurückgeht, ist in der Tat ein Werk, das sich würdig neben die Schöpfungen der Meister stellt, die in Berlin und Koblenz dem Kaiser Wilhelm ein Denkmal errichtet haben. Auf einem hohen Sockel von Granit ruht Kaiser Friedrich auf dem Pferde, das in ruhigem Schritt dahinzieht. Der Kaiser ist in Generalsuniform dargestellt.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Mainz. Nach Photographie.

Mantelsack und Helm ruhen, wieder in der Form des Kaiserhelmes, in Bronzeguß auf dem Sattel.

Die Figur des gewaltigen Kaisers zeigt trotzdem Hoheitsvolles, die Haltung ist ruhig und würdig, das Gesicht ernst und sinnend. Es ist ein Bildwerk, das in seiner Einfachheit und Schlichtheit ergreift und erhebt.

Mainz besitzt noch ein zweites, ein Reiterdenkmal des Kaisers Friedrich, das Professor Eberlein geschaffen hat. Es ist ein Werk, das sich in seiner Art würdig neben das Berliner Denkmal stellt.

muß herbe Lehren empfangen, ehe es die Worte seiner bedächtigen Weisen höher schätzt, als die Phrasen Jener, die seinen Irrthümern schmeicheln.

In Person eröffnete König Ferdinand V. den Reichstag, und zum erstenmale nach Jahrhunderten ertönte vom Thron herab die Landessprache zu den versammelten Volksvertretern. „Die ungarische Nation hat fernerhin nichts mehr zu fürchten!" lautete ein Passus der königlichen Ansprache, der mit Jubel aufgenommen wurde.

Auch die Palatinswahl vollzog sich unter vollkommener Uebereinstimmung. Man wollte im Reichstag wissen, daß Erzherzog Stefan's Candidatur einer persönlichen Willensäußerung des Monarchen entsprungen sei, und der junge Prinz hatte sich eben auf einer Rundreise durch das Land neue Sympathien erworben. Wiederholt versicherte er den empfangenden Deputationen: „Addik éljek, mig honomnak élek!" (Ich mag nur so lange leben, als ich dem Vaterlande leben kann!)

Weniger gemüthlich ging es schon bei Berathung der Adresse her. Man anerkannte zwar die gemachten Zugeständnisse, betonte aber nachdrücklich, daß noch manche Beschwerden aus früheren Jahren unbehoben seien. Dann hieß es: „Groß und schwer ist die Aufgabe der kommenden Zeiten. Die unsere besteht darin, unser constitutionelles Leben und unsere materiellen Kräfte in vollem Maße zu entwickeln — die Eurer Majestät beide mit der geistigen Entwicklung und den materiellen Interessen der Gesammtmonarchie in Einklang zu bringen, den Anforderungen der nach allen Seiten hin unversehrt zu erhaltenden Rechte und Zeitbedürfnisse gemäß!"

Die ultraconservative Mehrheit der Magnaten versagte der Adresse die Zustimmung, obwohl sich die eigentlichen Regierungsanhänger für die Annahme verwendeten, und auf Kossuth's Antrag beschloß das Unterhaus, „von der Absendung einer Adresse ganz abzusehen, da es verhindert sei, die aufrichtige Meinungskundgebung der Nation vor den König gelangen zu lassen" — ein böses Omen für die weiteren gedeihlichen Arbeiten des Reichstags.

Zu noch erregteren Scenen führte eine Debatte über die eingebrachten Beschwerden gegen das Administrationssystem. Nur weil es dem mit allen Mitteln arbeitenden Regierungs-Einfluß gelungen war, einzelne Abgeordnete zu einer ihrer Instruction widersprechenden Abstimmung zu bringen, konnte ein diese Maßregel verdammendes Votum hintangehalten werden. Diese Praxis empörte alle rechtlich Denkenden, und auch maßvolle Politiker, wie Deák und Eötvös, sprachen sich darüber entrüstet aus — am Schlimmsten aber war es, daß man den Agitatoren eine gefährliche Gelegenheit zu Angriffen bot.

So ging das Jahr 1847 zu Ende, und alle Gemüther sahen bangend und bekümmert der kommenden Zeit entgegen, in der die Saat von Fehlgriffen und Argwohn in die Halme schießen sollte. Welche Früchte sie aber trug, ahnten nur wenige scharfblickende Männer.

Vor dem Sturm.

Regungslos schier ruht das Gelände, über dem sich bleigrau und schwer drohendes Gewölke ausbreitet. Eine unheimliche Schwüle drückt auf alles Leben, und selbst die Pflanzenwelt scheint mitzuempfinden, was die Thiere ängstigt. In kurzem stoßweisem Flattern suchen die letzten Vögel ein schützendes Asyl, angstvoll drückt sich der Hase in eine Furche, und das Surren und Summen der Insekten ist verstummt. Regungslos hängt das Laub an den Bäumen, als drückte die Last der schwülen Luft darauf, die Gräser und Blumen neigen sich, als wollten sie im Voraus dem drohenden Sturm ausweichen, und nur manchmal geht ein leises, angstvolles Rauschen durch die Zweige — ein Seufzer des Bangens. So lastet die Furcht vor dem Sturm, von dem man nicht weiß, wo er sich erhebt, welche verheerende Kraft er entwickeln und welche Stämme er knicken, welches Leben er vernichten wird, auf der ganzen Natur. Er wird, er muß kommen — das fühlt man, und mit banger Scheu wartet man auf den Losbruch, der zwar das Verderben, aber auch Erlösung von der verzehrenden dumpfen Schwüle bringen wird.

Eine ähnliche Stimmung beherrschte an der Jahreswende von 1847 auf 1848 alle jene Kreise, welche aus irgend einem Grunde, war es nun ein persönlicher oder nur das allgemeine staatsbürgerliche Interesse, sich mit den öffentlichen Zuständen Oesterreichs befaßten. Wenn aber die Natur mit einer Krise droht, so steht der Mensch in weitaus den meisten Fällen vor etwas Unabwendbarem, das sich seiner Einflußnahme und seiner Voraussicht entzieht. Nicht also im Staatsleben, wo drohende Conflikte sich stets auf Mißgriffe und Versäumnisse zurückführen lassen. Und darum mengt sich in das Bangen vor dem Kommenden der Groll über die Vergangenheit, Abneigung und Mißtrauen richtet sich gegen Jene, welchen man mit Recht oder Unrecht die Schuld für die drohenden Störungen aufbürdet. Und es ist nicht zu viel gesagt, daß nebst der Besorgniß über die kommenden Ereignisse auch das Unbehagen und Mißtrauen gegen das herrschende System in allen Kreisen lebendig war — von den höchsten Sphären und den privilegirten Ständen bis hinab zu jenen Schichten, wo auch die drückende Sorge um das tägliche Brot ein Gewicht mehr in der sinkenden Wagschale der Hoffnung und Zufriedenheit ist.

Aus den Berichten des schweizerischen Geschäftsträgers von Effinger wissen wir, daß sich am Hofe selbst eine mächtige Partei gebildet hatte, die ein Einlenken, ein Aufgeben des so starr festgehaltenen Regierungssystems verlangte. An der Spitze dieser Partei stand die Erzherzogin Sofie (geb. 1805, gest. 1872, Bild Seite 552), eine geist- und kraftvolle Frau, die Gattin und Mutter der zunächst zur Thronfolge Berufenen. „Trotz ihrer conservativen Gesinnung ist sie von der Unerläßlichkeit einiger Neuerungen überzeugt", schreibt der schweizerische Diplomat, und es soll zwischen der

Erzherzogin und dem Staatskanzler zu heftigen Scenen gekommen sein, als derselbe in unbegreiflicher Verblendung fort und fort behauptete, es sei keine Gefahr, und alle Schwierigkeiten würden vor einem unbeugsamen Festhalten des Bestehenden wieder von selbst verschwinden. In dieser Anschauung fand der Staatskanzler eine ausgiebige Stütze an dem Erzherzog Ludwig, der die Ansicht vertrat, „daß die Revolution als der gewaltsame Umsturz des Bestehenden und die Reform als die langsame zeitgemäße Regelung staatlicher Verhältnisse nicht Gegensätze ausdrücken, sondern nur verschiedene Wege zu demselben Ziel der allgemeinen Auflösung seien". Das war eben das Prinzip des absoluten Stillstandes in dürren, nackten Worten, und wenn die Frauen der kaiserlichen Familie dagegen ankämpften, erwiesen sie sich weiser und einsichtsvoller als die ergrauten, mit allen Geheimnissen einer obsolet gewordenen Regierungskunst bekannten Staatsmänner.

Vielleicht haben hier auch persönliche Sympathien und Antipathien eine gewisse Rolle gespielt, wie es ja auch in hochpolitischen Dingen oft der Fall ist. Metternich selbst und noch mehr dessen Gattin Melanie scheinen im Bewußtsein seiner Allgewalt und unerschütterlichen Stellung sich mancher Selbstüberhebung schuldig gemacht zu haben, die bitter empfunden und gewiß nicht vergessen wurde. So ließ zum Beispiel der Herzog von Modena, ein naher Verwandter des Kaiserhauses, als er in den Dreißiger Jahren zur Cur in Baden weilte, dem Staatskanzler seine Anwesenheit melden — also nach den Regeln höfischer Etikette ein Aviso, daß eine Aufwartung erwünscht sei. Doch der stolze Minister entschuldigte sich mit häuslichen Abhaltungen und ließ sich während der längeren Anwesenheit des Herzogs nicht blicken, der nun auch seinerseits auf eine Zusammenkunft verzichtete.

„Das Haus Metternich", sagt ein aufmerksamer Beobachter und Kenner der Verhältnisse, „legt es fast geflissentlich darauf an, statt Freunde sich Feinde im Volke zu machen. Wer erinnert sich nicht jener Wohlthätigkeits-Redoute der adeligen Damengesellschaft im Jahre 1835 mit der zum Behufe einer Absonderung der Fürstin Metternich und ihres Hofstaates errichteten Spieltischbarrikade in der Mitte des großen Saales? Wer Zeuge dieses Schauspiels war, wird den Erzherzog-Thronfolger und seine Gemalin im Gewoge der um die Tribüne Metternich herumkreisenden Menge erblickt und die peinliche und erschöpfende Situation, in der diese erlauchten Personen sich befanden, bemerkt haben. Er wird wissen, daß das im höchsten Grade empörte Publikum nahe daran war, diese erste in Wien gesehene Barrikade niederzureißen."

Uebrigens spricht auch Graf Hartig, der schon um seiner Stellung willen als wohlunterrichtet gelten kann, in seiner vorsichtigen Weise davon, daß es „selbst in der nächsten Umgebung des Hofes" Stimmen gab, welche „lauten Tadel oder Zweifel gegen die Regierung aussprachen". Bezeichnend ist es auch, daß ein Buch, welches die vernichtendsten Anklagen und eine wahrhaft schonungslose Zergliederung der herrschenden Zustände enthielt, die „Sibyllinischen Bücher aus Oesterreich", die wir noch erwähnen werden, der Erzherzogin Sofie gewidmet waren.

Die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Zustände war aber auch in den hohen Beamten- und Würdenträgerkreisen lebendig. Der Ruf, welchen Graf Kolowrat noch heute hie und da als Reformfreund genießt, scheint ein ziemlich unverdienter zu sein und mehr auf seinen Eifersüchteleien gegen den Staatskanzler als auf seinen Neigungen und Ansichten zu beruhen. Dem Publikum war Jedermann sympathisch und ein Freund des Fortschritts, der sich gegen Metternich kehrte, in dem man nun einmal den Typus und Träger des verhaßten Systems sah. In einer zweiundzwanzigjährigen Laufbahn an so maßgebender Stelle hätte Graf Kolowrat entweder Gelegenheit finden müssen, seine reformfreundlichen Ansichten zu bethätigen, oder er hätte aus einer Stellung scheiden müssen, in der ihm dies unmöglich war. Es wäre dies umso natürlicher gewesen, als Graf Kolowrat ohne Gehalt diente, also durch nichts gehalten werden konnte, als durch die Freude an der Macht.

In den übrigen Kreisen der hohen Bureaukratie aber war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umkehr desto lebendiger, und neben dem Hofkanzler Pillersdorf, Sommaruga, Graf Ficquelmont und so weiter gehörten fast alle jüngeren Kräfte zu den fortschrittlich Gesinnten, daher zu den Gegnern eines Systems, dem sie dienen mußten. Selbst in der Armee verschloß man sich der Nothwendigkeit von Reformen nicht, und der erste Kriegsminister des späteren Ministeriums, Feldzeugmeister Peter Zanini, war ein ebenso tüchtiger Soldat als überzeugter Reformfreund.

In den Kreisen des gebildeten Mittel- und Bürgerstandes stand das Gros der unbedingten Gegner des herrschenden Systems, hier war die Abneigung am stärksten, die Stimmung am agressivsten. Wir haben gesehen, daß man die argwöhnisch überwachten Vereine benützte, um die Regierung anzugreifen, und auch jede andere Gelegenheit war willkommen, wo man der Mißstimmung Luft machen konnte. Es machte geradezu Sensation, als Professor Hye als Thema der üblichen Disputation bei der Promotion eines Doctors der Rechte eine staatsrechtliche These wählte, die ihm Gelegenheit zu schonungsloser Kritik der Metternich'schen Politik bot. Und das Beispiel fand Nachahmung; bald wurden bei feierlichen Anlässen in der Aula Grundsätze aufgestellt und vertheidigt, die in der Regierungspraxis verpönt und unterdrückt wurden. Es war doch zu spaßig, daß zur selben Zeit, wo der „blindwüthende" Sedlnitzky einen unerhörten Censurdruck übte, akademische Vorträge zu Gunsten der Preßfreiheit gehalten wurden; einmal soll es sich bei feierlicher Promotion ereignet haben, daß der Promovent dem Auditorium mittheilen mußte, es habe sich Niemand herbeigelassen, als Opponent (Widersprechender) gegen seine These aufzutreten, welche das natürliche Recht des Volkes auf Freiheit der Presse und des Unterrichtes betreffe.

So drang trotz aller Polizeimaßregeln der Geist des Mißtrauens und der Abneigung gegen das herrschende System durch alle Poren des Staatslebens, und selbst offene oder verschämte Anhänger wußten vorher und noch mehr später nicht genug von den Mängeln zu erzählen. So schrieb Karl Ernst Jarcke (geb. 1809, gest. 1852), ein eingewanderter Ausländer und literarischer Söldling der Metternich'schen Regierung: „In keinem Lande war die Erlaubniß zu lehren an engherzigere Bedingungen und pedantischere Formen gebunden, und in keinem Lande war die Lehre (ehrenvolle, vereinzelt stehende Ausnahmen vorbehalten) im Ganzen in bedenklicheren, untüchtigeren Händen. In keinem Lande waren Inhalt und Methode des Unterrichts, auf dem Papier ängstlicher von Staatswegen vorgeschrieben, und nirgendwo herrschte, insoferne es Prinzipien und Ideen galt, in den Köpfen der Jünglinge größerer Mangel an Orientirung, geringere Kenntniß der in der Zeit liegenden Gegensätze und deßhalb betrübendere Haltungslosigkeit in wissenschaftlichen Fragen. In keinem Lande war der öffentliche Unterricht mehr auf das Gedächtniß gegründet, das in kurzen Perioden wiederkehrende Abfragen des Auswendiggelernten vorgeschrieben, und nirgendwo wurde das widerwillig und zwangsweise Gelernte weniger verstanden und schneller vergessen als in Oesterreich."

Ebenso abfällig urtheilt Graf Hartig in seinem schon mehrfach citirten Buch über die Verhältnisse der öffentlichen Verwaltung. Dem gegenüber möchte man nur fragen, warum diese Herren ihre richtige Einsicht nicht bei Zeiten verwendet, und warum sie nicht Jene verantwortlich machen, welche Schuld an dieser Verknöcherung aller Zustände trugen, sondern die Anderen, welche gleich ihnen die Uebelstände erkannten, aber auch auf deren Abstellung drangen.

Witz und Satyre, diese unconfiscirbaren Waffen eines geweckten Volksgeistes, wendeten sich trotz Censur- und Polizeimaßregeln gegen die Machthaber. Bauernfeld's feinpointirte Lustspiele wimmelten von Seitenhieben, die im Manuscript selbst dem argwöhnischesten Censorenauge entgingen, im Lampenlicht der Bühne aber witzfunkelnd und zündend unter das Publikum sprangen. Namentlich sein „Großjährig" dankte die jubelnde Aufnahme die es fand zum größten Theile der unfaßbaren und doch Jedermann verständlichen Satyre, mit der es die öffent-

lichen Zustände geißelte. Und in Frankl's „Sonntagsblättern" rutschte der Censur, deren Werkzeuge sich nicht durch sonderliche Bildung und Geistesschärfe auszeichneten, eine Erzählung aus China durch, deren Held ein autokratischer Mandarin, „Chin Rettem", (rückwärts zu lesen Metternich) war — dessen Maßregeln lächerlich gemacht und mit bitterem Spotte gegeißelt wurden. In denselben „Sonntagsblättern" getraute es sich Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1845 zum erstenmale nach so vielen Decennien eine Anekdoten-Serie, betitelt: „Kaiser Josef im Controlorgang", zu liefern, welche vom Publikum gierigst verschlungen wurde, aber den glühendsten Zorn der Censur erweckte, ohne daß sie es wagte, die zahlreichen Fortsetzungen einzustellen.

Sogar auf die Straße wagte sich die Demonstration schon — denn eine solche, und zwar eine dem Staatskanzler sehr mißliebige war es, daß man den Nuntius des neuen, als reformfreundlich bekannten Papstes, Kardinal Altieri, bei seinen Ausfahrten stets mit Ostentation, wiederholt auch mit lauten Zurufen grüßte.

In den untersten Schichten des Volkes aber wurde das durchsickernde Mißbehagen der oberen Stände noch durch einen Factor befördert, der als furchtbarer Agitator vor, als trauriges Gefolge nach jeder Revolution einherschreitet — die Noth. Das Erbübel der Monarchie, die finanziellen Calamitäten, welche auch der besonnenen redlichen Verwaltung Kübeck's nicht weichen wollten, führten eine steigende Verschlechterung der Geld- und Creditverhältnisse herbei, die lähmend auf die industrielle Handelsthätigkeit wirkte. Dazu kam eine unglückliche Handelspolitik und das jeden Aufschwung hemmende Mißtrauen in die staatlichen Zustände, um eine schleichende, aber desto gefährlichere ökonomische Krise hervorzurufen.

Als nun durch zufällige Umstände auch ein Niedergang in mehreren bisher in Wien blühenden Industriezweigen, besonders in der Fabrikation von Seide- und Modewaaren, eintrat und Tausende von Arbeitern beschäftigungslos wurden, stieg die Noth auf einen bedenklichen Grad, und es kam zu Erscheinungen, welche der höchsten Beachtung werth gewesen wären, von den nur um die Aufrechthaltung ihrer Stellung und ihres Systemes besorgten Machthabern aber ignorirt wurden. In einzelnen Vorstädten von Wien, in den Vororten, aber auch in der Provinz kam es zu Ruhestörungen, einige Zeit waren Plünderungen von Bäckerladen — diese Sturmvögel größerer Revolten, an der Tagesordnung. In Graz arteten die Demonstrationen gegen eine neue Gemeindeumlage zu bedenklichen Aufläufen aus, und eines schönen Morgens prangten an den Straßenecken Plakate, welche den Kaiser selbst um Schutz vor seinen Organen anriefen.

„Unser heiteres lebensfrohes Wien", heißt es in einem Berichte aus jener Zeit, „dessen Phäakenthum ganz Europa bekannt war, wird nun auch von dem Pauperismus, von diesem Gespenst der neuen Zeit, heimgesucht, und der Charakter, den es jetzt, wo sonst Alles nur Lust und Freude war, annimmt, ist ein umso erschreckenderer. Wer Wien früher kannte, weiß, daß bei der Billigkeit aller Lebensbedürfnisse, bei dem lebhaften Verkehr, bei der Leichtigkeit, mit welcher der nur etwas wohlhabendere Wiener sein Geld ausgibt und bei dem hier wie nirgends in Anwendung gebrachten Grundsatze: Leben und leben lassen! — wie leicht es also da Jedem wurde, sich seinen Bedarf zu verdienen, ja mehr als dieses, auch etwas zu haben, um, wie man hier sagt, „sich einen guten Tag zu machen". Daher kam es auch, daß der Zufluß der Wiener Bevölkerung aus den Provinzen so stark wurde, denn früher konnte in der That der Grundsatz gelten: In Wien kann sich Jeder erhalten! Wie haben sich aber jetzt die Zeiten geändert! Es hat vielleicht noch nie in Wien eine so gedrückte Stimmung, eine so allgemeine Klage geherrscht als eben jetzt, und wenn auch die Theuerung an und für sich, obgleich unverhältnißmäßig gegen früher, doch nicht jenen Grad erreicht hat wie anderwärts, so ist dagegen die Erwerbslosigkeit auf eine hier noch unerhörte Weise gestiegen und mit dem traurigen Winter steht das Stocken des Handels, der Mangel an Arbeit in den Fabriken, die Erwerbslosigkeit überhaupt im engsten Zusammenhange. Es gab nun freilich auch früher viel Elend in Wien, aber es

verbarg sich, es zog sich zurück, und man war auch im Stande, es zurückzuhalten daß es nicht bis auf offenen Markt, in die glänzendsten Straßen vordringe — fragen wir dagegen, wie jetzt die Bettelei zugenommen gegen früher, wie jetzt die Armenväter bestürmt werden! Wo hörte man früher von so vielen Einbrüchen und Anfällen, wo hatte früher der Wiener den Muth zu so häufigen Selbstmorden wie jetzt? Konnte es früher bei dem Volkscharakter vorkommen, daß Menschen hilflos auf offener Straße verschmachtet wären, wie es unlängst kurz hintereinander zweimal und sogar in frequenten Vorstädten geschah?"

Aber auch diese Mahnungen, die zu den gefährlichsten Symptomen öffentlicher Mißstände gehören, blieben unbeachtet; „Belsazar" Metternich hatte kein Verständniß für die Flammenschrift, von der Noth des Volkes an die Wände geschrieben. Ein Bericht des Bürgermeisters Ignaz Czapka (geb. 1792, gest. 1881), eines tüchtigen aber eigenwilligen Mannes, an den Kaiser stellte das Vorhandensein einer Noth in Wien in Abrede, und um den Aufläufen vorzubeugen, wurde eine militärische Bereitschaft eingeführt, welche den ominösen Namen „politische Reserve" erhielt. Man überließ es den Gegnern, der Noth nach Kräften abzuhelfen, und ein von Professor Seligmann, Feuchtersleben, Doktor Alexander Bach, Hornbostel, Doblhoff und Anderen gegründeter Verein suchte durch unentgeltliche Vertheilung Rumford'scher Kraftsuppe den Hunger zu stillen. (Bild Seite 568.)

„Der Ernst der Zeit", schreibt August Lewald 1848, „hatte Wien tief berührt; die Harmlosigkeit war aus den Herzen und die Lustigkeit aus den Gesichtern geschwunden. Wien war nicht mehr das alte Wien. Der Humor hatte keinen Boden mehr, der Geist zerschlug sich die Flügel an den engen Begrenzungen, und wer noch das alte heitere Wien zu repräsentiren versuchte, unterlag der Mißachtung der Besseren, die ein Einsehen hatten, und denen der Zustand unerträglich war."

Wie bezeichnend ist es doch für Wien, die Musikstadt par excellence, wo man das fahrende Virtuosenthum vielleicht über Gebühr feierte, daß der Vorschlag, die „schwedische Nachtigall" Jenny Lind in einer Adresse zu begrüßen, auf lebhaften Widerspruch stieß. Die meisten Notabilitäten lehnten die Unterfertigung ab, und Graf Auersperg (Anastasius Grün) machte der Sache durch die der allgemeinen Stimmung entsprechenden Worte ein Ende: „Um sich eine solche Adresse gefallen zu lassen, müßten ganz andere Adressen vorausgegangen sein."

Und eine andere Scene. Als im Herbst 1847 der neue Präses der medizinischen Facultät, Doktor von Well, sein Amt antrat, hielt der Regierungsvertreter Hofrath Fürst Palm eine Ansprache, in welcher er die Professoren mahnte, dem „Zeitgeist nicht zu fröhnen". Gleich dem abspringenden elektrischen Funken folgten darauf die Gegenreden. Sowohl Well selbst wie Freiherr von Feuchtersleben betonten in kräftigen Worten, daß die Wissenschaft, der allein zu dienen die Facultät berufen wäre, nur dann gedeihen könne, wenn man ihr im Geiste der fortschreitenden Zeit huldige.

Endlich entstand im Schoße der Regierung selbst ein Warner in dem Hofkammerpräsidenten Kübeck. Dunkle Gerüchte, daß kein Anleihen mehr aufzutreiben sei, daß man genöthigt, ein Darlehen vom Kaiser von Rußland aufzunehmen, daß eine neue Auflage des Jahres 1811 bevorstehe, und was der nebelhaften Schreckbilder mehr waren, warfen neue Aufregung in die Bevölkerung. Das Bargeld verschwand, ein empfindlicher Mangel an Circulationsmitteln entstand, und das Mißtrauen stieg so hoch, daß sogar ein Ansturm auf die Wiener Sparcasse eintrat, weil man auch sie gefährdet glaubte. (Bild Seite 569.)

Das Geld- und Creditwesen ist der politische Barometer der Neuzeit, und der Finanzminister empfindet es naturgemäß am schmerzlichsten, wenn er andauernd auf Sturm zeigt oder auch nur veränderliches Wetter ankündigt. Dies war auch bei Herrn von Kübeck der Fall, der zwar Bureaukrat vom Scheitel bis zur Zehe, sich doch einen offenen und gesunden Blick für die Zeit und ihre Erfordernisse bewahrt hatte. Er sah daher ein, daß die „Aufgabe Oesterreichs",

welche ein Staatsmann jener Tage charakteristisch als die „gänzliche Verneinung des vom König von Preußen halb anerkannten Prinzips einer Theilung der Regierungsgewalt" darstellt, länger nicht mehr zu erfüllen sei, ohne den Staat selbst zu gefährden.

Dieser Einsicht entsprang der an die Staatsconferenz geleitete Antrag, es seien sämmtliche Provinzialstände aufzufordern, aus ihrer Mitte Deputirte nach Wien zu senden, um dort über den Zustand der Finanzen die vollständigste authentischeste Aufklärung zu erhalten und mit der Regierung die Vorschläge und Wege zu berathen, welche zur Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staates führen können.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eigenem Triebe", machte Kübeck diesen Vorschlag, und wie so oft früher und später sollten finanzielle Nöthen den Wegweiser und Lehrmeister in constitutioneller Gesinnung machen. Unzweifelhaft hätte sich aus dieser Deputation der Stände eine Gesammtvertretung des Reiches heraus-

Erzherzogin Sofie (Seite 547.)

gebildet. Aber es wäre dies, hätte man Kübeck's Vorschlag bei Zeiten und energisch ausgeführt, auf friedlichem und legalem Wege geschehen, statt daß es später erzwungen werden mußte und durch die Ueberstürzung schon den Keim des Mißlingens in sich trug.

„Seit ungefähr einer Woche", berichtet der schweizerische Geschäftsträger Effinger um die Mitte Februar 1848 an seine Regierung, „ist in Wien viel davon die Rede, daß mehrere dem Thron nahestehende Mitglieder des Kaiserhauses die Ueberzeugung ausgesprochen hätten, daß die österreichische Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von Außen und von Innen auf die Länge ohne Concessionen nicht mit Erfolg widerstehen könne. Aeußerungen dieser Art scheinen wirklich gefallen zu sein. Hochgestellte Staatsbeamte, die stets dem Fortschritt in einem gewissen Maße huldigten, sind in Folge davon veranlaßt worden, vorhandene Entwürfe, welche die Rechte sowohl der Ständeversammlungen als der Congregationen (in Lombardo-Venetien) auszudehnen bezwecken, zur Hand zu nehmen und neu zu bearbeiten."

Im Verlaufe deutet Effinger an, daß „nach dem Vorbilde Preußens die Provinzialstände die Grundlage für eine künftige allgemeine Reichsverfassung bilden würden", bemerkt aber dazu ahnungsvoll: „Nur ist zu besorgen, daß bis

zu diesem kaum sehr nahen Zeitpunkte die den Kaiserstaat bildenden Volksstämme, die seit einem Jahrzehent in so auffallender Weise zu den alten Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und Sprache zurückkehren, sich zu sehr entfremdet haben werden, um einer einzigen und gemeinsamen Reichsverfassung angehören zu wollen."

Dabei berührte der Schweizer Diplomat einen der größten Fehler der Metternich'schen Politik, die aus engherziger Scheu vor einer Machtentäußerung es versäumt hatte, dem geistigen Streben, dem Drang nach Fortschritt eine Richtung ins Ganze zu geben und sie daher in Bahnen gerathen ließ, die zur Zersplitterung führen mußten.

Wenn wir aber fragen, warum noch in der letzten Stunde Kübeck's Anträge nicht energisch und rückhaltslos aufgegriffen wurden, so stoßen wir auf die Spuren derselben hemmenden Thätigkeit, die überall seit Jahren eingriff, wo es galt, den Stillstand zu erzwingen. Graf Hartig versichert, daß „der Antrag Kübeck's

Erzherzog Stefan. (Seite 518—542.)

vom Kaiser nicht zurückgewiesen, sondern vielmehr der Maxime nach genehmigt wurde. Als es sich aber um die Einzelnheiten der Ausführung handelte, trat das Zweifeln und Zaudern auch hier wieder ein."

Da die Ausführung aber nach dem damaligen staatlichen Organismus nur Aufgabe der Staatsconferenz sein konnte, werden wir in dieser den Hemmschuh zu erkennen haben.

Treffend sagt ein Schriftsteller über des Staatskanzlers Theilnahme an dieser Verzögerung: „Dem verständigen Seemann verkündet die Nähe einzelner Sturmvögel die drohende Gefahr. Er wartet nicht, bis es um ihn herum blitzt und kracht und die zürnende See wogt und tobt, sondern bringt seine Schiffe bei den ersten Anzeichen des nahenden Sturmes in Sicherheit. Hätte man sich im Salon Metternich nicht immer mit dem Wahne getragen: „Nur eine ganz kleine Partei ist mit der Regierung unzufrieden", so wäre eine Verhütung des Ausbruches der Bewegung möglich gewesen. Daß es geschehe und ein gegen die Revolution mit der größten Umsicht gerichtetes System von ihr gestürzt werden konnte, zeugte nur zu deutlich für Metternich's Einsichtsmangel und die hieraus entstandene falsche Sicherheit, deren stärkste Unterlage übrigens seine Geringschätzung des Volkes und die eitle Meinung bildete, die Weichlichkeit und Sensualität des

Wieners machen ihn zu einer ernsten Erhebung, zu Gewaltschritten unfähig. Dazu kam, daß Metternich in der so langen und so glücklich gesicherten Herrschaftsdauer des Absolutismus Bürgschaft, wenigstens für seine Lebensdauer erstrebt zu haben wähnte. Daß er darüber hinaus nicht mehr haltbar sei, das schwebte dem Vertreter desselben ebenso nahe und klar vor als die Idee eines Sturzes oder auch nur Hemmung seines Systems ihm ferne lag. Im denkbar schlimmsten Falle baute er seine Hoffnung auf seinen Alterego, den Polizeipräsidenten."

Später freilich, als alle unseligen Folgen seiner Maximen an den Tag traten, da klagte Metternich nicht sich und seine Verblendung an, sondern schob die Schuld Anderen zu. Ihm sind die Märzereignisse nicht die naturgemäßen Folgen eines bis über alle Grenzen seiner Berechtigung ausgedehnten repressiven Regierungssystems, sondern „das Werk irregeleiteter Studenten, einiger unklarer Köpfe aus verschiedenen Classen der Gesellschaft und redesüchtiger Bürger, die in Unkenntniß der Weltereignisse waren."

So machte doch wohl Gentz Recht haben, der in einem vor mehr als drei Decennien geschriebenen Brief von einem „weiblichen Zug im Wesen Metternich's" spricht. Um keinen Preis Unrecht zu haben, ist ein eminent „weiblicher Zug", und höher kann derselbe doch nicht getrieben werden, als ein so total abgewirthschaftetes System noch nach seinem Zusammenbruch rundweg für eine „Weltordnung" zu erklären.

An warnendem Wetterleuchten fehlte es wahrlich nicht, auch bevor der Sturm noch losgebrochen war. Die bedenklichsten, wenn auch fernen Blitze zuckten aus den italienischen Provinzen herüber. Je mehr die nationale Strömung, zum Theil von den Regierungen begünstigt, in den übrigen Staaten Oberwasser bekam, desto schwieriger und gereizter wurde die Stimmung in Lombardo-Venetien, desto strenger stützte sich die Regierung auf die unter solchen Umständen allein möglich erscheinende Politik der Gewalt.

Ein stiller unablässiger Kampf begann, der auf beiden Seiten die Erbitterung nährte. In der lombardischen Centralcongregation stellte der Delegat Nazzari den Antrag auf Einsetzung einer Commission zur Ergründung der Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit. Begreiflicherweise stemmte sich die Regierung dagegen, da eine solche Commission von vorneherein nur ein Anklagetribunal gegen sie sein konnte. Als nun Daniello Manin (geb. 1804, gest. 1857) und Nicolo Tommaseo (geb. 1803) die gleiche Commission für Venetien verlangten, welcher zugleich die Erwirkung einer nur durch den Monarchen mit den übrigen Provinzen verbundenen nationalen Selbstregierung als Aufgabe gestellt war, glaubte man die so oft falsch angewendete „starke Hand" beweisen zu müssen, und die beiden im Volke vergötterten Männer wurden verhaftet.

Immer höher stieg die Erregung, die höheren Lehranstalten mußten geschlossen werden, revolutionäre Plakate und Abzeichen tauchten auf allen Mauerecken, an den Hüten der Männer, am Putz der Frauen auf, und überall ertönten patriotische Gesänge, die aber für die herrschende Gewalt einen sehr bedenklichen Klang hatten.

Unter anderen Neckereien, in welchen sich die Bevölkerung gefiel, gehörte das Verbot des Rauchens und Lottospiels, um eine Einnahmsquelle der Regierung zu schmälern. Theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht vor Insulten fügte sich die Mehrzahl, und dadurch gewann man Muth zu dreisterem Vorgehen.

Am 2. Jänner 1848 wurden nicht nur rauchenden Civilisten, sondern auch einigen Offizieren die Cigarren aus dem Munde geschlagen. Bei der vollkommenen Ohnmacht der politischen Behörden war es erklärlich, daß die Soldaten sich selbst Genugthuung zu verschaffen suchten.

Am nächsten Tage erschien das Militär zahlreich in den Straßen, und die Grenadiere eines italienischen Regiments zeigten sich, um die Angreifer zu reizen, in jedem Mundwinkel mit einer Cigarre. Die ärgerlichen Scenen wiederholten sich, es kam zu Zusammenstößen, in welchen das Volk mit Stöcken, Messern, Steinen und von den Fenstern geschleuderten Blumentöpfen kämpfte, das Militär von

seinen Waffen Gebrauch machte. Nun erst schritt man gegen den Tumult ein, Dragoner sprengten, scharf einhauend, die Massen auseinander.

In einer freilich begreiflichen Erregung scheint man dabei etwas zu weit gegangen zu sein, wenn auch die Zahl der Opfer nicht so groß war als verbreitet wurde. Selbst Graf Hartig spricht einen leisen Tadel aus, „daß die Soldaten in der seit längerer Zeit gefaßten Ueberzeugung, durch die Behörden nicht vor dem Uebermuth des Pöbels geschützt zu werden, eigenmächtig sich selbst durch ihre Waffen Recht zu verschaffen suchten und in blindem Rachegefühl Schuldige und Unschuldige niedermachten."

Diese „Cigarrenrevolte", wie sie genannt wurde, hatte nicht allein die schlimme Folge, die Stimmung im Volke zu einer vollends feindseligen zu machen, sondern sie entfesselte auch im englischen und französischen Parlamente jene Tiraden über „Barbarismus", welchen man sich großmäulig so gerne überläßt, wenn das Ausräuchern von Kabylen in algerischen Höhlen oder das Niederkartätschen von Indern und Hottentotten gerade nicht an der Tagesordnung ist.

Da erschienen im Jänner 1848 die „Sibyllinischen Bücher aus Oesterreich" — ein Werk, das, trotzdem es natürlich verboten und in jedem Bücherballen, der über die Grenze ging, erschnüffelt wurde, doch in allen Händen war, mit Heißhunger verschlungen und mit Enthusiasmus besprochen wurde, weil es das, was jeder Unabhängige ahnte und fühlte, mit klaren, vom edelsten Patriotismus getragenen Worten aussprach. Der Eindruck war ein ungeheuerer und pflanzte sich selbst in Regionen fort, welche sonst ziemlich unempfänglich für die Wirkungen politischer Literatur sind.

Als Verfasser des Buches wurde bald ein Offizier der kaiserlichen Armee, Karl Möring, Hauptmann im Geniecorps, bekannt. Er stammte aus einer seit Kurzem in Wien ansässigen wohlhabenden Fabrikantenfamilie, hatte tüchtige technische Studien gemacht und war, nachdem er die damalige Ingenieur-Akademie absolvirt hatte, 1829 als Offizier in die Armee übergetreten, in welcher er bald den Ruf eines besonders tüchtigen, vielseitig gebildeten Offiziers genoß. Im Jahre 1840 machte er die Expedition nach Syrien mit, trat dann eine längere Reise nach England und Nordamerika an, um von 1844 bis 1846 als Lehrer der Mathematik und Militärwissenschaften bei den Söhnen des Erzherzogs Rainer, der bekanntlich als Vicekönig von Lombardo-Venetien in Mailand oder Venedig residirte, zu fungiren. Nach seiner Wiedereinberufung zum Truppendienst schrieb er in Wien sein so viel Aufsehen erregendes Werk, nachdem schon früher, natürlich ebenfalls anonym, mehrere kleinere Broschüren erschienen waren.

Umfassende Bildung, genaue Kenntniß der Verhältnisse und Personen, namentlich aber ein geläuterter, der Sache anhängender, aber keinen byzantinischen Autoritätencultus treibender Patriotismus befähigten ihn zu einem Werk, in dem mit schonungsloser Hand die Folgen des versumpfenden Systems geschildert und den Machthabern ein Spiegel ihres Wirkens vorgehalten wurde, von dem sie wohl ergrimmt selbst nicht leugnen konnten, daß er ein getreues Bild liefere.

In allen Zweigen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens wurde die Fäulniß aufgedeckt, die unter dem Druck einer rein repressiven Regierung immer weiter um sich griff, und das System derselben im Ganzen, wie die einzelnen Träger desselben und die lichtscheuen, stets mehr auf das Hemmen als auf das Fördern bedachten Maßregeln wurden einer Kritik unterzogen, deren Rücksichtslosigkeit und Schärfe vor keiner Person, vor keinem Stand, vor keinem von Mächtigen oder von der urtheilslosen Menge gehegten Vorurtheil Halt machte.

Wie schon erwähnt, bestand eine der auffallendsten und viel commentirten Pikanterien des Buches darin, daß es „der edlen erleuchteten Mutter des Thronfolgers" gewidmet war, wodurch die Richtung angedeutet war, von welcher man von Oben herab eine Wendung zum Besseren erwartete.

Wir müssen uns leider versagen, auch nur die interessantesten Partien dieses Buches, zum Beispiel den Abschnitt über die Erziehung der Prinzen, auch nur

auszugsweise zu besprechen, und beschränken uns auf einige Citate, welche besonders bezeichnend für die Stimmung vor dem Sturme sind.

Daß Fürst Metternich gewissermaßen das Centrum der Scheibe war, auf welche die „Sibyllinischen Bücher" ihre vernichtenden Angriffe richteten, ist selbstverständlich und lag schon in der Stellung des Staatskanzlers, in der ihm zugeschriebenen Wirksamkeit als hauptsächlicher Träger eines Systems, über dessen schlimme Folgen man sich gerne mit der sehr zweifelhaften Entschuldigung hinweg helfen wollte, daß es so lange Zeit aufrecht erhalten werden konnte. „Möge nie die Zeit kommen", heißt es in dem Buche Möring's, „die rath- und that- und darum trostlose Zeit, wo die herrliche Austria, die Hände ringend, sich die Haare raufend, thränenlosen Auges rufen wird: „Gieb mir, Clemens, die verlorenen dreißig Jahre wieder!"

Mit Schärfe wurde das eigentliche Wesen der Staatsconferenz in den Worten bloßgelegt: „Nach dem Tode des Kaisers Franz regierte die ministerielle Oligarchie den Staat ohne den Kaiser, machte den Hof und die Erzherzoge zu ihren Dienern, trat und biß Alle, die nicht ihres Gleichen waren, protegirte Niemanden mehr als sich selbst und die Ihrigen, verschaffte sich aller Orten Anhänger, namentlich unter den Geldmännern, brüstete sich zu Zeiten mit falschem Liberalismus und bildete einen grauen Bund, der mit Recht sagen konnte: „L'Etat c'est nous autres!" (Der Staat sind wir Anderen).

Daraus entwickelte sich eine furchtbare Anklage gegen den Adel, dem das Verhalten und Wirken seiner englischen Standesgenossen als Beispiel vorgehalten wird. „Unter Franz war zwar ein Kaiser da, den die Hohen fürchteten, immer aber blieb die Aristokratie die Seele des österreichischen Bureaukratismus. Sie sah die Aemter im Staate als nur ihretwegen vorhanden an und fand, daß, wenn keine da waren, neue geschaffen werden mußten. Mit diesem Grundsatze sprang man seit Franzens Tod gar keck um; ja, für hochadelige Söhnchen, die sich durch eine Heirat gut etablirten, sonst aber ohne Bildung und Wissen waren, wurden sogar eigene Geschäftsträgerposten mit ansehnlichen Gehalten improvisirt. Ebenso trieb der Adel mit denselben Grundsätzen sein Spiel im Militär; der Sohn des staatsräthlichen Referenten des Rechts avancirte binnen zwei Jahren und eilf Monaten vom schlechten Studenten zum Hauptmann in einem Regiment, wo es verdiente Oberlieutenants gab, die sechzehn Jahre dienten. Beispiele dieser Art im Civil- und Militärdienste könnten wir Hunderte mit Namen und Daten aufführen."

„Was thun unsere Adeligen? Wird ihre Stimme laut? Nimmt das Volk die Hüte vor ihnen ab? Freut es sich ihrer? Ist es stolz auf sie? Ach nein! Jene Cavaliere, die ihr Leben vertändeln, indem sie auch heute das zu thun verabsäumen, was sie gestern hätten thun sollen, sind nur elegante horse jockeys (Reitknechte), die des Zügels jeder moralischen oder geistigen Disciplin entwöhnten Kinder der Willfährigkeit und der Privilegien, die Träger des haut ton (hohen Tones), der aber nicht immer bon ton (guter Ton) ist."

Zur Begründung der obigen Vorwürfe möge hier die Schilderung eines anderen gleichzeitigen Schriftstellers eingeschaltet werden. „Eine Hauptpassion der aristokratischen Müßiggänger in Wien ist die Kunst- und Parforce-Reiterei. Hierin erlaubt man sich Rücksichtslosigkeiten, die kaum in Rußland denkbar sind. Es gibt gräfliche Grotesk-Reiter in Wien, die sich zuweilen den Spaß machen, über eine Obstverkäuferin, über ein im Grase sitzendes Kindermädchen wegzusetzen. Es vergeht selten ein Jahr, wo nicht ein Kind oder eine alte Frau von aristokratischen Hufen zertreten würde. Ein Bürger Wiens, der wegen seiner auffallend altmodischen Tracht zu den stehenden Figuren gehört (Herr Lang, er trug stets das sogenannte „Galgenmanterl", den vielkrägigen polnischen Mantel Jaroßynski's) und obendrein etwas harthörig ist, ging gravitätisch auf dem Fußweg neben der Alleestraße, die am Glacis in die Stadt führt. Da kamen zwei junge Grafen herangetrabt und ritten so nahe an den Bürger, daß ihm plötzlich der eine Pferdekopf über die Schulter guckte. Der

Mann in der altmodischen Tracht aber erschrack nicht, faßte das Pferd am Zügel, und versetzte mit seinem spanischen Rohr dem Reiter einen derben Hieb. „Verdammter Kerl! ich bin der Graf X.!" schrie der Roßheld. „So? Na, dann g'freut's mich desto mehr!" versetzte der Altmodische und gab dem Herrn Grafen noch einige feste Hiebe."

Solche kleine Züge sind oft bezeichnender für die Zustände und die Stimmung als die langathmigsten Erörterungen. Auf einen vielberühmten aristokratischen Reitkünstler, der um seiner Passion willen alle Rücksicht auf den eigenen und auch auf fremde Hälse hintansetzte, den Grafen Sándor, werden wir an anderer Stelle zurückkommen.

Auf die eigentliche politische Wirksamkeit der Metternich'schen Regierung übergehend, sagen die „Sibyllinischen Bücher": „Statt alle Völker Oesterreichs das österreichische Element hochschätzen und deßhalb lieben zu lehren, indem die Regierung selbst die Leuchte der Aufklärung und des Fortschritts ergriff und sie vorantrug, was that und thut sie? Die engherzige, zagende Cabinetspolitik ist es, welche bereits die Böhmen zu Czechen, die Ungarn zu Magyaren machte; sie wird die Italiener zu Römern machen. Die Regierung Oesterreichs hat für den Panslavismus und ein freies Italien mehr gethan als ihre Feinde hoffen durften. Der Kaiserstaat zählt wohl achtunddreißig Millionen Unterthanen, aber nicht einen politischen Bürger, nicht einen Menschen, der aus moralischen und historischen Gründen als Oesterreicher stolz sein könnte."

Es ist kaum möglich, mit knapperen Worten das eigentliche Verschulden des damaligen Systems bloßzulegen. Wort für Wort hat sich erfüllt, was als unvermeidliche Folge vorausgesagt wird, und wir, die nachfolgende Generation, können jetzt an den bitteren Früchten ermessen, wie berechtigt jene Anklagen waren.

„Wir flehen mit erhobenen Händen, auf unseren Knien die österreichische Regierung an", lautet eine ergreifende Apostrophe, „mit einer geregelten politischen Erziehung der Völker ernstlich zu beginnen. Der Genius Oesterreichs ruft das dem hohen Kaiserhause, das im Vertrauen auf die Beamten in edler Einfalt jede trübe Ahnung der Zukunft verbannt, durch unsere schwache Stimme zu. Möge sie gehört werden, ehe sie untergeht in den erzürnten Volksstimmen, in dem brausenden Gewoge von Außen. Aber dann — wird es zu spät sein! Und verfluchen wird das Erzhaus die treulosen, selbstsüchtigen Rathgeber, die ihm sagten: „Je dümmer das Volk, um desto leichter wird es regiert!" die um diesen Angelpunkt ihre sämmtlichen Regierungsmaximen drehen. Denn dieses leicht zu täuschende Volk wird umso mehr zur Hyäne verwildert, je dümmer es ist, und je mehr es sich betrogen sah, umso tiefer wird es die scharfen Krallen, den rächenden Zahn in das Fleisch seiner Unterdrücker schlagen."

Nicht minder beachtenswerth ist, was Möring über das Heerwesen sagt: „Die österreichische Armee leidet an zwei großen organischen Fehlern: an der partiellen Gehirnlähmung der Hofräthelei, an der partiellen Herzlähmung des freien militärischen Geistes, des stolzen Muthes des freien Mannes. Die österreichische Armee ermangelt des Geistes unter den Offizieren, des Wissens und Talentes in den höheren Chargen, der Charaktergröße in den obersten Befehlshabern, die es noch gar nicht begreifen wollen, daß ein paar Stunden ernstes Studium doch profitabler die Langweile zu Hause vertreiben sollte als das Herumjucken auf dem armen Gaul des Dienstes".

Nachdem Möring rühmend anerkennt, daß in der unter Radetzky's Befehl stehenden italienischen Armee ein anderer besserer Geist herrscht, fährt er fort: „Der schlechteste Geist gibt sich dort kund, wo die größte Wohldienerei und die unermüdlichste Buhlschaft um Gunst und Einfluß herrschen; dort also, wo die Quelle der Macht ihren Sitz hat und die Interessen der großen Herren sich wie die verworrenen Fäden eines schlecht abgehaspelten Strähnes Garn durchkreuzen. Diese Verworrenheit ist umso ärger geworden, da die Civilfraction der Regierungs-

Oligarchie die militärische ganz unter den Pantoffel gekriegt hat, was Leute zu Bedeutung, Ruf und Ansehen brachte, denen Loudon die Thüre gewiesen hätte".

So sprach nicht etwa ein mißvergnügter Umstürzler, dem eine hohle Wortkritik Bedürfniß und Beruf zugleich ist — nein, so sprach ein Mann, der in ehrenvoller Stellung war, der gleichfalls auf Gunst und Protection pochen konnte, der den maßgebenden Kreisen nahe genug gestanden hatte, um sich zu den ihren zu zählen — der aber dabei seinen klaren Blick, seinen freien Muth bewahrt hatte. So sprach ein Mann, dem auf seiner späteren Laufbahn nicht blos das Vertrauen seiner Mitbürger, die Verehrung seiner Untergebenen zu Theil wurde, die hinter der oft rauhen stachlichten Weise die unerschütterliche Rechtlichkeit, die Bedeutung eines selbstständigen Geistes erkannten, sondern der auch, ohne die Ueberzeugung und die idealen Ziele früherer Jahre abzuschwören, die höchsten Stufen militärischer Würden erklomm, dem Staate auch in anderen Stellungen hervorragende Dienste leistete, und von dem es mehr als einmal hieß, er werde vom Vertrauen des Monarchen zur Lenkung des Staatswesens berufen werden. Darin scheint uns ein nicht zu verachtender Fingerzeig zu liegen, daß jene sich in Alles findende, überzeugungsbare, nur in einem geschmeidigen Rückgrat bestehende Gesinnung, die Heine so treffend mit dem schmiegsamen Rohr vergleicht, das höchstens

„als Spazierstock für den Stutzer,
Als Ausklopfstäbchen für den Kleiderputzer"

zu brauchen ist — daß jene Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit, die man uns so oft als höchste praktische Weisheit preist, denn doch — Gott sei Dank! — noch immer nicht der einzige Weg zum Erfolg, gewiß aber nicht der ist, auf dem man sich allseitiges Vertrauen und Achtung erwirbt.

Möring (1810 zu Wien geboren und 1870 daselbst gestorben), ward Feldmarschall-Lieutenant und hatte kurz vor seinem Tode den heiklen Statthalterposten im Küstenlande inne.

Natürlich verhallte auch diese schmetternde Stimme vor den Ohren der Machthaber ungehört. Denn „man wehrte sich aus Leibeskräften gegen die Ueberzeugung, auf falschem Wege zu sein. An dem Willen, es einzusehen, fehlte es. Sind doch selbst die in der nächsten Umgebung des Thrones laut gewordenen Stimmen mit Verweisen zum Schweigen gebracht worden."

Höchstens vermehrte man die ohnehin drückend genug gewordenen Polizeimaßregeln noch mehr, um hie und da ein Exemplar des verpönten Buches zu erwischen, das trotzdem von Hand zu Hand ging und ganz offen citirt wurde. So sagte in einer gewerblichen Versammlung der Vorsteher zu nicht geringem Entsetzen des anwesenden Beamten: „Jene in unserem Vaterlande, die noch nicht wissen, wo sie der Schuh drückt, brauchen blos die leider verbotenen „Sibyllinischen Bücher" zu lesen, und sie werden es schon fühlen".

Polizeimaßregeln! — das war überhaupt der Weisheit letzter Schluß, als die Sturmwolken von allen Seiten immer drohender aufstiegen. Man erinnerte sich — um bei dem gewählten Gleichniß zu bleiben — an jene naiven Zeiten, wo man die Schrecken des nahenden Gewitters durch Läuten und so weiter bannen zu können glaubte. Namentlich Graf Sedlnitzky entfaltete in den letzten Wochen seiner Herrschaft eine fieberhafte Thätigkeit; er beobachtet, horcht, läßt spioniren und auf jedes Wort Jagd machen, täglich fühlt er den fieberhafter werdenden Puls der Oeffentlichkeit und diagnosticirt in warnenden Berichten den Ausbruch der revolutionären Krankheit. Das war aber nicht nach dem Sinne des Staatskanzlers, der nun einmal nicht zugeben wollte, daß sich Alles gegen sein System kehrte. Es kam zu heftigen Scenen zwischen ihm und dem Polizeipräsidenten, dem er vorwarf, das Sprachrohr übereifriger kurzsichtiger Beamten zu sein, welche die ganz harmlose Stimmung der Bevölkerung mißdeuteten, weil „einige unruhige hohle Köpfe ein mißtönendes Geräusch machten".

Am 14. Februar kam es zwischen dem Stellvertreter des Erzherzogs Johann als General-Geniedirector, dem Feldzeugmeister Graf Baillet von Latour,

dem unglücklichen späteren Kriegsminister, und einem höheren Offizier, der vielfach Fühlung mit bürgerlichen Kreisen hatte, zu einem Gespräch über die momentane Lage. Der letztere gab unumwunden seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Vorgänge im Auslande und die allgemeine, nicht unberechtigte Mißstimmung im Innern zu Explosionen führen müsse, wenn man die Aufregung nicht ableite und vorbeuge. Graf Latour, ein wohlmeinender aber etwas unselbstständiger Mann, ließ sich überzeugen und nahm noch am selben Abend auf einer Soirée des Staatskanzlers Anlaß, denselben zu warnen. Doch dieser nahm die Mittheilung mit jener Miene hochmüthigen Besserwissens entgegen, welche seltsamerweise dann angenommen wird, wenn es am wenigsten gerechtfertigt ist. Schließlich brach der Fürst in ein Lachen aus und versicherte dem General, daß er Gespenster sehe; die dabeistehende Fürstin Melanie aber sagte: „So stark wie in diesem Augenblicke haben wir uns noch niemals gefühlt." Diese weibliche Zuversicht ist auch ein charakteristischer Zug, zumal wir wissen, daß dieselbe von höher stehenden Damen nicht getheilt wurde.

War diese Sicherheit wirklich begründet in der Ueberzeugung des Fürsten, oder suchte er sich und Andere nur über die Bedenklichkeit der Situation hinwegzutäuschen? Im ersteren Falle wäre das ein lautes Zeugniß gegen den ihm stets zugeschriebenen staatsmännischen Scharfsinn, im letzteren würde es von einem in so verantwortlicher Stellung kaum verzeihlichen Leichtsinn zeugen. Vielleicht waren beide Motive wechselnd thätig — denn die Zukunft hat so gewaltige Löcher in die „Weltordnung" des Fürsten Metternich gerissen, daß sein staatsmännisches Renommé darunter litt und — ein kleiner Zug von blasirter Frivolität ging stets durch all sein Wesen und Wirken, seit in Dresden an der Hand galanter und intriganter Damen der „schöne, reizbare Clemens" die ersten zagenden Schritte auf dem politischem Parquet machte.

Gewiß würde er auch gelächelt haben, wenn Graf Kolowrat ihm die Aeußerung eines hochgeachteten Bürgers, des Tapeten-Fabrikanten Michael Ritter v. Spörlin (geb. 1784, gest. 1857), mitgetheilt hätte, der in den ersten Februarwochen zu dem Minister sagte: „So geht's nicht mehr weiter. Entweder tritt Fürst Metternich freiwillig ab, oder er wird gestürzt werden — und wer weiß, was dann Alles mit ihm fallen wird".

Die Zeichen des Wetters sind gar trügerisch. Dem Einen erscheinen die dunklen Wolkenballen, die blutig gesäumt am Horizont aufsteigen, nur als malerische Dekoration, als anmuthige Abwechslung am blauen Einerlei des Firmamentes, dem Anderen sind sie Anzeichen des Ausbruches furchtbarer Elementarkräfte. Leichtsinnige spotten über die zündende Macht des Blitzstrahls, über den verheerenden Wolkenbruch und die Wucht der rasenden Winde — vor dem Sturm!

Verkehrswesen, Industrie und Handel.

Der rastlose Wechsel der Zeiten entkleidet einzelne Motive, welche durch Jahrhunderte das Leben der Staaten und Völker bewegt und bestimmt haben, ihrer Wichtigkeit und rückt dagegen andere, bisher übersehene oder stiefmütterlich behandelte Interessen in den Vordergrund. Seit den Zeiten römischer Herrschaft, wo die Schaaren von Arbeitern den kämpfenden Cohorten auf dem Fuße folgten, wo der kriegerischen die nachhaltigere culturelle Eroberung unmittelbar sich anschloß und ein Netz von in ihren Trümmern noch jetzt bewunderten Straßenbauten die eroberten Territorien an das Mutterland knüpfte, wendete man den Verkehrswegen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit zu. Einzelne Straßenzüge, die sich von Stadt zu Stadt zogen, nach der Laune ihrer Urheber oder mit Vermeidung aller Schwierigkeiten auf gewaltigen Umwegen angelegt, mußten dem Verkehrsbedürfnisse genügen. Von dem verbindenden und ausgleichenden Einfluß der Communicationen, die in Wahrheit dem Nervensystem des menschlichen Körpers ähneln, hatte man keine Ahnung, und sah daher auch nichts Arges darin, daß diese ohnehin spärlichen Linien durch Zölle und Mauthen, wenn nicht gar durch Strauchritter und wegelagernden Adel noch vergällt wurden und der Frachtfuhrmann oder wandernde Krämer das Faustrohr neben der Peitsche zu handhaben wissen mußte oder Weggeld, Mauth- und Zollgebühr auf einer Tagereise mehr ausmachten als der Werth der Waare betrug.

So blieb es weit herauf, denn jene fratres pontificis (Brückenbrüder), eine Verbindung des 15. Jahrhunderts in Südfrankreich, welche sich den Bau von Straßen und Brücken zur Aufgabe machte, und deren Werk die berühmte Rhônebrücke ist, waren eine ganz vereinzelt bleibende Erscheinung. Man verband sich zu allem Möglichen, was gewaltthätig und zerstörend war, für Werke des Friedens und Gedeihens aber hatte man blutwenig Interesse. Das Elend deutscher Straßen — von weniger civilisirten Gegenden gar nicht zu sprechen, war bis zum Beginne dieses Jahrhunderts eine stehende Klage in allen Reisebeschreibungen, an welche sich fast gleichberechtigt jene über die Marterkästen von Postwagen, grobe Postmeister, trunkene Postillons, und wie die ganze Reihe ehemaliger Reiseleiden hieß, schlossen.

Ein entschiedener Anstoß zum Besseren wurde in Oesterreich speziell durch Kaiser Josef II. gegeben, der den Werth guter und zahlreicher Verkehrswege wohl erkannte. Noch epochemachender war das Wirken Napoleon's I., der zwar vornehmlich aus militärischen Gründen und in Frankreich, aber mit jenem Blick, den er für reale Verhältnisse hatte, auch in den eroberten Gebieten das Communicationswesen bedeutend förderte. Er mochte das den Römern abgelauscht haben, wie er ja überhaupt gerne nach Vorbildern arbeitete, die er sich meist aus dem Alterthum holte. Es wurde schon an anderer Stelle erwähnt, daß Dalmatien und die übrigen ehemals österreichischen Theile des Gouvernements Illyrien nach dieser Richtung der kurzen Zeit französischer Herrschaft sehr viel verdanken.

Pirates of Penzance or The Slave of Duty

Digitized by Google

Mit dem Aufblühen der technischen Wissenschaften seit Beginn des Jahrhunderts war auch ein mächtiger Anstoß auf dem Gebiete des Verkehrswesens gegeben. Mit Fulton's Erfindung wendete sich die Technik zuerst den Wasserstraßen zu, und schon 1817 erhielt der in Triest eingewanderte englische Kaufmann John Allen ein Privilegium auf fünfzehn Jahre, um Venedig mit Triest durch eine Dampfschiffroute zu verbinden. Im Jahre 1819 wurde das erste Privilegium zur Befahrung der Donau mit Dampfschiffen ertheilt, das jedoch in verschiedene Hände überging und nie zu recht lebensfähiger Ausnützung kam. Der gleiche Fall trat mit den für Weichsel und Po ertheilten Privilegien ein.

Die erste bedeutende Schiffswerfte für Dampfschiffe erbauten die englischen Schiffsconstructeure John Andrews und Josef Prichard in Venedig.

Obwohl schon 1810 Professor Hauf in Wien den Plan zu einer „Donau-Dampfschifffahrt-Post" ausgearbeitet hatte, kam die Sache doch erst 1830 unter Patronanz der Bankhäuser Geymüller und Puthon in Gang, die eine Actiengesellschaft, die noch jetzt bestehende „Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft", gründeten. Nach mancherlei Kämpfen absorbirte dieselbe die übrigen, nie recht lebensfähigen Unternehmungen, und nachdem am 4. September 1830 die erste Fahrt von Wien nach Pest stattgefunden hatte, nahm man bald auch die Fahrten der unteren Donau auf, welchen sich erst viel später jene bis Passau stromaufwärts anschlossen. Mit einem Schiff (Kaiser Franz) begannen 1830 die Fahrten, 1844 waren bereits achtundzwanzig, 1847 einundvierzig Dampfer in Thätigkeit, und heute ist die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft eine Macht, welche selbst den auf ihre Rechte so eifersüchtigen Uferstaaten an der unteren Donau, wenn auch nicht Liebe, so doch Achtung abgezwungen hat.

Ein vielbesprochenes Ereigniß war es, als am 9. September 1846 ein Frachtschiff aus den Niederlanden in Wien ankam. Rheinaufwärts bis Mainz wurde es von Dampfern remorquirt, von dort mittelst Pferden in Main und Ludwigs-Canal, welcher Donau und Main verbindet, gezogen, von Kehlheim trat es selbstständig seine Reise nach Wien an. Man sah darin einen hoffnungsvollen Anfang und knüpfte Erwartungen daran, die sich umso weniger erfüllen konnten, als man neben den bald alle Verkehrsverhältnisse beherrschenden Eisenbahnen überall die Wasserstraßen vernachlässigte.

Der Wiener-Neustädter-Schifffahrts-Canal wurde 1795 von einigen Privaten zu bauen begonnen, um den Transport von Holz und Kohlen nach der Hauptstadt zu verwohlfeilen, und später auf öffentliche Kosten fortgesetzt und vollendet. Er mündete früher in einen vor dem Invalidenhause auf der Landstraße gelegenen Hafen, mußte dann im Weichbilde von Wien der Verbindungsbahn weichen und hat heute wenig Bedeutung mehr. Vielversprechende Projecte zu seiner Fortsetzung bis Oedenburg und Raab, ja, über Warasdin und das Littorale bis Fiume blieben eben Projecte. Erst in neuerer Zeit, wo der Massenverkehr lehrte, daß für sehr schwere und dabei geringwerthige Waaren die Eisenbahnfracht zu vertheuernd wirke, richtet man wieder sein Augenmerk auf die Wasserstraßen, deren Ausnützung jedoch ohne Verbindung der natürlichen Gewässer durch Canäle immer mangelhaft bleiben muß. Ein Donau-Elbe- und Donau-Oder-Canal wurde schon in Erwägung gezogen. Da jedoch die schönsten Projecte nichts nützen, wenn man nicht Jago's Rath: „Thu' Geld in Deinen Beutel", folgen kann und es daran bekanntlich fehlt, so werden diese Canäle voraussichtlich noch für lange Zeit schöne Träume bleiben.

Für die Seeschifffahrt und den überseeischen Handel Oesterreichs war die Gründung des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest von unberechenbarer Wichtigkeit. Diese 1836 in das Leben gerufene Seehandlungs-Gesellschaft, deren Name von dem berühmten Versammlungsorte der Londoner Kaufleute (Kaffeehaus der dortigen Börse) herstammt, ist eine Schöpfung des genialen Ministers Bruck, Karl Ludwig Bruck (geboren 1798 zu Elberfeld in der preußischen Rheinprovinz), kam schon 1821 als Commis nach Triest, erwarb sich hier in kaufmännischen

Kreisen viel Vertrauen und lernte, als er sich aus Begeisterung den zur Befreiung Griechenlands ausziehenden Philhellenen anschloß, die Verhältnisse dieses Landes und eines Theiles der Levante kennen.

Im Jahre 1833 nahm er die Gründung des „Lloyd", vorerst blos als eine Gesellschaft für Seeversicherung, in Angriff und das Capital betrug, auch als 1836 selbstständig die Schifffahrt betrieben wurde, nur eine Million Gulden, das jedoch nach nicht ganz zwanzig Jahren schon auf das Fünfzehnfache gestiegen war. Der Gründer des „Lloyd" war unterdessen schon für einen ausgedehnteren Wirkungskreis ausersehen worden, auf welchem wir ihm noch begegnen werden. Der „Lloyd" dehnte nach und nach seine Fahrten nach den wichtigsten Häfen Südeuropas, der Levante und des schwarzen Meeres aus, Routen nach Nordafrika und einzelnen Häfen Asiens kamen dazu, und seit der Eröffnung des Suezcanals finden regelmäßige Fahrten durch diese Wasserstraße nach Ostindien und Hongkong, in neuester Zeit auch nach Sidney und Melbourne in Australien statt. Das Schiffsbau-Etablissement des Lloyd, der stabilimento tecnico in der Bucht von Muggia bei Triest gehört zu den bedeutendsten derartigen Anstalten und hat auch die meisten Schiffe der österreichischen Kriegsmarine geliefert.

Hier ist wohl der beste Platz um eines Mannes zu gedenken, dessen Erfindung für die Schifffahrt eine ganz neue Aera begründete. Josef Ressel wurde 1793 zu Chrudim in Böhmen als der Sohn eines zwei Jahre früher aus Sachsen eingewanderten Mautheinnehmers Anton Ressel geboren, womit wohl, abgesehen von der Zufälligkeit des Geburtsortes, der ledige Streit um seine Nationalität zu Gunsten der deutschen Abstammung entschieden sein dürfte.

Sein Talent für das Zeichnen und mathematische Fächer bestimmte die Eltern, ihn 1812 zur weiteren Ausbildung nach Wien zu senden, doch schon zwei Jahre später machte die Nothlage es ihnen unmöglich, weiter das theure Universitätsstudium zu bestreiten. Die Bemühungen Ressel's um einen Freiplatz in der Forstakademie zu Mariabrunn blieben lange erfolglos, erst eine Audienz bei Kaiser Franz, dem er eine mikroskopisch ausgeführte Zeichnung der Leipziger Schlacht überreichte, verschaffte ihm ein Stipendium für jene Anstalt. Als tüchtiger Forstmann verließ er dieselbe und erhielt zuerst eine Försterstelle zu Pletriach in Krain.

Eifrig seinen Pflichten obliegend, beschäftigte sich Ressel doch auch fortwährend mit mathematischen und mechanischen Problemen, und eines derselben sollte seinen Namen auf die Nachwelt bringen. In mehr als einer Hinsicht erfüllten die Raddampfer Fulton's ihren Zweck nicht ganz. Die Wirkung auf das Wasser war im Verhältniß zur aufgewendeten Kraft zu gering, und namentlich Kriegsschiffe konnten durch einen Schuß in den Radkasten sofort manöverirunfähig gemacht werden. Schon seit 1812 beschäftigte er sich damit, ein anderes Fortbewegungsmittel zu ersinnen und verfiel — wie übrigens auch andere Constructeure — auf die Schraubenform. Sein unbestrittenes Verdienst ist aber, derselben die Form einer sogenannten Schraube ohne Ende (Archimedische Schraube) gegeben zu haben, deren Flügel bei der Drehung einander in der Wirkung stets ablösen. Diese Schraube (Propellerschraube), am Hintertheil des Schiffes in einem Hohlraum angebracht, war möglichst geschützt und gestattete bei einfacher Construction die größte Kraftentwicklung.

Seine Versetzung als kaiserlich-königlicher Waldmeister nach Triest brachte ihn dem Element nahe, auf dem sich seine Erfindung bewähren sollte. Doch seine Idee stieß auf Widerspruch oder Geringschätzung, und die sogenannten „Fachmänner", die über nichts mehr entrüstet sind, als wenn sich Jemand untersteht, ihr „Fach" gründlicher aufzufassen, als sie es gewohnt sind, zuckten die Achseln und erklärten die Sache für eine unfruchtbare Schrulle. Es war ja doch offenbar lächerlich, daß ein Mensch, der eigentlich kein Schiffsbautechniker war, etwas ersonnen haben wollte, was ihnen, den Leuten vom „Fach", nicht eingefallen war — weil sie sich darüber nicht die Köpfe zerbrochen hatten.

Wahrscheinlich wäre es ihnen aber auch dann nicht eingefallen, wenn sie sich angestrengt hätten, denn jede wirkliche Erfindung ist ein dem Genie abgezwungener Geistesfunke, und man kann ja bekanntlich „Fachmann" sein, ohne Geist zu haben, und diesem Funken zu entlocken; die echten und rechten „Fachleute" aller Fächer sind aber den Genies viel zu gram, um selbst eines sein zu wollen.

Erst 1827 erhielt er ein Patent für seine Erfindung, und zwei Jahre später brachte er es dahin, daß ein Schraubenschiff die Probefahrt unternahm. Scheelsucht und Apathie aber wehrten die Ausnützung der Erfindung, und sowohl der Franzose Sauvage, der 1832, der Engländer Smith, der erst 1837 mit ziemlich ähnlich construirten Schrauben hervortrat, sahen ihre Bemühungen belohnt, besonders in England wußte man das Verdienst der Erfindung gebührend zu schätzen. Ressel aber machte man die Priorität derselben sogar streitig, und wieder war es — wie einst beim Ei des Columbus; — eine Menge von Schiffs-Ingenieuren wollte die gleiche Erfindung auch gemacht, aber weil nichts daran sei, nicht veröffentlicht haben. Es war eine traurige Genugthuung für Ressel, als 1849 das erste englische Schraubenschiff in Triest einlief und der Propeller bald überall das Rad verdrängte. Man hielt den tüchtigen Mann sogar von einem Feld fern, für das er so trefflich begabt war und auf dem er gewiß auch Großes geleistet hätte. Er starb enttäuscht und verbittert am 9. Oktober 1857 als Marine-Intendant in Laibach.

Ressel hat das Schicksal eines deutschen Erfinders mit allen Bitternissen gekostet. Mißgunst und Eigendünkel verkleinerten sein Verdienst und brachten ihn um die Vortheile, fast auch um den Ruhm seines Strebens. Freilich setzte man ihm nach dem Tode ein Monument (vor dem Polytechnikum in Wien) — aber auch diesen Tribut der Dankbarkeit vergällt noch der Streit der Parteien. Ob Deutscher, ob Czeche er war, darüber ereifert man sich hüben und drüben. Gönne man es den Einen, daß seine Wiege unter slavischen Linden stand — seine Bildung, sein grübelnder Forschergeist und auch sein herbes Schicksal kennzeichnen ihn als Deutschen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo man sich in England mit dem Gedanken zur ersten Dampfbahn trug, baute man in Oesterreich einen Schienenweg für den Pferdebahnbetrieb, den ersten seiner Art in Europa. Der vielverdiente Professor für technische Fächer, Franz Ritter v. Gerstner, erwarb 1824 ein Privilegium zur Errichtung einer Pferdebahn, welche die Donau und Moldau verbinden sollte. Sie wurde theilweise schon 1825, in ihrer Gänze 1832 eröffnet und reichte in einer Länge von $16^1/_2$ Meilen von Budweis bis Mauthhausen, später nach Urfahr, gegenüber von Linz. 1829 wurde auch von Linz nach Gmunden eine Pferdebahn in Angriff genommen, welche vornehmlich im Interesse des Salinenbetriebs gelegen war und später in eine Locomotivbahn umgewandelt wurde.

Obwohl Kaiser Franz dem materiellen Aufschwung seines Staates große Sorgfalt zuwendete, äußerte sich seine Abneigung gegen bahnbrechende Neuerungen doch auch auf diesem Gebiete. Er brachte der in seinen letzten Regierungsjahren auftauchenden Idee der Locomotivbahn keine Sympathie entgegen, als ahnte er, daß sie einer der mächtigsten Factoren zu einer völligen Umgestaltung der Verhältnisse werden sollte. Einzelne Aeußerungen deuten darauf, daß er die Sache für chimärisch hielt, und gegen ihm vorgelegte Projecte verhielt er sich skeptisch und ablehnend. „Na, na", soll er gesagt haben, „durch die Eisenbahnen käm' nur die Revolution ins Land."

Erst ein Jahr nach seinem Tode kam die Eisenbahnfrage für Oesterreich wieder in Fluß. Unter Patronanz des Baron Salomon v. Rothschild bildete sich die Gesellschaft der „Kaiser Ferdinands-Nordbahn" zur Verbindung Wiens mit den nördlichen Provinzen, im gleichen Jahre begann der Bau der Linie Wien-Oderberg, von welcher noch 1836 vierunddreißig Meilen vollendet und dem Betriebe übergeben wurden. Sechs Jahre später als in England, von wo die Erfindung gekommen war, aber ein Jahr früher als in Frankreich, rollte auch in Oesterreich die Locomotive über die Schienen.

Gleichfalls in das Jahr 1836 fielen die ersten Vorarbeiten zu einer Schienenverbindung der Residenz mit dem Süden. Das Bankhaus Simon Georg Sina nahm die Herstellung einer Bahnlinie von Wien nach Wiener-Neustadt und Oedenburg in die Hand (nebst der Flügelbahn nach Laxenburg), die sich später stückweise in direct südlicher Linie fortsetzte und an die ebenfalls 1837 concessionirte Bahn zwischen Venedig und Mailand anschloß. Aus dem Zusammenschmelzen dieser Linien entstand dann die Südbahn.

Die Bedeutung des Eisenbahnwesens für alle Zweige des Staatslebens machte sich von selbst in so eminenter Weise geltend, daß unter dem Einflusse des Freiherrn von Kübeck durch ein kaiserliches Handschreiben vom 19. Dezember 1841 ein Prinzip aufgestellt wurde, das man dann leider wieder verließ und erst in neuester Zeit wieder zur Anerkennung brachte. Die Eisenbahnen wurden nämlich für Staatsanstalten erklärt und gewisse Linien — unbeschadet schon erworbener Rechte — im Bau oder Betrieb ausdrücklich dem Staat vorbehalten.

Im Beginne der Vierziger Jahre wurde durch Bildung der „ungarischen Central-Eisenbahn-Gesellschaft" auch das Innere dieses Landes dem modernen Verkehr erschlossen. Am 5. Oktober 1844 erfolgte mit großen Feierlichkeiten zugleich die Baueröffnung von Pest nach Wien und Debreczin. Für diese Bahn kam zum ersten Male das später so weit ausgedehnte System der Zinsengarantie zur Anwendung, da die ungarischen Stände die fünfpercentige Verzinsung des Anlage-Capitals gewährleisteten. Aus diesen Linien entstand dann das mächtige Schienennetz der „österreichischen Staatsbahn".

Im Gefolge der großen Vortheile des Eisenbahnwesens blieben aber auch dessen Schattenseiten nicht aus. Wie in England hatte man auch in Oesterreich übertriebene Vorstellungen von den Erträgnissen der Bahnen, da man noch nicht einsah, daß ein allgemeines Verkehrsmittel unter dem Einfluß unbeugsamer wirthschaftlicher Gesetze steht, welchen es sich in Bezug auf den Ertrag nicht entziehen kann. Schon bei Ausgabe der Actien für die Wien-Gloggnitzer und Wien-Raaber Bahn drängte sich das Publikum so massenhaft zu,

„als wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren",

und vor dem fürstlich Schwarzenberg'schen Palais, wo die Ausgabe stattfand, wiederholten sich fast jene Scenen, wie einst in der berüchtigten Straße Quincampoix in Paris, wo die Law'schen Bankactien ausgegeben wurden.

Als man später in Verfolgung des Staatsbahnprinzips mit der Verleihung neuer Privilegien einhielt, warf sich die Speculation mit Vehemenz auf die Actien schon bestehender Bahnen, und eine wilde Agiotage begann, durch welche die Kurse weit über den inneren Werth und über das mögliche Erträgniß hinausgeschnellt wurden.

Wie stets folgte auch diesesmal dem Exzeß der Katzenjammer. Im Jahre 1845 trat ein Rückschlag ein, der umso empfindlicher wirkte, als sich das große Publikum an der Hetzjagd nach trügerischem Reichthum betheiligt hatte, und das sogenannte „Kaufen auf Differenz", das für den Uneingeweihten alle Merkmale eines bloßen Glücksspieles hat, die Versuchung nahe legte, sich weit über die Kräfte zu engagiren. Massenhaft wurden die Actien auf den Markt geworfen, und es drohte eine völlige Deroute, welche verhängnißvoll für das eben aufblühende Verkehrswesen werden konnte.

In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Interessen errichtete man bei der Hofkammer eine besondere Creditcasse, welche Eisenbahn-Actien belehnte oder auch zu fixirten, dem wahren Werth entsprechenden Preisen ankaufte. Wir haben darin die erste staatliche „Hilfsaction" vor uns.

Indessen schritt der Eisenbahnbau rüstig fort. Mit Beginn des Jahres 1848 waren bereits an dreihundert Meilen in Betrieb, und der unter Leitung des eminenten Technikers Karl Ritter v. Ghega (geb. 1808) in Angriff genommene, überaus kühne Bau der Semmeringstrecke, sowie die 1846 vollendete, zwei

Mörser beim Abtransport. Rechts Major Schmidt, Kommandeur des Mörser-Bataillons 1, links Hauptmann Kuhn, Führer der 1. Batterie des Bataillons

Der Kommandeur Major Schmidt und seine Offiziere vor einem Mörser-Unterstand. Von links nach rechts: Leutnant Schmidt, Hauptmann Kuhn, Major Schmidt, Leutnant Hoffmann, Leutnant Schmidt, Leutnant Hoffmann, Leutnant Kuhn, Leutnant Schmidt

Jahren verursachte. Darum ist die Regulirung dieses Stromes eine Frage, welche noch heute auf der Tagesordnung steht.

Was die Eisenbahn für den materiellen, das ist der Telegraph für den geistigen Verkehr. Er vermittelt mit früher für märchenhaft gehaltener Schnelligkeit den Gedanken und stellt für weit von einander entfernte Gegenden den Contact der Geister her, als wäre Raum und Zeit dem Menschen keine Schranke mehr.

Der Bau der ersten Telegraphenlinie begann 1846, und schon zwei Jahre später erstreckte sich der elektrische Draht über hundertvierundzwanzig Meilen. Es ist bezeichnend für den Umschwung der Verhältnisse, daß die Kunde vom Sieg der Februar-Revolution fast drei Tage brauchte, um von Paris nach Wien zu gelangen — heute würde sie den Weg in ebensoviel Minuten zurücklegen.

Sehr zeitlich brach sich in Oesterreich eine Institution Bahn, welche in unserer Zeit zu so großer Ausdehnung gelangt ist, daß sie bereits die Zahl jener Gegner mehrt, die meinen, man sei bei einem Uebermaß angelangt — die Ausstellungen. Sowie in England und Frankreich nahmen zuerst die gewerblichen Kreise allein die Veranstaltung von Ausstellungen ihrer Produkte in die Hand. So geschah es 1828 in Prag, wo die erste Ausstellung auf Anregung des überaus thätigen Oberstburggrafen Chotek stattfand. Schon diese erste Ausstellung böhmischer Industrie-Produkte hatte einen nicht zu unterschätzenden Einfluß, indem sie nicht allein dem Publikum, sondern den industriellen Kreisen selbst ein Bild vom heimischen Wissen und Können zeigte.

Die 1833 in Linz abgehaltene „Ausstellung von Erzeugnissen vaterländischer Industrie" verdankte gleichfalls einer Vereinigung von Privaten ihre Entstehung und war auch mit der Ausstellung von Kunstwerken und Alterthümern verbunden. Sie war Veranlassung zu einer Zusammenkunft des österreichischen Kaiserpaares mit dem König und der Königin von Bayern.

Periodische Ausstellungen von Industrie-Produkten, bei welchen Prämien für ausgezeichnete Leistungen ertheilt wurden, bestanden seit Beginn der Dreißiger Jahre in Mailand und Venedig — die politischen Wirren machten denselben jedoch bald ein Ende.

Schon unter Kaiser Franz hatte man die Abhaltung einer „österreichischen Industrie-Ausstellung" unter staatlichem Schutz in das Auge gefaßt, und dieselbe wurde auch im September und Oktober 1835 als „allgemeine österreichische Gewerbs-Produkten-Ausstellung" eröffnet. Viel großartiger wiederholte sich dieselbe 1839, wo vor dem eben vollendeten Gebäude des Polytechnikums sich ein schmucker Ausstellungspalast erhob, an dessen Pforte der Kaiser Ferdinand I. feierlich empfangen wurde, und 1845, von wo an nach einer kaiserlichen Entschließung derlei Ausstellungen alle fünf Jahre stattfinden sollten, was jedoch durch die politischen Verhältnisse unmöglich gemacht wurde. An der letzterwähnten Ausstellung betheiligten sich bereits an zweitausend Aussteller — eine für die Verkehrsverhältnisse jener Zeit sehr ansehnliche Zahl.

In Prag fand 1836 eine zweite Ausstellung böhmischer Produkte statt, und auch die übrigen Provinzen blieben nicht zurück. In Graz rief die unermüdliche Sorgfalt des Erzherzogs Johann für seine geliebte Steiermark eine Ausstellung in das Leben, und jene in Klagenfurt (1838) zählte bereits über dreihundert Aussteller aus dem strebsamen Kärntnerländchen.

Ungarn hatte im Jahre 1842 unter dem Protectorate des Erzherzogs-Palatin seine erste Industrie-Ausstellung, welche Beweise für die natürlichen Hilfsquellen des Landes lieferte, aber auch die Lücken in der industriellen Produktion wahrnehmen ließ. Es ist interessant, daß von siebenundsechzig Auszeichnungen, die zuerkannt wurden, fünfzig auf deutsche Produzenten fielen.

Der schon anderwärts erwähnte „Schutzverein" stellte sich die unmögliche, und von vorneherein nur auf den nationalen Chauvinismus berechnete Aufgabe, die fremden Produkte zu verdrängen und die heimische Industrie kraft des nationalen Gedankens auf die Stufe der westeuropäischen zu heben. In der Hitze patriotischer Begeisterung und politischer Berechnung vergaßen die Patrone des Schutzvereines,

gl. Schiffe in vollen Maßen wiederhergestellt. Der Wiederaufbau, 1946 begonnen, ist 1951 vollendet worden. Die Kirche ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und Vierungsturm. Die Gesamtlänge beträgt 130 m, die Breite des Querschiffes 65 m. Die Kirche ist 1951 geweiht worden.

Die Kirche von Gernrode, Ansicht von Südosten. Sie wurde 961 gegründet, 1129 geweiht, 1858 bis 1862 restauriert und 1945 zerstört. Der Wiederaufbau begann 1946 und wurde 1951 vollendet. Die Kirche ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und Vierungsturm. Die Gesamtlänge beträgt 130 m, die Breite des Querschiffes 65 m. Die Kirche ist 1951 geweiht worden.

Eine siebenbürgische Industrie-Ausstellung fand im Sommer 1847 zu Klausenburg statt, auf welcher sich der natürliche Reichthum des in manchen Theilen trefflich bewirthschafteten Landes und die hochentwickelte Hausindustrie viel Anerkennung errangen.

Der Aufschwung der Technik und des Gewerbewesens stellte sofort auch Anforderungen an das Gebiet des Unterrichts, welchen durch die Errichtung der technischen Lehranstalten zu Wien, Prag und Graz entsprochen wurde. Nicht so glatt wickelte sich die Sache in Ungarn ab, wo die unbestreitbare Neigung, jede Institution zu einem Hebel nationaler Ziele zu machen, das dann auch im Verweigern und Hemmen zu weitgehende und fehlgreifende Mißtrauen der Regierungskreise weckte.

Die bereits erwähnte, auf das Anerbieten der Stände selbst, in Pest eine polytechnische, in anderen Städten aber Gewerbeschulen zu errichten, ertheilte Antwort, „daß Seine Majestät kraft Allerhöchst ihres königlichen Amtes dafür sorgen werde, die genannten Anstalten, soweit es die Umstände erlauben, zu errichten", machte viel böses Blut. Man sah darin das Bemühen, die Sache ganz zu hintertreiben und die Abhängigkeit vom übrigen Reiche auch auf diesen Gebieten zu erhalten, während die Regierung nur fürchtete, in diesen Schulen neue Agitationsherde entstehen zu sehen.

Nichts vergiftet das öffentliche Leben so sehr als der Argwohn — denn ein Theil unterschiebt dem anderen bei jedem Schritte schlimme Absichten, die vielleicht gar nicht vorhanden waren und erst durch dieses Mißtrauen geweckt wurden.

Erst 1846 trat durch die Bemühungen des Erzherzogs-Palatin die Gewerbeschule in Ofen in das Leben, die ihm zu Ehren den Namen „Josefs-Gewerbeschule" führte, und aus der sich später (1856) das Josefs-Polytechnikum in Pest entwickelte.

Ein Jahr früher (1845) erhielt auch Galizien im „Lemberger Polytechnikum" eine technische Lehranstalt. Auch für specielle Industrie entstanden Unterrichtsanstalten, wie zum Beispiel zahlreiche Spinnschulen im Erzgebirge und in jenen Theilen Schlesiens, Böhmens und Mährens, wo die Spinnerei als Hausindustrie betrieben wurde, eine Töpfereischule zu Kramsta, eine Uhrmacherschule in Karlstein.

Eigentliche Gewerbeschulen als Fortbildungs-Anstalten für die Gewerbegehilfen bestanden vor 1848 nur in Wien (in Verbindung mit dem Polytechnikum), in Triest, Lemberg und Brody.

Im Zusammenhang mit dem Umschwung der allgemeinen Verhältnisse war das Aufblühen der Eisenindustrie, namentlich in den Alpenländern, wo die Natur so treffliches Rohmaterial spendete, und auch in Böhmen. „Steirisches Eisen" erwarb sich einen Weltruf, und manche rohe Klinge wanderte von Vordernberg oder Stadt Steyr nach England, um polirt und in eleganter Schale als Erzeugniß der „superior cutlery" (höheren Messerschmiederei) Englands wieder in die Heimat zurückzukehren. Noch heute sind die Sensen aus den steirischen und oberösterreichischen Werken am gesuchtesten und gehen bis in die erst urbar zu machenden Landstrecken Amerikas, sowie weit hinaus nach Rußland und Asien. Auch das Hüttenwesen nahm einen gewaltigen Aufschwung, und nicht allein als Industrielle, sondern auch als ausgezeichnete Fachmänner haben die Namen Rosthorn, Tunner, Rittinger einen guten Klang.

Mit dieser Industrie in engstem Zusammenhang stand die Ausbeutung der Kohlengruben, obwohl es damit sehr langsam ging, da noch 1835 die jährliche Ausbeute auf nur dreieinhalb Millionen Centner geschätzt wurde. Indessen wurden doch die unterirdischen Schätze Böhmens (Duxer Kohlenbecken), Mährens (Segen Gottes bei Rossitz), Oberösterreichs (Wolfsegg), Steiermarks (Voitsberg, Köflach) nach und nach erschlossen. In Ungarn gab es größere Schürfstellen bei Oedenburg, Fünfkirchen, Dravicza im Banat, in dessen Nähe auch die gewaltigen Eisengruben Reschitza (jetzt der Staatsbahn gehörig) in Betrieb gesetzt wurden. In den übrigen

Provinzen blieb die Ausnützung der vorhandenen Kohlengruben sehr zurück, wie Oesterreich ja heute noch der ausländischen Kohle nicht ganz entbehren kann. Hochverdient um den Kohlenbau waren Miesbach, zugleich der Schöpfer der großen Ziegelindustrie bei Wien, und in Böhmen der Großindustrielle Lanna.

Von mehr als örtlicher Bedeutung blieb die schon von altersher berühmte Glasfabrikation Böhmens, in welchem Lande durch Erschließung bedeutender Graphitgruben auch die Fabrikation von Bleistiften und unschmelzbaren Tiegeln hervorgerufen wurde. Brünn und Reichenberg (Liebig) wurden zu Mittelpunkten der Tuchfabrikation, und in den Gebirgsländern der Sudeten entwickelte sich die Leinen-Industrie vom Hausbetrieb zu großartigem maschinellen Betrieb.

Die schon unter Karl VI. und Maria Theresia begonnenen Versuche, die Seidenzucht in Ungarn einzuführen, ergaben keine völlig befriedigenden Resultate, obwohl der Palatin Josef und Graf Stefan Széchenyi sich lebhaft dafür interessirten und sogar eine kaiserliche Seidenfabrik in Werschetz errichtet wurde.

Bessere Erfolge hatte die 1718 gegründete und 1744 in Staatseigenthum übergegangene k. k. Porzellanfabrik in Wien, welche in Herstellung von Luxuswaare durch Schönheit der Formen und Farben verdienten Ruf genoß.

Auch in der Fabrikation von Seide-, Galanterie-, Drechsler- und Meerschaumwaaren errang sich Wien einen Weltmarkt, und auch Wiener Equipagen (Brandmayer), sowie musikalische Instrumente, Flügel (Graf, Streicher, Ehrbar, Bösendorfer) und Blechinstrumente genossen einen weitverbreiteten Ruf.

So war Oesterreich, trotzdem die Verhältnisse vielfach störend und hemmend eingriffen, auf industriellem Gebiete in stetigem Vorwärtsschreiten begriffen, als auch hier lang dauernde Erschütterungen ein Halt! geboten und Wunden schlugen die erst langsam wieder heilten.

Culturleben.

1816—1848.

Vielleicht wäre es richtiger, wenn wir die Rundschau über das geistige Leben einer Epoche der Darstellung der politischen Ereignisse vorausschicken würden. Denn in der Art und Manier wissenschaftlicher Forschung in den halben und verschleierten Tönen, welche die Dichtkunst anschlägt, offenbart sich für den Kundigen in einer Art von Vorhersage das, was sich in der Volksseele vorbereitet, bis es endlich als Thatsache auf die Weltbühne hinaustritt.

So liegen auch die Fäden, aus welchen sich manche Ereignisse entspannen, in der schon um Jahrzehnte früher merkbaren geistigen Bewegung, und der Mißmuth, welcher endlich alle Geister beherrschte, drückte sich in der literarischen Bewegung trotz allem Censurdruck aus und brachte sich, aller polizeilichen Bevormundung ungeachtet, auch im gesellschaftlichen Leben zum Ausdruck.

Andererseits drückt sich aber der Charakter einer ganzen Epoche in dem geistigen Leben und in einzelnen Episoden desselben besser und schlagender aus als dies durch die langathmigsten Darstellungen der politischen Verhältnisse, durch sorgfältiges Entwirren und Bloßlegen der diplomatischen Schleiergewebe geschehen könnte. Was könnte bezeichnender sein für die ersten zwanzig Jahre nach Abschluß der französischen Kriege, als jener Ausspruch Grillparzer's — eines Mannes von unbezweifelter Loyalität und Vaterlandsliebe — den er seinem künftigen Biographen gewissermaßen zur Richtschnur gab: „Wenn ich einmal todt bin, muß man mich im Zusammenhange mit meiner Zeit schildern. Unter Kaiser Franz mußte jeder Dichter oder Schriftsteller, wenn nicht vernichtet, so doch verkümmert werden!" Das ist ein Schmerzensschrei und eine Anklage zugleich, wie sie schneidender und bezeichnender durch nichts ersetzt werden könnte, und in dem alle die traurigen Folgen eines ängstlichen, jeder geistigen Regsamkeit abholden Regierungssystems wie in einem gemeinsamen Brennpunkte gezeigt werden.

Doch der Geist der Zeit ist ein Fluidum, gegen welches keine Zollschranken, kein Mauthcordon und keine Polizei-Plackereien schützen. Er dringt über die Kämme der höchsten Gebirge ein, er rinnt mit den Wellen der Ströme durch die Länder und schmuggelt sich in den Köpfen harmloser Reisender, deren Paß über allen Zweifel erhaben ist, in das sorgfältigst gehütete Reich. Das erfuhr man auch in Oesterreich, so ängstlich man auch bemüht war, jeden Geistesfunken, der von Außen herein kam, zu ersticken und dafür zu sorgen, daß im Inlande keiner entglimme. Wie treffend sagt Nestroy in seiner gemeinverständlichen Weise: „Wär' das nicht lächerlich, wenn Einer einen Besenstiel über quer halten und zu einer Armee sagen wollte: „Bis hieher und nicht weiter!" und noch weit lächerlicher ist es, wenn Einer mit morschen Ansichten sich der Zeit entgegenstemmt, dieser gewaltigsten Macht, die unaufhaltsam vorwärts schreitet und sich vom Gefolge zahlloser Veränderungen auf ihrem Triumphzug durch die Welt begleiten läßt."

Wie über allen falschen Bemühungen waltet aber auch ein Unstern über jenen Bestrebungen, die Geister zu ersticken oder in eine bestimmte Richtung zu drängen.

„Halten Sie sich an das Positive!" rief Kaiser Franz den Professoren in Laibach zu — und diese Herren folgten dem kaiserlichen Gebot; der allgemeine Zug der Geister aber, den man nicht maßregeln, nicht entlassen oder pensioniren konnte, blieb in der ihm zusagenden Richtung und verwirrte die Köpfe so, daß die besten darunter, statt sich mit einem trockenen Brotstudium zu genügen, unter das von einer hohen Polizei stets mißtrauisch betrachtete Poeten-Völklein gingen und das Ihre dazu beitrugen, um allgemein verpönte Ideen, die so künstlich im Maschengeflecht der Verse verborgen waren, daß das Eulenauge des Censors sie nicht gewahrte, in die anderen Köpfe einzuschwärzen.

In der That treten in der von uns behandelten Periode die Vertreter exacter Wissenschaften ziemlich zurück. Nur wenige glänzende Namen heben sich über ein Meer von Mittelmäßigkeiten, das sich im Zusammentragen von Collectanern, im Notizenwesen sogenannter Fachzeitschriften gefiel. Besonders tritt dies auf dem Felde der Rechtswissenschaften hervor, wo doch von Maria Theresia an bis in die ersten zwei Decennien unseres Jahrhunderts eine Reihe verdienstvoller Männer gewirkt hatten. Wie konnte es aber auch mit einer Wissenschaft bestellt sein, wenn Sebastian Jenull, einer der bedeutendsten Juristen seiner Zeit, schlimme Folgen fürchten mußte und sich förmlich beim Staatskanzler entschuldigte, weil er einen Besuch Karl Theodor Welcker's (geb. 1790, gest. 1869), des berühmten Rechtslehrers, erhalten hatte, der nebstbei als freisinniger Abgeordneter der badischen Kammer in allseitiger Mißgunst stand. Nicht das Wissen und Können war ja maßgebend, sondern ob der Mann geschmeidig und servil genug war, es in einer Form zu bieten, wie sie den Machthabern angenehm war und ungefährlich erschien.

Erst in den Vierziger Jahren, wo die unaufhaltbare geistige Bewegung ernster Forscherkritik, ohne welche keine Wissenschaft bestehen kann, zu ihrem Rechte verhalf, tauchte eine neue juristische Schule auf, deren gefeiertste Namen, Lichtenfels, Hye, Unger und so weiter, durch ihr Wirken eigentlich einer späteren Periode angehörten.

Das Gebiet der Geschichte wurde zwar fleißig bearbeitet, ohne daß man jedoch sagen konnte, daß die eigentliche Geschichtsschreibung vollkommen ihre Aufgabe erfüllt habe. Die archivalischen Arbeiten fleißiger Forscher, wie Josef Chmel (geb. 1798, gest. 1858) und Anderer, sind gewiß äußerst verdienstlich, aber es sind doch nur Bausteine, die erst des Meisters warteten, der daraus ein vollkommenes Gebilde schaffte, das Gemeingut des Volkes werden kann.

Unter allen Historikern jener Zeit steht unleugbar durch Gelehrsamkeit und Darstellungsgabe obenan Franz Palacky (geb. 1798, gest. 1876). Wenn man aber auch das Ideal eines vollkommen objectiven Geschichtsschreibers für unerreichbar halten mag und mindestens im Räsonnement das Knochengerüste einer festen Gesinnung nicht missen mag, so hat es doch gewiß sein Uebles, wenn der Parteimann dem Historiker bei jedem Satz über die Achsel guckt, ja wohl gar hie und da die Oberhand bekommt. Und dies ist unleugbar, namentlich in den späteren Bänden der „Geschichte von Böhmen" der Fall, so hochverdienstlich in historischer Beziehung dieses Werk auch ist. Mit seinem Eintritt in die praktische Politik gewann die leidenschaftliche Natur Palacky's immer mehr die Oberhand über den kühl abwägenden Forscher. Ein Sammelwerk von großem Werth sind auch die von Palacky herausgegebenen „Scriptores rerum bohemicarum".

Sonst wären noch zu nennen die Geschichtsschreiber Fürst Eduard Lichnovsky (geb. 1789, schrieb Geschichte des Hauses Habsburg) und Graf Johann Majláth (geb. 1786, gest. 1855, schrieb Geschichte der Magyaren, der Stadt Wien, des österreichischen Kaiserstaates), die aber beide weniger aus wirklichem Beruf und

auf Grund fachmännischer Heranbildung zur Feder griffen, sondern um den durch ein allzu aristokratisches Leben angegriffenen Revenuen aufzuhelfen.

Beide schrieben daher auch, ebenso wie der von der schönen Literatur plötzlich zur Geschichte übergegangene Hermann Meynert ganz im Sinne und zum Lobe des Metternich'schen Systems, wodurch ihre Arbeiten als sehr vorsichtig zu benützende Quellen erscheinen. Namentlich Graf Majláth, dessen pekuniäre Nothlage ihn endlich sammt der Tochter zum Selbstmord im Starnberger See trieb, überquillt in seiner „Geschichte der Magyaren" von Uebelwollen gegen seine Heimat im Sinne der herrschenden Regierungsmaximen.

Ein sehr selten gewordenes, scharf, aber nicht ganz ohne Begründung urtheilendes Pamphlet „Oesterreichischer Parnaß", das um 1840 erschien, schildert den Fürsten Lichnovsky bezeichnend folgendermaßen: „Verlebt, trockener, jedoch nicht unparteiischer Geschichtsschreiber des Hauses Habsburg, ohne Beruf, brouillirte Finanzen, aus Desparation Autor, bekleidet mehrere nichts eintragende Hof- und Kammerwürden." Und vom Grafen Majláth heißt es: „Klein, lebhaft, echte Magyaren-Physiognomie, kreischt und lacht viel, lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, auch Historiker, überall mittelmäßig, hat einen großen Schnurrbart und großes Gedächtniß, besitzt viel Bonhomie und wenig Revenue."

Hier ist auch Friedrich Hurter (geb. 1787, gest. 1865) zu nennen, der, aus einer alten Schweizer Familie stammend und protestantischer Kirchenvorsteher in Schaffhausen, nach einem unter allerlei literarischem Spektakel vollzogenen Religionswechsel von Metternich als Reichs-Historiograph nach Wien berufen wurde und hier Geschichte im extrem katholischen Sinn trieb. Seine Werke über Ferdinand II. und Kardinal Melchior Khlesel sind Muster von trockener und einseitiger Darstellung.

Weitaus besser sah es in den naturwissenschaftlichen Fächern aus. Hier ist obenan zu nennen der Astronom Johann Josef Littrow (geb. 1781, gest. 1840), seit 1819 Director der Wiener Sternwarte, dessen „populäre Astronomie" ein mustergiltiger Fingerzeig ist, wie strenge Fachwissenschaft größeren Leserkreisen zugänglich zu machen ist. Sein Nachfolger und Sohn Karl Littrow (geb. 1811, gest. 1877) war schon 1811 an der Sternwarte in Kasan beschäftigt, und ihm verdankt Wien zum großen Theil auch den neuen Musterbau, der der erhabensten aller Wissenschaften gewidmet ist — die Sternwarte auf der Türkenschanze bei Währing.

Als Schüler und Freund des von uns erwähnten Mineralogen Mohs erwarb sich Wilhelm Haidinger (geb. 1795, gest. 1871), einen weit verbreiteten Ruf in dieser Wissenschaft, und ihm verdankt man die Gründung der geologischen Reichsanstalt, welche die Erforschung der Bodengestaltung und der Gesteinverhältnisse nicht blos im Dienste der Wissenschaft, sondern auch des Staates und des praktischen Lebens zur Aufgabe hat.

Als Physiker genossen wohlverdienten Ruf die Professoren Andreas von Ettingshausen (geb. 1796, gest. 1878) und Andreas von Baumgartner (geb. 1793, gest. 1865), welch letzterer später, in eine ihm fremde Richtung gedrängt, als Finanzminister eine für die wirthschaftlichen Zustände Oesterreichs ersprießliche Thätigkeit entfaltete, da der Verkauf der großen Staatsbahnen unter ihm geschah. Als Physiologe gelangte zu großem Ansehen der Czeche Johann Purkinje (geb. 1787, gest. 1869), welcher die Cellulartheorie der Pflanzen aufstellte und nachwies. Er war auch ein tüchtiger Chemiker und lehrte zuerst in Breslau, später in Prag.

Hier ist auch eines Mannes zu gedenken, der sich von den einfachsten praktischen Anfängen zu hohen Würden und zur ersten theoretischen Autorität in seinem Fache erhob, des Freiherrn Adam von Burg (geb. 1797, gest. 1882), der die wissenschaftliche Auffassung und Darstellung des Maschinenwesens in Oesterreich begründete.

Für die Naturgeschichte im engeren Sinne wirkten Leopold Fitzinger (geb. 1802), welcher die erste wissenschaftliche Classifikation der Amphibien auf-

stellte, und Johann Natterer (geb. 1787), dessen Theilnahme an der brasilianischen Expedition zahlreiche Anregungen bot, als Zoologen; Ludwig Redtenbacher (geb. 1814, gest. 1876) und Unger als Botaniker.

In die Vierziger Jahre fällt auch das erste Auftreten der großen medicinischen Autoritäten Josef Skoda (geb. 1805, gest. 1881), Karl Rokitansky (geb. 1804, gest. 1878) und Johann Oppolzer (geb. 1808, gest. 1871), durch deren Wirken die Blüthe der Prager und Wiener ärztlichen Schule begründet wurde.

Daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen Oesterreichs und der geringen Gunst, welcher sich alle speculativen Wissenschaften erfreuten, die am meisten zur Kritik neigende, die Philosophie, keine besondere Vertretung fand, ist umso erklärlicher, als auch der Nationalcharakter des Oesterreichers im Allgemeinen der Beschäftigung mit einer so vollkommen abstracten, die Gesetze des Seins und Werdens mehr als dem flüchtigen Sinn anmuthend ist, bloßlegender Wissenschaft nicht hold ist. Der vielseitige Ernst Freiherr von Feuchtersleben (geb. 1806, gest. 1849), auch Arzt, Dichter und Staatsmann, ist daher auch nicht als Philosoph im strengsten Wortsinne zu bezeichnen, sondern mehr als Aesthetiker. Seine „Diätetik der Seele" verabreicht in homöopathischen Dosen so viel Philosophie an das „gebildete weibliche Publikum", als, um mit Schopenhauer zu reden, die „zarten Perlenzähne des weiblichen Verstandes" zu zermalmen fähig sind. Bekannt ist Feuchtersleben als Enkel des seinerzeit in Wien eine Rolle spielenden hochgebildeten Negers Angelo Soliman (geb. 1726, gest. 1796).

Viel mehr Anspruch als Philosoph genannt zu werden hat Anton Günther (geb. 1785, gest. 1863), der als überzeugter Priester seiner Kirche den Versuch machte, die einer historischen Entwicklung entstammende Lehre des Katholicismus auch philosophisch zu begründen. Es erging ihm wie Allen vor ihm, die denselben Versuch machten — er genügte weder den rationellen Kritikern noch den Anhängern strenger Observanz, welche von ihrem Standpunkt aus folgerichtig sagen, daß die Speculation in Sachen des Glaubens nichts dreinzureden habe. Er lehnte mehrere Berufungen in das Ausland ab und lebte nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten (Vorschule zur speculativen Theologie, Janusköpfe, der letzte Symboliker, Süd und Nord am Horizont der speculativen Theologie), die ihn jedoch in unerquickliche literarische Fehden verwickelten und ihn peinlichen Anfeindungen von jener Seite aussetzten, welcher er zu dienen glaubte.

Hier ist wohl der beste Platz, seines Freundes Johann Emanuel Veith (geb. 1788, gest. 1876) zu gedenken, an dessen Seite er auch im Grabe ruht. Veith ist durch seine Vielseitigkeit und die Wandlungen, welche er durchmachte, einer der interessantesten Männer seiner Zeit. Von jüdischen Eltern geboren, warf er sich auf das medicinische Studium, namentlich auf die Veterinärkunde, und wurde, nachdem er zum Katholicismus übergetreten war, Director des Thierarznei-Institutes. Peinliche Erfahrungen, die er im Privatleben machte, bestimmten ihn, plötzlich seine Laufbahn zu verlassen, die theologischen Studien zu ergreifen und in den Redemptoristenorden einzutreten. Vom wesentlichem Einflusse auf ihn war dabei und in seiner späteren ganzen Geistesrichtung der anderen Orts (Seite 305 u. ff.) erwähnte Friedrich Ludwig Zacharias Werner, dem er als Modeprediger in Wien folgte. Veith war wohl der bedeutendste Kanzelredner, welchen Wien je besaß und wußte von seinem reichen Wissen und einer gesunden Dosis Humor, die auch in seinen zahlreichen Schriften durchschlug, trefflichen Gebrauch zu machen, ohne in die Scurrilitäten und Zweideutigkeiten Werner's zu verfallen. Neben diesem homiletischen und literarischen Wirken übte er auch eine ziemlich umfangreiche ärztliche Praxis (in der Homöopathie) aus, ohne jedoch aus derselben eine Einnahmsquelle zu machen. Ganz konnte auch Veith sich nicht von den Widersprüchen befreien, welche stets über einem solchen plötzlich in ganz andere Bahnen lenkenden Leben schweben, und er theilte das Los seines Freundes Günther, in der eigenen Partei zwar scheue Bewunderer, aber keine Freunde zu finden.

Eine Erscheinung ganz eigener Art war der in dem kleinen Orte Tschötsch bei Brixen geborne Orientforscher Philipp Jakob Fallmerayer (geb. 1791, gest. 1861), der berühmte „Fragmentist aus dem Orient", dessen „Geschichte von Morea und Trapezunt", sowie dessen „Fragmente" Fundgruben historischer und sprachlicher Gelehrsamkeit und Muster lebensvoller und plastischer historischer Darstellung sind.

Für deutsche Sprachforschung war Theodor Georg von Karajan (geb. 1810, gest. 1873) thätig, der sich auch als Forscher und Sammler vielfache Verdienste um die Localgeschichte von Wien erwarb. Besonders eifrig wurde das Gebiet slavischer Sprachforschung bebaut, auf welchem Dobrowsky zahlreiche, allein weniger gründliche und auch weniger objective Nachfolger fand, von welchen dieser Nestor slavischer Linguistik treffend selbst sagte: „Der Bohemismus macht sie verrückt!"

Neben Anton Jaroslav Puchmayr (geb. 1769, gest. 1820), welcher eine treffliche slavische Grammatik schrieb, sind hier Paul Josef Šafařik (geb. 1795) und Wenzel Hanka (geb. 1791, gest. 1861) zu nennen. Der erstere, Slovake von Geburt, setzte das Wirken Dobrowsky's fort und schrieb die „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur" — der letztere, nicht blos Linguist, sondern auch Historiker und Bibliograph, ist durch die Entdeckung der Königinhofer und Grüneberger Handschrift bekannt, welche von der einen Seite als Denkmäler ältester czechischer Dichtkunst gefeiert, andererseits — und zwar auch von Slaven — in Bezug auf ihre Echtheit angezweifelt worden und eine literarische Fehde entwickelten, in welcher meist weniger mit Gründen als mit Invectiven gefochten wurde.

Ohne die Frage der Echtheit dieser beiden rasch aufeinanderfolgenden Funde in irgend einer Weise in Frage stellen zu wollen, muß doch betont werden, daß durch andere nachgewiesene Unterschiebungen ein Flecken auf dem literarischen Namen Hanka's haftet und ein eigenthümliches Licht auf die literarischen Verhältnisse und Bestrebungen jener Richtung geworfen wird. Das angebliche „Minnelied Wenzel's", die „Prophezeiungen Libussa's" und andere „Funde" sind als Fälschungen erkannt worden, welchen eingestandenermaßen Hanka nicht fern stand, wie ja auch seine „Correcturen" an der Königinhofer Handschrift zugegeben werden. Selbst Šafařik äußerte sich einst mit einem zweideutigen Lächeln: „Herr Hanka hat das seltene Glück, Alles zu finden, was er sucht!" Man hat also gewiß Ursache, vorsichtig gegen wissenschaftliche Bestrebungen und Beweisführungen zu sein, welche zu solchen Mitteln greifen, die verzeihlicher sind, wenn sie aus Eigennutz geschehen, als aus nationalem Fanatismus.

Von Magyaren sind hier zu nennen Michael Helmeczy (geb. 1792), der sich um die Sprachreinigung und die Verwendbarkeit des magyarischen Idioms für alle Zweige des wissenschaftlichen Lebens verdient machte, so daß man von ihm rühmte, er habe die „Neugeburt der ungarischen Sprache" veranlaßt, und Franz Toldy (geb. 1805), der auf literargeschichtlichem Felde arbeitete und durch treffende kritische Charakteristiken heimischer Dichter deren Werth in richtiges Licht stellte — nebstbei gesagt aber ursprünglich ein guter Deutscher Namens Schedel war, der sich einer wenig löblichen Sitte nach auch äußerlich magyarisirte.

Für einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren ist diese Ausbeute an bedeutenderen Namen auf dem Felde der Wissenschaften gewiß nicht sehr bedeutend. Desto reichlicher war die Theilnahme an der schönen Literatur, obwohl die „Büchermacher", wie Kaiser Franz sagte, nicht sehr in Gunsten standen und schöngeistige Beschäftigung gewissermaßen als gravirend, als levis macula (leichter Flecken) der persönlichen Respectabilität galt.

Vielleicht ist es erlaubt, daraus zu schließen, daß alle solchen Bestrebungen der „hohen Obrigkeit", die Geistesrichtung und den Geschmack wie die Produktion zu beeinflussen, sehr überflüssig sind und eher den ganz entgegengesetzten als den gewünschten Effekt haben.

Digitized by Google

In der poetischen Literatur der Oesterreicher steht ein Name obenan, dessen wir bisher nur mit seinem Erstlingswerk, der „Ahnfrau" gedachten — Franz Grillparzer (geb. 1791, gest. 1872, Bild Seite 592). Wenn in derselben auch die Gewalt der Sprache, die auf die schablonenhafte Classicität Collin's wohlthuende Vertiefung der Charaktere, der echt dramatisch bewegte Puls der Handlung auffiel, so trug sie doch allzusehr den Charakter einer damals schon angefochtenen Richtung, der Romantik, um nicht unter den Angriffen zu leiden, welche gegen diese im Ganzen gerichtet wurden.

Da erschien 1818 die „Sappho", die dramatische Bearbeitung eines classischen Stoffes mit vollkommenster, nie störender Durchdringung desselben mit modern bewegtem dramatischen Geist. Man staunte über eine Sprache, deren glatter rhythmischer Fluß alle Accente der Leidenschaft zu treffen wußte und durch lebensvollen Ausdruck selbst über die krystallene Klarheit der Verse in Goethe's „Iphigenie" zu stellen war. Bei aller Verehrung dieses größten deutschen Dichters meinte Grillparzer später einmal kaustisch, „der Thoas in der „Iphigenie" rede so ledern wie ein alter tauricher Hofrath."

Nach einer Reise in Italien (1819) erschien 1821 die Triologie „Das goldene Vließ", wo besonders in der „Medea" die tragische Gewalt der Sprache zu dem Schönsten gehört, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Obwohl das gewaltige Talent der Sofie Schröder (Bild Seite 344) die Interpretation dieser Rolle übernahm, ließ doch „Das goldene Vließ" kalt — sehr im Gegensatz zur Sappho, die eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte. Dem Wiener Publikum der Zwanziger Jahre fehlte der historische Sinn für die großangelegte Tragödie der Argonautenfahrt, es hatte eine Art Scheu, sich für mehr zu interessiren als die intimsten Herzensvorgänge eines liebesiechen Weibes, und sogar davor schreckte man in angewohnter und anerzogener Kleinlichkeit zurück, wenn sich die Leidenschaft zu so gigantischer Höhe aufbäumte wie in der Medea. Nicht ohne Einfluß blieb wie immer auch dieses Mal die Haltung der Kritik, die, anfänglich förmlich erschreckt vor den Schöpfungen Grillparzer's, nichts Besseres zu thun wußte als zum handwerksmäßigen Rüstzeug des kleinlichen Nergelns zu greifen und dadurch jener einseitigen, bis in die neueste Zeit fortdauernden Auffassung über Grillparzer's Bedeutung die Wege zu bahnen, wie sie in Norddeutschland üblich war und ist, wo die alleinseligmachende Kritik eines Herrn Julian Schmidt und Anderer den größten Dramatiker Deutschlands nach Goethe und Schiller entweder ignorirt oder mit einigen kühlen Worten abthut. Nicht ohne Grund richtete Grillparzer selbst den bitteren Vers an diese Kritiker:

„Ihr wollt versagen mir den Kranz,
Mich stetig ignorirend. Sei's!
So liefert Ihr mir den Beweis
Von Eurer Ignoranz!"

Der unverdiente Mißerfolg bewog Grillparzer, den classischen Boden zu verlassen. Das 1825 erscheinende Trauerspiel: „König Ottokar's Glück und Ende" behandelte den tragischen Sturz des größten Přemysliden im Kampf gegen das aufstrebende Haus Habsburg. So echt patriotisch aber dieses Werk auch war, so konnte es doch das Wohlgefallen der damaligen Censur nicht finden, und von Seite des Publikums und der Kritik meinte man wieder, es sei zu servil und diene dazu, die poetischen Arbeiten des „k. k. Beamten" zu entschuldigen, zu empfehlen.

Grillparzer selbst, damals noch in ungebrochener Schaffenslust, mochte bei diesen Angriffen von beiden Seiten ungefähr so denken, wie er im obigen Stück den Reimchronisten Ottokar von Hornek sprechen läßt:

„Was Noth thut, und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne richtige Blick,
So tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden!"

Die Aufführung dieses Stückes verdankt man der Kaiserin Karolina Augusta. Anfänglich war „Ottokar's Glück und Ende" von der Censur zurückgewiesen worden; da kam es, daß die Kaiserin sich während einer Unpäßlichkeit ihrer Gewohnheit nach von der Censurstelle ein paar verbotene Manuscripte zur Zerstreuung holen ließ, und dabei gerieth sie auf den „Ottokar". Ueberrascht von der Schönheit der Diction und dem patriotischen Inhalte, stellte sie dem Kaiser Franz vor, daß das Stück aufgeführt werden müsse, „schon zur Ehre des kaiserlichen Hauses". Der an der Unfehlbarkeit seines Systems und der Diener desselben starr haltende Kaiser erwiderte darauf: „Ja weißt, Lini, wenn meine Herren an dem Stück was zu verbieten gefunden haben, so war was d'ran zu verbieten. Wann aber Du glaubst — na, meinethalben, dann soll man's halt in Gott's Nam' geben." — Und es wurde aufgeführt.

Zunächst erschien (1828) „Ein treuer Diener seines Herrn", eine Episode aus der alten Geschichte Ungarns behandelnd, durch welche die alle Rücksicht auf die eigene Ehre und Manneswürde vergessende Treue gegen den König dem tragischen Helden Bánk-Bán alle Größe abstreift und ihn als Schwächling erscheinen läßt — wohl die mindestwerthige aller Dichtungen Grillparzer's.

Unzweifelhaft war Grillparzer's Beamtenlauf ein arger Hemmschuh seiner literarischen Produktion. Weniger, weil sie ihn zu sehr in Anspruch nahm, denn er gab selbst mit einem gewissen Humor zu, daß er seine Amtspflichten mit echt vormärzlicher Gemüthlichkeit auffaßte, als weil sie ihm vielerlei Rücksichten auferlegte und er jeden Conflict mit der Censur mehr als jeder Andere scheuen mußte. Er war es, von dem Kaiser Franz, als ihm die poetische Begabung des jungen Beamten gerühmt wurde, kurzweg sagte: „Meinetwegen — aber sagen Sie ihm, daß er es damit nicht weit bringen wird." Und wirklich hatte er es 1824 erst zum Hofconcipisten mit neunhundert Gulden Gehalt gebracht, und er mußte sich glücklich schätzen über sein eigenes Ansuchen 1831 zum Archivdirector der allgemeinen Hofkammer (Finanzministerium) ernannt zu werden.

In seinem nächsten Stück, „Des Meeres und der Liebe Wellen", kehrte Grillparzer wieder auf den classischen Boden zurück. Doch auch dieses hohe Lied der Liebesgewalt mundete nicht, es ward nach wenigen Aufführungen zurückgelegt und erst nach zwanzig Jahren unter Laube's Direction wieder dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt. Den Anregungen der Zeit folgend, schuf er nun (1834) das orientalische Märchen „Der Traum ein Leben", eine poetische Antithese des Calderon'schen „Das Leben ein Traum", eine phantastische Dichtung, von welcher er selbst sagte: „Der Dichter, welcher ein zweites Stück dieser Art schriebe, verdiente Züchtigung, die Kühnheit aber, dieses erste zu schreiben, verdient, daß es Beifall findet." Und es fand ihn auch — vielleicht weniger der Poesie und Gedankentiefe halber, als wegen der Wunderlichkeit und des echt orientalischen Parfums, der es durchwehte.

Das nächste Stück, nach einem ursprünglich für Beethoven gedichteten, dann von Konradin Kreutzer componirten Operntext, „Melusine", war ein Lustspiel, „Weh dem, der lügt!" Ungenügende Besetzung und die Geschmacksrichtung des Publikums, welches meinte, im Lustspiel nur unterhalten sein zu müssen, ohne daß ihm die harte Zumuthung gestellt würde, dem natürlichen Humor entgegenzukommen, brachten diesem Werk einen eclatanten Mißerfolg, der in einer Weise ausgedrückt und von der Kritik ausgebeutet wurde, wie sie einem Dichter vom Rang Grillparzer's gegenüber selbst dann unpassend gewesen wäre, wenn sie die ästhetische Berechtigung für sich gehabt hätte. Erst vierzig Jahre später und schon nach dem Tode des Dichters brachten eine sorgfältige Darstellung und ein feiner empfindendes Publikum die freilich viel zu spät kommende Genugthuung, und der Werth dieses Lustspieles in bestem Wortsinne wurde voll gewürdigt.

Tief verstimmt über die verletzende Aufnahme dieses Werkes verschloß Grillparzer alle später vollendeten dramatischen Arbeiten in sein Pult und ließ mehrere („Esther", „Hannibal und Scipio") unvollendet liegen. So hohe Schön-

Mehr als auf den ersten Blick auf die Mona Lisa-Kopien sind auf diesem Bild auf den zweiten Blick die Kopien der Kopien zu sehen. Die Kopien der Kopien sind nicht nur Kopien, sondern sie sind auch Kopien der Kopien der Kopien. Die Kopien der Kopien der Kopien sind nicht nur Kopien, sondern sie sind auch Kopien der Kopien der Kopien der Kopien. Die Kopien der Kopien der Kopien der Kopien sind nicht nur Kopien, sondern sie sind auch Kopien der Kopien der Kopien der Kopien der Kopien.

Abb. 1: Leonardo da Vinci: Mona Lisa, 1503–1506

Das ist ein Bild, das ist ein Bild, das ist ein Bild,

in dem Jargon ausschrie, wie er gerade vom Pöbel aller Classen beliebt wurde. Daß er aber fortschrittlich gesinnt war und auch den Muth hatte, sich dazu zu bekennen, beweist eines seiner schönsten Gedichte, in welchem er dem unvergeßlichen kaiserlichen Reformator Josef II. einen flammenden Protest in den Mund legte. Dieses 1840 geschriebene Gedicht ist merkwürdig, weil es manche spätere Phase mit prophetischem Geist ankündigt.

In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens verstummte Grillparzer fast ganz, wie er sich ja auch persönlich mehr und mehr zurückzog, wie er selbst in den Unterschriften zu zweien seiner Porträts andeutet, deren eine lautet:

„Will uns're Zeit mich bestreiten,
Ich laß' es ruhig geschehn,
Ich komme aus and'ren Zeiten,
Und hoffe in and're zu gehn."

Noch resignirter ist der Sinn der zweiten:

„Nur vorwärts geht ein tolles Treiben,
Nur vorwärts schallt's im ganzen Land.
Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und wo Goethe stand. —"

wobei man übrigens dem mit Recht verstimmten Dichter den Vorwurf nicht ersparen kann, daß er die Blüthezeit zweier Dichter mit der unaufhaltsam und auf widerspruchsvollen Pfaden fortschreitenden Gesammtentwicklung verwechselte.

Fast nur mehr in solchen kurzen, dann aber oft mit schneidender Treffsicherheit, gleich dem funkelnden Stahl einer spitzen Dolchklinge niedersausenden Strophen ließ sich Grillparzer vernehmen. Die Gabe geistreicher Impromptus war überhaupt dem sonst so schweigsamen und nach seinem eigenen Ausdruck „zugeknöpften" Mann in hohem Maße eigen; so stammt zum Beispiel das vielcitirte Wortspiel: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft", ursprünglich von ihm.

Wir können uns nicht enthalten, einige dieser treffenden Epigramme mitzutheilen, die sehr wenig bekannt wurden und ebenso bezeichnend für den Dichter und seine Stimmung wie für die Zeiten sind, in welchen sie entstanden.

Als man zu Beginn der Vierziger Jahre, zur Zeit des maßlosesten Censur- und Polizeidruckes, von der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften sprach, machte Grillparzer seinem Grimm über diese Idee in solcher, die Bewegung der Geister knebelnder statt fördernder Zeit in folgender kräftigen Weise Luft:

„Akademie! klingt's doch wie Spott
Aus eurem Mund und macht mir Grauen,
Als wollte frech, verzeih' mir's Gott!
Der Teufel eine Kirche bauen.

Befeindet, was sich geistig kündet aus,
Belauert's wie bisher, und laßt's verhaften,
Dann habt in jedem Zucht- und Arbeitshaus
Akademien ihr der Wissenschaften.

Doch wollt' ihr Bildung ernstlich und gewiß,
Daß wir nicht mehr an eurem Vorsatz zweifeln,
So hebt zuerst das größte Hinderniß,
Und scheert euch selbst zu allen Teufeln!"

Als dann später, in den letzten Tagen des Metternich'schen Regimes, die Gründung wirklich erfolgte und man neben Ladislaus Pyrker und Friedrich Halm auch Grillparzer als Vertreter der schönen Literatur zum Mitgliede ernannte, soll er entschlossen gewesen sein, gegen diese ohne sein Wissen geschehene Ernennung zu protestiren — doch der bald hereinbrechende Ernst der Zeiten ließ ihn von einer solchen Demonstration, die einen ganz anderen Sinn bekommen hätte als er ihn ihr beigemessen wissen wollte, absehen.

Als zur Concordatszeit ein Wiener Schriftsteller im Scherz vorschlug, eine Trauerfeier für Kaiser Josef II. zu veranstalten, glossirte Grillparzer diesen Gedanken mit dem Epigramm:

„Dem Fürsten, der uns Allen theuer,
Veranstaltest Du eine Leichenfeier?
Nicht übel fürwahr — gerade jetzt?
Sein Körper zwar ist längst beigesetzt;
Doch mag er ein zweites Begräbniß haben:
Sie wollen ja selbst seinen Geist begraben."

Dem Grafen Sedlnitzky widmete er folgende Strophe:

„Auf Mittelmäßiges zumeist
Schreibst Du ein Imprimatur;
Es schreibt dafür der deutsche Geist
Auf's Grab Dir ein Damnatur."

Als ein früherer Widersacher Saphir's sich mit diesem zu einem gemeinschaftlichen literarischen Unternehmen verband, entstand sofort der scharfe Hieb:

„War einst Saphir der harte Stein
Für manch' Dein Federkindelein,
Gedenkst Du ihm's nicht weiter;
Reichst ihm die Rechte brüderlich, —
So küssen Schelm und Henker sich,
Am Fuße noch der Leiter."

Die moderne Poesie aber, die vor kritischen Bedenken und theoretischem Wollen nicht zum unmittelbaren Schaffen kommt, erhält das zweifelhafte Lob:

„Das Schöne, das ein Räthsel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöst durch Vordersatz und Schluß;
Zwar könnt ihr's vorderhand nicht wirklich machen,
Doch wißt ihr, wie man's machen soll und muß."

Am Abend seines Lebens, das so reich an schmerzlichen Enttäuschungen und bitteren Kämpfen war, senkte sich von allen Seiten die Fülle der Ehren und eine schier überschwängliche Anerkennung auf sein greises Haupt herab, und näher rückt auch mit jedem Tag der Moment, wo sich sein Denkmal an der Stätte seines Wirkens erheben wird. Wie er selbst über die dem gebrochenen Greis dargebrachten Ovationen dachte, haben wir gehört; als einst in seiner Gegenwart auf sein voraussichtliches Monument hingedeutet wurde, brummte er mit grimmigem Humor: „Sei's — auch das noch! Aber ich bitt' mir's aus, wenn es schon sein muß, ein Reiterstandbild, das lange Stehen wird mir sauer. Und auch da draußen in jedem Wind und Wetter ausharren, das ist nichts für unsereinen, das paßt nur für Feldherren — so ein Kerl ist daran gewöhnt."

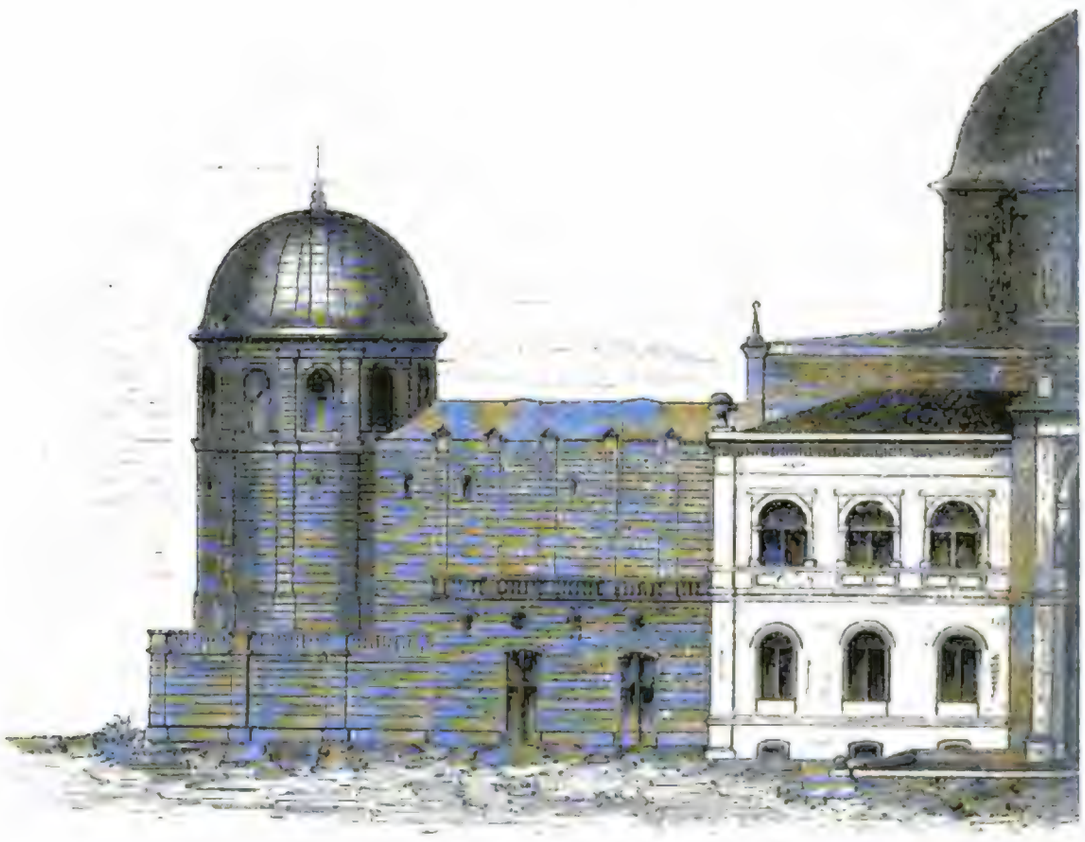
Nergelnde Kritik, hochmüthiges Uebersehen und kleinliche Bevormundung, so lange das Genie noch flugkräftig zur Höhe strebte — Enthusiasmus und Weihrauchwolken, wenn der schmetternde Jubelklang der Poesie sich schon längst in abgerissene Laute des Hohnes und der Verbitterung verwandelt hat, dann ein Marmorstandbild nach dem Tode für die Qual des Lebens: — das ist deutsches Dichterlos, und schwerer als auf den meisten hat es auf Oesterreichs größtem Poeten gelastet, auf Franz Grillparzer!

Als Dramatiker steht ihm am nächsten Eligius Freiherr v. Münch-Bellinghausen, dessen Dichtername Friedrich Halm einen guten Klang auf allen Repertoiren hat. An Kenntniß der Bühnenwirkung und im künstlichen Schürzen der dramatischen Knoten ist Halm sogar Grillparzer überlegen. Es ist aber eben ausgeklügelte, künstliche Wirkung, die jener erzielt, während Grillparzer die natürlichen Leidenschaften der Liebe und des Hasses mit packender Naturwahrheit wirken läßt. Fast alle Stücke Halm's beruhen auf fein zugespitzten psychologischen Problemen, die häufig sogar gegen das natürliche Gefühl verstoßen. So ist es in seinem berühmtesten Drama der Fall, in „Griseldis", dessen Heldin

alle Prüfungen und Leiden erträgt, die der übermüthige Gemal ihr auferlegt — nur die Schmach nicht, daß sie erfahren muß, es sei das alles nur Schein, sie und ihr Jammer nur Gegenstand einer leichtsinnigen Wette gewesen. Ebenso berühmt wurde „Der Sohn der Wildniß", dem die von sentimentalen Backfischen unzählige Male gelispelten Verse entstammen:

„Was ist denn Liebe, sag'?
Zwei Seelen, ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!"

In diesem Drama machte sich eine andere Seite Halm'scher Dichtung unangenehm, eine gewisse Süßlichkeit und Weichheit, die zwar zum Theil durch die von übergroßer Sorgfalt zeigende Glätte der Sprache entstand, aber auch in den zu Grunde liegenden Problemen und dem mehr auf der Reflexion als natürlichen dramatischen Folgerungen beruhenden Aufbau der Stücke lag.



Die neue Steyrm

„Der Adept" und „Imelda Lambertazzi" verschwanden bald wieder vom Repertoire, dagegen ist „Der Fechter von Ravenna" wohl als die reifste Blüthe Halm'scher Dramatik anzusehen. Hier ist der Stoff an sich von wirklicher Tragik, und er wird durch eine energische Entwicklung und ebenso kräftige als schöne Sprache gehoben. An diese Tragödie knüpfte sich auch eine überaus heitere Episode: Ein bayrischer Schulmeister, Namens Bacherl, hatte in seinen Mußestunden den gleichen Stoff im vollsten Wortsinn „dramatisch verarbeitet" und zieh nun Halm des Plagiats. Als der gute Mann sein eigenes Machwerk auf die Bühne brachte, war natürlich der ganze Streit geschlichtet, und jedes der beiden Stücke trotz der Gleichheit des Stoffes von der Kritik an die ihm gebührende Stelle verwiesen. Halm's „Fechter von Ravenna" blieb ein gern gesehenes Stück des Burgtheaters, jener Bacherl's füllte einige Zeit die sonst einsamen Mauern des Meidlinger Theaters, wo es stets in dieser Tragödie sehr heiter herging.

Digitized by Google

Da wir vom Hafen durch die Via Roma, Corso Vittorio und Bahnhofstraße in die Stadt gelangen, so ist es gut, sich gleich hier zu orientieren. Die Bahnhofstraße führt in gerader Richtung zum Bab el Khadra, dem Haupteingang in die Medina. Rechts und links von ihr liegen die Neustadt, die Europäerviertel, die Hotels, die Cafés und Restaurants, die Läden, die Banken und Büros, kurz alle Anlagen, welche die Bedürfnisse der Europäer befriedigen.

Bab el Khadra

Die Medina ist durch die Stadtmauer von der Neustadt getrennt. Sie besteht aus einem Gewirr von engen, winkligen Gassen, in denen sich die Läden der Handwerker befinden, und aus Häusern, die meist nur

„Der letzte Ritter" (Kaiser Max I.), 1832 „Die Spaziergänge eines Wiener Poeten" und 1835 eine neue Sammlung vermischter Gedichte „Schutt". Wärme der Gesinnung, glückliche Gestaltungsgabe und kräftige, bilderreiche Sprache zeichnen alle seine Schöpfungen aus. Der Schrecken über den Freimuth seiner Spaziergänge war so groß, daß ein Biograph in der National-Encyklopädie den hochgeborenen Herrn Grafen feierlichst gegen den Verdacht in Schutz nahm, deren Autor zu sein. Wir können uns nicht versagen, eines der schönsten Gedichte aus dieser Sammlung mitzutheilen, weil es die trostlose Zeit von damals so lebendig schildert.

Mauthcordon.

Unser Land, wohl ist's ein Garten; doch der Gärtner bang und scheu
Zog ein starres Eisengitter, daß es rings verschlossen sei!
Doch auch draußen wohnen Leute, die sich gern der Gärten freu'n;
Wer sich freut an schönen Fluren, kann ein schlimmer Gast nicht sein!

Schwarz und gelbe Schranken halten uns're Grenzen rings umspannt,
Schergenwacht und Mauthner hüten so bei Tag als Nacht das Land,
Sitzen unter Tag's vor'm Zollhaus, liegen Nachts im feuchten Gras
Still und lauschend auf dem Bauche, spähend rings ohn' Unterlaß.

Daß sich ja kein fremder Kärrner, fremder Knaster, fremder Wein,
Fremde Seide, fremde Linnen schleiche in das Land herein!
Daß ein arger Gast vor Allem unsern Grund betrete nicht:
Der Gedanke, der entsprossen fremdem Boden, fremdem Licht!

Endlich wird's den Wächtern bange, wenn die Geisterstunde kreist,
Denn in unser'm guten Lande graut es Manchem vor dem Geist;
Kalt und schneidend weht die Nachtluft, Mattheit rieselt durch's Gebein,
In die Schenke zieh'n die Wächter, Herz und Leib erquickt der Wein.

Sieh', da tauchen aus den Büschen, aus den Nebeln rings der Nacht,
Männer, schwere Last am Rücken, Karren, schwer von reicher Fracht,
Leise, wie die Nebel, schleichen sie den fahlen Steg entlang,
Sieh', da wallt auch der Gedanke seiner Sendung heiligen Gang.

Mit den Schmugglern muß er reisen — er versteckt und hehlt doch nichts?
Mit den dunklen Nebeln schleichen — er, der Sohn des Tag's und Licht's
O heraus, ihr durstigen Zecher! müde Wächter, flink herbei!
Stellt euch auf in blanken Waffen, schnurgerad in Glied und Reih'!

Präsentiret die Gewehre, senkt die Fahne feierlich!
Laßt die Trommeln fröhlich wirbeln, und die Schranke öffne sich!
Daß mit grüner Palme siegreich, stolz und frei, im Lichtgewand
Leuchtend der Gedanke wandle in das gastlich schöne Land!

Das größte lyrische Talent Oesterreichs war entschieden Nikolaus Lenau (geb. 1802, gest. 1850), dessen Familienname Niembsch Edler v. Strehlenau lautete. In Ungarn geboren, scheint jene elegische Schwermuth, welche über den weiten Heiden seiner Heimat lagert, in seinen Charakter übergegangen zu sein. Diese natürliche Richtung seines Denkens und Empfindens scheint noch verstärkt worden zu sein durch eine unter den drückendsten Verhältnissen verlebte Jugend und durch die Zeitverhältnisse, die allerdings auf einem hochstrebenden, von den edelsten Idealen erfüllten Geist sehr schwer lasten mußten. So bildete sich jene tiefe, unbesiegbare, oft von einem grimmigen Zorn durchzitterte Schwermuth heraus, die man treffend als „Weltschmerz" bezeichnet, der bei Lenau wahr und aus der tiefsten Seele quellend und nicht blos, wie bei blasirten Männlein und Weiblein, ein Requisit um sich interessant zu machen war. Und endlich wurde die Last, die ihn drückte, zu schwer — der glänzende Geist, der die Welt seines Denkens und Fühlens nirgends fand, versank in der Nacht des Wahnsinnes. Seine Gedichte enthalten wahre Perlen der lyrischen Dichtung. Als hochpoetische Stimmungsbilder sind besonders die „Schilflieder" zu nennen, wie er auch in seinen, die magyarische Heimat feiernden Gedichten meisterhafte Naturschilderungen lieferte. Von den

epischen Dichtungen („Faust" 1836, „Savonarola" 1837, „Die Albigenser" 1841) steht wohl die zweite am höchsten. Es ist ein großartig gedachtes Werk, voll Gedankentiefe, und in einzelnen Stellen von wunderbarem Reiz der Form. In der politischen Gesinnung stand Lenau dem „jungen Deutschland" nahe, wie das folgende, von heiligem Zorn durchloderte Gedicht beweist.

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im gold'nen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,
Und dünktest Dich ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wildes Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler stand am Wege —
Das arme Vaterland —
Und flehte Dich an um milde Pflege
Mit aufgehob'ner Hand;

Doch wie auch klagte die bitt're Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber Dein Gespann.

„Halt!" schlug nun eine grause Stimme,
An Dein entsetztes Ohr,
Es stürzt ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor.

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finst're Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an Deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Durch Landsmannschaft und allgemeine, freilich in viel bescheideneren Grenzen bleibende Richtung des Talentes steht Karl Beck (geb. 1817, gest. 1879) nahe an Lenau. Formgewandtheit und ein seiner nationalen Abstammung entspringender, oft bis zum Uebermaß gehender Bilderreichthum zeichnen seine Gedichte aus. Sein Roman in Versen: „Janko, der Roßhirt" enthält treffliche Schilderungen aus seiner Heimat, die „gepanzerten Lieder" schlagen fast durchaus einen politischen Ton an, der sich in dem „Lied vom armen Mann" zu einer socialistischen Spitze zuschleift, die sich schon im Vorwort ausspricht, das an die Familie Rothschild gerichtet ist.

In verschiedenster Richtung thätig war Josef Christian Freiherr von Zedlitz (geb. 1790, gest. 1862), der es im Leben als Soldat, Diplomat, Publicist und so weiter versuchte, ohne reussiren zu können, und auch als Dichter alle Formen anwendete, ohne in irgend einer Hervorragendes zu leisten. Das schon erwähnte Pamphlet entwirft folgendes boshafte, aber in Manchem treffende Porträt von ihm: „Groß, fett, militärische Haltung, rabiates Aeußere, zaghaftes Innere, Salonling und Gourmand, Hußar in Pension, im geheimen Staatsdienst auf Reisen, phantasie- und geistvoll gewesen, jetzt nur mehr geld- und charakterlos; hat ein Exempel für die aufkeimenden Talente statuirt." Der Versuch in ihm einen Ersatz für Gentz zu finden, mißlang, wie mit Anderen auch; an sittlicher Haltlosigkeit, an Geschmeidigkeit nahm man es zwar mit Gentz auf, aber dessen bedeutendes Wissen, elegante Stylistik und glänzende sophistische Gestaltungsgabe

fehlte. Von den dramatischen Arbeiten Zedlitz's hat sich nichts erhalten, sein nach Besiegung der Revolution erschienenes „Soldatenbüchlein" voll süßlichem gemachten Enthusiasmus ist vergessen, seine politischen Flugschriften hatten nie Bedeutung, weil Jedermann den Mangel eigener Ueberzeugung, die Arbeit auf Bestellung herauslas, und so blieb denn von all seinen Schöpfungen nichts als eine Serie von Gedichten, „Todtenkränze", die noch heute bekannt ist, und darunter wieder eine Ballade „Die nächtliche Heerschau", welche nächst Bürger's „Leonore" vielleicht am populärsten geworden und am meisten deklamirt worden ist.

Als Epiker genoß seiner Zeit der Abt von Lilienfeld und spätere Erzbischof von Erlau, Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör (geb. 1772, gest. 1847), großes Ansehen, das aber vielleicht mehr seiner hohen Würde, seiner Gelehrsamkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit, als dem dichterischen Werth seiner Schöpfungen zuzuschreiben ist. Die „Tunisias" (welche den abenteuerlichen Zug Karl's V. nach Tunis behandelt), sowie die „Rudolfias" (Thaten Rudolf's von Habsburg) sind großangelegte epische Dichtungen von sorgfältiger Feile — aber gelesen wurden sie stets wenig, heute gar nicht mehr. Das Heldengedicht scheint einer anderen Zeit zu bedürfen als es die unsere ist.

Karl Egon Ebert (geb. in Prag 1801) schuf episch-lyrische Dichtungen aus der Geschichte Böhmens („Wlasta", „Bretislaw und Jutta"), die neben hohen Schönheiten auch ermüdende Breiten enthalten. Seine Dramen vermochten sich nicht zu behaupten, dagegen gehören seine Balladen zu den besten ihrer Gattung, und er übertraf darin sowohl durch Wissen wie sorgfältige Form weitaus den unendlich viel aber nachlässig producirenden Wiener Johann Nepomuk Vogl (geb. 1802, gest. 1866), bei dem die Quantität gänzlich über die Qualität siegte und der ein beachtenswerthes Gestaltungsvermögen dadurch discreditirte.

Hieher gehören auch die Deutschböhmen Moriz Hartmann (geb. 1821, Dichter von „Kelch und Schwert") und Alfred Meißner (geb. 1822, Dichter des „Ziska"), welche ursprünglich nationale Stoffe bearbeiteten, dann aber durch die im Jahre 1848 vortretende Unduldsamkeit auf die Seite der Deutschen gedrängt wurden. Meißner hat sich später ganz dem Roman zugewendet („Schwarzgelb"), in welchem er Bedeutendes leistet und den historischen Hintergrund lebenswahr und plastisch zu gestalten weiß, ohne in aufdringliche Gelehrsamkeit zu verfallen. Ein Landsmann von ihnen, Josef Rank (geb. 1815), lieferte in seinen „Geschichten aus dem Böhmerwald" Dorfnovellen, die sich durch Naturwahrheit und Anspruchslosigkeit vortheilhaft vor vielen anderen ihrer Gattung auszeichnen.

Der in allen dichterischen Formen thätige Ludwig August Frankl (geb. 1810) gehört auch noch unserer Zeit an. In die Anfänge seines Schaffens fallen neben zahlreichen lyrischen Gedichten das „Habsburglied", die „Sagen aus dem Morgenlande" und ein schwungvolles Epos, „Colombo". Ebenso vielseitig war Adolf Tschabuschnigg (geb. 1809, gest. 1877), der Gedichte, Novellen und Romane schrieb, die sich gerne mit den gesellschaftlichen Schäden und Contrasten unserer Zeit befaßten. Er hat als Dichter eine bleibendere Wirksamkeit entfaltet wie als Staatsmann — seine Verwaltung des Justiz-Portefeuilles war eine ganz emphemere.

Umgekehrt verhält es sich mit Karl Freiherrn von Hock (geb. 1808, gest. 1869), der sich im Vormärz als schöngeistiger Schriftsteller einführte, später aber als Capacität in financiellen und zollpolitischen Fragen galt, als Sectionschef und Staatsrath eine wichtige Rolle spielte und auch treffliche Fachwerke schrieb.

Fürst Friedrich Schwarzenberg (geb. 1800, gest. 1870, Bild Seite 554) schrieb seine frischen und lebenstrotzenden „Landsknechtlieder", zu welchen er freilich Stoff und Anregung genug im eigenen abenteuerlichen Leben fand, das ihn überall hinführte, wo Büchsen knallten und Klingen funkelten, unter Anderem auch in die Reihen der spanischen Carlisten.

Johann Gabriel Seidl (geb. 1804, gest. 1875) war ein vielseitiger Schriftsteller, der nebst dem Text zu der reizenden Oper: „Maurer und Schlosser" auch noch zahlreiche Gedichte, Balladen und Erzählungen schrieb. Am bekanntesten ist

weiß Gluten von sich gegeben hatten, die Feuerbrünste mit der Zeit so gewaltig wurden, daß sie nicht mehr gelöscht werden konnten, sondern bis zu Ende fortbrannten. Da heißt Gott den Feuer-Engel seinen Zorn ausgießen, und der Engel gießt seine Schale aus auf die Sonne, und es ward ihr gegeben, daß sie die Menschen mit Feuer brennen sollte. Und die Menschen sind mit großer Hitze gebrannt, und sie lästern Gott und fürchten sich nicht, ihm die Ehre zu geben.

Feuer-Engel gießt seine Schale aus auf die Sonne.

Die Gluten, welche aus dem Innern der Erde hervorbrechen, bestehen theils in Lava, theils aus Asche und Steinen. Lava ist eine geschmolzene Masse, welche aus Feuerbergen hervorfließt, und Asche und Steine werden dann, wenn die Feuerberge ihren Ausbruch machen, in die Höhe geschleudert. Die Lava fließt in Strömen, und wenn sie erkaltet, so bildet sie Felsen. Solche Lavaströme sind z. B. in Island, wo sie sich in das Meer ergießen. Auch in Italien, am Berge Vesuv, sind solche Lavaströme, und in der Nähe des Vesuvs liegen die Städte „Herculanum“, „Pompeji“ und „Stabiä“, welche durch einen Lavastrom, der sich aus dem Vesuv ergoß, verschüttet wurden. Diese Städte sind jetzt wieder ausgegraben worden, und man kann in ihnen noch die Häuser, Straßen, Tempel, Theater, Bäder, Gefängnisse, Gräber, Gemälde, Bildsäulen, Geräthschaften, Münzen, Waffen, Kleider, Bücher, Lampen, Leuchter, Schmuck, Knochen und Gerippe der Menschen, die damals umkamen, sehen. Auch in Amerika sind solche Feuerberge, z. B. in Mexiko, wo sie sich in das Meer ergießen. Der Feuerberg „Jorullo“ ist z. B. ein solcher.

neben diesen Schilderungen fast die Handlung, oder sie ersetzen eigentlich dem Leser diese, ohne daß er eine Lücke fühlt.

Auf dem Felde der leichter geschürzten dramatischen Muse steht obenan Eduard von Bauernfeld, der Nestor deutschen Lustspiels, der mit unversieglicher Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit noch als achtzigjähriger Greis für die sonst sehr karg bestellte deutsche Bühne thätig ist. Bauernfeld (geb. 1802) hatte als Wiener und Staatsbeamter gleich Grillparzer unter der Misère vormärzlicher Zustände zu leiden, aber seine Elasticität und das heitere leichte Genre, dem er huldigte, bewahrten ihn vor der Verbitterung, welcher sein größerer Zeitgenosse anheimfiel. Während Grillparzer im besten Mannesalter schon verstummte und der Zeit, dem Leben als einsamer, sich abschließender Greis gegenüberstand, scheint Bauernfeld nicht alt zu werden und geißelt als Achtziger die Thorheiten der Zeit so lustig wie einst als geschmeidiger Vierziger. Von der großen Zahl seiner Stücke sind am bekanntesten: „Die Bekenntnisse", „Bürgerlich und Romantisch", „Großjährig" (ein Lustspiel, das voll feiner, unfaßbarer Ironie gegen die Maximen Metternich's steckte und darum mit demonstrativem Beifall aufgenommen wurde), „Ein deutscher Krieger", „Aus der Gesellschaft", „Der Alte vom Berge" u. s. w. In kleinen scharf gestachelten Sinnsprüchen weiß Bauernfeld die Thorheiten der Zeit und Politik zu treffen, ohne deßhalb die eigene gute Laune auch nur einen Moment zu verlieren.

Für das dramatische Leben und Schaffen Oesterreichs, besonders aber Wiens, von höchster Bedeutung ist Ferdinand Raimund (geb. 1791, gest. 1836). In seinen Schöpfungen verkörperten sich die liebenswürdigen Seiten des Volksthums am prägnantesten, freilich aber auch dessen Schwächen. Er war auch einer der beliebtesten Schauspieler, und der chargirten Komik unserer Tage gegenüber, welche sehr häufig die Grenze zwischen dem Schauspieler und Clown verwischt und lediglich durch Grimasse und Karrikatur zu wirken sucht, ist das Urtheil interessant, welches ein vollkommen unbefangener Ausländer über Raimund als Darsteller fällte. „Raimund ist von nicht besonders vortheilhafter Theaterfigur, aber auch nicht von einer so possirlichen, daß sie von selbst zum Lachen aufforderte; ihm geht eine klangreiche Stimme ab, er kämpft mit Buchstaben; die Buffo-Bonhomie, die Freundlichkeit, die zuweilen auf den ersten Blick gewinnt, gehen ihm ab, kurz ihm fehlt die angeborne komische Kraft, wie sie die Natur zuweilen schafft, man weiß nicht woraus — auch hat er nicht die Volubilität der Zunge und die Impromptu-Laune, durch welche die Komiker sonst ihr Publikum gewinnen. Dafür weiß er jedoch, was er hat, mit künstlerischer Oekonomie und künstlerischem Geist desto besser zu nützen, immer mehr arbeitet sich im Verfolg seiner Rolle der Geist aus der unscheinbaren Hülle heraus, immer deutlicher wird die Charakteristik, immer wärmer die Sprache, immer lebendiger das Mienenspiel. Mitten im hellsten Scherze weiß er zu rühren." Kurz zusammengefaßt lautet dieses Urtheil dahin, daß Raimund auch als Komiker ein denkender Künstler und kein Possenreißer war.

Als dramatischer Dichter hat Raimund erst eine Volksbühne im besten Wortsinn geschaffen. Daß er seine oft mit köstlicher Naturtreue gezeichneten Figuren aus dem Leben stets in eine phantastische Umgebung rückte, war ebenso gut eine Concession an die noch immer herrschende Romantik als ein geschickt gewähltes Auskunftsmittel für einen Mangel seiner Gestaltungskraft. Eine Handlung, einen Conflict aus sich selbst heraus entwickeln, eine natürliche Lösung finden zu lassen, das konnte er nicht, seine in Humor und Empfindung treffliche poetische Gabe verläßt ihn, sobald der Gedanke in sein Recht treten soll. Daraus entwickelte sich auch jenes Streben und Drängen nach einem höheren Lorbeer, als dem ihm nach seiner ganzen Anlage beschiedenen, das viel Antheil an seiner zunehmenden Schwermuth hatte. Von seinen Stücken gehören „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", „Der Diamant des Geisterkönigs" (eine wahre Fundgrube von Humor und zugleich eine treffende Persiflage aller Zauberstücke), „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär", in welchem

Stücke er besonders als „Aschenmann" excellirte (Bild Seite 600) „Alpenkönig und Menschenfeind" zu jenen, in welchen sein Talent in den ihm gezogenen Grenzen bleibt und Vortreffliches leistet.

Schon in der „gefesselten Phantasie" macht sich ein Haschen nach Zielen und Wirkungen geltend, die ihm versagt waren, noch mehr ist dies in „Moisasur's Zauberfluch" und in der „unheilbringenden Zauberkrone" der Fall, wo der Pathos zum leeren Redeschwulst, die Tragik zur Karrikatur des Gräßlichen wird, und die eingestreuten komischen Episoden nur dazu dienen, die Unnatur der eigentlichen Handlungen noch auffälliger zu machen. Sein letztes, aber auch reifstes und bestes Werk war: „Der Verschwender", ein phantastisches Stück, in dem eine hochpoetische Grundidee die Entfaltung seines Talentes nach seinen glänzendsten Seiten tiefer Empfindung und harmlosen Humors gestattet.

Widrige Familienverhältnisse, natürliche Anlage und jenes bedauerliche Streben, sich gewaltsam über die Grenzen der eigenen Befähigung emporschwingen zu wollen, ließen den gemüthvollsten aller österreichischen Volksdramatiker mehr und mehr in Schwermuth versinken. Durch einen unglücklichen Zufall von einem Hund gebissen, verfiel er in dieser Stimmung der schauerlichen Vorstellung unrettbar der Tollwuth verfallen zu sein, und machte durch einen Pistolenschuß (zu Pottenstein am 5. September) seinem Leben ein Ende.

Einige Freunde Raimund's wollten aber wissen, daß es ein anderer Grund war, welcher den gemüthvollen Dichter schwermuthsvoll zum Selbstmorde veranlaßte — das Auftauchen Johann Nestroy's (1831), und namentlich der sensationelle Erfolg seines „Lumpazi Vagabundus". Ohrenzeugen hörten ihn damals seufzend ausrufen: „Es is wahr, es is lustig, es g'fallt, aber ich kann so was nit, also is es mit mir gar!" Und so gab Mancher schon damals seiner innersten Ueberzeugung unverhohlen Ausdruck: „Der Raimund ist nur am Nestroy gestorben." Und sein Theaterdirektor Marinelli sagte offen und trocken: „Ach was, Hund! Der Raimund hätt' sich so wie so erschossen, den hat ein ganz Anderer bissen! Hat er doch selber g'sagt: „„Neben dem Nestroy bin ich nix mehr — na, machen wir halt Platz!"" .

Und in der That war während der letzten Lebensjahre Raimund's neben ihm das andere Gestirn am Himmel der dramatischen Volksdichtung aufgetaucht — Johann Nestroy (geb. in Wien, 7. Dezember 1802, Bild Seite 601).

Er war der vollkommene Antipode von Raimund, denn an Stelle der tiefen Empfindung und humorvollen Gemüthlichkeit desselben trat in Nestroy ein scharfer Verstand auf, der mit Vorliebe die Schwächen und Mängel der menschlichen Natur auffaßte und etwas karrikirt, aber mit zersetzender Ironie schilderte. Unleugbar hat Nestroy's Richtung der von Raimund vertretenen Schaden gethan und ihm zahlreiche Anhänger entzogen. Aber Nestroy's kaustischer erbarmungsloser Witz, der die gesellschaftlichen Schäden, die Thorheiten der Zeit nicht schonte und so auf Umwegen auch den öffentlichen Zuständen an den Leib ging, war so recht nach dem Geschmack des Publikums, das ja auch in Bonmots und satyrischen Seitenhieben allein seinem stets reger werdenden Unmuth, seinem kritischen Bedürfniß Genüge thun konnte.

Als Schauspieler stand Nestroy der heutigen, aus der Komik eine Farce machenden Schule nahe, ja er ist in Wien vielleicht deren geistiger Vater zu nennen; ganz ohne Karrikatur war keine einzige seiner Figuren. Von seinen Nachfolgern und Nachahmern unterschied er sich aber dadurch, daß jede dieser Figuren auch charakteristisch war und er zwar ein etwas verzerrtes, aber nicht unwahres Bild lieferte. Man sah in einen Spiegel, dessen Schliff einzelne Züge entstellte und grotesk erscheinen ließ, aber ein Spiegelbild der Zeit und ihrer Thorheiten war er stets. Eine geistvolle Dame sagte einst: „Mir ist Nestroy's Spiel zu scharf, es reizt mich zum Husten!" — und so barock das klingt, liegt doch ein treffendes Urtheil darin. Seine Komik hatte einen scharfen, herben Charakter, und man mußte gute Nerven haben, um alle Nuancen seines Spiels auffassen und nach Geschmack

Jahre zu Ende. Es wird auch Niemand wundern, daß, wenn Andrew Jackſon, wiederholt zum Präſidenten der Vereinigten Staaten erwählt, ſeine Amtsdauer, wie ſie ſonſt, ſo auch diesmal, nahezu acht Jahre betragen hatte, ſein unbeſchränkt herrſchender Wille, ſein perſönlicher Einfluß auf die Geſchicke der Republik ſo groß geworden waren, daß ſie faſt mit ſeinem Namen identificirt wurden.

Andrew Jackſon, geboren am 15. März 1767 in Waxhaw, einem Grenzdiſtrict von Nord- und Süd-Carolina, ſtammte aus Irland. Ein Großvater und ein Onkel waren bereits in Amerika geboren, ſein Vater ſtarb, bevor der Knabe zwei Jahre alt war. Dieſer wuchs in ſeiner Jugend unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen auf, ſo daß er nur eine ſehr mangelhafte Erziehung genoß. Er ſelbſt ſagte von ſich, daß er bis zu ſeinem 14. Jahre „ein ungeſchliffener Burſche“ geweſen ſei. Während des Unabhängigkeitskrieges, in welchem ſein Bruder Robert ſein Leben verlor, ſah er ſich ſelbſt in Gefangenſchaft, aus welcher er nur durch Auswechslung befreit wurde, und ſo ſtand denn ſchließlich Andrew Jackſon

Andrew Jackſon, 1829—1837.

wurde, wie ſeine große Gönnerin, die ſpätere Gräfin von Janina, Frau Pichler-Becher ſich ausdrückt, „ein Soldat von Gottes Gnaden“, ein Ausdruck, der ſeine Laufbahn ſehr treffend charakteriſirt. Er ſtudirte die Rechte, wurde Advocat und ging 1788 nach Nashville in Tennessee, damals noch ein Theil von Nord-Carolina, wo er ſich ſehr bald durch ſeine Beredſamkeit auszeichnete. Er wurde Mitglied des Congreſſes, dann Richter des Oberſten Gerichtshofes von Tennessee, welches Amt er jedoch nach ſechs Jahren niederlegte, um ſich ſeinen Privatgeſchäften zu widmen.

„Bolksbuch Hiddensee“ ersetzen, das ich schätze, und ich empfehle, es weiter, wenn diese Art Literatur Anklang findet. Ich bin Kenner so gut wie gar nicht, meine Empfehlungen sind also nicht maßgebend, aber ich empfehle, weil ich mich freue, daß es Menschen gibt, die sich für diese Art Literatur interessieren, weil ich sie für gut halte, weil ich sie gern lese, weil ich meine Kinder gerne damit beschäftigt sehe und weil ich sie gerne verschenke.

Ich bitte Sie, meine Empfehlung von Hiddensee, und was sie — sein soll, gütigst entgegennehmen zu wollen.

Ihr ergebener

Gerhart Hauptmann.

Gerhart Hauptmann (Nach Photograph. Atelier Hof).

Gerhart Hauptmann, dessen Interesse man schon aus seinem Briefe wahrnehmen konnte, war Mitbegründer der Vereinigung „Volksbühne“.

Diese Vereinigung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, Kunst in die Massen und in die Massen zum künstlerischen Verständnis zu tragen, hat in der Tat Großartiges geleistet. Sie hat Hunderttausenden Gelegenheit gegeben, Kunst zu genießen, die sonst nicht in die Nähe der Kunst gekommen wären. Sie hat Tausenden Gelegenheit gegeben, Kunst zu genießen, die sonst nicht in die Nähe der Kunst gekommen wären. Sie hat Tausenden Gelegenheit gegeben, Kunst zu genießen, die sonst nicht in die Nähe der Kunst gekommen wären.

„Da sagen die Leut': „„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen““ — und denken nicht daran, wen sie Allen mit diesem Ausspruch zum Hungertod verdammen."

„Es gibt doch so viele gute Leut', und doch geschieht so viel Schlechtes auf der Welt; — ich mein' immer, da sind nur die vielen guten Leut' schuld daran, die sonst gar nichts sind als gut."

„Grundsätze sind enge Kleider, die einen bei jeder freien Bewegung hindern."

Trotzdem war Nestroy aber selbst kein Menschenfeind und später als Theaterdirektor auch kein bloßer Geschäftsmann, wie sein Vorgänger Carl. Im Gegentheil war er als Direktor dessen vollkommenes Widerspiel, und man sagte von ihm, er habe den Sekretär nur zum Neinsagen engagirt, weil er zu Allem Ja sagen müsse.

Bevor wir zur Literatur der übrigen Nationen übergehen, muß noch einer Frau gedacht werden, die zu den eigenartigsten Erscheinungen gehört und weder in die Reihe der streng wissenschaftlichen Schriftsteller, noch in jene, welche blos der Unterhaltungslektüre dienen, einzureihen ist. Wir haben Ida Pfeiffer (geb. 1797, gest. 1858) im Auge, jene merkwürdige Frau, die erst im reiferen Alter, als sie ihren Pflichten als Gattin und Mutter vollkommen Genüge gethan hatte, einem unbezwinglichen Reisetrieb nachgab, zuerst Palästina, dann Island und den Norden besuchte und endlich in den beiden Hemisphären Länder aufsuchte, wohin vor ihr kaum ein europäischer Mann, gewiß aber keine Frau vorgedrungen war. Ihre darüber gelieferten, schmucklosen, aber eine anheimelnde Naivetät und gesunden Blick zeigenden Schilderungen wurden umso lieber gelesen, als sie jeder aufdringlichen Gelehrsamkeit bar waren, und nur durch eine breite behagliche Geschwätzigkeit das Geschlecht der kühnen Reisenden verriethen. Grillparzer hat wohl diese Eigenschaft der Pfeiffer'schen Schriften im Auge, wenn er auf die Nachricht ihres besonders zuvorkommenden Empfanges beim großen Naturforscher das bissige Epigramm vom Stapel läßt:

„Pfeiffer Ida und Humboldt Alexander,
Sie reden viel mit einander,
Als Reisende und Reisebeschreiber —
Natürlich auch als alte Weiber —"

wobei der Schöpfer des „Kosmos", der in seinen letzten Jahren mehr als billig redselig war, freilich nicht ganz glimpflich wegkam. Die fortgesetzten Beschwerden der Reisen zehrten schließlich die körperlichen Kräfte der energischen Frau auf, und auch ihr nicht unbeträchtliches Vermögen ging zur Neige. Ihre letzten Lebenstage brachte sie mit Unterstützungen mehrerer gelehrten Gesellschaften durch.

Mit jedem Jahrzehent hob sich die ungarische Literatur zu höherer Reife, und ohne eine gewisse Ursprünglichkeit abzulegen, die durch nationale Eigenart bedingt war, näherte sie sich in Form und Ausdruck mehr und mehr dem westeuropäischen Schriftthum.

Sehr vielseitig wirkte Kölcsey (geb. 1790, gest. 1838), den wir auch als Politiker kennen gelernt haben. Er schrieb treffliche Gedichte und wirkungsvolle Balladen, noch verdienstlicher aber machte er sich durch seine Bemühungen um Erweckung einer nur auf ästhetischen Grundsätzen aufgebauten Kritik und durch eine treffliche Uebersetzung Homer's.

Michael Vörösmarty (geb. 1800, gest. 1855) versuchte sich auch auf allen Gebieten, namentlich im altungarischem Epos, seine Lorbeern erwarb er jedoch als Tragödiendichter, als welcher er noch jetzt das ungarische Repertoire beherrscht, und als Uebersetzer Shakespeare's.

Den Ruf magyarischer Dichtung trug zuerst Alexander Petöfi über die Grenzen des Landes hinaus, er war der erste ungarische Schriftsteller, welcher im übrigen Europa bekannt wurde und begeisterte Verehrer fand. Wenn er sich auch in allen Formen versuchte, so ist er doch am vorzüglichsten als Lyriker, in welcher er die etwas spröde Sprache mit großer Meisterschaft handhabte und diesen formellen

Vorzügen durch Innigkeit und Glut reizende beigesellte. Die meisten seiner Lieder sind im besten Sinne national, denn sie sind wie aus der Volksseele selbst entstanden, obwohl sie meist Gegenstände behandeln, die Gemeingut aller Nationen sind. Er ging, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, im Revolutionskriege zu Grunde, wie jetzt wohl zweifellos nachgewiesen ist, nachdem man lange wissen wollte, daß er noch als russischer Gefangener in Sibirien schmachte. Man hat ihn mit Rücksicht auf dieses Schicksal den „ungarischen Körner" genannt — ein Vergleich, der nur ganz äußerlich zutrifft, denn ohne Frage war Petöfi das bedeutendere ursprünglichere Talent von Beiden.

In der Romanliteratur tauchten drei bedeutende Talente auf, von welchen jedes seinen besonderen Weg ging. Baron Josef Eötvös (geb. 1813, gest. 1871), der auch als Staatsmann eine bedeutsame Rolle spiellte, steht an der Spitze ungarischer Romanciers, und sein „Dorfnotär" ist ein Cultur- und Sittengemälde, das durch seine meisterhafte Ausführung auch der entwickeltsten Literatur Ehre machen würde. Kaum weniger vorzüglich sind seine anderen Romane, „Der Karthäuser", ein gedankentiefes Werk, und „Der Bauernaufstand in Ungarn", der ein farbenprächtiges Bild aus einer der schreckensvollsten Epochen der ungarischen Geschichte entrollt. Neben Eötvös sind noch zu nennen Nikolaus Baron Jósika (geb. 1796, gest. 1865, der ungarische Walter Scott), der mit Vorliebe und auf Grund tüchtiger Studien historische Romane schrieb, und Sigmund Baron Kemény (geb. 1816, gest. 1875), der seinen Arbeiten meist Probleme aus dem socialen Leben zu Grunde legte.

Von den Oesterreichisch-Italienern ist nur Alessandro Manzoni (geb. 1784) zu nennen, der zwar auch Tragödien und Gedichte schuf am berühmtesten aber durch seinen herrlichen Roman „I promessi sposi" (die Verlobten) wurde, der in alle Sprachen übersetzt ist.

Der Zahl nach würden die czechischen Schriftsteller und Dichter einen hervorragenderen Platz einnehmen als ihnen nach dem Werth ihrer Produkte eingeräumt werden kann. Freilich — wer die überschwänglichen Begutachtungen durch nationale Kritiker liest, muß zur Ansicht kommen, daß die Menge für den Gehalt entschädigt, und daß der czechische Parnaß um ein Beträchtliches niederer sein muß, so daß auf ihm schon lorbeergekrönt den Gipfel erreicht, wer auf dem classischen schon lange ohne Athem in der Hälfte stecken geblieben wäre. Als Erzähler für das leichtere gefälligere Genre hat sich Kajetan Tyl (geb. 1807, gest. 1856) rühmlich bemerkbar gemacht, als Lyriker Franz Ladislaus Celakowsky (geb. 1799, gest. 1852), dessen „Ruže stolistá" (Centifolie) Treffliches enthält und den reichen Schatz an Volksliedern in die Literatur einführte, in welcher Richtung für die Czechen noch Karl Jaromir Erben (geb. 1811), für die Südslaven Vuk Stefanović Karačić (geb. 1787, gest. 1864) thätig war, dessen Bearbeitungen serbischer Volkslieder zahlreiche Nachahmer fanden, und der auch eine Grammatik und ein Wörterbuch der serbischen Sprache verfaßte, zu welchem Jakob Grimm das Vorwort schrieb.

Der Zeit und den Censurverhältnissen entsprechend lag jener Zweig der Literatur, welcher heute am unmittelbarsten wirkt, die Publicistik, sehr im Argen. Um eine politische Tagesliteratur von einigem Werthe zu schaffen, fehlte es an allen Bedingungen, denn eine bis zur Lächerlichkeit rigorose Censur unterdrückte jede Meinungsäußerung, die nicht von der hohen Behörde als „vollwichtig und hohl nichtig" approbirt wurde. Thatsächlich bestand bis zum Jahre 1848 in West-Oesterreich kein einziges politisches Blatt von einiger Bedeutung; welcher Werth dem „Beobachter", der „Wiener Zeitung" und ihren offiziellen Ablegern in den Provinzen beizulegen war, haben wir ja an auferbaulichen Proben gezeigt. Dazu kam, daß mit dem Tode des Hofrathes Gentz jene verführerische Stimme verstummte, deren glänzende Beweisführung, deren bestechende Sophistik häufig über die Bedenklichkeit dessen täuschte, was da verfochten wurde. Metternich fand auch keinen Ersatz mehr für diesen wahren Advocatus diaboli (Teufels-Anwalt)

der Reaction, weder Pilat, noch Zedlitz, am wenigsten aber der gleich Hurter nach Oesterreich berufene Convertit Jarcke konnten die Lücke ausfüllen. Ueber den letzteren entwirft der schon angezogene boshafte Verfasser des „Oesterreichischen Parnaß" folgende lakonische Skizze, die einem Steckbrief verzweifelt ähnelt: „Große, kalte, gemessene Haltung, artiges Aeußere, schweigsam, korrekter Stylist, ohne Glanz, bloß der Schatten seines Vorgängers Gentz, mehr guter Wille als Kraft zu verfinstern. In Oesterreich übrigens ohne publicistischen Einfluß, aber sonst sehr heuchlerisch und verkäuflich, riecht nach Hierarchie und ist privilegirter Kämpe für den österreichischen Absolutismus."

Die wenigen Talente, welche sich unter so ungünstigen Verhältnissen der Publicistik zuwendeten, wurden natürlich so rasch als möglich aus Oesterreich hinausgemaßregelt; so erging es Pipitz, der sich in der Schweiz ansiedelte, Ignaz Kuranda (geb. in Prag 1811), der in Leipzig die „Grenzboten" schuf, Wiesner, Schuselka und Anderen. Unruhige Geister, die nicht Alles vortrefflich fanden, was die Regierung Metternich's that, oder welche sich nicht damit begnügten, ihr Lichtlein nur unter dem trüben Schleier und auf jene Fleckchen leuchten zu lassen, wie es der Censur beliebte, konnte man nicht früh genug los werden, und es war nur bedauerlich, daß man im Auslande nicht ganz so streng dachte, sondern ihnen Licht und Luft zum Sehen und Athmen, Raum zum Schreiben gönnte.

Das war so die rechte dumpfe Temperatur, in welcher sich die ganze Publicistik in der mehr als farblosen „Theaterzeitung" Adolf Bäuerle's, im hyperloyalen „Zuschauer" Johann Sigmund Eberberg's, in einigen schönwissenschaftlichen Zeitungen und Magazinen concentriren konnte. Aber selbst die Kritik über die harmlosesten Dinge konnte bedenklich werden, und noch am 13. März 1848 fand eine strafgerichtliche Verhandlung statt, in welcher Moriz Gottlieb Saphir verurtheilt wurde, weil er über ein sogenanntes weibliches „Wunderkind", das mit Clavierspiel und eigenen Compositionen in den Kunstkreisen auftrat, folgende mehr läppische als wirklich beleidigende Verse hatte abdrucken lassen:

„Eiapopeia, was gackert im Stall?
Ganserl, das gackert für morgigen Ball!
Schlumm're, mein Wutzerl,
O schlumm're nur süß —
Hier hast Du ein Sutzerl,
Wie alle Genies!
Für Lind und für Lutzerl
Componiren wir dies,
Denn in Dir, mein Stutzerl,
Lebt Beethoven und Ries!
D'rum schlumm're, mein Plutzerl,
Kriegst morgen Anis!"

Abfällige Kritiken über Autoren oder Schauspieler, die aus irgend einem Grund als privilegirt galten oder bei der Polizei in Gunst standen, wurden unterdrückt, gemildert oder vom allmächtigen Rothstift des Censors in das Gegentheil umgewandelt, dagegen wurde es mit hohem Wohlgefallen bemerkt, wenn ein übelangeschriebener, freisinniger Anwandlungen verdächtiger Autor oder Künstler weidlich herabgerissen wurde. Dieselbe Behörde, die sich so heiß um zweifelhafte Virtuosen annahm, hatte ihre helle Freude daran, wenn Grillparzer oder Grün Gegenstand einer unbilligen und oft unberechtigten Kritik waren.

Daß es schließlich dann auch mit diesem Zweig der Literatur sehr schlimm aussah, ist nur ganz natürlich. Die Berufenen hielten sich zurück und überließen die kritische Geißel Solchen, die sich für die Streiche, welche sie nicht auszutheilen wagten, dadurch entschädigten, daß sie wahllos dreinhieben, wo es ungefährlich war, oder Lob und Tadel nach Gunst und Laune, wenn nicht gar nach noch greifbareren klingenden Motiven austheilten.

Von diesem letzteren Vorwurf ist einer der ersten tüchtigen Musikkritiker Wiens, Friedrich August Kanne (geb. 1778, gest. 1833) unbedingt freizusprechen,

wenn er auch sonst als ganz seltsamer Kauz berühmt war. Im Besitz einer umfassenden Bildung, selbst tüchtiger Musiker und Componist, sowie nicht unbegabter Dichter, konnte es Kanne doch nie zu einer eigentlich gefesteten Lebensstellung bringen, obwohl er die später von Friedrich Witthauer (geb. 1810, gest. 1848) fortgesetzte „Wiener Musikzeitung" mit Geschick und Glück redigirte. Eine bis zum Egoismus gehende Bizarrerie und eine jede andere Regung übertäubende Neigung zum Trunk zerrütteten seinen Geist und Körper. Seine Besucher fanden ihn häufig ganz nackt, nur mit dem Hut auf dem Kopf am Clavier oder Schreibtisch sitzen, und als die Wassersucht schon in ihrem letzten Stadium war, zwei Stunden vor seinem Tode, erschien er mit aschfahlem Gesicht zum Entsetzen seiner früheren Tafelrunde im Stammgasthause, um den letzten Trunk zu thun und dann nach Hause zu wanken, um zu sterben.

Im Jahre 1823 kam zum ersten Male Moriz Gottlieb Saphir (geb. 1795, gest. 1858) nach Wien. Dieser Mann hat eine so auffällige Rolle in unserer Literatur, namentlich in der periodischen, gespielt, er ist noch heute, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, so bekannt und von Vielen, die weder seine Werke noch sein Wirken kannten, gefeiert, daß wir uns eingehender mit ihm befassen müssen. Es verlohnt sich, an einer Persönlichkeit und der Bedeutung, welche man ihr in einer gegebenen Zeit einräumte, die Geschmacksrichtung dieser letzteren zu exemplificiren. Saphir ist eine Art Typus und wäre kaum in einer anderen Periode zu solcher Geltung gekommen, als in der vormärzlichen, wo man das Halbe so gerne für ganz nahm.

Saphir stammte von jüdischen Eltern aus dem Orte Lovas-Berèny unweit Ofen in Ungarn. Zum Handelsstand bestimmt, kam er nach Prag, studirte aber dort in den Spitzfindigkeiten und abstrusen Wortspielereien des Talmud und eignete sich nebstbei eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse an, ohne in irgend einer mit Ernst den Grund zu legen.

In Pest erschien 1821 ein Bändchen Gedichte von ihm, das wohlwollende Aufnahme, fand und zwei Jahre später übersiedelte er nach Wien, wo er für die „Theaterzeitung" schrieb. Sein prickelnder Styl war so recht nach dem Geschmacke der Wiener, die sich an manchem kecken Wort ergötzten, bis er in Conflicte mit der Censur kam, ausgewiesen wurde und sich nach Berlin wendete. Er wirkte auch dort wie ein Hecht im Karpfenteich und rief eine förmliche Coalition der übrigen Schriftsteller gegen sich hervor, die sich in einem von beiden Seiten mit Vehemenz geführten Federkrieg entlud. Saphir, der sich Zeit seines Lebens im scrupellosesten Angriff auf Andere keine Schranken auferlegte, war, wunderlich genug, sehr empfindlich, wenn er selbst angegriffen wurde, er verließ Berlin und wendete sich nach München, von wo er jedoch bald ausgewiesen wurde. Nach kurzem Aufenthalt in Paris durfte er jedoch zurückkehren, gründete mehrere schöngeistige Zeitschriften, trat zum Protestantismus über und erlangte die Gunst des geistig regsamen Königs Ludwig I., der ihn sogar zum Hoftheater-Intendanzrath ernannte. Doch Saphir befand sich nicht wohl, wenn er nicht in Fehde lebte, und zwar nicht, weil er übelwollend war, sondern weil sein ganzes Wesen, seine Geistesrichtung nach einer so einseitigen Richtung entwickelt war, daß er weder im Sprechen noch im Schreiben eines der ohne Wahl und Qual sich ihm aufdrängenden Witzworte unterdrücken konnte. Er verließ 1834 auch München, kehrte unbehelligt nach Wien zurück, wo er wieder an der Theaterzeitung arbeitete und 1837 den „Humoristen" gründete, der lange Jahre in literarischen und künstlerischen Dingen neben der Theaterzeitung tonangebend und wegen der oft rücksichtslosen Kritik gefürchtet war. Zum Theil spielte Saphir auch hier seine leidige Sucht, stets an die Stelle des Gedankens einen Witz zu setzen, arge Streiche, und er traf mit seinen rein auf die Unterhaltung des Lesers berechneten und von der ästhetischen Begründung absehenden Kritiken das Opfer seiner Kritiken oft viel tiefer als es sein Wille war. Nicht selten aber wurde er auch von anderen Beweggründen bei seinen Ausfällen beeinflußt, die weniger verzeihlich waren.

Diese Seite seiner Thätigkeit machte ihm sehr viele Feinde in Wien, obwohl sie ihn andererseits bei der Masse des Publikums, das nichts lieber hat als ein Skandälchen oder auch einen Skandal, zu einem Ansehen verhalf, das er thatsächlich nicht verdiente. Es ist wohl ein Vortheil, stets die Lacher auf seiner Seite zu haben, und wer die Menge kitzelt, ohne weiter zu fragen, mit welchen Mitteln es geschieht, ist der Wirkung sicher. Schließlich ist es aber doch ein eintöniges Handwerk, das seinem Mann flüchtigen Beifall, den Ruf, „ein verfluchter Kerl" zu sein, einbringt, aber weiter nicht viel Ehre.

Und die ward auch Saphir nicht, selbst von seinen Standesgenossen nicht, denn wo sich Schriftsteller zusammenfanden, um etwas zu berathen oder eine intime Feier abzuhalten, da schloß man mit Absicht den Mann aus, dem das fehlte, was jedem Wirken erst Inhalt und Bedeutung gibt — der Ernst. Darum war er auch das nicht, was die von ihm gegründete Zeitung an der Stirne trug, — Saphir war kein Humorist, denn der Humor ist nicht zu denken ohne die veredelnde Folie des Ernstes, er lächelt unter Thränen und ist viel edler als der bloße Witz, der mit der Minute entsteht und ebenso rasch seinen Werth verliert.

Hören wir, wie sich der Beobachter vom „Oesterreichischen Parnaß" ausspricht, der auch über Saphir ein mit scharfen Strichen gezeichnetes, aber nicht verzerrtes Porträt liefert: „Groß, hübsch gewachsen, breitgängig, häßliche Züge und darauf sehr eitel, breite, nach Innen gekrümmte, mit ungeheuren Nüstern versehene Nase, welche trotz der Stacheln eines blonden Schnurrbartes mit ihrer schon etwas kupferigen Spitze bis an die Oberlippe reicht. Blonde gelockte Perrücke, komisches Kopfnicken, trägt große Brillen, überladen mit Bijoux, immer sehr elegant, aber nachlässig gekleidet, beständiges Rührei, Witzmacher von Profession, talentvoll, aber schon etwas ausgeschrieben, nicht sehr gewissenhaft, Autodidakt, aufdringlich, gutmüthig, aber leicht reizbar und dann excentrisch, im niederen Lesepublikum sehr beliebt, unerträglich seiner Eitelkeit und Eifersucht wegen, furchtsam, heiseres Organ, zerrüttete Finanzen, glanz- und gefallsüchtig, Geck und sehr verliebt. Hat sich durch seine kriechenden kritischen Artikel einerseits und durch sein gemeines parteiisches Herunterreißen oft würdiger Männer andererseits, selbst zu jener Null gemacht, die er in der deutschen Literatur ist."

Aus dem letzteren Grunde namentlich war Saphir von einem großen Theil der Schriftstellerwelt in Acht und Bann gethan, und zwar von dem besseren und respectablen, und dieses wahllose Schimpfen und Verkleinern alles dessen, was ihm persönlich aus irgend einem Grunde mißliebig war, das man damals „Kritik" nannte, inspirirte Grillparzer zu einem Epigramm, das geradezu vernichtend derb ist. Es lautet:

„An M. G. Saphir.

Der Teufel wollte einen Mörder schaffen,
Und nahm dazu von manchem Thiere,
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das ihre;
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth,
Da drückt er ihm die Nase ein voll Wuth
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und recensire.

Das neue Wesen irrt nun ohne Ruh,
Doch will zur Anerkennung Niemand sich bequemen;
Da schuf Gott blöde Wiener noch dazu,
Das mißgeborne Scheusal aufzunehmen."

Ohne in diesen nur durch persönliche Gereiztheit zu erklärenden Ton verfallen zu wollen, muß doch betont werden, daß Saphir seinerzeit von dem Wiener Lesepublikum sehr überschätzt wurde. Es ist ganz richtig, was einer seiner Beurtheiler sagt: „Der Schriftsteller Saphir, der in tausend Einfällen lebte, hat niemals für einen Gedanken gelebt. Der Geist, dem kein Ding zu gut oder zu schlecht war, um nicht an der Oberfläche desselben in prismatischen Farben-

strahlen zu verlaufen, war nicht fähig, irgend ein Ding in seinem wahren Gehalt zu beleuchten."

Für Saphir waren die Menschen und Dinge nur Objecte, um einen oft sehr glücklichen, oft auch peinlichen und noch öfter — wie es bei professionellen Witzbolden stets geht — auch sehr schaalen Witz zu üben. Der Kern seiner Aufsätze war ihm gleichgiltig, es galt ihm ja nur, darum ein Netz von Wortspielen und Witzfunken zu weben. Darum ist auch heutzutage schon der größte Theil seiner Schriften einfach ungenießbar, vielfach sogar unverständlich, denn der Saphir'sche Witz haftete meist an der Minute und an seiner eigenen Persönlichkeit, wie er denn beispielsweise mit Vorliebe sein Aeußeres zum Gegenstand von Scherzen machte und — so sonderbar es klingt, trotz oder vielleicht wegen seiner übergroßen Eitelkeit, förmlich stolz auf seine Häßlichkeit war. Und diesem Bestreben, stets geistreich und witzig zu sein oder zu scheinen, unterordnete er auch die Rücksicht auf das kostbarste Hilfsmittel jedes Schriftstellers, auf die Sprache, und mit vollstem Recht nannte man seine Schreibweise „undisciplinirt". So wenig sie der Nachahmung zu empfehlen wäre, so ist sie doch in ihrer Art lehrreich durch den Reichthum an gelungenen und erzwungenen Wortspielen, unlogischen Ausdrücken und unnatürlichen Wendungen, welche ein Beweis für die Dehnbarkeit und Fülle unserer Sprache sind, „wie etwa ein Körper, der auf der Folter gelegen und deßhalb kein Anblick für den bildenden Künstler ist, dem Arzt ein umso deutlicheres Bild von dem Muskelbau und der Gliederkraft gerade durch die Verzerrung und Zerstörung gibt."

Wenn wir darnach fragen, was heute noch Werth hat von Saphir's Schriften, so wird die Auswahl eine sehr kleine sein. Selbst in seine Gedichtsammlung „Wilde Rosen", die manches trefflich pointirte Stück enthält, hat sich häufig jenes ewige Kokettiren mit dem Wortwitz und auch eine recht widerliche süße Empfindsamkeit eingeschlichen. Zudem arbeitete Saphir viel zu flüchtig, um seiner gebundenen Rede die so nöthige Feile angedeihen zu lassen, es wimmelt daher von Verstößen gegen Rhythmus und Prosodie. Seine komischen Vorträge, Declamationen und so weiter sind meist heute wegen ihrer Beziehungen zu Personen und Verhältnissen, die Niemand mehr kennt, ziemlich reizlos, und schließlich ist auch der Geschmack ein anderer, zur Ehre unserer Zeit sei es gesagt, vertiefterer geworden. Ein zweiter Saphir könnte heute nie mehr jene Bedeutung und jenen Anhang eifriger Leser und Zuhörer finden, wie ihn der erste seinerzeit besaß. Es liegt darin nicht allein ein Beweis, wie sehr das künstliche Unterbinden geistiger Regsamkeit den Geschmack und das Niveau allgemeiner Bildung herabdrückt, sondern auch ein Fingerzeig, daß der Beifall, welchen eine den Bedürfnissen und Anschauungen des Tages nachgehende Literatur findet, noch gar keine Gewähr für den wirklichen inneren Werth derselben ist.

Wahrhaft unübertrefflich war Saphir in blitzschnellen Entgegnungen und Einfällen, und sein natürlicher Witz, der durch Gewohnheit und Uebung geschärft wurde, zeigte sich im Verkehre viel liebenswürdiger und anmuthender als in seinen Schriften. Es sei uns gestattet, nur einige seiner gelungensten und weniger bekannt gewordenen Einfälle anzuführen.

Bei seinem Weggehen von München wurde Saphir vom König Ludwig empfangen, der ihm Vorwürfe machte, daß er sich durch sein loses Maul unmöglich gemacht habe. „O, dann liegt es ja in der Macht Euer Majestät, mich wieder möglich zu machen", antwortete Saphir rasch, „hängen Sie mir eines Ihrer Schlösser an."

Eine Dame aus der Geldaristokratie bat ihn um einige Zeilen für das Album des Töchterchens, nur möge es nichts Angreifendes sein, da das Fräulein sehr sensibel und gefühlvoll sei. Sofort schrieb Saphir Folgendes nieder:

„Hier ist ein Vers für das Album,
Der bringt weder die Kuh noch das Kalb um."

Bekannt ist, daß es zwei Arten von Kränzen gibt, die bei Festzügen im Gebrauch sind, nämlich den Lorbeer- und den Eichenkranz. Beide sind hier gerade Gegenstand der Diskussion.

Der Lorbeerkranz ist der Kranz des Sieges.
Er war es schon beim Triumph
Eines Mark Anton bei dem Cäsar,
Er ist es heute noch bei Sieg Fried,
Er ist es, was er immer sein wird.

Der Eichenkranz endlich, dem schon Achilles Ehrfurcht und Scheu, in den Adelsgrad verliehen, Ehrenbürger und Ehrendoktor, das ist Eichen-

Richard Strauß als „Heldenleben“. Karikatur.

laub. Der eine Kranz ist der Kranz des Sieges, der andere ist der Kranz des Ruhmes. Der eine ist der Kranz des Kampfes, der andere ist der Kranz des Friedens. Der eine ist der Kranz der Tat, der andere ist der Kranz der Ruhe. Der eine ist der Kranz der Arbeit, der andere ist der Kranz der Erholung. Der eine ist der Kranz des Lebens, der andere ist der Kranz des Todes. Der eine ist der Kranz der Lebenden, der andere ist der Kranz der Toten. Der eine ist der Kranz der Gegenwart, der andere ist der Kranz der Vergangenheit. Der eine ist der Kranz der Jugend, der andere ist der Kranz des Alters. Der eine ist der Kranz der Liebe, der andere ist der Kranz der Ehe. Der eine ist der Kranz der Eh

Wenn Saphir in seinem Sommeraufenthalte Baden Gäste empfing, so war es eine Art Gesetz, daß man ihm ein Geschenk darbrachte, wie denn überhaupt eine beträchtliche Portion Eigennutz sonderbar mit den fortwährenden finanziellen Nöthen übereinstimmte, in welchen er steckte. Eine Schauspielerin brachte nun eines Tages ein sehr kleines, mit einem ziemlich werthlosen Onyx geziertes Petschaft. Saphir sah es lange zweifelhaft an, hielt es dann in die Höhe und rief klagend aus: „O nix!" (Oh nichts!)

Saphir starb 1858 — kurze Zeit bevor für die Journalistik und für die Literatur in Oesterreich eine neue Periode anbrechen sollte. Schon nach dem Jahre 1848 konnte er die Rolle nicht mehr ganz behaupten, die er im Vormärz gespielt hatte; es erhob sich eine energische Opposition gegen seine journalistische Manier, die sich Saphir nicht anders vom Hals zu schaffen wußte, als daß er

Johann Nestroy. (Seite 591.)

die Hilfe des Gerichtes anrief — er, dessen Angriffe meist ebenso rücksichtslos als unmotivirt waren. Er starb zu rechter Zeit — eine spätere würde ihn unnachsichtlich degradirt und ihm das traurige Schicksal bereitet haben, bei lebendigem Leib die eigene Geltung sterben sehen zu müssen.

Das Jahr 1848 schuf ein plötzliches Anschwellen der Tagesliteratur. Die so lange unterdrückten Wässerchen ergossen sich in die plötzlich freigewordenen Betten und wirbelten zwar sehr vielen Schlamm auf, ließen aber auch jenen Bodensatz zurück, aus dem sich später eine gesunde und bedeutende Journalistik entwickeln konnte. In der von August Zang (geb. 1807) gegründeten „Presse", in der von Ignaz Kuranda (geb. 1811) mit Geschmack und Umsicht redigirten „Ost-Deutschen Post" entstanden die ersten unabhängigen politischen Journale Wiens.

Bei weitem besser sah es in Folge des regeren politischen Lebens in publicistischer Richtung in Ungarn aus. Hatten auch die ersten Versuche Kossuth in

das Gefängniß gebracht, so entwickelte sich doch vom Beginn der Vierziger Jahre an die politische Tagesliteratur immer mehr, und der „Pesti Hirlap“ wurde eine politische Macht. Männer von der Bedeutung eines Aurel Dessewffy, Stefan Széchenyi und Andere nahmen nicht Anstand, ihre Ideen auf dem publicistischen Feld vorzubereiten und zu vertheidigen, und die Zeitung war in Ungarn schon eine Macht, als man sich in den übrigen Provinzen noch mit der Weisheit des „Beobachters“, dem Klatsch der „Theaterzeitung“ u. dergl. behalf.

In Prag redigirte bis 1848 Karl Hawlicek die in bedächtigen offiziellen Bahnen wandelnde amtliche „Prager Zeitung“. Plötzlich aber entpuppte sich der bisherige Vertrauensmann der Regierung als Vertreter der wüthendsten nationalen Opposition, und in Wahrheit verwandelte sich die „Milch der frommen Denkungsart“, wie sie dem Redacteur eines Amtsblattes zukommt, bei Hawlicek in „gährend Drachengift“. Die von ihm gegründeten „Narodny noviny“ schufen jenen wunderlichen Styl, welchen wir noch heute an der nationalen Presse anstaunen, und der mit einem Nachhall hussitischer Gewohnheiten von nichts lieber spricht als von der mehr oder weniger gewaltsamen „Ausrottung“ des Gegners. Dem gegenüber erfuhr auch das amtliche Blatt eine Auffrischung, und unter der Redaction des Leopold von Hasner und Josef Jireček (beide später Minister und kurioserweise politische Antipoden) erhielt die „Prager Zeitung“ den Ruf, das bestgeleitete offizielle Blatt der Monarchie zu sein, den sie auch später längere Zeit bewahrte.

Am 16. März 1848, also drei Tage nach seinem Sturz, schrieb Fürst Metternich an den Grafen Münch-Bellinghausen: „Als einen der wichtigsten Momente des Tages betrachte ich die alsbaldige Gründung eines conservativen Tagblattes. Ich kann nicht an der Spitze desselben stehen und muß ihm selbst vollkommen fremd zu sein scheinen. Das Blatt kann nicht der „Beobachter“ sein, denn ich würde Einfluß auf dasselbe auszuüben scheinen. Der „Beobachter“ bleibe das halboffizielle Organ der Regierung und gehe als solches in conservativem Sinne vor. Die Zeitung von der ich rede, muß eine neue selbstständige sein; sie muß gegründet werden und nicht bereits bestehen, denn die letztere müßte entweder den Charakter, den sie bisher trug, verbergen oder ihre frühere Charakterlosigkeit der Regierung zur Last schreiben (!).

Jedes Blatt bedarf eines Gründungskapitals. Dies sollte durch Actionäre herbeigeschafft werden, zu denen ich mich recht gerne zählen würde, und dies zwar unter einem anderen Namen; denn mein Name darf vor der Hand, nirgends in keiner Richtung auf dem Felde der Handlung erscheinen (!).

Ich würde meinen Charakter verleugnen, sollte ich anders handeln, halb stehe ich nie für mich ein und halb weiß ich daher auch keinen Antheil an irgend Etwas zu nehmen. Mir würde genügen, wenn das von mir in Antrag gestellte Blatt im rein conservativen Sinne, ohne irgend eine Beschränkung in der Auswahl des Stoffes, aber auch mit Ausschluß jedes Parteigeistes vorginge. Ein conservatives Blatt muß in meinem Sinne das Richteramt übernehmen und den vollen Werth eines Tribunals haben; es vereinigt in sich die Rollen des öffentlichen Anklägers und der Richter und überläßt dem Publikum — dieser großen Jury — den Ausspruch des ‚Schuldig‘ oder ‚Nichtschuldig‘.“

Dieses Schreiben ist in mehrfacher Beziehung interessant. Abgesehen davon, daß es zeigt, wie dem Fürsten selbst — freilich meint er nur „vorderhand“ — seine Unmöglichkeit einleuchtete, ist es merkwürdig, wie rasch dieser Staatsmann die Macht der öffentlichen Meinung begriff. Durch mehr als dreißig Jahre war das von ihm getragene Regierungs-System im eigenen Lande und soweit sein Einfluß reichte geradezu auf Unterdrückung aller freien Meinung gerichtet gewesen, und was die öffentliche Stimmung forderte, wurde als schädlich verdammt, als unerfüllbar verhöhnt. Erst als diese öffentliche Meinung mit elementarer Gewalt das System zertrümmert und den allmächtigen Staatsmann von seinem Platz weggefegt hatte, erkannte er sie an und wollte die Waffe, die er bis jetzt verleugnet und verspottet hatte, im eigenen Interesse schwingen. Vergebens! Das geplante

große conservative Journal entstand nicht, und der allzeit getreue „Beobachter" verwandelte sich in die oppositionelle „Oesterreichische Zeitung", deren Redacteur Ernst von Schwarzer (geb. 1808, gest. 1860), — oh schrecklich! — sogar Minister wurde.

Die Zeiten ändern sich eben rasch, und wer sich ihnen erst hinterdrein anbequemen will, wenn es gar nicht anders mehr geht, kommt stets zu spät — wie zum Beispiel Fürst Metternich mit seinem plötzlichen Respekt vor der Publicistik und der öffentlichen Meinung.

Eine äußerst erfreuliche Wendung zum Besseren läßt sich in der Malerei constatiren. Endlich verließ man die ausgetretenen Pfade des sogenannten Classicismus und näherte sich sowohl in der Wahl der Stoffe wie in der Behandlung derselben dem Leben und der Natur. Eine ganze Reihe trefflicher Meister entstand, die verständig genug waren, ihre Kunst auf dem Grunde zu erbauen, aus dem allein Kraft und Bedeutung fließt, auf dem Leben und Fühlen des Volkes. Nicht länger mehr glaubte man sich hochmüthig etwas zu vergeben, wenn man seine Stoffe nicht blos der Mythologie und der heiligen Geschichte entnahm, sondern die Zeit, für welche man malte, auch selber auf die Leinwand brachte. Dadurch wurde nicht allein das Interesse weiterer Kreise für die Kunst geweckt, sondern aus diesem Quell des Anschauens und Empfindens ergoß sich auch ein erfrischender Strahl für jene Schaffenden, die am strengeren Styl festhielten.

An der Spitze jener Meister, welche zuerst der Zeit ihr Recht angedeihen ließen, stand der Direktor der kaiserlichen Gemälde-Galerie im Belvedere, Peter Krafft (geb. 1780, gest. 1856). Seine Kolossalbilder „Abschied und Rückkehr des Landwehrmannes" sind schlicht vorgetragene Scenen aus dem Volksleben, voll treffender einzelner Züge — nur ist der Raum etwas zu anspruchsvoll für den Gegenstand. Noch bekannter sind die im Invalidenhause befindlichen Gemälde der Schlachten bei Leipzig und Aspern, welche die bedeutendsten historischen Momente dieser Kämpfe festhalten. Auch im Porträt leistete Krafft sehr Tüchtiges.

Unter seinen Schülern und Nachfolgern überragt Josef Danhauser (geb. 1805, gest. 1843) alle übrigen weitaus. Er war ein Genremaler im besten Sinne, denn er schuf Bilder, die einen gewissen moralischen Inhalt hatten, die eine Geschichte erzählen, ohne daß der Beschauer eines Commentars bedurft hätte. Der „Prasser" und die „Klostersuppe", die „Testamentseröffnung" sind Meisterwerke des Genre, und es pulsirt in ihnen vollstes Wiener Leben, wir erkennen typische Gestalten aus der Gesellschaft, ohne daß der Künstler zu dem zweifelhaftesten Mittel gegriffen hätte, durch Porträtähnlichkeit ein gemaltes Pasquill zu liefern. Voll köstlichen Humors sind die beiden „Malerateliers", während die eigentliche Historienmalerei nicht recht im Talente Danhauser's lag, wie sein Bild „Die Verstoßung Hagar's" in der Galerie des Belvedere und einzelne Altarblätter beweisen.

Danhauser am nächsten stehen Ferdinand Georg Waldmüller (geb. 1793, gest. 1865), der reizende Scenen aus dem Dorfleben und glücklich pointirte Genrebilder („Die Lotterieziehung") schuf — Peter Fendi (geb. 1796, gest. 1842), der Zeichner des behäbigen alten Wiener Lebens, der mit Pinsel und Griffel nimmermüde die Kinderwelt verherrlichte, sich auch selbst mit seinem alten Mütterchen vor dem berühmten „Täubel"-Wirthshaus auf dem Heumarkt abbildete. — Johann Mathias Ranftl (geb. 1805, gest. 1854), der virtuose Hundemaler, welcher seine Lieblinge überall anzubringen wußte (Scene aus der Ueberschwemmung von Pest, in der Belvedere-Galerie), Eduard Ritter (geb. 1808, gest. 1853) und Andere.

Als Schlachtenmaler hatte Johann Höchle (geb. 1790) einen guten Ruf und begleitete daher den Kaiser Franz in die letzten französischen Feldzüge, wie er überhaupt recht eigentlicher Hofmaler für die verschiedenen Staatsactionen war.

Das strengere historische Fach zählte gleichwohl auch bedeutende Meister, auf welche besonders die Periode der Romantik einflußreich war. Hieher gehören

Johann Scheffer von Leonhardshof, der obwohl er 1822, erst siebenundzwanzig Jahre alt, starb, doch eine große Reihe bedeutender Altarblätter und Tafelbilder hinterließ, die in der Innigkeit der Auffassung an die alten Meister erinnerten (heil. Cäcilie mit Engeln im Belvedere); man nannte ihn auch den „österreichischen Rafael"; — und Ludwig Schnorr von Carolsfeld (geb. 1789, gest. 1853), der berühmteste von drei Künstlerbrüdern, ein Schüler Füger's, der aber von dessen glatter Classicität vollständig zur Romantik überging (Faustbilder im Belvedere) und später besonders als Illustrator thätig war. Er war einer der genialsten und fruchtbarsten Zeichner, griff aber gerne über die Grenzen der darstellenden Kunst, indem er abstracte Ideen und Undarstellbares versinnlichen wollte. Seine Zeichnungen zur Bibel sind voll hoher Schönheiten, aber auch reich an Beweisen für diese Uebergriffe in solche der darstellenden Kunst fremde Gebiete.

Einen ziemlich ähnlichen Entwicklungsgang machte Josef Führich (geb. 1800, gest. 1876), einer der größten Meister der Wiener Schule, durch. In seinen Zeichnungen zu Tieck's „Genoveva" steht er vollkommen im Bann der romantischen Schule, wie aber diese überhaupt zur Mystik neigte, so ging auch Führich unter dem unmittelbaren Einfluß Overbeck's zu den „Nazarenern" über, das heißt zu jenen Künstlern, welche allein die Darstellung religiöser Stoffe der Kunst würdig hielten und auch in der Manier auf die alten nur der Kirche dienenden Meister zurückgriffen. Führich gehörte zu den bedeutendsten Malern dieser Richtung und ist in der Zeichnung von großer Kraft und Correctheit. Weniger glücklich ist er in der Farbe, die glatt und spröde ist und durch wunderliche Reflexe und Doppelfarben ersetzen will, was an Tiefe und Naturwahrheit mangelt. Führich's volle Bedeutung offenbart sich in seinen grandiosen Cartons mehr als in den vollendeten Bildern. Die Fresken in der Alt-Lerchenfelder Kirche sind zum Theil von ihm selbst, zum Theil nach seinen Entwürfen gemalt von Leopold Kupelwieser (geb. 1796, gest. 1862), der, wenngleich viel weniger bedeutend als Führich, diesem in der Wiener Schule doch am nächsten stand. Von ihm existiren eine große Menge von Altarblättern und — bezeichnend genug! — auch einige der seinerzeit vielbewunderten Gewölbschilder Wiens waren von seinem Pinsel.

Durch die Geburt und die Anfänge seines Schaffens gehört einer der liebenswürdigsten Meister der romantischen Schule Oesterreich und speziell Wien an — Moriz von Schwind (geb. 1804, gest. 1841), der Freund Schubert's. Schon 1828 übersiedelte er nach München, in seinem ganzen Wesen im Leben und in der Kunst kann er aber den heiteren, unbefangenen Sinn des Oesterreichers nicht verleugnen. Als Illustrator („1001 Nacht", „Volksmärchen") steht er durch liebevolles Versenken in den Gegenstand und köstlichem Humor in erster Reihe. Wien besitzt von ihm die Fresken in der offenen Loggia des Operntheaters und in der Belvedere-Galerie den wunderbaren Cyclus zum Märchen von der schönen Melusine.

Ein Historienmaler von gewaltiger Kraft erwuchs Wien an dem Sohn des früher erwähnten gleichnamigen Kupferstechers, an Karl Rahl (geb. 1812, gest. 1865). Gleich Carstens und Genelli wußte Rahl — entgegen der süßlichen Romantik und der stets etwas manierirten und ekstatischen Auffassung der „Nazarener" — der gewaltigen naturwahren und innerlichen Kraft der classischen Kunst wieder Geltung zu verschaffen, ohne doch in die Glätte und die conventionellen Formen der Füger'schen Periode zu verfallen. Rahl starb im besten Mannesalter, bevor er zu voller Entfaltung und Klarheit gekommen war — sonst hätte Oesterreich wahrlich an ihm einen Meister, der würdig wäre neben Cornelius genannt zu werden.

Im Porträtfach ragt der heute noch als Achtziger fröhlich schaffende Meister Friedrich Amerling (geb. 1803) weit hervor. Treffende Charakteristik, Correctheit der Zeichnung vereinten sich bei ihm mit einem unnachahmlichen Reiz der Farbe, die leuchtend und lebendig war, ohne glatt und emailartig zu sein. Seine Meisterschaft als Colorist bewies er am glänzendsten in einem seiner bekanntesten Bilder, der

unzählige Male reproducirten „Morgenländerin". Auch Moriz Daffinger lieferte treffliche Porträts, die im Geschmack der Zeit häufig glatt und elegant aussahen, ohne jedoch der Charakteristik zu entbehren oder in jene conventionelle Schablone zu verfallen, wie sie in Manier und Auffassung seit Auftauchen der Photographie so häufig beliebt wird.

Als Landschafter steht obenan Thomas Ender (geb. 1793, gest. 1875), Zwillingsbruder des im Historien- und Porträtfach tüchtigen Johann Nepomuk Ender (geb. 1793, gest. 1854). Große Reisen, darunter auch die Theilnahme an der Expedition nach Brasilien, vermittelten ihm einen Schatz von Anschauungen, die er in seinen Bildern verwerthete. Großartigkeit der künstlerischen Auffassung und Naturtreue kennzeichnen seine Werke; er sah nur das Schöne oder wußte, was er sah, schön zu gestalten, ohne es der Naturwahrheit zu entkleiden — ein echt künstlerischer Vorzug, der dem Cultus der Häßlichkeit gegenüber, den man jetzt „Realismus" nennt, wahrhaft herzerfreuend wirkt.

Gleich ausgezeichnet ist als Landschaftsmaler Friedrich Gauermann (geb. 1807, gest. 1862), der Sohn des schon erwähnten wackeren Jakob. Seine Bilder haben den großen Reiz, daß er ihnen immer einen gewissen Inhalt, einen Gedanken unterlegte, welchem die Landschaft gewissermaßen als Rahmen und Folie diente („Sturm", „Ernte", „Schmiede"). Dazu war ihm seine meisterhafte Behandlung der Staffage — ein bekanntlich bei Landschaftsmalern seltener Vorzug — besonders aber seine unvergleichliche Virtuosität als Thiermaler behilflich („Kampf zweier Eber" u. s. w.).

In der Landschaftsmalerei erwarb sich auch der Ungar Karl Markó (geb. 1793, gest. 1860) großen und verdienten Ruf, wie die Bezeichnung des „österreichischen Claude-Lorrain", und Franz Kadlik (geb. 1786), ein verdienstvoller Historienmaler, wirkte anregend als Direktor der Prager Kunst-Akademie.

Mehr als Aquarellist denn als Maler von Staffeleibildern ist mit Recht Rudolf Alt (geb. 1812) berühmt, dessen Architektur- und Landschaftsbilder in geistvoller Auffassung und Anschaulichkeit unerreicht sind. Er entstammt einer tüchtig schaffenden Künstlerfamilie, denn schon sein Vater Jakob Alt (geb. 1789, gest. 1872), war ein geschätzter Landschafter und auch besonders für Verbreitung und Verbesserung der Lithographie thätig.

Auf dem letzteren Felde, namentlich im Porträtfache, war Josef Kriehuber (geb. 1801, gest. 1876), der bedeutendste Künstler seiner Zeit. So ausgezeichnet er auch als Aquarellist und Zeichner war, so entstammte sein großer Ruf doch meist seinen Kreidezeichnungen auf Stein, die geradezu meisterhaft in technischer Vollendung und lebenswahrer Charakteristik sind. Fleiß und spielende Schaffensleichtigkeit vereinigten sich, um Kriehuber zu gestatten, so viel produciren zu können, ohne je flüchtig zu werden oder in Manier zu verfallen. Fast alle Berühmtheiten seiner Zeit wurden durch seine Kreide „zum Sprechen" auf den Stein gebannt.

Als Zeichner und Illustrator ist endlich noch Peter Johann Nepomuk Geiger (geb. 1805, gest. 1880), zu nennen, der mit großer Leichtigkeit des Componirens tüchtige Kenntnisse in der Kostümkunde verband und so wahre Musterbilder lieferte. Noch heute hochgeschätzt sind seine Illustrationen zu Anton Ziegler's „Historischen Memorabilien".

Im Aufblühen der Lithographie lag wohl ein Hauptgrund, daß die so lange mit ausgezeichnetem Erfolg betriebene Kunst des Kupferstiches mehr und mehr erlosch und bald vollständig mit Hintansetzung des wahrhaft künstlerischen Standpunktes sich lediglich den Ansprüchen des Tages unterordnete. So entstand jene Schule von Stechern, als deren Repräsentanten Josef Axmann (geb. 1793, gest. 1873) und Franz Stöber (geb. 1795, gest. 1858) anzusehen sind, die darnach strebten, zart und klar, aber auch glatt und charakterlos zu sein, und welche ihren wahrsten Ausdruck in den Stichen zu Taschenbüchern und Almanachs fanden. In der gefälligen, aber nicht eben charakteristischen und kraftvollen Wiedergabe

italienischer Gemälde arbeitete der Grabstichel von Johann Passini (geb. 1799, gest. 1874) — im Uebrigen machte sich die durch den Stahlstich eingebürgerte Linienmanier, die das Werk von Maschinenarbeit ist, unheilvoll geltend — der künstlerische Geist verschwand immer mehr aus den Stichen, und die Radirnadel ruhte fast ganz. Dagegen gewann der Holzschnitt, als dessen Begründer der Xylograph Blasius Hoefel (geb. 1792, gest. 1863) anzusehen ist.

Wenig Rühmliches ist auch von der Sculptur jener Periode zu vermelden. Das bedeutendste Werk ist das Franzens-Denkmal von dem Mailänder Pompeo Ritter von Marchesi (geb. 1789, gest. 1858), dessen künstlerischer Werth oder besser Unwerth an anderer Stelle (Seite 538 und Bild Seite 545) gewürdigt wurde. Sonst ist nur noch das in der Innsbrucker Hofkirche stehende Denkmal Andreas Hofer's von Johann Schaller zu erwähnen, das, in Marmor ausgeführt, durch die lebensvoll bewegte Conception gefällt.

Der nüchterne Classicismus, wie er unter dem Einflusse Nobile's die architektonische Schule ganz beherrschte, wich endlich anderen Einflüssen; man griff auf die uns nicht nur der Zeit, sondern auch den Bedürfnissen nach näherstehende Renaissance zurück. Freilich einerseits noch sehr schüchtern, denn man entlehnte nur einzelne Motive, ohne den organischen Gesammtcharakter eines Bauwerkes dem Styl zu unterordnen — andererseits aber auch in gewagter Weise, weil man experimentirend und tastend nach einem neuen Styl suchte — der sich nicht finden lassen wollte.

Der Schule Nobile's gehörte noch Josef Schemerl an, der Erbauer des Polytechnikums in Wien, der übrigens mehr Techniker war und unter Anderem den Neustädter Canal entwarf und durchführte. Durch nahezu ein Vierteljahrhundert übte ganz im Sinne der bureaukratischen Zeit ein Mann, Hofbaurath Paul Sprenger, einen unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung der Architektur aus. Durch das Unterbinden geistigen Zusammenlebens war jede Rückwirkung der Schinkel'schen Bauperiode in Berlin, der glänzenden Prachtbauten, wie sie unter König Ludwig I. in München geschaffen wurden, fast unmöglich gemacht. An Stelle künstlerischer Auffassung trat die Schablone und eine übrigens nicht weit reichende Routine. Der Vertreter dieser Richtung war Sprenger, dessen Bauten (Statthaltereigebäude, Hauptpostamt, Hauptzollamt) ebenso glänzende Beweise von höchster Geschmacklosigkeit und architektonischer Gedankenarmuth sind, als sie wegen verfehlter Einrichtung mit den kasernenartigen Räumen, vollkommen finsteren Gängen u. s. w. als abschreckendes Beispiel dienen können. Die schlimmste Seite von Sprenger's Thätigkeit aber war seine echt bureaukratische Unduldsamkeit gegen auftretende Talente und sein willkürliches Eingreifen in die Pläne und Entwürfe Anderer.

Unter dem letzteren Uebelstande hatte besonders einer der tüchtigeren Architekten jener Zeit zu leiden, Karl Rösner (geb. 1804, gest. 1869), der im Diakovarer Dom bewies, daß er viel Besseres schaffen könne als die vollkommen verfehlte Johanneskirche in der Praterstraße, bei deren Entwurf Sprenger unheilvolle Correcturen vornahm. Das Jahr 1848, das so viele hohe Autoritäten stürzte, beseitigte endlich auch diesen k. k. Hofrath.

Ihm war die Herstellung eines Planes für die Alt-Lerchenfelder Kirche übertragen, und trotz allgemeinen Widerspruches ging man an die Ausführung, denn es lag im Geiste des damaligen Systems, um keinen Preis zuzugeben, daß ein behördlicher Functionär etwas Schlechtes, ein Mensch, der nur Künstler und nicht Beamter ist, etwas Besseres schaffen könne. Schon lagen die Grundmauern — da kamen die Märztage, und nun gelang es energischen Anstrengungen der Kunstkreise, die Sistirung des Baues und die Ausschreibung eines neuen Concurses zu erwirken. Aus diesem ging ein junger Schweizer-Architekt Johann Georg Müller (geb. 1822, gest. 1851) als Sieger hervor, dem die heutige im italienischen Rundbogenstyl charakteristisch und imposant componirte Kirche ihr Dasein verdankt. Es war dies zugleich der erste Bau in Wien, bei welchem man sich verschieden

gefärbter Ziegel bediente und der später vielleicht allzu viel gebrauchte Rohbau zur Anwendung kam. Leider starb der junge talentvolle Architekt noch während des Baues, der auch bemerkenswerth durch die fast überreiche polychrome Ausstattung des Inneren ist.

Damit war das Uebergewicht Sprenger's gebrochen, der sich dafür durch den Bau der abscheulichen, ebenso plumpen als in der Anlage verfehlten und sanitätswidrigen Franz Josefs-Kaserne rächte, die man nach kaum dreißigjährigem Bestande vom Herzen gerne wieder zusammenreißen möchte. Eine Reihe junger Talente tauchte auf, welchen die glänzende Aufgabe zufiel, bei der Neugestaltung der Residenz mitzuwirken, und durch welche sich die architektonische Schule Wiens zu der großen Bedeutung hob, die ihr heute eingeräumt werden muß. Führend wirkten dabei die Dioskuren van der Nüll und Siccardsburg, welche in dem 1847 vollendeten Carl-Theater die erste Probe ihres Könnens lieferten und im Verein mit andern namhaften Architekten die Pläne zum Artillerie-Arsenal lieferten.

Von den anderen Neubauten ist jener des imposanten Akademiegebäudes in Pest, besonders aber der schon eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmende Bau des Domes und erzbischöflichen Palastes in Gran zu nennen, der, mehr großartig als schön, wohl meist durch seine imponirende Lage wirkt.

Bezeichnender und aus berufenerem Munde können die damaligen Zustände im Bauwesen kaum geschildert werden, wie es von seinem Sterbebette (1883) weg, Heinrich Ferstel, der Erbauer der Votivkirche, in einem Glückwunsch an Hansen gethan. „Als junger aber bereits der Meisterschaft naher Künstler, kamst Du nach Wien", schreibt Ferstel, „zu einer Zeit, wo unsere Bauzustände in der erdenklich tiefsten Erniedrigung sich befanden. Die Baukunst jener Zeit war der getreueste Ausdruck des den Staat wie das Volksleben beherrschenden Bureaukratismus. Das Jahr 1848 erst erlöste auch die Baukunst von dem Banne, der bis dahin auf ihr geruht hatte."

Auf musikalischem Gebiete bewahrte Wien auch in dieser Periode den Ruf, welchen es stets besessen hatte, und in dieser Beziehung blieb es tonangebend nicht nur für die eigene Monarchie, sondern auch für halb Europa — nämlich für das civilisirte. Dies gilt jedoch nur bezüglich des Geschmackes und Verständnisses der Musik, denn die Produktion schien mit dem Tode Beethoven's zu erstarren, nachdem noch einmal dem Wiener Boden selbst eines der liebenswürdigsten musikalischen Genies entsprossen war. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier Franz Schubert (geb. 1797, gest. 1828) gemeint ist, in dessen Musik sich alle Vorzüge des sinnlichen und lebendigen, gefühlvollen Wiener Wesens in idealer Verklärung aussprechen. So vielseitig Schubert in seinem leider so kurzen Schaffen sich bewies, so ist er doch am berühmtesten durch seine Lieder geworden, eine Kunstgattung, die mit wenigen früheren Ausnahmen erst durch ihn geschaffen wurde und seitdem ihren Triumphzug durch die ganze Welt angetreten hat, als eine jener Schöpfungen deutschen Geistes, die sich trotz aller nationalen Vorurtheile überall einbürgern und so siegreich behaupten, daß die Franzosen sogar das Wort le Lied — für die ihnen ganz fremde Sache adoptiren mußten. Schubert's Genie neigte sich von vorneherein mehr zur Lyrik, und so kam seinem Reichthum an melodiöser Erfindung das Aufblühen der deutschen lyrischen Poesie eben zu Statten, das ihm eine reiche Auswahl von Texten bot, die vorzüglich geeignet waren, in Musik gesetzt zu werden. Seine „Müllerlieder", die „Post" und andere gehören für alle Zeiten zu Perlen deutschen Gesanges und beweisen, daß sich Innigkeit, eine gewisse natürliche Tonmalerei, ja Anklänge an das Volkslied recht wohl mit hohem musikalischem Werth, mit Adel und Kraft des Ausdruckes vereinen lassen. Und wo Schubert die ernsteren Accente der Leidenschaft anschlug, weiß er umgekehrt in der einfachen Kunstform des Liedes erschütternden Eindruck zu machen, wie im „Erlkönig", „Wanderer", der Heine'schen „Sehnsucht" u. s. w. Nebst vielen trefflichen Compositionen für kirchliche Zwecke („deutsche Messe") und Kammer-

musik existiren noch einige kleinere Opern („Alfonso und Estrella", Der „häusliche Krieg") von ihm, aus welchen sich kaum beurtheilen läßt, ob seine ganz eigenartige Gestaltungskraft auch für größere dramatische Arbeiten hingereicht hätte. Man tritt seiner wirklichen Bedeutung nicht zu nahe, wenn man dies bezweifelt, denn auch das Genie hat seine durch Natur und Temperament bedingten Schranken, die es im eigenen Interesse nicht übersteigen darf. Es ist nur natürlich, wenn einem so vorwiegend zu musikalischer Vortragsweise befähigten Compositionstalent jener rascher und energischer fließende Strom der Erfindung versagt ist, der nöthig ist, um dramatisch zu wirken.

Von namhafteren Componisten wirkten zeitweise in Wien der treffliche, sehr mit Unrecht vergessene Konradin Kreutzer (geb. 1780, gest. 1849), von dessen melodiösen Opern („Libussa", „Alpenhütte", „Melusine") sich nur mehr das „Nachtlager von Granada" erhalten hat — Albert Lortzing (geb. 1803), dessen „Czar und Zimmermann" noch immer durch Humor und Empfindsamkeit wirkt — endlich der Vater deutschen Chorgesanges, Franz Lachner (geb. 1803). Als Capellmeister des Theaters in der Josefstadt sollte Kreutzer auch die Musik zu Raimund's „Verschwender" componiren. So wohl aber auch einzelne Stücke, wie zum Beispiel der ergreifende Gesang des Bettlers, dem Dichter gefielen, so wenig war er mit anderen zufrieden. Namentlich die begleitende Musik zu jener Scene, wo Flottwell während eines Sturmes über den See flieht, konnte ihn lange nicht zufriedenstellen. „Es ist recht schön, aber es ist kein Sturm!" wiederholte Raimund stets, so sehr sich auch der Componist abmühte, das grause Walten der Elemente auf dem Clavier darzustellen. „Ihnen soll der Teufel einen Sturm vormachen!" rief endlich Kreutzer erbost und fuhr wie besessen auf den Tasten umher. „Das ist's ja — so ist's recht!" rief Raimund freudestrahlend und fiel ihm um den Hals. „Nur g'schwind aufschreiben, damit uns der Sturm nicht mehr auskommt! Wild muß man sein, bevor man einen rechten Naturspektakel nachmachen kann!" (Aehnliches fand auch seinerzeit mit Kurz und Haydn statt.)

Als ein Nachfolger der strengen Wiener Musikschule ist der Hoforganist Simon Sechter (geb. 1788, gest. 1867) zu nennen, eine Autorität in der Contrapunktistik, dessen „Lehrsystem der Composition", obwohl er selbst sehr wenig schuf, doch für das beste Werk über den Generalbaß und die Compositionslehre gilt. Unter seinem Einfluß wurden 1834 die concerts spirituels gegründet; diese förderten mächtig den Musikgeschmack und jene Vertiefung desselben, dessen sich das Wiener Publikum rühmen kann.

Selbstverständlich blieb auch Wien von einer Seite des modernen Musiklebens nicht frei, von welcher es erst zu untersuchen wäre, ob sie der Kunst, den Künstlern und dem Publikum von Vortheil war: das Virtuosenthum. In Karl Czerny (geb. 1791, gest. 1867), besaß Wien einen der ersten Claviervirtuosen, zu dessen Schülern auch der berühmte ungarische Tonsetzer Franz Liszt (geb. 1811) und Theodor Döhler (geb. 1814, gest. 1853) gehörten. Der in Prag geborene Ignaz Moscheles (geb. 1794, gest. 1870, Bild Seite 346), ein Schüler von Albrechtsberger und Salieri, wirkte wiederholte Male in Wien und zeichnete sich besonders dadurch aus, daß ihm Reinheit und Ausdruck des Spiels höher standen als eine Fertigkeit, unter welcher meist der musikalische Werth leidet. Der letzteren Richtung huldigte Sigmund Thalberg (geb. 1812, gest. 1871), der in Wien gebildet wurde und zuerst das reisende Virtuosenthum aufbrachte. Seine allerdings fabelhafte Geläufigkeit verleitete ihn schließlich, nur mehr selbstgesetzte Stücke zu spielen, die nur aus hals- oder besser gesagt fingerbrecherischen Passagen und Trillern bestanden, sonst aber keinerlei musikalischen Werth besaßen; die Musik wurde zu einer Art Taschenspielerei, und der war der geschickteste Hexenmeister, der die gelenkigsten Finger hatte.

Von der letzten Richtung nicht unbeeinflußt, aber dabei musikalisch tüchtig gebildet ist Franz Liszt, welchen man wohl den „König aller Claviervirtuosen"

nennen kann. Selten haben sich über einen Künstler so viele Ehren ergossen, wie über Liszt, der in seiner künstlerischen Entwicklung wie in seinem Leben so auffällige Wandlungen durchzumachen, so viele Widersprüche in harmonischen Zusammenklang zu bringen wußte. Schließlich ist es denn doch immer die bedeutende künstlerische Individualität, die sich mächtiger erweist als die äußeren Umstände.

Zuerst als Componist vollkommen dem Virtuosenthum huldigend und durch gehäufte Schwierigkeiten eine Klangwirkung erzielend, die nur von einer so wunderbaren Beherrschung des Instrumentes, wie sie ihm zu Gebote stand, ausgenützt werden konnte, näherte er sich später theoretisch und praktisch jener wunderlichen Richtung, die der Melodie den Krieg erklärte und Alles, was dem Ohr schmeichelte, für Frivolität hielt. Freilich blieb auch diese Hinneigung zur sogenannten „Zukunftsmusik", von der uns scheinen will, als hätte sie alles Andere, nur keine Zukunft, rein äußerlich, wie sie ja auch durch äußerliche gesellschaftliche und persönliche Beziehung wachgerufen worden war. Denn so sehr sich Liszt in seinen späteren größeren Werken (Oratorium „Heilige Elisabeth", „Graner Krönungsmesse") bemühte, in jenem Styl zu componiren, so gelang es doch nie recht, und es machte den Eindruck, als hätte er aus der Noth eine Tugend gemacht, um seine nie sehr stark sprudelnde melodiöse Erfindung durch bloße raffinirte Klangeffekte zu ersetzen, ohne indessen in jenen Fällen, wo eine wahrhaft musikalische Idee sich ihm ergab, darauf verzichten zu wollen.

Aehnlich in krausen Linien verlief sein Leben. Vergöttert von aller Welt, waren seine Reisen wahre Triumphzüge; die Ueberschwenglichkeit seiner magyarischen Landsleute umgürtete den fingerfertigen Claviervirtuosen mit einem „Ehrensäbel" (was eine köstliche französische Karrikatur parodirte), Universitäten ernannten ihn zum Ehrendoctor, wo er spielte, gab es Wagenladungen von Kränzen, und die höchsten Ehren unserer Zeit wurden ihm: das Ausspannen der Pferde und Beförderung durch zweibeinige Last-Enthusiasten — und die holde Gunst schöner, reicher und geistreicher Frauen fügte zum Lorbeer die milde Glut der Rose. Aber auch als Virtuose wird man alt, man bekommt sie satt, diese Ehren, und wie Tannhäuser „schmachtet man nach Bitternissen". In diese Periode fiel bei Liszt die Abschwörung des Virtuosenthums, zuerst seine Bekehrung zu den Wagner'schen Musiktheorien, endlich sein kurioser Eintritt in den heiligen Stand und sein Aufenthalt in Rom als „Abbé Liszt". Auch diese Phase scheint überwunden, denn seit Jahren befindet er sich sehr wohl in Weimar und nimmt wieder Antheil am sündigen Musikleben der Welt, geht selbst zu öffentlichen Banketten, läßt sich von schönen Händen beklatschen und bekränzen. In einer Richtung hat sich sein Wesen schon lange geklärt; trotz seiner auch jetzt noch im hohen Alter geradezu wunderbaren Fertigkeit und Kraft des Spiels liegt dessen Hauptwerth nicht mehr in der technischen Meisterschaft, sondern in einer Tiefe der Auffassung und des Ausdruckes, in der seelenvollen Durchdringung des musikalischen Gedankens, wie sie nur dem wirklich bedeutenden Künstler möglich ist, nicht aber dem bloßen Virtuosen, welchen Liszt glücklich abgestreift hat.

Hieher gehört auch der berühmte Violin-Virtuose Josef Mayseder (geb. 1789, gest. 1863), dessen vorzügliches Spiel selbst von Paganini gewürdigt wurde. Reinheit und Correctheit des Tones, besonders perlendes Passagenspiel bildeten die Hauptvorzüge dieses Meisters, der auch als Componist für Kammermusik thätig war. Die neben dem einstmaligen Kärntnerthor-Theater in Wien befindliche Gasse trägt ihm zu Ehren den Namen „Mayseder-gasse".

Nicht blos in der Kunstwelt, sondern für das Wiener Leben an und für sich von hoher Bedeutung waren die beiden unerreichten Meister der Tanzmusik Josef Lanner (geb. 1800, gest. 1843) und Johann Strauß (geb. 1804, gest. 1849). Durch ihre Compositionen erst wurde der Walzer zum beliebtesten Tanz, ja der früher verpönte und für ignobel gehaltene Rundtanz wurde durch diese berauschenden und prickelnden Melodien salonfähig und trat seinen Triumphzug durch die ganze Welt an. Welcher von den beiden der größere ist, darüber wurde fast soviel gestritten

wie über den Werth von Schiller und Goethe, und die Frage ist so schwer zu entscheiden wie jede, bei welcher der persönliche Geschmack entscheidend ist. An Melodienreichthum, Originalität und Grazie, also wohl auch an eigentlichem musikalischen Werth stehen die Compositionen von Lanner unleugbar höher; der Charakter der Tanzmusik an sich ist jedoch von Strauß mit mehr Effekt gehandhabt worden, denn die meisten seiner Walzer zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und einen unwillkürlich zum Tanzen reizenden Zug rhythmischer Sinnlichkeit aus. Wie sich übrigens die beiden „Walzerkönige" im Leben ganz gut vertrugen, ohne in Künstler-Rivalität zu verfallen, so tanzte das leichtlebige Völklein von Wien im Vormärz zu den „Werbern" von Lanner ebenso gerne als zu dem „Huldigungswalzer" von Strauß. Eine selbst sehr tanzlustige Dame, also gewiß eine competente Autorität, äußerte sich einst: „Walzer componiren und Walzer tanzen kann nur ein Wiener!" und es steckt viel Wahrheit darin. Dieser Tanz, in dem eine gute Portion Sinnlichkeit bei völliger Decenz liegt, wo schon die Melodie mit weichen rhythmischen Wogen den Tänzer dahin zieht, ist wie geschaffen für den Wiener, der sich so gern „seligem Vergessen" überläßt. Zudem ist der Walzer fast der einzige Tanz, welcher eine eigentlich melodiöse Entwicklung der Musik zuläßt, was bei allen anderen Rundtänzen schon um der Taktfolge wegen nur in sehr geringem Maße der Fall ist; er paßt daher zur sangesfreudigen Natur des Wieners, und thatsächlich haben wir ja auch schon genug gesungene Walzer.

Als natürlicher Uebergang von der Musik zur dramatischen Kunst kommen wir auf die Zierden des Gesanges zu sprechen. Im Beginne des Jahrhunderts herrschte noch vollkommen die italienische Schule, die ihre Hauptstärke im bel canto, in der Reinheit der Intonation, der Stärke und Klangfarbe der Stimme suchte, ohne dem dramatischen Ausdruck besonderes Gewicht beizulegen. Hauptvertreterinnen dieser Richtung war die majestätische Giuditta Pasta (geb. 1798), die bis 1826 wiederholt in Wien auftrat, und Imperatrice Sessi (geb. 1784), die begabteste von drei Künstlerschwestern (Marianne und Marie), welche in Wien ausgebildet wurde, aber nach kurzer glänzender Laufbahn 1808 starb.

In der Französin Josefine Fodor-Mainville war eine andere Schule von Gesangskünstlerinnen entstanden, zu welcher auch die vielgefeierte Wienerin Henriette Sonntag (geb. 1805, vermälte Gräfin Rossi) gehörte, die neben der bloßen Gesangskunst auch dem Gefühlsausdruck und dem Spiel ihr Recht angedeihen ließ; hieher gehörte später auch die geniale Pragerin Jenny Lutzer (geb. 1816), Gattin des „Nachtwächters mit den langen Fortschrittsbeinen" und Direktors der Hofbühnen in München und Wien, Dingelstedt.

Unter den Sängern ragt hoch empor der unverwüstliche Franz Wild (geb. 1791, gest. 1860), dessen klangvoller und weicher Tenor fast durch ein halbes Jahrhundert die Wiener entzückte, und in dem mächtigen Baß Josef Staudigl's (geb. 1807, gest. 1861) den würdigsten Genossen fand.

Ein glücklicher Zufall führte auch nach dem Aufhören der tüchtigen Schreyvogel'schen Direktion dem Burgtheater in Wien so treffliche Kräfte zu, daß es seinen alten Ruhm als erste deutsche Schaubühne bewahrte, obwohl man die folgenden Direktionen (Deinhardstein und von Holbein) eben keine besonders glücklichen nennen kann.

Schon 1821 kam Heinrich Anschütz (geb. 1785, gest. 1866) nach Wien, einer der gewaltigsten Schauspieler aller Zeiten. Voll künstlerischen Feuers, ließ er sich doch nie zu einem Uebermaß hinreißen und erzielte durch sein maßvoll vornehmes Spiel Wirkungen, wie sie bloßes Aufgebot aller Stimmmittel und chargirtes Pointiren allein nie erreicht. Er verwuchs stets ganz mit jeder Rolle und unterordnete seine Persönlichkeit, statt daß diese mehr oder weniger deutlich sich vordrängt. Zu wahrhaft tragischer Größe wuchs er in seiner bewundertsten Rolle, in „König Lear" empor, wie er überhaupt in Shackespeare'schen Tragödien am liebsten spielte.

Kurz nach ihm (1823) kam Karl Albert Fichtner (geb. 1805, gest. 1876), nach Wien, an dessen bezwingender Liebenswürdigkeit und Grazie sich der viel-

gerühmte Converſationston der jüngeren Generation des Burgtheaters heranbildete.

Ludwig Löwe (geb. 1795), einer der hervorragendſten deutſchen Heldenſpieler, trat 1826 in den Verband des Burgtheaters. Kraft und Adel, Leidenſchaft der Empfindung bei Feinheit des Ausdruckes waren ſeine beſonderen Vorzüge; er idealiſirte ſeine Geſtalten wirklich zu Helden, ohne doch nur mit einer Linie jene Grenze zu überſchreiten, die gerade bei dieſem Fache ſo ſcharf gezogen iſt. Er war durch dieſes künſtleriſche Maßhalten das direkte Gegentheil eines vom Direktor Carl nach Wien gebrachten anderen Heldenſpielers, Wilhelm Kunſt (geb. 1798, geſt. 1859), der, mit glänzenden äußeren Mitteln ausgeſtattet, mehr und mehr der bloßen „Couliſſenreißerei" verfiel.

Der noch lebende Altmeiſter Karl Laroche (geb. 1796), der noch Goethe's Anleitung genoſſen hatte, kam 1833 nach Wien, und auch die jüngere Generation konnte ſich noch an ſeinem herzerquickenden Humor, an der Wahrheit ſeiner Darſtellung, die doch nie über die in allem künſtleriſchen Wirken als oberſtes Geſetz geltende Grenzlinie der Schönheit hinausging, erfreuen.

Als Komiker wirkte Fritz Beckmann (geb. 1803, geſt. 1866), der für ſein Rollenfach die erſte Bedingung, wirkliche urſprüngliche Heiterkeit mitbrachte. Ungleich jenen „komiſchen Schauſpielern", die außer der Bühne Griesgrame ſind und dann ihre Rollen mit einer Art grimmigem Humor oder mit Poſſenreißereien ausſtatten, wirkte Beckmann's ſcheinbar etwas trockene Komik durch die Unmittelbarkeit, mit welcher ſie aus ſeiner heiteren und liebenswürdigen Perſönlichkeit in die Rolle überging. Er war auch im gewöhnlichen Leben von unverwüſtlichem Humor, und manches Bonmot bewies ſchlagfertigen natürlichen Witz. So wollte ihn einſt ein vorlauter junger Mann aus vornehmem Hauſe ſchrauben, indem er ſagte: „Aber, lieber Beckmann, woher haben Sie denn dieſe großen Ohren?" — „Von der Natur, wie Sie, mein Werther, und es kommt ja wohl öfter vor, daß ſie ſich irrt", entgegnete der Schauſpieler lakoniſch; „denn, wenn es auch richtig iſt, daß die meinen für einen Menſchen etwas zu groß ſind, ſo müſſen Sie doch zugeben, das die Ihrigen für einen — Eſel viel zu klein ſind."

Ein ſehr bejahrter Schauſpieler wies einſt Beckmann voll Vaterſtolz den Sprößling, welchen ihm ſeine bedeutend jüngere Gattin plötzlich geſchenkt hatte, und welchen die allgemeine Stimme auf eine Liaiſon mit dem ſtattlichen Sänger Rehmark zurückführen wollte. „Na, Beckmann, was ſagen Sie dazu?" fragte der glückliche Vater, „iſt das nicht ein Blitzjunge, wie ſtark er iſt?" — „Ja, Sie haben Recht, es iſt in jeder Beziehung ein remark—ables Kind," lautete die vieldeutige Antwort.

Von den Künſtlerinnen des Burgtheaters in dieſer Periode ragen beſonders zwei hervor. Julie Rettich (geb. 1809, geſt. 1866) und die treffliche Amalie Haizinger (geb. 1800). Die erſtere, geborne Gley, war eine Schülerin des großen Romantikers Ludwig Tieck, gehörte zuerſt 1828 bis 1832, dann, nach ihrer Vermälung mit dem tüchtigen Schauſpieler Karl Rettich (geb. 1805, geſt. 1875), ſeit 1835 der Hofbühne an. Sie wirkte als Tragödin weniger durch leidenſchaftliches Feuer und bewegte Nuancirung als durch die Meiſterſchaft, mit welcher ſie die Sprache handhabte und die maßvolle, wahrhaft plaſtiſche Poſe, mit der ſie ihr Spiel ausſtattete. Ihrem Naturell entſprechend war ſie am vorzüglichſten in Rollen, welche von ſelbſt ein gewiſſes Maßhalten bedingen, wie z. B. Goethe's „Iphigenie", oder wie die Frauengeſtalten Halm's, die weniger von Leidenſchaften als ſpitzfindig ausgeklügelten ſeeliſchen Conflicten bewegt werden. Für die Figuren aus Grillparzer's Dramen fehlte ihr das raſch pulſirende Blut und jene auflodernde Leidenſchaftlichkeit, über welche ihre Nachfolgerin Charlotte Wolter gebietet.

Amalie Haizinger-Neumann, geborne Morſtadt, war urſprünglich Sängerin, ging aber dann zum recitirenden Drama über und entzückte unſere Väter durch herzbezwingende Natürlichkeit als „Naive", wie ſie ſpäter uns als „komiſche Alte" rührte und erfreute.

Von hohem Einfluß auf die Theaterverhältnisse in Wien war der zu Ende der Zwanziger Jahre von München nach Wien übersiedelte, bereits mehrfach erwähnte Theaterdirektor Carl, der anfänglich in gewissen stehenden Rollen („Staberl", „Tanzmeister Pauxl" u. s. w.) selbst als Komiker wirkte, zuerst das Theater an der Wien, dann für kurze Zeit jenes in der Josefstadt, endlich das Marinelli'sche Theater in der Leopoldstadt übernahm, welches er zuletzt in das seinen Namen tragende stattliche Schauspielhaus umwandelte. Ueber Carl als Theaterdirektor sind die verschiedensten Stimmen laut geworden, und Schauspieler wie Autoren, welchen gegenüber er den geschäftlichen Standpunkt schärfer betonte als es ihnen angenehm war, wetteiferten in seiner Verunglimpfung. Uns scheint, daß man auch dem Publikum eine Stimme gönnen sollte, und dieses wird, wenn es billig urtheilt, auch anders urtheilen. Carl bot ihm eine wechselnde, ungleichwerthige, aber stets amüsante dramatische Kost, er knüpfte eine ganze Reihe von Darstellern an sein Institut, die zu Lieblingen des Publikums wurden, und schuf diesem statt eines kleinen unfreundlichen Hauses eine behagliche, schon an sich anheimelnde Stätte des Vergnügens. Das war nur dadurch möglich, weil er eben Bühnenroutine, Geschäftskenntniß und jene dem Einzelnen oft unangenehm werdende Rauhborstigkeit hatte, die aber dem in der Mehrzahl anspruchsvollen, leichtlebigen Völkchen der Autoren u. s. w. gegenüber nothwendig ist. Daß er dabei reich wurde, war für ihn und seine Erben angenehm, aber auch für das Publikum, weil er nur dadurch so wirken konnte wie er es that, und es ist unbillig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, da man ja gewiß anderen Direktoren, die dem Publikum gar nichts bieten, aber zum eigenen und zum Schaden ihres Personales zu Grunde gehen, dies nicht als besonders verdienstlich anrechnen wollen wird.

Ueber die Bedeutung Raimund's als Schauspieler, wie auch über jene Nestroy's wurde bereits gesprochen. Neben Ersterem wirkten mit Friedrich Korntheuer (geb. 1779, gest. 1829) Ignaz Schuster ꝛc., die unvergeßliche Therese Krones (geb. 1801, gest 1830), das Prototyp aller Lokalsängerinnen, von denen nur leider nicht alle ihre Grazie geerbt hatten. Als „Jugend" in dem „Mädchen aus der Feenwelt" lebte sie in unvergänglicher Erinnerung bei unseren Vätern. An die Seite Nestroy's trat Wenzel Scholz (geb. 1787, gest. 1857), das possirlichste Gegenstück von unendlicher Leibesfülle und unbewußter Komik zu Nestroy's hagerer, eckiger Gestalt und der scharf zugespitzten Ironie desselben.

Durch Direktor Carl wurde den Wienern zuerst das französische Vaudeville (Singspiel) vorgeführt, mit der graziösen Soubrette Ida Brüning (geb. 1820, nachmals Frau des Politikers Schuselka). Auch mit einem ganz eigenthümlichen Mimen machte Carl die Wiener bekannt. Dieser Mime befaßte sich wohl nicht damit, glänzende Helden oder glatte Bösewichte darzustellen, sondern er trat in Fellen auf, und spielte nur was rauh und vierfüßig war; Eduard Klischnigg nämlich, dieser eigenthümliche Kauz, wußte allerlei wildes und manierliches Gethier mit wunderbarer Naturtreue darzustellen, am ausgezeichnetsten aber unseren angeblichen Stammvater — den Affen. Als Beweis seiner für dieses „Rollenfach" freilich unentbehrlichen Gelenkigkeit mag die Art sprechen, wie er sich bei Carl einführte. Dieser war nicht abgeneigt, ihn auftreten zu lassen, fand aber die Forderungen Klischnigg's zu hoch, da wirklich Gymnastiker-Vorstellungen auf den Wiener Bühnen schon zu häufig gesehen worden, und kaum mehr Neues, „Niedagewesenes" zu bieten sein dürfte. Schon brach man die Unterhandlungen ab, und der Künstler ging nach der Thüre, als er plötzlich stehen blieb und sich mit unnachahmlicher Naturtreue mit dem Fuß am Ohr kraute — das überzeugte Carl von den Fähigkeiten dieses Affenmenschen, bisher Niegesehenes zu leisten, er bewilligte die Forderungen Klischnigg's und hatte es auch nicht zu bereuen. Eine ganze Serie von Stücken wurde geschrieben („Affe und Bräutigam" von Nestroy u. s. w.), Jedermann wollte diese neue Species von einem Schauspieler sehen, der seine Rolle so charakteristisch spielte, daß nicht wenige Wetten eingegangen wurden, ob er ein wirklicher Affe sei oder sein Affenthum nur ein leerer Schein.

Uebrigens war Klischnigg nicht der erste Gymnastiker, der in Thierrollen auftrat. Sein Vorgänger war Herr Wolf, der auch in der Rolle eines Wolfes excellirte.

Ein bedenkliches Abenteuer bestand aber dieser letztere in Ungarn. Ein Magnat war so entzückt von seiner Kunst, daß er ihn zu einer Gastrolle auf sein Gut lud. Und zwar sollte ein Spaß damit verbunden werden, denn der Wolfmensch war bestimmt, in seiner Thierhaut aufzutreten, um eine im Freien befindliche Damengesellschaft zu erschrecken.

So geschieht es, der ungefährliche Wolf stürzt zähnefletschend mit mächtigen Sätzen aus einem Bosket, die Damen kreischen, laufen davon, fallen in Ohnmacht, je nachdem es passend erschien oder ein Cavalier in der Nähe war, um sie aufzufangen. Das war aber nur der erste Theil des „Spaßes", welchen sich der hohe Herr ausgeklügelt hatte, denn auf ein Zeichen von ihm fallen einige riesige Fanghunde über den armen Wolf her, zausen ihn und reißen ihm die falsche Hülle in Fetzen herunter, wobei es an fühlbaren Spuren ihrer scharfen Gebisse nicht fehlt. Endlich befreit man den Armen, der schon längst nicht mehr wie ein Wolf heult, sondern ganz jämmerlich menschlich schreit, und ein tüchtiges goldenes Pflaster hilft ihm, die Bißwunden vergessen. — Roheit und Großmuth wohnen ja in solchen Kreisen oft Thür an Thür.

Noch einer Bühnenerscheinung müssen wir gedenken, deren Name auch heute nicht vergessen ist, der Fanny Elßler (geb. 1810). Weniger die Bravour und für verfeinerten Geschmack oft auf der Grenze der Schönheit stehenden Verrenkungen moderner Ballerinen als die unnachahmliche Grazie und Anmuth ihres Tanzes schufen den Ruf der Elßler als „Königin des Tanzes". Ihre gleichfalls gefeierte Schwester Therese (geb. 1808), vermälte sich mit Prinz Adalbert von Preußen und erhielt den Titel einer Freifrau von Barnim.

Am Prager deutschen Theater wirkte nach Liebich's Tod der tüchtige Charakterdarsteller Ferdinand Polawsky (geb. 1779, gest. 1844), von welchem die Direktion an den unsteten Holbein kam, als er nach seiner unglücklichen Ehe mit der Gräfin Lichtenau sich wieder dem Theater zuwendete. In Pest richteten seit Mitte der Vierziger Jahre auch die Stände auf das Nationaltheater ihre Fürsorge, eine Subvention wurde vorgeschlagen und ein neuer großartiger Bau in Aussicht genommen.

Scheinbar unverändert rollte im Allgemeinen das gesellschaftliche Leben dahin, das Denken und die Geschmacksrichtung der unteren Classen zumal schienen noch ebenso an den Freuden des Daseins zu hängen und sich so wenig um der „Dinge inneren Kern" zu kümmern wie früher. Ein neues Stück von Nestroy, ein Stuwer'sches Feuerwerk, eine komische Scene von Moser, dem ersten und sie wohl auch alle überragenden Vorgänger unserer „Volkssänger" bei der „blauen Flasche" oder der „Bretze" in Neulerchenfeld, ein Sonntagnachmittag bei Plutzerbier und Salami im Prater, der Brigittenkirchtag oder jener in Mariabrunn — das waren so ungefähr die Motoren, welche das Fühlen und Denken der Masse zu bewegen schienen. Aber auch nur schienen — denn wer den Dingen auf den Grund sah, bemerkte bald, daß diese Harmlosigkeit nicht mehr unbeeinflußt war, daß der Geist des Mißmuthes und eine scharfe Kritik der Zustände in alle Kreise gedrungen war und sich in gewohnter jovialer Weise, aber mit deutlich fühlbarem Stachel geltend machte. Man fühlte das Uebergewicht einzelner Gesellschaftsclassen drückend, und bemerkte man an Angehörigen derselben Blößen, so wurden sie schonungslos bespöttelt und an das Licht gezerrt — es war wohl noch die alte Lebensfreudigkeit im Volke, aber gemengt mit Reflexionen und Gefühlen, welche nach und nach unmerkbar Ernst und Bitterkeit an die Stelle naiven Genügens setzten.

Sogar seinen Lieblingen gegenüber ließ sich dann und wann aus dem Volk eine tadelnde Stimme vernehmen. So fanden die kecken Reiterstücklein, die bravoureusen Fahrten des Grafen Moriz Sándor (geb. 1805, gest. 1878) zwar

Beifall, denn das Volk ist für körperliche Geschicklichkeit nie unempfänglich, aber bei einzelnen seiner tollkühnen Streiche, bei welchen nicht nur der eigene Hals, sondern auch die geraden Glieder anderer Menschen in Gefahr kamen, erhoben sich doch mißbilligende Stimmen. Vielleicht galten dieselben aber weniger der Person des Grafen als seiner Verwandtschaft mit dem stets verhaßter werdenden Staatskanzler, dessen Schwiegersohn er war.

Die kühnen Abenteuer des Grafen zu Roß und zu Wagen sind zahllos; sie füllten einen stattlichen Band und sind von dem Thiermaler Prestel sogar in einem eigenen Album verewigt worden. Auf Wegen zu reiten und zu fahren, wo dies noch keinem Menschen eingefallen war, über Menschen, Heuwägen wegzusetzen, hoch zu Roß über eine Stiege hinaufreiten und dann beim Fenster herauszuspringen, das waren so ziemlich die Lieblingspassionen des Grafen, der einmal über die Schollen des schon in Bewegung befindlichen Eisstoßes von Ofen nach Pest ritt, ein anderesmal mit einem Viererzug über die steile, vielmal gebrochene Treppe des Schloßberges herabfuhr. Es ist richtig, daß Graf Sandor viel für die Hebung der Pferdezucht that und ein so tüchtiger Hippolog war, daß er auch schriftstellerisch thätig sein konnte. Ob dies aber nicht würdiger, weniger extravagant und gefährlich für sich und Andere hätte geschehen können, ist wohl keine Frage. An Humor fehlte es übrigens dem Grafen Sándor nicht, das bewies er in unwiderleglicher Weise im Jahre 1848. In der Aera der Katzenmusiken erhielt auch er eine solche, welcher Ehre der politisch ganz indifferente Mann offenbar auch nur wegen seines Verwandtschaftsverhältnisses zum Staatskanzler gewürdigt wurde. Kaum begann der infernalische Chor unter seinen Fenstern, als Graf Sándor auf den Balkon hinaustrat, mit einer schrillen Pfeife in den Lärm einstimmend, während einige Leute der Dienerschaft den in Säcken eingeschlossenen Katzen die ohrenzerreißendsten Jammertöne abpreßten. Dann ging Sandor selbst auf die Gasse hinab, haranguirte die Leute zur Vollziehung der letzten Förmlichkeit, dem Fenstereinwerfen, an dem er sich eifrig betheiligte, und dann, als endlich Lungen und Arme erlahmten, mit bestem Humor fragte: „So, bei mir sind wir fertig — wo gehen wir jetzt hin?"

Fast scheint es, als wäre selbst die bewegliche Mode, diese launenvolle Herrscherin, in der „stillen Zeit" weniger veränderlich gewesen als früher. Wenn wir Modenbilder von 1820 und 1845 vergleichen, so finden wir nicht viel Unterschied, während in unseren Tagen ein viel kürzerer Zeitraum uns von der Herrschaft der glockenförmigen Krinoline, die ein entschiedenes Annäherungshinderniß bildete, zu jener sackförmigen Damentracht leitet, die nichts unmöglich macht als der Trägerin jeden bequemen Schritt oder den kleinsten Sprung. Ob der Leib der Robe in eine mehr oder weniger weit herabgehende Spitze auslief, ob der geschlossene Hut so weit vorging, daß der Kopf ganz rückwärts versteckt blieb oder weniger neidisch die Züge verbarg, das änderte im Großen und Ganzen nichts am Charakter. Die Moden dieser Zeit entsprachen derselben im Allgemeinen; sie waren nicht auffällig, nicht malerisch und hatten das Gute, daß sie nicht so rasch wechselten wie die jetzigen, ein Grad des Conservatismus, den man sich auch heute lieber gefallen ließe als manchen politischen. Charakteristisch für jene Periode ist allenfalls nur der „Cylinder", der zwar verschiedene Wandlungen von stark geschweifter Form bis zu einer ganz besonders häßlichen, die nach oben sich verjüngte, durchmachte — aber sich endlich zur allein salonfähigen Männer-Kopfbedeckung herausbildete. Der Cylinder ist so unschön, unbequem und unzweckmäßig, daß auch diese Errungenschaft unser Urtheil über eine Zeit nicht ändern kann, die im Großen und Ganzen nicht sonderlich lobenswürdig ist.

Drittes Buch.

Die Revolutionsjahre

1848—1849.

Der zündende Funke.

Ueber dreißig Jahre hatte jenes System geherrscht, welches gemeiniglich als das des Fürsten Metternich bezeichnet wird. Wenn man um den leitenden Gedanken desselben forscht, so wird man denselben in nichts Anderem entdecken können, als in dem Bestreben, nach Außen und im Inneren jede freiheitliche Regung, jedes Streben nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker schonungslos niederzuhalten und zu unterdrücken. Welche Erfolge man nach Außen errang, haben wir gesehen. Die Erhebungen in Italien und Spanien, in Griechenland und einzelnen deutschen Staaten, die Juli-Revolution in Frankreich und ihre Töchter in Belgien und Polen waren laute Proteste gegen die von der heiligen Allianz aufgestellten Theorien von der Allmacht und Allweisheit der Regierungen. Und zum Theile hatten diese Proteste Erfolg, oder sie ließen, gewaltsam unterdrückt, einen tiefen Stachel zurück, dessen brennender Schmerz fort und fort mit neuen Ausbrüchen drohte. Ringsherum sahen sich die Fürsten genöthigt, mit den modernen Ideen Frieden zu schließen, und Fürst Metternich mußte den Schmerz erleben, daß sich seine begeisterten Schüler einer anderen Richtung zuwendeten. Friedrich Wilhelm IV. berief den verhaßten „vereinigten Landtag", Karl Albert von Sardinien und Ferdinand von Neapel verliehen Constitutionen, und ein „liberaler" Papst, Pius IX., schlug Wege ein, die zu Reformen auf geistlichem und weltlichem Gebiete führen mußten.

Vielleicht aber waren die Erfolge im Innern des Staates solcher Art, daß es sich begreifen ließ, wenn Fürst Metternich noch immer von der Vortrefflichkeit seines Systems überzeugt war und dasselbe fort und fort als höchste Weisheit sich selbst und Anderen anpries? Vielleicht glaubte er dies selbst, denn man hält ja wohl die längere Dauer eines Zustandes schon für einen Beweis der Vortrefflichkeit desselben. Aber mit Ausnahme von wenigen Personen, die unter der gleichen Verblendung litten oder durch Eigennutz an das System gebunden wurden, stand er allein mit seiner Meinung, und von den höchsten Kreisen bis hinab zur großen Masse war die Ueberzeugung allgemein, daß sich seine Maximen überlebt hatten und eine entschiedene Umkehr nöthig war, um nicht in Marasmus oder in gewaltsamen Convulsionen den Staat untergehen zu lassen.

Governors of the Territory of Wisconsin.

James D. Doty, 1841-1844.
Henry Dodge, 1836-1841.
James Duane Doty, 1844-1845.
Henry Dodge, 1845-1848.

„Man schien nicht zu wissen", urtheilt ein moderner Geschichtsphilosoph über die Metternich'sche Zeit, „daß nur eine Politik der Freiheit und des Wohlstandes in einem gemischten Staate mit Erfolg den zersetzenden Wirkungen der nationalen Agitation entgegengestellt werden könne, daß nur unter diesem Zeichen eine allmälige Versöhnung der nationalen Gegensätze möglich ist."

Wundern wir uns nicht, daß Fürst Metternich zu seiner Zeit die Richtigkeit dieses Satzes nicht erkannte — voll erfaßt und rückhaltslos durchgeführt wurde er ja auch von seinen Nachfolgern nicht, die insoferne noch schlimmer daran waren, als sie auch mit diesen unter seiner Regierung erwachten und theilweise begünstigten nationalen Bestrebungen zu rechnen hatten. Jede derselben strebt nach ihrer ganz aparten Sorte von Freiheit und Recht — als könne man den Sonnenstrahl spalten! — ja von vielen Seiten verzichtet man gerne ganz darauf und verkauft das gemeinsame Menschenerbe von Freiheit, wird nur die besondere Schüssel tüchtig mit nationalem Linsengericht gefüllt.

Alle die Widersprüche und unklaren Prätensionen, welche noch heute unser Staatsleben beherrschen und zu keiner stetigen Entwicklung kommen lassen, wurden in der Metternich'schen Epoche, wenn nicht geboren, so doch groß gezogen. Nichts rächt sich, wie im bürgerlichen so auch im staatlichen Leben, empfindlicher als verlorene Zeit. Die Kräfte des Individuums und der Völker ruhen nicht und wenden sich, in ihrer naturgemäßen Bethätigung gehindert, nach Richtungen, die gefährlich werden können.

So war es auch in diesem Falle. Der lähmende Druck, welcher auf den Geistern lastete und sich nicht nur in politischer, sondern auch in cultureller und wirthschaftlicher Hinsicht hinderlich erwies, hatte eine solche Masse von Mißvergnügen und Unmuth geschaffen, daß es nur des zündenden Funkens bedurfte, um eine Explosion herbeizuführen. Und dieser blieb nicht aus — er kam von derselben Seite, von welcher aus sechzig Jahre früher der Wetterstrahl gekommen war.

Obwohl die französische Revolution des Februar 1848 weder in ihren Ursachen noch Wirkungen mit jener von 1789 verglichen werden kann, wirkte sie doch in ganz Europa viel nachhaltiger und unmittelbarer. Es ist dies nur zu erklären, weil in diesen sechzig Jahren die Völker empfänglicher für ein solches Beispiel geworden waren — worin nicht, wie man gerne annimmt, ein Vorwurf für diese, sondern nur für die Regierungen liegt, die es verstanden haben, Duldsamkeit und Vertrauen in ihr trauriges Gegentheil zu verwandeln.

Ludwig Philipp von Orleans ließ sich gerne den „Bürgerkönig" nennen, und wenn man den Begriff „Bürger" als den einer ganz exclusiven Classe auffaßt, gebührt er ihm vielleicht. Seine Regierung war so recht jene, wo der besitzende höhere — worunter nicht immer auch der gebildetere zu verstehen ist — Bürgerstand sich wohl befinden konnte. Eine Verfassung, die mit gewissen Freiheiten wie mit nothwendigen Ornamenten ausgerüstet ist — deren Vortheile aber nur bestimmten Classen zu Gute kommt, eine Wahlordnung, welche durch hohen Census und indirecte Wahl dafür sorgt, daß nicht die unverfälschte Meinung der Bevölkerung zum Ausdruck kommt; eine Verwaltung endlich, welche liebevoll dafür sorgt, daß die Getreuen sich behaglich fühlen, ohne sich darum zu kümmern, wie es der großen Masse ergeht, und die es trefflich versteht, durch die Finger zu sehen, ja, wenn es sein muß, ganz blind zu sein.

So ungefähr sah es unter dem constitutionellen Regime der Orleans aus — woraus, nebstbei gesagt, der Schluß zu ziehen ist, daß es weniger auf die Verfassung und anderen Staatsgesetze an sich ankommt als auf den Geist, in dem sie gehandhabt werden. Das war so recht die Atmosphäre, in welcher sich die Börsenjobber hohen und niederen Ranges, die Speculanten, geldprotzigen Spießbürger, ein demoralisirtes Beamtenthum — kurz Alles wohl befand, was Gelegenheit hatte und feil genug war, sich auf öffentliche Kosten zu bereichern. Eine Reihe der scandalösesten Unterschleifsprocesse, die meist unterdrückt wurden, bewies, daß die Corruption in alle Kreise gedrungen war, und rücksichtslose Männer der Oppo-

sition konnten, ohne widerlegt zu werden, andeuten, daß gewesene und noch im Amt befindliche Minister derartigen Scandalen nicht ferne standen. Selbst die Justiz — das letzte Palladium unbefleckter staatlicher Ehre — wurde in Bezug auf ihre Unparteilichkeit verdächtigt — ein Vorwurf, der durch die Affaire des Herzogs Theobald von Praslin (geb. 1804, gest. 1847) zum mindesten theilweise bestätigt wurde. Dieser hohe Adelige und Pair von Frankreich, eine gern gesehene Persönlichkeit am Hofe, ermordete unter empörenden Nebenumständen am 18. August 1847 seine Gattin Franziska, die ihm fünf Kinder geschenkt hatte und eine Tochter des Marschalls Sebastiani war, um ein Liebesverhältniß mit der Gouvernante seiner Kinder, Mademoiselle Deluzy-Desportes, ungestört fortsetzen zu können. Nur zögernd, unter dem Gewicht nicht zu übersehender Verdachtsgründe entschloß man sich zur Verhaftung des Herzogs, und da dessen Verurtheilung unvermeidlich war, ließ man ihm vor Beginn des Processes, mit Umgehung aller gegen so schwere Verbrecher gebotenen Vorsichtsmaßregeln, die Möglichkeit, sich zu vergiften, was er auch am 28. August im Gefängnisse vollführte.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Frankreich, und das ganze System wurde für diesen Fall verantwortlich gemacht, dem man zahlreiche andere Verletzungen von Gesetz und Recht anreihte. So entleibte sich Graf Alfred von Montesquiou, Vater von sechs Kindern, nachdem er 150.000 Francs im Spiel verloren und zu deren Deckung falsche Wechsel ausgegeben; Fürst Eckmühl ermordete seine Maitresse und floh nach England u. s. w.

Alle diese Anklagen und Beschwerden spitzten sich in der öffentlichen Meinung dahin zu, daß eine Besserung vor Allem nur durch eine Aenderung des Wahlsystems möglich sei. Doch die Regierung, gestützt auf eine Kammer, die ihr Dasein dem herrschenden unbilligen Wahlmodus verdankte, wies jede solche Anregung zurück und ignorirte die Stimmung des ganzen Landes. Das Verbot der „Reform-Bankette", die von Mitgliedern und Anhängern der gemäßigten Linken angeregt wurden, erbitterte bald noch mehr und gab den extremen Parteien Gelegenheit, sich in den Vordergrund zu drängen.

Schon bei Beginn des Jahres 1848 drängte Alles zu einer Krisis oder zu — einer Umkehr. Der Gesandte Preußens berichtete Anfangs Februar in treffender Weise: „Diese Regierung ist wie eine Wanduhr, welche man einmal aufgezogen hat, und die seitdem ziemlich regelmäßig geht; jedoch sie kann nicht wieder aufgezogen werden, weil der Schlüssel verloren ist. Alles, was man sagen kann, ist, daß der Mechanismus, den man im Juli 1830 hergestellt hat, keine Lebenskraft mehr in sich trägt."

An dem Mechanismus war nun wohl nicht die Schuld, aber Ludwig Philipp vergaß, unter welchen Umständen man ihm die Aufsicht über die Staatsuhr anvertraut hatte, und wollte den Schlüssel der Freiheit und des Fortschrittes nicht mehr anwenden, der doch allein passend gewesen wäre.

Auch in Wien blieb man natürlich nicht ohne Kenntniß der französischen Verhältnisse. Aber wie immer, wenn das Vorurtheil stärker ist als die klare Erkenntniß der Dinge, täuschte sich Metternich vollkommen über die Lage. Ludwig Philipp, der einst gemiedene und mit Mißtrauen betrachtete Herrscher von Revolutionsgnaden, war schon lange zu Ehren gekommen, seit er es für Weisheit ansah, auf constitutionelle Weise gegen die Meinung und den Willen des Landes zu regieren, wie man es anderwärts absolut that. In erbaulichen Depeschen hatte Metternich dem Bürgerkönig die „völlige und rückhaltslose Trennung von der Revolution" empfohlen und auch wirklich die Genugthuung gehabt, den „steifleinenen Minister Guizot" als Gefährten der diplomatischen Niederlage in der schweizerischen Frage an seiner Seite zu sehen. „Von Frankreich ist nichts zu fürchten; der König ist klug und kennt seine Franzosen", versicherte Metternich dem nach Wien gesendeten preußischen Staatsmann und General Josef von Radowitz (geb. 1797, gest. 1853) lächelnd, und als schon die Nachrichten von den ersten Unruhen in Paris und der Nothwendig-

keit eines Ministerwechsels eintrafen, zeigte sich Metternich noch vollkommen beruhigt und äußerte sich: „Ludwig Philipp weiß die Pariser zu behandeln; das Feuer, das Guizot zur Flamme anwachsen ließ, wird unter Thiers gar bald ausgetreten werden."

Während vermeinter politischer Scharfsinn sich so zuversichtlich aussprach, war er von den Thatsachen schon Lügen gestraft worden und der Juli-Thron des „Königs mit dem Birnenkopf", wie der Pariser Straßenwitz Ludwig Philipp nannte, schon zusammengebrochen.

Für den 22. Februar war in Paris ein Reformbankett einberufen, das die Polizei untersagte. Die Aufregung hierüber verpflanzte sich auf die Straße. Scharen von Studenten und Arbeitern sammelten sich und riefen: „Es lebe die Reform!" und „Nieder mit Guizot!" Auch Barrikaden erhoben sich hie und da, wurden aber wieder weggeräumt, als Niemand Miene machte, dieselben anzugreifen. Am nächsten Tage versammelte sich die Nationalgarde, um die Entlassung des Ministeriums Guizot zu verlangen, und dieser Staatsmann selbst rieth dem König an, in seinen Rücktritt zu willigen und dem vollkommen reactionären Grafen Molé die Neubildung zu übertragen. Ludwig Philipp willigt ein, und die Nachricht von Guizot's Sturz wird mit Jubel aufgenommen. Da ereignete sich einer jener weltgeschichtlichen Zufälle, die alle politischen Berechnungen über den Haufen werfen. Ein Volkshaufe, der lärmend durch die Straßen zog, stößt beim Ministerium des Aeußern auf ein Bataillon Linien-Infanterie. Es kommt zu Reibereien, auf noch nicht ganz erklärte Weise, und von unbekannter Seite fällt ein Schuß, dem eine volle Salve des Militärs folgt — und achtzig Menschen, darunter auch Frauen, wälzen sich blutend auf den Straßen.

Rachebrüllend vertheilt sich das Volk durch ganz Paris. „Man mordet uns!" gellt es durch die Straßen, und in schauerlichem Aufzug trägt man die blutenden Leichen herum. Unaufhaltsam entwickeln sich nun die Ereignisse. Drei Viertel von Paris sind am Morgen des 24. Februar in eine Barrikadenfestung verwandelt, und überall tauchen Haufen von erbitterten Kämpfern auf, welchen es nicht an erfahrenen Führern fehlt. Der König beruft den Leiter der Opposition, Herrn Adolf Thiers, zur Cabinetsbildung, er läßt Reformen versprechen — aber die Nemesis aller solcher erzwungener Umkehr wendet sich gegen ihn — es ist zu spät! In seiner nächsten Umgebung, aus der eigenen Familie, wird das Wort „Abdankung" laut, und als der von den verdrossenen Truppen nur lässig geführte Kampf näher und näher kommt, unterschreibt Ludwig Philipp die Entsagungsurkunde zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris!

„Zu spät!" dröhnte es aus dem siegreichen Volk zurück, das sich eine Viertelstunde später, nachdem der greise König mit seiner Familie flüchtend die Tuilerien verlassen hatte, in alle Räume derselben ergießt und den Thron aus dem Prunksaal hinausschleppt, um ihn an der classischen Revolutionsstätte, dem Bastilleplatz, zu verbrennen.

Die Dynastie selbst ist durch die Fehler ihres Hauptes unmöglich geworden. Ein Versuch der klugen und entschlossenen Herzogin Helene von Orleans, deren Gatte durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen das Leben verloren hatte, die Regentschaft für ihren Sohn, den „Grafen von Paris", zu ergreifen, mißlang — auf dem Stadthause bildete sich eine „provisorische Regierung", welche sofort die Republik proklamirte.

Das war der elektrische Funke, der zündend durch ganz Europa flog und das Werk einer verblendeten, hartnäckigen Staatskunst in seiner ganzen Nichtigkeit bloßlegte. Indessen — er hätte auch eine Warnung in letzter Stunde sein können, wenn man hätte klar sehen wollen und können.

Mit fieberhafter Spannung wartete man in Wien auf die Nachrichten von Paris. Am Vormittag des 29. Februar wendete sich eine Deputation aus den angesehensten Kreisen der hohen Finanzwelt an den Baron Kübeck um sichere Nachricht aus Paris. Man speiste die Herren mit der Versicherung ab, daß „der

Verlauf der Dinge eine für ganz Europa befriedigende Lösung der Krisis in Frankreich erwarten lasse." Der Präsident der Hofkammer schöpfte seine Informationen aus bester Quelle, aus der Staatskanzlei (dem heutigen Ministerium des Aeußern), und dort hielt man ja bis zum letzten Augenblick daran fest, das zu erwarten, was man zwar selbst wünschte — was aber am unwahrscheinlichsten war.

Selbst die Nachricht von der Abdankung des Königs ließ den Kanzler noch kalt, und er sagte achselzuckend: „Das Abdanken gehört auch zu den persönlichen Rechten jedes Monarchen; die Regentschaft ist zwar nicht verfassungsgemäß, das hat Frankreich aber mit sich selbst auszumachen."

Wenige Stunden später, um die Mitternachtsstunde des 29. Februar, kam die Nachricht vom Sturz der Dynastie und der Proklamirung der Republik. Da hielt auch die Zuversicht Metternich's nicht mehr Stand; er sank wie gelähmt in seinem Lehnstuhl zurück und blieb sprachlos. „Das bezeichnet die Situation!" bemerkt ein Zeitgenosse treffend. „Die alt und schwach gewordene Willkürherrschaft blieb sitzen, weil ihr die Füße zum — Gehen versagten."

In allen anderen Kreisen — den sogenannten „uneingeweihten", wie die Mitwisser geheimster Staatsgeheimnisse hochnasig zu sagen pflegen — bewies man eine bessere Beurtheilung der Lage, ja, man schien überhaupt besser unterrichtet zu sein als dort, wo alle Fäden der hohen Politik zusammenliefen. Der Instinkt der Unbefangenen war weiser als die Weisheit der Berufenen, und seine Ahnungen erfüllten sich.

Am Morgen des 29. Februar prangte am Pfeiler eines Stadtthores ein Plakat mit den geschriebenen Zeilen:

„In einem Monat wird Fürst Metternich gestürzt sein!
Es lebe das constitutionelle Oesterreich!"

Natürlich sammelten sich bald zahlreiche Passanten, bei der frühen Morgenstunde eben nicht dem feinsten Publikum entstammend, welche den Anschlag in ihrer Weise, aber durchaus zustimmend commentirten.

„Kann ihm schon g'schehen", äußerte sich ein robuster Handwerker, auf die den Staatskanzler betreffende Prophezeiung deutend; „er hat sich lang g'nug ausg'rastet, daß er jetzt einmal gehen kann" — und eine „Dame vom Stand", das heißt eine der Höckerinnen von einem nahen Obstmarkt, sagte mit einer zwar nicht sonderlich appetitlichen, aber treffenden Trope: „Na, wann bei uns der große Dibbel (Geschwür) jetzt endli aufgeh'n wird, da wird eine Portion Materie (Eiter) herausrinnen."

Immer größer wurde die Menschenmenge, und auch das nie rastende „Auge des Gesetzes" erschien in Person eines sogenannten „Vertrauten" (nicht uniformirten Polizeidieners), der das hochverrätherische Plakat eiligst herabriß, wozu die Leser und Commentatoren einen Brummchor bildeten. „Nun, ist's Ihnen vielleicht nicht recht, wenn ich den Unsinn da entferne?" schnauzte der Mann das Publikum mit jener Bärbeißigkeit an, welche von seines Gleichen meist dann hervorgekehrt wird, wenn es am wenigsten am Platz ist. „Woher wissen S' denn, daß es ein Unsinn ist, was dort g'schrieben steht?" replicirte ein naseweiser Fragner sofort. „Mir scheint, daß wir nicht viel älter zu werden brauchen, bis wir erleben, daß es wahr wird."

Und dieses ahnungsvolle Gemüth beschämte die Vorhersicht aller Staatsweisen; nicht ganz vierzehn Tagen verflossen, so erfüllte sich der erste jener lapidaren Sätze, und achtundvierzig Stunden später besaßen die Völker Oesterreichs die kaiserliche Zusage einer Constitution. Es klingt fast zu schmeichelhaft, wenn man für die heillose Verblendung der damaligen Machthaber den bekannten Vers Schiller's anwendet:

„Was der Verstand der Verständigen nicht sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Durch Privatnachrichten war man überhaupt schon in manchen Kreisen Wiens früher und besser über die Vorgänge in Paris unterrichtet als hoch Oben. An

der Börse erzählte man sich den Inhalt von Briefen französischer Bankiers, welche die Lage in den düstersten Farben schilderten. Am 29. Februar Abends wurde in einer Versammlung des Gewerbevereines bereits der Sturz des Königs der Franzosen besprochen, und als manche Stimmen darauf hinwiesen, daß diese Ereignisse einen ungünstigen Einfluß auf die ohnehin prekäre wirthschaftliche Lage äußern würden, sagte der allgemein geachtete Fabrikant Spörlin: „Wir Bürger vergrößern damit nicht die Verlegenheiten des Staates, wenn wir gerade jetzt, im Augenblick der Bedrängniß, unsere Stimme erheben und es vor aller Welt bekennen, daß wir mit dem Regierungssysteme unzufrieden sind. Es muß eine starke, eine dem Zeitgeiste angemessene Regierung an die Stelle der jetzigen gesetzt werden, denn wenn diese bleibt, dann ist der Staat, dann sind wir Alle verloren. Wir sind es dem Kaiser, dem Vaterland und uns selbst schuldig, darauf zu dringen."

Von allen Seiten stimmte man zu, und selbst die in jeder Sitzung anwesenden Vertreter der Regierung wagten keine Entgegnung — „die Raben wittern Morgenluft."

Mit drastischer Stimmungsmalerei schildert Graf Hartig das Bekanntwerden der Nachrichten aus Paris: „Der Morgen des 1. März brachte den Bewohnern Wiens durch die Zeitungsblätter Kunde des Sieges der Pariser Demokraten über den Bürgerkönig — des Verdrängens der Monarchie durch die Republik. Der Himmel schien an diesem Tage die Vorandeutung dessen, was jene Kunde für Wien herbeiführen sollte, dem Wiener Volke geben zu wollen; dichter Nebel lag des Morgens auf der Stadt, und gegen die vierte Nachmittagsstunde erschreckten sie Donner und Blitz — eine in dieser Jahreszeit seltene Erscheinung. „Wie in der physischen Welt, ergab es sich in der moralischen."

Es sei hier bemerkt, daß Graf Hartig in der Beurtheilung der späteren Vorgänge und der dabei betheiligten Personen nicht mehr jene Objectivität beweist wie in der Besprechung der Mängel des vormärzlichen Systems, die er allerdings als „staatsräthlicher Referent für die inneren Angelegenheiten" genau kennen konnte. So scharfsinnig er dieselben bloßlegt, kann er sich doch nicht eingestehen, daß der Vorwurf, sie fortbestehen zu lassen und vertheidigt zu haben, auch ihn nebst den übrigen Machthabern trifft, und im Aerger darüber, daß andere Personen, bestimmt durch Zeit und drängende Umstände, thaten, was er und Andere durch Jahre versäumt hatten, urtheilt er oft ungerecht, hart, und kann als Gewährsmann einer unparteiischen Darstellung jener ereignißreichen Epoche nur mehr mit großer Vorsicht betrachtet werden.

Zugleich mit dem Bekanntwerden der Nachrichten aus Frankreich wurden im Publikum auch Erzählungen über den Eindruck colportirt, welchen jene in den maßgebenden Kreisen gemacht hatten. Sofort — nachdem er die niederschmetternde Bestürzung überwunden hatte, war der Staatskanzler zum zweiten maßgebenden Mitglied der Staatsconferenz, zum Erzherzog Ludwig geeilt, um mit diesem eine vertraute Berathung zu pflegen. Dieselbe sei, so erzählte man sich auf Grund von Mittheilungen, die aus dem Hofe sehr nahe stehenden Cirkeln stammten, wiederholt von Mitgliedern der kaiserlichen Familie unterbrochen worden, welche die Bestätigung der umlaufenden Gerüchte aus Paris verlangten und wissen wollten, in welcher Weise man ähnlichen Ereignissen vorzubeugen gesonnen sei. Und als sowohl der Erzherzog wie auch der Staatskanzler von einer Systemänderung nichts wissen wollten, sei es zu sehr erregten Auseinandersetzungen gekommen, in welchen die dem Thron am nächsten stehenden hohen Frauen namentlich den Fürsten Metternich für alle Folgen eines solchen Starrsinnes, die den Staat und die Dynastie bedrohten, allein verantwortlich machten.

Wie viel oder wie wenig Wahres an diesen Gerüchten war, läßt sich nicht entscheiden, gewiß ist nur, daß sie nicht ganz erfunden waren. Von gutunterrichteter Seite wird angedeutet, daß man sofort nach dem Eintreffen der entscheidenden Nachrichten aus Paris in gewissen Sphären der kaiserlichen Familie eine Wendung

der Politik befürwortete, durch welche man den etwaig geltend gemachten Volkswünschen zuvorkommen wollte, und die Verleihung einer repräsentativen Gesammtverfassung des Staates wurde in der Umgebung der Erzherzogin Sofie als unumgänglich nöthig bezeichnet.

In welcher Weise sich die Dinge entwickelt hätten, wenn zu rechter Zeit ein derartiger Entschluß gefaßt worden wäre, läßt sich kaum ahnen, nach aller Wahrscheinlichkeit aber wäre es ein segensreicher gewesen, der vieles Unheil und manchen späteren Irrthum verhütet hätte. Durch welche Einflüsse er verhindert wurde, ist nicht schwer zu errathen. Am 7. März berichtet der schweizerische Diplomat Effinger an seine Regierung, daß Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich vollkommen darin übereinstimmten, jetzt keinerlei Concessionen zu machen und auch die etwa schon beschlossenen Reformen nicht zu „übereilen", damit dieselben nicht als unfreiwillig gemacht, der Regierung „abgedrungen" erscheinen können.

Als getreuer Dolmetsch der in der Staatsconferenz herrschenden Gesinnung kann ein am 4. März erschienener Artikel des „Oesterreichischen Beobachters" aus Herrn von Pilat's Feder gelten, der unliebsames Aufsehen erregte und den fortschrittlich gesinnten Kreisen jede Hoffnung nehmen mußte, von den leitenden Staatsmännern eine ersprießliche Wendung der Verhältnisse erwarten zu dürfen.

Nachdem die Vorgänge in Paris gebührend verdammt wurden, fährt die hohe Weisheit des „Beobachters" fort: „Es zeigt der Augenschein, daß in dem gewöhnlichen Verlauf des dortigen constitutionellen Systems, welches Viele als Muster eines wohlgeordneten Staatslebens zu preisen pflegten, plötzlich eine Macht platzgegriffen hat, die neben der regelmäßigen Staatsgewalt stand, und der es in einem unheilvollen Momente gelang, die Fiction der Volkssouveränetät, auf welcher eben jene Verfassung beruhte, in furchtbaren Ernst umzusetzen. Wir können diese Macht als eine in weiten Kreisen verbreitete, tief verderbte öffentliche Meinung ganzer Classen der Gesellschaft, theils als förmliche ihres Zweckes bewußte Verschwörung bezeichnen."

Nun wird den Männern, welche den Thron des Bürgerkönigs stürzten, alle mögliche Schändlichkeit, vom Hochverrath bis zum Diebstahl, zugemuthet, und die leicht verständliche Nutzanwendung lautet: „Zum erstenmale steht also ganz Europa den bis zu diesem Grade von Folgerichtigkeit entwickelten und zur Anwendung gebrachten Lehren der heutigen Weltverbesserung gegenüber. Wir brauchen es unseren Lesern nicht erst zu sagen, daß eben diese Grundsätze jedwedes Eigenthum, jedwedes Leben, jedwede Familie in jedem Lande der Welt bedrohen. Zum Glück aber ist die weithin unter dem Boden von Italien und Deutschland gelegte Mine in Paris früher aufgeflogen, als es in der Berechnung der Brandstifter liegen mochte, und Europa hat noch zur rechten Zeit Gelegenheit, einen Blick in den Abgrund zu werfen, in den es gestürzt werden sollte. Unter diesen Umständen gibt es nur ein Mittel des Heils: festes Anschließen der Regierten an ihre Regierung und treue und ehrliche Pflichterfüllung in der Stunde der Gefahr auf jedem Standpunkte und innerhalb jeder Classe der Gesellschaft. Auf diese gewohnten Tugenden der dem Scepter Oesterreichs anvertrauten Völker mit Zuversicht zählend, kann auch heute der Monarch, stark in der Hoffnung auf die Vorsehung, stark im Vertrauen zu diesen seinen Völkern und eingedenk dessen, daß dieses Reich schon schwere Stürme überstanden, getrost den kommenden Zeiten entgegengehen."

Das war eine ziemlich unverhüllte Kriegserklärung gegen alle Kreise, die von der Nothwendigkeit einer Systemänderung überzeugt waren, und die strikte Verweigerung einer solchen. Wie wenig man zum „Anschluß der Regierten" an die bestehende Regierung geneigt war, sprach sich allenthalben unverhohlen aus — am empfindlichsten wohl durch die von Tag zu Tag fortschreitende Verschlimmerung der Geld- und Creditverhältnisse, unter welcher alles Baargeld verschwand und ein förmlicher Sturmlauf auf die Notenbank und auf die Sparkassen begann.

Die im westlichen Oesterreich herrschende Mißstimmung, die gehegten Wünsche und Beschwerden konnten sich nur hie und da, gewissermaßen in Umschreibungen,

und nur Wenigen vernehmbar machen. Anders stand es in Ungarn, wo der eben in Preßburg versammelte Reichstag natürlich auch von der Kunde der Februar-Revolution mächtig ergriffen wurde.

Namentlich die finanziellen Bedenken waren es, welche den conservativen Abgeordneten Johann Balogh bewogen, zu beantragen: „Es möge Seine Majestät gebeten werden, die Nation hinsichtlich der Art, auf welche die im Verkehr befindlichen Banknoten gedeckt seien, aufzuklären und zu beruhigen."

Dieser Antrag gab Kossuth — der, wie ein ihm nicht mißgünstiger Beurtheiler sagt, „in großem Maße jene Energie, jenen moralischen Muth, jenen Alles wagenden und sich der ganzen Person bemächtigenden Ehrgeiz besaß, welcher Männer in bewegten Zeiten groß, aber auch gefährlich machen kann" — Gelegenheit zu seiner berühmt gewordenen Rede vom 3. März, die nicht blos wegen des direkten Anstoßes merkwürdig ist, welchen sie zu den nächsten Ereignissen gab, sondern namentlich, weil sie eigentliche Streiflichter auf die wechselnden, nach einer bestimmten Richtung drängenden Motive im Handeln dieses Mannes wirft.

Nachdem er kurz den Antrag Balogh's besprochen hatte und sich bemühte, nachzuweisen, wie schädlich für Ungarn die Abhängigkeit im Geldwesen sei, erinnerte er an sein Verlangen nach unabhängiger nationaler Regierung, das er schon in der Adreßdebatte ausgesprochen hatte, und fuhr dann unter stets wachsendem Beifall des Hauses und der Galerien fort:

„Seither gewannen Völker ihre Freiheit wieder, deren nahe Zukunft man vor drei Monaten kaum träumen konnte. Wir aber wälzen drei Monate lang unermüdet den Stein des Sisyphus, und meine Seele verdüstert mit verzehrender Besorgniß der Schmerz des vergeblichen Strebens. Mit blutendem Herzen sehe ich, wie schwer sich so viel edle Kraft, so viel treue Fähigkeit in undankbarer Arbeit abmüht, die den Qualen der Tretmühle gleicht. Ja, hohe Stände, auf uns lastet der schwere Fluch eines erstickenden Nebels, ein verzehrender Wind bläst uns entgegen, der unsere Nerven erstarren macht und auf den Flug unserer Seele lähmend einwirkt. — Wenn ich aber bisher darüber Besorgniß hegte, weil es schmerzlich ist, unsere Entwicklung zum unersetzlichen Nachtheil für unser Vaterland unter dem Einfluß jenes Systemes über alles Maß hinaus aufgehalten zu sehen, weil ich sehe, daß die constitutionelle Richtung unseres Fortschrittes nicht sichergestellt ist, und weil ich sehe, daß jede Divergenz, welche zwischen der absolutistischen Natur des Regierungssystems der Monarchie und der constitutionellen Richtung der ungarischen Nation seit drei Jahrhunderten besteht, bis heute nicht ausgeglichen ist und auch ohne Aufgeben der einen oder andern Richtung nicht ausgeglichen werden kann; — so bin ich jetzt nicht nur wegen aller dieser Gründen besorgt, sondern auch darüber, daß die Politik der bureaukratischen Unbeweglichkeit die Monarchie in Auflösung stürzen, unser Vaterland aber, welches in und mit sich selbst so viel zu vollbringen, welches zu seiner eigenen Wohlfahrt alle seine Kräfte, jeden seiner Pfennige nöthig hat, in verzehrende Opfer, in endlose Uebel verwickeln kann.

Wollen die hohen Stände sich der Zeiten der französischen Kriege erinnern. Was hatten wir Ungarn mit den inneren Angelegenheiten der französischen Nation zu schaffen? Unser Reichstag war 1790 beisammen, aber er dehnte seine Aufmerksamkeit auf die internationale Politik nicht aus. Und was waren die Folgen davon? dies, daß der Fluch des ohne uns, aber auf unsere Rechnung begangenen Fehlers mit den unermeßlichen Opfern fünfundzwanzig schwerer Jahre auf unserem armen Vaterlande lastete. Das Blut der Nation floß in Strömen; ihr Gut, ihr Vermögen wurde in den Abgrund geworfen. Und unter diesen Opfern sahen unsere Väter die siegreichen Waffen des fernen Westens auf dem Boden unseres Vaterlandes, diese Stadt selbst, den gewöhnlichen Sitz unserer gesetzgebenden Versammlung, in der Macht des Siegers — die Monarchie der Auflösung entgegen gehend, der Gnade des stolzen Triumphators preisgegeben. Und sie sahen beklagenswerthe finanzielle Verlegenheiten, welche in Folge unserer engen Verbindung mit der Monarchie und der furchtbaren Schläge des Staatsbankerottes auf unserem

etwas aufdringlich theatralisch scheint. Und in Köln empfinden Fremde nur zu oft diese Form störend. Wenn sie erst den Dom sehen, und sie in Köln sind, bedarf es dieser Mittel nicht, und sie sind fremd, aber es will gut sein.

Wir sind nun in Köln, und wir sind fremd, aber es will gut sein.

Vaterland des Volkes, ewig den Glanz jener Dynastie, welchen wir als die unserer Herrscher anerkennen. Die Männer der vergangenen Zeit steigen nach ein zwei Tagen in das Grab; aber auf den große Hoffnungen erregenden Sprößling des Hauses Habsburg, den Erzherzog Franz Josef, der sich bei seinem ersten Auftreten die Liebe der Nation erwarb, wartet die Erbschaft eines glänzenden Thrones, welcher seine Kraft aus der Freiheit schöpft.

Ihn in seinem alten Glanze zu erhalten, ist mit dem jetzigen Staatsmechanismus kaum möglich und ich fürchte, daß, wenn die loyalen Kundgebungen der Nation nicht dazwischen treten, jene Politik noch in einer neueren Ausgabe der in Gott ruhenden Heiligen Allianz ihre kümmerliche Fortexistenz suchen werde. Und auch bei dieser ersten Ausgabe der Heiligen Allianz war es nicht jene Politik, welche die Throne rettete, sondern die Begeisterung der Völker — eine Begeisterung, deren Grundlage das Versprechen der Freiheit war. Einer Dynastie gegenüber, die sich auf die Freiheit ihrer Völker stützt, wird immer Begeisterung herrschen, denn von Herzen und mit Bewußtsein treu kann nur ein freier Mensch sein — für bureaukratische Maximen aber gibt es keine Begeisterung. Die Völker können Blut und Leben geben für ihre geliebte Dynastie; für die Politik eines drückenden Regierungssystems aber hat nicht einmal ein junger Sperling Lust etwas zu wagen. Ja, hohe Stände, es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Zukunft unserer Dynastie an die herzliche, einmüthige Vereinigung der verschiedenen Völker der Monarchie gebunden ist. Diese Vereinigung kann bei Respettirung ihrer Nationalitäten nur das die Gefühlsverwandtschaft vermittelnde Band des Constitutionalismus hervorbringen. Das Bureau und das Bajonnet sind ein elendes Band. Ich gehe daher in meinem Antrag, den ich stellen will, vom dynastischen Gesichtspunkte aus, und ich danke Gott dafür, daß dieser Gesichtspunkt mit den Interessen unseres Vaterlandes in Einklang steht."

Wer könnte diese wahren, weisen und loyalen Worte nicht unterschreiben, und sei er auch der treueste Unterthan, der begeistertste Sohn seines Staates? Würde Jemand glauben, daß sie aus dem Munde eines Mannes stammen, dessen Bild uns durch sein späteres Wirken in ganz anderen Zügen vor dem Gedächtniß steht? Wie sich dieser Widerspruch erklären läßt, ist schwer zu entscheiden, wir wollen nicht hämisch darauf verweisen, daß solche Kundgebungen in der Politik selten die wahre innerste Meinung aussprechen, sondern suchen die Erklärung in dem dämonischen Zug solcher gewaltiger und ehrgeiziger Naturen, der sie weitab von jener Basis führt, die sie einst als wahr und gut erkannten und zum Ausgangspunkt ihres Wirkens machten.

An diese sensationelle Rede knüpfte sich der Antrag auf Ueberreichung einer Adresse an den Kaiser, deren wichtigste Stellen nach Erörterung der Wünsche und Beschwerden des Landes folgendermaßen lauten:

„In vielen dieser Fragen schwebt die Nothwendigkeit ob, das Zusammentreffen unserer Interessen mit jenen der Erbländer auszugleichen, wozu wir unter Wahrung unserer selbstständigen Motive gerne die Hand bieten.

Wir sind jedoch davon überzeugt, daß unsere zur Entwicklung unseres constitutionellen Lebens und zum geistigen und materiellen Wohl unserer Nation zu schaffenden Gesetze nur dadurch Leben und Wirklichkeit erlangen können, wenn mit der Durchführung derselben eine von allem anderen Einfluß unabhängige Nationalregierung betraut sein wird, welche der verantwortliche Ausfluß des constitutionellen Prinzips der Majorität sein muß. Und darum betrachten wir die Umgestaltung unseres collegialen Regierungssystems in ein ungarisches verantwortliches Ministerium als die Grundbedingung und wesentlichste Garantie aller unserer Reformen.

Allein, Eure Majestät werden mit uns zugleich fühlen, daß man zur Durchführung alles dessen Frieden und ungestörte ruhige Verhältnisse nöthig hat.

Und in dieser Beziehung können wir jene Zeichen der Störung der Ruhe nicht ohne Besorgniß bemerken, welche sich in manchen Theilen der kraft der pragmatischen Sanktion mit uns vereinigten Monarchie zeigen, und deren Gewicht die unvorhergesehenen Entwicklungen der auswärtigen Verhältnisse auf vielfache Art vermehren können.

Wir wollen nicht das väterliche Herz Eurer Majestät mit der detaillirten Erzählung jener Zeichen der Auflösung betrüben, nicht die hinsichtlich der Geldverhältnisse schon fühlbare Einwirkung erörtern. Allein der Trieb der Treue und die auf uns lastende Verantwortlichkeit zwingt uns auszusprechen: daß, gleichwie wir die eigentliche Quelle der zu Tage tretenden Uebelstände und eine der Hauptursachen unseres eigenen Zurückbleibens in der Natur des Regierungssystems der Monarchie finden, wir auch fest überzeugt sind, daß Eure Majestät das sicherste Vorbeugungsmittel der möglicherweise eintretenden mißlichen Ereignisse, die freundschaftlichste Eintracht Ihrer treuen Völker, das stärkendste Verbindungsband der verschiedenen Völker der Monarchie, und durch alles dies die unerschütterlichste Stütze Allerhöchstihres Thrones und Herrscherhauses finden werden, wenn Eure Majestät diesen Thron in allen zur Herrschaft in Beziehung stehenden Verhältnissen mit solchen constitutionellen Einrichtungen umgeben, wie sie durch die Bedürfnisse der Zeit unerläßlich gefordert werden."

Aus dieser Adresse des ungarischen Reichstages, der vom Ständehaus unter allgemeinem Jubel angenommen wurde, klingt zum erstenmale offen das Verlangen constitutioneller Einrichtungen für die ganze Monarchie heraus. Es ist das Grund genug, daß die Nachricht davon in Wien, überhaupt in allen Kreisen, welche die gleichen Wünsche hegten, begeisterte Zustimmung wachrief. Bei den herrschenden Censurverhältnissen fand die Kunde von der Adresse und der vorausgehenden Rede Kossuth's nur in Privatbriefen ihren Weg in die anderen Provinzen. Und ebenso viel Zustimmung die darin ausgesprochenen Ansichten und Wünsche bei den fortschrittlich gesinnten Kreisen fanden, ebenso sehr entsetzten sich die „Gutgesinnten" darüber, daß man den bestehenden Zuständen, deren einziges Gute ja nur im Bestehen lag, so schonungslos auf den Leib ging.

Gesteigert wurde diese Aufregung auf der einen, diese Angst auf der anderen Seite durch die aus Deutschland mit jedem Tage eintreffenden Nachrichten. Als hätte der Staatskanzler nie Noten geschrieben, die vor dem „Gift der modernen Staatsideen" warnten, als wäre die Weisheit des „Beobachters" und der „Augsburger Allgemeinen" vergeblich verschleißt worden, näherten sich nach einander die deutschen Fürsten diesen verhaßten Ideen und suchten sich, halb freiwillig, halb gezwungen, mit den Unterthanen auseinanderzusetzen.

Am 29. Februar schon wurden in Baden Gesetzentwürfe vorgelegt, welche die Einführung der Preßfreiheit, Schwurgerichte und einer Volksbewaffnung vorbereiteten. Zwei Tage später versprach der König von Württemberg der petitionirenden Bürgerschaft von Stuttgart die unverzügliche Einberufung der Stände, um ähnliche Reformen anbahnen zu können. In München ging es etwas stürmischer her; es kam zu einem Angriff auf das Zeughaus und eine Bedrohung des königlichen Schlosses, und man begnügte sich nicht mit Versprechungen, sondern beruhigte sich erst, als das reactionäre und allen Königslaunen willfährige Ministerium Berks entlassen und die königliche Favoritin Lola Montez, eine spanische Tänzerin, die gar zur Gräfin Landsfeld erhoben wurde und nebst der Rolle einer Buhlerin auch eine politische spielen wollte, aus München verwiesen war. Man hatte ein paar Tage darauf das Glück, sie in Wien zu sehen, wo sie ihr gräfliches Wappen ostentativ zur Schau trug. Aehnlich erging es in den anderen Residenzen und Residenzlein, und die deutschen Landesväter verschiedensten Formates sahen sich plötzlich — wohl zu ihrem eigenen Erstaunen! — mitten auf der Bahn politischen Fortschrittes. Vorüber war mit einem Schlage jene gemüthliche Zeit, von welcher Heine's giftiger Spott so treffend sagte:

„Und als ich auf dem Sankt-Gotthard stand,
Da hörte ich Deutschland schnarchen,
Es schläft da unten in sanfter Hut
Von vierunddreißig Monarchen."

Sogar der Bundestag in Frankfurt wurde aus seiner behaglichen Ruhe aufgerüttelt und gestattete den einzelnen Fürsten gnädigst, so freisinnig zu sein, als sie es vermöchten oder als es von ihnen verlangt wurde, und am 9. März erfolgte die Proklamirung der Farben Schwarz, Roth und Gold als Bundesfarben und des doppelköpfigen Reichsadlers als Bundeswappen. Selbst diese sehr bescheidenen Anzeichen seiner Thätigkeit gab aber der Bundestag nicht freiwillig, denn am 5. März hatte eine Versammlung von einundfünfzig aus ganz Deutschland versammelten angesehenen Männern ausgesprochen, daß die Bundesbehörde das Vertrauen des deutschen Volkes nicht besitze, und daß es nöthig sei, eine aus freier Wahl hervorgehende Nationalvertretung einzuberufen.

Alle diese Nachrichten waren Tag für Tag in der „amtlichen k. k. Wiener Zeitung" zu lesen; es war wie wenn rings um einen Ort ein Erdbeben wüthet und man von allen Seiten Warnungen erhält, sich aber stets der thörichten Hoffnung hingibt, der eigene Wohnplatz werde verschont bleiben. Denn „Nichtnachgeben" war die Parole der leitenden Kreise, und auf die Kunde von den Vorgängen in Preßburg soll man sogar die Auflösung des ungarischen Reichstages ganz ernsthaft ins Auge gefaßt haben.

Unterdessen war auch in den übrigen Provinzen die Stimmung eine sehr erregte geworden, besonders in Prag, wo zu dem allgemeinen Mißbehagen über das herrschende System noch die exclusiven nationalen Tendenzen kamen — die, geweckt von der in den letzten zwei Jahrzehnten erwachten und mit Treibhausmitteln beförderten literarischen Regsamkeit ihren Ausdruck in der Bildung von nationalen Vereinen und Cliquen fanden. Einflußreich war besonders der „Repeal-Verein" (dessen Name bezeichnend genug an die gegen die Union mit England ankämpfenden irischen Repealer, zu deutsch Aufheber, erinnerte), zu dessen Mitgliedern auch Aristokraten, wie Graf Leo Thun, die Grafen Deym, Buquoy und Andere, dann Palacky, Rieger, Brauner und so weiter gehörten. Die mehr fortschrittlich Gesinnten sammelten sich unter der Bezeichnung „Swornost" (Eintracht) und vertraten zwar auch die extremsten nationalen Ziele, wollten aber dabei auch für freisinnig angesehen werden.

Theils zur Bekämpfung dieser schon bedrohlich auftretenden nationalen Tendenzen, theils um den stets unbequemer werdenden Widerstand der Stände zu brechen, wurde der bisherige mährisch-schlesische Gouverneur Graf Rudolf Stadion, ein wohlmeinender, gemäßigter Mann, zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt. Da man sich jedoch zu einer energischen Unterdrückung aller dem herrschenden System widersprechenden Kundgebungen nicht entschließen wollte und konnte, war dem Wirken des neuen Würdenträgers umso mehr aller Boden entzogen, als er gar keine Partei im Lande hinter sich hatte. Denn wenn auch die Eifersüchtelei zwischen den deutsch und slavisch Gesinnten unter der stets aufdringlicher betriebenen Agitation immer größer wurde und auch die Opposition der Stände den vorgeschritteneren Politikern nicht mehr genügte — dem herrschenden System gegenüber schwanden alle Gegensätze, in seiner Bekämpfung vereinigte sich, was sofort nach dem Sturze desselben sich feindlich gegenübertrat.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Ereignisse in Paris wendeten sich mehrere einflußreiche Mitglieder des böhmischen Landtages an den Oberstburggrafen, damit in einer außerordentlichen Session Gelegenheit sei, dem Monarchen die Lage vorzustellen und ihn um Einführung zeitgemäßer Reformen zu bitten. Doch die Erregung hatte bereits so weite Kreise ergriffen, daß dieser Weg viel zu umständlich und auch ungewiß erschien.

Am 8. und 9. März circulirten Einladungen zu einer Bürgerversammlung im Wenzelsbade — einem bekannten Vergnügungslokale, das von den Anhängern der extremsten nationalen Richtung viel besucht wurde. Als Zweck dieser Versammlung wurde die Berathung der Mittel angegeben, welche geeignet seien, „das Vaterland zu retten". Vergebens erließ die Polizei eine Kundmachung, in welcher sogar mit dem Einschreiten der Truppen gedroht wurde — man glaubte nicht mehr an den Ernst und Muth der Behörden, die desselben wohl auch wirklich schon ermangelten. Am 11. März fand die Versammlung im Wenzelsbade statt, von der sich zwar die anerkannten Czechenführer fernhielten, die aber gewiß nicht ohne deren Zustimmung und Einflußnahme inscenirt wurde. Ein leidenschaftlicher Parteigänger der czechischen Repealer, der Gastwirth Peter Faster (geb. 1801), brachte eine Adresse an den „König von Böhmen und Kaiser von Oesterreich" in Vorschlag, welche folgende „berechtigte Wünsche" enthalten sollte: Gleichstellung beider Landessprachen, Aufhebung der Robot, Union zwischen den Ländern der Wenzelskrone (Böhmen, Mähren und Schlesien) mit einem gemeinsamen Landtage, größere Betheiligung des bürgerlichen und bäuerlichen Elementes an der Vertretung, autonome Gemeindeverfassung, Gleichheit der Confessionen, Preßfreiheit, verantwortliche Centralstellen für die slavischen Länder mit dem Sitze in Prag, Volksbewaffnung u. s. w.

Wie man sieht, waren hier schon unter die allgemein freiheitlichen Reformen nationale Sonderwünsche gemengt und dadurch der Keim des Zwiespalts schon im Beginne der ganzen Bewegung gelegt. Zur Verfassung der Adresse und Ueberreichung derselben wurde ein Comité gewählt, dem Faster selbst, der später bekannte Abgeordnete Doctor Trojan, die Advokaten Frič und Pinkas und als nothwendige „Zierde" einige national-feudale Aristokraten angehörten.

Besonders erregt war die Stimmung in Graz, wo schon am 6. März ausgesprochen revolutionäre Maueranschläge verbreitet wurden, und in Brünn nahmen die Discussionen in der zahlreichen Arbeiterbevölkerung bald einen so bedenklichen socialistischen Beigeschmack an, daß sich die Fabrikanten an den Statthalter wendeten, er möge eine Verstärkung der Garnison erwirken.

Gegen dieses Vorgehen der Provinzen gehalten, verhielt man sich in Wien vergleichsweise noch sehr zahm, denn selbst ein im Beginne des März in Leipzig erschienenes „Manifest der österreichischen Fortschrittspartei" war viel bescheidener in seinen Forderungen und trug dem staatlichen Standpunkt mehr Rechnung als zum Beispiel die projectirte Adresse der Prager Bewegungs-Partei.

In jenem Manifeste forderte man: „Durchgreifende Reformen im ganzen Verwaltungssysteme, aufgebaut auf der Grundlage selbstständiger Gemeinden, gekrönt durch verantwortliche Ministerien für die einzelnen Zweige der Verwaltung, Provinzialstände auf Grund erweiterten Wahlrechtes und einen vereinigten Landtag zur Vertretung der gesammtstaatlichen Interessen, Aufhebung der Censur und Beschränkung der Polizeiwillkür ꝛc."

Das sind heute ziemlich selbstverständliche Dinge, ohne welche man sich den Bestand eines Rechtsstaates schwer mehr denken kann. Für die Machthaber jener Tage waren es aber ultraradicale Forderungen, deren Vertreter sich nur wenig von Hochverräthern unterschieden.

In der That soll sogar dieses Wort in einer Conferenz gefallen sein, in welcher es zwischen den die Nothwendigkeit von Reformen vertretenden Mitgliedern des kaiserlichen Hauses und dem beharrlichen Verweigerer derselben, dem Erzherzog Ludwig, zu ernsten Erörterungen kam. Namentlich Erzherzog Johann soll für eine Erweiterung der ständischen Rechte eingetreten sein, worauf Erzherzog Ludwig die Landstände und die Vertheidiger von deren Forderungen kurzweg als Hochverräther erklärt habe, mit denen man unter Umständen kurzen Proceß machen werde. Eine erregte Discussion zwischen den Brüdern, ein völliger Bruch und die sofortige Abreise des volksfreundlichen Erzherzogs Johann wären die Folgen dieses Auftrittes gewesen.

Solche Nachrichten, die, wenn sie vielleicht auch nicht ganz den Thatsachen entsprachen, doch bezeichnend für die allgemeine Situation und für die Stellung der maßgebenden Persönlichkeiten waren, dienten nur dazu, die Aufregung im Publikum zu vermehren. Man hielt daran fest, daß ein Theil des kaiserlichen Hauses in richtiger Erkenntniß der Sachlage selbst mit dem Wirken der Staatsconferenz nicht einverstanden sei, und der Gedanke lag nahe, denselben durch eine Demonstration den Beweis zu liefern, daß die Bevölkerung ihre wohlwollenden Intentionen kenne und zu unterstützen bereit sei.

Im Gewerbeverein griff man diese Idee begierig auf, und eine Gruppe angesehener Bürger, an deren Spitze der vielseitig gebildete, als Kunstfreund und tadelloser Ehrenmann bekannte Kaufmann Rudolf von Arthaber (geb. 1795, geb. 1867) stand, übernahm die Durchführung. Die Kunde davon verbreitete sich in weiteren Kreisen, so daß die Vereinsversammlung am 6. März besonders besucht war. Auch der Erzherzog Franz Karl, überhaupt ein besonderer Gönner des Vereines und eifriger Besucher von dessen Versammlungen, war anwesend, und — auch Graf Kolowrat fand sich ein, was den Moment noch folgenschwerer, aber auch pikanter machte.

Als die gewöhnlichen Verhandlungen beendet waren, trat Arthaber auf die Tribune, um der Versammlung die Annahme einer Adresse vorzuschlagen, durch welche der Gewerbeverein, ein Verein patriotischer Männer, nur seine Pflicht erfülle, wenn er dem Monarchen gegenüber die Hoffnung ausspreche, daß derselbe die Gefahren erkenne, in welchen sich der Staat befinde, und die Mittel wählen werde, um diesen Gefahren zu begegnen.

Die vorgeschlagene Adresse lautete:

„Eure Majestät!

Ungeheure Ereignisse haben im Westen von Europa stattgefunden. Der Credit ist auf das Tiefste erschüttert, alle Gewerbe stocken, und es droht die höchste Gefahr. Nur ein festes inniges Anschließen der Regierung an die Stände und Bürger, ein festes inniges Anschließen Oesterreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, und Offenheit kann das alte, so oft erprobte Vertrauen wieder gewinnen.

In dieser Zeit der Noth wagt es daher der gehorsamste niederösterreichische Gewerbeverein, Eurer Majestät die Versicherung zu geben, daß alle seine Glieder bereit sind, Gut und Blut für das angestammte Kaiserhaus zu opfern, indem sie überzeugt sind, daß Eure Majestät nur die weisesten und zweckmäßigsten Mittel wählen werde, das drohende Uebel abzuwenden."

Nicht ohne Grund wurde der Wortlaut dieser Adresse hier eingeschaltet, und zwar nicht blos, weil es die erste offene Kundgebung über die herrschenden Zustände ist, sondern um zu zeigen, wie loyal und vorsichtig man sich aussprach, und wie empfindlich man in Regierungskreisen war, weil man sogar in diesen Worten allerlei Schlimmes fand oder doch hineinlegte. Keine Forderung, ja kaum eine Bitte, sondern nur die Ueberzeugung ist ausgesprochen, daß der Monarch die Gefahr erkennen und abzuwenden wissen werde. Aber das war es ja eben — die Herren der Regierung wollten die Gefahr nicht erkennen, weil sie sonst über ihr eigenes Wirken ein vernichtendes Urtheil ausgesprochen hätten, und sie sahen eine Anmaßung darin, daß in der Adresse der „Anschluß der Regierung" an das Volk verlangt wurde, worin mit Rücksicht auf den eben mitgetheilten Artikel des „Beobachters", der das Umgekehrte anpries, die einzige Pointe der so überaus zahmen Adresse bestand.

Nach Verlesung der Adresse brach der Verein in Hochrufe auf den Kaiser aus, und Arthaber bat den Erzherzog, er möge als Protektor des Vereines die Gnade haben, die ehrliche patriotische Meinung des Vereines dem Kaiser zu unterbreiten. Einen Moment zögerte der überraschte Prinz, dann nahm er unter dem Jubel der Versammlung die Adresse (Bild Seite 641) entgegen und erwiderte:

„Ich danke Ihnen im Namen Seiner Majestät für diesen Ausdruck Ihrer Anhänglichkeit, welchen ich auch nicht ermangeln werde, dem Kaiser allsogleich mitzutheilen. Gewiß! Wir haben nie in die Treue Zweifel gesetzt, welche Sie neuerdings an den Tag legen. Ja, es ist nun an uns, fest zusammenzuhalten, denn nur dadurch können wir zum gewünschten Ziele gelangen."

Und als diese Worte mit begeistertem Beifall aufgenommen wurden, sagte der Erzherzog sichtlich ergriffen: „In der Mitte solcher Männer zu stehen, ist eine wahre Freude!" und auch Graf Kolowrat nahm Anlaß sich gegen einzelne Vereinsmitglieder dahin auszusprechen: „Daß die Adresse sicher den edelsten, patriotischesten Gefühlen ihre Entstehung verdanke."

War dies wirklich die Meinung des Ministers, so läge darin ein Beweis, daß in der letzten Zeit des Wirkens der Staatsconferenz sein Einfluß gegenüber Erzherzog Ludwig und Metternich vollkommen geschwunden war. Denn in deren Kreisen war man über den Schritt des Gewerbevereines auf das Aeußerste erbittert, wovon schon die erflossene Antwort zeigt, welche ziemlich kühl die ausgesprochene Anhänglichkeit anerkennt, daran aber den Tadel knüpft, „wenngleich hiebei sowohl die Schranken des Vereinszweckes überschritten worden, als auch in den Ausdrücken Uebertreibungen unterlaufen sind."

Sogar die Auflösung des Vereines wurde in das Auge gefaßt, der Vorstand desselben erhielt vom Erzherzog Ludwig einen „scharfen Verweis", wobei auch die Bemerkung fiel: „Den Erzherzog Franz Karl wird der Verein nicht mehr zu sehen bekommen."

Da scheint es denn doch wirklich, als hätte jene gleichzeitige Stimme nicht ganz Unrecht, welche behauptete: „Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich tyranniſiren nicht blos das Volk, sondern auch den Hof, und es ist Zeit, daß das Volk der kaiserlichen Familie beisteht."

Je feindseliger man aber gegen jede Meinungsäußerung auftrat, desto energischer machte sich das Bestreben geltend, der allgemeinen Stimmung Luft zu machen. Eine Menge von Adressen und Petitionen wurde entworfen, von welchen die meisten, im Entstehen unterdrückt, nicht zur Ausführung oder zur Uebergabe gelangten. Merkwürdig und von weitreichendem Einflusse waren davon nur die Eingabe der Bürger an die Stände Niederösterreichs und die Studentenpetition an den Kaiser.

Die erstere entstand über Anregung des freisinnigen Ständemitglieds Ritter von Kleyle, und hatte den Schriftsteller Bauernfeld und den Advokaten Doctor Alexander Bach (den späteren Minister) zu Verfassern. Sie trug die Unterschriften des gesammten gebildeten Mittelstandes, zahlreicher Fabrikanten, Advokaten, Schriftsteller, Professoren und auch viele höhere Beamte unterzeichneten dieselbe. Aufsehen erregte namentlich die Begründung, welche Hofrath Baron Dercsény seiner Unterschrift beisetzte, und in welcher er nachwies, daß sich der Wunsch nach Reformen sehr wohl mit seiner Amtspflicht vertrage. Die den Ständen vorgelegten Wünsche stimmten ziemlich mit jenen überein, welche in dem erwähnten Manifeste der Fortschrittspartei ausgesprochen wurden, nur war die finanzielle Seite, namentlich die Controle des Staatshaushaltes mehr betont.

Tagelang circulirte die Petition behufs Unterfertigung, ohne daß sich die Behörde einmengte. Erst zwei Stunden nachdem als sie dem ständischen Ausschusse überreicht war, erschien der bekannte Obercommissär Felsenthal in Bach's Kanzlei, um das Schriftstück mit Beschlag zu belegen. „Ich bedaure", sagte Bach, „aber das Original ist schon abgegangen. Wenn Sie jedoch eine Abschrift wünschen, so steht diese zu Diensten." — „Ich danke", entgegnete Felsenthal lächelnd, „den Inhalt kenne ich." Fast möchte man vermuthen, als seien hier Einflüsse thätig gewesen, um die polizeiliche Intervention so einzurichten, daß sie zu spät kam und resultatlos bleiben mußte.

Viel wichtiger ist noch die Adresse der Studierenden an den Kaiser, da sie der unmittelbare Anstoß zu den Ereignissen der Märztage war. Um jedoch vielleicht

der Annahme vorzubeugen, daß dieser Anstoß im Wortlaute der Adresse lag, lassen wir dieselbe folgen:

„Eure kaiserliche Majestät!

Ein großes Ereigniß hat Frankreich, hat Europa erschüttert und stellt den allgemeinen Frieden in Frage.

In so bewegter Zeit nahen vertrauungsvoll die Studierenden Wiens dem Throne Euerer Majestät, ihre Bereitwilligkeit zu erklären, jeden Augenblick mit freudigem Gefühle dem Rufe Euerer Majestät zu folgen, das gemeinsame Vaterland zu schirmen gegen jeglichen Feind, mag er drohen von West oder Ost.

Kaiserliche Majestät! Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Freiheit es sei, welche das stärkste Band um Fürst und Volk schlinge, dieses zu großen Thaten befähigt und geneigt mache, schwere Prüfungen mit Muth und Ausdauer

Kraffr's Gemälde: Abschied des Landwehrmannes. (Seite 603 u. 658.)

zu bestehen, glauben unterzeichnete Studierende Wiens eine heilige Pflicht treuer Bürger zu erfüllen, wenn sie Eurer Majestät in Ehrfurcht ihre Meinung aussprechen, daß die Verwirklichung dieser Freiheit in so kritischer Welllage ein dringendes Bedürfniß sei und Eure Majestät daher bitten, Höchstdero Völkern gewähren zu wollen:

Preß- und Redefreiheit zur Herstellung eines gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens zwischen Fürst und Volk;

Hebung des Volksunterrichtes und insbesondere Einführung von Lehr- und Lernfreiheit;

Gleichstellung der verschiedenen Glaubensgenossen in staatsbürgerlichen Rechten;

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens;

Allgemeine Volksvertretung und außerdem der deutschen Landestheile beim Bunde.

Kaiserliche Majestät! Stets gewohnt, in Euer Majestät den Freund und Schirmer des Volkes zu erblicken, sehen wir auch jetzt mit Vertrauen Höchstdero

Digitized by Google

Mittelalters eingeführt und verbreitet in Europa und Nordasien durch Mongolen und Tataren, Türken und Araber.

Und so sind auch heute noch Schach- und Würfelspiel, Kartenspiel und Wettrennen, Ringkampf und Fechtübungen, Tanz und Musik, Gesang und Theater, Jagd und Fischfang, Reiten und Fahren, Schwimmen und Rudern, Schießen und Fliegen, Segeln und Tauchen, Wasserspiele und Feuerwerk, Ballspiele und Turnübungen, Wettläufe und Wettkämpfe, Kinderspiele und Spielzeug, Puppen und Puppenspiele, Tiere und Tierkämpfe, Pferde und Pferdekämpfe, Elefanten und Elefantenkämpfe, Hahnenkämpfe, Stierkämpfe, Gladiatorenkämpfe, Menschenkämpfe, Menschenopfer, Menschenfresserei, Kannibalismus, Leichenverbrennung, Totenfeiern, Totenopfer, Totenmahle, Totenspiele, Totenkämpfe, Totenwettläufe, Totenwettrennen, Totenwettkämpfe

sprangen, — denn der kühl abwägende Verstand ist in der Noth des Augenblickes, in Zeiten drängender Gefahr ein schlechter Freund, weil er zu lange mit seiner Hilfe zaudert oder ganz versagt. Es stünde schlimm um ein Volk, dessen Jugend sich in gewaltigen Momenten nicht offen und furchtlos zu ihren Idealen bekennen wollte — unbekümmert darum, ob diese den Beifall jetziger oder kommender Machthaber besitzen.

Natürlich war man in Regierungskreisen über diese schon geschehenen oder sich vorbereitenden Kundgebungen nicht sehr erbaut, ja Erzherzog Ludwig bedeutete sehr ungnädig einer Deputation der Wiener Buchhändler, welche eine Aenderung der Censur- und Preßverhältnisse erbitten wollten: „Sie hätten auch klüger gethan, sich nicht von dem grassirenden Petitionsfieber anstecken zu lassen."

Und daß in dieser Hinsicht eine Abhilfe nöthig und das Wirken der polizeilichen Censur geradezu unerträglich war, daß aber auch diese Petition nach Form und Inhalt nichts Verfängliches enthielt, wird gewiß durch die Thatsache bewiesen, daß sie auch vom Vorstande der Mechitaristen-Congregation unterfertigt war, welche bekanntlich eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft besaß.

Ein weiterer Beweis dafür, daß selbst in Kreisen, welche der Bewegung ganz ferne standen, ja naturgemäß derselben mißgünstig gestimmt waren, die Unhaltbarkeit der Zustände und die Nothwendigkeit von Reformen begriffen wurden, liegt darin, daß die Pfarrgeistlichkeit von einflußreicher Seite aufgefordert wurde, in den Predigten zu Ruhe und Mäßigung zu ermahnen, statt das „böse Beispiel anderer Völker" zu befolgen, da die Weisheit und Güte des Monarchen gewiß billigen Wünschen entsprechen, gerechten Beschwerden abhelfen werde.

Nur in jener Höhe und in jenem kleinen Kreise, wo für kurze Zeit nur noch die Möglichkeit und die Macht lag, den drohenden Wirren eine friedliche Wendung zu geben, hielt man mit unbegreiflicher Starrsinnigkeit an dem Phantom einer unmöglich gewordenen Herrschaft fest.

Es macht fast einen komischen Eindruck, wären die Folgen nicht so ernst und betrübend gewesen, wenn sich die Lenker des leck gewordenen Staatsschiffleins, während rundherum schon der Aufruhr der Wogen tost, noch immer bemühten, so auszusehen, als hätten sie das Ruder in der Gewalt. Dieser seltsamen Selbstverblendung gibt ein Artikel der „Wiener Zeitung" vom 9. März Ausdruck, welcher zwar sehr zuversichtlich klingt, aber durch die halbverhüllten Drohungen beweist, daß man eines leisen Grauens nicht mehr ledig werden kann. Auch er ist aus der Feder Pilat's, dieses viel weniger talentirten Nachfolgers von Gentz, und lautet:

„Im Angesichte der wichtigen Begebenheiten der jüngst verflossenen Zeit finden Seine Majestät der Kaiser sich verpflichtet, sich über Ihre Stellung zu dem, was geschehen ist, und was nach den Rathschlüssen der Zukunft die Vorsehung bringen mag, offen auszusprechen. Seine Majestät erwarten, daß Ihre Worte irrige Begriffe berichtigen und Mißdeutungen vorbeugen werden, welche unnöthige Besorgnisse erregen könnten.

Die Regierungsveränderung, welche in Frankreich vor sich gegangen ist, betrachten Seine Majestät als eine innere Angelegenheit jenes Landes. Oesterreich ist fern von jeder Absicht, mittelbar oder unmittelbar auf die dortigen inneren Verhältnisse einzuwirken. Seine Majestät der Kaiser erkennt es für Seine Pflicht, innerhalb Seiner Länder die Institutionen des Staates und das Recht zu schützen und die Wohlfahrt der Ihm anvertrauten Völker zu befördern. Diese Verpflichtung wird er auch in der gegenwärtigen politischen Lage der Welt in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen wissen.

Sollten jedoch wider Erwarten die bestehenden europäischen Verträge verletzt oder die Grenzen entweder in den eigenen Staaten oder die des deutschen Bundes feindlich bedroht werden, so wird Seine Majestät der Kaiser mit allen ihm von der Vorsehung verliehenen Mitteln einen solchen Friedensbruch zurückweisen.

Es ist der Wille Seiner Majestät, in diesem ernsten Zeitpunkte kräftigst dafür zu sorgen, daß Oesterreich sich nach Innen stark, nach Außen kräftig und geachtet fühle. Seine Majestät werden aber auch ebenso ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, die sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung versetzen könnten, der es als leichte Beute den Angriffen jedes Feindes überliefern würde. Für diese allein dem Wohle Seiner Unterthanen gewidmeten Zwecke zählt Seine Majestät der Kaiser auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände seiner Reiche, sowie aller Classen Seiner Unterthanen, denen die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt, und die sich die Fähigkeit bewahrt haben, inmitten einer vielfach bewegten Zeit die Folgen zu ermessen, zu denen der entgegengesetzte Weg unausbleiblich führen müßte."

Dieser seltsame, den Ton eines Manifestes anschlagende Artikel bewies, daß man recht wohl wußte, es gebe auch Leute, die entschlossen seien, der Regierung auf dem von ihr beschrittenen Weg nicht weiter zu folgen. Und wenn man auch von der Ausbreitung dieser Denkart noch keine Ahnung hatte, glaubte man sich doch vorsehen zu müssen. Am gleichen Tage wurde die Verstärkung der Garnison in Wien angeordnet und der Regierungspräsident Johann Adam Freiherr Talatzko von Gestietics (geb. 1778, gest. 1858) angewiesen, eine Commission einzusetzen, welche die gegen etwaige Ruhestörungen in Wien zu ergreifenden Maßregeln in Erwägung zu ziehen habe.

Eine Commission, die erwägt und berathet und zum ersten Resultat kommt, wenn die unaufhaltbare Gewalt der Thatsachen über sie selbst und ihre Vorschläge schon lange hinaus ist — eine Commission — das vielbeliebte Gegenmittel gegen alle Schäden und Gefahren — war auch in diesem Falle der Weisheit letzter Schluß.

Lange schwankte man, ob es bei der Einberufung der Stände für den 13. März bleiben solle. Zum Theile mochte man noch immer nicht an den Ernst der Sache glauben, und, wie Graf Hartig treffend sagt, „die Furcht vor dem Schein der Furcht" maßgebend sein, andererseits besorgte man, gerade durch eine Verschiebung der ständischen Verhandlungen, welchen man diesesmal so erwartungsvoll entgegensah, die Aufregung noch zu steigern — genug, es blieb bei dem ominösen Tag.

Die Anzeichen mehrten sich zudem, daß die Erregung sich den breitesten untersten Schichten der Bevölkerung mitgetheilt habe, wo sie natürlich bei den schwierigen Erwerbsverhältnissen einen mehr oder weniger socialistischen, ja direct communistischen Beigeschmack erhielt.

In der Gloggnitzer Maschinenfabrik kam es zu unheimlichen Zusammenrottungen, bei welchen redegewandte Agitatoren wacker Phrasen droschen; Gerüchte von einem allgemeinen Sturm auf Bäcker- und Fleischerladen liefen um, und in den Vororten sprachen einzelne Arbeiter ganz ungescheut davon, daß nun auch die Zeit komme, mit dem oder jenem unliebsamen Fabrikanten gründliche Abrechnung zu pflegen.

Vielleicht auch von diesen drohenden Anzeichen beeinflußt, wurden im Laufe des elften und zwölften März verschiedene militärische Dispositionen für den Fall von Unruhen getroffen, deren Durchführung, soweit es militärische Maßnahmen betraf, in der Hand des damals als Stadt-Commandant fungirenden Erzherzogs Albrecht (geb. 1817) lag — eines Prinzen, von dem man rühmte, daß er Erbe der militärischen Tugenden seines Vaters, des Erzherzogs Karl, und dabei ein Gegner jenes schablonenmäßigen geistlosen Dienstbetriebes sei, den man unter dem Stichwort „Gamaschendienst" zusammenfaßte. Es existirt in dieser Hinsicht eine Anekdote, die bezeichnend für die Verhältnisse und das Eingreifen des Erzherzogs ist.

Auf einem Ritt um die Stadt bemerkte er im bestandenen Festungsgraben, der sich um die innere Stadt zog, einen Wachposten, dessen Zweck und Bestimmung schlechterdings nicht einzusehen war. Auf der nächsten Thorwache erkundigte sich der

Erzherzog, doch der Offizier wußte keine Auskunft zu geben; ihm wie seinen Vorgängern war die Unterhaltung des Postens im Wachrapport vorgeschrieben, und Niemand fragte weiter um Nothwendigkeit oder Nützlichkeit, daß dort ein Soldat in Schnee und Regen, in Sonnenbrand und Frost schildern mußte. Der Erzherzog gab sich nicht so leicht zufrieden, sondern ließ nachschlagen, und da ergab sich denn, daß vor Jahren einige Munitionswagen an diesem abgelegenen Orte gestanden hatten, und zu ihrem Schutze wurde vom Stadt-Commando ein Wachposten bestellt. Die Wagen fuhren ab, man vergaß die weitere Ausstellung der Schildwache zu untersagen, und sie wurde daher fort und fort hinaus beordert, ohne daß Jemand an ihrer völligen Ueberflüssigkeit Anstoß genommen hätte. Es versteht sich, daß der Erzherzog die sofortige Auflassung anordnete und den maßgebenden Persönlichkeiten größere geistige Beweglichkeit und Selbstständigkeit empfahl.

Im Publikum galten Erzherzog Albrecht und sein jüngerer Bruder Wilhelm, Schüler des verdienstvollen österreichischen Staatsmannes Josef Freiherr v. Kalchberg (geb. 1801), als Anhänger jener Partei, welche von der Nothwendigkeit einer Umkehr überzeugt waren und derselben auch gegen das leitende Triumvirat Ausdruck gaben.

Am 12. März, einem Sonntag, versammelten sich die Studierenden zahlreich an der Universität. Zum Theil füllten sie lebhaft berathend und gestikulirend den Platz und die Gänge, zum Theil wohnten sie dem sogenannten Universitätsgottesdienst bei. Der beliebte Professor in den philosophischen Jahrgängen, Doctor Anton Füster (geb. 1808), hielt eine Predigt, der es nicht an politischen Pointen fehlte. Er wies darauf hin, daß eine neue, bessere Zeit heraufdämmere, die aber auch von jedem Einzelnen verlange, daß er bereit sei, Opfer zu bringen und Alles, was ihm theuer sei, für das allgemeine Beste in die Wagschale zu werfen. „Für das Vaterland darf Euch kein Opfer zu groß sein!" schloß der Redner mit einer Apostrophe an die Zuhörer, freilich mehr im Style eines Volksredners als eines Predigers. (Bild Seite 657.)

Alles drängte sich nun ungestüm in die inneren Räume der Universität, und da man in Voraussicht der kommenden Scenen den großen Saal der Aula versperrt hatte, wurde deren Oeffnung verlangt. Um Gewaltakte zu verhindern, mußten zwei bei den Studenten beliebte Professoren, Anton Hye (geb. 1807) und Stefan Ladislaus Endlicher (geb. 1804, gest. 1849), die Oeffnung des Saales veranlassen, worauf sogleich an die Unterzeichnung der Adresse gegangen und auch manche volltönende Rede gehalten wurde. Vergebens suchten die Professoren zu beschwichtigen, und Hye setzte seine Beliebtheit auf das Spiel, als er den aufgeregten jungen Leuten zurief: „Wollen Sie denn durchaus die Affen der Münchner machen?" und ihnen vorstellte, daß ja ohnehin die Adresse der Bürger, welche ungefähr die gleichen Forderungen enthalte, an die Stände gehe.

„Nichts von den Ständen!" scholl es zurück, und alle Bemühungen der beiden Professoren, die Studenten von einer Adresse an den Kaiser abzubringen, blieben erfolglos. Um die exaltirten jungen Leute vom Aeußersten abzuhalten, mußten sich Hye und Endlicher bereit erklären, noch heute um eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen und die Adresse in dessen Hände niederzulegen.

Die beiden Herren verfügten sich sofort in die Hofburg und sprachen zuerst beim Grafen Kolowrat vor. Derselbe schien schon unterrichtet zu sein und sagte ziemlich geringschätzend: „Das fehlte auch noch, daß die Studenten uns zu schaffen machen!" Uebrigens bedeutete er den Professoren, daß die erbetene Audienz von der Zustimmung des Erzherzogs Ludwig abhänge.

Auf dem Wege zu diesem äußerte sich ein sie begleitender Würdenträger: „Wissen Sie, das Ganze ist eine Büberei, und man sollte die zweitausend Burschen mit Ruthen strafen!" — ganz in ähnlichem Tone der Geringschätzung wie der damalige besonders verhaßte Polizei-Oberdirector Peter v. Muth (geb. 1783, gest. 1855) bei der Kunde von den Vorgängen an der Universität rief: „Ach! wer kümmert sich um diese Buben!"

Erzherzog Ludwig war scharfsichtiger und offenbar über die Darlegungen der beiden Professoren betroffen, aber auch er sprach in scharfen Worten seine Mißbilligung aus. Hye trat in warmer Rede für die Nothwendigkeit von Reformen ein, und Endlicher, der als Lehrer der Naturwissenschaften bei mehreren Prinzen dem Hofe näher stand, sagte rund heraus, daß sich der allgemeine Haß gegen die Person des Staatskanzlers richte und ohne dessen Rücktritt keine Beruhigung des Publikums zu erwarten sei. Der Erzherzog hörte sie schweigend an, vertröstete sie bezüglich der Audienz auf später, verabschiedete sich aber von Endlicher auf das Freundlichste.

Um 6 Uhr Abends fand endlich die Deputation der Universität Zutritt bei dem Monarchen, der sichtlich bemüht war, die Scene abzukürzen. Kaum hatte Hye eine kurze passende Ansprache geendet und Endlicher die Adresse überreicht, als sie mit dem Bescheide: „Ich werde die Angelegenheit in Erwägung ziehen" und einer Handbewegung entlassen wurden.

Natürlich war ein solcher Bescheid nicht nach dem Sinne der jungen Brauseköpfe, obwohl andererseits zugegeben werden muß, daß füglich kein anderer möglich war. Noch in der Nacht wurde der verhängnißvolle Entschluß gefaßt, am nächsten Morgen in corpore vor das Landhaus zu ziehen.

Unterdessen scheinen die Vorgänge an der Universität in einflußreichen Kreisen einen Umschlag der Gesinnung hervorgerufen zu haben. Von gut unterrichteter Seite wird verbürgt, daß Fürstin Melanie Metternich (Bild Seite 648) — deren mehr als billiger Einfluß auf die Politik ihres greisen Gemals durch die jüngst veröffentlichten Tagebücher vollkommen bestätigt wird — für die Ertheilung von Zugeständnissen eingetreten sei und den Staatskanzler mit dem Landmarschall von Niederösterreich Graf Montecucculi in ein Zimmer gesperrt habe, mit der Drohung, nicht eher zu öffnen, bis beide Herren auf Cavaliers-Parole versichern könnten, daß ein Einverständniß erzielt sei. An innerer Wahrscheinlichkeit fehlt es dieser pikanten Anekdote nicht, auch wenn es sich nicht ganz so verhalten sollte; es ist wohl zu denken, daß einer geistreichen und energischen Frau die Geduld riß, wenn sie der Noth des Augenblickes gegenüber die tausend Zweifel und Bedenken zweier eingefleischter Bureaukraten sah.

Als Resultat dieser erzwungenen Uebereinkunft ist wohl das kaiserliche Handschreiben anzusehen, das in einer am Nachmittag des 12. März stattfindenden Staatsrathssitzung trotz des Widerspruches des Erzherzogs Ludwig beschlossen wurde. Es lautet:

„Lieber oberster Kanzler Graf Inzaghi!

Ich habe beschlossen, aus allen Provinzen, deren ständische Rechte sich auf alte, bisher unverändert gebliebene Verfassungsurkunden gründen, ständische Mitglieder, und zwar eines aus jedem Stande, nach Wien zu berufen und sie mit einem eigens von Mir hierzu bestellten Comité daselbst zu dem Ende in Berührung zu bringen, damit sie mit demselben in Ansehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache treten und das Ergebniß derselben Mir zur Schlußfassung unterlegen. Dabei behalte ich Mir auch vor, diese Deputirten im vollen Vertrauen auf die in allen Zeiten bewährten Gesinnungen Meiner Stände jene Maßregeln andeuten zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblicks erfordern, um darüber die Aeußerungen sowohl der Deputirten, als nöthigenfalls auch der Gesammtheit ihrer ständischen Körperschaft so schnell als möglich zu vernehmen.

Mit dieser Maßregel ist bezüglich auf die niederösterreichisch-ständischen Angelegenheiten sogleich zu beginnen, und haben sonach die niederösterreichischen Stände unverweilt zur Wahl der Deputirten zu schreiten; die anderen oben bemerkten Stände sind mittelst herkömmlicher Rescripte anzuweisen, sich zur Wahl der Deputirten ehemöglichst zu versammeln und die Gewählten Mir anzuzeigen, wo Ich sodann die Zeit ihrer schleunigen Einberufung bestimmen werde.

Wien, am 12. März 1848. Ferdinand."

Das war denn doch, den Wünschen und Erwartungen der Bevölkerung gegenüber, eine gar zu karge Abfindung. Schon aus den unbestimmten Wendungen, der verclausulirten Textirung ließ sich deutlich erkennen, daß es nur ein Verlegenheitsbehelf in letzter Stunde sei, daß man damit die Aufregung beschwichtigen wolle, ohne irgend ein bindendes Versprechen zu geben. Mit so geringen Dosen aber kurirt man kein so heftiges Fieber, wie es damals schon im ganzen Staatskörper wüthete.

Das große Publikum kam gar nicht mehr zur Kenntniß dieser angeblichen Zugeständnisse, aber auch in einer in später Nachtstunde abgehaltenen Sitzung des ständischen Ausschuß-Collegiums stieß die Mittheilung des Landmarschalls darüber auf eine sehr kühle Aufnahme. Niemand schloß sich der Meinung des Grafen Montecuculi an, daß „die Stände diesen Schritt Seiner Majestät dankbar anerkennen würden", und über Antrag des Referenten Anton Ritter v. Schmerling (geb. 1805), des späteren Staatsmannes, wurde beschlossen, dem Landtage zu empfehlen, die vor wenigen Tagen überreichte Bürger-Petition befürwortend dem Monarchen zu unterbreiten. Damit war auch ausgedrückt, wie man in ständischen Kreisen über den Werth der gemachten Zugeständnisse dachte.

So stand man denn auf der einen Seite zum Theil hartnäckig am Bestehenden festhaltend und doch in den Maßregeln haltlos und schwankend, auf der anderen fest entschlossen, wenn auch unklar über die letzten Ziele, am Vorabend der drei Revolutionstage — in welchen sich, so viel auch nachträglich gesündigt wurde, dennoch ein idealer Schwung der Geister, ein Vergessen aller kleinlichen Rücksichten über den höheren Zwecken der Freiheit nicht verkennen läßt. Es war das helle Aufflackern einer reinen Flamme, die leider zu bald vom trüben Rauch verdunkelt wurde, der für lange Zeit alle Erinnerungen an die Culturverhältnisse der früheren Periode erstickte.

Wer dachte mehr an die Gemälde Krafft's und seinen ergreifenden Abschied des Landwehrmanns (Bild Seite 632), wenn es schwere Aufgaben für die ganze Armee gab, wer an Fendi und sein Mütterlein vor dem Täubelwirthshause (Bild Seite 633), wenn am letzteren Orte lebhaft die politische Situation des Reiches erörtert wurde, wer an die so oft karrikirten Moden (Bild Seite 642) der eleganten Welt, wenn der Bürger sich mit Waffen behing, wer an Schubert's und Kreuzer's liebliche Melodien?! In der Altlerchenfelderkirche (Bild Seite 625) rangen betend und weinend Gattinnen und Bräute die Hände in Besorgniß um ihre fernen Lieben; eine neue Aera war angebrochen und mit ihr auch ein neues Leben in der Cultur.

Die drei Märztage.

(13., 14., 15. März 1849.)

Man hat später versucht, die Ereignisse der Märztage auf einen vorbedachten Plan, eine Art Complot zurückzuführen, das von berufsmäßigen Revolutionären entworfen, von fremden Sendboten und Emissären gefördert und geschürt wurde. Abgesehen davon, daß es wunderbar wäre, wenn unter dem Sedlnitzky'schen Regime die berufsmäßigen Umstürzler so gedeihen konnten, und zur Zeit auch die fremden Revolutionäre überall in der Heimat hinlänglich zu thun hatten, wird sich aus einer schmucklosen Erzählung der Thatsachen von selbst ergeben, wie unrichtig jene Annahme ist. Durch eine Reihe von ganz unvorhergesehenen Zufällen, nicht zum geringsten Theile auch durch die Fehler und das Schwanken des in der Agonie liegenden Regierungssystems wurde die Bewegung in eine Bahn gedrängt, an welche am Morgen des 13. März kaum irgend Jemand gedacht hatte.

Wohl ist es richtig, das sich der ganzen Bevölkerung jenes instinctive Gefühl der Ahnung, daß man am Vorabend bedeutender Ereignisse stehe, bemächtigt hatte, wie es ja auch einzelne Individuen im gewöhnlichen Leben oft ergreift. Die Zeichen der neuen Zeit, die von allen Seiten gleich ebenso vielen Fanalen aufflackerten, die schon lange genährte, alle Kreise durchziehende und nun endlich zu offenem Ausdruck gekommene Mißstimmung — dem gegenüber das hartnäckige Festhalten an Maximen, die sich lange schon als bloße persönliche Passionen einzelner Machthaber erwiesen hatten — darin lagen Gründe genug, um Jedermann, der klar sehen konnte und wollte, die Ueberzeugung aufzudrängen, daß es zum Bruch kommen müßte. Nach welcher Seite sich aber der Sieg neigen würde, konnte unter den damaligen Umständen auch kaum zweifelhaft sein.

Das Vorhersehen einer Katastrophe und der Entschluß, in dieselbe einzutreten, wenn sie durch Halsstarrigkeit aufgedrängt wird, ist doch noch weit verschieden vom Vorbereiten und Herbeiführen einer solchen. Soll eine solche Schuld Jemand beigemessen werden, so fällt sie auf jene wenigen Personen, welche soviel kostbare Zeit verschwendeten, ohne durch kluge Nachgiebigkeit, durch vorsichtige Benützung des mit unwiderstehlicher Kraft vorwärtsdrängenden Volksbewußtseins der Bewegung ihre Gefahr zu nehmen und sie in regelmäßige Bahnen zu lenken. Nichts rächt sich im Leben der Völker und einzelner Individuen so hart wie verlorene Zeit, jeder Tag, der in bedeutenden Zeiten unbenützt zur Ewigkeit hinabsinkt, wird ein furchtbarer Ankläger.

Was man da später von fremden Emissären, die in den Märztagen hetzten, von geheimnißvollen Warnungen, von Vorhersagungen der Geschehnisse und so weiter erzählte und eifrig als Beweis einer sorgfältig in Scene gesetzten Emeute benützte, war entweder leeres Gerede Solcher, die gerne hinterdrein Alles vorhergesehen

haben wollen, oder böswillige Erfindung, um das Versäumniß von den leitenden Kreisen abzuwälzen und die Explosion als etwas Unabwendbares hinzustellen.

Das Bewußtsein, daß eine solche drohe, wenn ihr nicht weise vorgebeugt werde, tauchte nicht erst in den letzten Tagen und — wie wir gesehen haben — nicht blos in solchen Kreisen auf, die bereit waren, die einmal entfesselte Strömung zu fördern und sich in dieselbe zu werfen, sondern es wurde auch von Personen getheilt, die nichts davon zu hoffen hatten und gegen jede Beeinflußung von einheimischen oder fremden Umsturz-Elementen vollkommen unzugänglich waren.

Mit dem Bewußtsein aber, daß sich entscheidende Dinge vorbereiten, erwachte am 13. März Morgens wohl Jedermann in Wien, der den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten aufmerksam verfolgt hatte. Und wie so oft that auch in diesem Falle die Natur das ihre, um der Situation zu entsprechen. Schwer und bleifarben hingen die Wolken tief herab, kein Lüftchen regte sich, als hielte der Sturm den Athem an, um plötzlich mit voller Kraft lostosen zu können, und warm, für die Jahreszeit fast schwül war die Temperatur — ein Bote des kommenden Frühlings oder auch nur die Einleitung zu grellen Blitzen und prasselnden Donnerschlägen. So mochte der Eine oder Andere je nach der Stimmung die Zeichen der Witterung deuten und — schließlich behielten sie auch Beide Recht.

Dem Wetter entsprach auch die allgemeine gespannte Erwartung. Das städtische Leben spielte sich in den Morgenstunden in den gewöhnlichen Formen ab, nur in den Kaffeehäusern bilden sich heftig debattirende Gruppen, die von einer Verschiebung der Ständesitzung, von geheimnißvollen Verhaftungen jener Männer, die sich in den letzten Tagen mißliebig gemacht hatten und von anderen Gerüchten sprachen, wie sie in solchen Zeiten entstehen und durch die Luft wirbeln, ohne daß man weiß, wie sie entstehen und verbreitet werden.

An der Stefanskirche war ein Plakat angeschlagen, des Inhalts: „Wiener! Befreit Euren guten Kaiser Ferdinand aus den Banden seiner Feinde! Wer Oesterreichs Emporkommen will, muß seiner Staatslenker Untergang wollen!" Dem Schreiber solcher Zeilen war es gewiß bitterer Ernst, und er entsprach vollkommen der allgemeinen Stimmung. Wir werden Gelegenheit haben noch aus manchen Zügen zu beweisen, daß die Bewegung der Märztage, so hoch auch die Wogen oft gingen, sich in keiner Weise gegen den Monarchen oder die Dynastie richtete, sondern nur gegen die „Staatslenker", von welchen man annahm, daß sie zum Verderben des Staates und der Dynastie die Rechte des Monarchen usurpirten. Wenn übereifrige Ankläger später schon in den Märztagen eine direct gegen den Thron gerichtete Erhebung denuncirten, Tendenzen, die übrigens auch später nur in den Köpfen einiger Exaltados und nicht ganz lauterer Schreier steckten, so ließe sich vielleicht mit mehr Recht sagen, daß die *Märzrevolution* zum guten Theil eine *dynastische* war, indem das Volk den Kaiser, von dessen trefflichen Absichten es überzeugt war, vom übermächtigen und nicht immer wohlthätigen Einfluß seiner Rathgeber zu befreien strebte.

Selbst in und um die Kasernen herrschte in den ersten Vormittagsstunden ganz das gewöhnliche Treiben. Einzelne Truppenabtheilungen zogen zum Exerciren, und — ein Beweis, daß man auf nichts Arges gefaßt war — in der Kaserne am Salzgries, der einzigen in der inneren Stadt, hielt ein General am Vormittag Chargenprüfung ab. Erst gegen Mittag wurde Generalmarsch geschlagen und nach und nach rückten die Truppen auf den ihnen bestimmten Sammelplatz, das Glacis vom Burgthor bis zum Schottenthor. Wer ermessen kann, wie peinlich selbst dem pflichttreuesten Soldaten solche Anlässe sind, wo er seine Waffe nicht gegen den äußeren Feind, sondern gegen die Bürger des eigenen Staates richten muß, mit welchen er freundschaftlich verkehrt hat, in deren Reihen Mancher steht, der ihm selbst theuer ist, der wird begreifen, daß die Stimmung der Truppen eine ernste und gedrückte war.

Am erregtesten ging es schon in den Morgenstunden auf der Universität und in deren Umgebung zu. Nur wenige Studierende fanden sich in den Morgen-

Copyrighted Material

Abraham Lincoln Delivering the Emancipation Proclamation, New York Historical Society, New York City / Bridgeman Art Library

Syndicated Access

Digitized by Google

Verdienste sich, indem sein Verfasser zum Begründer der Wahrheit, zum wirklichen Propheten wurde. Wie Luther, so hat auch Wilhelm Weitling in seinen Schriften, in seinen Lehrgesprächen, seinen öffentlichen Zeugnissen, in Wort und Tat, sich als Prophet bewährt. Seine Schriften sind Prophetenworte, seine Lehrgespräche Prophetenreden (Jes. 1, 1; Jer. 1, 1; Hes. 1, 1).

Der Geist der Weissagung war dem Verfasser des Evangeliums der Verkündigung, der Geist der Wahrheit, der Geist der Prophetie. Wie Johannes, so hat auch Wilhelm Weitling seinen Geist nicht durch Schriftgelehrsamkeit und Theologie, sondern durch Gebet und Arbeit, durch Leiden und Kampf, durch Tod und Auferstehung empfangen. Wie Johannes, so hat auch Wilhelm Weitling seinen Geist nicht durch Bücher, sondern durch Bücher empfangen. Wie Johannes, so hat auch Wilhelm Weitling seinen Geist nicht durch Bücher, sondern durch Bücher empfangen. Wie Johannes, so hat auch Wilhelm Weitling seinen Geist nicht durch Bücher, sondern durch Bücher empfangen.

Illustration zu Seite 647

Geist, und verkündigt Gottes neue Gerechtigkeit. Wie Johannes, so hat auch Wilhelm Weitling seinen Geist verkündet, und seine Zeit hat Wunderdinge über ihn getan

Nun drängte sich Alles dem Ausgang zu, mit dem Ruf: „Ins Landhaus!“ eilten die Studenten durch die Gänge und über die Treppe, gefolgt von Hye, der noch immer Versuche machte, sie zurückzuhalten. Es war vergebens, Niemand hörte mehr auf ihn — erschöpft und gebrochen sank der Mann zusammen, ein ungeheures Unglück ahnend. So abhold er auch selbst dem herrschenden System war, konnte er doch nicht glauben, daß dasselbe schon so morsch und aller inneren Kraft bar war, um nach einem bis zum letzten Augenblick bewährten hartnäckigen Widerstreben gegen jedes Einlenken vor einer unvorbereiteten aber vorauszusehenden Revolte zusammenzubrechen. Der Anschein von Kraft, welchen sich das Metternich'sche System zu geben wußte, täuschte selbst seine Gegner, was erklärlicher und verzeihlicher ist als die Selbsttäuschung, welcher sich seine Träger hingaben.

In rasch formirtem Zug, verstärkt durch die schon in den Morgenstunden zur Stadt geeilten Techniker, rückten die Studierenden durch die Stadt gegen das Landhaus unter Rufen: „Es lebe Recht und Freiheit! Nieder mit der Willkürherrschaft!“ und so weiter — Demonstrationen, die an einzelnen Punkten, zum Beispiel in der Nähe der Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern) und des Magistratsgebäudes, eine persönliche Spitze gegen einzelne Würdenträger, namentlich gegen den Bürgermeister Czapka annahmen, der in den letzten Tagen durch seine offen auftretende Parteinahme für das herrschende System vollends allen Boden in der Bürgerschaft und Bevölkerung verloren hatte. Zu seiner Rechtfertigung muß übrigens hier betont werden, daß seine Stellung eine wesentlich andere war als die eines derzeitigen gewählten Bürgermeisters. Von einer selbstständigen Gemeindeverwaltung, wie sie unter Josef II. wieder angebahnt wurde, war schon lange keine Spur mehr; der Bürgermeister war ein vom Kaiser ernannter, auf der bureaukratischen Stufenleiter emporgeletterter Beamter, der naturgemäß seine Stellung gegenüber den jeweiligen Machthabern anders auffaßte als ein durch das Vertrauen der Bevölkerung berufenes Stadtoberhaupt.

Auf dem ganzen Wege wurden die Studierenden von den Fenstern aus und von den Passanten mit Zurufen begrüßt, und nicht Wenige schlossen sich dem Zuge an. Nur einmal versuchte ein Polizeibeamter ihn aufzuhalten. Ach! der Arme spielte eine ähnliche Rolle wie seine hohen Oberen, die dem Zeitgeist ein Halt gebieten wollten. Ohne sich aufzuhalten, schob man ihn bei Seite, und einem Vertrauten, der den Stock vorhielt und die Studierenden „im Namen des Gesetzes“ aufforderte, auseinanderzugehen, rief man zu: „Eure Zeit ist jetzt vorüber — es gibt ein anderes Gesetz!“

Vor dem Landhause empfing die Studenten schon eine ziemlich dichtgedrängte Volksmenge, die sich jedoch sofort öffnete, um die jungen Leute durchzulassen. Die meisten späteren Darsteller der Ereignisse fanden in ihrem Drang, sich als besonders wohlgesinnt zu beweisen, nicht Worte des Spottes und der Verurtheilung genug für den „neugierigen und schaulustigen Pöbel“, der sich aus Freude an Skandal zudrängte. Es mag schon sein, daß Einzelne sich aus Neugierde oder Schaulust zudrängten, wie dies ja bei allen öffentlichen Anlässen geschieht; der ungeheuren Mehrzahl gegenüber beweist es aber ein völliges Verkennen der herrschenden Stimmung, wenn man kein anderes, edleres Motiv gelten lassen will. Nach so langer Zeit dumpfen Geistesdruckes, in welcher man dem Volke glauben lehrte, daß die öffentlichen Angelegenheiten es gar nichts kümmerten, war es plötzlich zur Besinnung gekommen, daß es ja daran auch einen Antheil, und zwar nicht den geringsten zu nehmen hatte. Und dieses so lange gewaltsam unterdrückte Bewußtsein, daß jedes Volk durch Handeln und Unterlassen des eigenen Schicksals Schmied sei, trieb die Leute auf die Straßen und an jene Orte, wo man vermuthete, daß die Entscheidung fallen würde. Und auch noch andere, nicht minder edle Motive führte Viele damals an die bedrohten Punkte: die Sorge um theure Angehörige. Eine dem Erzähler sehr wohl bekannte Dame zog, wenige Augenblicke bevor die ersten verhängnißvollen Schüsse fielen, den Sohn aus der ersten Reihe der dem Militär Gegenüberstehenden, und gewiß hat eine ähnliche Absicht die

meisten von den Frauen beseelt, die sich unter das Volk mengten, und von welchen auch einige als Opfer fielen.

Noch in den Morgenstunden war man zweifelhaft gewesen, ob die Ständesitzung abgehalten werden solle, und der Landmarschall selbst scheint, durch die Aufnahme erschreckt, welche das erwähnte kaiserliche Handbillet fand, für die Unterlassung gewesen zu sein. Graf Montecucculi kann als Typus jener Aristokraten gelten, die weniger aus Vorliebe für wirkliche Reformen als aus Abneigung gegen den Alles bevormundenden Bureaukratismus sich gegen das herrschende System kehrte. Deren Streben ging nur bis zu einer Erweiterung oder Wiederherstellung der exclusiv ständischen Rechte, und man bediente sich zwar der auch in der übrigen Gesellschaft herrschenden Mißstimmung als Bundesgenossin, war aber nicht gewillt, derselben mehr Concessionen zu machen als mit den eigenen Interessen verträglich war. Als daher die Bewegung wuchs und Zielen zustrebte, welche weit allgemeiner und weiter gesteckt waren, als es sich nicht mehr blos um den Sturz des Staatskanzlers und des absolutistischen und bureaukratischen Systems handelte, sondern direkt demokratische Tendenzen auftauchten, die mit dem Ständewesen so wenig vereinbarlich waren wie mit den bestehenden Einrichtungen, verloren die Herren Lust und Muth zu weiterem Handeln und hätten von Herzen gern eine Bewegung unterdrückt, die sie selbst angeregt hatten. Sie fanden sich in der vielcitirten Situation des Goethe'schen Zauberlehrlings, der in den Fluten zu ertrinken fürchtet, die er herbeigerufen.

Schon am Morgen des 13. März war Albert Graf Montecucculi (geb. 1802, gest. 1852) offenbar bedenklich geworden und hätte es am liebsten gesehen, wenn man es bei den vagen Versprechungen hätte bewenden lassen, die er Tags vorher in dem erzwungenen tête-à-tête mit Fürst Metternich vereinbart hatte. Als man in den maßgebenden Kreisen auf eine Verschiebung der Ständesitzung nicht einging, traf der Landmarschall die Anordnung, daß die Mitglieder nicht in der üblichen Uniform, sondern in gewöhnlichen Kleidern erscheinen und durch ein Seitenthor eintreten sollten. Der Befehl, daß das große Thor gegen die Herrengasse gesperrt werden solle, war entweder unausführbar oder — wurde absichtlich nicht befolgt.

Genug — die Studenten und mit ihnen auch andere Personen füllten bald dichtgedrängt den Hof, unter mehr oder weniger heftigen Disputationen der Dinge wartend, die da kommen sollten, und die beliebten Ständemitglieder mit lauten Zurufen begrüßend. Da trat ein bisher unbekannter Mann, der Doctor der Medizin Adolf Fischhof (geb. 1816) als Redner auf und hielt von den Schultern einiger Studenten herab eine improvisirte Ansprache, welche mächtig wirkte. Zündend fielen seine Worte: „Damit dieser Tag erfülle, was er zu verheißen scheint, müssen wir auf der Höhe desselben stehen! Wer an diesem Tag keinen Muth hat, gehört in die Kinderstube! Eine übelberathene Staatskunst hat die Völker Oesterreichs auseinandergehalten, sie müssen sich jetzt brüderlich zusammenfinden und ihre Kräfte durch Vereinigung erhöhen!" und so weiter in die Menge und entfesselten einen Beifallssturm, unter dem die Fenster erklirrten. Es waren die ersten offenen vor dem Volke ausgesprochenen Worte der Freiheit, und je fremder dieselben den Zuhörern waren, desto begeisterter wirkten sie. Bei mehreren Stellen der Rede wurde dieselbe durch Hochrufe auf den „constitutionellen, Kaiser", auf die Dynastie unterbrochen und wo es anging, gedachte man auch weniger schmeichelhaft der verhaßten Machthaber.

Niemand kannte den Redner, und als Rufe nach seinem Namen laut wurden entgegnete er mannhaft: „Das Damoklesschwert der Polizei schwebt über meinem Haupte, aber ich sage wie Hutten: Ich hab's gewagt! Ich bin Doctor Fischhof!"

Nun folgten andere Redner, von welchen sich aber jeder nur einem kleineren Kreise verständlich machen konnte, und unter deren mehr oder weniger tönenden Tiraden die Aufregung stets stieg. Da warf einer derselben, der später berühmt gewordene Doctor Josef Goldmark (geb. 1818) den Gedanken unter die Masse,

man müsse die Stände vermögen, sofort die Wünsche des Volkes zur Kenntniß des Monarchen zu bringen. Das fand allgemeine Zustimmung, und als die Rufe nach einzelnen fortschrittlichen Ständemitgliedern erfolglos blieben, drängte man sich über die Treppe und in die Gänge, stets geschoben von der von der Straße nachflutenden Menge.

In der Nähe des Sitzungssaales trat der Landmarschall mit einigen Mitgliedern der Versammlung den Eindringenden entgegen, und der rasch vorgeschobene Doctor Fischhof entwickelte in knappen Worten, daß das Volk mit Vertrauen auf die Stände sehe, aber auch erwarte, daß dieselben für die ohnehin bekannten Volkswünsche eintreten würden.

Graf Montecucculi, der nachgerade den Kopf zu verlieren schien, suchte die Drängenden mit der Hinweisung auf das kaiserliche Handschreiben zu beschwichtigen, aber die Rufe: „Keine halben Maßregeln! Keine Worte! Keine leeren Versprechungen!" bewiesen ihm, daß er damit hier noch weniger Anklang finde als unter seinen Standesgenossen. Noch einmal raffte er sich auf und versicherte ernst und entschieden, daß die Stände den besten Willen hätten, aber die Freiheit ihrer Berathungen gewahrt bleiben müsse. Das wirkte für den Moment, man zog sich zurück, wogegen es im Hofe immer tumultuarischer zuging.

Hier verlas nämlich unterdessen ein junger Mann vom Brunnendach herab die bisher in ihrem Wortlaut noch nicht allgemein bekannt gewordene Rede Kossuth's, die begreiflicherweise mit frenetischem Beifalle aufgenommen wurde. Die vernichtenden Angriffe auf das herrschende System und dessen Träger entfesselten einen Sturm der Stimmung, der in Pereatrufen auf den Staatskanzler austönte, dagegen wurden die Stellen, welche von der Pflicht gegen die Monarchie sprachen, des Kaisers, der Dynastie und des Thronerben gedachten, mit ebenso lauten Hochrufen aufgenommen.

Während der Verlesung flatterte von einem der Fenster ein Blatt Papier herab, und ein Herr, wahrscheinlich ein um die Beruhigung der aufgeregten Menge besorgtes Ständemitglied, forderte die Unterbrechung der Kossuth'schen Rede, damit „die Zuschrift der Herren Stände" bekannt gemacht werden könne.

So geschah es auch, aber ohne den gewünschten Erfolg. Das Blatt enthielt eine Petition an den Kaiser, welche also schloß: „Seine Majestät wolle geruhen zu befehlen, daß ein Ausweis über den Bank- und Staatshaushalt vorgelegt, desgleichen anzuordnen, daß ein ständischer Ausschuß aller Provinzen zusammenberufen werde zur Berathung zeitgemäßer Reformen und Mitwirkung bei der Gesetzgebung."

Vor wenigen Tagen noch hätte diese Zusage, von berufener Seite gemacht und mit Ernst in Angriff genommen, wahrscheinlich genügt, der ganzen Bewegung die Spitze abzubrechen, die Basis für eine schrittweise Entwicklung wäre gegeben gewesen. In diesem Momente, der erhitzten und durch fortwährendes Schwanken erbitterten öffentlichen Meinung gegenüber, fanden diese Bemühungen der Stände nur Widerspruch und Hohn. „Weg mit dem Wisch! Wir wollen nichts von den Ständen! Sie wollen uns auch verrathen! Wir werden ohne sie durchsetzen, was nöthig ist!" scholl es im brausendem Chor zurück, und mit donnernder Stimme rief ein Student, während er den Zettel zerriß und in die Luft warf: „Und so erkläre ich denn hiemit angesichts der ganzen Versammlung, angesichts des österreichischen Volkes, daß keiner unserer Wünsche damit erfüllt ist, und zerreiße feierlich diesen Wisch!"

Jubelnder Beifall folgte dieser Scene — wie bei jeder politischen Bewegung weitete sich mit jedem Moment die Kluft zwischen den anfänglichen Leitern der Bewegung und den rastlos vorwärtstreibenden Elementen, die, fortgerissen von der Leidenschaft des Augenblicks, nicht jene Grenzlinie respectiren wollen, bis zu welcher man sie führen wollte. Wenn Fischhof's Rede das erste offene Wort der Revolution war, so lag in der Zerreißung der ständischen Zuschrift die erste symbolische Handlung derselben. Es lag eine Dosis Wahrheit in der

Klage eines conservativen Ständemitglieds, als die Verwünschungen gegen Metternich unten im Hofe ertönten: „In diesem Moment richtet sich der Haß der Menge gegen die Regierung, im nächsten schon wird er sich gegen uns wenden." Aber auch Ritter von Kleyle hatte Recht, als er erwiderte: „Nein! das Volk ist nicht undankbar und hat keinen Grund uns anzuklagen."

Undank lag nicht darin, sondern nur der Ausdruck der naturgemäß ganz verschiedenen Ziele, welche die weitaus überwiegende Mehrzahl der Ständemitglieder im Auge hatten, und welche von der Bevölkerung angestrebt werden mußten, sobald einmal die Bewegung ins Rollen gekommen war. Die Ersteren vertraten einen berechtigten, aber immerhin auch engherzig begrenzten Standpunkt, die aufgeregte und unklar vorwärts drängende Menge aber richtete den Blick in dämmernde Fernen, wo Möglichkeit und Phantasie in einander verschwammen, und glaubte mit jedem neuen Begehren, mit jeder halbverstandenen Errungenschaft einen neuen sicheren Besitz zu haben, der eine Gewähr für die Erhaltung der übrigen Erwerbungen sei.

Unter fortwährendem Toben wählte man im Hofe eine Deputation, um noch einmal vor den Ständen die Wünsche des Volkes zu vertreten. Durch das Gedränge in den Gängen wurden jedoch die dazu bestimmten Personen getrennt und vom Eintritt in den Ständesaal abgehalten, während andere, unberufene sich die Zulassung erzwangen.

Nur die Unmöglichkeit, das Haus zu verlassen, bewog die Mehrheit der Mitglieder, überhaupt der Versammlung unter solchen Umständen beizuwohnen. Während Anton Baron Doblhoff (geb. 1800) das Referat über die bekannte Bürger-Petition erstattete, erscholl von unten herauf das Tosen und Lärmen der Menge, deren Treiben für viele Anwesende interessanter zu sein schien als die Verhandlungen im Saale. Die Ausführungen Doblhoff's gipfelten in dem Adreßantrag, der auf die Harrenden im Hofe so unglücklich eingewirkt hatte. Aber auch das schien dem Landmarschall heute plötzlich zu weitgehend, und er suchte die Stände zum Zuwarten zu bewegen. Weniger dem entschiedenen Widerspruch der liberalen Ständemitglieder als der stets bedrohlicher werdenden Situation war es zuzuschreiben, daß man sich für die Adresse entschied, deren Berathung jedoch durch einen neuen Tumult unterbrochen wurde.

Als nämlich die im Gedränge auf den Treppen und in den Vorzimmern eingekeilte Deputation nicht zurückkehrte und ein durch Zufall in ein unbenütztes Zimmer gerathener und dort keinen Ausweg findender Student in den Hof hinabschrie: „Zu Hilfe! Man hält uns hier eingesperrt!" glaubte man wirklich, es werde im Hause gegen die Führer des Volkes Gewalt angewendet. Ein Theil der Menge im Hofe drängte also nach Oben und schob die schon dort Befindlichen mit unwiderstehlicher Gewalt weiter, ein anderer strömte, erschreckt durch das dumpfe Zufallen eines Seitenthores, das wie ein Schuß klang, auf die Straße hinaus — wo unterdessen thatsächlich schon Militär eingetroffen war.

Im Sitzungssaale hatte unterdessen Graf Breuner beantragt, man möge in einer sofort abzusendenden Deputation dem Kaiser den loyalen Dank für das gemachte Zugeständniß ausdrücken, aber zugleich betonen, daß dadurch nicht erfüllt werde, was das Volk wünsche. Kurz darauf drang, wie schon oben erwähnt, ein Theil der in den Gängen Versammelten ein, und es kam zu ziemlich confusen Auseinandersetzungen, bei welchen der Landmarschall vergebens Beschwichtigungsversuche machte und mehr und mehr die Leitung aus der Hand verlor. Natürlich fehlte es auch an heftigen Zwischenfällen nicht, welche bewiesen, daß es auch unter den Ständen noch Männer gab, die den Ernst der Situation nicht voll erfaßten.

So rief, als Baron Stifft von der „Stimmung des Volkes" sprach, Graf Heinrich Hoyos spöttisch dazwischen: „Ach! was Volk! — es sind ja nur die Studenten, welche demonstriren", und mußte sich für dieses unkluge Wort von einem seiner Collegen darüber belehren lassen, daß „hinter diesen Demonstranten die ganze Bevölkerung von Wien stehe".

Als endlich Graf Colloredo, der bis jetzt bemüht war, die im Hause und im Hofe tosende Menge zu beruhigen, mit der Kunde kam, daß die Situation stets bedrohlicher werde und das Aeußerste zu befürchten sei, hörte jede weitere Berathung auf. Der Aufforderung des Landmarschalls entsprechend, zogen die Stände in corpore nach der Hofburg, um dem Kaiser die Adresse zu überreichen, und die gewiß nicht in allen Theilen gebilligten, aber zu drastisch lautgewordenen Volkswünsche zu unterbreiten. Obwohl die Rufe: „Das Militär umzingelt das Haus — es darf Niemand hinaus!" laut wurden, schritten die Stände doch weiter durch den Hof und zum Thor. Freudige Zurufe begrüßten sie, und bereitwillig machte das Volk eine Gasse, um sie durchzulassen. Auch die Soldaten, welche die Herrengasse nach der Burg zu absperrten, öffneten ihre Reihen, um die Stände durchzulassen, wehrten jedoch die Nachdrängenden mit vorgehaltenem Bajonnette ab.

Fürstin Melanie Metternich. (Seite 637.)

Es ist nicht uninteressant zu wissen, wie dieser stürmische Morgen von jenem Manne zugebracht wurde, auf dessen Sturz es abgesehen war. Wenn ein sorgfältiger Darsteller der kraus durcheinanderlaufenden Ereignisse dieses Tages meint, Alles, was zu der übrigens schon sehr unregelmäßig functionirenden Regierung gehörte, sei „mit Blindheit geschlagen" gewesen, wird sich kaum etwas Triftiges dagegen einwenden lassen. Gesteht doch selbst der Vertheidiger des Staatskanzlers, Graf Hartig, zu, daß „Metternich zwar voraussah, daß eine Katastrophe nicht ausbleiben werde, sich aber nicht überzeugen konnte, daß sie schon in der nächsten Zeit möglich sei". Daß dafür „jene Regierungsorgane, welche berufen waren, die Volksstimmung zu beobachten", verantwortlich gemacht werden, ist wohl ebenso wenig stichhältig als die Entschuldigung, „daß der Fürst sich im Gewissen verpflichtet fühlte, von den Maximen nicht zu weichen, welche die Welt als sein System bezeichnete und anfocht, die ihn sein Verstand aber als die Lebensbedingungen des österreichischen Kaiserstaates erkennen ließ". Starrsinniges Festhalten an rein persönlichen Ansichten, die nicht mehr in die Zeit passen, Mangel an Voraussicht und blindes Vertrauen in untergeordnete Organe sind zweifelhafte Entschuldigungen für einen Staatsmann von solchem Range, wie er für den Fürsten Metternich beansprucht wird.

Bilder zur Feier Mozart's im J. 1856, wenn Josef Heyderich an der Vollendung seiner Arbeiten nicht gehindert worden wäre. Heyderich, tief in Arbeit, starb, 1856 in Hamburg, bei der Arbeit, an der „Kaiserin Josefa“. Sie ist nicht vollendet. Ein Bild, das Heyderich selbst gemalt hat, ist Mozart's Tod, welches wir beifügen, und das Heyderich selbst „sein Bestes“ für gelungen hielt. Ein Bild, das auch gut sein soll, besitzt Herr Dr. Ludwig Nohl in Heidelberg, welches Mozart's Leichenbegängniß darstellt.

Josef Heyderich's Bildniß Mozart's.

Heyderich war ein Sohn Hamburgs. Er studirte in Hamburg, und widmete sich in Hamburg seiner Kunst. Er war ein Schüler von Suhrlandt und Lorenz Gottlieb Hess. Mozart's Tod, Heyderich's Bildniß, ist ein Werk seiner Jugend. Es ist 1826 in Hamburg entstanden.

Das Bild ist ein Geschenk des Herrn Dr. Ludwig Nohl in Heidelberg. Herr Dr. Nohl hat es von Heyderich's Bruder, dem Maler Heyderich, welcher in Wien lebt, erhalten. Heyderich's Bruder hat es dem Herrn Dr. Nohl geschenkt.

Herr Dr. Nohl hat es dem Verleger dieses Buches geschenkt, damit es in diesem Buche veröffentlicht werde. Herr Dr. Nohl hat es dem Verleger dieses Buches geschenkt, damit es in diesem Buche veröffentlicht werde, weil Herr Dr. Nohl, der Mozart's Leben geschrieben hat, und der Mozart's Briefe herausgegeben hat, und der Mozart's Reisen beschrieben hat, und der Mozart's Briefe an die Familie Auernhammer herausgegeben hat, und der Mozart's Briefe an Gottfried von Jacquin

mengen erfuhr, ahnte er, daß ein ernster Konflikt bevorstehe, und seine Maßregeln, die bezweckten, das Bürgermilitär gemeinsam mit dem Militär gegen das Volk einschreiten zu lassen, bewiesen, wie wenig er über die Stimmung in den ihm nächststehenden Bürgerkreisen unterrichtet war. Bei Unterlassung aller Vorsichtsmaßregeln trafen erst in den Nachmittagsstunden einzelne Abtheilungen des Bürgermilitärs auf dem Sammelplatze am Josefstädter Glacis ein, daß dasselbe jedoch keine Lust hatte, die ihm zugemuthete Rolle zu spielen, zeigte sich sehr bald.

Auf die erste Nachricht von ernsten Unruhen erwiderte Herr v. Metternich, der eben mit dem bekannten preußischen General von Radowitz die Möglichkeit eines Krieges gegen das republikanische Frankreich erwog: „Die zur Dämpfung von Straßenunruhen zu ergreifenden Maßregeln gehören nicht in mein Ressort". Als sich aber die Unruhen seinem eigenen Palais näherten, setzte er sich über diese Competenzbedenken hinweg und eilte in die Hofburg. In einer schnell zusammenberufenen Staatsrathssitzung, welcher auch der eben anwesende Commandirende von Böhmen, Alfred Fürst Windischgrätz (geb. 1787, gest. 1862) beiwohnte, unterstützte Metternich lebhaft dessen Meinung, daß man der Unruhen durch militärisches Einschreiten Herr werden und den Belagerungszustand verkünden müsse. Trotz der Einsprache anderer Mitglieder, die auf die Gefahren eines Mißlingens hinwiesen, obwohl selbst der spätere Kriegsminister Theodor Graf Baillet de Latour (geb. 1780, gest. 1848), vom militärischen Standpunkt aus Bedenken erhob, beschloß man doch die Anwendung von Gewalt. Der Commandirende, bekanntlich Erzherzog Albrecht, welchem bisher aufgetragen war, „jeden Zusammenstoß zwischen Volk und Militär thunlichst zu verhindern", erhielt nun die Weisung, energisch einzuschreiten.

Bevor jedoch die nothwendigen Maßregeln ergriffen werden konnten, waren schon die ersten Schüsse gefallen, die März-Revolution hatte ihre Blut- und Feuertaufe erhalten.

Schon als die Stände nach der Hofburg zogen, was kurz nach zwölf Uhr geschah, war Militär in der Herrengasse erschienen. Kurz darauf erhielt eine vom Minoritenplatz anrückende Grenadier-Compagnie Auftrag, die Umgebung des Landhauses zu säubern. Ein unbeschreiblicher Tumult entsteht, da die dichtgekeilte Menge vor den langsam vordringenden Soldaten nicht mehr weichen kann. Man fängt an aus den Fenstern des Landhauses Möbelstücke auf das Militär zu werfen, die Linie steht, ein Commando ertönt, und die ersten Schüsse fallen.

Auf einen Moment der Stille folgt ein Wuthgebrülle, das auch nicht aufhört, als man bemerkt, daß Niemand gefallen ist. Man hatte zu dem immer zweifelhaften Mittel gegriffen, durch eine absichtlich hoch abgegebene Salve die Leute einschüchtern zu wollen. Es verfing auch diesesmal nicht, man zertrümmerte ein Wachhaus, riß Ankündigungstafeln herab, um Waffen in die Hände zu bekommen, und eine der widerlichsten Figuren der Revolution, der wir noch öfter begegnen werden, der Journalist Häfner, schrie kreischend in die Menge: „Zum Zeughaus!" — ein Wink, der auch von Vielen befolgt wurde.

Der in bester Absicht, aber nicht in der taktvollsten Weise zum Auseinandergehen mahnende Platzcommandant General von Matauschek wird durch den Wurf eines Holzstückes am Kopfe verwundet und durch einen Theil des Publikums aus dem Gedränge geführt. Kurz darauf erscheint Erzherzog Albrecht, von einem Theil des Publikums mit Hochrufen auf das kaiserliche Haus begrüßt. Er dankt und mahnt zum ruhigen Auseinandergehen, da streift ein aus den rückwärtigen Reihen geworfenes Holzstück sein Haupt, so daß ihm die Augengläser verschoben werden. Während er sein Pferd wendet und gegen den Minoritenplatz reitet, rückt von der entgegengesetzten Seite ein Pionnierbataillon heran.

Offenbar waren schon schärfere Befehle ergangen, denn ohne Rücksicht auf den sich in der engen Straße drängenden unentwirrbaren Knäuel rücken die Pionniere in ganzer Straßenbreite mit gefällten Bajonneten vor. Dadurch steigt auch die Erbitterung des Volkes immer höher, Steine und Holzstücke werden

geschleudert, ein Offizier und mehrere Soldaten stürzen, und zum zweitenmale kracht eine Salve, die sich diesesmal schonungslos ihre Opfer sucht. Ein entsetzlicher Schrei gellt aus Hunderten von Kehlen, und man wendet sich zur Flucht, verfolgt von den nun auch erbitterten Soldaten.

Wie eine Legion von Rachegeistern zerstreuen sich die Leute in der ganzen Stadt, und der Ruf: „Zu den Waffen! Man mordet uns! Man vergießt Bürgerblut!" dröhnte durch die Straßen. Der Anblick der leichter Verwundeten wirkt noch aufreizender, Alles, was zur Waffe dienen kann, wird zur Hand genommen, und bald kommt es in der ganzen Umgegend zu einzelnen, oft sehr blutigen Scharmützeln mit dem Militär, die der momentanen Erbitterung entspringen, aber in ihrer Planlosigkeit ein unwiderleglicher Beweis gegen die später behauptete sorgfältige Vorbereitung des ganzen Aufstandes sind.

Nur vor dem Landhause selbst, wo die fünf ersten Opfer der Revolution auf dem Pflaster liegen, herrscht Ruhe. Vier davon, der Techniker Karl Heinrich Spitzer (Israelit, geb. 1830 zu Bisenz in Mähren), dann ein hochbetagter Bürger und zwei Arbeiter waren durch Kugeln getödtet worden, eine alte Frau wurde im Gedränge der Flucht erdrückt. Für die etwas frivole Anschauung jener Kreise, deren Niederlage in diesen Tagen besiegelt wurde, sei hier eine Aeußerung des Grafen Hartig erwähnt, der in seinem mehrfach angezogenen Buche dagegen protestirt, daß man aus diesen Gefallenen Helden und Märtyrer der Freiheit machte und sie mit Tumultuanten vergleicht, die einst in einer italienischen Stadt, wo aus einem Theaterscandal Unruhen entstanden waren, von der „zur Aufrechthaltung der Ordnung aufgestellten Wachmannschaft, die sich verleiten ließ, eine Salve zu geben", getödtet wurden. „Niemand aber kam es in den Sinn, sie als Helden zu betrachten, die für die Freiheit des Auspfeifens gefallen seien." Solche Aeußerungen, wo ein Cynismus der Erbitterung über alle Humanität und Bildung siegt, lassen einen tiefen Blick in die Denkweise der gemäßigtesten Träger des vormärzlichen Systems thun, zu welchen Graf Hartig ohne Zweifel gehörte.

An mehr als einem Dutzend Stellen entbrennt nun der Kampf — alle Merkmale eines Straßenkampfes an sich tragend. Hier vertrieben, schließen sich an anderer Stelle die wuthbrüllenden Massen wieder zusammen, die Truppen verrichten eine Sisyphusarbeit, denn die Gegner scheinen aus dem Boden zu wachsen und mit jeder Anstrengung, ihrer los zu werden, sich nur noch zu vermehren.

Unterdessen waren auch die Vorstädte alarmirt worden, und starke Zuzüge eilten nach der Stadt, welchen man endlich dadurch ein Ende machte, daß die Stadtthore gesperrt und Passanten nur hinaus-, aber nicht hineingelassen wurden. Diese in gewisser Beziehung nothwendige Maßregel vermehrte noch die Aufregung in den Vorstädten, da sehr viele Bewohner derselben ihre Angehörigen in der Stadt wußten. Zudem zogen von allen Seiten Militärabtheilungen auf den Exercirplatz, darunter auch feldmäßig ausgerüstete Batterien, deren Kanoniere brennende Lunten trugen. In mehr als einem Falle zeigte sich, wie bitter den Soldaten das unerbittliche Gebot der Pflicht wurde. Wenn auch directe Apostrophen, um dieselben ihrer militärischen Pflicht abwendig zu machen, erfolglos blieben, so fehlte es doch nicht an Beweisen, daß sie nur mit schwerem Herzen erfüllt wurde. Wiederholt kam es vor, daß ganze Abtheilungen auf den aus dem Publikum ertönenden Ruf: „Bajonnette herab!" Folge leisteten.

Eine der bekanntesten weiblichen Zierden der damaligen Lokalbühne fragte den Führer einer zur Stadt marschirenden Abtheilung, ob seine Leute geladen hätten, und auf seine Bejahung weiter, ob er auch auf das Volk schießen lassen werde. Verlegen antwortete der Offizier mit Berufung auf seine Dienstpflicht und die eiserne Disciplin, daß er solchen Befehl, wenn auch mit schwerem Herzen, erfüllen müßte. Da ergrimmt die von der Begeisterung des Tages über Gebühr erregte Schöne, daß sie es für ein trauriges Heldenthum halte, auf wehrlose Menschen schießen zu lassen, die nur ihre Rechte verlangen, und wer nicht den Muth habe, seiner besseren Ueberzeugung zu folgen, wenn es ihm vielleicht die

Stellung kosten, aber viel kostbares Blut geschont werden könne, sei ein Feigling. „Der Teufel soll heute Soldat sein!" erwiderte der Mann mit einem sicherlich vom Herzen kommenden Stoßseufzer.

Da es nicht möglich ist, den einzelnen Phasen des Kampfes zu folgen, so ist hier wohl der beste Anlaß, einer Episode zu erwähnen, welche erst in die späteren Abendstunden fiel und sehr viel von sich reden machte, aber nicht immer ganz der Wirklichkeit entsprechend geschildert wurde. Schon hatte der Kampf in den übrigen Theilen der Stadt ein Ende genommen, und das Militär war entweder aus der Stadt hinausgezogen oder in die Nähe der Burg beordert worden, als sich dort immer größere Volksmassen sammelten, welche auf die Resultate der hochwichtigen Verhandlungen warteten.

Dies erschien den dort befindlichen Generalen so bedrohlich, daß Erzherzog Maximilian d'Este (geb. 1782), welcher aber kein eigentliches Commando bekleidete, zwei Geschütze vom Franzensplatz auf die Verlängerung des Kohlmarktes sendete. Unterdessen erschienen auch hier wie anderwärts Bürgergrenadiere zur Handhabung der Ordnung und wurden vom Volke jubelnd begrüßt. Dieses Lärmen, das Blitzen der Waffen in der Dunkelheit mochten den Erzherzog an einen Angriff denken lassen, und er befahl dem bei den Geschützen commandirenden Oberfeuerwerker Johann Pollet (geb. in Prag 1814), feuern zu lassen.

Dieser, der die Sachlage besser erkennen mochte, thatsächlich auch die einem so unnützen Blutvergießen unvermeidlich folgende furchtbare Erbitterung mit ihren geradezu unabsehbaren Folgen fürchtete, zudem aber durch einen strikten Befehl gebunden war, nur über schriftlichen oder mündlichen Auftrag genau bezeichneter Personen das Feuer zu eröffnen, verweigerte es, die Weisung des Erzherzogs zu befolgen, und als dieser sich zornig nun an die Kanoniere wendete, trat Pollet vor die Kanone und rief: „Die Kanone steht unter meinem Befehl, und ehe nicht von meinem Vorgesetzten ein besonderer Befehl kommt oder die unausweichliche Nothwendigkeit es fordert, lasse ich nicht auf wehrlose Bürger schießen." (Nach Anderen hätte der Erzherzog gesagt: „Wenn das so fortgeht, wird uns nichts übrig bleiben als zu schießen"; worauf Pollet erwiderte: „Es stehen ja noch die Grenadiere vor uns.")

Es ist unzweifelhaft, daß Pollet's Entschlossenheit das nochmalige und wahrscheinlich viel erbittertere Aufflammen des Kampfes verhinderte. Dafür legte später Graf Latour ein vollgiltiges Zeugniß ab, indem er in einem Bericht die Situation der Truppen als sehr bedenklich schildert und sagt: „Würde man sich des Geschützes bedient haben, so glaube ich selbst, daß eine gräßliche Revolution entstanden wäre."

Die Anerkennung, welche man Pollet zollte, war also vollkommen verdient und gewiß hätte nicht Jeder einem aus so hohem Munde kommenden, in momentaner Erregung gegebenen Befehl gegenüber die gleiche Entschlossenheit und Geistesgegenwart bewiesen. Nur faßte man seine Handlung von einem falschen Gesichtspunkte auf, indem man sie als eine Hintansetzung des militärischen Gehorsams pries. Gewiß kann es unter Umständen auch verdienstlich sein, auf jede Gefahr hin den Gehorsam zu versagen, in Pollet's Situation war es aber nicht nöthig, im Gegentheil band ihm ein autoritativer Befehl eine Verantwortung auf, von welcher ihn auch die Weisung des Erzherzogs nicht befreien konnte.

Daß sich die Sachlage so verhielt, wird dadurch bewiesen, daß man Pollet auch später nicht zur Verantwortung zog, was im Falle einer Verletzung der Dienstpflicht gewiß geschehen wäre. Er diente später mit Auszeichnung in den Feldzügen von 1848, 1849 und 1859, erhielt das Militär-Verdienstkreuz und wurde Hauptmann in der Artillerie. Er starb 1872.

Es fehlte nicht an Bemühungen, dem ganz zwecklosen Blutvergießen ein Ende zu machen. Angesehene Bürger wendeten sich an die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, die das Mißliche der Situation wohl einsahen, aber ihrerseits

durch die uns unbekannten Beschlüsse des Staatsraths gebunden waren. Nur jener Mann, dessen Sache in erster Linie es gewesen wäre, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, zögerte — der Bürgermeister Ignaz Czapka. Mögen auch viele der Angriffe, welchen er später ausgesetzt war, nicht gerechtfertigt gewesen sein, so ist doch sein Benehmen als Commandant des Bürgermilitärs kaum zu entschuldigen. Rechtzeitige Berufung desselben hätte das Einschreiten des Militärs vermeidbar gemacht, viel kostbares Blut wäre erspart und vielleicht auch die ganze Bewegung in anderen Bahnen geblieben.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!" sagt Mephisto, und dies gilt hauptsächlich, wenn es im furchtbaren Bruderkampf das Pflaster röthet.

Endlich gab in den Abendstunden der Erzherzog-Commandirende die Erlaubniß zum Einrücken des Bürgermilitärs, das mit Jubel begrüßt wurde und so viel als möglich die Ordnung herstellte, aber durch seine Haltung auch keinen Zweifel darüber ließ, daß es sich nicht im Sinne des Bürgermeisters Czapka gebrauchen lassen werde. Ja, fast wäre diese Stimmung in sehr unliebsamer Weise zum Ausbruche gekommen, als auf eine Bürgerpatrouille aus dem Gebäude der Polizeidirection eine Salve abgegeben wurde, welcher zwei Mann derselben zum Opfer fielen. Man entschuldigte sich mit einem „unliebsamen Versehen" und ein militärischer Würdenträger sagte mit sehr übel angebrachter Barschheit: „Nun, wenn Bürger Rebellen sind, so behandelt man sie auch als solche." Auch diesem Herrn mußte von klügeren Standesgenossen bedeutet werden, daß es sich da um Dinge handle, die nicht in der gewohnten hochfahrenden Weise abgethan werden könnten und unter den herrschenden Umständen diese noch schlimmere Folgen haben könne, als einige „aus Versehen" abgefeuerte Schüsse.

Es gibt eine gewisse Gattung von Anekdoten, die, wenn sie vielleicht auch nicht ganz der Wahrheit entsprechen, doch so gut erfunden und eigentlich von selbst aus einer bestimmten Situation herausgewachsen sind, daß sie als treffende Charakteristik derselben dienen können.

Hieher gehörte die Erzählung, daß ein sehr hochgestellter Herr bei der Nachricht von den blutigen Scenen sofort sagte: „Nun — und was haben die Wiener darüber für einen Witz gemacht?" Und als ihm die Auskunft wurde, es sei noch keines der bekannten Scherzworte im Umlaufe, da meinte er kopfschüttelnd: „Nicht einmal einen Witz haben sie gemacht? Ei, ei, dann muß es sehr schlimm stehen."

Daraus sprach dieselbe Verwunderung, welcher Fürst Liechtenstein Ausdruck gab, als er, von den Fenstern des Landhauses herabsehend, rief: „Ja, das sind ja die früheren Wiener gar nicht mehr!"

In der That waren sie es nicht mehr; — eine Veränderung, die sich seit Jahren langsam vollzogen hatte und gerade von Jenen nicht bemerkt wurde, deren Pflicht und Beruf es gewesen wäre, solchen Umbildungen der Volksseele zu folgen, trat mit einemmale grell hervor. Aus den apathischen Wienern, deren Alles vergessende Vorliebe für „Backhendl und ein gutes Glasl Wein" im Auslande für sprichwörtliche Charakteristik galt, und welchen selbst einer der edelsten Söhne der Stadt (Grillparzer) das vernichtende Wort zurief:

„Schön bist Du, doch gefährlich auch
Dem Schüler wie dem Meister,
Verderblich weht Dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!" —

dieselben Wiener, die vor einem halben Jahrhundert schon der idealste deutsche Dichter mit dem „Volk der Phäaken" verglichen hatte — rafften sich zu einem Ernst und einer Unerbittlichkeit des Heischens und Erringens auf, die man vielleicht übertrieben und unklar nennen, aber trotzdem nicht geringschätzen wird dürfen. Und — mindestens für die Märztage ist es unbestreitbar — die plötzliche Wandlung betraf nicht einzelne Kategorien und Schichten — nein, es war die ganze Bevölkerung mit nur vereinzelten persönlichen Ausnahmen, welche sich

der Bewegung anschloß und sich einem Rausch des politischen Idealismus überließ. Leider theilt dieser zwei besonders unliebsame Eigenschaften anderer, mehr substantieller Räusche; — daß man nämlich mehr oder weniger auf die Bedingungen des wirklichen Lebens vergißt und ein garstiger Katzenjammer die schier unausbleibliche Folge ist.

Während der Nachmittagsstunden und noch mehr, als endlich mit dem Einmarsch des Bürgermilitärs der Kampf in den Straßen endete, ging es gar lebhaft auf der Universität zu. Die Studenten waren durch ihr Eingreifen die Helden des Tages geworden, wo sie sich sehen ließen, wurden sie gefeiert und bejubelt. Die Leutchen hätten nicht jung und begeistert sein müssen, wenn sie dadurch nicht einen vielleicht etwas übertriebenen Begriff von ihren Thaten und ihrer Wichtigkeit hätten bekommen und in der einmal eingeschlagenen Richtung bestärkt werden sollen. Ganz gewöhnlicher, fabriksmäßig bestellter und gefertigter Weihrauch umnebelt ja besonnene und klare Geister in ganz ruhigen Zeiten — wie hätte der als Dankopfer eines Volkes mitten im Freiheits-Enthusiasmus gespendete nicht junge, ohnehin erhitzte Köpfe berücken sollen?

Es ist so leicht, hinterdrein über solche Zeiten kühl abzusprechen und vornehm zu spötteln, und es ist das auch über die Märztage vielfach von Männern geschehen, die während derselben vielleicht mehr als andere und in blos äußerlicher Weise mit dem Strom der Begeisterung schwammen. Die Stimmungen solcher Tage reißen unwillkürlich mit sich fort, und es gehören sehr überlegene Naturen dazu, um kalt und besonnen zu bleiben, wenn das stürmische Gefühl eines ganzen Volkes emporlodert. Es wäre übrigens auch noch zu fragen, ob solche überlegene Naturen in allen Fällen die wahreren und besseren sind.

Immer drohender erscholl auf der Universität der Ruf nach Waffen. Man sonderte sich in Corps je nach den Studien (Juristen, Mediziner, Philosophen und Techniker), theilte sich in Rotten, wählte Führer — Vorbereitungen, welche mehr den Zweck hatten, die ungestüme Thatenlust der jungen Leute zu beschäftigen. Denn immer lauter wurde der Ruf: „Zum Zeughaus!" und nur den dringenden Vorstellungen einzelner Professoren gelang es, einen solchen wahnsinnigen Schritt zu verhindern. Endlich war dies nur dadurch möglich, daß der greise Rector, Professor Jenull, versprach, von einem alten Vorrechte des Universitäts-Vorstandes, jederzeit unangemeldet vor dem Monarchen erscheinen zu können, Gebrauch zu machen, die Wünsche der Studentenschaft dem Kaiser vorzutragen und zu befürworten. Zum gleichen Zweck verfügte sich später der Dekan der medizinischen Fakultät in die Hofburg, wohin nun auch wir einen Blick werfen müssen, denn was in der Stadt und auf den Straßen geschah, war gewissermaßen nur die äußere Dekoration, der Anstoß zu den hochwichtigen Vorgängen in den Gemächern der alten Kaiserburg.

Nur mit Mühe gelangte die Deputation der Stände in die von allen Seiten mit Truppen umstellte Residenz. Dort tagte eben die durch einige rasch zusammengetrommelte hohe Würdenträger verstärkte Staatsconferenz, in welcher es, wie Graf Hartig, ein Theilnehmer dieser Berathungen, durchblicken läßt, ziemlich confus und rathlos zugegangen sein mochte. Dieser, eigentlich mit keinerlei gesetzlicher Gewalt ausgestatteten Versammlung trugen die Stände die Volkswünsche vor und erklärten, daß nur von einer raschen, günstigen Erledigung derselben die Abwendung unabsehbarer Gefahren zu erhoffen sei.

Trotz der vermittelnden Thätigkeit der Erzherzoge Franz Karl und Johann scheint man die Stände ziemlich hart angelassen und sie ziemlich offen als theilweise Urheber für die revolutionären Vorgänge verantwortlich gemacht zu haben. Man hatte damals noch den Plan, die ganze Garnison in die Hofburg zu ziehen, Verstärkungen herbeizurufen und mit diesen, falls es dem Bürgermilitär nicht gelinge, des Aufstandes Herr zu werden, die ganze Bewegung gewaltsam zu unterdrücken. Da Graf Latour sich entschieden gegen dieses Project aussprach, wurde Fürst Alfred Windischgrätz dazu ausersehen, eine Art Dictatur

zu übernehmen, der dazu sofort bereit war und mit einem der bei ihm nicht seltenen geflügelten Worte äußerte: „Nicht mit Gewehren, mit Kanonen muß man die Rebellion niederschmettern!"

Unterdessen hatte Erzherzog Albrecht, um dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende zu machen, den Einmarsch des Bürgermilitärs gestattet, man überzeugte sich, daß dasselbe im Ernstfalle vollkommen auf die Seite des Volkes treten würde, und auch bei einzelnen Truppenkörpern wollte man bemerkt haben, daß dieselben einem neuerlichen Kampf mit der Bevölkerung abgeneigt seien.

Unter dem Einfluß dieser Nachrichten zog man gelindere Saiten auf, und nach langwierigen Berathungen, bei welchen es sich herausstellte, sagt ein späterer Berichterstatter, „daß Oesterreich zur Zeit eigentlich gar keine Regierung, am wenigsten aber eine monarchische hatte", entschloß man sich, von dem Kaiser eine Zusicherung zu erwirken, „daß dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspreche, durch ein eigens hiezu aufgestelltes Comité sogleich geprüft und der Allerhöchsten Entscheidung unterzogen werde, nachher aber Seine Majestät das zum allgemeinen Wohle der Gesammtheit Ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung beschließen würden."

Mit dieser bloßen Umschreibung des schon als ungenügend erkannten gestrigen Handschreibens hoffte man die Bewegung abzuschließen, während kaum der erste blutige Kampf rastete und die dadurch noch mehr aufgestachelte Erregung sich immer höher bäumte. Den Herren der Conferenz kann man es kaum verübeln, daß sie nur zu solchen halben Maßregeln riethen. Sie fürchteten die ungeheure Verantwortung, auf rücksichtsloser Strenge zu bestehen, sie waren zu befangen und zu engherzig, um rückhaltslos die Wünsche zu erfüllen. Das einzige Richtige, was ihnen zu thun übrig blieb, war, sich jedes Einschreitens zu begeben und die Entscheidung vollkommen in die Hände des Monarchen zu legen. Dazu aber konnte sich die vielköpfige Regierung nicht entschließen, denn die Macht ist eine süße Gewohnheit, von der man sich nur schwer trennt. In diesem Sinne ermangelte thatsächlich der Staat in jenen schweren Stunden eines bewußten Willens, der nach der einen oder andern Richtung den Ausschlag gegeben hätte.

Die Wortführer der Stände bezeichneten sofort diese Eröffnung als ganz unzulänglich. Nun kümmerte man sich weiter gar nicht um sie, und da sie keine Lust hatten, mit solchen Resultaten vor das Volk zu treten, spielten sie mehrere Stunden eine ziemlich demüthigende Rolle in den Vorzimmern des Berathungssaales, hinter dessen Thüren die obersten Räthe ihre Rathlosigkeit verbargen.

In den Abendstunden wurde — namentlich in Folge des erwähnten Vorganges beim Polizeigebäude und eines ähnlichen auf dem Glacis, wo durch aus den kaiserlichen Stallungen fallende Schüsse Passanten, darunter die Gattin des Professors Bauer, getödtet wurden — die Gefahr eines neuerlichen Kampfes so drohend, daß der Antrag eines angesehenen Bürgeroffiziers, des Weinhändlers Johann Georg Scherzer, auf Absendung einer Deputation, welche zur Vermeidung weiteren Blutvergießens dringend um sofortige Gewährung der gestellten Wünsche bitten sollte, angenommen und in Vollzug gesetzt wurde.

Ein neues Motiv war dazu gekommen, um gerade den Bürgerstand zum energischen Vertreter jener Ansprüche zu machen, welche die Macht aus den bisherigen exclusiven Kreisen mehr in die mittleren Regionen verlegen sollten. In den westlichen Vorstädten und Vororten hatte sich die „Grundsuppe der Revolution", wie Schiller's „Fiesko" treffend sagt, in wilder Gährung erhoben, die zahlreiche Arbeiterbevölkerung wollte in ihrer Art auch revoltiren, und da sie keinen anderen Feind vor sich sah, wendete sie sich gegen Jene, deren Bevorzugung durch äußere Verhältnisse, deren materielle und oft unbillig gehandhabte Superiorität man bei der eigenen traurigen Lage am bittersten empfand. Zwischen den Falten des Gewandes der hehren Freiheitsgöttin, der man in der Stadt diente, grinsten deren mißrathene Sprößlinge, die sociale Revolution, die Hungerrevolte mit Zerstörung und Plünderung hervor. Die Etablissements einzelner mißliebiger Fabrikanten

wurden überfallen und zerstört, die verhaßten Maschinen, in welchen der Irrwahn dieses Pöbels die alleinige Quelle der Nothlage sah, zertrümmert und auch das Linienamt bei der Mariahilfer Linie, als Symbol der die nothwendigste Nahrung vertheuernden Verzehrungssteuer, erstürmt und verbrannt.

Der Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden drohte! — Grund genug für die Letzteren, um die Erfüllung der eigenen Wünsche zu betreiben, damit die volle Kraft gegen die sinnlosen Plünderer und Mordbrenner gebraucht werden konnte. Da unter den herrschenden Umständen an ein energisches Einschreiten der Militärmacht nicht zu denken war, betrieb man namentlich die allgemeine Bewaffnung der Bürgerschaft und der Studenten — allerdings das sich damals einzig bietende Mittel, den Ausschreitungen des Pöbels rasch und auf die mildeste Art ein Ende zu machen.

Die Deputation der Bürgeroffiziere machte sich trotz Widerspruches ihres Commandanten, des Bürgermeisters, und der Stabsoffiziere auf den Weg und gelangte ungefähr um sieben Uhr in die Burg, wo unterdessen die sonst unerbittlich herrschende Etikette ganz aufgehört hatte, und ein ziemlich regelloses Kommen und Gehen herrschte. Sie trug ihr Anliegen zuerst einigen Staatsräthen, dann dem Erzherzog Ludwig vor, ohne jedoch freundliches Gehör zu finden, da „von weiteren Concessionen keine Rede sein könne".

Da fiel von einem der Bürger das Wort, daß vor Allem ein Schritt zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen würde — der Rücktritt des Fürsten Metternich! Einen Moment standen die hohen Herren völlig erstarrt, man schien den Gedanken gar nicht fassen zu können, daß der Staat noch bestehen, die Weltordnung ungestört fortdauern würde, wenn der Mann, der so lange, ach! allzu lange, die Rolle der Sperrkette an der großen Uhr zu spielen schien, nun plötzlich entfernt würde.

„Glauben Sie, daß der Kaiser einen Mann, der seit dreißig Jahren in den bewegtesten Zeiten das Staatsruder geführt hat, nun plötzlich den Launen des Volkes opfern wird?"

Aber es half kein Entsetzen, keine Entrüstung. Die einmal ausgesprochene Idee entsprach zu sehr dem allgemeinen Bewußtsein, als daß sie nicht stets wieder aufgetaucht wäre, immer mehr und wärmere Fürsprache gefunden hätte. Wiederholt zogen sich die hohen Herren zurück, man sah durch die geöffneten Thüren heftig bewegte Gruppen, Mitglieder des kaiserlichen Hauses in lebhaften Discussionen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß von einzelnen Erzherzogen selbst dem Staatskanzler nahegelegt wurde, abzutreten.

Schon wollte sich die Bürgerdeputation unverrichteter Dinge entfernen, als Fürst Metternich, im einfachen Jagdrock, vollkommen gefaßt und mit jener Haltung, die ihn selbst im Greisenalter auszeichnete, eintrat. „Sie haben im Namen der Bürger ausgesprochen, daß es in meiner Macht liege, die Ruhe Oesterreichs wieder herzustellen. So sei es denn; mit Freuden lege ich meine Würde zu den Füßen des Kaisers nieder. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung! Ich wünsche Oesterreich Glück!"

Sogar der Ernst dieses weltgeschichtlichen Momentes konnte die Freude über diesen ersten wichtigen Erfolg nicht unterdrücken. Die Anwesenden brachen in einen Freudenruf aus, einer derselben brachte dem Fürsten einen wenig schmeichelhaften Dankspruch „im Namen des Volkes" dar und Hochrufe auf den Kaiser erschollen.

Mit vollkommener Ruhe sprach der Fürst mit einzelnen Personen und äußerte sich dann in folgender, für seine Denkart äußerst bezeichnender Weise: „Ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten werde, ich hätte bei dem Austritte aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davon getragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlichen Protest ein. Weder ich, noch irgend Jemand hat Schultern, breit genug, um einen Staat davon zu tragen; verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben."

Der Dank von 14 der 20 Mitglieder Bundesrates lautet: Sie seien Ihrem Gelöbnis treu geblieben, Sie haben Ihr Leben für Ihr Volk eingesetzt, Ihr Name wird unvergessen sein, so wie der Ihrer Väter einst Wilhelm Tell.

Bildhauer Adolf Wamper: Wilhelm Tell

Tell schlägt hier, bei Sturzbach von Regen, mit so viel voll Schmiedekraft, daß man Funken sprühen sieht, den Apfel vom Haupte seines Sohnes, der an Armbrust und Pfeil sich lehnt, und der Vater ist so sicher, daß er nicht einmal den Blick zu wenden braucht, Bestätigung sucht.

Wamper hat in seinem Wilhelm-Tell-Denkmal aufbauen wollen die Erhebung des Landvolkes gegen Gessler in den Bildern vergeßlich Kraftens, das ist ihm restlos gelungen scheint.

Schweiz. Volksblatt Thun.

Unterdessen war auch die Deputation der Universität, mit dem greisen Rector Jenull an der Spitze, in der Hofburg eingetroffen. Da es wegen angeblicher Unpäßlichkeit nicht möglich war, beim Monarchen vorzukommen, vermittelte Graf Kolowrat eine Audienz beim Erzherzog Franz Karl, der sich als „ehrlicher Mann" für die Gewährung von Concessionen verbürgte, aber in der Frage der Bewaffnung der Studenten nichts thun zu können erklärte. Noch schroffer lautete der Bescheid des Erzherzogs Ludwig, der eine Bewaffnung rundweg verweigerte. Da warf sich Jenull, einer der geachtetsten Rechtslehrer seiner Zeit, vor dem Erzherzog auf die Knie und beschwor ihn, auf die Stimmung von zweitausend jungen Leuten, die Hoffnung und den Stolz zahlloser Familien, Rücksicht zu nehmen. Dieselben würden vor keiner Gefahr zurückweichen und sich Waffen mit Strömen Blutes erkämpfen, während bei Entgegenkommen ihre Thätigkeit im allgemeinen Interesse, zur Herstellung der Ordnung, zum Schutz des Eigenthums ausgenützt werden können.

Diese Vorstellungen blieben nicht ganz ohne Eindruck, aber der Erzherzog und seine Beiräthe konnten sich wieder nur zu einer halben Zusage entschließen: man werde die Frage in Berathung ziehen.

Da kam in der Deputation der medizinischen Fakultät ein Succurs. Auch diese stellte die stets schwieriger werdende Stimmung der Studierenden vor und wies darauf hin, wie unumgänglich nöthig bei dem Umstande, daß das Militär ungenügend sei, auf andere Mittel gedacht werden müßte, den Unruhen in den Vorstädten ein Ende zu machen.

„Kaiserliche Hoheit!" sagte Dekan Lerch, „wir sind Familienväter, aber wir verlassen Weib und Kind und stellen uns in die Reihen der Studenten, um vereint mit ihnen für Ruhe und Ordnung zu wirken." Und Doctor Schilling setzte bei: „Die Gesinnungen, welche wir aussprechen — wollen kaiserliche Hoheit dies beherzigen — sind die allgemeinen, sind die des Volkes. Wir Aerzte haben es mit allen Schichten der Bevölkerung zu thun, wir besuchen die Paläste der Großen und die Hütten der Armen. Jedes Wort, das kaiserliche Hoheit aus unserem Munde vernehmen ist das Echo der Volkssprache, der Volksgedanken."

Schwerer als diese Worte wirkten die in jeder Viertelstunde eintreffenden Berichte über die Vorgänge in den Vorstädten — Berichte, deren Wahrheit durch die den westlichen Nachthimmel färbende Lohe, durch die Flammensäulen bewiesen wurden, welche den vom Pöbel umgestürzten Gaskandelabern am Glacis armdick entquollen.

Als nun auch die Nachricht kam, daß die Kämpfe in der Stadt wieder losbrächen und das Volk schon in der nächsten Nähe der Burg, bei der Michaeler-Kirche zum Angriff vorgehe (wohl ein Irrthum, der auf die erzählte Pollet'sche Episode zurückzuführen ist), da brach auch das starre Eis der bis jetzt unbeugsam gebliebenen Natur des Erzherzogs Ludwig.

Als nun auch mehrere Landstände auf die Bewaffnung der Studierenden drangen, widerstrebte man nicht mehr. Erzherzog Ludwig dictirte eine Kundmachung, daß dieselben „mit Ausschluß der Ausländer" vor sich zu gehen habe, wozu Graf Breuner den Beisatz durchsetzte, daß auch durch Verstärkung des Bürgerkorps für die Erhaltung der Ruhe beigetragen werden möge.

Die betreffende am nächsten Morgen mit der Unterschrift des Kaisers verlautbarte Kundmachung lautete:

„Um die Ruhe in dieser seit gestern bewegten Residenzstadt zu sichern, haben Seine Majestät der Kaiser auch die Bewaffnung der Studierenden, mit Ausschluß aller Ausländer und unter zweckmäßiger Regelung anzuordnen geruht.

Seine Majestät erwarten, daß alle Bürger durch Einreihung in die Bürgerkorps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe kräftigst mitwirken werden.

Seine Majestät haben bereits ein Comité zur Erwägung des Zweckmäßigen zusammengesetzt, und werden demselben nicht allein ständische, sondern auch andere Mitglieder aus dem Bürgerstande beigegeben.

Seine Majestät erwarten, daß in dieser Maßregel ein neuer Beweis der väterlichen Fürsorge erkannt werde, und daß die Ruhe zurückkehren wird. Mit Bedauern würden sonst Allerhöchstdieselben die Strenge der Waffen eintreten lassen."

Der letztere, zum Ton der ganzen Verlautbarung nicht recht passende Beisatz scheint nachträglich beigefügt worden zu sein, als im Laufe der Nacht nochmals der Plan auftauchte, die Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken.

Um acht Uhr Abends kam die Nachricht zur Universität, daß die Bewaffnung bewilligt sei. Man drang darauf, dieselbe sofort eintreten zu lassen, und zog zum Rathhaus. Das Zaudern Czapka's wurde durch die eindringlichen Vorstellungen des damaligen Assistenten an der juridischen Fakultät, Doctor Karl Giskra (geb. 1820), und durch den Hinweis auf die Unruhen in den Vorstädten bekämpft, und während auf dem Judenplatz bei Fackelschein die Eintragung in die Listen geschah, wurden die ersten Rotten Studierender aus dem bürgerlichen Zeughaus mit Gewehren — von meist sehr fraglicher Kampftüchtigkeit — versehen.

Die ersten Abtheilungen eilten sogleich in die am meisten bedrohten Vorstädte, wo es im Laufe der Nacht zu wiederholten blutigen Zusammenstößen mit den Proletariern kam, Andere besetzten die Universität und andere öffentliche Gebäude, da mit wenigen Ausnahmen alle Militärwachen eingezogen waren, und außer den um die Burg concentrirten Truppen fast alle übrigen auf dem Exercirplatze am Glacis zu einem förmlichen Heerlager zusammengezogen waren.

So endete der erste Revolutionstag mit einem, wenn auch nur theilweisen Sieg des Volkes, dem noch alle Gewähr des Bestandes fehlte.

Man fühlte das auch von beiden Seiten. Noch war kein Friede geschlossen, sondern nur eine Art von Waffenstillstand, welchen man dazu benützte, die Kräfte zu wägen. Einzig dieses Bewußtsein, daß die bisherigen Zugeständnisse nur vom Moment abgedrungen waren, war auch Ursache, daß sich einzelne Abtheilungen von Studenten und der gleichfalls noch im Laufe der Nacht organisirten Volkswehr, in welche auch die meisten Ständemitglieder traten, weigerten, in die bedrohten Vororte abzugehen. Man fürchtete einen Handstreich gegen die innere Stadt und die daselbst befindlichen Führer der Bewegung. Erst als Hye und Endlicher verbürgten, daß auch die Gewährung der Preßfreiheit und einer Constitution in bestimmte Aussicht genommen sei, zogen auch diese Abtheilungen ab. Selbst Graf Hartig, der mit dem Beginn der Aufstände alle Objectivität verliert und nur Worte des Hohns und der Galle findet, muß zugestehen: „Den auf diese Weise Bewaffneten gebührt das ehrenvolle Zeugniß, daß sie thätig und erfolgreich gegen das Raubgesindel in den Vorstädten und außer den Linien Wiens einschritten".

Der nächste Morgen traf Wien noch immer in fieberhafter Erregung, und eine Anzahl von widersprechenden Gerüchten durchschwirrte die Luft — fast alle, wie das schon so zu gehen pflegt, nur geeignet, noch größere Beunruhigung hervorzurufen.

Als erstes Zeichen der Rückkehr zu den früheren Gewohnheiten mag folgender Maueranschlag gelten: „Vater Metternich, der Du bist noch in Wien, zukomme uns eine bessere Regierung, der Wille der Unterthanen geschehe wie in Ungarn so in Oesterreich, vergib uns unser gerechtes Schimpfen und Schreien, also auch wir Dir vergeben das neue unchristliche Anlehen, führe uns nicht in Versuchung durch unanbringbare Banknoten, sondern erlöse uns durch reelles Silber von allen Uebeln."

Im Laufe der Nacht und des Vormittags hatten sich etwa dreißigtausend Männer in die Listen der Volkswehr einschreiben lassen, die meisten derselben wurden auch bewaffnet, und unter Einflußnahme des „juridisch-politischen Lesevereins", der gewissermaßen als Hauptquartier der bürgerlich-intelligenten Bewegungspartei galt, war eine Ordnung in das Chaos gekommen. Der Patrouillendienst in den Vorstädten wurde nach einem gewissen System eingerichtet, einzelne Abtheilungen erfreuten sich schon rasselnder Tambours, die im Interesse der guten Sache gar

gewaltig darauf lostrommelten, und als vorläufiges Abzeichen der Volkswehr wurden weiße Binden um den Arm bestimmt. Ein ahnungsvolles Gemüth machte sich den pikanten Scherz, an das Haus der Rothenthurmstraße, in welchem der Verein seinen Sitz hatte, einen Zettel anzuschlagen: „Hier bekommt man Minister!" — und in der That gelangten eine große Reihe von Stimmführern und Mitgliedern noch während der Revolution und auch später zu so hohen Würden.

Die noch fortwährend aus den entfernteren Vorstädten einlaufenden Nachrichten von Unruhen, noch mehr aber der Wunsch, einen sicheren gesetzlichen Boden unter sich zu haben, veranlaßte mehrere angesehene Bürger, welchen sich wohl oder übel auch Bürgermeister Czapka anschließen mußte, gegen Mittag wieder in die Burg zu gehen, um die Umgestaltung der sogenannten „Volkswehr" in eine Nationalgarde zu erwirken.

Zu ihrem nicht geringen Erstaunen erfuhren sie, daß der Kaiser alle Gewalt an den Fürsten Alfred Windischgrätz übertragen hatte, der als Gegner der sogenannten „Volksrechte" galt, was freilich zu jeder Zeit, besonders damals aber ein sehr unklarer und dehnbarer Begriff war. Nun begann wieder jenes leidige verbitternde Feilschen um Kleinigkeiten, über dem so viel kostbare Zeit verloren ging, weil man nicht den Muth des Versagens, nicht die Offenheit des Gewährens fand. Man stieß sich an dem Namen „Nationalgarde", wollte die Offiziersstellen nur von Magistratsbeamten besetzt wissen, und was der kleinlichen Einwürfe mehr waren. Da die Bürger consequenter im Fordern als die Machthaber im Versagen blieben, brachte Feldmarschall-Lieutenant Graf Hoyos endlich eine vom Erzherzog Ludwig gefertigte Ordre, welche „eine Vermehrung der Bürgergarde" gestattete. Neue Vorstellungen der Deputation, welche Fürst Windischgrätz brüsk mit den Worten abbrach: „Meine Herren! ich habe noch Anderes zu thun!" Da entgegnete ihm entrüstet der Industrielle Hardt: „Wenn Euer Durchlaucht in dem Augenblicke, wo es sich um Ruhe und Ordnung, um das Heil des Volkes, ja vielleicht auch des Thrones handelt, etwas Besseres zu thun wissen, dann sind wir hier überflüssig."

Erst dem Einschreiten mehrerer Ständemitglieder gelang es endlich, die Bewilligung zur Organisirung der Nationalgarde durchzusetzen. Als deren Obercommandant wurde der Feldmarschall-Lieutenant und Oberstjägermeister Johann Ernst Graf Hoyos (geb. 1779, gest. 1849) bestimmt, da die Bitte, damit den Erzherzog Wilhelm zu betrauen, mit der Motivirung abgelehnt wurde, daß auch Erzherzog Albrecht das Truppen-Commando niedergelegt habe, weil eine Berührung kaiserlicher Prinzen mit den erregten Volksmassen nicht räthlich sei.

Während dieser Unterhandlungen wurde eine große Conferenz abgehalten, in welcher wieder die beiden Parteien der Nachgiebigkeit und des Widerstandes ihre Kräfte maßen. Kurze Zeit nahm Kaiser Ferdinand (Bild Seite 664) selbst daran Theil, und aus einer später erschienenen Broschüre des Generalmajors Emerich von Babarczy wissen wir, daß der Monarch das Drängen nach Repressivmaßregeln mit den schönen Worten abgewehrt haben soll: „Ich laß' auf meine Wiener nicht schießen!" (Später wurde dem widersprochen und die Aeußerung Ferdinand's I. in jene Tage des Vormärz verlegt, wo das Tabakrauchen in den Straßen verboten war und die Meldung zum Kaiser kam, es hätte eine Schildwache einem Raucher nachgeschossen.)

Nachträglich scheint aber doch die Partei der Action die Oberhand bekommen zu haben, denn Nachmittags erschien eine Kundmachung in ziemlich drohendem Ton, in welcher es hieß: „Fest entschlossen, die Würde Ihres Thrones nicht zu gefährden, haben Seine Majestät die Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung Seiner Durchlaucht dem Feldmarschall-Lieutenant Alfred Fürsten zu Windischgrätz zu übertragen und demselben alle Civil- und Militärbehörden unterzuordnen geruht, mit Uebertragung aller zu diesem Zwecke nothwendigen Vollmachten".

Das war die Militärdictatur — ohne daß man im Besitze der Macht gewesen wäre, sie durchzuführen. Von Neuem brausten die Wogen des allgemeinen Unwillens, kaum etwas geglättet, wieder auf. Peinliche Excesse vor jenen Gesandtschaftshotels, deren Mächte im Verdachte reactionärer Gelüste standen, namentlich vor dem russischen, machten den Anfang, bald aber erscholl von mehreren Seiten der Ruf: „Auf nach der Burg! Man will uns verrathen!" und wirklich organisirten sich mehrere Colonnen, die von verschiedenen Seiten gegen die Burg zogen. Von allen Prellsteinen herab donnerten Redner (Bild Seite 672), die Scenen vom vorigen Tage wiederholten sich in erhöhtem Maße, es schien, als sei der Höhepunkt der Revolution im Anzuge.

Die Kunde von diesen Vorgängen drang auch in die kaiserliche Winterreitschule, wo eben die ganze Intelligenz der inneren Stadt behufs Eintragung in die Nationalgarde-Listen versammelt war. Flugs verwandelte sich diese Versammlung in eine Art Vorparlament, in welchem es nicht an heftigen Reden und Debatten fehlte. Auf die Nachricht, daß alle Zugeständnisse zurückgenommen werden sollten und die Entwaffnung beschlossen sei, erhob sich ein furchtbarer Tumult. Deputationen, welche die Zurücknahme der Ernennung des Fürsten Windischgrätz forderten, wurden abschlägig beschieden, und als man einer Bürgerdeputation den Zutritt verweigerte, weil der Kaiser krank sei, rief Arthaber in höchster Erregung: „Wir Bürger wollen es nicht länger zugeben, daß zwischen uns und unserm geliebten Kaiser sich Personen drängen, deren Rathschläge über Oesterreich zu allen Zeiten schweres Unglück gebracht haben."

Deputation folgte auf Deputation, denn die Gefahr stieg mit der Minute. Dem ziemlich rathlosen Grafen Kolowrat herrschte der Baron Stifft zu: „Lassen sich Excellenz nur Zeit! für uns kommen Sie noch immer zeitlich genug, ob aber der Hof mit seinen Concessionen dann nicht zu spät kommt, dafür können wir nicht einstehen."

Durch Mittelsmänner wurde mit dem Erzherzog Ludwig unterhandelt, in dessen Hand der Rest von staatlicher Gewalt ruhte, der noch ausgeübt wurde, leider mehr in unfruchtbarem Verneinen und Zögern als in entschlossener Thätigkeit. Schritt für Schritt mußten die Zugeständnisse abgerungen werden. Bei der Errichtung der Nationalgarde blieb es — dann hieß es, Fürst Windischgrätz habe nur die Mission, Angriffe gegen die Sicherheit des Thrones, der Personen und des Eigenthums abzuweisen, und endlich — als ein Polizei-Commissär den Grafen Kolowrat kniefällig bat, Alles zu thun, um das Aeußerste abzuwenden, was zu fürchten wäre, wenn es nicht gelingt, das furchtbar erbitterte Volk zu beruhigen, kam ein vom Erzherzog Ludwig geschriebener Zettel:

„Aufhebung der Censur und alsbaldige Einführung eines Preßgesetzes sind soeben von Seiner Majestät allergnädigst angeordnet worden."

Damit war einer der wichtigsten Schritte nach vorwärts gethan, und mit einem Schlage änderte sich die Situation. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde durch die Stadt, und überall wurde sie mit begeistertem Jubel aufgenommen. In dem Worte „Censur" verkörperten sich ja alle Uebel, der ganze schwerlastende Geistesdruck, welchen man so lange getragen hatte.

Man erzählte sich, daß besonders die Erzherzoge Franz Karl und Johann für die Beseitigung derselben eingetreten seien, und der letztere habe seinem widerstrebenden Bruder Ludwig zugerufen: „Ihr wollt von der Censur um keinen Preis lassen, weil Ihr eher Alles vertragen könnt als die Wahrheit!"

Bevor die Aufhebung dieser Geistesfessel noch zur Wahrheit geworden war, vollzog sich am Josefsplatz eine bedeutsame Scene. Es trafen daselbst mehrere Trupps von Studenten und Wehrmännern zusammen, deren einer eine Fahne mit der Aufschrift: „Ordnung und Sicherheit!" ein anderer eine solche mit dem schon überall auftauchenden Wort: „Preßfreiheit" führte. Man brachte

den Manen des großen Volkskaisers begeisterte Hoch aus, als plötzlich Jemand rief: „Weihen wir unsere Fahne dem Kaiser Josef!"

In solchen Momenten gibt es keine Schwierigkeiten. Nicht ohne Gefahr klettert ein Junge auf das Monument hinauf, schmückt das Haupt des Kaisers mit einem Blumenkranz und befestigt die Fahnen. „Es ist eigenthümlich", erzählt ein Augenzeuge, „wie in gewissen Momenten die Natur selbst mitwirken zu wollen scheint, um den Eindruck auf die Gemüther zu verstärken. Der Nachmittag war trübe und düster gewesen, in dem Augenblicke aber, wo das Standbild des unvergeßlichen Kaisers geschmückt erschien, theilten sich die Wolken, und die Erzstatue wurde von der hellleuchtenden Abendsonne vergoldet. Der Zufall ist eben oft ein trefflicher Arrangeur."

Bezeichnend für die Stimmung ist, daß der Junge, welcher das gewagte Kletterkunststück vollbrachte, eine für ihn eingeleitete Kollekte zurückwies, und man auf eine Anregung, es solle doch eine Rede gehalten werden, einmüthig antwortete: „Ist nicht nöthig, das Bild und das Andenken des Kaisers sprechen für sich selbst."

Noch im Laufe der Nacht circulirte folgender launige Partezettel:

„Authentische Nachricht von dem am 14. März 1848 erfolgten Hinscheiden und dem Leichenbegängnisse der Frau Bonadonna Censur, geborne Mitternacht.

Am 14. März 1848 starb die älteste Matrone Wiens, die gleich einem Grafen Saint-Germain mehrere Jahre durch und leider! die großartigsten Erscheinungen dieser Zeiten überlebte, Frau Bonadonna Censur, nach mehrstündigen schmerzhaften Zuckungen plötzlich an der Gehirnlähmung — deren Vorboten sich schon lange bei ihr zeigten — trotz ihres hohen ehrwürdigen Alters von Niemand betrauert. Die Unselige war eine Zwillingsschwester der am 3. Jänner 1776 durch einen Machtspruch der großen Kaiserin Maria Theresia zum Tode verurtheilten Frau Torquata Tortur, überlebte also ihre würdige Schwester um 72 Jahre und zwei Monate.

Der immer (auch noch während ihrer Existenz) unbeseelte und damals nur vegetirende Leichnam derselben wurde am sechzehnten in größter Finsterniß — also in ihrem Elemente — zur Erde gebracht, welche erga schedam (gegen Erlaubnißschein verbotene Bücher zu lesen: gebrauchter Censorenausdruck wie alle nachfolgenden) sie immer in ihrem Schoße zu bewahren, selbe empfing. Das Leichenbegängniß wurde nicht mit solennem Leichen-, sondern mit jovialem Lustgepränge abgehalten. Wenngleich eine ungeheure Menge Volkes aus Schaulust ihm beiwohnte, so hat es doch wenig Leidtragende gegeben.

Ihr mit Teufelsdreck und gebranntem Elenthierhorngeist einbalsamirter Leichnam war in einen aus Schlangenhäuten zusammengesetzten Ueberrock gekleidet und in einem Sarge von Upasbaumholz (Giftbaum) mit den gebührenden vielfeldrigen Standeswappen, worin eine Blindschleiche, ein Vampyr, ein Krebs und eine Nachteule prangten, verschlossen, der von vier Schließern der Kriminalgerichte getragen wurde. Auf demselben stand ein in Tigerfell gebundenes Exemplar von Llorente's Geschichte der heiligen Inquisition.

Unmittelbar nach demselben folgten, in tiefste Trauer gehüllt, ihre nächsten Anverwandten, Herr Damnatur (verurtheilt, also verbannt) und Frau Rejiciatur (verworfen), welche aus innigstem Schmerze alsbald nachher unsere Stadt verließen; mit mehr Fassung geleitete sie ihr entfernter Verwandter Herr Transeat (übergangen) zur Ruhestätte. Mehrere Brüder, die am Gestade der Donau wohnten, schlossen den kleinen Zug, den wohl Alles ansah, aber Niemand weiter zu begleiten Lust hatte. Statt eines Trauergesanges hörte man nur die Melodie von: „Ein freies Leben führen wir" und „Es kann schon nicht immer so bleiben" anstimmen. Still und schweigend kehrte von Kleberling (bekannte Schinderstätte), wo selbe eingescharrt worden, der magere Begleitungszug zurück, und ihrem Andenken ein Trauermahl darbringend, verweilte er die Nacht über in den Katakomben unter

dem Stefansplatz, da gerade allgemeine Beleuchtung in der Stadt herrschte, welche die ihr anhängigen Gemüther und Freunde nicht wohl vertragen können."

So war nachgerade der Humor wieder erwacht, obwohl die Dinge noch immer ernst genug aussahen. Jene Partei, von welcher die ganze Bewegung ausging, sah sich von zwei Seiten bedroht, von den nur widerwillig und Schritt für Schritt weichenden Anhängern der alten Ordnung, welchen nicht die Lust, sondern nur die Gelegenheit fehlte, wieder nach rückwärts zu lenken, und von den rücksichtslosen Elementen radikalen Umsturzes, die sich des großen Haufens bedienten. Beweise der Regsamkeit in letzterer Beziehung waren die noch nicht ganz beigelegten Unruhen an der Peripherie der Stadt und der im Laufe des Nachmittags ausgeführte Ueberfall des bürgerlichen Zeughauses durch Proletarierhaufen, wobei der schon genannte Häfner und ein anderes lichtscheues Individuum, Cheises, dessen Charakteristik noch folgen wird, als Führer und Agitatoren fungirten. Hatte die ganze Sache bei der Natur der verschleppten Waffen auch mehr den Anstrich einer Plünderung als einer Bewaffnung, so war es doch immerhin ein bedrohliches Symptom für jene Partei, welche von vorneherein entschlossen war, die Bewegung innerhalb gewisser Grenzen zu erhalten.

Und diese Partei mußte sich noch am 14. März Abends sagen, daß eigentlich nichts errungen war, als einige jeden Moment wieder zurückzuziehende Versprechungen, so lange das fehlte, was eigentlich den Grundstein bilden mußte — die Gewähr für Herbeiführung geordneter verfassungsmäßiger Zustände.

Dagegen stemmte man sich in den maßgebenden Kreisen noch mit aller Macht, man stieß sich weniger an der Sache als an dem Namen. „Es gibt für Oesterreich keine Constitution, das Volk weiß nichts davon und will keine!" rief Erzherzog Ludwig grollend dem Baron Stifft zu, als dieser erklärte, man werde sich nicht eher beruhigen, als bis der Kaiser eine Constitution verleihe.

Und in der That schwebte dieses Verlangen bald auf allen Lippen, und kaum war der erste Jubel über die Aufhebung der Censur verhallt, als aus der noch immer die Hofburg umlagernden Menge der Ruf laut wurde: „Constitution!" Die Wiederkehr des kaum beschworenen Sturmes war zu fürchten, so daß Arthaber und Doctor Engel, nachdem sie sich hatten feierlich zuschwören lassen, daß keine Gewaltthat unternommen werde, sich nochmals in die Burg begaben, um zu erwirken, daß sich der Kaiser oder einer der Prinzen dem Volke zeige und dadurch das baldige Erlassen einer Constitution bekräftige.

Sie wurden vom Fürsten Windischgrätz empfangen, der die sofortige Erfüllung dieses Verlangens als unmöglich bezeichnete, im Uebrigen überraschend schnell auf dasselbe einging und sie ermächtigte: im Namen Seiner Majestät dem Volke die Mittheilung zu machen, daß der Kaiser sich morgen den Unterthanen zeigen werde, „zur Bekräftigung seines weiteren constitutionellen Verhaltens".

Nun erst beruhigten sich die Gemüther, und die ersehnten Zusicherungen fanden so rasch ihren Weg durch die ganze Stadt, daß dieselbe trotz der vorgerückten Stunde bald im Glanze einer improvisirten Beleuchtung schwamm.

Es ist sehr schwer, heute mit absoluter Gewißheit zu sagen, ob die Zusicherungen des Fürsten Windischgrätz ernst gemeint waren oder nicht, denn die Vorgänge hinter den Coulissen werden wohl für immer ein Geheimniß bleiben. Wahrscheinlich ist, daß die Partei des Widerstandes in der Nacht vom 14. auf den 15. März noch einen Versuch machen wollte, die Gewalt wieder an sich zu reißen. Noch im Laufe der Nacht wurde folgende Proklamation des Fürsten Windischgrätz angeschlagen:

„Von Seiner kais. königl. apostolischen Majestät mit vollständiger Vollmacht ausgerüstet, Ruhe und Ordnung in der Residenz herzustellen und aufrechtzuerhalten, fordere ich alle Bürger dieser Stadt auf, den öffentlichen Maßregeln, welche die Herstellung und Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit erfordern, sich in Gehorsam zu fügen und dieselben mit Muth und thätiger Mitwirkung zu

unterstützen, sowie ich darauf rechne, daß sie im Gefühle ihres eigenen Wohles mit der zu allen Zeiten bewährten Rechtlichkeit, Anhänglichkeit und Treue mit mir gemeine Sache machen werden. Diesem füge ich die ernste Warnung bei, jede Beleidigung der k. k. Truppen allen Ernstes zu meiden.

Wien, am 15. März 1848."

Es leben aber noch Männer, welche eine vom 14. März datirte, ähnlich, aber schärfer lautende Proklamation in den Händen hatten, welche den Belagerungszustand über Wien verhängte. Ein Exemplar derselben kam noch druckfeucht in die Hände des Studentenpostens auf der Universität und erregte dort, namentlich aber in den Bürgerkreisen, welche die Zusicherungen des Fürsten empfangen hatten, große Entrüstung. Daneben liefen Gerüchte von Entwaffnung der Studenten und der Nationalgarde, Schließung sämmtlicher Vereine und zahlreichen Verhaftungen. Dieselben schienen eine Bestätigung zu finden, als Polizeiorgane

Kaiser Ferdinand I.

mit Militärassistenz nach Professor Hye suchten. Davon benachrichtigt, verfügte sich derselbe noch im Laufe der Nacht zu dem Fürsten, der ihn artig empfing und ihn ersuchte, seinen Einfluß aufzubieten, daß es beim feierlichen Begräbniß der Gefallenen zu keinen Conflikten komme. Hye erwiderte darauf, daß die Stimmung der Studenten neuerdings eine sehr leidenschaftliche sei, seit sie im Besitze der Proklamation wären, eine Stimmung, die sich unfehlbar der ganzen Bevölkerung mittheilen werde. Im Interesse der Wiederherstellung der Ruhe und des Thrones müsse er dringend rathen, von einer Veröffentlichung des Plakates abzusehen. Der Fürst war sichtlich frappirt und äußerte sich, daß ihm auch schon von anderer Seite abgerathen worden sei, und er wolle dem auch folgen, wenn ihm Hye das nur durch einen Vertrauensbruch in die Hände der Studenten gekommene Exemplar der Proklamation verschaffen könne. Hye versprach, es selbst zu vernichten, worauf Windischgrätz auf sein „Mannes- und Soldatenwort" versicherte, den Belagerungszustand nicht zu verhängen.

So weit reichen die unbezweifelten Thatsachen — wie in allen Fällen enthalten wir uns auch hier aller Conjecturen, die sich übrigens von selbst bieten.

Wir müssen nun, bevor wir auf die Ereignisse des 15. März übergehen, einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der ungarischen Verhältnisse werfen.

Die Nachricht von der im Unterhause beschlossenen Adresse versetzte den Palatin in eine peinliche Situation. Wenn es auch unzweifelhaft war, daß es seinem Einfluß gelingen werde, deren Verwerfung im Oberhause durchzusetzen, so drohte doch dann ein Conflict, der von den bedenklichsten Folgen sein konnte, da die öffentliche Meinung entschieden auf Seite der Abgeordneten war. Um daher einen Beschluß der Magnatentafel vorläufig ganz zu verhindern und die wie immer über die öffentliche Meinung schlecht unterrichtete Regierung zu orientiren, reiste Erzherzog Stefan nach Wien. Unter den Abgeordneten galt dies als bloßer Verschleppungsversuch, und die Aufregung stieg so hoch, daß Kossuth den Antrag stellte, die Adresse selbstständig, ohne die Zustimmung der Magnaten abzuwarten, zu beschließen. Die Mehrzahl der Abgeordneten war jedoch besonnen genug, diesen verfassungswidrigen Antrag abzulehnen.

Kaiserin Maria Anna.

Am 13. März kehrte der Erzherzog nach Preßburg zurück. Aus einer bekannt gewordenen Aeußerung, die sehr resignirt klingt, ist zu schließen, daß seine Vorstellungen in Wien erfolglos blieben. Er sagte nämlich zu einem Vertrauensmann: „Wenn ich aufhöre Palatin zu sein, so bleibe ich doch noch Erzherzog, und als solcher werde ich stets ein treuer Unterthan sein und das Geschick der kaiserlichen Familie theilen." Es scheint also, daß der Erzherzog für den Fall eines Conflictes zwischen seiner persönlichen Stellung und der von ihm bekleideten Würde schon damals die Niederlegung der letzteren in das Auge faßte. Es ist das ein sprechender Beweis gegen die abscheulichen Unterstellungen, welche man später, als das feile Denunciantenthum in Flor kam, dem Erzherzog, wie so vielen anderen Persönlichkeiten, machte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. März langten die ersten Nachrichten über die Wiener Revolution und deren theilweisen Sieg in Preßburg an und veränderten mit einem Schlage die Situation. Der Palatin fühlte, daß es nun noch schwieriger, ja von der höchsten Gefahr sei, nach den in Wien erhaltenen Weisungen durch die conservativen Magnaten die Reformadresse verwerfen zu lassen.

Während eine Berathung der Magnaten beim Erzherzog stattfand, beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus schon mit den Ereignissen von Wien, denn am Morgen

war schon der Sturz Metternich's, die Abdankung des Hofkanzlers Apponyi bekannt geworden. „Uns würde nun", sagte Kossuth mit einer ihm sonst nicht gegebenen Mäßigung, „die großartige Aufgabe, die Bewegung weiter zu lenken, und wir müssen darauf bedacht sein, daß die Zügel in unseren Händen verbleiben, denn nur so lange können wir auf constitutionellem Wege fortschreiten; wenn diese aber einmal unseren Händen entrissen werden, dann kennt Gott allein die Folgen. Es ist daher wünschenswerth, daß die Adresse früher vor den Thron gelange als sich das Gerücht von den Ereignissen im Lande verbreitet. Niemand möge sich über die gehörige Linie hinaus fortreißen lassen — bis zu dieser Linie gehe aber Alles einmüthig."

Die Stimmung war eine so gehobene, daß jeder Parteiunterschied im Hause aufhörte. Selbst Széchenyi setzte keinen Widerstand mehr entgegen, obwohl er sich düsterer Ahnungen nicht entschlagen konnte. Es klingen diese aus einer am gleichen Tage gehaltenen Rede deutlich heraus. „Viele freuen sich, Andere trauern über diese Ereignisse", sagte er fast schwermüthig, „ich weiß noch nicht, ob ich das Eine oder das Andere thun soll. Denn meiner Ansicht nach ist ebenso viel Hoffnung, daß unser Vaterland einer schöneren Zukunft entgegengeht, als daß es, in und mit sich selbst kämpfend, seiner letzten Stunde entgegengeht. Dies zeigt das Beispiel anderer Nationen, die in solchen Augenblicken entweder groß wurden oder aus der Reihe der Lebenden verschwanden. Das Heilmittel liegt allein in unserer Hand. Mich macht besorgt, daß ringsum die Nachbarschaft brennt und wir Ungarn bei unserer strohartigen Natur, bei unserem hitzigen Blute und leichten Aufflammen diesem Feuer so nahe sind. Entweder Reform oder Anarchie — zwischen diesen beiden muß man wählen."

Am 14. März Nachmittags fand die entscheidende Sitzung der Magnatentafel statt, in welcher der Palatin selbst, überzeugt, daß nur dadurch die Ruhe erhalten werden könne, die Adresse zur Annahme empfahl. Es geschah dies auch durch Acclamation, obwohl ein Theil der conservativen Magnaten und die kroatischen Mitglieder einer derartigen Reform spinnefeind waren. Der Erzherzog verkündigte das Resultat mit den Worten: „Indem ich hinsichtlich der Adresse den, wie ich hoffe, einstimmigen Beschluß der hohen Stände ausspreche, erkläre ich zugleich, daß es mein fester Wunsch, mein heiliges Verlangen ist, daß dieser Reichstag einen an Resultaten reichen Verlauf nehme. Was ich heute versprechen kann, ist, daß ich in dieser Beziehung meinen persönlichen und amtlichen Einfluß mit selbstständiger Festigkeit in Anwendung bringen werde. Ich versichere den hohen Ständen, daß ich es auch in Zukunft für eine Pflicht meines Amtes halten werde, hinsichtlich der constitutionellen Entwicklung Hand in Hand mit den Reichsständen zu gehen."

Als am Abend sich ein Fackelzug durch Preßburg bewegte, bezeichnete Kossuth den an seiner Seite stehenden Grafen Ludwig Batthyányi (Bild Seite 537) als ersten ungarischen Ministerpräsidenten. Man war des Sieges sicher. Am Morgen des 15. März begab sich eine Deputation zur Ueberreichung der Adresse nach Wien, wohin der Palatin schon vorausgeeilt war.

Am Morgen des 15. März überraschte die Wiener ein neuer Maueranschlag, des Inhalts:

„In Erwägung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse haben Wir beschlossen, die Stände Unserer deutschen und slavischen Reiche, sowie die Central-Congregationen Unseres lombardisch-venetianischen Königreiches durch Abgeordnete in der Absicht um Unseren Thron zu versammeln, Uns in legislativen und administrativen Fragen deren Beirathes zu versichern. Zu diesem Ende treffen Wir die nöthigen Anordnungen, daß diese Vereinigung, wo nicht früher, am 3. Juli l. J. stattfinden könne.

Wien, am 14. März 1848. Ferdinand."

„Hiemit war Alles zugestanden, was die Wesenheit des constitutionellen Systems bildet", meint Graf Hartig. Einem hohen Würdenträger der vormärzlichen Regierung ist ein so kolossaler Irrthum und ein so völliges Verkennen

des Wesens constitutioneller Garantien schließlich zu verzeihen. Schon das offenbar mit gutem Bedacht gewählte Wort „Beirath" beweist, daß dies wieder nur einer jener Versuche war, die unaufhaltbare Bewegung mit halben Worten und leeren Formen abzuspeisen.

Aber es war umsonst. Diese Kundmachung wurde kalt oder mit offener Mißbilligung aufgenommen. „Metternich ist fort, aber sein Geist regiert uns noch immer", hieß es. „Wir wollen Volksvertreter, aber von Bei- und anderen Räthen nichts mehr wissen."

Der Versuch, den alten Wein in neuen Schläuchen dem Volke selbst als etwas Neues aufzudisputiren, mußte als mißlungen angesehen werden, ja, er machte nur das nie ganz schlummernde Mißtrauen wieder wach. Offen sagte man, alle diese Winkelzüge kämen nicht vom Monarchen, sondern von seiner bureaukratischen und höfischen Umgebung, für welche man in diesen Tagen schon das später viel gebrauchte und mißbrauchte Wort „Camarilla" (Geheimherrschaft am Hofe) anwendete.

Das rege gewordene Mißtrauen sprach sich sofort nach verschiedenen Richtungen aus. Ein Tagesbefehl des Grafen Hoyos, welcher die Grundzüge der Nationalgarde-Organisation betraf, fand Zustimmung, als er aber sämmtliche Studentenkorps in die Vororte dirigiren wollte, verweigerte man den Gehorsam. „Es gibt eine Partei, Herr Graf", entgegnete man ihm, „welche die Bivouacs der Truppen gerne von den Glacis auf den Stefansplatz und Graben verlegen möchte — und wir fürchten, dieser Partei soll unsere Entfernung aus der Stadt dienen."

Da der Bürgermeister Czapka als entschiedener Anhänger des noch um seine Weiterexistenz ringenden Systems galt, rückte man auch ihm auf den Leib. Vor dem 13. März hatte er selbst die Einberufung eines gewählten Bürgerausschusses in Vorschlag gebracht, war aber von Erzherzog Ludwig mit den Worten abgewiesen worden: „Mir scheint, der Czapka rappelt auch schon!"

Nun nahmen seine Gegner den Plan auf, und es constituirten sich vierundzwanzig aus den Ständen und den verschiedenen Gremien gewählte Vertrauensmänner als „provisorischer Bürgerausschuß", mit der zwar nicht ausgesprochenen, aber leicht erkennbaren Absicht, dem mißliebigen Bürgermeister die Macht zu entwinden. Czapka, seinem ganzen Wesen nach eine wenig conciliante Natur, machte zwar den Versuch, mit und neben dem Bürgerausschuß seinen Platz zu behaupten, sah aber bald die Unmöglichkeit ein. Mit seinem Sturz fiel auch die bureaukratische Alleinherrschaft des Magistrates, der von dieser Zeit an von der Stelle der Stadtregentschaft auf die naturgemäßere des Executivorganes der „Stadtvertretung" herabgedrückt wurde.

Schon die Studenten hatten dem Grafen Hoyos auf seine Frage, was man denn noch wolle, das vielsagende Wort: „Constitution" entgegnet, und bald brauste es von tausend Kehlen gefordert durch die Stadt. Noch immer war die Situation sehr gespannt, und es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um neue Conflicte herbeizuführen. Man erzählt, daß Arthaber und Sommaruga sich bei der Erzherzogin Sofie dahin aussprachen, daß nur die Gewährung dieses letzten, Alles umfassenden und sicherstellenden Volkswunsches der Möglichkeit neuer Blutscenen ein Ende machen könne, und die Erzherzogin habe zugesagt, sich in diesem Sinne zu verwenden.

Nun wiederholte sich das unerquickliche Schauspiel der letzten Tage. Bestürmt von Vertrauensmännern und Deputationen, tagten die Ueberbleibsel der Staatsconferenz und des Staatsrathes, nur bestrebt, das Unvermeidliche zu verzögern, die nicht mehr zu umgehenden Zugeständnisse zu verkümmern.

Im Laufe des Vormittags verbreitete sich die Kunde, daß der Kaiser ausfahren werde. Rasch wurden die letzten Spuren der Kämpfe verwischt, die rothen Fahnen durch weiße ersetzt, um keinen peinlichen Eindruck zu erregen, Studenten, bewaffnete Bürger und Nationalgarde zogen aus, um Spalier zu bilden. Um die

Mittagsstunde rollte der Wagen des Kaisers durch die das Burggebäude von der übrigen Stadt absperrenden Truppen — der Kaiser begab sich unter das Volk. Ihm zur Seite saß Erzherzog Franz Karl, auf dem Rücksitze der älteste Sohn des Letzteren, Erzherzog Franz Josef. Es war im vollsten Wortsinn eine Triumphfahrt, die den Beweis lieferte, daß die Vorgänge der letzten Tage nicht dem Monarchen und dem kaiserlichen Hause galten. Von Straße zu Straße pflanzten sich die Jubelrufe fort, von den Fenstern aus wurde der Wagen mit Blumen überschüttet, Studenten mit blanken Schlägern begleiteten den Wagen, und mit Mühe konnte die begeisterte Menge abgehalten werden, die Pferde auszuspannen und den Wagen zu ziehen. Die Rührung des Kaisers war Jedermann sichtbar; mit Thränen in den Augen grüßte er nach allen Seiten, lächelnd und winkend, als freue er sich selbst, daß die Scheidewand zwischen Fürst und Volk endlich zum Heile Beider gefallen sei.

Kurz nachher traf Erzherzog Stefan in Wien ein. Erst bei der Einfahrt in die Stadt wurde er erkannt und sofort vom Volk umgeben, das ihn als einen der Prinzen des kaiserlichen Hauses ehrte, von welchen man wußte, daß sie den Volkswünschen freundlich gesinnt waren. Mit Zurufen begrüßt, mußte er improvisirte Reden über sich ergehen lassen, in welchen man ihn bat, Dolmetsch der loyalen Wünsche der Bevölkerung zu sein, und trotz seines Widerstrebens spannte man die Pferde aus und zog den Wagen zur Hofburg. Bevor er in dieselbe trat, forderte er auf, dem gütigen Herzen des Monarchen zu vertrauen und dessen Entscheidung ruhig abzuwarten. „Der Kaiser ist gut, er will das Beste und würde uns gerne glücklich und zufrieden sehen", scholl es zurück; „aber seine Umgebung, kaiserliche Hoheit, seine Umgebung ist an allem Unheil Schuld."

Sofort nach seiner Ankunft nahm der Erzherzog an jenen Berathungen Antheil, welche seit dem Morgen über das Maß der noch zu gewährenden Concessionen in den Gemächern des Erzherzogs Ludwig stattfanden. Dieser selbst, Graf Hartig, Baron Pilgram und Andere meinten, man sei schon bis an die äußerste Grenze gegangen, während die Meisten darauf hinwiesen, daß alles bisher Geschehene gar nichts nütze, wenn man nicht durch Erlassung einer Constitution den unter den bestehenden Verhältnissen einzig möglichen Boden zur Herbeiführung gesetzlicher Verhältnisse schaffe. Diese Meinung fand in dem Palatin einen energischen Vertreter, der rund heraus sagte, man müsse sich, wolle man nicht in Ungarn wie anderwärts das Aeußerste riskiren, zu einschneidenden Reformen bequemen.

So wogte der Kampf unvereinbarer Gegensätze, als endlich das entscheidende Wort von jener Seite fiel, der es allein zukam, von welcher man es aber am wenigsten erwartete. Von seiner Rundfahrt mächtig erschüttert, berief Kaiser Ferdinand nach kurzer Erholung die versammelten Prinzen und Würdenträger zu sich.

Nach den Mittheilungen, welche über den Verlauf dieser denkwürdigen Versammlung in die Oeffentlichkeit drangen, erklärte sich der Kaiser bereit, das vorbereitete Constitutionspatent zu unterzeichnen, wie es die Mehrzahl der Anwesenden, darunter mehrere Erzherzoge, Graf Kolowrat und unter anderen Würdenträgern auch der General Graf Latour dringend anriethen. Noch im letzten Moment suchten die Widerstrebenden es zu hindern, da er damit gegen den Willen seines verewigten Vaters handle. Diese gewagte und unzarte Pression erzürnte den Kaiser so, daß er barsch fragte: „Bin ich der Kaiser, oder bin ich's nicht?" — In der nächsten Secunde war das Patent unterschrieben — die Hochrufe der Anwesenden feierten den denkwürdigen Augenblick.

In größter Eile wurde die Drucklegung veranlaßt, und gegen fünf Uhr Nachmittags gelangte das erste Exemplar in die Hände des Schriftstellers Friedrich Kaiser (geb. 1814, gest. 1876), der hoch zu Roß, begleitet von Fanfaren blasenden Trompetern der Arcieren Garde die Straßen durchzog und die Proclamation vorlas (Bild Seite 680) — eine Heroldsrolle, in welcher er sich überaus wohl gefiel, die aber nicht hinderte, daß er später mit einer leider nicht

seltenen Sucht, sich als ganz besonders „gutgesinnt" zu beweisen, mit einem wahrhaft cynisch zu nennenden Spott über die ganze Bewegung und deren Verlauf herfiel.

Das bezügliche Patent lautete:

„Wir Ferdinand der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich ꝛc. ꝛc., haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten.

Die Preßfreiheit ist durch Unsere Erklärung der Aufhebung der Censur in derselben Weise gewährt wie in allen Staaten, wo sie besteht.

Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet bereits die ersprießlichsten Dienste.

Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände und der Central-Congregationen des lombardisch-venetianischen Königreiches in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und mit Berücksichtigung der bestehenden Provinzial-Verfassungen zum Behufe der von Uns beschlossenen Constitution des Vaterlandes ist das Nöthige verfügt.

Sonach erwarten Wir mit Zuversicht, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden.

Dieser Hoffnung vertrauen wir umso mehr, als Wir Uns heute in Eurer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und Anhänglichkeit, die Ihr seit Jahrhunderten Unseren Vorfahren ununterbrochen und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewiesen habt, Euch noch jetzt wie von jeher beseelt.

Gegeben ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ferdinand (L. S.)."

Es wäre ganz unmöglich, die Scenen des Jubels schildern zu wollen, welche sich nach Verkündigung dieses Patentes auf den Straßen abspielten. Frohlockend rief man sich die freudige Kunde zu, ganz fremde Menschen umarmten und küßten sich, die ganze Stadt befand sich in einem Freudentaumel, als wäre wirklich das goldene Zeitalter des Friedens und der Freiheit angebrochen. Auf dem Universitätsplatz war eben eine größere Abtheilung Studierender unter den Waffen, als ein Mann herbeistürzte, ein Exemplar der Proclamation auf der Bajonettspitze schwingend. Die Rufe: „Die Constitution! Hoch die Constitution! Es lebe der constitutionelle Kaiser!" vermengten sich zu einem brausenden Chor. Da schwingt ein schlanker Mann, durch die weiße Schärpe als Commandant bezeichnet, den Säbel, und seine helle scharfe Stimme tönt durch den Tumult. „Zum Gebet!" lautet der Commandoruf, rasselnd kniet die bewaffnete Jugend nieder, lautlose Stille herrscht, nur unterbrochen von den Trommelstreichen. Es war ein weihevoller Moment, das erste Dankfest für die Constitution. Der Befehlshaber aber war — Doctor Karl Giskra, der spätere Abgeordnete und Minister.

Als ein Pröbchen, mit welcher Schnelligkeit und Fertigkeit officielle Zeitungen das zu wechseln verstehen, was man gemeiniglich „Gesinnung" nennt, finde nachstehender Passus aus der „Wiener Zeitung" seinen Platz, welchen die lieben Leser selbst mit dem anderen, früher mitgetheilten vergleichen wollen. An das kaiserliche Patent schloß sich folgende Bemerkung: „Wir begnügen uns, vorstehendes Allerhöchstes Patent, das heißersehnte Resultat langjähriger Wünsche, den Abschluß einer Reihe von Verfügungen, welche sich den heutigen Tag über in rascher Folge auf einander drängten, einfach mitzutheilen. Oesterreich ist dadurch in die europäische Staatenfamilie als ebenbürtiges Mitglied getreten, das Band, welches die verschiedenen Nationalitäten umschlingen soll, ist dadurch unauflöslich geknüpft."

Vor fünf Tagen stand an derselben Stelle zu lesen, daß diese „langjährigen Wünsche" verderblich und unerfüllbar seien! Die Geschwindigkeit solchen Gesinnungswechsels möchte man schier für Hexerei halten.

Während noch der Jubel die Stadt durchbrauste, rollten die Wagen mit der ungarischen Adreß-Deputation in die Stadt. Vor der Ferdinandsbrücke schon staute sich die Menge so, daß nur im Schritt gefahren werden konnte. Lebhaft acclamirt

hielt Kossuth, dem seine Rednergabe nie versagte, die erste deutsche Ansprache: „Es wird noch in Jahrhunderten unter allen Völkern Oesterreichs nicht ein einziges Herz schlagen, welches Euch, Ihr Wiener, für Euer Befreiungswerk nicht danken und segnen wird."

Auf dem Stefansplatz wurde das Gedränge so arg, daß die Deputirten, unter welchen sich neben Kossuth, Batthyányi, Teleky auch Graf Gyula Andrássy befand, ausstiegen und sofort den Zug nach der Universität antraten. Auch dort wurden Reden gehalten, die einem Zuhörer Gelegenheit zu dem treffenden Wort vom „harmonischen Katarakt (Stromsturz)" der Kossuth'schen Beredsamkeit gaben. Ja wohl, ein Katarakt war sie, blendend und schäumend, blitzend und funkensprühend, aber auch überstürzend und verheerend. Der weitere Zug ging dann zur Hofburg, wo unterdessen schon zahlreiche Deputationen harrten, um den Dank auszusprechen.

Bemerkenswerth ist die Antwort, welche der im Namen der Stadt Wien sprechenden Dankadresse des provisorischen Bürgerausschusses zu Theil wurde:

„Seine Majestät der Kaiser haben den obersten Kanzler zu ermächtigen geruht, den Bürgern der Haupt- und Residenzstadt für ihre auch bei den Ereignissen der letzten Tage wie in der Vorzeit bewährten treuen Gesinnungen Höchstihre Anerkennung auszusprechen und Ihnen wie der errichteten Nationalgarde für den mit gleicher Treue und Anhänglichkeit bewiesenen Eifer und ihre rühmlichen Anstrengungen zur Wiederherstellung und Befestigung der Ruhe und Sicherheit das Allerhöchste Wohlgefallen mit dem Vertrauen erkennen zu geben, daß dieselben auch ferner die gleiche Haltung bewähren werden. In gleicher Würdigung der verdienstlichen Handlungen der studierenden Jugend haben Seine Majestät angeordnet, daß der hiesigen Universität und dem polytechnischen Institute in ihren Vorständen, Lehrkörpern, Facultätsmitgliedern und Studierenden die Allerhöchste Zufriedenheit mit ihrer in den letzten Tagen bezeugten treuen Ergebenheit und ihren äußerst angestrengten Bemühungen zur Wiederherstellung der gestörten öffentlichen Ruhe und Sicherheit mit dem vollen Vertrauen ausgedrückt werde, welches durch die zuversichtliche Erwartung erhöht wird, daß dieselben auch ferner, soweit es mit ihren Berufspflichten verträglich ist, mit gleicher Bereitwilligkeit zur Befestigung der gesetzlichen Ordnung mitwirken werden."

Darin lag eine Anerkennung nicht bloß der Resultate der Revolution, sondern dieser selbst, und die Ansprache trug sehr viel zur Beruhigung des noch immer regen Mißtrauens bei. Tactvoller und offener klang das gewiß, als eine Aeußerung des Fürsten Windischgrätz, der zu Mitgliedern der medicinischen Facultät sagte: „Die vom Volke errungenen Concessionen sind eben deßhalb gewährt worden, weil sie die zeitige Frucht monatelanger gouvernementaler Selbstbestimmung gewesen; deßhalb und nur deßhalb hat man geschehen lassen, was zu hindern sonst Entschluß und Vermögen nicht gefehlt hätten. Sagen Sie das den Wienern." Man war klug genug, diese Botschaft nicht auszurichten, die zu sehr mit den Thatsachen in Widerspruch stand, um nicht Spott oder Zorn hervorzurufen.

Bemerkenswerth ist von den Ereignissen des 15. März noch die Ansprache, welche Kossuth vom berühmten Donner'schen Brunnen am „Neuen Markt" hielt, wo er einer Mutter das Kind vom Arm nahm, es küßte und es dann dem Volk als „zukünftigen Bürger des freien Oesterreichs" zeigte.

Am Abend bewegte sich ein rasch improvisirter Triumphzug mit der bekränzten Büste des Kaisers, Fahnen und Musikchören durch die festlich beleuchtete Stadt, was einen Witzbold zu der Aeußerung veranlaßte: „Bis jetzt war es selbst beim Tag stockfinster in Wien, und nun haben wir gar die Nächte voll Licht!"

Vor dem Palais des Nuntius wurde Halt gemacht und Hochs auf den „liberalen Papst" ausgebracht, bis der Nuntius beim Fenster erschien und den Segen ertheilte — gewiß eine der absonderlichen Scenen dieser an Pikanterien reichen Tage. Besonders stürmisch wurde der Jubel vor dem juridisch-politischen Leseverein und vor dem Hôtel „zum Erzherzog Karl" in der Kärntnerstraße, wo

die ungarischen Deputirten wohnten und Kossuth abermals eine Ansprache hielt. Vor dem Landhause und an der Polizeidirection zog man in feierlicher Stille vorüber, die Musikskorps spielten Trauermärsche zum Andenken an die Gefallenen.

Es war eine Nacht des Jubels für Wien nach drei stürmischen Tagen. Man glaubte in eine Zukunft voll Helle und Glanz zu sehen, denn der von den erlebten gewaltigen Ereignissen geblendete Blick erkannte nicht, daß in diesen selbst schon die Keime zum Niedergang lagen und jene Einmüthigkeit, welche den Aufschwung herbeigeführt hatte, im Moment, wo dieser erreicht war, den Sonderstrebungen und Verschiedenheiten der Ansichten und Ziele wich.

Ziemlich stürmisch ging es am 15. März auch in Pest zu, das sich als Hauptstadt des Landes fühlte und nur widerwillig hinter Preßburg zurückstand. Namentlich in den Kreisen der Jugend, in welchen Alexander Petöfy, Moriz Jókai und Andere später berühmt gewordene Männer dominirten, machte sich eine große Bewegung geltend, die schon am 12. März zu einer ziemlich stürmischen Versammlung Anlaß gab, in welcher neben den überall gestellten Forderungen noch die einer besonderen Nationalbank und nationalen Armee und die Entlassung aller politischen Gefangenen als „Wünsche der ungarischen Nation" proklamirt wurden.

In diese Bewegung kam durch die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Wien neuer Schwung, der am 14. Abends zu bedrohlichen Ausschreitungen zu führen drohte, da wie überall mit dem plötzlichen Zusammenbruch des alten Regimes alle behördliche Thätigkeit lahmgelegt war. Ueber Anregung Paul Nyáry's und Gabriel Klauzal's bildete sich ein Sicherheitsausschuß, der zwar einem Revolutionstribunal sehr ähnlich sah, bei der Rathlosigkeit der Statthalterei, an deren Spitze Graf Franz Zichy stand, aber sehr verdienstlich wirkte, die Organisirung der Nationalgarde in die Hand nahm und für Ruhe und Sicherheit sorgte. Unter dem Vorwand, daß dadurch Anlaß zu Ruhestörungen geboten werde, wurden die kaiserlichen Wappenschilder und Fahnen durch die nationalen Abzeichen ersetzt, die Tabaktrafiken und Lotto-Collecturen geschlossen. Durch die bald aus dem ganzen Land einlaufenden Zustimmungen erhielt der Pester Ausschuß, welcher sich „Central-Comité" nannte, eine weit über das städtische Weichbild reichende Bedeutung und übte thatsächlich alle Machtvollkommenheit einer Regierung aus, ohne sich um die noch zu Recht bestehenden Behörden oder den Reichstag viel zu kümmern.

Einige Worte müssen wir noch dem Manne widmen, dessen Sturz die erste Errungenschaft der Märztage war. Noch jetzt scheint sich Metternich über den Ernst der Lage getäuscht zu haben, denn als einer seiner Vertrauten die Hoffnung aussprach, er werde seine Abdankung zurücknehmen, erwiderte er, dieselbe sei in seinen Augen kein Theaterstreich oder Gaukelspiel, und er werde nur auf die Bitten Jener, welche die Veranlassung dazu waren, davon abstehen.

Er hielt also eine Fortsetzung seiner Thätigkeit noch für möglich, von welcher doch Jedermann im Momente erkennen mußte, mochte man sonst auch wie immer darüber denken, daß sie ganz undenkbar der einmal offen ausgesprochenen allgemeinen Abneigung gegenüber war. Heiter äußerte er sich, erfreut darüber zu sein, sich Muße in seiner Villa am Rennweg gönnen zu können. In derselben Nacht wurde dieselbe aber von einem erbitterten Volkshaufen angegriffen und theilweise zerstört, bis eine herbeigeeilte Studenten-Abtheilung dem Unwesen ein Ende machte.

Sein Abdankungsschreiben weicht von der gewöhnlichen Form ab und ist bezeichnend für die Stellung des Fürsten dem Monarchen gegenüber. Es lautet:

„Allergnädigster Herr! Ich sehe mich zu einem Schritte gezwungen, über dessen Veranlassung ich es als eine Gewissenspflicht betrachte, Euer Majestät meine vollste Beichte abzulegen.

Meine Gefühle, Ansichten und Entschlüsse sind in meinem ganzen Leben dieselben gewesen und sind stehende Gewalten, welche in mir nie erlöschen werden.

Ich habe sie in dem Motto ausgesprochen, welches ich meinen Nachkommen zur immerwährenden Erinnerung und Nachachtung überlasse. Mein Wahlspruch ist: die Kraft im Recht!

Volksredner vor dem Freundschaftshause in Wien. (Seite 643 u. 661.)

Daß ich demselben in meinem Privatleben wie im öffentlichen Wirken stets treu geblieben bin, hievon überzeugt mich mein Gewissen und — ich sage es ungescheut — dies beweist die That.

Ich trete vor einer höheren Gewalt zurück als die des Regenten selbst ist.

Diese wenigen Blicke in das innere Leben des jungen Herrn lassen uns den Kaiser um 10 Uhr Abends allein mit Nicolas und den Kinder im eigenen Zimmer

Kaiser Nikolaus I. (1825–1855). Nach Photographie von Bergamasco in Petersburg. Originalgröße 13 × 17 cm.

finden. Nicolas, der Lieblingsdiener, hatte Befehl, mit der Wache unten vollen Rapport zu machen, wenn Seine Majestät zu Bette gingen.

Das hie und da in etwas sonderbarer Weise auftretende Selbstbewußtsein Metternich's bewahrte ihn nicht davor, in zwei vom nächsten Tage datirten Schreiben den Souveränen von Rußland und Preußen seine Abdankung mit Wendungen anzuzeigen, welche fast einer Entschuldigung gleichen.

Er schreibt an den Kaiser Nikolaus:

„Sire! Die unbezwinglichste der Gewalten, diejenige der Thatsachen, hat meinem langen öffentlichen Leben ein Ziel gesetzt.

Euer Majestät hat mich immer mit der Empfindung zu beehren gewürdigt, welche in meinen Augen den höchsten Werth hat, mit dem Vertrauen zu den Prinzipien und zu dem Muthe, welche der tüchtige Mann in seinem Gewissen schöpfen muß.

Auch heute ist es mein Gewissen, welches es mich als meine Pflicht erkennen läßt, zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät den Ausdruck meiner tiefen Dankbarkeit niederzulegen für jene Empfindung, welche ich verdient zu haben glaube.

Europa, Sire, ist einer Krisis preisgegeben, welche eine politische Bewegung weit überschreitet. Diese Krise vollzieht sich im gesellschaftlichen Körper. Ich habe das Ereigniß geahnt, ich habe dasselbe mit Ausdauer bekämpft während eines Ministeriums von vierzig Jahren. Einen Strom aufzuhalten, liegt nicht in der Macht der Menschen, Alles was sie können beruht darin, ihn einzudämmen.

Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen, und da ich weder zwischen zwei Strömungen, noch in einem Gewässer schwimmen kann, welches meinen moralischen Eigenschaften nicht zusagt, habe ich mich von der Scene zurückgezogen. Zu vorgerückt im Alter, als daß ich hoffen könnte, dasjenige zu sehen, was von Weitem in meinen Augen das Ende der Krisis bezeichnen könnte, bleibt mir nichts übrig als meinem Herrn und meinem Lande die Wünsche zu widmen, die ich nie aufhören werde, für ihr nicht zu trennendes Heil zu hegen. Diese Wünsche beziehen sich gleichmäßig auf Eure kaiserliche Majestät, in Dero erhabenem Charakter ich immer zu verehren gewußt habe den wahrhaften Freund und Alliirten des Reiches, dessen Erhaltung ich so lange und beständige Anstrengungen geweiht habe."

Die Antwort des Kaisers Nikolaus ist zu charakteristisch für diesen Typus eines „Selbstherrschers" und auch nicht ohne Interesse für die kommenden Ereignisse, um sie nicht wiederzugeben.

„Ich habe, mein Fürst, den Brief empfangen, welchen Sie an mich gerichtet haben aus Anlaß der beklagenswerthen Ereignisse, welche Sie genöthigt haben, sich vom politischen Schauplatze zurückzuziehen. Wollte ich Ihnen den peinlichen und schmerzlichen Eindruck wiedergeben, welchen mir der Brief verursacht hat, so wäre das vergebliche Mühe. Sie kennen seit Langem meine Anschauungen, meine Grundsätze, meine Anhänglichkeit für Oesterreich und dessen Souverän; Sie wissen daher, mein Fürst, daß in meinen Augen Oesterreich und ich einen doppelten Verlust erlitten haben. Ihr Land verliert in Ihnen den Staatsmann, der es schon einmal aus dem Abgrunde hervorgezogen und dasselbe seit mehr als dreißig Jahren auf dem Punkte politischer Größe erhalten hatte, auf welchen er es zu erheben wußte.

Und was Uns betrifft, so entschwindet Uns mit Ihnen ein ganzes System von Ideenverbindungen, von Interessen und gemeinsamer Action, welche auf dem neuen Wege, den die österreichische Monarchie nun einschlägt, man ungeachtet des guten Willens der Regierenden sehr schwer in demselben Grade in dieser anderen Form wiederfinden wird.

Nach Ihren Worten, mein Fürst, hat die unbezwingliche Macht der Thatsachen es so gewollt. Möge wenigstens Ihr Bewußtsein Ihnen zum Troste dienen, indem es Ihnen sagt, daß Sie, wenn jene Macht auch nicht gebrochen werden konnte, dieselbe doch mit Ausdauer bekämpft haben, so lange das möglich war. Meine aufrichtigen Wünsche geleiten Sie in Ihre Zurückgezogenheit.

Nikolaus."

Das Schreiben an König Friedrich Wilhelm IV. ist kürzer, man möchte fast sagen cordialer und trefflich für diesen Fürsten berechnet, der vor An-

regungen nie zu festen Ansichten und Entschlüssen kam, bald für Deutschthum, dann wieder für ein zugeknöpftes Preußenreich schwärmte, zwischen frömmelnder Mystik und Aufgeklärtheit schwankte. Es lautet:

„Allergnädigster Herr! Ich würde es nicht übers Gewissen bringen können, Euer Majestät meine Stimme erst aus der anderen Welt hören zu lassen. Sie bringt Allerhöchstdenselben nur Versicherungen unverbrüchlicher Treue, jener Verehrung, welche sich ohne Liebe nicht denken läßt, und zugleich der lebendigsten Wünsche für das persönliche Wohl Eurer Majestät, Ihres Reiches und des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Der 13. März hat meiner mehr als halbhundertjährigen Bahn in öffentlichen Geschäften und meinem neununddreißigjährigen Ministerium das Ziel gesteckt. Ich habe mich vom Geschäftsleben in der festen Ueberzeugung zurückgezogen, daß ich dem Kampfe, den ich redlich auf socialem Felde bestanden habe, nicht mehr gewachsen bin. Das Gefühl, meiner Pflicht nicht untreu geworden zu sein, begleitet mich ins Leben, welches den Privaten zustehen sollte und heute wohl zu den am meisten gestörten gehört.

Gott erhalte Euer Majestät im vollen Genusse Ihrer moralischen Kraft, erhalten mir andererseits Allerhöchstdieselben die Gnade, ja ich sage, die freundschaftlichen Gefühle, welche im Verlauf langer Jahre in mir die in meinem gesammten Wesen leere Stelle des Stolzes ausfüllten."

Die Antwort des Königs von Preußen, der unterdessen auch seine ernsten und blutigen Märztage erlebte, wo ihm das Volk die Opfer des Straßenkampfes in schauerlichem Zuge vor das Schloß brachte, ist lang und verworren, wie das in seiner Art lag. Bezeichnend für die Ueberschwenglichkeit dieses Fürsten ist die Stelle, wo er von Metternich sagt: „Wer riefe nicht aus: Welch' ein Mann! und welche Zeit!!!!!! die diesen Mann nicht verträgt!"

Pikant ist mit Rücksicht darauf, wie ganz anders sich die Dinge gestaltet haben, folgender Passus: „Für Oesterreich fühle ich wie anno 40. Was ich vermag, um seinem Erbkaiser die erbliche römische Kaiserwürde zu schaffen, werd' ich redlich thun, und der römische Kaiser muß wieder das Ehrenhaupt deutscher Nation sein. Ein Cäsar dieses Augustus, als besonderes Wahloberhaupt des besonderen deutschen Reiches, scheint unvermeidlich. Ich will aber nicht diesen Cäsar abgeben. Meine Ambition ist, Erzfeldherr des Reiches zu werden."

Klar sind die politischen Ansichten Friedrich Wilhelm's IV. eben nicht, zum mindesten nur insoferne, als man zwar nicht weiß, was er eigentlich wollte, auf jeden Fall aber gerade das Gegentheil davon geschah.

Die immer höher gehenden Wogen der Revolution zwangen den Fürsten zur Flucht von Wien, da unter Umständen seine persönliche Sicherheit bedroht werden konnte. Es ist über diese Flucht viel Abenteuerliches gefabelt worden, das sich nach dem Tagebuche der Fürstin sehr reducirt. Von der Staatskanzlei weg suchte man eine Zuflucht beim Präsidenten der Justiz-Hofstelle, Graf Ludwig Taaffe (geb. 1791, gest. 1856). Ein Fiaker brachte dann das Fürstenpaar zum General der Cavallerie, späteren Oberstthofmeister Karl Fürst Liechtenstein (geb. 1790, gest. 1865), der in der Jägerzeile wohnte, in dessen Wagen reiste man dann nach dem Liechtenstein'schen Gute Feldsberg, wo Rast gehalten wurde, von dort wurde die Eisenbahn nach Prag und Dresden benützt, und weiter ging es über Holland nach England, wo neben den Revolutionären auch die gestürzten Größen ein sicheres und gastliches Asyl finden. Metternich mochte es schmerzlich empfinden, den Schutz seines erbitterten Widersachers Palmerston genießen zu müssen.

Was von einer Flucht im Wäscherwagen, Verfolgungen, der Aussetzung eines Preises auf seinen Kopf, Gefährdung auf der Reise durch Deutschland erzählt wurde, gehört in das Reich der Fabeln. Wohl aber wurde dem Fürsten die Ehre, Gegenstand der ersten politischen Karrikatur zu werden, die ihn von der Hand eines bekannten Zeichners in derangirtem Hofkleide, ein Acten-Convolut und ein Bündel im Arm, mit mächtig verlängertem Gesichtsvorsprung eilig laufend

zeigte (Bild Seite 681). Die Unterschrift lautete: „Jede Constitution erfordert Bewegung." Diese jetzt schon zu den größten Seltenheiten gehörende Karrikatur ward unter dem Rufe: „Den Metternich mit der langen Nasen um ein' Zwanziger!" auf allen Gassen feilgeboten und fand eifrige Abnehmer.

Jahre nachher schrieb er: „Ich stehe in dem, was war. Die bis zum März 1848 im Reiche erhaltene materielle Ordnung war die Folge der Ehrfurcht, welche der Kaiser Franz für alle begründeten Rechtsverhältnisse hegte. Den Ausgangspunkt zum Umsturz bot die Verseichtung der moralischen Gewalten, im Umkreise wie im Inneren des Reiches, das Nichtregieren im höchsten Mittelpunkte und das Liebäugeln in demselben mit Gelüsten, welche sich, in das Gewand des Zeitgeistes gehüllt, als gefährliches Spielwerk geltend zu machen wußten in einem Staate, den die oberste Gewalt durch feste Mauern vor dem Umsturze gesichert glaubte."

So wird Hoch und Nieder verantwortlich gemacht, um Metternich den Unfehlbaren zu purificiren, der am Schlusse seiner Aufzeichnungen, wie schon erwähnt, kurzweg sein System „eine Weltordnung" nennt.

Wenn der römische Dichter Recht hat, daß das Bewußtsein des eigenen Werthes das höchste Gut ist, dann gehörte Fürst Metternich zu den beneidenswerthesten Menschen. Leider kann die Nachwelt sein Selbsturtheil nicht ratificiren. Nach der kürzlich abgeschlossenen Veröffentlichung seiner Correspondenz und Aufschreibungen ist seine Gestalt in so helles Licht gerückt, daß kaum mehr eine Aenderung des historischen Urtheils zu erwarten ist, das eine trübe Epoche der österreichischen und allgemeinen Geschichte mit seinem Namen bezeichnet.

Die Flitterwochen der Revolution.

Die Märztage waren das Produkt der allgemeinen Auflehnung gegen ein verhaßt gewordenes System. So verschieden die einzelnen Parteien auch nach ihren Absichten und Zielen waren, so fanden sie sich doch zum Sturze der Metternich'schen Regierung einmüthig zusammen. Nun war der Sieg errungen — und eine der Parteien, die man die gemäßigte oder constitutionelle nennen kann, war im Besitze der Macht. Aber die Einigkeit — in den Tagen des Kampfes ein Gebot der Klugheit und Nothwendigkeit — war im Momente des Sieges schon wieder vorüber. Gewissen Kreisen war nur die Alleinherrschaft der Staats-Conferenz verhaßt gewesen, und diesen ging die Bewegung schon viel zu weit, weil an die Stelle der gestürzten Macht nicht die ihre als maßgebend trat; zahlreiche Elemente, die wirklich gekämpft hatten oder sich den Anschein gaben, es gethan zu haben, drängten aber immer weiter, viel weiter als es zur Erhaltung des Erreichten und bei den ganz besonderen Verhältnissen Oesterreichs klug gewesen.

So sah sich die siegreiche Partei im Momente des Sieges von den beiden Flügeln der bisherigen Bundesgenossen bedroht und ließ sich dadurch zu einer widerspruchsvollen, namentlich gegen die radicalen Elemente häufig viel zu nachgiebigen Politik bestimmen, welche das, was am nöthigsten war: die Herbeiführung geordneter Zustände — unmöglich erreichen konnte.

Die so lange andauernde Methode der vormärzlichen Regierung: die Bevölkerung ganz von allen öffentlichen Geschäften fernzuhalten, jede Theilnahme und Meinungsäußerung unnachsichtlich zu unterdrücken, trug nun ihre schlimmen Früchte. Man war so lange getrieben worden, daß man nun auch einmal treiben wollte; auf die drückende Lage, regiert zu werden, wie eine Herde stummer Sklaven, wollte man sich jetzt den Hochgenuß gönnen, selbst zu regieren — so lange war jedes freie Wort, ja fast jeder Gedanke verpönt gewesen, daß sich jetzt wahre Sturzbäche von Phrasen von allen Seiten ergossen, hinter welchen auch nicht viel Gedanken steckten — kurz, auf das autokratische System der Staats-Conferenz kam eine Art von Anarchie, da der gesetzliche Boden für eine wirklich constitutionelle Regierung noch fehlte und statt berufener Vertreter sich Kreise und Individuen Einfluß anmaßten und auch verschafften, welchen er in keiner Hinsicht gebührte. Das in den Märztagen geschaffene und für diese vielleicht wohlthätige Experiment der Volksbewaffnung erhielt bald eine Ausdehnung und Bedeutung, welche es nicht allein zur Karrikatur, sondern auch nach jeder Richtung schädlich machten.

Jede bürgerliche Thätigkeit, die Arbeit und das Studium traten bei der Nationalgarde und der derselben angereihten „akademischen Legion" vor den Waffenpflichten zurück. Da wurde exercirt, manövrirt und gekanonengießert, und was bei den Einen mehr oder weniger Spielerei war, gab Anderen Gelegenheit, sich

Einfluß und Geltung zu verschaffen, welche sie später in nicht immer wohlthätiger Weise ausbeuteten.

Vorderhand indessen war Alles eitel Begeisterung und Freude. Am 16. März kam der Kaiser in Begleitung des Erzherzogs Leopold auf die Aula und fand einen begeisterten Empfang, und am selben Tage erschien die Deputation des ungarischen Reichstages bei Hofe. Der Palatin empfahl dem Monarchen die in der Adresse ausgedrückten Volkswünsche, worauf Kaiser Ferdinand in kurzer ungarischer Rede antwortete, daß er für die Ergebenheits-Versicherungen der Nation danke, deren Wünsche prüfen werde und zu allen Zeiten auf ihre Treue rechne.

Wie es scheint, waren aber noch mächtige Gegenströmungen zu überwinden, und es bedurfte des energischen Einschreitens des Palatins und einflußreicher Magnaten, um ein befriedigendes Resultat zu erreichen. Am 17. März erfloß ein Handschreiben des Kaisers an den Palatin, dessen ausschlaggebender Passus lautete, daß: „Ich geneigt bin, den Wunsch der treuen Landstände hinsichtlich der Bildung eines dem Sinne der vaterländischen Gesetze gemäß verantwortlichen Ministeriums anzunehmen; Euer Liebden zugleich ermächtigend, Mir zu diesem Zwecke aus den von Euer Liebden Mir benannten Männern vollkommen taugliche Individuen zu bezeichnen; zugleich mögen aber Euer Liebden dahin wirken, daß hinsichtlich des Wirkungskreises desselben passende Gesetzvorschläge mit gehöriger Würdigung jenes auch von den Ständen in richtiger Weise hochgehaltenen engsten Verbandes, welcher zwischen Meinen durch die pragmatische Sanction vereinigten Erbländern besteht, entworfen werden."

Es fehlt nicht an Anzeichen, daß man damals in maßgebenden ungarischen Kreisen geneigt war, bezüglich der „gemeinsamen Angelegenheiten" ein Abkommen zu treffen, dessen Grenzen vielleicht weiter gezogen gewesen wären als die des zwanzig Jahre später geschlossenen. Es ist nicht ganz klar, warum man auf diese Intentionen nicht einging, ob es nur geschah, weil man zuerst in den beiden Reichshälften gesetzliche Zustände einführen wollte, um dann erst das einigende Band zu knüpfen, oder ob darin der Einfluß einer im Moment zwar im Hintergrund stehenden, aber von Tag zu Tag durch die Fehler der Gegner mächtiger werdenden Partei zu suchen ist, die, der Bewegung entweder ganz feindlich oder sie doch als zu weitgehend betrachtend, nur auf einen Anlaß wartete, um sie in rückläufige Bewegung zu setzen.

Die Deputation des Reichstags war natürlich von dem kaiserlichen Bescheid vollkommen befriedigt. Es ist nicht uninteressant, die Ansichten Kossuth's über die österreichischen Verhältnisse zu hören, wie er sie vor einer Studenten-Deputation aussprach. Sie beweisen, daß dieser Mann fernestehende Dinge richtiger und kühler beurtheilte als jene seines engeren Vaterlandes, und sind mit Rücksicht auf die spätere Entwicklung und die Kämpfe der Gegenwart äußerst merkwürdig.

„Wien hat die Revolution blos hervorgerufen," sagte Kossuth zu den Studenten, „ob es sie zu Ende führen wird, ist eine andere Frage, die kein Mensch heute zu beantworten vermag. Wien hat dem Prinzipe nach die Revolution für alle Provinzen der Monarchie gemacht, aber indem es den allgemeinen Forderungen der Zeit Genüge gethan, darf es nicht glauben, auch andere Ansprüche der Provinzen befriedigt zu haben. Wenn dieser Irrthum sich eingeschlichen hat, wenn Sie glauben, daß die Errungenschaften der letzten denkwürdigen Tage in ihrer vollsten Gewährleistung auch den anderen Nationalitäten nichts zu wünschen übrig lassen, dann werden Sie sich bald vom Gegentheile überzeugen. Es sind ganz besondere Verhältnisse in Oesterreich. Vielleicht täusche ich mich, aber die Sonderstellung, welche Ungarn durch seine Constitution während der vorigen Regierung behauptet und seit wenigen Stunden befestigt hat, wird von den übrigen Provinzen ebenso heiß angestrebt, und ich kann solche Bestrebungen von einem gewissen Standpunkte nicht tadeln. Oesterreich jedoch muß denselben entgegentreten um seiner selbst willen, wo es nicht durch alte Verträge zur Passivität verdammt ist. Oesterreich muß seine Bedeutung wahren, und das kann es nur durch eigene

Digitized by Google

Kraft und mit unserer Hilfe, aber es muß vor Allem den constitutionellen Prinzipien frei und redlich huldigen."

Noch am 17. März erfolgte über Vorschlag des Palatins die Ernennung des Grafen Ludwig Batthyányi zum Minister-Präsidenten, als welcher er zur Bildung des Ministeriums berufen wurde. In ganz constitutioneller Weise war das Haupt der siegreich gebliebenen Opposition an der Magnatentafel nun an die Spitze der Regierung gestellt. Es wurde darin erst recht klar, welchen ungeheuren Vorsprung Ungarn durch sein entwickeltes öffentliches Leben habe. Da gab es keinen Zweifel, welche Männer an die Spitze der Geschäfte treten würden, weil langjähriges Wirken das öffentliche Vertrauen auf bestimmte Individuen gelenkt hatte. In der westlichen Reichshälfte dagegen stand man rathlos, man kannte Niemand, da unter dem vorigen System nicht die Möglichkeit geboten war, Charakter und Talent zu bewähren. Es war daher ein Nothwendigkeitsbehelf, daß man trotz des plötzlichen Systemwechsels jene Staatsmänner beibehielt, die auch dem vorigen gedient hatten.

Das am 18. März gebildete „verantwortliche" Ministerium bestand unter dem Vorsitz des Grafen Kolowrat aus den Ministern: Karl Ludwig Graf Ficquelmont (geb. 1777, gest. 1857) für das Aeußere, Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf (geb 1786, gest. 1862) für das Innere, Ludwig Graf Taaffe für Justiz und Karl Baron Kübeck (Bild Seite 649) für Finanzen — also fast ausnahmslos Männer, die schon früher die gleichen Ressorts geleitet hatten und welchen man — die beste Meinung und ein gewisses Maß von Liberalismus vorausgesetzt — kaum ein Compliment dadurch machte, daß man ihnen so große Beweglichkeit zumuthete, um unter völlig veränderter Lage ihr Amt gedeihlich versehen zu können.

Die Präsidentschaft des Grafen Kolowrat war nur eine nominelle, er trat bald aus jenen „Gesundheitsrücksichten" zurück, welche für Staatsmänner so gebieterisch werden, wenn sie ihrer Stellung oder diese ihrer Träger überdrüssig geworden sind. Er wurde im Vorsitz durch Graf Ficquelmont ersetzt, als Unterrichtsminister trat Franz Baron Sommaruga (geb. 1780, gest. 1860) ein, als Kriegsminister Feldmarschall-Lieutenant Peter Zanini. Bald darauf schied Baron Kübeck, der durch den bisherigen zweiten Präsidenten des galizischen Guberniums, Philipp Baron Kraus (geb. 1792, gest. 1861) ersetzt wurde, dann legte auch Graf Taaffe sein Portefeuille nieder, welches Sommaruga mit jenem des Unterrichts vereinigte, und auch Zanini übergab nach kurzer Amtsführung die Kriegsverwaltung an den schon mehrmals erwähnten Grafen Theodor Baillet de Latour (geb. 1780, gest. 1848).

Mit dem Aufhören der Staats-Conferenz, dem Rücktritt Sedlnitzky's und des gleich verhaßten Polizei-Präsidenten Muth war scheinbar das alte System beseitigt — scheinbar, denn so wenig lebensfähige Wurzeln es im Volke und der öffentlichen Meinung hatte, desto weiter reichte sein verborgener Einfluß, auf dessen Spuren wir noch öfters stoßen werden.

Wenn wir des großartigen Fackelzuges am 16. März, der unter würdigen Formen abgehaltenen Leichenfeier der Märzgefallenen (Bild Seite 689) und der am 20. März erflossenen Amnestie gedenken, welche allen politischen Gefangenen die Freiheit gab und die vielberufenen Kasematten von Munkács, Kufstein und am Spielberg öffnete, sind die wichtigsten allgemeinen Ereignisse erwähnt, um uns Zeit zu gönnen, die Einwirkung der Märzrevolution auf die Provinzen zu betrachten.

Bei der allgemeinen Erbitterung fand dieselbe überall ein lautes Echo und wiederholte sich, wenn auch in zahmerer Weise, fast in allen Provinzial-Hauptstädten. Hie und da mag wohl auch ein wenig Eifersucht im Spiel gewesen sein, weil man nicht hinter Wien zurückstehen und je nach den Mitteln, wenn schon keine Revolution, doch ein Revolutiönchen haben wollte, das den Brutussen und Catilinas fünften und sechsten Ranges Gelegenheit gab, sich hervorzuthun. Bezeichnend ist es,

ungen Bewegungsmotiven, die sich in ihrer Gesamtheit zu einem Reigen zusammenschließen, der sich in einer Richtung um die Mitte wellt, gerade wie dieses sich selbst umgebende Band.

Ein Gegenstück zu dieser Arbeit, die gewissermaßen zu Ende, mit dem Ausdruck des Ruhens endet, ist L. Berg, der in der Verbindung von Bewegungsmotiven, die sich in ihrer Gesamtheit zu einem Reigen zusammenschließen, weiter geht. Bei ihm verschwindet der isolierende Einzelmensch, und an die Stelle des Einzelmenschen tritt die Gruppe. Sein Bild „Der Tanz" — Eigentum der Stadt Berlin — ist sehr bedeutend. Es ist schade, daß man über die verschiedenen Farben nicht urteilen, obwohl man gewiß ist, daß sie hier, wie überhaupt, farbig gut sind. Die Zeichnung ergreift

LUDWIG VON HOFMANN: DER TANZ

die Bewegung und ist von Schönheit und von Ausdruck von seltener Feinheit, und neben der Gesamtschönheit dieser Gruppe bewundert man besonders die Schönheit der Einzelfigur, die sich in der Gruppe verliert.

Ein Bild, das sich in seiner Art ebenbürtig neben diese Arbeiten stellt, ist das Bild von Ludwig von Hofmann, das ebenfalls Eigentum der Stadt Berlin ist. Es ist ein Gegenstück zu seinem Bilde „Frühling", das vor einigen Jahren in der Ausstellung war. Auch hier ist die Gruppe, die sich in einer Richtung um die Mitte wellt, das Hauptmotiv. Es ist ein Reigen, der sich um einen Baum schlingt, und der Baum ist ein Lebensbaum, ein Baum, der Früchte trägt. Es ist ein Reigen, der sich um das Leben schlingt, ein Reigen, der sich um das Leben bewegt, ein Reigen, der sich um das Leben dreht. Es ist ein Reigen, der sich um das Leben dreht, wie sich die Erde um die Sonne dreht, wie sich die Sonne um ihre Achse dreht, wie sich die Sterne um ihre Achse drehen, wie sich die Sonnensysteme um ihre Achse drehen, wie sich die Milchstraßen um ihre Achse drehen, wie sich die Nebelflecken um ihre Achse drehen, wie sich alles um sich selbst bewegt, um sich selbst dreht, um sich selbst wellt, um sich selbst schlingt, „phänomenalisiert" Kosmisches in Form.

Ein neu entdeckt amerikanisches Gemälde Benjamin West's, welches, wie es scheint, die Schlacht bei Monmouth darstellt, ist in Philadelphia ausgestellt worden. Es ist ein Geschenk Charles Willson Peale's, des Gründers der dortigen Akademie der Künste, und wurde von ihm selbst in Auftrag gegeben. Peale war ein Freund Washington's und hatte in der Schlacht bei Monmouth, wo Washington, wie Peale sagt, „sein Pferd unter ihm tödtete, und ihn selbst beinahe", Gelegenheit, Washington's Heldenmuth zu bewundern. Er bat West, das Bild zu malen, und empfahl dabei, daß

Washington zu Pferde in der Schlacht bei Monmouth.

vorzüglich der Heldenmuth seines Freundes und Gönners glorificirt werden müsse.

Was nun Benjamin Franklin'ssohn über Washington's Heldenmuth dachte, kann man sich denken. Er hatte ihn ja in seinem Blatte, dem „Aufrichtigen Patrioten", als einen Verräther, als einen Feigling, als einen Tyrannen, als einen Dummkopf, als einen Schurken, als einen Lügner, als einen Dieb, als einen Mörder, als einen Ehebrecher, als einen Gotteslästerer, als einen Heuchler, als einen Hahnrei, als einen Bastard, als einen Hurensohn, als einen Teufel, als einen Antichrist, als einen Sohn des Satans, als einen Sohn der Hölle, als einen Sohn der Sünde, als einen Sohn des Todes, als einen Sohn des Verderbens, als einen Sohn des Unglaubens, als einen Sohn des Abfalls, als einen Sohn des Widersachers, als einen Sohn des Ungehorsams, als einen Sohn des Zornes, als einen Sohn der Finsterniß, als einen Sohn der Lüge, als einen Sohn der Gottlosigkeit, als einen Sohn der Ungerechtigkeit, als einen Sohn der Verdammniß, als einen Sohn der Bosheit, als einen Sohn der Verwüstung

bewiesen, der verbietet, die Truppen zur österlichen Beichte zu führen, wenn kein Feldgeistlicher zur Verfügung stehe. Ebenso wurde den Soldaten der Besuch italienischer Predigten verboten, und zwar mit dem bezeichnenden Beisatz: „E meglio, ch'il soldato si astenga dall' andare à predica, che d'ascoltare una che l'abbia a rendere fellone." („Es ist besser, daß der Soldat sich des Predigtgehens enthalte, als daß er eine Predigt anhöre, die ihn zum Treubruch verleitet.")

Mit der ersten Kunde von den Vorgängen in Wien kam auch am 17. März Nachmittags zugleich die von Verleihung der Constitution nach Mailand. Statt aber wie überall mit Jubel begrüßt zu werden, erregte sie hier nur erhöhte Aufregung. „Troppo tardi!" (Zu spät) schrieben die Mailänder mit Kohle unter die Proklamationen, welche die verheißenen Reformen verkündigten, und sprachen damit ein nicht unwahres Urtheil aus über den Werth von Concessionen, die, nur von der Noth des Augenblickes erpreßt, von der einen Seite widerwillig gegeben, den nun auch gesteigerten Ansprüchen der anderen nicht mehr genügen.

Sofort beschloß der Stadtrath auf Antrag seines Vorsitzenden, des Grafen Gabrio Casati (gest. 1873), dem an der Spitze des Guberniums stehenden Heinrich Grafen O'Donnell (geb. 1802, gest. 1872) — Vicekönig Erzherzog Rainer hatte Mailand verlassen — seine „Forderungen" bekannt zu geben. Ein tumultuirender Volkshaufe begleitete die Deputation, und als die Wache demselben den Eintritt in das Regierungs-Gebäude wehrte, wurde sie überwältigt und ermordet. Damit war der Kampf entfesselt und jede friedliche Beilegung unmöglich gemacht. Trotzdem meinte Graf O'Donnell noch den Weg der Unterhandlungen betreten zu müssen und wehrte sogar anfänglich das energische Einschreiten des Commandirenden ab, der die Lage schärfer erfaßte.

An der Spitze des Landes-Commandos stand seit 1831 Josef Graf Radetzky (Bild Seite 697), welchen wir schon als Beirath Schwarzenberg's im entscheidenden Feldzug 1813 und 1814 kennen gelernt haben. Während der Friedenszeit diente er als Divisionär in Oedenburg und Ofen, wurde dann Festungs-Commandant in Olmütz, um endlich den verantwortungsvollen Posten im österreichischen Italien anzutreten, auf welchem er 1836 die höchste militärische Würde eines Feldmarschalls erhielt.

In treffender Weise schildert eine berufene Feder das Wesen dieses Feldherrn in folgender Weise: „Der kleine, aber kräftig gebaute Mann, blühende Gesundheit im Antlitz, in Haltung und Bewegung ebenso rasch als in der Sprache, welchem eine tiefe, wohllautende Stimme zu Gebote stand, mit dem blauen Augenpaar, welches ebenso froh als klar und bestimmt in die Welt blickte, vereinigte die besten Eigenschaften des Menschen und Kriegers in sich: gründliche Fachkenntniß und feine Umgangsformen, Gemüth und Geist, kluge Mäßigung und eherne Festigkeit, Wohlwollen und Strenge. Der durch scharfe Beobachtung erworbenen Welt- und Menschenkenntniß war die warme Hochachtung des fremden Verdienstes zugesellt. Achtung vor sich selbst und seinem Berufe ging Hand in Hand mit unerschütterlicher Treue für den Staat und das Kaiserhaus, und damit paarte sich die wunderbare Gabe bedeutender Feldherr-Naturen, nicht blos die Achtung, sondern auch das unbegrenzte Vertrauen und die Liebe der höchsten und niedersten unter den Waffengenossen zu gewinnen. Alle diese seltenen Eigenschaften traten gerade dann vor die Welt, als ihrer das bedrängte Oesterreich am meisten bedurfte."

Radetzky (geb. 1766) stand im Jahre 1848 im zweiundachtzigsten Lebensjahre, also in einem Alter, wo bei der Mehrzahl der Menschen schon die physische und geistige Kraft erlahmt, auch wenn ihr Leben platt und in gewöhnlichen Formen sich abspielte, geschweige denn nach einer thatenreichen Laufbahn, welche an die geistige Spannkraft oft die höchsten Ansprüche stellte und den Körper zu Anstrengungen und Entbehrungen anhielt. Umso wunderbarer war bei Radetzky die Frische und Energie, mit welcher er sich trotz seines hohen Alters einer der gefährlichsten Situationen gewachsen zeigte und dieselbe in eine Reihe von Siegen und Erfolgen zu wandeln wußte.

Wir haben aus seinen Verfügungen gesehen, daß sich Radetzky über die Lage nicht täuschte und sicher klarer sah als die übrigen Autoritäten, deren optimistische Auffassung vielleicht auch Schuld war, daß man sein Drängen nach Verstärkung der militärischen Position unberücksichtigt ließ. Man bedurfte ja allüberall der Soldaten, wo nur ein leichter Rauch oppositioneller Gesinnung sich zeigte; da war es dann kein Wunder, daß ihrer dort zu wenig waren, wo ein gegen die Integrität des Staates gerichteter Brand aufloderte, unter dessen Schutz auch der Nachbar einzudringen suchte. Ungefähr siebzigtausend Mann betrug die in zahlreichen kleinen Garnisonen über das volkreiche Gebiet der italienischen Provinzen zerstreute Streitmacht, die bei dem plötzlichen Aufflackern des Aufstandes sich von einem tosenden Meer umgeben sah. Dazu kam noch, daß ein Dritttheil fast aus Landeskindern bestand, die, seit Jahren bearbeitet, durch natürliche Bande beeinflußt, zum größeren Theile übergingen oder zum mindesten — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — als unverläßlich angesehen werden mußten. Es ist dies auch ein Anstoß zum Nachdenken, ob bei den ganz besonderen Verhältnissen Oesterreichs, die sich mit jenen der anderen großen Militärstaaten nicht vergleichen lassen, das sogenannte Territorialsystem, welches in der Regel den Soldaten während seiner militärischen Dienstzeit dem heimatlichen Boden und dessen Einflüssen überläßt, trotz seiner unleugbaren Vortheile nicht unter Umständen eine Gefahr für den einheitlichen Geist der Armee, für das soldatische Bewußtsein zu werden vermag.

Zehn Bataillone Infanterie, fünf Schwadronen und sechs Batterien bildeten die Besatzung Mailands, mit welcher Radetzky durch fünf Tage einen furchtbaren Straßenkampf gegen eine bis zum Uebermaß erbitterte Bevölkerung durchfocht. Fast unaufhörlich war das Ringen, das selbst durch den kalten, wie eine letzte Drohung des fliehenden Winters herabsausenden Regen nicht unterbrochen werden konnte. Für Niemand gab es Rast oder Erholung, denn eine Ablösung der kämpfenden Abtheilungen war nur schwer möglich, und so wie die Soldaten kam auch der greise Feldherr während dieser Kampfzeit nicht aus den Kleidern oder zu ruhigem Schlafe.

In Mailand hatte sich noch während des Kampfes eine provisorische Regierung gebildet, an deren Spitze Graf Casati stand, und die sich, gestützt auf auswärtige Hilfe, so protzig bewies, daß sie sogar einen durch die fremden Consule vermittelten, von Radetzky genehmigten Waffenstillstand zurückwies. Wohl wurde ein Theil der neugebackenen Regenten durch einen energischen Angriff des Obersten Düll gegen das Broletto (Stadthaus) gefangen genommen, und mit Hilfe des äußersten Mittels, einem Bombardement der Stadt vom Castell aus, würde Radetzky die Oberhand behalten haben, wenn nicht andere schwerwiegende Gründe ihn zum Aufgeben Mailands gezwungen hätten.

Das Beispiel Mailands hatte überall rasche Nachahmung gefunden. Treviso, Padua, Cremona, Brescia, Bergamo und viele andere Orte hatten sich erhoben, zum Theil die eingeborenen Truppen zum Abfall bewegend, dieselben vertreibend oder sogar überwältigend, wie in Como und Varese. Andere Abtheilungen schlugen sich nach Mailand durch, so die Garnison von Bergamo unter dem Obersten Heinzel, die Brigaden Strassoldo und Maurer von Tessin her, die wackeren Geppert-Grenadiere (selbst Lombarden), die von Monza unter fortwährenden Kämpfen nach Mailand marschirten.

Die Sorge um die wenigen Stützpunkte und die inmitten des insurgirten Landes treu gebliebenen Garnisonen, namentlich aber die Gewißheit, daß Sardinien darnach brenne, in den Kampf einzugreifen, bewog Radetzky, den nach seinen eigenen Worten „furchtbaren, aber rettenden Entschluß" der Räumung Mailands zu fassen, der am 21. und 22. März ausgeführt wurde.

In einem Armeebefehl nahm Radetzky das Niederdrückende dieses Rückzuges von seinen Soldaten und flößte ihnen frohe Hoffnung ein. „Aus höheren Rücksichten der Kriegskunst bin ich als General gewichen, nicht Ihr — Ihr waret nicht besiegt und werdet es nicht sein. Wenn wir uns gesammelt und geordnet

haben, wenn die Lücken ausgefüllt sein werden, welche der schnöde Verrath in unsere Reihen gebracht; wenn wir wissen, wie die Dinge im eigenen Vaterlande stehen, dann werden wir uns umwenden und Abrechnung halten mit unseren Feinden." Und die Soldaten riefen ergrimmt beim Abzug von Mailand nach den Fenstern hinauf: „Wir werden wiederkommen!" — Feldherr und Armee hielten ihr Wort.

Nachdem der einzig mögliche Entschluß einmal gefaßt war, geschah auch rasch und sicher seine Durchführung. Ueber die Adda ging der Rückzug bis an den Mincio; überall die treu gebliebenen Garnisonen an sich ziehend, eilte der Marschall in eine Stellung zu kommen, in welcher er seiner von allen Seiten bedrohten Armee Sicherheit und Zeit bieten konnte, damit dieselbe für den bevorstehenden großen Kampf gerüstet sei. Denn schon am 23. März erklärte König Karl Albert von Sardinien (geb. 1798, gest. 1849, Bild Seite 699) im Namen der nationalen Idee den Krieg an Oesterreich, und unter dem gleichen Zeichen strömten ihm aus ganz Italien Verstärkungen zu, da die Bewegung überall siegreich war und entweder die anders gesinnten Fürsten vertrieb, wie in den kleinen Mittelstaaten, oder sie zwang, sich Sardinien anzuschließen. Das sardinische Heer selbst, geführt vom König, dem Kronprinzen Victor Emanuel und den Generalen Bara, Sonnaz und Francini, zählte an siebzigtausend Mann mit hundert Geschützen. Dazu stießen sechstausend Soldaten aus Toscana unter Bougier, viertausend Mann aus Parma und Modena, fünfzehntausend Neapolitaner unter General Pepe und ein Korps von siebenzehntausend Mann, befehligt von dem damals in päpstlichen Diensten stehenden General Durando, gesendet von dem noch immer so lange national gesinnten Papst Pius IX., als die Revolution nicht ihn und die weltliche Herrschaft des Papstthums bedrohte*).

Auf die Minciolinie gestützt, in den Flanken gedeckt durch die Festungen Verona und Mantua, konnte Radetzky dem Angriff entgegensehen und an der Verstärkung seines Heeres arbeiten. Bald trafen Verstärkungen ein, und sogar der Lärm der Revolution wurde übertönt durch den Ruf: „Zu den Waffen!" Ueberall bildeten sich Freikorps, deren größtes in Wien ausgerüstet wurde; unter dem tapferen Oberst Zobel, später unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Welden organisirte sich die Tiroler Landesvertheidigung, bei welcher auch der greise Joachim Haspinger (Bild Seite 209) nicht fehlte, der, an Haar und Bart silberweiß geworden, freilich den Namen „Pater Rothbart" nicht mehr verdiente.

Es hatte auch in Verona und Mantua nicht an Aufstandsversuchen gefehlt; doch die energischen und umsichtigen Maßregeln der Generale d'Aspre in Verona und Baron Gorczkowski in Mantua hatten die Ruhe bald wieder hergestellt und diese wichtigen Stützpunkte für die Armee erhalten.

Und die Erhaltung derselben war umso wichtiger, als der Aufstand auch im Venetianischen ausgebrochen war, Udine, Palmanuova beherrschte und — wohl nicht ganz ohne Schuld der Behörden, die Oberhand in Venedig selbst behauptete. Wie in Mailand war auch in Venedig die Verkündigung des Patentes vom 15. März nur der Anlaß zu weiteren Ansprüchen. Begleitet von einer tobenden Pöbelmasse, die schon am Tag vorher die Gattin des Gouverneurs Graf Pálffy insultirt und bedroht hatte, erschien am 17. März eine Deputation bei diesem, um die Freilassung der Advocaten Manin und Tommaso zu verlangen, deren Verhaftung wir früher schon erwähnten. Man willfahrte; das Appellationsgericht mußte plötzlich erklären, es liege kein Grund zu weiterer Anhaltung vor, die Freilassung erfolgte und verwandelte sich in einen Triumphzug, bei dem Manin auf einem

*) Da man sonderbarerweise aus Parteirücksichten diese Thatsache der Theilnahme päpstlicher Truppen am Kampfe gegen Oesterreich in neuester Zeit wieder in Abrede zu stellen sucht, so sei hier bemerkt, daß dieselbe nicht bloß durch das Zeugniß der Geschichte, sondern auch durch unwiderlegliche, Jedermann zugängliche Beweise festgestellt wird. Als solche dürfen wohl die päpstlichen Fahnen mit der Aufschrift „Pio IX" dienen, welche die Trophäen des rechtsseitigen Nebensaales der Ruhmeshalle im Wiener Arsenal zieren.

Sessel herumgetragen wurde und begeisternde Anreden hielt. Drei andere Inhaftirte, Meneghini, Stefani und Lanza, wurden mit Gewalt befreit, wobei es zu einem Kampf mit der Polizeimannschaft kam. Im Laufe des Tages kam es zu kleineren Aufläufen, die von einem Theil der ziemlich zahlreichen, von Feldmarschall-Lieutenant Graf Zichy befehligten Garnison leicht unterdrückt wurden, da die eigenartige Natur Venedigs, die Behauptung einiger Punkte vorausgesetzt, einem allgemeinen Kampf nicht günstig ist. Bedrohlicher waren Anzeichen der Gährung unter den Arsenalarbeitern, die erbittert über die unerbittliche Strenge des Arsenal-Commandanten Oberst Marinovich waren, und auf welche, ebenso wie auf das Matrosenkorps und die Marine-Infanterie, von Agitatoren eingewirkt wurde.

Am 18. wiederholten sich die Krawalle, durch welche der Gouverneur sich die Errichtung einer Bürgergarde abtrotzen ließ, die sofort mit dem Volke gemeinsame Sache machte und gleich diesem revolutionäre Abzeichen, dreifarbige Cocarden und Schärpen trug. Schritt für Schritt wich Graf Pálffy zurück, wozu umso weniger Ursache war, da die häufig vorkommenden Insultirungen und sogar Tödtungen einzelner Offiziere und Soldaten, sowie das ganze Treiben ein Beweis dafür waren, welche Tendenzen allen Forderungen zu Grunde lagen.

Schon am 21. war Oberst Marinovich von den Arsenalotten so bedroht worden, daß er sich auf ein Schiff flüchten mußte. Trotzdem bestand er darauf, am nächsten Tage wieder am Ort seiner Pflicht zu erscheinen, aber die aufgestachelte Menge empfängt ihn mit dem Rufe: „Morte à Marinovich!“ und umdrängt ihn blutlechzend. Er versucht nochmals, sich auf ein Kriegsschiff zu retten, doch die Thore zu den Lagunen sind — entweder aus Vorbedacht oder Uebereilung, denn Marinovich war bei allen seinen Untergebenen ohne Ausnahme nicht beliebt — verschlossen. Rathlos fährt er auf seiner Barke in dem schmalen Canal, an dessen Ufern sich brüllend die Arbeiter drängten. Der Oberst sucht nun Rettung in einem Wachthurm; doch bald ist sein Versteck entdeckt und die kleine Wache überwältigt, die Thüren werden erbrochen, und die Wüthenden klettern die Treppe hinauf. Da ruft Marinovich von der Zinne herunter: „Wollt Ihr mich lebend oder todt?“ und tausendstimmig gellt es herauf: „Lebend!“ Er wirft seinen Degen hinab und steigt gefaßt die Treppe hinunter, seinen Bedrängern entgegen. Der Vorderste derselben stößt ihm einen langen Schiffsbohrer in den Leib, er stürzt und wird nun unter Verwünschungen und Flüchen hinabgeschleppt. Halbtodt bittet er um Schonung und priesterlichen Beistand, doch höhnend entgegnet man ihm mit den Worten, mit welchen er jede Bitte abzuweisen pflegte: „Kommende Woche!“

In wenigen Minuten fand er unter den fortgesetzten Mißhandlungen den Tod.

Statt auf jede Gefahr hin das Militär gegen die Meuterer und Meuchelmörder einschreiten zu lassen, übertrug man die Herstellung der Ruhe im Arsenal der Bürgergarde, und Manin rückte zuerst mit einer Abtheilung ein. Das hieß in Wahrheit den Bock zum Gärtner machen. Man trat auch ganz offen auf, nahm den Vice-Admiral Martini gefangen, ernannte einen neuen Arsenal-Commandanten, bewaffnete die Arsenalotten und theilte sie in Rotten ein, und öffnete die reichen Waffenvorräthe dem Volk, das sofort eindrang. Und gemeinsame Sache mit demselben machte fast die gesammte Marine-Infanterie und -Artillerie, sowie das Matrosenkorps, ja sogar die Offiziere schlossen sich mit wenigen Ausnahmen der nationalen Sache an. Der Major der Marine-Infanterie Buday de Bather ward bei einem Versuch, die Soldaten ihrer Pflicht zu erhalten und das Arsenal zu behaupten, verwundet und gefangen. In den Rufen: „Viva la republica! Viva l'Italia!“ trat die wahre Tendenz der Bewegung nunmehr ganz offen hervor.

Nun war man natürlich im Gubernium vollkommen rathlos, so daß Graf Pálffy auf die naive Frage nach den „Absichten des Volkes“ die Antwort hinnehmen mußte, dasselbe werde sich nicht eher beruhigen, bis es nicht im Besitz sämmtlicher Angriffs- und Vertheidigungsmittel sei — eine Antwort, die beweist, daß Naivetät und Unverschämtheit sich oft zum Verwechseln ähnlich sehen. Rund heraus erklärt man dem Gouverneur, daß die Zeit der österreichischen Regierung

um sei, und er scheint dies zu begreifen, denn er legt sein Amt in die Hände des commandirenden Grafen Ferdinand Zichy nieder, der, seines Collegen von der Civilbehörde würdig, sich beeilt, eine Capitulation zu schließen, welche den Abzug des Militärs, die Uebergabe der Festungswerke und den Verlust der kostbaren Marine und Vorräthe zur Folge hatte.

Der wackere General Karl von Culoz (geb. 1785, gest. 1862) wollte diese Capitulation nicht anerkennen, aber schon war der nunmehr gewissermaßen sanctionirte Aufstand so mächtig und in Folge des oben gegebenen Beispiels eine solche Zerfahrenheit in der Leitung, daß der Erfolg einer Bekämpfung sehr ungewiß war und das Hauptaugenmerk darauf gerichtet werden mußte, die in der Stadt und den Forts zerstreuten Abtheilungen ungefährdet zusammenziehen zu können. Mit Recht gefeiert wurde jener Wachposten beim Pulverthurm von San Spirito, der sich weigerte, ohne Ordre seiner Vorgesetzten abzuziehen. Und als aufständische Truppen anrückten und sogar zwei Kanonenboote nahten, drohte der Wachcommandant, Korporal Gering, den Pulverthurm in die Luft zu sprengen, wenn man ihn angreifen oder nicht mit Lebensmitteln versorgen werde. Zwei Tage dauerte es, bis durch Vermittlung des Staatsrathes eine solche Ordre eintraf und das tapfere Häuflein, das sich freien Abzug bedungen hatte, den so mannhaft vertheidigten Platz verließ. Nicht weniger heldenhaft, aber humorvoll zugleich würde sich das Verhalten dieser Wackeren gestalten, wenn jene Version wahr wäre, nach welcher die Pulverfässer, welche Gering anzuzünden drohte, leer gewesen wären. Am 29. März waren alle treugebliebenen Truppen eingeschifft, und unter der von den Masten wehenden kaiserlichen Flagge wurde die Fahrt nach Triest angetreten, wo das Volk die Soldaten mit dem Rufe: „Evviva la fedeltà!“ („Es lebe die Treue!“) empfing.

Immer mehr concentrirte Radetzky seine Streitkräfte um Verona und setzte daher dem Vordringen der sardinischen Heerestheile keinen Widerstand entgegen. Außer Vorposten-Reckereien kam es nur am 7. April zu einem kurzen Kampfe bei Goito, in welchem die Brigade Wohlgemuth einige Stunden dem mehrfach überlegenen Feinde Stand hielt und sich dann im Sinne des festgesetzten Planes zurückzog. Es ist belustigend zu lesen, mit welchen Telegrammen die italienischen Blätter aus Anlaß dieser Affaire ihre Leser regalirten. Eines derselben lautete: „Die österreichische Armee hat aufgehört zu sein. Vierzigtausend Gefangene haben sich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerschmettert waren, ist unter dem Beifallsgeschrei der Armee am Schweife seines Pferdes fortgeschleppt worden. Verona hat sich ergeben, man hat sich aller Fahnen, Kanonen, aller Bagagen (Kriegsgepäck) des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todten ist unberechenbar.“

Im österreichischen Heere amüsirte man sich über solche Großsprechereien nicht wenig, und ein vielverbreiteter Lagerwitz meinte, es sei sonderbar, daß man von italienischer Seite so lüstern nach der österreichischen „Bagage“ (lokal „Gesindel“) sei, da man doch gewiß mit jeder Sorte derselben überflüssig versehen wäre.

Dieser Ruhmredigkeit entsprach auch das Zaudern der italienischen Armee nicht, deren Führer vor einem Angriffe der mit gutem Bedacht gewählten österreichischen Stellung zurückschreckten und fast einen Monat kostbarer Zeit verloren, welche von Radetzky eifrig benützt wurde. „In Deinem Lager ist Oesterreich“ sang Grillparzer in einem berühmt gewordenen Gedicht, auf das wir noch zurückkommen werden. Und in der That trafen nicht allein aus ganz Oesterreich Truppen und Freiwillige ein, sondern auch, wer an den politischen Vorgängen und deren Verlauf wenig Freude hatte, wendete sich dem Feldlager am Mincio zu. Die Erzherzoge Franz Josef, Albrecht und Wilhelm fanden sich ein, deren Bravour dem greisen Feldherrn einst den — auch später an den Schreiber dieser Zeilen gerichteten — Stoßseufzer auspreßte: „Wenn man mir nur von Wien keine Erzherzoge schicken möchte, die gehen so schneidig d'rein, daß man noch eine zweite Armee brauchte, um zu verhüten, daß ihnen was passirt.“ Und auch der „Armee-Diplomat“,

Fürst Felix Schwarzenberg, der beim Ausbruche der Revolution Gesandter in Neapel war, von wo er mit den drohenden Worten schied: „Ich werde in wenigen Monaten wieder kommen!" war zum Heere geeilt, um wieder, wie in der Jugend, zu den Waffen zu greifen.

Kehren wir vom Schlachtfelde, auf dem sich wichtige Entscheidungen vorbereiten, auf das unerquicklichere Gebiet der Politik zurück, so werden wir gewahr, daß die einmüthige Begeisterung der Märztage mit jedem Tage mehr verflog. Der Sonnenstrahl des hellen reinen Freiheitslichtes theilte sich in farbenbunte, aber trübe nationale Streifen. Die geistige Regsamkeit, das politische Wollen und Meinen des Volkes, das nur scheinbar schlummerte, hatte sich, von einer kurzsichtigen Staatskunst von aller Theilnahme am gemeinsamen Staatsverbande ausgeschlossen, mit desto mehr Kraft der Pflege der Einzeln-Nationalität zugewendet, der gesammtstaatliche Patriotismus hatte sich in zahlreiche kleine, mehr oder weniger ungestüme Bäche getheilt, und vergebens war es jetzt, dieselben wieder in einem Bette vereinigen zu wollen.

Ohne die Extravaganzen, die häufig getrieben wurden, zu billigen, muß doch erwähnt werden, daß der deutschnationale Zug, der sich gleichfalls geltend machte, nicht allein durch die Stammesverwandtschaft, sondern auch durch mächtige historische Erinnerungen und ein fünfhundertjähriges enges Band gerechtfertigt wurde. Ueber den Insignien der Erbländer erglänzte auf dem Haupte der österreichischen Fürsten durch Jahrhunderte die deutsche Kaiserkrone und wenn auch deren reale Machtbedeutung stets mehr und mehr erlosch, so war sie doch ein Symbol eines nicht leicht zu lösenden idealen Bandes. Bildete ja doch Böhmen, jenes Land, wo man sich der großdeutschen Idee am feindlichsten erwies, unbestritten durch Jahrhunderte einen Theil des deutschen Reiches, es übte eine Kurstimme aus, der kräftigste Přemyslide, Ottokar II., strebte nach der Kaiserwürde, die unter den Luxemburgern sich wirklich mit der nationalböhmischen Königskrone auf einem Haupte vereinigte. Wenn man daher plötzlich von Seite der Führer in Prag allen und jeden Zusammenhang selbst mit dem noch zu Recht bestehenden deutschen Bund leugnete, so lag darin ein merkwürdiges Ignoriren historischer Beziehungen, das umso seltsamer war, als dieselbe Partei großslavische Träume hegte und auf Staatenbildungen zurückgriff, die nie recht lebensfähig gewesen, zum mindesten schon viel länger in sich selbst zerfallen waren als der Zusammenhang mit dem deutschen Reiche.

Uebrigens erhielt die deutsch-nationale Strömung auch eine gewisse staatliche Sanction, die vielleicht thatsächlich nur von den Umständen erzwungen war, aber auf die Massen nicht ohne Wirkung blieb. Am Morgen des 2. April flatterte eine riesengroße deutsche Fahne vom Stefansthurme, und am selben Tage hielt die akademische Legion mit den von Frauen Wiens gespendeten deutschen Fahnen einen Umzug durch die Stadt, der auch in die Hofburg führte, wo die Fahnen zum Kaiser auf den Balkon gebracht wurden und das Herrscherpaar dieselben unter begeisterter Zustimmung in die Hände nahm. Die dadurch erzeugte Stimmung wurde durch andere Ereignisse noch erhöht.

Am 31. März war in Frankfurt, nachdem der vollkommen ohnmächtig gewordene Bundestag selbst um eine „Verstärkung durch Vertrauensmänner" gebeten hatte, das „Vorparlament" zusammengetreten, an welchem von Oesterreichern nur Doctor Adolf Wiesner (geb. 1807, gest. 1867) aus Wien und der Tiroler Kajetan Graf Bissingen (geb. 1806) theilnahmen. Von Frankfurt aus eingeladen, faßte man sofort den Gedanken auf, sich bei dieser „Versammlung deutscher Männer" entsprechend vertreten zu lassen, und da auch die Regierung erklärte, daß sie damit einverstanden sei, ja eine solche Wahl wünsche, ging dieselbe — bei der Unmöglichkeit so rasch eine Wahl durch die Bevölkerung selbst zu insceniren — durch die Corporationen vor sich. Trotzdem dauerte die Sache so lange, daß das Vorparlament bereits auseinandergegangen war, als die österreichischen Mitglieder, unter welchen sich Schuselka, Kuranda, Andrian, Mühlfeld, Giskra, Anastasius Grün und so weiter befanden, in Frankfurt anlangten. Nachdem

das Vorparlament nämlich die auf Errichtung einer Bundesrepublik abzielenden Anträge von Hecker und Struve verworfen und sich für Aufrichtung eines „constitutionellen Bundesstaates" entschieden hatte, bestellte es zur Vorbereitung einer allgemeinen Volksvertretung einen Ausschuß von fünfzig Männern, welche sich durch sechs Abgeordnete aus Oesterreich verstärken sollten. Als solche wurden gewählt: Andrian, Bach, Schuselka, Schuler, Schwarzer und Palacky — der letztere jedoch richtete einen ziemlich brüsken Absagebrief nach Frankfurt, in welchem er jeden Zusammenhang Böhmens mit Deutschland leugnete und Oesterreich die Aufgabe zutheilte, als Ersatz für die Einbuße an politischer Macht in Deutschland, an Gebiet und Geltung in Italien, ein „Donaureich" zu gründen — einer jener Träume, die, einmal geweckt, nicht wieder zerfließen wollen und von Zeit zu Zeit sogar recht ernsthafte Anläufe zur Realisirung zu nehmen drohen. Daß ein solches „Donaureich" von Palacky's Mache rein slavisches Gepräge getragen hätte, welche Rolle in demselben den Deutschen und wohl auch den Magyaren zugefallen wäre, darüber ließ sich der berühmte Historiker nicht weiter aus, der sich auf seinen Ausspruch: „Wenn Oesterreich nicht bestünde, so müßte man es schaffen!" als Beweis seines Patriotismus gewaltig viel zugute that, aber doch nicht anstand, schon in den nächsten Wochen jenes berühmte „Gruppensystem" auszuhecken, das Oesterreich in fünf nationale Theile zertrümmern sollte und ebenso willkürlich erdacht als rücksichtslos gegen die Idee eines machtvollen Gesammtstaates war.

In der zweiten Hälfte des April wurden die Wahlen zu der am 1. Mai zusammentretenden Nationalversammlung in Frankfurt vollzogen, zumeist unter der Devise, daß die berechtigte und schon durch die Zusammensetzung Oesterreichs bedingte Sonderstellung trotz möglichst innigen Verbandes mit dem neu zu constituirenden deutschen Reich nicht aufgegeben werden dürfe. Ob die Vereinigung solcher anscheinender Widersprüche möglich war, ist eine offene Frage; gewiß ist nur, daß durch diese den Abgeordneten gegebene und auch eingehaltene Direktive dem specifisch österreichischen Standpunkte Genüge geschah, — zum mindesten ebenso viel als durch die Träume von der „slavischen Union". Mit Ausnahme der auf czechische Bezirke entfallenden Mandate vollzogen sich die für Oesterreichs Vertretung bestimmten hundertneunzig Wahlen anstandslos und zwar meist zu Gunsten von Männern liberaler, aber gemäßigter Gesinnung. Nebst Mühlfeld, Giskra, Johann Nepomuk Berger, Andrian und so weiter finden wir unter den Gewählten auch Möring und Anton Ritter von Schmerling, den späteren deutschen Reichsminister.

Der Nationalversammlung in Frankfurt sollte durch den für den 5. Mai nach Prag einberufenen „Slavencongreß" ein Paroli gebogen werden, auf dessen wunderlichen und erheiternden Verlauf wir noch zurückkommen werden.

Bei dem Fortschreiten der ganzen Bewegung nach nationalen Zielen konnte auf die Länge auch in Galizien die Ruhe nicht erhalten werden, da die Polen in der Erinnerung an die theils durch eigene Schuld, theils durch Gewaltstreiche verlorene staatliche Selbstständigkeit einen steten treibenden Stachel in der Seele hatten. Schon am 6. April erschien eine aus allen Ständen bestehende Deputation in Wien, der man als freisinnigen Aufputz auch fünf Bauern und einige veritable polnische Juden beigesellt hatte, um für Galizien eine Sonderstellung gleich jener Ungarns zu erbitten. Von der Regierung artig empfangen, aber ohne klare Antwort entlassen, zog die Deputation wieder heim, wo sich unterdessen ernste Dinge vorbereiteten. Durch die Amnestie geschützt, sammelten sich in Krakau zahlreiche polnische Emigranten, die im Vormärz als politische Wandervögel in ganz Europa bekannt waren. Unter den Augen der Lokalbehörden bildeten sich Aktions-Comités, und es war ein offenes Geheimniß, daß man Geldmittel und Waffen für eine Erhebung aufspeicherte, die, wenn auch nicht gegen Oesterreich gerichtet, dieses doch in unliebsame Verwicklungen zu bringen drohte.

Fig. 1. Gruppe von Palmen, Farnen, Blattpflanzen und Blumen im Palmenhause der Gartenbau-Ausstellung. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach.

Fig. 2. Gruppe von Palmen, Farnen, Blattpflanzen und Blumen im Palmenhause der Gartenbau-Ausstellung. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach.

zur Folge haben werde. Erst nachdem dieser versprochen hatte, die Volksbewaffnung zu bewilligen und mit Beschlag belegte Waffen freizugeben, wurde er entlassen, legte aber sofort seine Befugnisse in die Hände des Grafen Castiglione, der alle Zugeständnisse widerrief.

Am 26. April kam es bei Saisirung eines geheimen Waffen-Depots in der Vorstadt Stradom zum offenen Kampfe, der sich bald über ganz Krakau erstreckte. Selbstverständlich kehrte sich auch die Nationalgarde gegen das Militär, und besonders lebhaft war auch die Theilnahme des schönen Geschlechtes am Kampfe. Graf Castiglione selbst soll nicht unbedeutende Verwundungen von Frauenhand erhalten haben. Der Rückzug gegen das Schloß mußte angetreten werden; doch zugleich eröffnete das Castell das Bombardement der Stadt, bis diese nach zweistündiger Dauer der Beschießung ihre Unterwerfung ankündigte. Die Entwaffnung der Bevölkerung und die Ausweisung der Emigranten wurde verlangt und durchgeführt — wieder einmal war der Traum einer Herstellung Polens in Blut erstickt worden. Am 19. Mai erst erfloß eine nichtssagende Antwort auf die Adresse der polnischen Deputation, deren Loyalitäts-Versicherungen allerdings durch die Krakauer Vorgänge etwas von ihrem Werthe verloren hatten.

Aber auch in Ungarn regte sich von allen Seiten Widerstand gegen das rücksichtslose Geltendmachen des Magyarismus, und das Ministerium fand eine schwierige Situation vor sich, als es daran ging, die neugeschaffenen Verhältnisse im Interesse der staatlichen Ordnung auszunützen. Mit harten Worten rief Kossuth einer Abordnung des Pester National-Comités, das sich wie eine Art Regierung geberdete, in das Gedächtniß, „daß Pest zwar das Herz des Reiches sei, aber man einer Ueberflügelung des Reichstages vorbeugen müsse. Es handle sich um das ganze Reich, die ganze Nation, und diese werde sich mächtig genug erweisen, um jeden Einzelnen, jede Kaste, jedes Municipium, welche Widerstand versuchen wollten, zu zertreten."

Während der Reichstag mit fieberhafter Hast an den neuen Gesetzen zur Begründung der Staatsordnung arbeitete, ein Preßgesetz und die Normen für die Volksvertretung und die verantwortliche Ministerial-Regierung berieth, zeigten sich in den verschiedensten Theilen des Landes Symptome von bedenklicher Gährung. Ende März und Anfangs April kamen in Preßburg, Kaschau, Eperies, namentlich in den nordöstlichen, von Slovaken bewohnten Comitaten bedauerliche Excesse vor, die sich gegen die Juden richteten. Der Pöbel mißverstand den Begriff der Freiheit und faßte ihn dahin auf, seinen schlimmsten Instinkten straflos folgen zu dürfen. Nur mit Mühe wurden diese sich öfters wiederholenden Ausschreitungen unterdrückt, da es bei den noch herrschenden unklaren Verhältnissen der Regierung an Autorität und an den Organen fehlte, um kräftig eingreifen zu können.

Das am 23. März gebildete Ministerium vereinigte die besten oder doch zur Zeit geschätztesten Männer. Unter Batthyányi's Vorsitz bestand es aus Bartholomäus Szemere (Inneres), Ludwig Kossuth (Finanzen), Stefan Széchenyi (öffentliche Arbeiten und Communication), Franz Deák (Justiz), Josef Eötvös (Cultus und Unterricht), Gabriel Klauzal (Industrie und Ackerbau) und Lazar Mészáros, Oberst (Krieg).

In diesem Ministerium fand das Volk alle Namen vereinigt, die sich in den letzten Jahren berühmt und gefeiert gemacht hatten. Aber eine Eigenschaft fehlte demselben von vorneherein: die Gleichartigkeit in den Ansichten und Zielen. Denn Graf Batthyányi, welcher die Nothwendigkeit erkannte, daß nur Hoffnung sei, Ungarns ruhige Entwicklung zu erhalten, wenn man dem Verbande mit der Monarchie Rechnung trage, konnte sich mit dieser Ansicht auf die Mehrheit des Ministeriums stützen, unterlag aber dem unheilvollen Einflusse Kossuth's, der, von einer wie ein Wunder erscheinenden Popularität getragen und seinem treibenden maßlosen Naturell folgend, bald ganz andere Bahnen einschlug. Um die schwierigen Verhältnisse mit der Monarchie zu regeln, um die übrigen Nationalitäten mit der ihre Eigenart bedrohenden Neugestaltung zu versöhnen, hätte es kluger und vor-

sichtiger Hände bedurft. Diese aber besaß Kossuth nicht, dessen Einfluß im Ministerium dominirte. Treffend schildert ein ungarischer Schriftsteller sein Wesen mit den Worten: „Sein Gemüth war durch die großen Ereignisse, welche ganz Europa in Bewegung setzten und einer gründlichen Umgestaltung zuführten, viel zu sehr aufgeregt, als daß er es verstanden hätte, nachgiebig und gemäßigt zu sein in einer Zeit, wo er es für möglich, ja leicht hielt, das Aeußerste zu erringen. Andererseits vergötterte er die Popularität, auf deren höchstmögliche Stufe er sich gehoben hatte, viel zu sehr, als daß er sich mit jener extremen radicalen und nationalen Richtung, welche die öffentliche Meinung beherrschte, auch nur um Haaresbreite hätte mögen in Widerspruch setzen. Zu verhandeln, zu transigiren war er überhaupt nicht geeignet." In Kürze kann man dieses Urtheil dahin zusammenfassen, daß dieselben Eigenschaften, welche ihn als Oppositionsmann und Agitator in die Höhe hoben, seinem Wirken als Staatsmann und Minister abträglich waren und es zu einem unheilvollen machen mußten. Knüpft doch selbst der auf streng magyarischem Standpunkt stehende Historiker Horváth an Kossuth's Namen die vielsagende Bemerkung: „Es möge genügen, hier zu erwähnen, daß, wenn der weise Mann, der kluge, von Mäßigung erfüllte Mensch den Staat am besten zu führen vermag, der Enthusiast es ist, der ihn neu zu gestalten und zu verjüngen im Stande ist oder ihn ruinirt."

Wie so manche andere Concession hatte man die Zustimmung zur Bildung des ungarischen Ministeriums in dieser Form und Ausdehnung der Selbstständigkeit im Drang des Momentes gegeben, ohne alle Consequenzen zu erwägen. Als zu den schon geschaffenen ungarischen Ministerien auch eines der auswärtigen Angelegenheiten trat, das dem Fürsten Paul Eßterházy — einer in Wien sehr beliebten und volksthümlichen Persönlichkeit — übertragen wurde, war schwer einzusehen, worin denn noch das durch die pragmatische Sanction, durch eine dreihundertjährige Geschichte und die Gewalt der natürlichen Verhältnisse bedingte Band der Zusammengehörigkeit bestehen solle. Aber die voreilige Zusage war einmal gemacht worden, und es blieb nur übrig, durch rückhaltlose Verhandlungen und freies Einverständniß sie auf das beiden Theilen und dem Ganzen zuträgliche Maß zurückzuführen.

Statt dessen schlug man — ganz noch im Geiste der nur scheinbar abgethanen Staatskunst — den falschen Weg ein, die gemachten Zugeständnisse, so weit sie unbequem waren, einfach zu leugnen oder einseitig zurückzuziehen. Statt nachzuweisen, daß die doppelte Vertretung der auswärtigen Angelegenheiten ein Unding, in militärischen und finanziellen Angelegenheiten bis zu einer gewissen Grenze die Gemeinsamkeit bewahrt werden müsse, zog ein kaiserliches Handschreiben vom 29. März den Wirkungskreis für das ungarische Ministerium so eng, daß er kaum jenen der Statthalterei überschritten hätte, und neben und über dem Ministerium sollte die Hofkanzlei fortbestehen, wodurch nur eine Quelle fortwährender Conflicte geschaffen werden mußte.

Ein Sturm des Unwillens erhob sich über dieses unkluge Vorgehen, von Neuem tauchte in Pest das National-Comité auf, und die Bewegung richtete sich sogar gegen den Reichstag, „der nicht mehr die wahre Meinung des Landes vertrete."

Mancherlei Zwischenfälle verbitterten die Situation noch mehr. Die Verfrachtung der Munitionsvorräthe von Ofen nach Essegg weckte den Verdacht geheimer Machinationen, es bildete sich ein gespanntes Verhältniß mit dem Militär heraus, das zu einzelnen blutigen Scenen führte und eben nicht gebessert wurde durch die vom soldatischen Standpunkt begreifliche, aber politisch gewiß unkluge Erlassung einer Adresse des Offizierskorps der Pest-Ofner Garnison an die Waffenbrüder in Italien, in welcher diese beneidet wurden und man von der Sehnsucht sprach, „ein Land zu verlassen, in dem man so bittere Erfahrungen gemacht habe."

In einer gemeinschaftlichen Sitzung des Reichstages wurde das kaiserliche Rescript verlesen, woran Batthyányi die Mittheilung knüpfte, daß unter solchen

Umständen das Ministerium sein Amt nicht übernehmen könne. Der Palatin versprach, seinen Einfluß aufzuwenden, die Einwendungen gegen das Rescript selbst dem Kaiser unterbreiten und von deren Berücksichtigung auch seine Stellung abhängig machen zu wollen. Diesem persönlichen Einschreiten des Palatins entsprang ein neuer plötzlicher Entschluß der Hofkreise, die vollkommene Anerkennung des vom Reichstag beschlossenen Gesetzes über die Regierungsgewalt und das Ministerium in Ungarn, ein Entschluß, der in seiner Art ebenfalls zu weit ging und mit der Stellung der Gesammt-Monarchie geradezu unvereinbar war. Nur ein schüchterner Vorbehalt wurde mit der Bemerkung gemacht: „Die löblichen Stände würden wohl selbst einsehen, daß die Verwendung der „ungarischen Armee" außer den Landesgrenzen, wie nicht minder die Ernennungen zu Militärämtern der nöthigen Uebereinstimmung wegen direct nur von Meiner Allerhöchsten königlichen Entschließung abhängen können, mit der Gegenzeichnung in diesen Fällen daher der sich fortwährend um Meine königliche Person befindende Minister zu betrauen sein wird."

Nun herrschte wieder heller Jubel im Reichstag und im ganzen Lande, und nur wenige Einsichtige mochten erkennen, daß diese Lösungen der Angelegenheiten den Keim von Conflicten in sich trug, die von mancher Seite vielleicht gewünscht wurden, um die Dinge wieder ganz rückwärts schrauben zu können. Man überhörte die Mahnung in den Worten Deák's, daß „die verantwortliche Regierung nur eine Form sei, welcher die Kraft der Nation, die Weisheit und Mäßigung ihrer Lenker erst Leben und Dauer verleihen könne." Man fühlte auch instinctiv, daß diese weitgehenden Zugeständnisse kaum erst gemeint sein könnten, und daher bürgerte sich in den Gemüthern jenes Mißtrauen und die stete Besorgniß vor geheimen Machinationen ein, welche mit eine Hauptursache der weiteren traurigen Entwicklungen waren.

Am 7. April erfolgte die königliche Bestätigung des Ministeriums, und drei Tage später vollzog Kaiser Ferdinand in Begleitung seiner Gemalin Maria Anna (Bilder Seite 664 u. 665), des Erzherzogs Franz Karl und des präsumtiven Thronfolgers Erzherzogs Franz Josef die Schließung des Reichstages, des letzten, welcher in der „Krönungs- und Reichstagsstadt" Preßburg abgehalten worden war. Man hielt unter Jubel und Rührung gegenseitig patriotische Reden, und Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Am 14. April bereitete Pest dem Ministerium einen glänzenden Empfang, und am gleichen Tage hielt die ungarische Hofkanzlei ihre letzte Sitzung, um sich aufzulösen. Eine neue Ordnung der Dinge war da, in welcher aber die alten Uebelstände und Zwiespalte mit ungeschmälerter, ja sogar verstärkter Kraft fortwirkten.

Wir haben schon gesehen, daß sich in den letzten Jahren von kroatischer Seite ein ziemlich energischer Widerstand gegen die im ungarischen Reichstag stets mehr auftretenden Magyarisirungs-Tendenzen geltend machte. Derselbe wuchs, je mehr die ungarischen Angelegenheiten sich dem Sieg zuneigten. In der General-Versammlung des Warasdiner Comitates begehrte man im Jänner 1848 schon offen die Trennung von Ungarn. In diese Stimmung brachte nun die Kunde der Märzereignisse einen neuen Impuls, der nach kurzer Begeisterung sehr bald nur mehr exclusiv nationalen Zwecken diente, wie es ja in mehr oder minder großem Maße überall der Fall war.

Für den 25. März wurde eine „Nationalversammlung der vereinigten Länder Kroatien, Slavonien und Dalmatien" einberufen, womit auf Grundlage des alten, halb mythischen Zwonimir-Reiches die jetzige Gliederung des Staatsgebietes überhaupt in Frage gestellt wurde, da Dalmatien für die östliche Reichshälfte, respective für Kroatien in Anspruch genommen wurde.

Trotzdem überflossen die Mitglieder dieser Nationalversammlung, welche durchaus der illyrischen Partei angehörten, an Loyalitätsbetheuerungen — was nicht hinderte, daß man eine Deputation mit einem kleinen Wunschzettel nach Wien sendete, in welchem unter Anderem „zur Sicherstellung der nationalen Unabhängigkeit

ein vom ungarischen abgesondertes Ministerium", nationale Armee u. s. w. verlangt wurde. Ohne auf eine Ernennung zu warten, erwählte diese, jeder gesetzlichen Grundlage entbehrende Nationalversammlung den Obersten Josef Baron von Jellačić (geb. 1801, gest. 1859) zum Banus von Kroatien, erst nachträglich dessen Bestätigung erbittend.

Damit tritt ein Mann auf die Scene, dessen Wirksamkeit von den größten Folgen war. Bis jetzt wenig bekannt, galt der siebenundvierzigjährige Jellačić für einen tüchtigen, ritterlichen Soldaten, der sich auch als Dichter in seiner Nationalsprache versucht hatte und neben der Vorliebe für ein glänzendes luxuriöses Leben zu Zeiten auch noch ein Kokettiren mit den Aspirationen der südslavischen Partei pflegte. Daß man die Wahl der Nationalversammlung bestätigte, ohne das ungarische Ministerium zu befragen, das wohl verlangen durfte, Einfluß auf die Besetzung des dem Palatin an Würde und Geltung zunächststehenden Postens zu nehmen, war auch einer der Gründe zum Mißtrauen, umso mehr als der neuernannte Banus sofort eine Politik einschlug, welche den vom Monarchen sanctionirten und zu Recht bestehenden Verhältnissen direct feindselig gegenübertrat.

In einer Comitatsversammlung, wo die an der Verbindung mit Ungarn festhaltende Partei, deren Haupt der Bischof von Agram, Georg von Haulik (geb. 1788, gest. 1869) war, die Majorität besaß, kam es zu stürmischen Scenen und der Banus drohte mit strengen Maßregeln. „Und wenn Sie mit zehntausend Bajonetten kommen, werden Sie uns nicht einschüchtern!" rief ihm ein Redner zu; da riß Jellačić den Säbel von der Seite und warf ihn klirrend mit den Worten zu Boden: „Und auch ohne Waffen macht der Banus Ruhe und Ordnung im Lande!" — ein stolzes Wort, das sich indessen nicht ganz bewährte.

Seine spätere Wirksamkeit wird ihre Erwähnung finden — sie ist nach den verschiedenen Parteistandpunkten sehr verschieden beurtheilt und schließlich durch den Erfolg sanctionirt worden. Klar und offen war sein Handeln nicht, das ist unbestreitbar und wird sogar, wenn auch in sehr gewundener Weise, von einem seiner Lobredner zugegeben, der sagt: „Man muß, was die damalige Lage der Dinge betrifft, in Jellačić seinen doppelten Standpunkt wohl unterscheiden: den des Soldaten und den des Staatsmannes. Als Soldat unterordnete er sein Thun jenem unverbrüchlichen Gehorsam, der von diesem Stande nicht zu trennen ist. Als Staatsmann aber galt ihm der Geist des Gehorsams mehr als dessen todte äußere Form."

Gegenüber einfach umschriebenen Pflichten sind solche spitzfindige Unterscheidungen zwischen Form und Geist, welch' letzterer ja so leicht subjectiv aufgefaßt wird, sehr gefährlich und selten mehr als die sophistische Beschönigung eines zweifelhaften Vorgehens.

Regte sich in Kroatien der Illyrismus, so blieben auch bald die Serben und Walachen mit ihrem Protest gegen die neue Ordnung der Dinge nicht zurück. Bezüglich der Serben spielten auch religiöse Beweggründe mit, da die nichtunirte griechische Geistlichkeit für die autonome Kirchenverfassung fürchtete. Ebenso machte sich der Sonderstandpunkt der Walachen und Sachsen in Siebenbürgen gegen die völlige Union mit dem Mutterlande geltend, und im Norden erstand in einer von Hurban, Stur und Hodža geleiteten Bewegung der Slovaken, die übrigens sehr primitive, auf Raub und Plünderung abzielende Tendenzen nicht ganz verbergen konnte, der jungen Regierung eine neue Verlegenheit.

Auch nach dieser Richtung machte sich Kossuth's Einfluß nicht zur Verbesserung der Situation geltend. Theilweise mochte er nicht Unrecht haben, wenn er am 28. März sagte: „die kroatische Bewegung stamme meist von Personen, die, im Trüben zu fischen liebend, bereit seien, Ruhe, Freiheit und Verfassung ihrer Eigensucht zu opfern", aber er war nicht der Mann, welcher nicht zu scheuen hatte, daß man ihm solche Vorwürfe zurückschleuderte, die an und für sich nur verhetzend wirken konnten. Ja, er schädigte dadurch den wohlthätigen Einfluß, welchen die correcte Haltung des Monarchen haben konnte, welcher der Agramer Deputation

zwar Schonung der Nationalität und Landesrechte zusagte, aber beisetzte, daß er „jede Handlung, welche auf eine Schwächung des Verbandes mit Ungarn abzielen würde, als dem Gesetz und seinem königlichen Eid widerstreitend, nur entschiedenst mißbilligen könne."

Ebenso sprach Kossuth gegen die Abordnung der Serben harte Worte und ließ sich, als einer der rührigsten Agitatoren, Georg Stratimirović, meinte, wenn man die Erwartungen der Südslaven nicht in Preßburg erfülle, so müßten sie anderswo Hilfe suchen, zu der Aeußerung hinreißen: „Für diesen Fall ist es klar, daß zwischen uns nur das Schwert entscheiden kann."

Von allen Seiten drohte also die Gefahr, daß die kurzen Flitterwochen der Freiheit, in welchen der Rausch des Ungewohnten über die Gegensätze hinwegtäuschte, sehr bald in Zank und Unfrieden übergehen würde — wie es ja mit so vielen Flitterwochen im gewöhnlichen Leben der Fall sein soll.

Und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse in Wien. Zahlreiche Elemente, die, durch irgend einen Impuls getrieben, in den Märztagen eine Rolle gespielt hatten, schlossen sich erst jetzt enger an einander und wollten natürlich die so rasch erlangte Bedeutung nicht sofort wieder aufgeben. Dazu kam das Behagen am lebhaften Straßentreiben und allerlei Demonstrationen, die dem Hang des niederen und höheren, gebildeten und ungebildeten Pöbels nach einer „Gaudee" gar sehr entsprachen. Diese letzteren Tendenzen kamen in der Austreibung der Liguorianer, welchen man eine weit über ihren wirklichen Einfluß hinausreichende Wichtigkeit beilegte, namentlich aber in dem Scandal der Katzenmusiken zur Geltung. Der letztere Unfug, einem Lustspiel von Roderich Benedix, „Das bemooste Haupt", entnommen, machte eine Zeit lang die Nächte unsicher, indem jeder einem größeren oder kleineren Kreise mißliebig Gewordene mit einer solchen infernalischen Serenade bedacht wurde. Der humorvollen Katzenmusik bei Graf Sandor wurde bereits (Seite 614) gedacht.

Bedenklicher noch war das Auftauchen socialistischer Ideen, die sich manchmal, zum Beispiel in der Vertreibung und Mißhandlung des als Wucherer und Vorkäufer berüchtigten „Naschmarktkönigs" Anton Heim, in Demonstrationen gegen die die Verzehrungssteuer einhebenden Gefällsbeamten oder anderen Derbheiten Luft machten, bald aber auch in die öffentliche Discussion eintraten.

In einer am 14. April im Odeon-Saale abgehaltenen Volksversammlung, in welcher über das im Gegensatz zu Ungarn und Deutschland bedenkliche Zögern in der Verfassungsfrage gesprochen werden sollte, fand der Socialismus einen offenen Vertreter in der Person des Westfalen Doctor Anton Schütte (geb. 1813, gest. 1867), der eine die Noth der arbeitenden Classe betonende Adresse und deren Ueberreichung durch eine Sturmpetition beantragte.

Obwohl die besonnenen und ängstlichen Elemente Einsprache erhoben, wurde die Adresse doch unter stürmischer Acclamation angenommen, und nur mit Mühe gelang es, Schütte zur Aenderung des Ueberreichungsmodus zu bewegen. Noch im Laufe des nächsten Tages zählte die Adresse bereits zwanzigtausend Unterschriften, von welchen freilich — wie es zu allen Zeiten geschieht — weitaus die Mehrzahl im guten Glauben und ohne alles Verständniß beigesetzt sein mochte.

Die besitzenden Classen aber fühlten die Gefahr dieser Richtung, und wenn wir sehen werden, daß sich warme und thätige Förderer der Märztage von der Bewegung zurückzogen oder derselben sogar feindselig gegenüber traten, ja, daß die Reaction endlich so viel überzeugte Anhänger im Mittelstande fand, so hat gewiß dieses Auftauchen des communistischen Gespenstes einen Hauptantheil daran.

Nationalgarde und Bürgerausschuß nahmen Stellung gegen diese neue Richtung, eine Versammlung von Ausländern erklärte es als Pflicht, die genossene Gastfreundschaft zu ehren und sich jeder Einmischung zu enthalten, überall wurde gegen den „Fremden" gedonnert, dem man die Ungeheuerlichkeit zutraute, die Arbeitermassen zum Sturm gegen das Bürgerthum zu führen. Ach! es war ja — obwohl man sich mitten in der Revolution befand — noch die Zeit nicht gekommen,

wo der Socialismus salon- und parlamentsfähig wurde und parfümirte Aristokratenfinger sich in die schwielige Arbeiterfaust legten, um dem gehaßten Mittelstand ein ärgerliches und drohendes Schaustück zu bieten.

Gerne ergriff die Regierung den ihr durch diese Demonstrationen gebotenen Vorwand und ließ Schütte verhaften und ausweisen — wogegen die akademische Legion protestirte. Die Maßregel, unliebsam wie sie damals war und immer ist, blieb auch erfolglos; man konnte den Mann wohl ausweisen, die Ideen aber, die auch ohne ihn sich geltend gemacht hätten, waren unconfiscirbar.

Der 25. April, der Geburtstag des Kaisers, wurde in mehrfacher Weise gefeiert. Mit einem kaiserlichen Patente, das die schönen Worte an der Spitze trug: „Ueberzeugt, daß die Staatsinstitutionen den Fortschritten folgen müssen, welche in der Cultur- und Geistesentwicklung der Völker eingetreten sind, und stets geneigt anzuerkennen, daß die Uns anvertrauten Völker unter den Segnungen eines langjährigen Friedens auf der Bahn dieses Fortschreitens nicht zurückgeblieben sind, haben Wir die Ertheilung einer Verfassung zugesichert", wurde dieses Versprechen eingelöst, die erste Gesammtverfassung Oesterreichs wurde publicirt.

Wenn dieselbe auch alle jene Bedingungen enthielt, welche man heute noch an eine freisinnige Constitution stellt, so erfüllte sie doch nicht alle gestellten Erwartungen. Abgesehen davon, daß man Anstoß an ihrer „Octroirung" nahm, statt daß sie durch eine constituirende Versammlung berathen worden wäre, mißbilligte man die Einrichtung eines „Senates" (Herrenhaus), der aus den kaiserlichen Prinzen, aus vom Kaiser Berufenen und aus hundertfünfzig von den bedeutendsten Grundbesitzern Gewählten bestehen sollte.

Eine schöne Feier und gewissermaßen ein Versöhnungsfest im Namen der höheren gesammtstaatlichen Idee war die am Vormittag des 25. auf dem Glacis abgehaltene Parade, an welcher Militär, Nationalgarde und Legion theilnahmen. Bei derselben erschienen die Erzherzoge Franz Karl, Franz Josef, Ferdinand Max und Karl Ludwig, die Erzherzoginnen Sofie, Hildegarde und Marianne. Der Rückmarsch fand durch die Burg statt, wo vom Balkon des Reichskanzleigebäudes der Kaiser, umwallt von deutschen Fahnen und stürmisch begrüßt, die vorüberziehenden Scharen musterte. Das Volk in Waffen stattete ihm eine erhebende Gratulations- und Dankvisite ab.

Ein Fackelzug und eine Serenade schlossen den Tag, für dessen Ovationen der Kaiser in einem herzlichen Handschreiben dankte.

Und nun wäre — wenn Maßhalten und klare Einsicht in die Möglichkeiten nicht so seltene Eigenschaften sein würden, wenn nicht Zielloſigkeit und nationaler Hader die Saat der Freiheit zernichtet hätten — die Geschichte der Revolution geschlossen, und wir hätten nur mehr über gedeihliches Zusammenwirken auf der geöffneten Bahn zu berichten. Leider steht uns eine andere Aufgabe bevor — wir müssen noch den Höhepunkt und den Niedergang einer so hoffnungsvoll begonnenen Bewegung schildern.

Der Weg zur Tiefe.

Obwohl die Gemüther sich nicht beruhigten, war doch bald vom idealen Schwung der Märztage keine Rede mehr. Das Krawallmachen ward zur Gewohnheit und wurde ohne Ziel, ohne Zweck betrieben — mit Ausnahme jener Elemente, die daraus ein Geschäft machten. Wer in irgend einer Weise den rasch wechselnden Launen der Volksgunst nicht entsprach, wer es versuchte, sich den jeden Tag erneuerten Schlagworten, die wohlberechnet in die Menge geworfen und von dieser unverstanden nachgeschrien wurden, zu widersetzen, verfiel in Acht und Bann und mußte den modernsten Ostracismus — die Katzenmusik, über sich ergehen lassen.

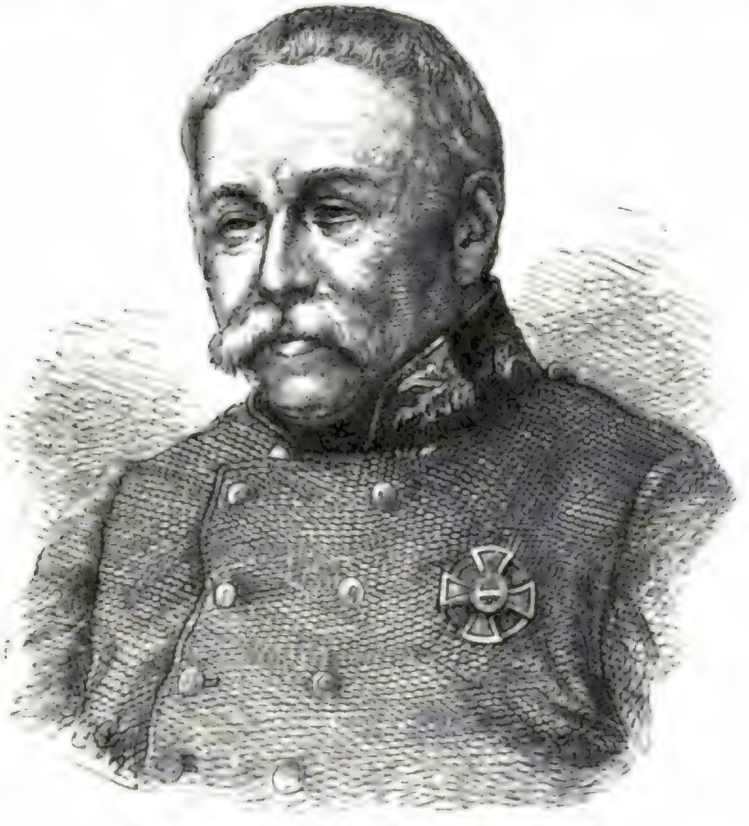
Nichts ist bezeichnender für die Wandelbarkeit der Gesinnung, als daß auch der „juridisch-politische Leseverein", der thatsächlich an dem Umschwung der Verhältnisse großen Antheil hatte und vor Kurzem noch als das „Hauptquartier" der Revolution gepriesen wurde, gleichfalls dem Schicksal nicht entging, im Mai durch eine solche mißtönende Serenade vom völligen Umschlag der Gesinnung überzeugt zu werden.

Es ist kein anmuthendes und erfreuliches Bild, wenn man sehen muß, wie blinder Unverstand, Uebermuth und engherzige Scheelsucht die eben in den Boden gesenkten hoffnungsvollen Keime vernichten. So erscheint aber dem Unbefangenen der weitere Verlauf der Revolution, und die Leser werden uns gewiß Dank wissen, wenn wir diesen traurigen Niedergang nach einem so begeisterten Aufschwung nur in großen allgemeinen Zügen schildern.

Die Gasse war zum Gerichtshof geworden, der Skandal war ein inappellabler Urtheilsspruch. Zuerst fiel Graf Ficquelmont zum Opfer, welchem man namentlich seine angebliche Russenfreundlichkeit zum Vorwurf machte. Schon am 2. Mai wurde ihm eine Katzenmusik gebracht, und da die Executivbehörden sich scheuten oder vielleicht auch wirklich nicht die Macht hatten, dem Unfug zu steuern, wiederholte sich derselbe in noch ärgeren Formen am nächsten Tag. In der beliebten Form von „Deputationen" drangen unberufene und tumultuirende Haufen in die Wohnung des Ministers und verlangten kurzweg seine Abdankung. Er widerstrebte und verwies sie darauf, daß er vorderhand nur dem Monarchen verantwortlich sei — umsonst! Man drang stets ungestümer in ihn, und da sich Niemand regte oder rührte, ihn seiner unbehaglichen und nicht gefahrlosen Situation zu entreißen, unterzeichnete er um zwei Uhr Morgens seine Entlassung. Als Nachfolger erhielt er den Freiherrn Johann Philipp von Wessenberg (geb. 1773, gest. 1858), der früher Gesandter in London, jetzt schon seit Jahren dem öffentlichen Dienste entfremdet war. Graf Hartig nennt ihn einen „ehrenvollen Diplomaten und Liberalen von altem Schrott und Korn", was ganz richtig sein kann und trotzdem einen Zweifel erlaubt, ob er der richtige Mann für eine so heikle Situation war.

Am 5. Mai erschien ein kaiserliches Manifest, welches in väterlich mahnendem Ton die Mißbilligung über Ruhestörungen aussprach, „welche den Monarchen und jeden redlich Gesinnten mit tiefem Kummer erfüllen müsse, unter dem Schutz der Freiheit Leben, Sicherheit und Ehre ruhiger Bürger bedroht zu sehen." Man fühlte die Nothwendigkeit, solchen wüsten Vorgängen entgegenzutreten; der bisherige Regierungs-Präsident Freiherr Talatzko von Gestietics wurde durch den Grafen Montecucculi ersetzt und das Ministerium am 18. Mai durch Anton Baron Doblhoff (geb. 1800, gest. 1872) für den Handel, durch den Hofrath Andreas von Baumgartner (geb. 1793, gest. 1865) für öffentliche Arbeiten ergänzt.

Aber es war schon zu spät, um die den berufenen Händen entglittenen Zügel den vieltausendköpfigen Regierern der Straße zu entwinden, und da es an der Macht und zugleich am Muth fehlte, dies mit Gewalt zu thun, mußte jeder Versuch



Feldmarschall Radetzky. (Seite 682 u. f.)

dazu die Sachlage verschlimmern. Ein von den conservativen und gemäßigten Mitgliedern der Nationalgarde gebildetes „politisches Central-Comité," das den löblichen Zweck verfolgen sollte, dem überstürzenden Treiben der akademischen Legion ein Gegengewicht zu bieten, gerieth bei der sprichwörtlichen Apathie aller gemäßigten Parteien bald ganz in radikales Fahrwasser und wurde Stätte mehr lauter als überlegter Agitation gegen die kaum gegebene Verfassung. Eine Petition der Nationalgarde und Legion verlangte am 6. Mai ziemlich energisch, daß die Wählbarkeit zur zweiten Kammer von keinem Census abhängen, jene zur ersten aber nicht an den Großgrundbesitz geknüpft sein solle; Ernennungen von Mitgliedern zur ersten Kammer seien aber ganz auszuschließen, „da sonst das Volk mit Recht in diesen eine ihm feindselige egoistische Macht sehen müsse."

Dieses Central-Comité wurde vom Ministerium zu einer Art von Machtprobe ausersehen, indem am 12. Mai das Nationalgarde-Obercommando über Ministerial-Auftrag dessen Auflösung anordnete. Darob große Aufregung, denn man sah in dem Versuch kräftig zu regieren einen Eingriff in die souveräne Gewalt des Volkes oder jener Cliquen, welche sich als dessen Führer aufwarfen. Noch böseres Blut machte eine aus czechischen Kreisen Prags an den Kaiser gelangte Petition,

er möge „das aufrührerische Wien verlassen" und seinen Aufenthalt in Prag nehmen, eine Einladung, die allerdings erst durch die Juni-Kämpfe in der Hauptstadt Böhmens ihre richtige, fast etwas komische Beleuchtung erhielt.

Als sich die Bemühungen um Zurücknahme des Tagesbefehles, welcher die Auflösung des Central-Comités verfügte, vergeblich erwiesen, griff man den vom Ministerium hingeworfenen Handschuh auf.

Die akademische Legion, in welche nachgerade allerlei sehr zweifelhafte, dem Universitätsverband fernstehende Elemente Aufnahme gefunden hatten, verfaßte eine Petition, welche Rücknahme jenes Tagesbefehles, Räumung der Stadt durch das Militär, „damit man in Böhmen nicht sagen könne, daß der Kaiser in Mitte seiner Bürger nicht sicher sei", Einkammersystem ꝛc. verlangte.

Schon am Mittag des 15. Mai wurde Alarm geschlagen. Alles sammelte sich unter den Waffen. Allein einzelne Abtheilungen der Nationalgarde mißbilligten den Anlaß und rückten wieder ab, wobei sich zuerst jene tiefgehende Spaltung in diesem Körper zeigte, welche später zu blutigen Conflicten führte.

Heinrich Laube, der damals als ganz unbetheiligter Beobachter in Wien lebte, schreibt über diesen Tag treffend: „Am Abend des 15. Mai erst wurde mir's klar, daß man zu Wien in einem hölzernen Haus lebe, dessen Tragbalken alle, alle schon angeglommen waren, und daß es nur eines Luftzuges bedurfte, um das Gebäude von unten bis oben in Flammen zu setzen." Und der Versuch, diese Glut zu löschen, so berechtigt an sich, war ziemlich ungeschickt, denn man mußte vor dem ersten Angriff weichen. Deputationen über Deputationen gingen an den Ministerrath, bis am Abend die akademische Legion im Sturmschritt, gefolgt von zahllosen Scharen jubelnden Pöbels, gegen die Burg zog. Als acht Compagnien der Legion und einige Abtheilungen der Nationalgarde auf den Josefsplatz rückten, wurden plötzlich alle Forderungen bewilligt, ein rascher Sieg, der nur dazu diente, die Zuversicht der Brauseköpfe zu erhöhen. Zugleich gab das Ministerium seine Entlassung und fungirte über kaiserliche Weisung nur provisorisch weiter.

Doch der Sieg bekam einen bitteren Nachgeschmack, als sich am 18. Morgens die Nachricht verbreitete, daß der Hof Wien verlassen habe. Unter dem Anschein einer Spazierfahrt nach Schönbrunn war die Abreise eingeleitet worden, die nach Tirol ging.

Der Umstand, daß selbst die Minister keine Kenntniß davon hatten, beweist, daß dieser Schritt ein Werk jener Partei am Hofe war, die von vorneherein der Bewegung mißgünstig oder durch die Ausdehnung derselben erschreckt war. An eine wirkliche Gefahr für die erlauchten Personen glaubte wohl Niemand im Ernste, es war eben nur die erste verständliche Warnung, welche allerdings dem Ueberhandnehmen rücksichtsloser Straßendemonstrationen gegenüber am Platze war.

Wie wenig Rückhalt dieselben in der eigentlichen Bevölkerung hatten, beweist der klägliche Verlauf, welchen der Putsch des schon erwähnten Häfner hatte, der nach dem Bekanntwerden der Abreise des Kaisers von einem Wagen aus in Sechshaus die Republik ausrief. Sogar unter den erbitterten Arbeitern fand er keinen Anhänger und mußte von der herbeigeeilten Nationalgarde, übel zugerichtet, aus den Händen des Volkes gerettet werden. Auf dem Weg zum Kriminalgebäude verfolgte ihn die über seine antimonarchischen Agitationen erbitterte Menge mit dem ominösen Rufe: „Aufhängen!" Nicht viel besser erging es dem Redacteur des „Freimüthigen", Josef Tuwora, der in Mariahilf die Republik begründen wollte. Beide Biedermänner wurden am stürmischen 26. Mai von ihren Freunden aus der Haft befreit. Um deren republikanische Gesinnungen auf den vollen Werth prüfen zu können, sei erwähnt, daß Tuwora später unter dem Bach'schen Regime diesem Minister officiöse Soldschreiberdienste besorgte, Leopold Häfner aber gar unter dem zweiten Kaiserreiche Napoleon's III. die schmähliche Rolle eines politischen Polizeispions spielte und speciell als Mouchard über die Deutschen und Oesterreicher in Paris wachte.

Durch einen Kämmerer wurde der Kriegsminister Graf Latour von der Abreise des Kaisers in Kenntniß gesetzt, der seine Minister-Collegen davon verständigte. Eine ziemlich verlegen lautende Kundmachung brachte die überraschende Nachricht dem Publikum, besonders betonend, daß die Minister selbst keine Kenntniß davon hatten.

Tiefen Eindruck machte ein aus Innsbruck am 20. Mai erlassenes Manifest, welches betonte, daß dem Monarchen „der Gedanke fern sei, die Geschenke, welche er in den Märztagen gemacht hatte, und deren natürliche Folgerungen zurückzunehmen oder zu schmälern," daß aber nur legalen Wünschen weiterhin im allgemeinen Interesse Gewährung werden könne, nicht aber solchen, „die mit

Karl Albert von Sardinien. (Seite 694.)

bewaffneter Hand von Einzelnen ohne Mandat erstürmt werden wollen."

Unter dem Eindruck dieser kaiserlichen Kundgebung löste sich das Central-Comité freiwillig auf, um in der vom Ministerium gebilligten Form als „Sicherheits-Ausschuß" wieder fortzubestehen. Konnte derselbe auch nicht immer der so verführerischen Versuchung widerstehen, über die Grenzen seiner Befugnisse hinauszugreifen, so leistete er doch viel Ersprießliches und wendete seine später freilich unter der steigenden Siedehitze der Aufregung stets mehr zusammenschmelzende Macht in löblichster Weise an.

Als Träger der extremen Richtung galt die akademische Legion, und das Ministerium glaubte, es sei möglich, sich derselben zu entledigen. Vielleicht wäre es auch gelungen, wenn man nicht kostbare Zeit durch fruchtlose Versuche verloren hätte, sie durch den Legions-Commandanten Graf Colloredo zur Selbstauflösung zu bewegen. Auch der Einfluß früher beliebter Männer des Lehrkörpers, wie Hye, Lerch, Endlicher, erwies sich unzureichend, um die jungen, auf ihre Macht und Bedeutung eitel gewordenen Tollköpfe davon zu überzeugen, daß die Fortsetzung des weiteren Treibens nicht allein den Gesammtinteressen, sondern auch jenen aller Einzelnen schädlich sei. Man fand mehr Geschmack daran, zu exercieren und

zu demonstriren, das entscheidende Wort in der Politik zu haben, als den Studien zu obliegen und sich für ein späteres Wirken erst zu läutern und zu klären.

Nun faßte man den ganz vernünftigen Vorsatz, die Auflösung der Legion mit Gewalt durchzusetzen, das heißt: vernünftig, wenn man die Macht und den Willen hatte, ihn durchführen zu können, im Gegentheil aber eher schädlich. Und leider trat dieser Fall ein.

Am 26. Mai erfloß eine Kundmachung des Regierungs-Präsidenten, daß über Auftrag des Ministeriums die akademische Legion aufgelöst und mit der Nationalgarde vereinigt werde, deren Obercommando mit der Vollziehung dieser Maßregel betraut sei. Daß die jungen Leute den Aufforderungen ihres Commandanten, des Grafen Colloredo (Bild Seite 705), des Nationalgarde-Commandanten Graf Hoyos (Bild Seite 704) und des Regierungs-Präsidenten Widerstand leisten würden, darauf mußte man gefaßt sein, und die am Morgen angeordnete militärische Besetzung der Universität war nur eine Consequenz der ganzen Maßregel. Aber diesem Widerstand gegenüber erlahmte sofort die Energie, das Militär wurde wieder zurückgezogen, und man ließ sich in ein fruchtloses Unterhandeln ein. Unterdessen hatte sich die Kunde von der geplanten Maßregel durch die ganze Stadt verbreitet. Scharen von bewaffneten Arbeitern strömten herein, erzwangen sich, wo man sie abweisen wollte, mit Gewalt den Eintritt durch die Stadtthore und — auch die mit der Durchführung betraute Nationalgarde trat zum größten Theile auf die Seite der Legion — ein sprechender Beweis für die Kopflosigkeit der Regierung, welche sich nicht einmal von der Verläßlichkeit des Organs überzeugte, in dessen Hand die Durchführung einer Maßregel gelegt werden sollte.

Das den Wienern schon zur täglichen Musik gewordene Sturmgeläute heulte durch die Lüfte, die Alarmtrommel rasselte durch die Straßen, und der Ruf: „Zu den Waffen!" gellte aus Tausenden von Kehlen. Mit einem Schlag war die innere Stadt in ein Feldlager verwandelt, und über hundertfünfzig Barrikaden erhoben sich an allen wichtigen Straßenpunkten. Das Granitpflaster bot treffliches Baumaterial, aber auch Wagen, Tonnen, Kisten, Säcke, Balken, Möbel mußten dazu dienen, und aus den Häusern schleppte man Federbetten, Matratzen und Strohsäcke, um als Kugelfänge verwendet zu werden (Bild Seite 713).

Heinrich Laube erzählt in seiner anschaulichen Weise: „Es bedurfte nur eines Studenten mit dem obligaten Säbel und Federhut. An der Ecke blieb er stehen und winkte mit dem Finger gleichsam in die Luft hinaus, und aus allen Häusern kamen dienstbare Geister mit Brechstangen und Hackinstrumenten und hingen an seinem Auge. Wie der Feldherr bezeichnete er kurz die strategischen Linien, und wenn das geschehen, ging er weiter, des Vollzuges gewiß. Im Nu wurden Balken herbeigeschleppt und wurde an den bezeichneten Winkeln das Pflaster der sauberen Granitwürfel aufgerissen, und Berg auf Berg wurde errichtet. Niemand, Niemand wagte dagegen zu reden, und auf dem Stefansplatze wurde die Sturmglocke gezogen, die ganze Scenerie einer Revolution, wie sie Wien noch nicht gesehen, kam in Bewegung, und ehe man sich besinnen konnte, war die innere Stadt verschanzt durch Steinberge, welche Schanzen sein konnten gegen ein großes Kriegsheer."

An diesem fehlte es aber, denn der zaghaften Regierung lag nichts ferner und war in der That auch nichts unmöglicher, als solchen Anstalten gegenüber auf ihrem Vorhaben zu beharren. Es mochte dies wohl auch, so ernst man die Sache anfaßte, den Leitern der formidablen Bauten nicht ganz unbekannt sein, denn ein gewisser theatralischer Zug machte sich häufig geltend. Die Barrikaden waren ja mehr eine Drohung, statt, wie es sonst ihre Bestimmung zu sein pflegt, nur für die Abwehr berechnet zu sein. Daß es aber an Fahnen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Die deutsche kam am häufigsten vor, und man definirte mit einer dröhnenden Phrase ihre Farben in diesen Tagen also: Schwarz ist der Tod, Roth ist das Blut, Gold ist die flackernde Flamme! Aber auch an grellrothen Fahnen fehlte es nicht, und einzelne Barrikaden waren bewimpelt, ja mit Guir-

landen besteckt, als gälte es ein öffentliches Fest. Spaßig genug nahm sich hoch oben auf einer Barrikade, welche den Graben bei der Naglergasse absperrte, ein bekränztes Bildniß des Kaisers Ferdinand aus, dessen Anbringung mit Jubel begrüßt wurde und dieser Schanze zu dem Namen der „Kaiserbarrikade" verhalf. Es ist das ein neuer Beweis, wie unklar und im innersten Herzen tief loyal noch jetzt die Bevölkerung in der ungeheuren Mehrzahl war, und daß es denn doch mit Takt und geschickter Benützung aller Umstände möglich gewesen wäre, die Revolution in das Bett geordneter Fortentwicklung zu leiten. Aber die zwei ersten Erfordernisse dazu: aufrichtigen Willen und feste Hand — fanden sich leider nicht bei den Männern vereinigt, die jetzt und später am Ruder waren. Jene, welche den ersteren besaßen, entbehrten der letzteren, und als andere scrupellose Hände nach den Zügeln griffen, glaubte man nichts Besseres thun zu können, als die Schrauben gewaltsam soweit rückwärts zu drehen, als sie durch den unwiderstehlichen Anstoß vorwärts geschnellt war.

Die bald erkannte Gefahrlosigkeit dieser Barrikaden-Vergnügung trieb auch zu allerhand damals vielbejubelten Extravaganzen, die uns heute — vielleicht mit Unrecht, weil jeder Enthusiasmus seine schätzenswerthe Seite hat — schier zum Lächeln reizen. So hielt der berühmte Baßsänger Karl Formes (geb. 1816) in phantastischer Tracht von einer Barrikade am Stefansplatz herab eine Anrede an die arbeitenden Proletarier und schloß mit der Kraftphrase: „Brüder, wir wollen einen Thurm bauen, der bis zum Himmel reicht." So ganz unpassend war diese Reminiscenz an den berühmten Thurmbau von Babel allerdings nicht, denn, wenn auch die Sprachen nicht verwirrt wurden, so doch die Meinungen und Ansichten.

Auch an Amazonen mehr oder weniger anrüchiger Art fehlte es nicht, die ihre Begeisterung für die „Freiheit" geschickt mit allerlei Nebenzwecken zu verbinden wußten, und wäre es auch nur eine uneigennützige, aber etwas weitgehende Vorliebe für die „Heldenjünglinge" von der Universität gewesen. Das Hervorheben solcher Schattenseiten verpflichtet aber auch dazu, den gegentheiligen Zügen Anerkennung zu zollen. Und so ist es gewiß bemerkenswerth, daß an diesen stürmischen Tagen, wo die Arbeiter im Centrum der Stadt, mitten unter den aufgestapelten Reichthümern eine so bedeutende Rolle spielten, kein Fall einer Gewaltthätigkeit oder einer Plünderung vorkam. Augenzeugen berichten, daß es meist schwielige Hände waren, welche die Worte: „Heilig ist das Eigenthum!" an die Thüren und Gewölbe ankreideten, und in derber Rede wurde die Laterne als wenig begehrenswerther Bestimmungsort Jener bezeichnet, welche durch Diebstahl oder Plünderung den Dienst für die „Freiheit" entweihten. Noch brannte die Fackel, die in den Märztagen entzündet wurde, aber schon trüber und trüber, und wir werden sie in einem Pfuhl häßlicher Leidenschaften ganz erlöschen sehen.

Einen sprechenden Beweis für die ganz unkriegerische Stimmung des Ministeriums und für die Rathlosigkeit desselben den drohenden Anstalten des Volkes gegenüber bieten die vom Mittag des 26. Mai an in rascher Folge erscheinenden vier Proklamationen, welche nicht allein das Fortbestehen der akademischen Legion, sondern auch weitergehende Zugeständnisse zusagten. Die dritte derselben lautet:

„Das Militär erhielt hiemit den Befehl, sogleich abzuziehen. Den Arbeitern wird zugleich fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben."

Das war ein schwerwiegendes, unter Umständen unerfüllbares Versprechen, durch welches — gewiß ohne Ahnung von den Folgen — eine neue unberechenbar gewaltige Frage als Machtfactor in die Revolution eingereiht wurde.

Ebenso verhängnißvoll hätte ein anderes Zugeständniß werden können, das in der am folgenden Tag erfließenden Proklamation gemacht wurde und zusicherte, das „Diejenigen, welche die Schuld an den Ereignissen des 26. Mai tragen, vor ein öffentliches Gericht gestellt werden" würden. Darunter waren Männer ver-

standen, die, wie Montecuculi, Hoyos, Colloredo im Auftrage oder wie die Professoren Hye, Endlicher und Andere doch im Interesse der Regierung gehandelt hatten. Man machte auch Anstalten, dieselben einem Gerichtsverfahren zu unterziehen, mußte aber natürlich davon abstehen. So rasch nützt sich einer ungezügelten Bewegung gegenüber jede Popularität ab; die Leiter und gefeierten Führer von heute werden morgen als Verräther und Volksfeinde gebrandmarkt, wenn sie dem stürmischen Vorwärtsdrängen der Massen nicht mehr folgen können oder wollen — eine sehr lehrreiche Mahnung für Alle, welche agitatorisch auf die vielköpfige Menge einwirken wollen, und sich dem Wahn hingeben, dieselbe würde, einmal in Bewegung gebracht, an jener Grenze einhalten, die man ihr zu ziehen wünscht.

Statt Hoyos trat Oberst Anton Pannasch (geb. 1789, gest. 1855) an die Spitze der Nationalgarde, nachdem, wie wenig bekannt geworden ist, im Anfang Mai schon der Chef des Generalstabes der italienischen Armee, Feldmarschall-Lieutenant Heinrich Freiherr von Heß, für diesen Posten ausersehen war. Zu seinem Glück kam es nicht zur Ernennung, und er konnte die wohlverdienten Lorbeeren eines ruhmreichen Krieges pflücken, statt in einer zweifelhaften Stellung die Versöhnung ganz unvereinbarer Gegensätze versuchen zu müssen. Am wenigsten aber war wohl Pannasch den Schwierigkeiten dieses Postens gewachsen, obwohl er ein höchst ehrenwerther Mann von Kenntnissen war. Ohne Energie, dabei aber dem unerreichbaren Ziel nachstrebend aus der Nationalgarde eine Art von „Nationalarmee" zu bilden, äußeren Impulsen mit aller Aufnahmsfähigkeit seiner Dichternatur nachgebend, verlor Pannasch bald die Zügel ganz aus den Händen und gefiel sich in Aeußerlichkeiten, zu welchen auch seine Tracht mit Blouse, Sturmhut, Stulphandschuhen und deutschem Schwert gehörte.

Unter den unerquicklichsten Verhältnissen verging der nächste Monat. Das Ministerium sah sich in jeder Initiative gehemmt, unter die Controle der Straßen-Politik gestellt, und sollte doch die wichtigsten Vorarbeiten für die constitutionelle Neugestaltung des Staates treffen. Am 24. Juni traf endlich der vom Kaiser zu seinem Stellvertreter ernannte Erzherzog Johann in Wien ein, dessen Volksthümlichkeit ihm zum Fluch wurde, weil er von allen Seiten mit Aufgaben überbürdet wurde, deren Lösung trotz des redlichsten Willens nicht blos über seine, sondern in der Weise, wie man sie von ihm erwartete, und wie er sie auch allein anstreben mochte, über die Kräfte jedes anderen Mannes gegangen wäre.

Kaum mochte der Erzherzog unter dem ihn umbrausenden Begrüßungsjubel die Schwierigkeiten der Lage voll erkannt haben, als am 4. Juli eine Deputation der deutschen National-Versammlung eintraf, welche ihn von der am 29. Juni auf ihn gefallenen Wahl zum „deutschen Reichsverweser" verständigte. Dies war den nach Verklingen des ersten Einigkeits-Enthusiasmus sofort wieder in aller Schärfe hervortretenden Sonderheitsbestrebungen und dem von Tag zu Tag offener auftretenden Widerwillen der deutschen Regierungen gegenüber die haltloseste und bedenklichste Stellung, welche man dem Erzherzog zumuthen konnte. Und doch unterzog er, der nach seinen eigenen Worten nichts so sehr wünschte, „als seinem Volk und Vaterlande nützen zu können", sich auch dieser undankbaren Aufgabe.

Noch während seiner Anwesenheit in Wien fiel das Ministerium Pillersdorf. Schon seit den Maitagen hatte es seine Amtsführung nur als eine provisorische angesehen, und die Annahme einer Deputation des Sicherheitsausschusses durch den Erzherzog, in welcher Protest gegen mehrere Maßregeln des Ministeriums ergriffen wurde, war der äußere Anlaß, um sich definitiv zurückzuziehen. Von Schwäche und Hinneigung zu destructiven Tendenzen bis zu Verrath und Kokettiren mit der Reaction gibt es wohl keinen Vorwurf, welchen man je nach der Parteirichtung nicht gegen dieses Ministerium und dessen Haupt, den Freiherrn Franz von Pillersdorf (geb. 1786, gest. 1862), erhoben hätte. Wie uns dünkt mit Unrecht. Er war ein überzeugter Anhänger der freiheitlichen Richtung und hatte den besten Willen, gegen welchen aber in der überstürzenden Tendenz von Unten, in

dem bald eintretenden Rückwärtsdrängen von Oben unfaßbare und übermächtige Gewalten thätig waren. Schon Friedrich Hebbel schreibt in seinen Erinnerungen: „Der Sturz des Ministeriums war vorauszusehen. Eine spätere Zeit wird ihm guten Willen und redliche Gesinnung sicher nicht absprechen, sie wird aber schwerlich sein charakterloses Hin- und Herschwanken zwischen den unvereinbarsten Extremen für Staatsweisheit erkären. Nichtsdestoweniger wird sie ihm die Bürgerkrone auf dem Sarg legen, denn wenn die Ereignisse Pillersdorf auf einen Platz stellten, dem er nicht gewachsen war, so war das nicht seine Schuld, und wenn er auf diesem Platz nur wenig gethan hat, so hat er doch ohne allen Zweifel viel auf demselben gelitten."

Und einer der objectivsten modernen Historiker Oesterreichs (Krones) warnt mit Recht davor, „die redliche Mühe des Ministeriums Pillersdorf vornehm zu belächeln", weil zum großen Theil dadurch „jene seit dem Sturz des französischen Revolutionswerkes ungerechterweise mitverdammten Ideen der gemeinmenschlichen und gemeinbürgerlichen Rechte wieder in das Staatsleben drängten, von denen auch die constitutionelle Gegenwart zehrt."

Sogar der eine Vorwurf, der sich unwillkürlich aufdrängt, jener der Schwäche, läßt eine Entschuldigung zu. Ernste Maßregeln, um ungehörige Beeinflußungen und öffentliche Demonstrationen ein für allemal unmöglich zu machen, wären kaum ohne Blutvergießen möglich gewesen. Abgesehen davon, daß dem Ministerium die materielle Macht fehlte, mochte es die ungeheure Verantwortung scheuen, die noch größer wurde durch das Beispiel des Monarchen, der bewiesen hatte, daß er den Bürgerkrieg mit allen Opfern vermieden wissen wollte. So viel ist gewiß, daß die wahre Sache der Freiheit — freilich nicht jener Sorte, wie sie den Helden der Barrikaden vorschwebte — keinen selbstloseren Diener haben konnte als Pillersdorf, denn er hatte derselben das schwere Opfer der Gewohnheiten und Anschauungen einer langjährigen Laufbahn gebracht. Treffend und für ihn ehrenvoll sind die Worte, die er einst zu einer drängenden Studenten-Deputation sprach: „Ihr jungen Herren habt ein leichtes Spiel, Ihr könnt Euch gleich in die neuen Zustände hineinversetzen — uns wird dies sehr schwer, oft fast unmöglich, da wir in dem alten Systeme verknöchert sind."

Am 8. Juli reiste Erzherzog Johann wieder von Wien ab, zur Uebernahme seiner neuen Würde nach Frankfurt, nachdem er dem Baron Doblhoff die Bildung des Ministeriums übertragen hatte. Erst am 18. Juli konnte die „Wiener Zeitung" die neue Ministerliste veröffentlichen. Conseilspräsident und Minister des Aeußeren blieb Freiherr von Wessenberg, das Innere übernahm Doblhoff, die Justiz Doctor Alexander Bach, die Finanzen Baron Kraus (Unter-Staatssekretär Freiherr von Stifft), den Handel Theodor Hornbostel, (geb. 1815), Krieg Graf Latour, die öffentlichen Arbeiten Ernst von Schwarzer, den Unterricht versah provisorisch Doblhoff (Unter-Staatssekretär Ernst Freiherr von Feuchtersleben, geb. 1806, gest. 1869).

Der politischen Färbung nach war das Ministerium mehr nach links gerückt, wie dies namentlich durch die Ernennung des Advokaten Doctor Bach ausgedrückt wurde, der zu den Koryphäen der März-Revolution gehörte. Als Kandidat für den Reichstag legte er schon als Minister folgendes politische Glaubensbekenntniß ab: „Ich will den Fortschritt, will ihn vollständig, ganz — aber keinen Umsturz, ich will den Bau im Fortschritt, ich will ein freies, demokratisches Oesterreich, ich will ein einiges Oesterreich, keine Unterdrückung der Nationalitäten, ich will die Zusammenfassung derselben in eine Föderation, die Achtung Aller, darum auch ein deutsches Oesterreich; nur im Anschluß an Deutschland kann Oesterreichs Freiheit seine Bürgschaft finden gegen jene feindselige Politik, die von innen und außen seinen Bau bedroht!" Wir werden Gelegenheit haben, zu sehen, wie er dieses Programm einhielt.

Ernst von Schwarzer (geb. 1808, gest. 1860) war ein Mann von bewegter Vergangenheit und vielseitigen, aber etwas oberflächlichen Kenntnissen. Nach-

dem er Militär, Sprachmeister, Industrieller, Güter-Direktor und noch verschiedenes Andere in aller Herren Länder gewesen war, trat er zur Journalistik über und gestaltete nach den Märztagen den Pilat'schen „Beobachter" in das Oppositionsblatt „Allgemeine österreichische Zeitung" um. Ein schonungsloses, aber nicht unwahres Charakterbild dieses Mannes wird in den Zeilen entworfen: „Facit: Schwarzer ist ein Routinier, der mit der Gewandtheit eines Taschenspielers das Chamäleonhafte seiner Bestrebungen und Gesinnungen zu verdecken, die modische und daher einträglichere Farbe herauszukehren wußte."

Hornbostel repräsentirte im Kabinet jenes liberale Bürgerthum, das werkthätig zu den Märzerrungenschaften beigetragen hatte, seitdem aber durch die Ereignisse etwas im Freiheits-Enthusiasmus abgekühlt worden war. Seine Ernennung galt zumeist seinem tadellos rechtlichen Charakter und seinem Ansehen in den besitzenden Mittelclassen.

Am 14. Juli fand unter der Aegide des Sicherheitsausschusses ein Verbrüderungsfest der Nationalgarde und Legion mit dem Militär im Augarten

Graf Hoyos, Commandant der Nationalgarde. (Seite 660 u. f.)

statt, das recht animirt verlief, bei dem sehr viel gesprochen, geküßt, umarmt und — getrunken wurde, das aber wie alle ähnlichen Feste ohne alle tiefere Einwirkung blieb. Am 17. Juli langte Erzherzog Johann wieder in Wien an, vollzog die Ernennung des neuen Ministeriums, und am 22. fand die feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Reichstages in der zum Sitzungssaale umgestalteten kaiserlichen Winter-Reitschule statt.

Bevor wir von diesem wichtigen Ereignisse ab die Vorgänge in Wien weiter verfolgen, wird es gerathen sein, um die Fäden der gleichzeitig neben einander laufenden Ereignisse nicht zu sehr zu verwirren, die wichtigeren Geschehnisse in den Provinzen kurz zu berühren.

In Böhmen, vornehmlich in Prag und den rein czechischen Gegenden, trat bald die exclusiv nationale Tendenz vollkommen in den Vordergrund. Es offenbarte sich da ein durch den ganzen Verlauf der Geschichte bewiesener Gegensatz zwischen germanischem und slavischem Wesen. Dem Deutschen war und ist zu allen Zeiten die Freiheit an sich, in ihrer hohen allgemein menschlichen Bedeutung das höchste Ziel seines Strebens, dem er, vielleicht zu Ungunsten seines Volksthums, gewiß aber zum Vortheil seiner geistigen und moralischen Bildung, auch die nationalen Bestrebungen unterordnete. Der Slave schlägt ebenso zu allen Zeiten den

Ireland, and was appointed lord-lieutenant of Ireland in 1790. He was a man of great ability, and his administration was at first very successful. He was, however, unable to withstand the pressure of the Irish parliament, and in 1795 he was recalled. He was created a marquis in 1797, and died in 1798.

Earl Fitzwilliam, Marquis of Rockingham, Lord-Lieutenant of Ireland. (From a painting by Sir Joshua Reynolds.)

ATTAINDER, in English law, the extinction of civil rights and capacities which follows upon the pronouncing of sentence of death or outlawry for treason or felony. The term is also applied to the act of parliament by which a person is declared attainted. Attainder for treason involves forfeiture of property to the crown, corruption of blood, and loss of dignities. Attainder for felony involves forfeiture of property to the lord of the fee, and loss of civil rights. Attainder may be reversed by writ of error, or by act of parliament. Corruption of blood may be removed by act of parliament. Forfeiture to the crown may be remitted by the crown. Forfeiture to the lord of the fee may be remitted by the lord. Loss of civil rights can be removed only by pardon. Attainder by act of parliament is called a bill of attainder. Bills of attainder are now rarely passed, and are contrary to the principles of modern legislation. The last bill of attainder was passed in 1798 against Lord Edward Fitzgerald, who died before the bill was passed. Bills of attainder were frequently passed in the 16th and 17th centuries. Attainder by act of parliament is also called attainder by *praemunire*, because the offence of *praemunire* was frequently punished by bill of attainder.

ATTAINT, in English law, a writ which lay against a jury which had given a false verdict. It was abolished in 1825.

ATTALEIA, a town of Pamphylia, Asia Minor, on the coast of the Gulf of Adalia, 43 m. S.W. of Perga. It was founded by Attalus II. Philadelphus, king of Pergamum, and was a place of importance in the Roman period. Its ruins are extensive, and include a theatre, a stadium, a gymnasium, and a temple of Hadrian. The modern name is Adalia.

ATTALIA, a town of Asia Minor, in Phrygia, on the river Cayster, 30 m. S.E. of Philadelphia. It was founded by Attalus II. Philadelphus, king of Pergamum, and was a place of importance in the Roman period. Its ruins are extensive, and include a theatre, a stadium, a gymnasium, and a temple of Hadrian. The modern name is Adalia.

ATTALUS, the name of three kings of Pergamum.

ATTALUS I. SOTER, king of Pergamum, 241–197 B.C., succeeded his uncle Eumenes I. He defeated the Gauls who had settled in Asia Minor, and assumed the title of king in 241 B.C. He was a friend of the Romans, and helped them in their wars against Philip V. of Macedon and Antiochus III. of Syria. He died in 197 B.C.

ATTALUS II. PHILADELPHUS, king of Pergamum, 159–138 B.C., succeeded his brother Eumenes II. He was a friend of the Romans, and helped them in their wars against Perseus of Macedon and Andriscus. He died in 138 B.C.

ATTALUS III. PHILOMETOR, king of Pergamum, 138–133 B.C., succeeded his father Attalus II. Philadelphus. He was a friend of the Romans, and helped them in their wars against Aristonicus. He died in 133 B.C.

ATTAR, a perfume obtained from flowers, especially roses. The word is Persian, and is derived from the Arabic *'atir*, perfume. The attar of roses is obtained by distilling the petals of the rose with water. The attar of jasmine is obtained by distilling the flowers of the jasmine with water. The attar of sandalwood is obtained by distilling the wood of the sandalwood tree with water. The attar of lavender is obtained by distilling the flowers of the lavender with water. The attar of rosemary is obtained by distilling the leaves of the rosemary with water. The attar of thyme is obtained by distilling the leaves of the thyme with water. The attar of peppermint is obtained by distilling the leaves of the peppermint with water. The attar of spearmint is obtained by distilling the leaves of the spearmint with water. The attar of bergamot is obtained by distilling the rind of the bergamot orange with water. The attar of lemon is obtained by distilling the rind of the lemon with water. The attar of orange is obtained by distilling the rind of the orange with water. The attar of cinnamon is obtained by distilling the bark of the cinnamon tree with water. The attar of cloves is obtained by distilling the buds of the clove tree with water. The attar of nutmeg is obtained by distilling the kernel of the nutmeg with water. The attar of ginger is obtained by distilling the root of the ginger with water. The attar of turmeric is obtained by distilling the root of the turmeric with water. The attar of saffron is obtained by distilling the stigmas of the saffron crocus with water. The attar of vetiver is obtained by distilling the roots of the vetiver grass with water. The attar of patchouli is obtained by distilling the leaves of the patchouli plant with water. The attar of ylang-ylang is obtained by distilling the flowers of the ylang-ylang tree with water. The attar of tuberose is obtained by distilling the flowers of the tuberose with water. The attar of violet is obtained by distilling the flowers of the violet with water. The attar of heliotrope is obtained by distilling the flowers of the heliotrope with water. The attar of mignonette is obtained by distilling the flowers of the mignonette with water. The attar of lily of the valley is obtained by distilling the flowers of the lily of the valley with water. The attar of narcissus is obtained by distilling the flowers of the narcissus with water. The attar of hyacinth is obtained by distilling the flowers of the hyacinth with water. The attar of tulip is obtained by distilling the flowers of the tulip with water. The attar of iris is obtained by distilling the roots of the iris with water. The attar of orris is obtained by distilling the roots of the orris with water. The attar of calamus is obtained by distilling the roots of the calamus with water. The attar of angelica is obtained by distilling the roots of the angelica with water. The attar of valerian is obtained by distilling the roots of the valerian with water. The attar of elecampane is obtained by distilling the roots of the elecampane with water. The attar of gentian is obtained by distilling the roots of the gentian with water. The attar of rhubarb is obtained by distilling the roots of the rhubarb with water. The attar of sarsaparilla is obtained by distilling the roots of the sarsaparilla with water. The attar of sassafras is obtained by distilling the roots of the sassafras with water. The attar of vanilla is obtained by distilling the pods of the vanilla with water. The attar of tonka is obtained by distilling the seeds of the tonka with water. The attar of musk is obtained by distilling the musk with water. The attar of civet is obtained by distilling the civet with water. The attar of ambergris is obtained by distilling the ambergris with water. The attar of castoreum is obtained by distilling the castoreum with water. The attar of storax is obtained by distilling the storax with water. The attar of benzoin is obtained by distilling the benzoin with water. The attar of myrrh is obtained by distilling the myrrh with water. The attar of frankincense is obtained by distilling the frankincense with water. The attar of galbanum is obtained by distilling the galbanum with water. The attar of ammoniacum is obtained by distilling the ammoniacum with water. The attar of asafoetida is obtained by distilling the asafoetida with water. The attar of opoponax is obtained by distilling the opoponax with water. The attar of sagapenum is obtained by distilling the sagapenum with water. The attar of bdellium is obtained by distilling the bdellium with water. The attar of olibanum is obtained by distilling the olibanum with water. The attar of mastic is obtained by distilling the mastic with water. The attar of copaiba is obtained by distilling the copaiba with water. The attar of balsam of Peru is obtained by distilling the balsam of Peru with water. The attar of balsam of Tolu is obtained by distilling the balsam of Tolu with water. The attar of balsam of Canada is obtained by distilling the balsam of Canada with water. The attar of balsam of Gilead is obtained by distilling the balsam of Gilead with water. The attar of balsam of Mecca is obtained by distilling the balsam of Mecca

In der Periode allgemeinen Gewährens wurde am 8. April auch die czechische Petition in ihren wichtigsten Punkten zustimmend erledigt, namentlich sagte man auch vollkommene sprachliche Gleichberechtigung und „verantwortliche Centralbehörden" mit dem Sitz in Prag zu, also ungefähr jene Streitpunkte zwischen der Sonderstellung des Landes und dem gesammtstaatlichen Charakter des Reiches, um welche sich noch heute der Kampf dreht.

Zugleich wurde Erzherzog Franz Josef, der präsumtive Thronfolger, zum Statthalter ernannt. Da sich derselbe jedoch vorerst zur Armee nach Italien begab, und man auch bald das Mißliche einer solchen Stellung in so bewegter Zeit einsah, trat der Prinz dieses Amt nie thatsächlich an. Als Gubernial-Vicepräsident fungirte Graf Leo Thun (geb. 1811), der sich früher lebhaft für das Aufblühen der czechischen Literatur interessirt hatte und zur Zeit, wo Kaiser Ferdinand in Wien die deutsche Fahne schwang, in Prag offen gestand, daß er derselben nicht hold sei, indem er auf die Klage des Dichters Moriz Hartmann, daß man in Prag nicht wagen dürfe, die deutschen Farben zu tragen, erwiderte: „Ich muß offen gestehen, daß ich sie auch nicht liebe." Wohl dieser Gesinnung hatte der Chef der obersten politischen Behörde Böhmens zu danken, daß er seltsamerweise zugleich zum Vorsitzenden des slavischen National-Comités gewählt wurde.

Als der bei der damaligen staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit Böhmens zum deutschen Bund ganz ungerechtfertigte Protest gegen die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung vom Ministerium zurückgewiesen wurde, schlug die nationale Lohe hoch empor. Nicht allein daß man die Czechen, welche wählen würden, für Verräther erklärte, sondern Hawliczek hielt auch im National-Comité eine fulminante Rede, in welcher er die Wahlen der Deutschböhmen für ungiltig erklärte. Und im Beisein der vom Fünfziger-Ausschuß in Frankfurt behufs einer Verständigung gesendeten Deputirten Wächter und Kuranda meinte Hawliczek, man müsse „die fremden Schlangen, die das Volk überlisten wollten, austreiben." Nur dem Einschreiten der Bürgergarde gelang es, die beiden Sendboten vor ärgeren Unannehmlichkeiten zu bewahren, der fanatisirte Pöbel aber zog durch die Straßen und brüllte im Chor:

„Wipal němce, Cezozemce!" (Vertilgt den Deutschen, den Ausländer!) nebst dem unfläthigen Schuselka-Lied eine der lieblichsten Blüthen politischer Lyrik aus jener Zeit.

Von den zweiundsechszig Wahlbezirken Böhmens vollzogen thatsächlich nur zwanzig rein deutsche die Wahlen zur Nationalversammlung. Aber auch dies war ein Greuel in den Augen der Czechen, und sie heckten im National-Comité unter Patronanz des Südslaven Ivan Kukuljevic (geb. 1816) die Idee eines „Slaven-Congresses" aus, der ein Gegenstück zu der gewählten Volksvertretung in Frankfurt sein sollte. Ein an die „slavischen Brüder" gerichtetes, von allen czechischen Größen unterzeichnetes Manifest ladet die österreichischen Slaven auf den 31. Mai in die „uralte slavische Stadt Prag", betont aber schließlich auch, daß „andere, außer unserer Monarchie lebende Slaven herzlich willkommene Gäste sein werden."

Besonders bezeichnend für die letzten Ziele und wohl auch die Zerfahrenheit der staatlichen Verhältnisse war, daß sich am Vorabend des Slaven-Congresses, am 30. Mai, eine provisorische Regierung in Prag bildete, in welcher wir neben Palacky und Rieger auch den ehrlichen, aber etwas confusen deutschen Buchhändler Alois Borrosch (gest. 1869) und die Grafen Nostitz und Wurmbrand finden. Und das Gubernium sah in einem solchen Vorgang, der es entweder aller Autorität entblößte oder unter eine illegale beugte, keinen Anlaß zum Einschreiten oder nur zu einem Bericht an die vorgesetzte Regierung, welche die Sache erst vier Tage später aus den Zeitungen erfuhr.

Unter den Fittigen dieser selbstgeschaffenen Regierung trat am nächsten Tage der Slaven-Congreß zusammen, der in Wahrheit eine in jeder Richtung sehr gemischte Gesellschaft vereinigte. Neben hohen serbischen Geistlichen und polnischen Magnaten erschienen auch aus allen Ländern der verschiedenen slavischen Zungen

mehr oder weniger berüchtigte Agitatoren, unter welchen wohl der berühmte Professionsverschwörer und Apostel des krassesten Communismus, der Russe Michael Bakunin (geb. 1814, gest. 1876), manchem slavischen Bruder gelindes Grauen einflößen mochte. Zum etwas absonderlichen Beigeschmack der ganzen Farce trug es auch bei, daß ein serbischer Minister in offizieller Sendung dem Congresse beiwohnte.

Nach einem vom serbischen Erzpriester Stamatović auf dem Wenzelsplatz celebrirten Gottesdienst nach „altslavischem Ritus," ging es an die Berathungen, bei welchen Palacky als „Staroſta" (Aeltester Vorsitzender) fungirte.

Da zeigte sich aber ein kleiner Uebelstand, wegen welches allein man noch heute dieses wunderlichen Congresses als einer Quelle berechtigter Heiterkeit gedenkt. Denn es fand sich, daß die „Glieder des glorreichen großen Slavenvolkes" einander nicht verstanden, und was ein Serbe oder Pole, ein Kroate oder Czeche, ein Slovake oder Ruthene, ein Russe oder Slovene in glühenden Worten über die Bedeutung und Berechtigung einer Verbrüderung aller Slavenstämme sagte, von den meisten der „slavischen Brüder" gar nicht verstanden wurde! Es lag darin ein Fingerzeig, wie hohl diese Tiraden und die ganze Congreßkomödie gegenüber der historischen Entwicklung seien, durch welche vor vielen Jahrhunderten schon einzelne Stämme entstanden, die sich unabhängig von einander in Sprache und Gesittung entwickelten, wie dies ja auch beim germanischen und romanischen Grundstamme der Fall war, und die nichts Gemeinsames mehr hatten als den Haß und die Scheelsucht gegen fremde und höhere Cultur.

Ein allgemeines Verständigungsmittel that noth. Man griff zum Französischen, aber das verstanden gar Wenige, und so kam es, daß man auf dem Slavencongreß, der dem Deutschthum den Krieg erklären und die Slaven von der verhaßten deutschen Obmacht emancipiren sollte, zu dem allgemein verständlichen Idiom der deutschen Sprache seine Zuflucht nehmen mußte, dem ja wohl auch jene Mitglieder, die sich einer solchen überhaupt erfreuten, gewiß ihre Bildung zu verdanken hatten. Es liegt darin eine Fingerzeig für die Beurtheilung des Unterschiedes, welcher zwischen einer Cultursprache und einem in lokalen Grenzen gebannten Idiom besteht.

Von den Arbeiten des Congresses ist nicht viel zu berichten; sie förderten nichts zu Tage als Phrasen, bei welchen sich Jedermann so viel oder so wenig denken konnte als er wollte. Höher wird man Schlagworte, wie jene von „der Mission der freigewordenen Slavenstämme, durch Gleichberechtigung der Nationen einen auf das Christenthum gegründeten Brüderbund zu schaffen", wohl kaum taxiren können. Viel einschneidender äußerten sich die Wirkungen des Congresses in dem bis zur Maßlosigkeit erhitzten Fanatismus der unteren Volksclassen und der czechischen studierenden Jugend.

Als nun ein Erlaß von Wien kam, in welchem die „provisorische Regierung" als illegal bezeichnet und der Landeschef angewiesen wurde, dieselbe sofort aufzulösen, machte sich der auch von den auswärtigen Agitatoren angeblasene Zündstoff in turbulenten Scenen Luft. Zuerst gab es, wie es ja der Pöbel auch andernorts that, wenn er unwirsch war, eine mit Plünderung und brutalen Gewaltacten verbundene Judenhetze, welche von den Behörden ignorirt wurde, bis sich zeigte, daß sie nur das Vorspiel zu ernsteren Dingen war. Allabendlich gab es Aufläufe und Tumulte, und in den Zeitungen erschienen Inserate, welche besonders befähigte Personen für den Barrikadenbau empfahlen.

Da im Vordergrund dieser Unruhen die czechischen Studenten standen, verfügte die Regierung die Schließung der Universität. Als sich aber die Studierenden entfernen wollten, wurden sie zum Bleiben bewogen und Unbemittelte von Bürgern in Verpflegung genommen. Die traurigen Lorbeern der Wiener Maitage machten auch die Czechen Prags nach solchen lüstern, man wollte nicht zurückstehen.

Durch seine Erfahrungen in Wien gewitzigt, traf der Commandirende von Prag, Fürst Alfred Windischgrätz, seine Maßregeln. Er verstärkte die Garnison und sorgte dafür, daß im Nothfalle die wichtigsten Punkte sofort besetzt wurden. Das war den actionslüsternen Elementen ein Greuel, und schon am 7. Juli tagte

eine Volksversammlung im Wenzelsbad, welche beschloß, beim Kaiser um Entfernung des Fürsten zu petitioniren. Die Drohung mit einer Katzenmusik erwiderte der Fürst dahin, daß er sie als Privatmann ruhig hinnehmen, aber, wenn die öffentliche Ordnung es erheischen oder seine militärische Würde angetastet würde, die Gewalt der Waffen gebrauchen werde.

Am 11. Juni (Pfingstsonntag) kam es zu bedeutenderen Tumulten, bei welchen sich auch hier bewies, daß die Nationalgarde nicht geneigt und nicht geeignet sei, gegen das Volk gebraucht zu werden. Am nächsten Tage kam es unmittelbar vor dem General-Commando zu einem Scharmützel zwischen der von einer Volksversammlung ziehenden heulenden und pfeifenden Volksmasse und einer Militär-Patrouille, wobei Fürst Windischgrätz durch sein Dazwischentreten einem czechischen Studenten das Leben rettete, der sich an einem Offizier vergriffen hatte und in die Hände der erbitterten Soldaten gefallen war.

Heulend stob das Volk aus einander, und im Nu entspann sich in der ganzen Stadt der Kampf, als dessen erstes Opfer die an einem der Fenster stehende Gemalin des Fürsten Windischgrätz fiel, die von einer wahrscheinlich aus den gegenüberstehenden Häusern kommenden Kugel durchbohrt wurde. An allen Straßenkreuzungen erhoben sich Barrikaden, und dem Gubernialchef Graf Leo Thun passirte das Malheur, auf dem Wege zum Rathhaus von den Svornosts erwischt und im Clementinum (Universitätsgebäude) gefangen gehalten zu werden. In der ganzen Alt- und Neustadt wogte bis zum Abend der Kampf, und das Militär hatte auch die schwere Aufgabe, den aus der Umgebung aufgebotenen Landsturm aufzuhalten. Nur Kleinseite und Hradschin waren vollkommen in den Händen der Truppen. Am Morgen des 13. unterhandelte man über eine Waffenruhe, welche zwar dem Grafen Thun zur Freiheit verhalf, aber die Wegräumung der Barrikaden nicht zur Folge hatte, so daß am nächsten Tage der Kampf neu zu entbrennen drohte.

Eine vom Ministerium gesendete Hofkommission traf Prag in vollster Kriegsbereitschaft, und ihre Vermittlungsversuche hatten nur den Erfolg, daß sich Fürst Windischgrätz in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni ganz auf das linke Moldau-Ufer zurückzog — ein trauriger Marsch für ihn, auf dem er die Leiche seiner Gattin und seinen im Straßenkampfe schwerverwundeten Sohn mit sich führte.

Diese Erlebnisse mögen denn auch nicht ganz ohne Einfluß auf die nächsten Entschließungen des Fürsten gewesen sein, die weder vom Standpunkte einer unerbittlichen Nothwendigkeit geboten waren, noch von dem der Humanität gebilligt werden können und ihm wie jenem byzantinischen Feldherrn den Beinamen „Poliorketes" (Stadtverwüster) verschafften. Während man sich nämlich in Prag des Sieges freute und schon von einem besonderen czechischen Ministerium träumte, hatte Fürst Windischgrätz alle Höhen des Hradschin mit Batterien besetzen lassen, erklärte am 16. die Stadt in Belagerungszustand und drohte, falls die Unterwerfung und Entwaffnung nicht erfolge und durch Geiseln sichergestellt werde, für den nächsten Tag mit dem Bombardement.

In der Stadt war man zur Capitulation geneigt, aber auf einige von den Altstädter Mühlen aus gegen die Kleinseite abgefeuerte Schüsse antwortete sofort der gewaltige Brummchor der Geschütze, deren Geschosse die bis oben mit Vorräthen gefüllten Mühlen und Speicher, den danebenstehenden Wasserthurm, den gräflich Colloredo'schen Palast und einige andere Gebäude in Brand steckten. Rasch baute man die schon halb zusammengerissenen Barrikaden wieder auf, aber sie boten keinen Schutz gegen die von oben einschlagenden Kugeln. Um Mitternacht erst wurde der Geschützdonner stumm — in den gegen den Nachthimmel lohenden Feuersäulen hatte Prag seine Strafe erfahren für eine Erhebung, welche Scherr mit Recht als ganz überflüssig, ohne allen Grund begonnen und als „einen der größten Dummen-Jungenstreiche" bezeichnet, die im Jahre 1848 gemacht wurden, das doch so viele derselben zählte.

Am Morgen des 17. unterwarf sich die Stadt den Bedingungen des Commandirenden, der ein strammes Säbelregiment einführte, unter den obwaltenden Umständen wohl das einzig mögliche, wenn man auch darin zu weit ging und bedauerliche Uebergriffe, ja förmliche Plünderungsscenen durch das Militär vorfielen. Die Leiter des Aufstandes hatten sich meist aus dem Staube gemacht und überließen das Volk nach der künstlichen Erregung, in welche es durch den abenteuerlichen Pomp des Slavencongresses versetzt war, dem unausbleiblichen Katzenjammer.

So wenig Sympathien man auch mit den ultraczechischen Tendenzen der Prager Bewegung hatte, so wenig vermochte man auch das Benehmen des Fürsten Windischgrätz, namentlich das nächtliche Bombardement, zu billigen. Aus allen Kreisen erhoben sich Stimmen der Anklage gegen ihn, und obwohl man wenige Tage früher eine übermüthig auftretende Deputation czechischer Studenten und Svornostmänner ziemlich energisch von Wien entfernt hatte, fühlte man doch die Angst und den Verlust jener Nacht mit. Der Sicherheitsausschuß drang auf strenge Untersuchung, die zwar zugesagt, aber mit Wendungen begleitet wurde, die ahnen ließen, daß dem Ministerium die Macht fehle, sein Versprechen einzuhalten. Schon trat dem unaufhörlichen Hader gegenüber die Gewalt der Waffen als jene Macht in den Vordergrund, welche berufen war, den ganzen unseligen Wirrwarr, der so bald auf den kurzen Freiheitstraum folgte, zum Ende zu bringen und mit den üblen Früchten auch gleich die Blüthen zu vernichten, die vielleicht Besseres hätten bringen können. Die Prager Affaire war einer der Hauptpunkte des Mißtrauens gegen Pillersdorf und unmittelbare Ursache seines Sturzes.

Vom blutigen Bürgerkriege wenden wir uns weg zu dem erfreulichen Bild der um die Ehre und Integrität des Reiches ringenden Armee auf dem italienischen Kampfplatz. Die Sorge um Aufrechthaltung der Verbindung mit dem Hinterlande bewog nach dem Treffen bei Goito den Marschall Radetzky, sich auf die Etsch-Linie zurückzuziehen, welche als eigentliche Basis des oberitalienischen Festungssystems, des vielgenannten Festungsviereckes Mantua, Verona, Peschiera, Legnano anzusehen ist. In der rechten Flanke wurde durch die Verjagung der unter General Allemandi schon bis vor Trient in Südtirol eingedrungenen italienischen Freischärler jede Gefahr behoben, und der österreichische Feldherr konnte jene wohl überdachten Bewegungen ausführen, welche seine Offensive vorbereiteten. Eine Reihe von kleineren Gefechten, meist von den Piemontesen provocirt, welche Scheu vor jedem entscheidenden Schlag zu haben schienen, leiteten den Kampf ein. Die geschickten Bewegungen der österreichischen Colonnen ließen eine Belagerung von Mantua als zu gefährlich erscheinen, dagegen schloß die italienische Armee das von Feldmarschall-Lieutenant Baron Rath tapfer vertheidigte Peschiera ein.

Radetzky seinerseits zögerte mit der Offensive, bis er im Rücken durch die langsam sich bildende Reserve-Armee des Feldmarschall-Lieutenants Laval Graf Nugent (geb. 1777, gest. 1862) gesichert war. Deren Zusammenziehung war umso schwieriger, als alle bedeutenderen Orte des venetianisch-österreichischen Grenzlandes, Udine, Palmanuova, Codroipo, in der Hand des Feindes oder in vollem Aufruhr waren. Gegen Mitte April erreichte diese Armee endlich die Stärke von ungefähr fünfzehntausend Mann, und nun ging es vorwärts, um das Land zu säubern und die Verbindung mit der Hauptarmee herzustellen. Der Isonzo wurde überschritten, am 23. April Udine eingenommen, rastlos vordrängend der Tagliamento überbrückt, Belluno besetzt und der Marsch gegen die Piave gerichtet. Hier stand die vornehmlich aus päpstlichen Truppen zusammengesetzte Armee des „italienischen Bundes", von Durando befehligt, unter welchem die Generale Lamarmora (der bekannte spätere Staatsmann und Minister) und Ferrari commandirten.

Nun geriethen auch die Hauptarmeen härter aneinander. Ein blutiges Gefecht bei Rivoli am 5. Mai war das Vorspiel der am nächsten Tage geschlagenen Schlacht bei Verona oder Santa Lucia, in welcher die zähe Tapferkeit

der österreichischen Truppen den Sieg errang. Zwölf Compagnien der Brigade Strassoldo hielten unter wüthenden Angriffen mehrere Stunden lang das Dorf Santa Lucia gegen drei, später sogar gegen fünf piemontesische Brigaden. Die Vertheidigung des Kirchhofes durch das wackere zehnte Jäger-Bataillon unter seinem tapferen Obersten Karl von Kopal (geb. 1788, gefallen 1848) gehört zu den Glanzpunkten der österreichischen Kriegsgeschichte. Ebenso heftig tobte der Kampf am linken Flügel, wo der eiserne Freiherr Constantin d'Aspre (geb. 1789, gest. 1850) mit seinem Korps die feindlichen Angriffe zurückwies, welche vornehmlich gegen Crocebianca gerichtet waren. Hier war es, wo Oberst Pottornay vom Infanterie-Regiment Erzherzog Franz Karl durch ein Geschütz-Projectil den Arm verlor und mit stoischer Ruhe in dienstlicher Haltung vor d'Aspre trat und diesem meldete: „Ich melde Euer Excellenz gehorsamst, daß ich den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefechte zurückziehen muß."

Mangel an Munition hatte endlich zum Aufgeben von Santa Lucia genöthigt, während die Brigade Graf Clam schon die angeordnete Umgehung der feindlichen Stellung ausgeführt hatte und in der Flanke und im Rücken derselben erschien. Nun wurde auch in der Front ein Vorstoß gemacht und das italienische Grenadier-Bataillon d'Arthon stürmte mit dem Rufe: „Avanti colla bajonnetta!" (Vorwärts mit dem Bajonnette) gegen Santa Lucia, um diesen Ort wieder zu nehmen, als sich die Feinde vor dem Doppelangriff wendeten und einen ziemlich eiligen Rückzug antraten.

Dieser erste bedeutende Erfolg hob die Zuversicht der österreichischen Truppen ebenso sehr, als er jene der feindlichen herabstimmte. In der Schlacht vor Verona hatte sich Erzherzog Albrecht als Führer einer Brigade rühmlich hervorgethan und der Thronerbe Erzherzog Franz Josef hielt zwischen Crocebianca und Santa Lucia mitten im feindlichen Kugelregen, um seine soldatische Feuertaufe würdig zu bestehen. (Bild Seite 721.)

Die vorsichtige Führung Radetzky's ließ sich an der Abweisung des feindlichen Angriffes genügen, ohne diesen Sieg ausnützen zu wollen, bevor nicht Rücken und linke Flanke durch die Reserve-Armee gedeckt waren. Das Festhalten an der trefflichen Stellung, die man inne hatte, war umso mehr geboten, als es ja eine Zeit lang schien, als ob Frankreich in den Kampf eintreten wolle, was vielleicht auch nur durch die socialistischen Unruhen in Paris und den größeren Provinzstädten verhindert wurde.

Unter fortwährenden Kämpfen nahm Nugent Belluno und Treviso, wo er erkrankt und das Commando an Feldmarschall-Lieutenant Graf Thurn abgibt. Auch Padua fällt in die Hände der Kaiserlichen und durch einen kühn entworfenen Flankenmarsch wird am 28. Mai bei Sanct Bonifacio die Verbindung mit der Hauptarmee hergestellt. Das ganze venetianische Gebiet war vom Feinde gereinigt, mit Ausnahme von Vicenza, auf welches am 23. Mai ein Angriff unternommen wurde, welcher jedoch durch die Tapferkeit der unter General Durando kämpfenden päpstlichen Schweizertruppen abgeschlagen wurde.

Unterdessen hatte sich auch die politische Constellation zu Gunsten Oesterreichs verändert. Mit Hilfe des Pöbels von Neapel hatte „Ré Bomba (der Bomben-König, wie Ferdinand II. genannt wurde) eine Contrerevolution durchgesetzt. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß er seine Truppen zurückrief, deren Commando er von General Pepe an General Stradella übertrug. Weitaus die Mehrzahl der nicht eben ruhmlüsternen neapolitanischen Soldaten beeilte sich, in die sichere Heimat zu kommen, nur zweitausend davon unter Pepe's Führung schlugen sich nach Venedig durch und vermehrten dessen Besatzung. Schon rückte auch gegen Venedig eine österreichische Armee an, bei welcher sich die Mehrzahl der vom Patriotismus der einzelnen Provinzen gebildeten Freiwilligen-Korps befanden. Am 28. Juli erklärte sich Venedig als Bestandtheil Italiens und rief Karl Albert zum König aus — ungefähr zur selben Zeit, als dessen kurzes Waffenglück für immer erlosch. Vor Triest lag die sardinische Flotte unter dem Admiral

Albini, der jedoch aus politischen und militärischen Gründen keinen Angriff wagte. Denn wenn einestheils die Hafenbatterien eine zu große Annäherung unräthlich machten, so fürchtete man sich auch, durch ein Bombardement von Triest in Conflict mit Deutschland zu kommen, da es als deutsches Bundesgebiet galt. Forderte doch das deutsche Reichsministerium, in dem der Oesterreicher Anton Ritter von Schmerling die bedeutendste Rolle spielte, sogar energisch die Aufhebung der Blokade.

Das Eintreffen der Reserve-Armee bedingte eine Neuformirung der österreichischen Streitkräfte. Zwei Korpscommandos wurden in die bewährten Hände von d'Aspre und Wratislaw gelegt, das Reservekorps befehligte Baron Wocher. Das Festungscommando in Verona übernahm Feldmarschall-Lieutenant Julius von Haynau (geb. 1786, gest. 1853), ein natürlicher Sohn des ersten Kurfürsten von Hessen, als Soldat ebenso schneidig und tapfer, wie wegen rücksichtsloser Energie und Strenge gefürchtet.

Nun erst sah Radetzky den Moment gekommen, um seinerseits dem Feind auf den Leib zu gehen. Mit dem größten Theil seiner Armee tritt er am linken Mincio-Ufer den Marsch in nördlicher Richtung an, um durch Forcirung der stark verschanzten feindlichen Stellung bei Curtatone die strategische Position der sardinischen Armee aufzurollen oder eine Schlacht zu erzwingen. Am 29. Mai stößt die Vorhut auf das von dem toscanischen Korps besetzte Curtatone, auf welches der kampfesfreudige Ludwig von Benedek (geb. 1804, gest. 1881) den Angriff eröffnet. Unter seiner und des Fürsten Felix Schwarzenberg (geb. 1800, gest. 1852) Führung wird ein schöner Sieg errungen und Benedek rückt noch am selben Tage bis nach Goito vor. Am 30. Mai muß er dort den Kampf mit der rasch von Karl Albert herbeigeführten Sarden-Armee aufnehmen und trotz Eingreifen der Division Schwarzenberg vor der dreifachen Uebermacht weichen. In diesem zweiten Treffen bei Goito wurden eigenthümlich genug die beiden künftigen Ministerpräsidenten der feindlichen Staaten, Fürst Felix Schwarzenberg und Massimo d'Azeglio, verwundet.

Karl Albert wagte aber nicht, diesen momentanen Vortheil zu verfolgen, sondern bezog bei Goito eine Flankenstellung, um ein weiteres Vordringen der österreichischen Armee zu hindern und zugleich die Belagerung von Peschiera decken zu können. Der Fall dieser Festung war, nachdem ein von Oberst Zobel versuchter Entsatz mißlungen war, nicht mehr zu verhindern. Nachdem es vierzigtausend feindliche Geschosse empfangen hatte, fast alle Geschütze demontirt, die Vorräthe aufgezehrt waren und die Ueberschwemmung verheerende Krankheiten mit sich brachte, mußte Feldmarschall-Lieutenant Rath am 10. Mai die angebotene ehrenvolle Capitulation annehmen, welche den tapferen Vertheidigern freien Abzug mit Beibehaltung der Waffen zugestand. In einem besonderen Tagsbefehl anerkannte Ferdinand Herzog von Genua (geb. 1822, gest. 1855, jüngerer Sohn des Königs) die vorzügliche Haltung der Besatzung, die über Ancona in die Heimat geschafft wurde. Es war dies der letzte Lichtblick, welcher Karl Albert in seiner Kriegführung zu Theil wurde, von nun an häufte sich Schlag auf Schlag, um ihn zu verderben.

Scheinbar freilich befreite ihn der Fall Peschiera's von seinem gefährlichsten Feind — denn Radetzky wurde dadurch bewogen, die schon begonnene Offensive wieder einzustellen. Aber nicht, um unthätig zu sein, sondern um seinen Rücken vollständig zu sichern, wendete er sich blitzschnell gegen Vicenza. Er darf seine Armee rückwärts über die Etsch führen, ohne daß dieselbe wankend in ihrem Vertrauen wird oder jenes Zagen und jener Mißmuth eintritt, welcher auch tapfere Soldaten so leicht beim Zurückweichen erfaßt.

Am 10. Juni erfolgte der Angriff auf das durch seine Lage starke, von achtzehntausend Mann unter Durando vertheidigte Vicenza. In mörderischem Ringen wird die formidable Stellung des Monte Berico erstürmt, die von den besten Truppen Durando's, den Schweizergarden, hartnäckig vertheidigt

wird. Wieder sind es die Zehner-Jäger, welche hier die schwerste Arbeit thun und, gefolgt von den Regimentern Latour und Reisinger, unter großen Verlusten den Ansturm gegen die befestigten Höhen durchführen. Sie verloren aber auch ihren tapferen Führer, den Obersten Kopal, der schwer verwundet fällt und wenige Tage darauf stirbt. Seine Vaterstadt Znaim ehrte später das Andenken des Wackeren durch ein Denkmal.

Die Einnahme Vicenzas befreite das venetianische Festland vollends von dem Feind, denn die zum Theil ohnehin nicht sehr kriegstüchtigen römischen und anderen Hilfstruppen wurden mit leichter Mühe über die Grenze gedrängt. Nun erst waren alle österreichischen Streitkräfte vereinigt und konnten, unbeirrt von anderen Rücksichten, dem Feind auf den Leib gehen. So schwierig auch allenthalben im Innern des Reiches die Verhältnisse waren, so wurde doch vom Kriegsminister Graf Latour unablässig an der Verstärkung der italienischen Armee gearbeitet, die nunmehr einmalhundertdreißigtausend Mann mit zweihundertvierzig Geschützen zählte. Zu den schon oben genannten beiden Korps traten nunmehr als drittes und viertes die von den Generalen Graf Thurn und Baron Culoz geführten, und auch ein zweites Reservekorps unter Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Baron Welden (geb. 1782, gest. 1853) wurde gebildet.

Das alte Sprüchlein: daß die Diplomaten verderben, was die Soldaten gut machen, schien sich wieder bewahrheiten zu sollen. Während Radetzky endlich die Anstalten zu entscheidenden Schlägen traf, und das frohe Vorgefühl des kommenden Sieges ihn und seine Armee erfüllte, traf von Innsbruck die Weisung ein, auf Grund der englischen Friedensvermittlung einen Waffenstillstand mit Karl Albert einzugehen. Das wäre soviel als ein Aufgeben der mit soviel Blut und Opfern erkauften Vortheile gewesen, abgesehen davon, daß die durch das Metternich'sche Regime hervorgerufene Abneigung des Cabinets Palmerston gegen Oesterreich dessen Vermittlung sehr bedenklich machte.

Noch nicht ganz von seiner Verwundung genesen, wurde daher der „Armee-Diplomat" Fürst Felix Schwarzenberg nach Innsbruck entsendet, um solche Maßregeln zu hintertreiben, was ihm auch insoferne gelang, als er dieselben wenigstens verzögerte, bis die entscheidenden Ereignisse am Kriegsschauplatz die Sachlage ganz veränderten und auch den Vermittler zwangen, andere Vorschläge zu machen.

Ohne es zu wagen, der österreichischen Armee zu folgen und sie anzugreifen, drehte sich Karl Albert um die Mincio-Linie und verlor kostbare Zeit mit den Vorbereitungen zu einer Belagerung von Mantua, an die ja doch bei der numerischen Stärke seiner Armee nur zu denken war, wenn er durch mehrere entscheidende Schläge die Oesterreicher unschädlich gemacht hatte. Wer die Kriegsgeschichte der letzten hundert Jahre aufmerksam studiert, wird finden, daß die Festungen für Angreifer und Vertheidiger mindestens ebenso oft verderblich wurden als sie nützten. Sie binden die Kraft an einen todten Punkt, welche anderswo viel besser verwendet werden könnte.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und blitzschnell vorbrechend eröffnete Radetzky am 23. Juli den Doppel-Angriff bei Sona und Sommacampagna, den letzten, rasch verlaufenden siegreichen Abschnitt dieses Feldzugs.

Vergebens versuchte Karl Albert am 24. die Schlappe gutzumachen, indem er sich mit überlegener Macht auf die bei Staffolo stehende Brigade Simbschen warf. Bis zum Einbruch der Nacht widerstanden die tapferen Scharen, wobei Oberstlieutenant Friedrich Baron Sunstenau (geb. 1807), der mit zehn Compagnien des mährischen Regimentes Prinz Emil von Hessen unter glühender Sonnenhitze die mit überlegenen Kräften ausgeführten Angriffe auf die Höhen von Sommacampagna zurückwies, trotz seiner Verwundung in den Kampf zurückkehrend, zum zweitenmale von einer nun tödlichen Kugel getroffen wurde (24. Juli 1848).

Der kommende Tag, der 25. Juli, entschied im heißen Kampfe auf den blutgetränkten Gefilden um Custozza, daß die sardinische Armee, nunmehr endgiltig in die Defensive gedrängt, zur Rückwärtsbewegung genöthigt sei. Fast mehr als die Waffen der Feinde that den tapferen Truppen die sengende Sonnenhitze Schaden, unter deren Glut auch nicht Wenige zusammensanken und starben. Hier war es, wo das altberühmte Regiment Kinsky (Nr. 7, Kärntner) durch die Erstürmung und Behauptung des Monte Gadio sich so verdient machte, daß der alte wackere d'Aspre es mit entblößtem Haupte begrüßte und versprach, dies auch künftig immer thun zu wollen.

Am nächsten Tag folgte, den weichenden Sarden auf dem Fuße nach, die Ueberschreitung des Mincio, welcher das siegreiche Gefecht bei Volta folgte. Noch konnte Karl Albert nicht glauben, daß ihn das Kriegsglück geflohen — er wies daher die österreichischen Waffenstillstandsvorschläge, welche die Räumung der Lombardie verlangten, zurück. In zehn Tagen war er durch die Gewalt der Waffen dazu gezwungen.

Schon wollen die sardinischen Truppen nirgends mehr Stand halten; es sind nur mehr Rückzugsgefechte, die sie, gezwungen von den rastlos nachdrängenden Oesterreichern, liefern. Am 30. Juli geht auch die Oglio-Linie verloren, Cremona wird besetzt, nachdem ein Versuch es zu halten durch die zunehmende Deroute der sardinischen Truppen unmöglich gemacht wird. Am 1. August überschreitet das Gros der österreichischen Armee die Adda bei Formigare, wo der greise Feldherr, von seinen Truppen jubelnd begrüßt, die Colonnen an sich vorüberziehen läßt. Der Weg, den man vor wenigen Monaten mit banger Sorge und Wuth im Herzen zurücklegte, ist nun fast zu einem Triumphzug geworden. Auch die Bevölkerung auf dem flachen Lande hat die Leiden des Krieges kennen gelernt und begrüßt die rückkehrenden Oesterreicher mit dem freudigen Zuruf: „Vengono i nostri!“ (Es kommen die Unsrigen!) Selbst der sardinische General Bara gesteht in seinen Aufzeichnungen, daß auf dem Rückzug die Sympathien der Landbevölkerung fast durchaus auf Seite der Oesterreicher waren.

Am 2. August fand sich im Hauptquartier zu Turano der englische Gesandte zu Turin, Lord Abercromby, ein, um nochmals Waffenstillstandsvorschläge zu machen. Er mußte die Antwort hinnehmen, daß davon gesprochen werden könne, sobald die sardinische Armee den Tessin wieder überschritten habe — und um diesen Zeitpunkt zu beschleunigen, sei das rastlose Vordringen der kaiserlichen Armee viel geeigneter als alle diplomatischen Verhandlungen.

Am 4. August stand die österreichische Armee vor Mailand — Radetzky hatte Wort gehalten; er war wieder gekommen! Die Rollen waren getauscht worden, denn Karl Albert, der im März, getragen vom nationalen Enthusiasmus, umjubelt und gefeiert als Befreier, eingezogen war, betrat Mailand jetzt mit einer geschlagenen, entmuthigten Armee, und der Pöbel empfing ihn mit höhnischen oder zornigen Zurufen. Von diesen Lippen hatte er den furchtbaren Vorwurf des Verrathes nicht verdient, den ihm die „Barabba“, der gefürchtete Pöbel Mailands, zuschrie, weil sie die Rache der Oesterreicher fürchtete.

Während die sardinischen Truppen durch Mailand, das unter solchen Umständen ohne die höchste Gefahr nicht zu halten ist, ziehen, leitet der König neue Verhandlungen mit Radetzky ein, die nun auf Grund sofortiger Räumung des österreichischen Gebietes zum Ziele führen. Als die Kunde davon in die Stadt kommt, sammelt sich das wüthende Volk vor dem vom König bewohnten Palazzo Creppi, und der donnernde Ruf: „Traditore, tradimento!“ (Verräther, Verrath!) brauste zu dem unglücklichen Fürsten empor. Schon schickt sich die aufgehetzte rasende Menge zur Erstürmung des Gebäudes an, als herbeigeeilte Soldaten den Pöbel vertreiben und das Aeußerste verhüten.

Am 5. August wurde Mailand geräumt, zwei Tage später weilte kein fremder Soldat mehr auf österreichischem Gebiet. Derselbe Podesta von Mailand aber, welcher vor fünf Monaten im „Namen der provisorischen Regierung den

Abzug der fremden Truppen" gefordert hatte, bat jetzt den Marschall, das Einrücken der Oesterreicher zu beschleunigen, um die schöne Stadt vor den Wuth- und Verzweiflungsausbrüchen des Pöbels, vor Mord und Plünderung zu schützen. Es ist eines der schönsten Blätter im Ruhmeskranz Radetzky's, daß er Mailand auch jetzt so schonend und milde behandelte, und zwar keine Vorsicht unterließ, aber auch jede unnöthige Härte, jede erbitternde Demüthigung vermied. Er bewies sich in dieser Hinsicht menschlicher und klüger als zum Beispiel Haynau, dessen Walten in Brescia zwar mit der Strenge des Krieges theilweise entschuldigt werden kann, aber seinen Namen zu einer traurigen Berühmtheit in ganz Europa verhalf und einen Stachel zurücklassen mußte.

So war denn mit Ausnahme von Venedig, in dem man nach der Niederlage Karl Albert's zur Abwechslung die Republik ausrief, der alte Zustand der Dinge wieder hergestellt. Ein letzter Entscheidungskampf, der erst in das nächste Jahr fällt, wird uns seinerzeit beschäftigen.

Der Mißmuth über die zunehmende Verwirrung der inneren Verhältnisse und die Begeisterung, welche in so trüber Zeit die ersten Siege Radetzky's weckten, gaben Grillparzer Anlaß zu dem viel besprochenen Gedicht, das wir hier folgen lassen:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer,
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen,
In denen, die Du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen!

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als Du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und Deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
Wenn Nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger Deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und Deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite!

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch!

Heilsame Hilf' in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände,
Im Anschluß von Allen nur liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende."

Das Gedicht war zu treffend und wahr, es traf die Ausschreitungen und Uebertreibungen der Zeit zu schneidend, als daß es nicht einen erbitterten Chor

von Angreifern entfesselt hätte. Reactionär, servil und Gott weiß was noch Alles mußte sich der Dichter nennen lassen, der in seinem geläuterten Sinn freisinniger war als Jene, die ihn verunglimpften, der es aber freilich auch nicht verstand, den Irrthümern dann zu schmeicheln, wenn sie im Wahne des Tages von der Menge gehegt werden. Die Armee empfand das an ihren Führer gerichtete Dichterwort wie eine ihr selbst erwiesene Ehre und bezeugte sich durch Spendung eines Pokales dankbar, der seit dem Tode Grillparzer's in der Ruhmeshalle des Waffenmuseums aufbewahrt wird.

Eine schlimme Folge freilich hatte das Gedicht, daß sich nämlich eine ganze Reihe von Nachahmern fand, welche den Mangel an dichterischer Begabung durch vorlaute Derbheit und politischen Unverstand ersetzten. Namentlich aus der Armee selbst erhoben sich Stimmen, die „mit wenig Witz und viel Behagen" mit dem Säbel rasselten und den modernen Ideen so im Vorübergehen den Krieg erklärten. Mit Bezug auf diese sonderbaren dichterischen Ergüsse stellte der Abgeordnete Franz Ladislaus Rieger in der Sitzung vom 22. September eine Interpellation an den Kriegsminister, ob derselbe geneigt sei, solchen anticonstitutionellen Kundgebungen der Armee vorzubeugen, und als Graf Latour ausweichend antwortete, meinte Rieger, er behalte sich vor, einen Antrag zu stellen, „dem sich der Kriegsminister werde fügen müssen".

Vom größten Einfluß auf den allgemeinen Verlauf der Dinge waren die ungarischen Verhältnisse, welche zuerst den Anstoß zur rückläufigen Bewegung gaben. Das schon erwähnte, vielleicht nicht ganz unabsichtlich gemachte Versäumniß, daß man alle Zugeständnisse an Ungarn machte, ohne zugleich Garantien über sein Verhältniß zum Gesammtstaate aufzustellen, rächte sich bitter; denn jeder Versuch, später darauf zurückzukommen, wurde als unberechtigter Eingriff und bei dem unausrottbaren Mißtrauen als Versuch, die Selbstständigkeit des Landes zu beschränken, betrachtet.

Schon ein kaiserliches Schreiben vom 16. April an den Palatin wegen Repartirung der Staatsschulden fand eine sehr kühle Aufnahme in der ungarischen Regierung, die ihren Rückhalt in der allgemeinen Stimmung hatte, nach welcher es viel bequemer war, nicht mitzuzahlen. Noch eindringlicher wurde diese Nützlichkeit demonstrirt, als man selbst genöthigt war, Schulden zu machen, und zur schlimmsten Methode griff, indem man am 23. Mai zwölfeinhalb Millionen Gulden ungarischer Noten (sogenannter Kossuthnoten) in Umlauf setzte. Als dies später in noch größerem Maße geschah und die Notenpresse unabläßig thätig war, sah sich das österreichische Ministerium veranlaßt, die Annahme ungarischer Noten bei allen öffentlichen Kassen zu untersagen, worauf die Pester Regierung als Repressalie mindestens die kleinen Noten der Nationalbank vom ungarischen Verkehr ausschloß.

So war durch das vollkommen unklare Verhältniß schon der finanzielle Krieg ausgebrochen — meist das Vorspiel eines noch viel ernsteren. Anlaß zu noch peinlicheren Conflicten gab das gänzlich verworrene Verhalten der beiden Kriegsministerien zu der Armee. Die ungarische Regierung drang nach dem Wortlaute der gemachten Zugeständnisse und der sanctionirten Gesetze darauf, daß alle Militärcommanden in Ungarn und den Nebenländern nur dem ungarischen Kriegsministerium gehorchen sollten — eine Bedingung, die, schädlich für die Schlagfertigkeit der Armee, in solcher Kürze undurchführbar und auch nicht nach dem Sinne mancher Commandanten war.

Noch größere Schwierigkeiten als jenseits der Leitha machte aber in Ungarn die Nationalitätenfrage, und wie so manches andere Unheil nahm auch der klägliche Zusammenbruch aller hochfliegenden Freiheitsträume von diesem schier unabwälzbaren Uebel der Monarchie seinen Ausgang.

Ein vom Erzbischof Rajačić nach Karlowitz berufener „serbischer National-Congreß" versammelte sich am 1. Mai. Unbekümmert um die bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisse erklärte diese Versammlung das Banat, die Comitate Bács und Baranya, sowie Slavonien als „serbische Woywodschaft", für welche man in

der Person des serbischen Obersten Suplikač auch gleich einen „Woywoden" parat hatte. Eine nach Innsbruck abgeordnete Deputation sollte vom Monarchen die Bestätigung dieser Beschlüsse, die Gewährung aller nationalen Wünsche erbitten, vor Allem aber erklären, daß man schlechterdings vom ungarischen Ministerium nichts wissen wolle.

Zugleich wurde ein National-Comité eingesetzt, dessen Leiter der eitle und selbstgefällige Streber Stratimirović war, der es sich vor Allem angelegen sein ließ, ein „Serbenlager" um Karlowitz zusammenzutrommeln.

Die Regierung ernannte in der Person des Feldmarschall-Lieutenants Johann Baron Hrabovsky (geb. 1779, gest. 1852 in der Gefangenschaft zu Olmütz) einen königlichen Commissär für das Banat. Dieser später seiner Würden entsetzte und in Untersuchung gezogene General war nicht das einzige Opfer der unklaren Verhältnisse, welche in geraden Naturen Zweifel aufkommen ließen, auf welche Seite das Recht und die Pflicht des Gehorsams sie riefen. Durch die Weisungen der ihm thatsächlich als königlichem Commissär vorgesetzten ungarischen Regierung ließ er sich am 12. Juni zu einem Angriff auf die um Karlowitz versammelten Serben bewegen, wobei die Stadt selbst einer Beschießung ausgesetzt war. Seine Absicht, die serbische Bewegung einzuschüchtern, wurde umso weniger erreicht, als er Karlowitz wieder verließ und die Truppen nach Peterwardein zurückzog. Ja, im Gegentheile wurde die Sache noch schlimmer, denn die auseinandergelaufenen Haufen sammelten sich wieder, die Agitation bewog zahlreiche Grenzsoldaten zum Anschluß, und auch aus Serbien kam bewaffneter Zuzug, dessen militärische Tüchtigkeit indessen viel fraglicher als ihre Disciplinlosigkeit und Plünderungslust war. So waren bald an zehntausend Serben um Karlowitz versammelt, als deren Führer sich der serbische General Knićanin geberdete.

Verworrener noch und viel gefährlicher gestaltete sich das Verhältniß zu Kroatien, da hier im Banus Jelačić ein schlauer scrupelloser Mann mit Benützung der nationalen Gegensätze einem festen Ziele zustrebte, das im vollkommenen Gegensatz mit der Sonderstellung stand, zu welcher sich Ungarn berechtigt hielt, und die es vorderhand auch einnahm.

Schon Anfangs Mai erklärte Jelačić rund heraus, daß er alle dem letzten ungarischen Reichstage gemachten Zugeständnisse, als dem Monarchen abgezwungen, nicht anerkenne, sondern die Wiederherstellung der früheren Zustände anstrebe. Zugleich ließ er, ohne sich um das ungarische Ministerium zu kümmern, das Standrecht in Kroatien proklamiren. Eine Palatinal-Verordnung vom 17. Mai bezeichnete diese Erklärungen als ungesetzlich und hob das Standrecht auf, ein darauffolgendes königliches Handschreiben befiehlt dem Banus, allen Anordnungen des Palatins und des ungarischen Ministeriums Folge zu leisten, worauf Jelačić durch Berufung der Landes-Congregation nach Agram antwortet. Ein neuerliches Handschreiben vom 29. Mai verbietet diesen ungesetzlichen Landtag und ladet den Banus ad audiendum verbum an das Hoflager nach Innsbruck „wegen baldigster Aufklärung seiner ungesetzlichen Handlungsweise und der womöglich auf friedlichem Wege zu schlichtenden Wirren in Kroatien." Aber Jelačić läßt sich nicht beirren, eröffnet am 5. Juni die als ungesetzlich erklärte Landes-Congregation, welche natürlich in seinem Sinne spricht und beschließt.

Wir haben absichtlich die trockene Aufeinanderfolge der Ereignisse als Darstellungsform gewählt, weil sich aus ihr die zu ziehenden Folgerungen von selbst ergeben. Entweder mußte Jelačić entschlossen sein, den bestehenden gesetzlichen Zustand auf jede Gefahr hin zu stürzen, um Kroatien von Ungarn unabhängig zu machen, oder er wußte, daß sein offenes Auftreten den geheimen Absichten einer zwar noch vorsichtig auftretenden, aber von Tag zu Tag mächtiger werdenden Partei entspreche, welche die Rücknahme aller gemachten Concessionen als einziges Programm anstrebte.

Vorderhand hatte es den Anschein, als ob man sein Benehmen nur vom ersteren Standpunkte auffaßte, denn ein sehr energisches Manifest vom 10. Juni

erklärte ihn ziemlich unverblümt als Rebellen, „der sich erkühnt hat, den schuldigen Gehorsam zu versagen." Weiter heißt es: „Wir lassen Diejenigen dem Arme der Gerechtigkeit verfallen, die mit Unserem königlichen Eide ein freches Spiel zu treiben sich erlauben."

Unter Aufzählung einer ganzen Reihe sträflicher Begehungen und Unterlassungen wird gedroht, „gegen Jelačić und seine etwaigen Mitschuldigen einen der Anklage entsprechenden Proceß erheben zu lassen", und Feldmarschall-Lieutenant Baron Hrabovsky wird „zur Herstellung Unseres verletzten königlichen Ansehens und zur Aufrechthaltung der Gesetze" zum königlichen Commissär für Kroatien ernannt. Schließlich heißt es: „Wir mahnen auch zugleich streng, aller Theilnahme an den Umtrieben, die eine Trennung von Unserer Krone bezwecken, zu entsagen, befehlen auch den Behörden unter Androhung von Strafe, allen Verkehr mit Jelačić und seinen etwaigen Mitangeklagten sogleich abzubrechen und den Verordnungen Unseres königlichen Commissärs unbedingt zu folgen. Kroaten und Slavonier! Hört auf die wohlwollende Stimme Eures Königs, der zu Euch spricht, auf die Stimme Eures Königs, der Eure Nationalität und Eure Rechte stets mit seiner Herrschermacht schirmen wird; der aber auch ebenso fest entschlossen ist, das Ansehen seiner ungarischen Krone und seiner Gesetze mit aller Kraft gegen jeglichen Eingriff zu wahren."

Nun erst verfügte sich Jelačić nach Innsbruck, um die kroatische Deputation am Hoflager vorzustellen. Am 19. Juni fand der Empfang statt, jedoch, wie ausdrücklich betont wurde, in keiner offiziellen Eigenschaft, sondern nur als Privat-Deputation. Die Antwort auf ihre Wünsche lautete ziemlich ungnädig, indem das königliche Mißfallen ausgedrückt wurde ob ihrer Bestrebungen gegen die ungarische Krone, zu welcher Kroatien seit sieben Jahrhunderten gehöre. Eine ähnliche Antwort wurde einer am gleichen Tage vorgelassenen serbischen Deputation zu Theil und die Vermittlung der schwebenden Streitigkeiten dem Erzherzog Johann (Bild Seite 729) übertragen.

Ein tiefes Gefühl des Mitleids überkommt uns, wenn wir sehen, welche schweren, ja fast unlösbaren Aufgaben dieser edle Prinz auf sich nahm. Er verhehlte sich die Schwierigkeiten selbst am wenigsten und schreibt in einem Brief vom 8. Juni: „Mein Herz spricht laut: Hilf, wo Du kannst! Mein Verstand fragt: Vermagst Du es auch?"

Im Uebrigen wurde den malcontenten Serben und Kroaten auch bedeutet: „Der ungarische Landtag und das ungarische Ministerium seien die legalen Organe, durch welche sie ihre Wünsche vor den Thron zu bringen haben." Erfolglos blieb indessen die Anwesenheit von Jelačić am Hofe nicht, denn die offizielle Zustellung des sonst überall verlautbarten Manifestes an ihn unterblieb, er bekleidete weiter seine Würden und fungirte bei den Verhandlungen in Wien als Vertreter der kroatischen Ansprüche. So gestaltete sich auch dieser entschiedene Schritt, den man nur halb that und doch nicht ganz ungeschehen machen konnte, nur dazu, die Sachlage noch mehr zu verwirren, die Ungarn zu erbittern, in den Kroaten aber die Meinung zu wecken, daß die Auflehnung insgeheim bewilligt werde.

Die Anwesenheit des Banus in Wien gab Anlaß zu mannigfachen Ovationen durch die Slaven, bei welcher er manche schwungvolle Rede hielt und stets für „ein großes, kräftiges und freies Oesterreich" eintrat. Wenn übrigens die Anschauungen des Banus über die Rechtsbeständigkeit und Zulässigkeit der ungarischen Sonderstellung immer mehr Zustimmung in den entscheidenden Kreisen und theilweise auch in der öffentlichen Meinung fanden, so fiel ein guter Theil des Verschuldens daran auf die Ungarn selbst zurück.

Nicht zufrieden mit den vorhandenen Schwierigkeiten, luden sie sich durch rücksichtslose Betreibung der Union Siebenbürgens mit Ungarns eine neue Mißhelligkeit auf. Zuerst remonstrirten die Walachen ganz nach der in diesem Jahre der Verwirrung geltenden Schablone. Am 30. Mai hatte unter förmlichem Terrorismus der Landtag die Union beschlossen, ohne daß der über die eigentlichen

Ziele der Regierung nicht unterrichtete königliche Commissär Feldmarschall-Lieutenant Anton Freiherr von Puchner (geb. 1779, gest. 1852) dagegen gewirkt hätte, und am 10. Juni schon erfolgte die Bestätigung. Sofort wurde ein System der rücksichtslosesten Magyarisirung in Scene gesetzt, was von Seite der Walachen energische Proteste hervorrief. Vom 15. bis 17. Mai hatten dieselben einen Nationaltag zu Blasendorf abgehalten, auf welchem sie selbstständige Kirchenverwaltung, nationale Selbstständigkeit, Volksbewaffnung, und was denn der allgemein üblichen Wünsche mehr waren, begehrten.

Auch von ihrer Seite nahm der Widerstand bald eine handgreifliche Form an, es kam zu förmlichen Scharmützeln zwischen Walachen und Széklern, und nur die drakonische Strenge der extrem ungarisch gesinnten Behörden, die vermittelnde Klugheit des Barons Puchner konnte dem sofortigen Ausbruch eines blutigen Bürgerkrieges vorbeugen.

Unter solchen Verhältnissen trat am 5. Juli die neue Nationalversammlung zum ersten Male in Pest zusammen. Bei der herrschenden Aufregung und der bis zum Uebermaß gereizten nationalen Empfindlichkeit war es nicht zu wundern, daß die Wahlen fast durchwegs im extrem magyarischen Sinn ausfielen, wodurch jener kleine Bruchtheil der Regierung, welcher, aus Kossuth und Bartholomäus von Szemere (geb. 1812, gest. 1869) bestehend, schon bisher mehr als gut dominirt hatte, völlig das Uebergewicht bekam. Graf Batthyányi hatte klare Erkenntniß und den besten Willen, vermochte aber Kossuth's Einfluß nicht zu widerstehen; Graf Stefan Széchenyi sah sich von Tag zu Tag mehr zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt und das Grauen vor dem seinem Vaterlande unabwendbar nahenden Verhängniß lähmte seinen Geist; im Charakter Deák's fehlte aber jene gewaltige rücksichtslose Energie, welche ohne Lust am Kampf und ohne Ehrgeiz nicht bestehen kann, und die doch nöthig gewesen wäre, um Kossuth mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegenwirken zu können.

Wohl sprach der Reichstag seine Bereitwilligkeit aus, an den Opfern von Gut und Blut theilzunehmen, welche der Feldzug in Italien erforderte. In einer daran geknüpften hinreißenden Rede aber wies Kossuth auf die von allen Seiten drohende Gefahr einer slavischen Ueberfluthung, auf die Rüstungen Rußlands hin, das im Interesse der „europäischen Reaction" rüste und seine Heersäulen am Pruth und Dniester zusammenziehe, und schloß mit der Forderung der Aufstellung eines Heeres von zweimalhunderttausend Mann und der Bewilligung von zweiundvierzig Millionen Gulden zu Rüstungszwecken.

Paul Nyáry, aus egoistischen Gründen ein Gegner Kossuth's, erhob sich nach dessen Rede und donnerte ein begeistertes Megadjuk! (Wir geben es!) in das Haus, dem sich unter stürmischem Enthusiasmus alle übrigen Abgeordneten anschlossen.

Ende Juli fanden die Conferenzen zwischen Batthyányi und Jelačić in Wien statt, welche Erzherzog Johann zur Austragung der Streitpunkte vorgeschlagen hatte. Der Banus, welcher wohl schon Beweise besaß, daß man seine Bestrebungen nicht mehr mit so ungünstigen Augen ansah, wie zur Zeit des Manifestes, verlangte aber im Interesse serbischer und kroatischer Aspirationen und auch im gesammtstaatlichen Sinne Bedingungen, welche Batthyányi mit Rücksicht auf die Stimmung des Reichstags und der Bevölkerung nicht eingehen konnte, wenn er nicht den sofortigen Sturz der Regierung und wohl noch Schlimmeres herbeiführen wollte. So schied man, ohne daß die bei den beiderseitigen Hintergedanken wohl auch von vorneherein unvereinbaren Gegensätze ausgeglichen worden wären. Der Bruch war unvermeidlich — der Bürgerkrieg stand vor der Thür.

Eigentlich war er in einzelnen Landestheilen und im Kleinen schon im besten Gange. Seit auch die Serben durch die Bestätigung des von ihrem sonderbaren National-Congreß gewählten Patriarchen Rajačić Gewähr dafür hatten, daß ihre Auflehnung nicht so ernst genommen werde, gingen sie zum Handeln über. Seit dem Juli herrschte im Banat vollkommener Kriegszustand, und ein „österreichisch-

ſerbiſches Armeekorps" unter General Theodorovics, in dem allerdings auch ehemalige öſterreichiſche Soldaten aus einzelnen Grenz-Regimentern dienten, führte einen fortwährenden kleinen Krieg mit den Truppen des Königs von Ungarn.

Nirgends rächte es ſich ſo bitter, daß man es verſäumt hatte, klare, bindende Verhältniſſe zu ſchaffen, als auf dem militäriſchen Gebiet. Das oberſte Geſetz des Soldaten, ſein Gehorſam, war zweifelhaft geworden — ſeine heiligſte Pflicht, die Treue gegen den Eid, ſtellte ihn vor eine ſchwere Wahl, bei welcher ſchließlich nicht die den meiſten ungewohnte kühle politiſche Erwägung, ſondern die Leidenſchaft des Augenblickes, Stammesverwandtſchaft und ſo weiter den Ausſchlag gaben. Die von Hrabovsky aufgebotenen ungariſch-ſlaviſchen Regimenter weigerten ſich, gegen Kroaten und Serben zu kämpfen, dagegen begehrten ungariſche Truppenkörper, die in der Monarchie lagen, ungeſtüm in die Heimat zurück. Ja, ein großer Theil des in Böhmen in der Umgegend von Klattau ſtationirten Palatinal-Hußaren-

Erzherzog Franz Joſef bei Lucia. (Seite 710.)

Regimentes machte ſich durch Oberöſterreich und Steiermark auf den Weg in die Heimat, welche wohl nur ein kleiner Theil erreichte, nachdem die Mehrzahl bei Marburg durch die Energie des Ergänzungsbezirks-Commandanten Major Becker aufgehalten wurde.

Mancher wackere Mann wurde durch die Unklarheit der Verhältniſſe in eine ſchiefe Stellung gebracht, die er endlich mit einem ſchimpflichen Tod büßen mußte, deſſen Schmach erſt eine vorurtheilsloſer denkende Zukunft von ihm nahm.

In Ungarn täuſchte man ſich über den Ernſt der Situation nicht mehr, und Koſſuth's dämoniſche Natur, auf das Höchſte gereizt durch die Gefahr, die ſo hoch gehaltenen Errungenſchaften in Frage geſtellt zu ſehen, entfaltete ihre ganze unwiderſtehlich treibende Gewalt. Mit fieberhafter Eile wurden die Rüſtungen betrieben, und da die Opferwilligkeit des Landes nicht gleichen Schritt mit den Bedürfniſſen halten konnte, raſtete die Banknotenpreſſe nicht und fügte zu den vielen anderen Uebeln auch das eines ſtets mehr entwertheten Geldes, das in einzelnen Landestheilen auf offene Ablehnung ſtieß. Es war das jene auferbauliche Zeit, wo man ja auch in Oeſterreich aus Mangel an Scheidemünze zu ſehr ein-

facher chirurgischer Münztechnik griff und die berüchtigten „Viertel-Zetteln" schuf, indem man einfach eine Banknote viertheilte und jeden Theil separat als Kleingeld von fünfzehn Kreuzer verausgabte. Es war nun einmal das Jahr der Confusion, die sich natürlich auch auf der Scala des empfindlichsten politischen Barometers, dem Geldwesen, ausdrückte.

Jelačić zog ein ziemlich ansehnliches Heer um Essegg zusammen, über dessen Zweck wohl Niemand in Zweifel sein konnte. Die Unterhaltung dieser Truppen durch das Kriegsministerium in Wien bildete einen steten Beschwerdegrund der ungarischen Regierung und war der eigentliche Anstoß zu den traurigen Oktober-Vorgängen. Um einem plötzlichen Einmarsch vorzubeugen, schuf man in Ungarn mobile Colonnen zwischen Donau und Drau, und — wenn auch vorderhand noch ziemlich ungefährlich — knatterte mancher Schuß hinüber und herüber — das Wetterleuchten des drohenden Kampfgewitters.

Nun mußte man sich entscheiden, und die Entscheidung fiel naturgemäß zu Gunsten jener Seite, welche für den Gesammtstaat einstand, und deren rückhaltloser Treue man sicher zu sein glaubte. Der „Rebell" Jelačić kam wieder zu Ehren.

Ein Handschreiben vom 14. August entzog dem Palatin die Vollmacht als Stellvertreter des Königs — ein nicht zu übersehender Fingerzeig, daß man mit seiner Amtsführung nicht einverstanden war. Leider entzog man gerade dadurch dem Palatin und der hinter ihm stehenden gemäßigten Partei die letzte Möglichkeit im versöhnenden Sinne zu wirken, und bereitete nur den Boden für die Alleinherrschaft Kossuth's vor, der es verstand, alle Glut der eigenen Natur auf die Bevölkerung zu übertragen. Schon am 4. September deutete er im Unterhaus auf die Nothwendigkeit einer Dictatur hin, indem er rief: „Entweder muß dieser Zustand bald ein Ende nehmen, oder die Nation wäre gezwungen, für eine vollziehende Gewalt zu sorgen, welche die Mittel zu ihrer Verfahrungsweise nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Gefahr des Vaterlandes schöpfen müßte. Die Nation wird außerordentlicher Gewalten bedürfen. Das Ministerium, das sich nur innerhalb gesetzlicher Schranken bewegen kann, vermag das Vaterland nicht zu retten." In wessen Hände diese „außerordentlichen Gewalten" fallen würden, darüber konnte bei der Stimmung des Reichstages und des Landes kein Zweifel sein.

Seit Ende August befanden sich Batthyánvi und Deák in Wien, um nachzuweisen, daß die Gefahr des Bürgerkrieges und alle Uebel, die demselben folgen müßten, allein durch die Haltung des Banus hervorgerufen würden, der heute ebenso wie vor zwei Monaten in offener Auflehnung gegen den gesetzlichen Zustand sei. Aber es wehte ein anderer Wind. Die Waffenerfolge in Italien, die Furcht vor einem völligen Zerfall des Staates, der Einfluß des sich immer mehr als Centralist reinsten Wassers entpuppenden Ministers Bach, der jeder Sonderstellung einzelner Provinzen abhold war, endlich die wohl auch nicht unbegründeten Mahnungen der wieder mächtig gewordenen Militärpartei — all das wirkte zusammen, um die Bemühungen der beiden ungarischen Minister zu paralysiren.

Ihre Berichte mögen auch so trostlos gelautet haben, daß noch am 4. September das Unterhaus den Beschluß faßte, eine Deputation von hundert Mitgliedern mit einer Adresse nach Wien zu senden, durch welche die Lage aufgeklärt und energisches Einschreiten gegen den serbo-kroatischen Aufstand gefordert werden sollte.

Am 9. endlich wurde die Deputation in Schönbrunn vorgelassen — wohl selbst nicht mehr in Zweifel darüber, daß die Entscheidung bereits gefallen sei, denn am gleichen Tage war man zur Kenntniß eines kaiserlichen Handschreibens an den Banus gekommen, in welchem derselbe wegen seiner „unzweifelhaften Treue und Anhänglichkeit an die Interessen der Dynastie und der Gesammtmonarchie" belobt und, unter Widerrufung des ohnehin nie zur Ausführung gekommenen

Manifestes gegen ihn, förmlich wieder in seine Banalwürde und die militärische Charge eingesetzt wurde.

Vom Standpunkte der gesammtstaatlichen Politik, und um auf irgend eine Weise aus dem unabsehbaren Labyrinth von Sonderansprüchen zu kommen, waren diese Schritte gewiß — wie ja der Erfolg lehrte — zweckentsprechend und geboten. Daß sie aber auf jene, gegen welche sie gerichtet waren, im höchsten Grade niederschmetternd und erbitternd wirkten, ist umso weniger zu wundern, als sich ja in der Rechtsfrage seit zwei Monaten nichts geändert hatte.

Der Empfang bei Hof war nicht geeignet, die Stimmung zu bessern. Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Dionys Pázmándy, las die in ehrfurchtsvollstem Tone abgefaßte Adresse vor, worauf der Monarch den kurzen Bescheid ertheilte, daß „es sein fester Wille sei, die Gesetze, Rechte und die Integrität des Reiches seiner ungarischen Krone seinem königlichen Eide gemäß aufrechtzuerhalten, und daß er im Uebrigen seine Entschlüsse im Wege des Ministeriums in kürzester Frist bekannt geben werde."

Lautlos entfernte sich die Deputation, auf den Stiegen stürmisch begrüßt von den ungarischen Garden, die riefen: „Wenn es noth thut, kommen wir Alle nach Ungarn." Ohne Aufenthalt ging es zum Dampfschiff, und schon auf der Fahrt dahin steckte die Mehrzahl der Deputirten rothe Straußfedern auf ihre Hüte — wenn man will eine kindische Demonstration, aber in hochbedeutsamen Augenblicken fühlt der Mensch das Bedürfniß seine Gesinnung auch äußerlich zu bethätigen, ohne daß er sich um das blasirte Urtheil der Nachwelt kümmert, die es leicht hat, in kühler Ruhe zu spötteln.

Als theilweise Antwort auf die Adresse konnte eine Anfangs September an den Palatin geleitete „Denkschrift" des Wiener Ministeriums gelten, „über das zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Oesterreichs bestehende Band der Einigung". Gerade um ein halbes Jahr zu spät besann man sich darauf, diese für die Gesammt-Monarchie wichtigste Frage aufzuwerfen, um ein halbes Jahr, zwischen welchem eine Reihe vorschneller Zusagen, Aufstachelung aller Gegensätze, vollkommene Zerrüttung aller administrativen und finanziellen Verhältnisse und ein bergehoch aufgethürmtes gegenseitiges Mißtrauen lagen.

Die Denkschrift, offenbar aus der Feder des Minister Bach, folgerte aus der pragmatischen Sanction, welche Ungarn mit Oesterreich indivisibiliter et inseparabiliter (untheilbar und unausscheidbar) verbinde, daß der König gar nicht berechtigt gewesen sei, die Märzzugeständnisse zu machen und die Ernennung des ungarischen Ministeriums ungesetzlich war. „Es stellt sich demnach die unbedingte Nothwendigkeit heraus, die seit März 1848 in der ungarischen Regierung angenommenen Einrichtungen nach den Bedürfnissen der Gesammt-Monarchie und nach dem Wortlaute und Sinne der pragmatischen Sanction zu ändern und solche Vorkehrungen gemeinschaftlich mit dem österreichisch-deutschen Ministerium zu treffen, daß die Einheit der Monarchie gesichert, die Zwecke der pragmatischen Sanction vollständig erreicht und eine vereinte obere Staatsleitung wieder hergestellt werde."

Heute, wo das staatsrechtliche Verhältniß mit Ungarn geregelt erscheint, ist es nicht schwer, die Punkte zu entscheiden, wo diese Denkschrift in Bezug auf die staatlichen Bedürfnisse im Rechte ist, aber auch einzusehen, daß sie eine ganz unhaltbare sophistische Rechtsbegründung aufstellte. Bequem ist es wohl, und wenn man ohnehin die Gewalt als entscheidenden Factor anzurufen Willens ist, auch das Kürzeste, rundweg das gegenüberstehende Recht zu leugnen, aber den Weg zu friedlichen Auseinandersetzungen bahnt man auf solche Weise gewiß nicht. Auch die pragmatische Sanction war ja von Karl VI., um die Erbfolge in der weiblichen Linie zu sichern, nur ein mit Zustimmung der ungarischen Stände geschlossenes Uebereinkommen, und besonders in allen nicht die Erbfolge betreffenden Fragen blieb es gewiß seinen Nachfolgern überlassen, neuerliche Vereinbarungen mit den Ständen zu treffen, wie es ja auch wiederholt geschah. Auch um eines praktischen Bedürfnisses willen sollte man nie ein unzweifelhaftes Recht in Frage stellen, am

wenigsten aber ein Königswort, das wiederholt betheuert wurde, als unberechtigt erklären. Man wollte aber in Wien nicht mehr unterhandeln, dem aus der Revolution hervorgegangenen Minister galt es nur, den Punkt zu finden, an welchem die Hebel zur völligen Zurückschraubung der Verhältnisse anzusetzen waren. Ueber die Antwort, welche auf die Denkschrift aus Ungarn zurückschallen würde, war Bach wohl nicht im Zweifel, und er wünschte sie auch nicht anders.

Das Ministerium Batthyányi begnügte sich, in Wien durch Franz Pulßky (geb. 1814) erklären zu lassen, daß es in eine Abänderung der die Unabhängigkeit der ungarischen Verwaltung begründenden Gesetzartikel nicht willigen könne, besonders wenn dieselbe einseitig und mit vollkommener Verkennung des Rechtsstandpunktes verlangt werde.

Viel entschiedener flammten die Gemüther im Reichstag auf, wozu sehr viel beitrug, daß mit einem Schlag von allen Seiten entscheidende Schritte gethan wurden. Die Sachsen aus Siebenbürgen, nicht ohne Grund über manche Verletzung ihrer altverbrieften und stets nur zum Wohl des Landes angewendeten Privilegien erbittert, traten aus dem Reichstag aus und trugen ein neues Element der Beunruhigung in das ohnehin gährende Gebirgsland. Am 7. September fand in Naßód eine neuerliche Berathung der Walachen statt, welche die Nichtanerkennung der Union und selbstständige Rüstungen beschloß, durch welche die ohnehin schon vorkommenden Kämpfe zwischen Széklern und Walachen in offenen Krieg überzugehen drohten.

Am wenigsten Hehl machte aber nunmehr Jelačić aus seinen Absichten. Obwohl Hrabovsky's Sendung noch nicht widerrufen war, erklärte der Ban, daß er ihn als königlichen Commissär nicht anerkenne, sondern entschlossen sei, „die gekränkten Interessen des in seinen Tiefen aufgeregten kroatischen Volkes zu wahren und den in letzter Zeit durch den muthwilligsten Eigensinn der herrschenden Partei in Ungarn nicht mehr blos gefährdeten, sondern bereits drohend erschütterten Bestand und Verband der österreichischen Monarchie zu erhalten."

Er hatte nebstbei die Rüstungen nicht versäumt und ein mehr zahlreiches als gerade kriegstüchtiges Heer auf die Beine gebracht, das in den drei Armee-Divisionen Hartlieb, Schmidt und Kempen ungefähr fünfzigtausend Mann zählte. Mitte September überschritt er die Drau — empfangen von feindlichen Truppen, welche den gleichen Eid geschworen hatten, denselben Monarchen anerkannten, den gleichen Rock trugen, und in deren Mitte bis jetzt noch dieselben Fahnen flatterten.

Nach der Rückkehr der Reichstagsdeputation von Wien hatte Batthyánvi die Amtsniederlegung des Ministeriums erklärt. Als der Palatin daran die Bemerkung knüpfte, daß er bis zur Bildung eines neuen Ministeriums selbst die Regierung führen werde, erklärte Kossuth dies für ungesetzlich und ließ sich von seiner Partei — die übrigens fast das ganze Haus umfaßte — zur Annahme des Präsidiums drängen. In derselben Sitzung wurden neue Notenausgaben und die Aufstellung einer nationalen Armee, die den Namen Honvéd (Vaterlandsvertheidiger) führen sollte, beschlossen, in welch letztere alle im Ausland befindlichen Soldaten im Namen ihres Patriotismus rückberufen wurden.

Um ein Ministerium Kossuth zu vereiteln, übergab der Palatin das Präsidium und die Cabinetsbildung abermals an Batthyánvi, womit man sich endlich zufriedenstellte. Noch immer scheint Erzherzog Stefan die Hoffnung gehegt zu haben, die unaufhaltbar einer gewaltsamen Lösung zustrebenden Verhältnisse friedlich lösen zu können. Als daher Kossuth nach dem Bekanntwerden des Einmarsches von Jelačić unter Berufung auf das altungarische Herkommen, nach welchem der Palatin zugleich Generalkapitän und zur Führung des Heeres verpflichtet war, verlangte, daß der Erzherzog zur Armee abgehe, ließ er sich dazu bereit finden. Aber seine Hoffnung, eine Verständigung mit dem Banus zu erzielen, scheiterte. Jelačić wich einer vorgeschlagenen Zusammenkunft mit dem Vorwande aus, daß seine Umgebung für seine persönliche Sicherheit fürchte. Daraus mochte

der Erzherzog wohl erkennen, daß schon feststehende Beschlüsse gefaßt waren und die Dinge über seinen Kopf weg eine Entwicklung nahmen, die er nicht mehr hindern, aber auch nach der einen oder anderen Richtung nicht gutheißen konnte. Er legte ohne nach Pest zurückzukehren, seine Würde nieder und verließ Ungarn und die Monarchie.

Am 17. September war das neue Ministerium Batthyányi's gebildet. Von den früheren Mitgliedern waren blos Eötvös und Mészáros beibehalten, die neuen Minister Ghyczi, Szentkirályi, Erdödy, Vay und Kemény gehörten der gemäßigten Partei an. Kossuth und Szemere waren übergangen worden, um ein Einlenken zu ermöglichen. Deák hatte abgelehnt und Graf Stefan Széchenyi, der seine schlimmsten Befürchtungen verwirklicht sah, verfiel der grauenvollen Nacht des Wahnsinns, der er sich erst im Jahre 1860 durch einen Selbstmord in der berühmten Irrenanstalt des Doktor Görgen in Döbling bei Wien entzog.

In Wien aber, das heißt in der nunmehr ganz von Bach und der Militärpartei inspirirten Regierung, dachte man an kein Einlenken mehr. Am 22. und 25. September erflossen mehrere Manifeste, welche ein vollkommen neues Regierungssystem in Aussicht stellten, die Ernennung des Feldmarschall-Lieutenants Franz Philipp Graf Lamberg (geb. 1791) zum königlichen Commissär und Oberbefehlshaber sämmtlicher in Ungarn befindlichen Korps und Truppentheile verkündeten und alle Soldaten aufforderten, sich unter die kaiserlichen Fahne zu scharen.

Darauf erklärte das Unterhaus die beiden Proklamationon als ungesetzlich, die Ernennung des Grafen Lamberg als ungiltig.

Am 28. September 1848 kam Lamberg in Pest an. Nach einer Unterredung mit dem bisherigen Commandirenden, Baron Hrabovsky, der ihm die Schwierigkeiten der Lage nicht verhehlte, fuhr Lamberg zu Batthyányi, in der Absicht, die Unterfertigung der Manifeste zu erwirken und im Reichstage zu erscheinen.

Aber in den Straßen trieben sich tobende, von hetzenden Rednern aufgestachelte Volkshaufen herum, deren Ausrufe bewiesen, daß die Stimmung nicht blos eine hocherregte, sondern geradezu gegen ihn feindselige war. Der Graf ließ umkehren, um nach Ofen zurückzufahren. Doch in der Nähe des Ofner Brückenkopfes wurde er erkannt, der Wagen aufgehalten und er sodann unter Verwünschungen und den Rufen: „Das ist der Landesverräther!" demselben entrissen. Vergebens suchte die Nationalgarde ihn zu schützen, indem sie ihn auf das nahe Wachthaus brachte. Als die tobende Menge sich zum Sturm anschickte, verlangte Lamberg selbst, nach Pest in das Reichstagsgebäude gebracht zu werden. Doch auf der Brücke noch gerieth er mit seiner Escorte unter einen entgegen eilenden bewaffneten Volkshaufen, wurde derselben entrissen, durch einen Säbelhieb zu Boden gestreckt und grauenvoll ermordet, wobei der Pöbel seinen Kannibalismus noch an der Leiche ausließ, wie wir es leider einige Tage später auch von Wien zu berichten haben werden.

Die besonnenen Kreise verhehlten weder ihren Abscheu vor dieser That, noch verschlossen sie sich den Folgen derselben. Alle Maßregeln wurden ergriffen, um die Ruhe in Pest und Ofen herzustellen und den bis zum Wahnwitz gereizten Pöbel niederzuhalten, in politischer Beziehung aber faßte man eine Reihe von Beschlüssen, welche endlich ganz die von Kossuth vertretene extremste Richtung zur Herrschaft brachten. „Da das Land nicht ohne Regierung sein kann, so werden die öffentlichen Gewalten einem Landesvertheidigungs-Ausschuß übergeben", lautete ein sofort angenommener Antrag des Präsidenten Pázmándy. An der Spitze dieses Ausschusses stand Kossuth, zu seinen Mitgliedern gehörten fast durchaus Exaltados, wie Szemere, Nyáry, Madaráß.

Kossuth und Szemere traten auch wieder in das Ministerium, indem Nyáry das Innere, Madaráß ein neugeschaffenes Ministerium der Polizei, Batthyányi aber das Aeußere übernahm. Die gemäßigte Partei wurde bei

Seite geschoben, nur ihr Führer Batthyányi ließ sich auf einen Weg fortdrängen, dessen Schädlichkeit er einsah, und der auch zu seinem und des Landes Verderben führte.

Von Wien aus wurde darauf mit der Ernennung des Feldzeugmeisters und Gardekapitäns Baron Récsey zum ungarischen Ministerpräsidenten geantwortet, einer vollkommenen politischen Null, welche nur den Namen hergab. Ein von Récsey signirtes Manifest vom 3. Oktober erklärte den Reichstag für aufgelöst, dessen nicht sanctionirte Beschlüsse als ungiltig, alle in Ungarn befindlichen bewaffneten Körper aller Art dem Befehl des Banus Jelačić unterstellt und bekleidete diesen auch mit der Würde eines königlichen Commissärs für ganz Ungarn mit allen einem Stellvertreter des Königs zukommenden Machtvollkommenheiten.

Die militärischen Erfolge Jelačić' konnten es nicht sein, welche ihn für eine so wichtige Rolle empfahlen. Die unter dem Oberbefehl des Generals Johann Moga (gest. 1861) ihm entgegengesendeten, eilig zusammengerafften Truppen vereitelten seinen Plan, nach Pest vorzudringen, vollständig, ja er wurde vollkommen von seiner Basis abgedrängt und zum Rückzug gegen Raab genöthigt. Nach der Niederlage bei Sukova war er in einer so üblen Lage, daß er einen dreitägigen Waffenstillstand vorschlug, welchen Moga, der noch immer eine Verständigung wünschte und den Kampf nur lässig führte, auch zugestand. In dieser Zeit schrieb Jelačić an das Kriegsministerium in Wien: „Meine Operationsbasis fing an, durch feindliche Eindrücke bedroht zu werden. Ofen mit den beihabenden Mitteln zu nehmen, war unmöglich, da ungarische Truppen fanatisirt gegen die meinigen fochten. Ich benützte also einen mit dem Gegner abgeschlossenen dreitägigen Waffenstillstand zu einer Flankenbewegung gegen Raab, um auf fester Basis zu stehen und Verstärkungen an mich zu ziehen. Ich bin der thunlichsten Unterstützung vom k. k. Kriegsministerium gewärtig."

Die Gefangennahme seiner zwölftausend Mann starken Reserve-Armee unter den Generalen Roth und Philippovich durch das Perczel'sche Korps bei Stuhlweißenburg bewog den Banus, seinen euphemistisch als „Flankenbewegung" bezeichneten Rückzug noch weiter auszudehnen, so daß er am 7. Oktober bei Hainburg die niederösterreichische Grenze überschritt — wo ihn die blutigen Oktober-Ereignisse und die Nothwendigkeit irgend eine Art gesetzlicher Ordnung in Wien herzustellen, um vom Centrum des Reiches aus die Heilung der Wirren anbahnen zu können, dorthin riefen.

Bevor wir das unaufhaltsame Niedergleiten der Bewegung in der Hauptstadt schildern, sei kurz erwähnt, daß auch Lemberg sein Revolutiönchen hatte. Seit der Niederwerfung des Krakauer Aufstandes zogen sich die unruhigen Elemente, deren echoloser Refrain der selbstertheilte Trost war: „Noch ist Polen nicht verloren!" nach Lemberg, wo der Verein „Rada narodowa" eine lebhafte Agitation betrieb, um die Nationalgarden der einzelnen Städte zu einer „nationalen" Armee zu verbinden.

Am Abend des 1. November kam es zwischen Studierenden und Militär zu einem Handgemenge. Doch der Commandirende, Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm Baron Hammerstein (geb. 1785, gest. 1861), hatte seine Maßregeln getroffen, und obwohl sich — der Mode halber — allerorten Barrikaden erhoben, kam es beim raschen Einschreiten des Militärs zu keinem endgiltigen Kampf. Unter diesen Umständen wird man eine Kanonade, durch welche Universität und Rathhaus in Brand gesteckt wurden, als ziemlich überflüssiges Einschüchterungsmittel erklären dürfen. Natürlich wurde der Belagerungszustand verhängt, der später, während des ungarischen Insurrectionskrieges, auf ganz Galizien ausgedehnt wurde. Vorderhand blieb also „Polen noch verloren", und wir werden seine Kämpfer in allen Revolutionsheeren, aber nicht in der Heimat finden.

Wir nehmen den Faden der Ereignisse in Wien bei der am 10. Juli stattfindenden Eröffnung des Reichstages auf — der ersten Gesammtvertretung des Volkes in der westlichen Reichshälfte. Die Möglichkeit zur Consolidirung der durch

den plötzlichen Umschwung erschütterten Verhältnisse, zur Heilung der durch ein verfehltes Regierungssystem verschuldeten Schäden und Versäumnisse, zum Weiterbau auf freiheitlicher Grundlage wäre damit gegeben gewesen. Daß es anders kam, ist gewiß nicht allein der Abneigung gewisser von Tag zu Tag wieder mächtiger werdender Kreise gegen jede Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und auch nicht allein der Rückwirkung der ungarischen Zustände zuzuschreiben. Obwohl diese Factoren auch thätig waren, wird man doch zugeben müssen, daß die Fehler und Ueberstürzungen, der leidige Partei- und Nationalitätenhader ihren guten Antheil daran hatten, daß die gesetzliche Ordnung und Freiheit zu Anarchie und Zügellosigkeit herabsank.

Die politische Gesinnung aller Schattirungen war in dem unter Vorsitz des Alterspräsidenten Hans Kudlich eröffneten Reichstag vertreten. Die eigentliche demokratische Linke war durch die Mehrzahl der Deutschen und die Städte-Abgeordneten aus Galizien vertreten; die bäuerlichen Abgeordneten aus diesem Lande standen im Centrum, unter dem Commando des Grafen Franz Stadion, und hier hatte sich auch die numerisch schwache Partei der gemäßigten Liberalen unter Pillersdorf's Führung angesiedelt, die im Jargon jener Tage als „Schwarzgelbe" verschrien wurden. Auf der rechten Seite hatten anfänglich nur einige starre Conservative Metternich'scher Observanz Platz genommen, als sich aber die Czechen mit Beiseitesetzung aller politischen Farbe immer mehr als reine National-Partei entpuppten, wanderten sie von der bisher eingenommenen äußersten Linken aus und bezogen die ohnehin leeren Plätze auf der andern Saalseite.

Fast jede dieser Parteien verpflichtete ihre Mitglieder auf ein bestimmtes Programm. Am annehmbarsten war offenbar jenes des unter Pillersdorf's Führung stehenden linken Centrums; aber wie es schon im heftigen Widerstreit der Meinungen geschieht, fand es eben seiner Mäßigung halber am wenigsten Anhänger. Aus Courtoisie gegen Wien wurde der Advokat Doktor Schmitt zum Präsidenten gewählt, welchen später der halbschlächtige Czeche Anton Strobach (geb. 1814, gest. 1856) aus Prag und in der stürmischesten Zeit Doktor Smolka aus Lemberg, damals noch durch und durch demokratisch gesinnt, folgten.

Am 22. Juli fand unter großem Gepränge die feierliche Eröffnung des Reichstages durch Erzherzog Johann statt. Die Thronrede erwähnte des Kampfes in Italien, der nicht gegen die Freiheit der italienischen Völker gerichtet sei, sondern nur die Aufgabe habe, die Integrität des Staates und die Ehre der Waffen zu behaupten, und sie streifte auch das Verhältniß zu Ungarn und dessen Nebenländer, wobei die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß „das Redlichkeitsgefühl ihrer edelsinnigen Bevölkerung" die schwebenden Fragen im Geiste der Billigkeit lösen werde. Anläßlich der Adressenberathung kam auch die Abwesenheit des Kaisers zur Sprache, und sonderbarerweise war es ein czechischer Abgeordneter, der die Taktlosigkeit beging, darüber in einem sehr brüsken Ton zu sprechen und zu bramarbasiren: „Die Zeit des Bittens sei vorüber, man müsse im Namen der souveränen freien Völker Oesterreichs die Rückkehr des Monarchen fordern."

Am 31. Juli verließ der Reichsverweser Erzherzog Johann (Bild Seite 729) Wien wieder, um nach Frankfurt zu gehen, nicht ohne die Mahnung zu hinterlassen, „Ordnung, Sicherheit und Gesetzlichkeit zu bewahren und der Welt zu beweisen, daß der Oesterreicher das neue kräftige Bewußtsein der Freiheit mit der alten Liebe und Treue gegen seinen Kaiser zu vereinen wisse."

Daß das letztere Gefühl nicht erstorben war, bewies der herzliche Empfang, welcher dem Monarchen bei seiner Rückkehr am 12. August bereitet wurde. Man wußte wohl zwischen den wohlwollenden Gesinnungen des Monarchen und zwischen den mehr oder minder deutlich hervortretenden Anzeichen der entschiedenen Abneigung zu unterscheiden, welche nachgerade in seiner Umgebung, nach dem Sprachgebrauche jener Zeit „Camarilla" genannt, gegen die übelangewendete Freiheit sich geltend machten.

Immer schlimmer freilich stand es mit dem Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit. Das Leben und der Verkehr wollten nicht in die alten regelmäßigen Bahnen

zurückkehren, die Demonstrationswuth, die Straßenpolitik spielten fort und fort eine große Rolle, unterstützt, ja wohl auch angeeifert durch eine Journalistik, deren Qualität im kläglichsten Mißverhältniß zur Quantität stand.

Eine Quelle ernster Gefahr lag im Nothstande der arbeitenden Classen, unter welchen es auch zahllose Elemente gab, die es überhaupt vorzogen zu randaliren als zu arbeiten und dabei gelehrige Schüler jener Agitatoren waren, die dem Staat die Aufgabe zuschoben, für Arbeit, und wenn diese fehlte oder als zu unbequem erachtet wurde, für den Unterhalt zu sorgen. Auch der im April ausgewiesene Doctor Schütte hatte sich wieder eingefunden und fand für seine mit einem Anschein von Wissenschaftlichkeit präparirten socialistischen Theorien ebenso willige Zuhörer wie ein anderer einflußreicher Clubredner, Doctor Karl Tausenau, für seine maßlosen politischen Brandreden.

In einer unglücklichen Stunde hatte das frühere Ministerium die Verpflichtung übernommen, für Arbeit zu sorgen. Die thatsächliche Nothlage und ein zu erwartender Mißbrauch machte dieses Versprechen zu einem fast unerfüllbaren, das, mochte man nun die Befriedigung dem Staats- oder städtischen Säckel aufbürden, in Kürze eine unerschwingliche Last auferlegen mußte. Aus diesen finanziellen Gründen griff man zu einer noch schlimmeren Maßregel, indem man den Taglohn für Männer auf vierundzwanzig Kreuzer, für Weiber auf fünfzehn, für Kinder auf zehn Kreuzer fixirte, ohne Rücksicht auf Verwendungs- und Arbeitsfähigkeit. Die Folge waren ernstliche Unruhen, welche vom 21. bis 23. August zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Arbeitern, der Nationalgarde und einer als Straßenpolizei errichteten Municipalgarde — der Vorläuferin der heutigen Sicherheitswache — führten.

Am 24. August erschien eine Ministerial-Kundmachung, nach welcher die Regierung selbst die Aufrechterhaltung der Ordnung übernahm und ihr zu diesem Zwecke die Nationalgarde und alle Executivorgane direkt untergeordnet wurden. Diese durch die Nothwendigkeit begründete Maßregel bewog den Sicherheitsausschuß, den man in der Folge sehr mit Unrecht als eine Art Revolutions-Tribunal verschrie, sich selbst aufzulösen. Um dies zu sein, hätte er viel mehr und energischer handeln und viel weniger reden müssen.

Ueberhandnehmende Mißhelligkeiten bewogen am 24. August auch Pannasch, vom Ober-Commando der Garde zurückzutreten, das nun dem bisherigen General-Adjutanten Major Valentin von Streffleur (geb. 1808, gest. 1870) übertragen wurde — ein tüchtiger Militärschriftsteller und geschmeidiger Kopf, aber nicht von jenem derben Kern, um in die ohnehin zerfahrenen Verhältnisse der Garde Besserung zu bringen.

Ein von den demokratischen Vereinen veranstalteter Trauerzug für die gefallenen Arbeiter am 3. September ging trotz dröhnender Reden glücklich vorüber, obwohl ein wenig krawallirt fast jeden Tag wurde, und jener Bummler der „Fliegenden Blätter", der gähnend vor sich hinbrummt: „Ist das eine Langeweile! Ein ganzer Tag ohne ein bissel Krawall!" eine traurige Wahrheit war.

Da lieferte der Zusammenbruch eines eigenthümlichen Schwindelunternehmens den Anlaß zu ernsteren Unruhen. Ein buckliger Harfenspieler, August Swoboda, vermögenslos und nicht gut beleumundet, hatte eine Art von Spar- und Hilfsverein für den Gewerbestand gegründet und eine Anzahl von Schuldverschreibungen in Umlauf gesetzt, „die so gut waren als baares Geld und dabei Zinsen trugen." Durch die ganz absonderliche Fähigkeit der Menge, sich auch vom durchsichtigsten Schwindel blenden zu lassen, war es ihm in der That gelungen, eine erkleckliche Zahl solcher „Aktien" gerade unter kleinen Leuten anzubringen.

Als sich nun, wie zu erwarten stand, eines schönen Tages herausstellte, daß diese „Werthpapiere" gar keinen anderen als den Papierwerth hatten, folgerten die Beschädigten aus der allerdings kaum durch die ernsten Zeiten und die schweren Sorgen zu entschuldigenden Duldung, daß das Ministerium verpflichtet sei, die Garantie für die Swoboda'schen Aktien zu übernehmen. Und da man gewohnt

Dr. Ely, ca. 1850. Lithograph, 1850. Size: 7 1/2 x 9 1/2 in. Boston Medical Library. Dr. Ely was a physician in Boston, Mass. He was born in Hartford, Conn., in 1787, and died in Boston in 1850. He was a graduate of Yale College and of the Medical School of Harvard University. He was a member of the Massachusetts Medical Society, and of the Boston Society for Medical Improvement.

treten einzelner Besonnener gelang es, einem blutigen Zusammenstoß vorzubeugen. Ein wahrer Lichtblick in einer Zeit so unfruchtbaren Treibens und Streitens ist die Beschäftigung des Reichstages mit dem Antrag auf Aufhebung der Grundlasten, welchen der sechsundzwanzigjährige Schlesier Hans Kudlich, selbst ein Bauerssohn, schon am 26. Juli eingebracht hatte. Am 8. August trat man in die Berathung desselben ein, die sich bis Ende des Monats fortspann. Bei der herrschenden Stimmung wagte es Niemand, sich offen zum Vertheidiger von Robot und Zehent aufzuwerfen, mochte auch mancher tief innerlich dieser Neuerung wie allen anderen herzlich gram sein und innerlich seufzen:

„Wir sind emancipirte Krebse,
Fühlen uns so groß und frei,
Nur das Rückwärtsgeh'n behielten
Wir aus Pietät noch bei."

Der Hader drehte sich eigentlich nur um die Frage, ob und von wem eine Entschädigung zu leisten sei. In mehr oder weniger drastischer Weise sprachen sich die bäuerlichen Vertreter gegen jede Entschädigung aus. Mathias Brandl aus Neufelden in Oberösterreich rief: „Es ist klar, und der gesunde Menschenverstand sagt es: wir zahlen keine Entschädigung!" und tiefen Eindruck machte es, als der Bauer Iwan Kapuszak aus Galizien sagte: „Für alle Mißhandlungen durch die „Herren" sollen wir jetzt Entschädigung zahlen? Ich sage: Nein! Die Peitschen und Knuten, die sich um unsere Köpfe, um unsere abgemüdeten Körper gewickelt haben, damit sollen die „Herren" sich begnügen, das soll ihre Entschädigung sein!"

Gar so einfach lagen die Dinge aber denn doch nicht, das fühlte der Antragsteller und mit ihm die Reichstagsmehrheit, die sich scheute, eine so tief einschneidende Frage, durch welche, wenn auch nicht immer „wohl erworbene", doch lange besessene Rechte aufgehoben werden sollten, durch einen Machtspruch zu entscheiden. Mit Recht machte man darauf aufmerksam, daß Hand in Hand damit eine Aenderung der Gerichtsverfassung und des Verwaltungsorganismus gehen müßte, da den Herrschaftsbesitzern nach Wegfall des Zehents die Erhaltung der Patrimonialgerichte und Behörden nicht recht zugemuthet werden könne. Das Ministerium erklärte, daß es für unentgeltliche Aufhebung des persönlichen Unterthanenverbandes sei, aus rechtlichen und Klugheitsgründen aber für eine entsprechende Entschädigung bei Ablösung des Zehents eintreten müsse.

Nach lebhaften Debatten wurde endlich ein von dem späteren Minister Josef Lasser eingebrachter Antrag angenommen, welcher das Prinzip der Lösung des Unterthanenverbandes und aller daraus fließenden Verpflichtungen aussprach, aber auch die Leistung einer „billigen Entschädigung" festsetzte.

Es ist die Feststellung dieses Prinzipes gewiß die bedeutendste, ja die einzige That dieser Volksvertretung, welche sofort ihre guten Früchte trug und durch das kommende, sonst allen Erinnerungen an die constitutionelle Wirksamkeit abholde Ministerium nicht mehr ungeschehen gemacht, sondern durchgeführt wurde.

Hämisch meint ein Lobredner der Reaction: „Die Ursache der Eile lag in dem Bestreben, das Verdienst der Maßregeln nicht für die Regierung, sondern für den Reichstag in Anspruch zu nehmen und für den Fall eines Conflictes die Masse der Bauern für sich zu haben." Mit mehr Recht könnte man vielleicht den Satz umdrehen und folgern, daß aus solchen Worten das Bemühen hervorleuchte, um jeden Preis das Verdienst einer Maßregel zu verkleinern, weil deren Urheber mißliebig sind.

Im Laufe eines ganzen Jahrhunderts ist nebst der völligen Aufhebung der Leibeigenschaft durch Josef II. keine andere Maßregel von so allgemeiner Wichtigkeit, von so bedeutungsvollen Folgen, die dabei wahrhaft befreiend war, getroffen worden, wie die Lösung des zwar nur mehr auf dem Besitz, aber dadurch mittelbar noch immer auf Leib und Geist haftenden Hörigkeitsbandes. Bekanntlich faßte Josef II. auch diese Maßregel schon ins Auge und bereitete sie vor; unter seinen Nachfolgern kam es, einzelne in den letzten Jahren gemachte schüchterne Versuche ausgenommen, zu keinem weiteren Schritte mehr. Es ist daher unbillig,

dem Reichstag das Lob dafür vorenthalten zu wollen, daß er eine so lange absichtlich vergessene Frage in einer Weise zur Sprache brachte, daß ihre Lösung nicht mehr hintangehalten werden konnte, sowie es unbillig wäre, der kommenden Regierung das Verdienst abzusprechen, daß sie diese Lösung in einer alle Theile möglichst schonenden Weise suchte.

Noch heute hat der Name Kudlich's einen guten Klang bei den österreichischen Bauern, die sich um die sonstigen politischen Meinungen und Thaten dieses Mannes wenig kümmern. Am 29. September aber versammelten sich mehrere Tausende von Landleuten aus der Umgebung Wiens und den Provinzen in Wien, um dem jungen Fürsprecher, der den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, den Anstoß zur einzigen rühmlichen That dieses wortreichen Reichstages gegeben zu haben, ihren Dank in einem Fackelzug auszusprechen. „Ein Bauernfackelzug!" spöttelten die Wiener, nicht ahnend, daß diese Demonstration berechtigter war als manche andere, zu welcher man hauptstädtischen Prunk und Routine aufgeboten hatte.

Eine eigenthümliche Episode brachte jene ungarische Deputation mit sich, welche nach dem Scheitern der großen Gesandtschaft Kossuth beantragte, um die Vermittlung der österreichischen Volksvertretung in dem Streite zwischen Ungarn und Kroatien, indirect zwischen der Hofpartei und dem Magyarismus anzurufen. Sie bestand nur aus sechzehn Mitgliedern, darunter der blinde Wesselényi, Deák, Eötvös, Szemere, Pulßky, und langte am 19. in Wien an. Im Reichstag entspann sich eine erregte Debatte, ob die Deputation vorzulassen sei, was schließlich durch eine Koalition des Centrums mit der czechischen Rechten verneint wurde. Man mag das bedauern, denn etwas Wahres lag darin, wenn ein Redner der Linken meinte, es sei dies ein Moment, wie er vielleicht nie wieder komme, und wo es möglich sei, von Volk zu Volk zu verhandeln. Und ebenso richtig war es, wenn Löhner in seiner scharfen Weise die von Bach betonte „Bereitwilligkeit zur Vermittlung", welche durch die von uns erwähnte Denkschrift des österreichischen Ministeriums in sonderbarem Licht erscheint, ironisirte und endlich rief: „Wenn man die alten Verträge für Ungarn gegen die Märzversprechungen geltend macht, was haben denn wir für ein besseres Recht? Sollen die Zusagen, welche gemacht wurden, aufgehoben werden, weil sie alten Pergamenten widersprechen, dann gehen auch wir nach Hause!"

Trotzdem wird man kaum behaupten können, daß durch die Zulassung der ungarischen Deputation die Verhältnisse gebessert, die Zukunft anders gestaltet worden wäre. Hätte auch der österreichische Reichstag Willen und Fähigkeit gehabt, die Schwierigkeiten vermittelnd zu lösen, er hätte nichts mehr ändern können. Jede Revolution ist wie Saturn, der seine Kinder frißt — die wohlthätige Saat derselben reift erst für die Enkel. Daß aber ein Redner aus Böhmen, dessen Sache Urbanität und fein zugespitzte Redepointen auch heute noch nicht sind, obwohl er wußte, daß die Deputation der Verhandlung in einer Loge beiwohnte, spottend fragte, ob man sie vielleicht nur deßhalb vorlassen solle, „damit die österreichischen Volksvertreter die prächtigen Kostüme und die schönen Bärte der ritterlichen Magyaren bewundern können", war einem so ernsten Augenblick unangemessen und verdiente sowohl das einstimmige Zischen des Reichstags als die Zurechtweisung des greisen Wesselényi, der die Art, wie man den Empfang einer Deputation ablehnte, als „unwürdig" brandmarkte.

Am Abend brachte man den Ungarn einen Fackelzug, und es fehlte auch nicht an mehr oder weniger schwulstigen Reden. Tausenau, der darin besonders excellirte, rief gellend: „Im Namen des Volkes zerreiße ich die pragmatische Sanction!" was dem Vernehmen nach dieselbe nicht hindert, sich mit Ausnahme einiger durch das Alter nothwendig gewordener Reparaturen noch heute ganz wohl zu befinden.

Die freiwilligen und bezahlten Lohnschreiber der Reaction, die im Verdächtigen eine Virtuosität entwickelten, welche den Leser ihrer Pamphlete heutzutage mit tiefem Ekel erfüllen muß, wissen nicht genug zu erzählen, welche weitverzweigte

Verbindungen zwischen Wien und Pest damals bestanden haben. Männer, die heute in Amt und Würde und in der tadellosen Achtung aller Welt stehen, werden als Kossuth'sche Agenten bezeichnet — Andere, die nie Einfluß oder Ansehen genug hatten, um begehrenswerth zu sein, sollen mit Unsummen gekauft worden sein, um in ungarischem Sinn zu wirken und so weiter. Das ist blanker Unsinn oder bewußte Verleumdung, und heute sieht jeder Unbefangene ein, daß Kossuth mit dem Gelde, das er ja gar nicht so dick zur Verfügung hatte, Besseres zu thun wußte als Unbestechliche bestechen oder Leute kaufen zu wollen, die nichts leisten konnten. Wenn sich gewisse Sympathien und das Bedürfniß gegenseitigen Beistandes zeigte, so lag dies in der Natur der Sache, denn daß die Reaction, sobald sie einmal siegreich war, weder dies- noch jenseits der Leitha Halt machen werde, konnte Jedermann einsehen und wurde auch durch die Thatsache bewiesen.

Ein ernster Sturm entstand im Reichstag, als auf die ministeriellen Betheuerungen „billiger Vermittlung" ein neues sonderbares Streiflicht fiel durch Veröffentlichung eines in Ungarn aufgefangenen Briefwechsels des Kriegsministers mit dem Banus, aus welchem hervorging, daß der erstere die Bedürfnisse des kroatischen Heeres fort und fort bestreite, ohne die Bewilligung im Reichstag angesucht zu haben, und daß die militärische Contre-Revolution in Ungarn und wohl auch in den übrigen Ländern eine beschlossene, dem Ministerium wohl bekannte Thatsache sei. Von so vielen Gesichtspunkten aus man auch das Vorgehen des Kriegsministers entschuldigen, ja sogar billigen kann, so ist doch gewiß, daß seine Vertheidigung eine möglichst unglückliche und ungeschickte war. Denn die Verwahrung, daß man es hier mit „Privatschreiben" zu thun habe, ist gewiß nicht stichhältig, wenn in einer solchen vertraulichen Correspondenz Dinge von so ungeheurer Tragweite verhandelt werden. Trotz aller gewundenen Erklärungen konnte er übrigens doch nicht in Abrede stellen, daß der vor Kurzem noch als „Rebell" erklärte Banus, der nunmehr offen in Waffen gegen die ungarische Regierung stand, von Wien aus in seinen Rüstungen unterstützt werde. Eine offene Erklärung, daß und warum dies geschehen sei, unter Betonung der gesammtstaatlichen Interessen, gegen welche die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung sich nie ablehnend verhielt, hätte besser gewirkt.

Im Reichstag verlief die Angelegenheit nach einer heftigen Debatte, in welcher das formelle constitutionelle Recht auf Seite der Angreifer war, im Sande. Aber die Presse bemächtigte sich derselben, und von erbitterten, aber maßvoll geschriebenen Artikeln, in welchen Schwarzer in der „Allgemeinen österreichischen Zeitung" seinen früheren Minister-Collegen angriff, bis zu direkten Aufforderungen zu blutigen Gewaltthaten wendete sich der ganze journalistische Chorus gegen den Kriegsminister. Im „Studenten-Courier" erschien ein angeblich aus Ungarn stammendes Gedicht, dessen Refrain empfahl: „Alle Verräther, hängt sie hoch! Hoch an die Laternen!" und was der bestialischen Verhetzungen mehr waren, die aus Unverstand oder Absicht in die ohnehin aufgeregte Menge geschleudert wurden. Und zur Erhöhung der politischen Temperatur trugen Clubredner à la Tausenau nicht wenig bei, welche mit vielem Geschick und perfider Berechnung namentlich die Arbeiter auf den Gegensatz aufmerksam machten, der zwischen den Geldsendungen der Regierung nach Kroatien und ihrer Kargheit gegen das „arme darbende Volk" bestünde.

Zu spät raffte sich die Regierung gegen solche Ausschreitungen auf und leitete gegen Tausenau und Andere, welche den Mord als politisches Correctionsmittel ganz unverhüllt priesen, die strafgerichtliche Untersuchung ein. Die Ereignisse vollzogen sich rascher, der hehre Begriff der Freiheit mußte erst ganz im blutigen Pfuhl der Bestialität erstickt werden, ehe die nachsichtslose Hand der Gewalt an die Arbeit des Ordnens und Sühnens gehen konnte.

Es war dem Minister nicht unbekannt, daß einzelne Truppenkörper der Garnison unter dem längeren Einfluß der Agitation endlich unverläßlich geworden waren. Hätte man dieselben nach und nach zur italienischen Armee dirigirt, wo sich der schwankende militärische Geist gewiß wieder befestigt hätte, so wäre die

Sache ganz glatt abgelaufen. Aber man verfiel auf das Schlimmste, was bei der Stimmung der Soldaten und des Volkes geschehen konnte — man wollte die unverläßlichen Bataillone nach Ungarn, zur Armee des Banus senden.

Schon am 5. Oktober kam es beim Abmarsch des italienischen Grenadier-Bataillons Ferrari zu Unruhen, es drohte eine Meuterei auszubrechen, und nur unter Cavallerie-Escorte konnten die vom Publikum lebhaft acclamirten Grenadiere zum Abmarsch verhalten werden.

Am Abend desselben Tages noch verbreitete sich die Nachricht, daß am nächsten Morgen das in der Gumpendorfer Kaserne liegende Grenadier-Bataillon Richter gleichfalls ausmarschiren solle. Es bestand aus Deutschen, aus ihm waren meist die Instructoren der Nationalgarde und Legion genommen, naturgemäß war es also vom herrschenden Geist nicht frei geblieben und der Agitation sehr zugänglich. Mit Ueberredung und allen wörtlichen und flüssigen Verführungskünsten drang man auf die armen Soldaten ein, die schließlich an ihrer Pflicht irre wurden, wie so viele andere hochbegabte Männer in so confuser Zeit an ihrer Ueberzeugung und ihren Idealen. Deputationen, welche einen Aufschub des Abmarsches vorschlugen und darauf hinwiesen, daß sich das Volk demselben widersetzen werde, wurden geringschätzig unter Hinweis auf die Unabhängigkeit militärischer Befehle abgewiesen. „Mit dem Genadier-Bataillon werde ich schon noch fertig werden", sagte der Commandirende Maximilian Graf Auersperg (geb. 1771, gest. 1850), der keine Ahnung hatte, welcher Gefahr man gegenüberstehe. Der 6. Oktober, der blutige Höhepunkt der Wiener Revolution, der Tag, an welchem sie des letzten Restes von idealem Schwung entkleidet wurde und zur scheußlichen Pöbelemeute herabsank, stand vor der Thüre.

Als am Morgen der Befehl zum Abmarsch erging, kam es in der Kaserne zu offener Meuterei, welche nur durch gütliches Zureden der Offiziere und durch das Erscheinen einer zur Escorte bestimmten starken Cavallerie-Abtheilung beschwichtigt wurde. Unterdessen sammelten sich tobende Volkshaufen vor der Kaserne, die durch Gerüchte von Mißhandlungen einzelner Soldaten noch mehr aufgestachelt wurden, die Alarmtrommel rasselte in allen westlichen Vorstädten und rief die Garden herbei. Der Abmarsch begann, aber schon auf der Mariahilferstraße drängten sich Abtheilungen von Nationalgarde zwischen die Escorte und die Grenadiere und gaben diesen die Gewähr, daß man sich ihrer Entfernung aus Wien widersetzen werde.

Vom Tabor kam die Nachricht, daß die akademische Legion und bewaffnete Arbeiterhaufen sich dort postirt hatten, die Brücken abdeckten und entschlossen seien, um jeden Preis den Abzug der „volksfreundlichen" Grenadiere zu hindern. Daraufhin sendete Graf Latour das Infanterie-Bataillon Nassau, drei Escadronen Cavallerie, eine Pionnier-Abtheilung und drei Geschütze unter dem Commando des Generals von Bredy, um die Brücken herzustellen und den Abzug der Grenadiere zu erzwingen. Man stellte diesen Truppen eine unerfüllbare Aufgabe, sie verschwanden in dem tosenden Meer des bewaffneten Volkes, die Grenadiere erwiderten die mahnenden Worte des Generals mit dem offenen Rufe: „Wir gehen nicht!" die Kanonen fielen in die Hände des Volkes und es kam zum Kampf. Kaum hatte die erste Salve des Bataillons Nassau in die dichtgedrängten Volksmassen geschlagen, als vom Eisenbahndamm, wo Garde und Legion stand, die dröhnende Antwort folgte. General Bredy und Oberstlieutenant Klein sanken tödtlich getroffen von den Pferden, und die Truppen mußten, die Kanonen im Stiche lassend, rasch den Rückzug antreten. Es war ein trauriger Sieg, der gekennzeichnet wurde durch seine Folgen. Die bis jetzt nur mühsam verhehlte Spaltung in der Nationalgarde, kam aus diesem Anlaß zum offenen Ausbruch. Um eine Verpflanzung der Unruhen in die innere Stadt zu hindern, erging der Auftrag, die Stadtthore zu schließen, um das Eindringen der bewaffneten Arbeiter zu wehren. Die Garden der Stadtbezirke, dem wüsten Treiben abhold und schon lange als „Gutgesinnte" verfehmt, kamen dem Befehl nach. Dabei kam es zuerst in der Kärtnerstraße zu einem Rencontre zwischen diesen Garden und Arbeitern und auf dem Stefansplatz zu

einem blutigen Conflict zwischen Stadtgarden und jenen des Bezirkes Wieden, die im Rufe besonders „vorgeschrittener", besser gesagt rabiater Stimmung standen. Die Garden des Kärntnerviertels wurden zersprengt und flüchteten sich zum Theil in die Stefanskirche, wo der unselige Kampf, der fünfzehn Todte und an hundert Verwundete kostete, sich fortsetzte. Der offene Bürgerkrieg — das war das zweite Ergebniß dieses unseligen Tages.

Mit den vom Tabor abziehenden Truppen kam es nun in der inneren Stadt zu hartnäckigen Straßenkämpfen, die fast durchaus zu Ungunsten des Militärs ausfielen. Nun erst ertheilte der Kriegsminister die Ordre zum Einstellen des Feuers — zu spät! Denn die Truppen wurden aus der Stadt gedrängt, den am Glacis unter dem Grafen Auersperg Versammelten wehrte man den Eintritt, und der letzte, scheußlichste Akt des blutigen Trauerspiels begann.

Schon lange hatte sich der allgemeine Haß der unteren Volksmassen auf den Kriegsminister concentrirt und nun schlug er, angeblasen durch die Kämpfe des Tages zu furchtbarer Lohe auf.

Tosend und brüllend ergossen sich die Haufen von allen Seiten auf den Hof und umringten das Gebäude des Kriegsministeriums. Vergebens suchte man die wuthschnaubende Masse durch Verkündigung des Abzuges der Truppen zu beruhigen — mit dem blutlechzenden Instinct eines Raubthiers gierte der Pöbel nach seinem Opfer. Der Reichstag entsendete, mit dem nach Strobach's plötzlichem Verschwinden zum Präsidenten erhobenen Smolka an der Spitze, eine Deputation, um den Minister zu retten, doch die aufopferndsten Bemühungen blieben erfolglos — obwohl später eingeleitete objective Untersuchungen bewiesen haben, daß auch Männer, welche man anfänglich der Mitschuld zieh, das Aeußerste thaten, um Latour in Sicherheit zu bringen.

Auf Andringen der Reichstagsmitglieder unterfertigte Latour seine Abdankung, doch die Kunde davon wurde von dem tausendstimmigen Rachegebrüll verschlungen. Das Volk drang endlich in das Ministerialgebäude ein, und von Versteck zu Versteck flüchtete man den unglücklichen Mann, doch nirgends schien er sicher, man mußte versuchen, ihn an einen sicheren Ort zu bringen.

In Civilkleidern, von seinen Adjutanten und den Reichstagsmitgliedern umgeben, trat er auf die Stiege. Schon da umdrängt die wüthende Meute das kleine Häuflein arg. Ein Arbeiter rief ihm spottend zu: „O je — er fürchtet sich, er zittert!" worauf Latour, obwohl ihm der furchtbare Ernst seiner Lage klar sein mußte, mit Fassung entgegnete: „Ich bin vor Kugeln gestanden — ich fürchte auch den Dolch nicht, denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewissen."

Mühsam kam man in den Hof — aber hier waren die Kannibalen nicht mehr abzuwehren. Einen Legionsoffizier riß man von seiner Seite, und nur mit Mühe konnte er davor bewahrt werden, selbst als Opfer seines Rettungseifers zu fallen, man riß die Begleiter vor seiner Seite, und in der Nähe des Brunnens traf ihn von rückwärts ein Hammerschlag auf den Kopf, während dem Sinken noch ein Säbelhieb von vorne und ein Stich in die Brust. Unter dem scheußlichen Jubelgeschrei der Mörder sank der alte Mann entseelt nieder, und der ekle Pöbel kühlte wie seine Pester Hyänen-Collegen noch an dem todten Körper seine Blutgier, indem es ihn zuerst an das Fenstergitter des Hofes und als dieses brach, an einen Gaskandelaber hing, der vor dem Kriegsgebäude stand, wo man ihn zerfetzte und als Zielscheibe für ein infernalisches Wettschießen benützte. Dieser feige, mit den Gewohnheiten der Cherokesen vollbrachte Mord, welcher die Sache der Freiheit mehr schädigte als tausend Angriffe es thun konnten, und welcher selbst die Sympathien überzeugter Anhänger wankend machte, war das dritte Ereigniß des 6. Oktober.

Auf den Reichstag übte der entsetzliche Vorgang einen geradezu lähmenden Einfluß. Starr vor Entsetzen berichteten Smolka und Fischhof als Augenzeugen darüber, und in mehr als einem Auge standen Thränen der Wuth und Scham. Man beschloß, sich in Permanenz zu erklären, eine Deputation an den Kaiser mit der Bitte, um ein „volksthümliches" Ministerium zu senden, einen reichstäglichen

The Hon. Sir Matthew Hale Blackburn, Knight, a Puisne Judge of the Supreme Court of Judicature, was born in Dublin, in the year 1813. He was called to the Irish Bar in 1837, and was appointed Solicitor-General for Ireland in 1866, and Attorney-General for Ireland in 1867. He was appointed a Judge of the Queen's Bench Division in 1868, and was knighted in the same year.

Sir Matthew Hale Blackburn married, in 1841, the only daughter of the late Mr. Justice Crampton, and has issue two sons and two daughters.

Das Ende der Wirren.

Der unbefangene Geschichtserzähler kann sich leider, auch wenn er den Beginn einer Bewegung mit Sympathie begrüßte, der traurigen Pflicht nicht entziehen, deren Niedergang, seine Ursachen und einzelnen Phasen zu schildern. Dies ist im vorhergehenden Abschnitte geschehen, wobei, so weit es der Raum erlaubte, jene Fäden und Maschen, jene Ueberstürzungen und Ausschreitungen erwähnt wurden, welche zusammenwirkten, daß es so weit kommen mußte, um den Freiheitstagen vom März ihr trübes, verzerrtes Spiegelbild in den Oktobergreueln finden zu lassen.

Im Ahasver-Fragment von Goethe findet sich die Stelle:

„Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh! und ich seh' den Faden nicht,
Den ich vom Himmel rein herab gesponnen!
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach! wohin der Geist, den ich gesandt?
Sein Weh'n, ich fühl's, ist all' verklungen!"

Das ist das Schicksal jeder reinen göttlichen Idee. Der Mensch vermag zwar, sie zu erfassen, aber nicht zu bewahren; wie die blanke Münze im Verkehr ihren Glanz, das scharfe Gepräge verliert, wie sich entstellend Schmutz ansetzt und das Bild sich verwischt, so ergeht es immer und überall der Idee, wenn sie in das Getriebe des Tages eingeführt wird, sie kann vor irdischen Beimengungen und Entstellungen nicht bewahrt bleiben. Das ist tief traurig und beschämend, aber die Geschichte lehrt es auf allen Blättern, und es nützt nichts, sich darüber hinwegtäuschen zu wollen.

Der bekannte vielbespöttelte Ausspruch eines modernen Staatsmannes, daß es „die Eigenthümlichkeit der Ideale sei, unerreichbar zu sein" ist unrichtig. Erreicht sind sie schon oft und oft worden, bewahrt noch nie! Es geht ihnen wie dem vom Himmel wirbelnden reinen fleckenlosen Schnee, der in unserer Dunstatmosphäre mißfarbig wird und sich zu schmutzigem Straßenspülicht verwandelt.

Eilen wir von diesen trüben Bildern weg und aus der Hast sich überstürzender Ereignisse, um einen Ruhepunkt zu gewinnen, von dem aus die Anbahnung geordneter Verhältnisse möglich war.

Mit dem Morgen des 7. Oktober konnte keine Frage mehr sein, daß die Revolution in ihre letzte Phase getreten war. War auch die große Menge aufrichtiger Freiheitsfreunde gewiß selbst im Innersten tief empört über die Ausschreitungen und Greuelthaten der letzten Tage, so hatten sie doch bewiesen, daß es ihnen an Macht, Einigkeit und Einfluß gebrach, um die wilden Instinkte ungezügelter Massen niederzuhalten, und die nackte Gewalt, welche bis jetzt sich noch zuwartend verhalten hatte, fand den erwünschten Vorwand, um im

ARTIST'S MODEL.

ARTIST'S MODEL.

Artist's Model.—Among the numerous occupations which are open to women, that of artist's model is one which is not generally known to be a profession. Yet it is a profession, and a very lucrative one, for those who are fitted for it. Many women who are in receipt of large incomes from this source have entered upon it from the most unexpected circumstances. Some have been driven to it by poverty, others have been induced to adopt it by the persuasion of friends, and others have been led to it by the desire to see the inside of an artist's studio. Whatever may be the motive which induces a woman to become a model, she will find that the life is not an easy one, and that it requires a great deal of patience and endurance. The hours are long, the work is tiring, and the surroundings are often uncomfortable. But for those who are willing to put up with these disadvantages, the profession offers many compensations. The pay is good, the work is interesting, and the opportunity to meet artists and to see their work is a great advantage. Many models have become well known in the art world, and have been the subjects of many famous pictures. The profession is not one which can be entered upon without some preparation. A woman must have a good figure, a graceful carriage, and a pleasing face. She must also be able to keep still for long periods of time, and to assume any pose that the artist may require. These qualities are not easily acquired, and many women who think they would like to be models find that they are not suited to the work. But for those who have the necessary qualifications, the profession is a very desirable one

Rotten geendet. Ich vertraue auf Gott und Mein Recht, verlasse die Nähe Meiner Hauptstadt, um Mittel zu finden, dem unterjochten Volke Hilfe zu bringen. Wer Oesterreich, wer die Freiheit liebt, schare sich um seinen Kaiser!"

Die Abreise des Hofes fand allgemeine Nachfolge. Ein Theil der czechischen Reichstagsmitglieder mit dem Präsidenten Strobach an der Spitze entfernte sich schon am 6. und 7. Oktober, erschreckt durch Drohungen aus den Kreisen des Pöbels, und in den nächsten Tagen folgte das Ministerium, oder eigentlich dessen Trümmer, da auch Doblhoff auf seiner schon vor einem Monate begehrten Entlassung bestand, an das Hoflager nach Olmütz. Und ein großer Theil der besitzenden Classen, selbst solche, welche bisher treu zur freiheitlichen Sache gehalten hatten, wendeten sich von Wien weg, wo voraussichtlich die Anarchie ihre Orgien feiern würde und ein schwerer Kampf bevorstand.

Nach und nach, doch erst als der eiserne Ring sich um Wien schloß und die Sache anfing bedenklich zu werden, machten sich auch allerlei Schreier aus dem Staube, zum Beispiel Taufenau, der nach Ungarn entkam, — Häfner, der es für gut fand, militärischen Schutz anzurufen, einige Monate auf dem Spielberg saß und dann auf einem Umweg über Amerika nach Paris, dem Schauplatz seiner Polizeispion-Thätigkeit ging, endlich Avrum Chaizes, eine der charakteristischesten Figuren, die den beneidenswerthen Ruf besaß, auch die unleidlichste Erscheinung der in dieser Beziehung reich ausgestatteten Zeit zu sein. Von Geburt polnischer Jude, von Beruf nichts und Alles, das heißt nach einander Bartkratzer, Kurpfuscher, Kuppler, Statist und „Aushilfstenor" auf kleinen Bühnen, Geldmäckler und so weiter, tauchte er schon in den Märztagen als Prophet der „reinen unverfälschten Demokratie" auf, französirte sich in einen „Chaisés" um und ließ sich „Doctor" schimpfiren. Wunderbarerweise gelang es diesem Subjecte wirklich, sich Einfluß und Anhang zu verschaffen, ohne daß es Jemand gewagt oder vielleicht auch der Mühe werth gefunden hätte, sein Treiben zu kennzeichnen. Er war Gründer eines ultraradicalen Clubs und bearbeitete namentlich die Wiedner Spießbürger, deren sehr rabiate Stimmung zum großen Theile sein zweifelhaftes Verdienst war. Dabei debutirte er als unermüdlicher Straßenredner und wußte das zusammengelaufene, nicht an politischer Reife überreiche Publikum stets mit seinem demagogischen Phrasenschwall zu enthusiasmiren. In der Mitte Oktober machte er den Vorschlag zur Bildung eines „demokratischen Freikorps", schnallte an seine kurzen krummen Beine ein langes gerades deutsches Schwert und ließ die Werbetrommel rühren. War es nun, weil Niemand an dem Führer Gefallen fand, oder weil ihm plötzlich die Gefahr der Sache einleuchtete, genug, Herr „Doctor Chaisés" verschwand plötzlich spurlos, wobei er vergaß, die ihm anvertrauten Werbegelder rückzustellen, um vielleicht fern in Podolien oder Volhynien mit diesen Fonds als „Avrum Chaizes" sich wieder dem Handel mit Knoppern und Hasenbälgen zuzuwenden.

Dagegen tauchte im Laufe des Oktober eine andere Spezies in Wien auf — jene der militärischen Abenteurer. Wir übergehen die minder wichtigen Persönlichkeiten dieser Kategorie, wie den eitlen ehrgeizigen Daniel Fenner von Fenneberg (geb. 1820, gest. 1863), den Sohn eines im Tirolerkampf verdienten Generals, den militärisch tüchtigen Ludwig Haug (geb. 1799, erschossen 1850), den Polen Jelowicki und Andere, um dem berühmtesten darunter einige Worte zu widmen — Josef Bem (Bild Seite 737), der durch seine militärischen Fähigkeiten wie durch die tadellose Reinheit und Unbestechlichkeit seines Charakters weit hervorragt.

Bem war 1791 zu Krakau geboren und machte schon 1812 als Artillerie-Offizier den Feldzug in Rußland im Korps des Marschalls Macdonald mit. Bei der Vertheidigung von Danzig unter Rapp erwarb er sich das Kreuz der Ehrenlegion und trat dann 1816 in die vom Großfürsten Konstantin geschaffene polnische Armee, in welcher er zum Kapitän avancirte, Lehrer an der Kriegsschule wurde und zugleich eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit im Artilleriewesen entwickelte. Bei Versuchen mit der Brandmasse Congreve'scher Raketen wurde er das

Opfer einer Explosion, die ihm fast das Leben kostete und seinem Antlitz die vielen Narben und Brandmale gab, die es sammt der eingedrückten Nase so unschön machten. Als man anfing, die nationale Polenarmee zu russificiren, verließ Bem, in dessen Seele nur eine Leidenschaft, der Russenhaß, mächtig war, den Dienst und beschäftigte sich auf den Potocki'schen Gütern in Galizien mit landwirthschaftlichen und technischen Studien. Der Aufstand von 1831 rief ihn auf die polnischen Schlachtfelder, wo er sich durch Bravour und Geschicklichkeit den Generalsrang verdiente und namentlich bei Ostrolenka viel zum Erfolge beitrug. Nach der Niederwerfung des Aufstandes lebte er kümmerlich in Paris von Lectionen, da er mit der hochadeligen Emigration auf schlechtem Fuß stand.

Als die Verhältnisse in Ungarn zum Bruch kamen, bot er Kossuth seinen Degen an und traf auf der Durchreise am 14. Oktober in Wien ein, wo er sofort auf den Vorschlag einging, an der Vertheidigung mitzuwirken. Nach der Besetzung der Stadt entkam er glücklich nach Ungarn, wo wir ihm als einen der tüchtigsten Revolutionsgenerale begegnen werden, und als auch hier die Dinge zu Ende gingen, trat er in die Türkei über, ward Muselmann und wirkte als Amurat Pascha für die Neugestaltung des türkischen Heerwesens, womit er seinem Russenhaß am besten Genüge leistete. 1850 schlug er einen Aufstand der Araber gegen die christliche Bevölkerung mit blutiger Strenge nieder und starb an einem miasmatischen Fieber am 10. Dezember desselben Jahres, da er mit Stoicismus alle ärztliche Hilfe zurückwies.

Die Ereignisse des 6. Oktober hatten einen abermaligen Wechsel im Nationalgarde-Obercommando hervorgerufen, da Streffleur, welcher durch seine Anordnungen Anlaß zu dem blutigen Zusammenstoß der Garden gegeben und sich überzeugt hatte, daß Disciplin in diesem wunderlichen Korps eine unbekannte Größe sei, für seine Sicherheit fürchtete und Wien verließ. Nach einem kurzen interimistischen Commando Braun's und Scherzer's fiel diese bedenkliche und nicht ungefährliche Würde auf Wenzel Messenhauser (Bild Seite 735), der sie mit dem Leben bezahlen mußte.

Messenhauser (geb. 1813), ein phantastisch erregter und schwankender Charakter, war bis zum Frühjahr 1848 Offizier gewesen, als solcher in Lemberg mit anfänglicher Zustimmung seiner Vorgesetzten in den Stadtvertheidigungs-Ausschuß gewählt worden, machte sich aber mißliebig, wurde nach Wien versetzt und saß während der Märztage im — Stockhause. Schon früher vielfach und trotz einer etwas zerfahrenen Phantasie und schwülstiger Stylistik nicht ohne Erfolg literarisch thätig, quittirte er nun seine Charge und betheiligte sich an der späteren Bewegung, ohne jedoch, bevor die Wahl zum Nationalgarde-Commandanten auf ihn fiel, sehr in den Vordergrund zu treten. Seine eifrigsten Bewunderer, deren er um seines liebenswürdigen Charakters und tragischen Schicksales sehr viele fand, werden nicht in Abrede stellen können, daß er seiner Stellung nicht gewachsen war, die einen rasch entschlossenen Mann der That, aber keinen zaudernden „Phrasenkräusler" verlangte. Aber auch seine bittersten Gegner, deren er natürlich unter der literarischen Meute der kommenden Epoche genug fand, mußten seine tadellose Rechtlichkeit und seinen guten Willen anerkennen. Selbst einer der unbarmherzigsten und mit der Wahrheit sehr leichtfertig umspringenden Ankläger meint über ihn: „Sollen wir offen sprechen, so hatte das Verhängniß mit dieser Wahl grausam für Messenhauser, aber immer noch leidlich schonend für Wien gewaltet. Messenhauser's Unentschlossenheit, seine thatsächliche Abneigung gegen jeden Terrorismus, wenn er auch zuweilen den Schein eines solchen anzunehmen gezwungen war, hat Wien in jener schaurigen Zeit immerhin manches Aeußerste erspart."

Am 9. Oktober kam die Nachricht nach Wien, daß der Banus seinen Marsch nach Wien richte. Der Reichstag sendete Deputirte in das Hauptquartier nach Rothneusiedel, welchen Jelačić eine sehr vorsichtige Erklärung gab und mit besonderem Eifer betonte, daß er „von keiner ungarischen Armee verfolgt werde".

Langsam und in der Erwartung der von Böhmen anrückenden Verstärkungen näherte er sich indessen Wien, und am 13. Oktober vereinigte er sich mit den Truppen des Generals Graf Auersperg, der bis dahin ein verschanztes Lager im Belvedere und Schwarzenberggarten bezogen hatte und nun Wien völlig räumte.

Eine nach Olmütz gesendete Deputation des Reichstages erhielt zwar einen der milden Denkungsart des Kaisers entsprechenden versöhnlichen Bescheid, aber der Zusatz, daß Alles aufgeboten werden müsse, „um die so nöthige Ruhe und Sicherheit in der Hauptstadt wieder herzustellen", deutete an, daß die Zeit des Verhandelns vorüber sei. In Eilmärschen nahten sich die in Böhmen zusammengezogenen Truppen, nahezu vierzigtausend Mann stark, welche Fürst Windischgrätz befehligte, der nach der Vereinigung mit dem Korps des Banus das Obercommando übernahm.

Am 17. Oktober langten die Mitglieder der deutschen Nationalversammlung, Robert Blum (geb. 1807), Julius Fröbel (geb. 1806), der deutschböhmische Dichter Moriz Hartmann (geb. 1821) und Albert Trampusch aus Mähren in Wien an, um den Wienern den „Dank der demokratischen Parteien für ihre Verdienste um die Freiheit" auszusprechen, eine — nebstbei gesagt — recht überflüssige Demonstration, deren Zweck bei der Lage der Dinge höchstens sein konnte, einen vergeblichen Widerstand zu verlängern. Dessenungeachtet wird man die standrechtliche Behandlung Blum's, des weitaus bedeutendsten Mannes der Deputation und eines der ehrlichsten Schwärmer jener Zeit, unbedingt mißbilligen müssen, da sie durch nichts begründet war als den Haß des Fürsten Windischgrätz gegen Alles, was Demokrat hieß, und durch den Kitzel, zu beweisen, daß man sich nunmehr auch um die deutsche Reichsregierung und die „souveräne" Nationalversammlung keinen Pfifferling mehr scheere.

Eine wahre Sturzflut von Manifesten und Proklamationen ergoß sich um die Mitte Oktober über Wien. Am 16. und 19. erflossen solche von Seite des Monarchen, welche das Versprechen wiederholten, daß die gewährten Freiheiten nicht geschmälert und in der Anwendung der „abgedrungenen äußersten Mittel" nur so weit gegangen werden sollte, als die Herstellung von Ruhe und Ordnung es bedinge. Der Reichstag erließ eine langathmige „Proklamation an die Völker Oesterreichs", in welcher das „Bestreben des Wiener Volkes, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, als Nothwendigkeit" anerkannt wurde. Darauf folgte am 22. Oktober ein Erlaß aus Olmütz, welcher die Unterbrechung der Sitzungen des Reichstages und dessen Wiederzusammentritt für den 16. November in der kleinen mährischen Stadt Kremsier (Bild Seite 745) anordnete.

Eine Proklamation des Fürsten Windischgrätz vom 20. verkündigte Belagerungszustand und Standrecht, und drei Tage später folgte die Bekanntgabe der Unterwerfungsbedingungen: Entwaffnung, Auflösung aller Korps, Schließung der Universität, Stellung von zwölf Studenten als Geiseln und Auslieferung von mehreren namentlich bezeichneten Individuen, darunter Musik-Professor Alfred Julius Becher (geb. 1803), Burian, Fenneberg, Messenhauser, Haug, Tausenau, Schütte und Andere.

Der Reichstag, obwohl aller thatsächlichen oder auch nur moralischen Macht entbehrend, erklärte diese Maßregeln für ungesetzlich und die Vertheidigungsanstalten wurden rüstig fortgesetzt. In einer „Mobilgarde" suchte man die zahlreichen brotlosen, mehr oder weniger bedenklichen Elemente zu vereinigen, und dieselbe schlug sich zwar später mit unleugbarer Bravour, entsprach aber in anderer Beziehung gar sehr ihrer Zusammensetzung.

Ohne Frage täuschten sich die Leiter der Vertheidigungsanstalten nicht darüber, daß Wien der vereinigten Armee des zum Marschall ernannten Fürsten Windischgrätz und des Banus nicht längeren Widerstand zu leisten vermöge. Aber man wußte, daß am 21. die ungarische Armee die Grenze Niederösterreichs überschritten habe, und gab sich der festen Meinung hin, dieselbe werde das Belagerungsheer verscheuchen.

Digitized by Google

In der That drängte Moga den Banus immer weiter zurück, der sich dies ganz gerne gefallen ließ, weil er dadurch leichter in die Lage gesetzt wurde, Verstärkungen an sich zu ziehen. Seine mehr oder weniger salopp gekleideten Grenzsoldaten und auch die ob ihrer Tracht vielgefürchteten „Rothmäntler" (Seressaner), die aber, wie der Verfasser bezeugen kann, trotz ihrer athletischen Gestalt und des kleinen Arsenals, das sie im Gürtel mitschleppten, besser waren als ihr Ruf, wurden in die Cernirungs-Linie vor Wien geschoben, den Ungarn aber traten Theile der von Windischgrätz herbeigeführten Armee, theils aus Steiermark herangezogene Truppen entgegen.

Der eigentliche Kampf um Wien begann am 23. Oktober, obwohl schon seit Wochen mit den Vorposten geplänkelt wurde. An diesem Tage aber donnerten die Kanonen zum ersten Male, und die dann durch eine volle Woche Nacht für Nacht auflodernden Feuersäulen trugen weit hinaus ins Land Kunde von dem Kampfe. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den einzelnen Phasen desselben zu folgen; er ward von beiden Seiten mit Erbitterung geführt und erreichte seinen Höhepunkt am 28., wo endlich auch die Leopoldstadt, welche Bem selbst von der großen Sternbarrikade in der Jägerzeile aus vertheidigte, in die Hände der Truppen fiel. Daß es dabei nicht an Greuelscenen und blutigen Ausschreitungen der erbitterten Soldaten fehlte, welchen selbst ganz Unbetheiligte zum Opfer fielen, weist in einzelnen beglaubigten Fällen selbst ein so hyperloyaler Chronist nach, wie Dunder in seiner „Geschichte der Oktober-Revolution" sich Mühe gibt zu sein.

In der Nacht des 28. flammten nicht weniger als 26 große Brände auf, darunter das prächtige und in der Geschichte der Revolution oft genannte Vergnügungslokal Odeon, der Gasometer in Erdberg, der Südbahnhof und so weiter.

Am Morgen des 29. waren alle Vorstädte in den Händen der Truppen, die Revolution auf den engen Umkreis der inneren Stadt eingeschränkt. Messenhauser und mit ihm alle besonnenen Militärs waren von der Nothwendigkeit einer Capitulation überzeugt, es erfloß eine entsprechende Proklamation, und eine Deputation des Gemeinderathes verfügte sich zum Marschall, um über die Unterwerfung zu verhandeln. Da spielte die Hoffnung auf einen Entsatz durch die ungarische Armee noch den letzten schlimmen Streich.

Die Verstärkung und Umwandlung des Gegners bewog Moga, nochmals über die Leitha zurückzugehen und die Zuzüge abzuwarten, mit welchen Kossuth selbst herbeikam. Bei Nikolsdorf stieß derselbe mit ungefähr zwölftausend Mann und mehreren Batterien zu Moga's Korps, das nun ungefähr aus dreißigtausend Mann, worunter aber ein Drittel noch undisciplinirter Landsturm war, bestand.

In einem Kriegsrathe drang Kossuth darauf, sich gegen die Cernirungsarmee zu wenden, weil diese nach Bezwingung Wiens doch gegen Ungarn verwendet werden würde. Moga betonte die Mängel seiner Streitkräfte, erklärte aber, er hoffe, es würde Jedermann seine Pflicht thun, und forderte die übrigen Offiziere auf, ihre Meinung zu sagen. Alles schwieg, nur einer der jüngeren Stabsoffiziere, Oberst Arthur Görgey (geb. 1818), sprach sich vom militärischen Standpunkt entschieden gegen eine Offensivbewegung aus, wobei er betonte, von der Politik nichts zu sprechen, weil er sie nicht verstehe. Namentlich hob er die Ueberlegenheit der kaiserlichen Armee an Zahl und soldatischer Tüchtigkeit hervor.

„Und die Begeisterung, welche die gute Sache und meine Ansprache zu verleihen vermag, schlagen Sie nicht an?" fragte Kossuth etwas gereizt, dem schon damals die kühle Weise Görgey's unsympathisch sein mochte.

„Im Lager und unmittelbar nach der Anrede mag die Begeisterung ein sehr hoch anzuschlagender Factor sein; nach erlittenen Strapazen und im Angesichte des Feindes genügt sie aber allein nicht", entgegnete Görgey ruhig.

Nun erhoben Moga selbst und andere Offiziere Einwendungen gegen die Ueberschreitung der Grenze mit Bezug auf die kaiserlichen Proklamationen, welche den Fürsten Windischgrätz zum Befehlshaber aller Streitkräfte mit Ausnahme der in Italien stehenden ernannte. Es war dies die letzte Regung von Bedenklich-

keit über die Zwitterstellung, in welche man zwischen den verschiedenen Begriffen von militärischer Pflicht gekommen war. Kossuth wußte dieselben aber zu beschwichtigen und zu seiner Auffassung zu bringen. Nun sendete er eine Art Ultimatum an den Marschall, welches die Auflösung der kroatischen Armee, Aufhebung der Belagerung von Wien und so weiter forderte. Daß der Fürst diese Bedingungen ablehnte, ist ganz begreiflich, allerdings aber hätte er es in anderer Form thun können als durch die hochmüthige Phrase: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht!" Er machte dadurch die späteren Schlappen, welche er von diesen „Rebellen" erlitt, nur noch peinlicher.

Nun ging die ungarische Armee am 28. Oktober wieder über die Grenze, überschritt am 29. die Fischa und griff am folgenden Tag die Stellungen der kaiserlichen Armee bei Schwechat und Mannswörth an. Der spätere General Graf Guyon nahm mit zwei Honved-Bataillons Mannswörth, aber Moga gebot ihm Halt und ließ die jungen Truppen unter dem Geschützfeuer der kaiserlichen Armee ausharren. Vergebens machte Görgey Vorstellungen; aus Unfähigkeit oder zu spät kommenden Bedenken weigerte sich Moga, weiter vorgehen zu lassen, die Bataillone kamen in das Schwanken, machten Kehrt und rissen die ganze Armee in die Flucht mit. Wäre Jelačić ein kühnerer und umsichtigerer Feldherr gewesen, der seine ziemlich zahlreiche Cavallerie zu benützen verstanden hätte, so würde der erste Schlachttag der ungarischen Armee ihr wahrscheinlich auch ein Ende gemacht haben. Nicht mit Unrecht meint ein Berichterstatter, die beiden Führer hätten ein wenig jenen Nachtwächtern geglichen, die sich in Ausübung ihres Dienstes begegnen, sich verkennen und in eine heillose Angst vor einander verfallen. In der That wäre es, wenn Jelačić nicht in diesem Falle gewesen wäre, kaum zu begreifen, warum er die regellose Flucht der Ungarn nicht ausnützte, dieselben über die Fischa gehen und sich ungefährdet sammeln und weiter zurückziehen ließ.

In Wien hatte man den Verlauf des Treffens von den Thürmen aus verfolgt. Messenhauser erkannte, daß dasselbe mindestens unentschieden geblieben war, aber die fanatisirte Menge wollte daran nicht glauben, und als am 31. Oktober eine etwas ruhmredige Proklamation des Fürsten Windischgrätz erschien, hielt man dieselbe für eine Falle. Vergebens betheuerte Messenhauser und wer sonst noch Besonnenheit hatte, die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes, und eine Kundmachung sagte in gewohnter schwülstiger Manier: „Heldenmüthiges Volk von Wien, sei groß in Deinem Falle, wie Du es in Deiner Erhebung warst. Für die Freiheit leben ist größer, als tollkühn unsere Zwecke mit uns und durch uns vernichten. Wir haben die Ehre gerettet, darum ist Nichts verloren. Legt die Waffen nieder, und zeigt den einrückenden Soldaten, daß der Ordnungssinn, daß der wahre Heldenmuth sich dem Unabänderlichen männlich zu fügen weiß."

Aber nun flammte eine verzweiflungsvolle Kampfeswuth zum letztenmale auf. Scharen von Mobilgarden und bewaffneter Pöbel durchzogen die Straßen, der Ruf: „Die Ungarn kommen!" täuschte über die wirkliche Lage hinweg, man wollte Messenhauser zu einem Ausfall zwingen und setzte endlich gegen dessen besseren Willen und Ueberzeugung den thörichten Beschluß durch, eine Vertheidigung der inneren Stadt zu wagen — ein Versuch, der von Windischgrätz als Capitulationsbruch aufgefaßt wurde. Kurz nachdem am 31. Oktober gegen drei Uhr Nachmittags eine gemeinderäthliche Deputation durch das verrammelte Burgthor hinausgelassen wurde, welche die letzten Modalitäten der Uebergabe vereinbaren sollte, gaben die Mobilgarden von der Bastei aus Schüsse auf die Truppen ab, eine wahnwitzige Herausforderung, die nicht unbeantwortet blieb.

Eine heftige Kanonade mit Vollkugeln und Granaten wurde eröffnet, unter welcher namentlich der westliche Theil der Stadt litt. „Es war, als lagerten zwanzig Gewitter über Wien, so blitzte und donnerte es mehrere Stunden hindurch", berichtet ein Augen- und Ohrenzeuge. Selbst einzelne Theile der Hofburg, das Kuppeldach des Bibliotheksgebäudes, der die Naturaliensammlungen beherbergende

Tract und der Thurm der Augustinerkirche gingen in Flammen auf. Um sechs Uhr drang das erste Bataillon durch das eingeschossene Burgthor ein. Wir lassen über die letzten Momente des Widerstandes den von fast unheimlicher Unmittelbarkeit zeugenden Bericht des Dichters Moriz Hartmann folgen:

„Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem hohen Markt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet und hielten sich in den innersten Räumen der Häuser auf. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner vielleicht zehnjähriger Junge, der trug eine große schwarzrothgoldene Fahne, der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm; er schritt vorwärts gemessenen Ganges und schlug Generalmarsch; er schlug ihn, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlaf wecken. Der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben starr bei diesem Schauspiel, und Thränen traten uns in die Augen. „Lieber Freund," sagten wir ihm endlich, „lassen Sie das, es ist Alles aus." — „Nein," antwortete der Alte, „sie müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein!" So sprechend ging er immer weiter und schlug die Trommel, so daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kämen. Sie kamen nicht . . . . Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen, es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stefansplatz zu etwa dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als besorgten sie, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, den Degen in der Hand, gefolgt von einer noch kleineren Schar. Auch sie sahen sich um, während sie über den Graben gingen. Nicht zwei Minuten darauf erschienen die kaiserlichen Soldaten —".

Die Revolution, die von der Begeisterung des ganzen Volkes getragen, begonnen hatte, endete so mit dem wahnwitzigen Verzweiflungskampfe einiger Tollköpfe. Die Zahl der in den Oktoberkämpfen Gefallenen wird auf viertausend von Seite des Volkes geschätzt; der Gesammtverlust der Truppen ist auf sechsundfünfzig Offiziere und tausendeinhundertzweiundvierzig Soldaten angegeben worden.

Daß die Umstände eine stramme Herrschaft nöthig machten, vermag das sofort mit aller Rücksichtslosigkeit eingeleitete Säbelregiment nicht zu entschuldigen. Auf den Schrecken der Anarchie folgte jener der Gewalt. Massenhaft wurden Verhaftungen vorgenommen, und zwar so wahllos, daß schon in den nächsten Tagen an tausend Personen wieder als schuldlos entlassen werden mußten.

Die Kriegsgerichte begannen ihre schauerliche Arbeit, leider in einer Weise, daß sie von dem Vorwurf blinden Parteihasses und geradezu unverantwortlicher Leichtfertigkeit nicht verschont bleiben können. Jener Legionsoffizier, von dem wir berichteten, daß er bei dem Bemühen, den Kriegsminister zu retten, fast selbst vom Pöbel gelyncht worden wäre, wurde „wegen entfernter Theilnahme am Morde Latour's" zu sechs Jahren Festungsstrafe in Eisen verurtheilt. Eine Reihe später von den ordentlichen Gerichten revidirter Processe ergab die vollkommene Schuldlosigkeit der Verurtheilten, und darunter waren auch solche, die, wenn sie sich nicht durch die Flucht gerettet hätten, unfehlbar justificirt worden wären.

Den Reigen der standrechtlichen Hinrichtungen eröffnete Robert Blum, der am 9. November erschossen wurde, während der entweder ebenso schuldige oder ebenso unschuldige Fröbel begnadigt wurde. Am 16. erlitt Messenhauser den Tod, dem er mannhaft entgegenging.

Am 24. wurden Doctor Alfred Becher, Redakteur des „Radikalen", ein fantastischer Schwärmer, und Hermann Jellinek (geb. 1822) erschossen, von

welchem Bauernfeld sagt: „Seine Verbrechen waren ein paar radikale nebenbei hegelisirende Journal-Artikel, die nur Wenige lasen und Niemand verstand, er selber kaum, Fürst Windischgrätz am allerwenigsten. Aber man brauchte auch einen Juden und hatte sonst keinen zur Hand."

Im Ganzen erlitten durch die schauerliche Thätigkeit der Kriegsgerichte, die bis in den Mai 1849 dauerte, vierundzwanzig Personen den Tod, nebstbei wurden anderthalbhundert meist strenge Freiheitsstrafen verhängt. Man wird denselben sammt und sonders das Mitleid nicht versagen können, selbst jenen Soldaten nicht, die als Opfer der Verführung den gebrochenen Fahneneid meist mit dem Tode büßten. Eine Ausnahme wird man nur bezüglich jener drei machen müssen, die als unmittelbare Mörder des Kriegsministers am 20. März 1849 gehängt wurden, und unter welchen sich sonderbarerweise auch ein Kroate befand, also ein Angehöriger der Nation, um deren Begünstigung willen Latour dem Volkshaß verfiel.

Eine Todtenruhe trat in Wien und, mit Ausnahme von Ungarn und Venedig, im ganzen Reiche an Stelle der noch vor Kurzem so hoch gehenden Wogen der Erregung. Mit Ausnahme ganz vereinzelter Fälle, die nur einzelnen überspannten Tollköpfen zuzuschreiben waren, und einem ziemlich confusen Putsch in Prag im Mai 1849, der mit neuerlicher Verhängung des Belagerungszustandes beantwortet wurde, fügte man sich ruhig den neuen Gewalten, wozu ein besonders den Mittelstand durchziehendes wohlberechtigtes Bedürfniß nach Ruhe das meiste beitrug. Darin lag ja von vorneherein der Keim des Uebels, daß die Revolution, als auch ihre wichtigsten Ziele erreicht waren, nicht zum Abschluß kam und ein Zustand geschaffen wurde, der weder mit staatlicher Ordnung, noch mit allen Arten bürgerlicher Thätigkeit vereinbar erschien.

Seit seiner früher erwähnten Sendung aus Radetzky's Feldlager an den Hof zu Innsbruck war Fürst Felix Schwarzenberg der besondere Vertrauensmann des Hofes. Er folgte demselben auch nach Olmütz und trat dort als Minister des Auswärtigen an die Spitze des neuen Kabinetes, das am 24. November aus folgenden Mitgliedern gebildet wurde: Graf Franz Stadion (der schon mehrmals erwähnte klug und maßvoll denkende frühere Gouverneur von Galizien) für Inneres und Unterricht, — Doctor Alexander Bach (der Emporkömmling der Revolution, welcher sich vorderhand durch seine Hinneigung zum starrsten Centralismus empfahl) für Justiz, — General Franz Baron Cordon für Krieg, — Philipp Freiherr von Kraus für Finanzen, — Karl Ludwig von Bruck (der schon andernorts erwähnte geniale Schöpfer des Lloyd) für Handel, — Ferdinand Edler von Thinnfeld für Landescultur und Bergwesen.

Am 27. November trat dieses Ministerium dem nunmehr in Kremsier versammelten Reichstag gegenüber, in welchem sich jetzt auch die czechischen Deputirten wieder eingefunden hatten, nachdem sie den Plan, in Brünn ein slavisches Gegenparlament einzuberufen, wieder aufgegeben hatten.

Das von Fürst Schwarzenberg vorgetragene Programm des Ministeriums war vortrefflich. „Wir wollen die constitutionelle Monarchie aufrichtig und ohne Rückhalt; wir wollen sie begründet auf der gleichen Berechtigung und unbehinderten Entwicklung aller Nationalitäten, sowie auf der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, gewährleistet durch Oeffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens, getragen von der freien Gemeinde und der freien Gestaltung der Ländertheile in allen inneren Angelegenheiten, umschlungen von dem gemeinsamen Bande einer kräftigen Centralregierung." Diese allgemeinen Grundsätze erhielten noch höheren Werth durch die Aufzählung der zunächst zu erledigenden Aufgaben, unter welchen der Ausbau der Verfassung, Durchführung der Grundentlastung, Umgestaltung der Rechtspflege, ein freisinniges Gemeindegesetz, Errichtung der Nationalgarde u. s. w. obenan standen.

Nicht blos vom Reichstag, auch von der Bevölkerung wurde dieses Programm dankbar entgegengenommen. Aber es gab auch unverbesserliche Pessimisten, welche meinten, das seien wohl schöne Worte, bevor sie aber jubelten, wollten sie erst auf

Fig. 1. Ansicht der Fassade des Hauses Nr. 1 Rue Vaneau in Paris. Architekt: Henri Sauvage. Die Fassade ist in Sandstein ausgeführt. Die Fenster sind mit Bronzegitter versehen. Die Fensterbrüstungen sind mit Majolikaplatten verkleidet. Die Dachfläche ist mit Schiefer gedeckt. Die Dachfenster sind mit Kupfer eingefaßt.

Fig. 2. Ansicht der Fassade des Hauses Nr. 3 Rue Vaneau in Paris. Architekt: Henri Sauvage. Die Fassade ist in Sandstein ausgeführt. Die Fenster sind mit Bronzegitter versehen. Die Fensterbrüstungen sind mit Majolikaplatten verkleidet. Die Dachfläche ist mit Schiefer gedeckt. Die Dachfenster sind mit Kupfer eingefaßt.

Am 2. Dezember 1848 tagte im Thronsaale der erzbischöflichen Residenz eine erlauchte Versammlung, während die Truppen zu einer Parade ausrückten. Nur die anwesenden Mitglieder des Kaiserhauses, die höchsten Würdenträger, unter ihnen auch die am Abend vorher eingetroffenen Feldherren Windischgrätz und Jelačić, endlich die obersten Hofchargen, waren zugegen, als Kaiser Ferdinand die Abdankungs-Acte, Fürst Schwarzenberg die darüber ausgefertigten Dokumente verlas, welche vom Kaiser und dem auf die Thronfolge verzichtenden Erzherzog Franz Karl unterzeichnet wurden.

Es war ein erschütternder Augenblick, als der junge Prinz, auf dessen Stirne sich in diesem Moment eines der glänzendsten, aber auch für den Träger verantwortungsreichsten Diademe senkte, vor dem kaiserlichen Oheim, der ihm Glanz und Bürde des höchsten Regierungsamtes übertrug, in die Knie sank. Schluchzend vor Rührung umarmte ihn Kaiser Ferdinand der Gütige mit den Worten: „Gott segne Dich! Sei nur brav, und Gott wird Dich schützen!" (Bild Seite 752). Und während sich nun die Huldigenden und Glückwünschenden näher drängten, nahm der neue Monarch mit dem Seufzer: „Lebe wohl, meine Jugend!" Abschied von seinem bisherigen Leben, um ein neues, sorgenvolleres zu beginnen.

„Es war ein hochherziges Wort für einen Jüngling von kaum neunzehn Jahren", bemerkte hiezu der amerikanische Gesandte Stiler, „denn es sprach von der Uebernahme der Pflichten und der Hingabe an eine schwierige Aufgabe. In der frühesten Jugendblüthe Herr eines der größten Reiche der Welt zu sein und früher an die Opfer zu denken, welche die Pflicht auferlegt, als an den Glanz der Stellung — das zeigt von einer Würdigung der Aufgabe, die ebenso selten zu finden, wie sie unerläßlich ist zu den Erfolgen Jener, welche zur Herrschaft geboren sind."

Es sei hier gestattet, einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Lebensgang des neuen Monarchen, Franz Josef I. (Bild Seite 761), zu werfen.

Geboren wurde derselbe am 18. August 1830 aus der Ehe des Erzherzogs Franz Karl mit der Tochter des Königs Maximilian von Baiern, Sofie. Die ersten Kinderjahre verbrachte er in der Umgebung des greisen Großvaters, Kaisers Franz I. Die eigentliche Erziehung wurde in die Hände des Grafen Heinrich Bombelles gelegt, dem der zur speciellen Dienstleistung beim Erzherzog zugetheilte Graf Franz Coronini zur Seite stand. Nächst seinen Brüdern bildeten die Söhne der beiden Grafen, Marcus und Karl Bombelles und Franz Coronini die gleichalterige Umgebung des Erzherzogs.

Die Studien wurden mit jenem Ernst und jener Sorgfalt betrieben, wie dies im kaiserlichen Hause üblich ist und den Prinzen desselben schon in der Jugend eine schwere Aufgabe stellt. Ein Kreis von mit Sorgfalt ausgewählten Männern fungirte als Lehrer. Wir nennen darunter den Abt und späteren Erzbischof Othmar Josef von Rauscher, den hochgefeierten Staatsmann Lichtenfels, Staatsrath Pilgram, Domherr Columbus u. s. w., zu welchen im Jahre 1847 noch Staatskanzler Fürst Metternich mit einer Art von praktischem Cursus in Behandlung der Staatsgeschäfte trat.

Der Unterricht in den militärischen Wissenschaften oblag dem damaligen Obersten, späteren Feldzeugmeister und General-Artillerie-Direktor Franz Ritter von Hauslab (geb. 1798, gest. 1883), bekanntlich einem der vielseitigst gebildeten Offiziere der Armee. Derselbe sagt in einem Programm, das er für den Unterricht des Erzherzogs entwarf: „Das Ziel, welches durch den Unterricht bei einem Thronfolger erreicht werden soll, ist in vieler Rücksicht anders gestellt, als in gewöhnlichen Fällen. Alle Berufswissenschaften umfassend, soll ihm kein Zweig fremd bleiben, weil das Heil eines jeden von ihm ausgeht. Diese mehrseitigen Ansprüche lassen es als erste unvermeidliche Bedingniß der Aufgabe erscheinen, daß jedem Fach nur eine beschränkte und festbegrenzte Zeit zugetheilt werden kann. In diese müssen das Schema der Gegenstände und die Methode des Unterrichts eingefaßt werden. Es ist nicht das viele Wissen, welches im Leben Nutzen gewährt. Nicht

blos auf das Verstandesvermögen, sondern auch auf die Bildung des Charakters hat der Unterricht Einfluß, wenn dies berücksichtigt wird. Ausgebildete Kenntnisse geben Leichtigkeit und Muth sich in der Welt zu bewegen. Die Scheu verliert sich, wenn man weiß, nur Bekanntem zu begegnen. Klare bestimmte Kenntnisse, übergegangen in innere Ueberzeugung, geben Festigkeit und Beharrlichkeit, schützen vor Täuschung und bewahren vor der Furcht getäuscht zu werden, aus der dann Mißtrauen entsteht."

Diese Grundsätze der Gründlichkeit brachte Hauslab auch beim Unterricht in den militärischen Fächern zur Geltung. Als Infanterist, Ulane und Kanonier lernte der Erzherzog wie jeder andere Rekrut das Detail des Truppendienstes und erwarb sich jenen praktischen Blick, der den allgemeinen Zweck im Auge hat, aber auch die Einzelnheiten erfaßt, welcher ihn noch heute auszeichnet.

Hand in Hand gingen damit alle körperlichen Uebungen, so daß Kaiser Franz Josef noch jetzt als trefflicher Schütze, ausdauernder und gewandter Bergsteiger und einer der elegantesten und kühnsten Reiter bekannt ist.

Eine besondere Begabung zeigte der Prinz für das Zeichnen, in welchem er die Anleitung eines der tüchtigsten Meister, des bereits erwähnten Professors Johann Nepomuk Geiger genoß. Auch für Naturgeschichte und Chemie interessirte er sich lebhaft und experimentirte gerne in einem besonders eingerichteten Laboratorium. Entgegen der sonstigen Tradition des kaiserlichen Hauses zeigte Erzherzog Franz Josef wenig Lust für Ausübung von Musik, obwohl er stets ein Freund und eifriger Hörer guter Musik blieb.

So vollzog sich in wohl bemessener Steigerung die Erziehung des Prinzen, der für einen so hohen Beruf bestimmt war. Für den Ernst, mit welchem er selbst seine Aufgabe erfaßte, ist die Aeußerung eines seiner Lehrer bezeichnend: „Ich habe nie einen Schüler von gleich regem Pflichtgefühl gehabt."

Doch der Ernst der Zeiten unterbrach sehr bald dieses ruhige Leben und drängte den Prinzen auf die Bühne öffentlicher Wirksamkeit.

Seine erste offizielle Sendung ging nach Ungarn, wo er im Oktober 1847 als königlicher Commissär die Installation des Erzherzogs Stefan als Obergespan des Pester Comitates vollzog. Seine jugendliche ritterliche Erscheinung und die Fertigkeit, mit welcher er die heimische Sprache handhabte, machte tiefen Eindruck, welchem auch Kossuth in der bekannten von uns mitgetheilten Märzrede Ausdruck gab.

Der wieder zurückgezogenen Ernennung zum Statthalter in Böhmen, des Aufenthaltes im Feldlager Radetzky's wurde bereits gedacht. Von dort kehrte er im August zurück, um seine Studien fortzusetzen. Lichtenfels und Columbus trugen Rechts- und Staatswissenschaften vor, Hofrath Zaleski ertheilte Unterricht in der polnischen Sprache, der gelehrte Rauscher aber hielt — passend genug für die Zeit! — Vorträge über englische Verfassungsgeschichte und das Zeitalter der großen französischen Revolution.

Noch in Olmütz fanden diese Studien ihre Fortsetzung, obwohl der Erzherzog in Kenntniß gesetzt wurde, wie nahe die Uebernahme der Regierung war und auch an den Berathungen mit den beiden leitenden Staatsmännern Schwarzenberg und Stadion theilnahm.

Am 1. Dezember fand noch die letzte Unterrichtsstunde des Jünglings statt, der am nächsten Tag Kaiser von Oesterreich sein sollte. Unmittelbar an die Pflicht der Ausbildung knüpfte sich jene viel schwerere, die fürder das ganze Leben ausfüllen sollte.

Ein Manifest des abgetretenen Herrschers verkündete dem Volke den Thronwechsel, der mit der Ueberzeugung begründet wurde, „daß es jüngerer Kräfte bedürfe, um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zuzuführen". „Möge der Allmächtige den Völkern den inneren Frieden wieder verleihen, die Verirrten zur Pflicht, die Bethörten zur Erkenntniß zurückführen, die versiegten Quellen der Wohlfahrt neuerdings eröffnen und Seine Segnungen über Unsere

Lande im vollsten Maße ergießen; — möge er aber auch Unseren Nachfolger, Kaiser Franz Josef I., erleuchten und kräftigen, damit er Seinen hohen und schweren Beruf erfülle zur eigenen Ehre, zum Ruhme Unseres Hauses, zum Heile der Ihm anvertrauten Völker!" — Mit diesem gewiß aus dem Herzen kommenden Wunsch nahm Kaiser Ferdinand, dem der Beiname „der Gütige" als schönster Nachruhm beigelegt wurde, von seinen Unterthanen Abschied, die ihn, die Nothwendigkeit der Maßregeln nicht übersehend und dem neuen Herrscher hoffnungsvoll entgegenblickend, doch nicht ohne Wehmuth vom Throne scheiden sahen.

Mit einem zweiten Manifest trat der junge Herrscher vor die Völker Oesterreichs, welchen er verkündigte „durch die Thronentsagung Seines erhabenen Oheims, Kaisers und Königs Ferdinand des Ersten, in Ungarn und Böhmen dieses Namens der Fünfte, und die Verzichtleistung Seines durchlauchtigsten Herrn Vaters, Erzherzog Franz Karl, auf die Thronfolge, kraft der pragmatischen Sanction berufen, die Kronen Seines Reiches auf Sein Haupt zu setzen"; und die Regierung anzutreten unter dem Namen Franz Josef I. „Völker Oesterreichs! Wir nehmen Besitz von dem Throne Unserer Väter in einer ernsten Zeit. Groß sind die Pflichten, groß die Verantwortlichkeit, welche die Vorsehung Uns auferlegt. Gottes Schutz wird Uns begleiten!"

Wahrhaft hoffnungsfreudig wurde die Thronbesteigung des jungen Monarchen begrüßt. Man hoffte durch eine kräftige Hand fest auf die Bahn der Ordnung und eines organischen Fortschrittes in allen Zweigen gelenkt zu werden. Eine Gewähr dafür sah man in dem bedeutungsvollen vom neuen Herrscher gewählten Wahlspruch: „Viribus unitis", der in seiner Art ein ganzes Regierungs-Programm vertrat und für die Verhältnisse Oesterreichs mit Weisheit erkoren war.

„Mit vereinten Kräften!" so scholl es vom Throne herab und der Ruf fand ein millionenfaches Echo im ganzen Reiche. Es war einer jener Momente, wo eine zündende Idee die Gegensätze ausgleicht und alle Gedanken nach einer Richtung wendet. Doch blitzartige Eindrücke dauern nicht lange und bald vergaß man von allen Seiten auf die weise Mahnung und den tiefen Sinn des kaiserlichen Wahlspruches.

Eine neue Zeit war angebrochen, man war durch eine Epoche trauriger Entsagung und durch ein sturmgepeitschtes Jahr gegangen, aber die Menschen, ihre Irrthümer und Fehler waren die alten geblieben — eine triste, niederschlagende Wahrnehmung, die von der Geschichte aller Zeiten gepredigt wird. —

Die Gewalt der Waffen.

Der Reichstag in Kremsier befand sich in der Situation einer, übrigens nicht sehr friedfertigen Familie, welche eifrig über die Einrichtung des Hauses, über die Vertheilung der Räume berathet, während die Mauern schon wanken, das Dach abgedeckt wird, und die Fundamente untergraben werden. Mit viel Eifer beriethen die Abgeordneten Artikel für Artikel der neuen Verfassung, sogenannte „Grundrechte" wurden festgesetzt, durch welche die individuelle und gemeinsame Freiheit für alle Zeiten gesichert sein sollte, erbittert wogte der Kampf um die centralistische oder föderalistische Gestaltung des Reiches. Aber jeder der Redner und Streiter, sowie die öffentliche Meinung wußten, daß es vergebliche Mühen, daß es ein Streiten um nichts, denn von Tag zu Tag mehrten sich die Zeichen, welche erkennen ließen, daß man sich nicht damit begnüge, „die Revolution zu schließen", sondern daß die Rückkehr zum absolutistischen System festbeschlossene Thatsache sei.

Von Interesse neben dem theoretischen Streit über das Ausmaß an politischen Rechten, von welchen Niemand glaubte, daß sie zur Ausübung kommen würden, war nur die Trennung in zwei Lager, um die sich ja heute noch im Großen und Ganzen der Streit dreht. Das Gros der Deutschen, die unter Stadion's Machtgebot stehenden galizischen Bauern, die meisten Abgeordneten der Bukowina und Istriens standen für eine centralistische Gestaltung des Reiches ein — die slavischen Abgeordneten und deutsche Ueberläufer, welche aus Haß gegen jede freiheitliche Verfassung jene Form vorzogen, die am wenigsten durchführbar war, wollten den Neubau auf rein föderalistischer Grundlage eingerichtet haben. Die erstere Partei stand unter Führung von Lasser, Brestl, Hein (später sämmtlich Minister), die Föderalisten gehorchten dem Dictate Palacky's, der einen gar wunderlichen Plan ausgeheckt hatte. Nach seinem Recepte sollte Oesterreich in nationale Atome zerkleinert werden, und aus diesen in politischer Retorte wieder fünf „nationale" Ländergruppen zusammengeschmolzen werden, eine deutsche, eine czecho-slavische (die Länder der Wenzelskrone Böhmen, Mähren und Schlesien), eine polnische (Galizien und Bukowina), eine illyrische (Südsteiermark, Krain, Kärnten, Istrien) und eine italienische (Lombardei, Venedig, Küstenland und Südtirol).

Nach diesem famosen Plan, den man unbefangener belächeln könnte, wenn er nicht heute noch Anhänger zählte, und, wenn nicht offen, so doch auf Schleichwegen verfolgt würde, wären die Deutschen in Oesterreich auf Ober- und Niederösterreich, Salzburg, einen Theil von Tirol und Steiermark beschränkt worden, und nicht allein in Kronländern, in welchen sie dichtgedrängt ganze Striche bevölkern, wie in Böhmen, Mähren, Schlesien, Krain, Bukowina u. s. w. wären sie der Willkür nationaler Unduldsamkeit ausgeliefert worden, sondern jene zahlreichen Adern deutschen Volksthums, welche in allen Ländern der Monarchie eingesprengt sind, wie der Quarz im Felsen, und welche sich zu allen Zeiten als verbindende Kraft bewiesen haben, wären unwirksam gemacht, mit der Zeit natürlich ganz ausgemerzt

worden. Ein äußerst loses gemeinsames Band sollte diese Gruppen verbinden, um den Ansprüchen zu genügen, welche die Aufrechthaltung seiner europäischen Stellung an den Gesammtstaat stellte, ein Band, das naturgemäß immer schlaffer oder unter fortwährenden Verfassungskämpfen gewaltsam fester geknüpft werden müßte.

Daß eine solche centrifugale Gestaltung des Staates nicht nach ihrem Sinne sei, darüber ließ die Regierung keinen Zweifel aufkommen, im Uebrigen aber stand sie den Verhandlungen und Kämpfen des Reichstages kühl gegenüber, als wäre es ihr ganz angenehm, daß die Parteien sich in unfruchtbaren Kämpfen abmühten und ihre Kräfte aufrieben.

Daß der Reichstag selbst sehr starke Zweifel in seine Existenzfähigkeit setzte, bewies er namentlich durch die unglücklichen Versuche, sich ohne Aufgebung seiner demokratischen Grundlage der veränderten Sachlage anzupassen. Nur diesem Bemühen konnte z. B. der wunderliche Antrag entspringen, die in Italien stehende Armee möge einige Abgeordnete wählen und in den Reichstag senden. Mit Recht konnte man, abgesehen von der heiklen Stellung solcher militärischer Abgeordneten, fragen, warum gerade nur die Armee Radetzky's zur Theilnahme berufen sein solle, und warum der Zufall der Verwendung einen Unterschied in Rechten und Pflichten schaffen solle. Mit richtigem Takte lehnte die Armee selbst in einer Adresse ab. „Die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt dürfen in einem constitutionellen Staate nie vereinigt sein; die Armee als integrirender Theil der vollziehenden Gewalt kann daher nie an der gesetzgebenden Macht theilnehmen. Nein, Eure Majestät, das Heer will sich nicht betheiligen an diesen parlamentarischen Kämpfen; es würde darin den Untergang seiner Einigkeit und Disciplin und das Verderben der Monarchie erblicken. Es will mit einer ehernen Mauer den Thron Eurer Majestät, die Grenzen der Monarchie umgeben, es will die Gesetze des Vaterlandes gegen innere, seine Integrität gegen äußere Feinde schützen, aber es will in den Grenzen seiner Stellung verharren, die die Gesetzgebung aller Staaten den Armeen anweist."

Indessen waren die Tage des Reichstages ohnehin schon gezählt, man ließ ihn sein Werk vollenden und — jagte ihn dann davon. Wenn die Freisinnigkeit und theoretische Mustergiltigkeit den Werth einer Verfassung ausmachten, und wenn wir nicht wüßten, daß allein der Gebrauch, der von allen Seiten davon gemacht wird, und der constitutionelle Sinn der Machthaber und des Volkes darüber entscheiden, ob die noch so vorsichtig ausgeklügelten Paragraphe einer solchen Urkunde gedeihlich in der Anwendung wirken, so könnte man es bedauern, daß die Verfassung des Jahres 1849 nie in Wirksamkeit trat, ja eigentlich während des Geburtsactes schon wieder getödtet wurde.

Nachdem der Reichstag seine Arbeit beendet hatte, mußte die Regierung denn doch endlich Stellung zu dem Verfassungswerk nehmen. Daß diese nur eine ablehnende sein werde, daran zweifelte Niemand, der die Zeichen der Zeit und den Mann kannte, der jetzt an der Spitze der Regierung stand. Sie besaß, wie Krones sagt, in Fürst Felix Schwarzenberg, „dem geistig bedeutenden Aristokraten und rücksichtslosen Gegner des Liberalismus und der Nationalitätenpolitik, den Mann mit fester Hand, welcher Feder und Degen zu führen wußte, aber sich entschieden besser auf den Wiederaufbau des absoluten Staatsregimes als auf die Begründung eines constitutionellen Oesterreichs verstand".

Wie Staatsmänner, von welchen Mit- und Nachwelt die „feste Hand" rühmen, sich zu freiheitlicher Entwicklung verhalten, ist ja männiglich aus zahlreichen Beispielen bekannt. Und da es ohne einen Conflict mit dem Reichstag denn doch nicht abging, war es schließlich besser, man machte mit ihm, der jede Autorität nach Oben und Unten eingebüßt hatte, ein rasches Ende. Unter allen Spielarten von Staatsmännern, die dem constitutionellen Gedanken gram sind, wirken jene, die es offen eingestehen und darnach handeln, weder am schädlichsten noch am abstoßendsten. Viel widerlicher ist eine andere Sorte, welche die Form bestehen läßt, aber den Geist tödtet, welche das Recht knebelt, aber den Schein aufrecht hält und auf ganz verfassungsmäßigem Wege der Verfassung den Garaus macht.

Die anscheinend günstige Wendung des Kampfes in Ungarn gab Gelegenheit zum ersten entschiedenen Schritt nach rückwärts. Wir werden daher, um den chronologischen Zusammenhang nicht zu verlieren, die weitere Entwicklung der Dinge in Ungarn betrachten müssen.

Nach der Niederwerfung des Oktober-Aufstandes in Wien ging Fürst Windischgrätz an den zweiten, bedeutenderen Theil seiner Aufgabe, die Besiegung der erst im Entstehen begriffenen ungarischen Armee, die aber an der Stimmung des Landes einen festen Rückhalt hatte. Vielleicht wäre es, wenn Fürst Windischgrätz ein genialer Feldherr von raschem Entschlusse und eiserner Consequenz gewesen wäre, gelungen, durch rasches Verfolgen der bei Schwechat weichenden ungarischen Armee diese zur Auflösung zu bringen, und damit den Kern des späteren erbitterten Widerstandes zu vernichten. Aber Fürst Windischgrätz war eben kein Feldherr von Genie und Thatkraft, und der kriegerische Ruhm, den er sich durch das Bombardement von Wien und Prag erworben hatte, ging verloren im Kampfe mit den von ihm so sehr unterschätzten Ungarn.

Einem energischen Angriff gegenüber war die Lage der ungarischen Armee im Winter 1848 eine geradezu verzweiflungsvolle. Von Norden nahte an der oberen Donau die kaiserliche Hauptarmee unter Fürst Windischgrätz mit der Marschrichtung auf Pest und Ofen; von Nordosten drang aus Galizien mit einem starken Armee-Korps der schneidige Graf Franz Schlick (geb. 1789, gest. 1862) nach Ungarn ein, der einzige General dieses Winterfeldzuges, welchem man das Compliment machen konnte, welches Friedrich der Große einst im siebenjährigen Krieg seinem Bruder Heinrich zu Theil werden ließ: daß er allein keine Fehler gemacht habe. Von Siebenbürgen aus rückte Anton Freiherr von Puchner gegen Großwardein vor, und nach Kroatien marschirte der aus Italien herbeigerufene Nugent gegen Essegg, um die südlichen Comitate zwischen Donau und Drau zu bewältigen. Dieser concentrische Vormarsch wurde auf das Trefflichste unterstützt durch die Aufstände der Serben, Walachen und Slovaken, die theils schon seit Monaten loderten, theils jetzt erst, wo sie als berechtigt anerkannt wurden, zum Ausbruch kamen.

Die im Felde stehenden ungarischen Truppen hätten umso weniger Stand halten können, als sie nur zum geringen Theil aus kriegsgeübten Leuten bestanden, und jeder Schritt, welchen die kaiserlichen Truppen nach vorwärts machten, der nationalen Armee das Terrain verkleinerte, aus dem sie Zuwachs und Hilfsmittel aufbieten konnte. Beim Beginn des Feldzuges zählte die bei Preßburg stehende Hauptarmee dreißigtausend Mann mit sechzig Kanonen, unter Commando Arthur Görgey's, der früher als Oberlieutenant in der kaiserlichen Armee gedient hatte, im Sommer 1848 als Hauptmann in die Reihen der Honveds eintrat und nach der Schlacht bei Schwechat von Moga das Commando als General übernahm, Schlick gegenüber stand der frühere Kriegsminister Lazar Mészáros (geb. 1790, gest. 1858) mit ungefähr zwölftausend Mann, jedoch meist Landsturm und rasch zusammengeraffte Korps; — im Banat befehligte Kiß den Serben gegenüber an zwanzigtausend Mann, die zu den besten Truppen gehörten, da sie meist aus früheren ungarischen Regimentern der kaiserlichen Armee bestanden, die schon seit dem Sommer, im guten Glauben in den Serben und Kroaten Rebellen vor sich zu haben, kämpften und nun plötzlich die Rollen tauschen mußten. Auch aus dieser Sachlage wäre gewiß Nutzen zu ziehen gewesen, wenn ein rasches Vorgehen der kaiserlichen Hauptarmee keinen Zweifel darüber gelassen hätte, daß der Kampf jetzt nicht für, sondern gegen den Monarchen gelte. Denn jene Interpretation des ungarischen Reichstages, daß die Thronentsagung Ferdinand's eine erzwungene war und er rechtlich noch immer der alleinige Herrscher Ungarns sei, hätte wohl nicht hingereicht, um manche schwankende Elemente festzuhalten, wenn nicht der gesetzliche Standpunkt schon seit Monaten verwirrt worden wäre und viele wackere Männer so lange im Glauben gewesen wären, auf der rechten Seite zu stehen, bis es zu spät war. Denn heute, wo die Leidenschaft gesänftigt und die Wahrheit

Gedenkstein für Johann Sebastian Bach in Eisenach.

Bach in Eisenach. Unweit des Hauses, in welchem Johann Sebastian Bach geboren wurde, ist ein Gedenkstein für ihn errichtet worden. Der Stein ist von Sandstein und trägt eine Bronzetafel mit dem Bildnis des Meisters. Die Tafel ist von Professor Hermann Hultzsch in Dresden modelliert und in Bronze gegossen worden. Sie stellt Bach in seinem 50. Lebensjahre dar, wie er in Leipzig, wo er seit 1723 Kantor an der Thomasschule war, mit seinen Schülern musiziert. Die Tafel ist 0,60 m hoch und 0,50 m breit. Der Stein ist 1,50 m hoch, 0,80 m breit und 0,30 m tief. Die Enthüllung fand am 21. März 1883 statt.

Gedenkstein für Johann Sebastian Bach in Eisenach.

Bach in Eisenach. Unweit des Hauses, in welchem Johann Sebastian Bach geboren wurde, ist ein Gedenkstein für ihn errichtet worden. Der Stein ist von Sandstein und trägt eine Bronzetafel mit dem Bildnis des Meisters. Die Tafel ist von Professor Hermann Hultzsch in Dresden modelliert und in Bronze gegossen worden. Sie stellt Bach in seinem 50. Lebensjahre dar, wie er in Leipzig, wo er seit 1723 Kantor an der Thomasschule war, mit seinen Schülern musiziert. Die Tafel ist 0,60 m hoch und 0,50 m breit. Der Stein ist 1,50 m hoch, 0,80 m breit und 0,30 m tief. Die Enthüllung fand am 21. März 1883 statt.

à la fois les Français et les Anglais. Ils ont pour chef un Français, le capitaine Lafleur, qui a été adopté par la tribu et qui a épousé une femme indienne.

Les Peaux-Rouges ont pour habitude de se peindre le visage et le corps de couleurs éclatantes, et ils ne manquent pas de le faire lorsqu'ils vont en guerre. Ils ont aussi pour habitude de se raser la tête, à l'exception d'une touffe de cheveux qu'ils laissent au sommet du crâne et qu'ils ornent de plumes. Ils ont encore pour habitude de scalper leurs ennemis, c'est-à-dire de leur enlever la peau du crâne avec les cheveux, et de conserver ces scalps comme trophées.

Les Peaux-Rouges scalpent leurs ennemis. (Page 176.)

Les Peaux-Rouges ont pour habitude de se peindre le visage et le corps de couleurs éclatantes, et ils ne manquent pas de le faire lorsqu'ils vont en guerre. Ils ont aussi pour habitude de se raser la tête, à l'exception d'une touffe de cheveux qu'ils laissent au sommet du crâne et qu'ils ornent de plumes. Ils ont encore pour habitude de scalper leurs ennemis, c'est-à-dire de leur enlever la peau du crâne avec les cheveux, et de conserver ces scalps comme trophées.

Dembinski, von dem Kossuth später selbst sagte, „der alte Herr habe stets das Nöthigste vergessen", wollte seine Feldherrngabe durch einen Hauptstreich beweisen und entwarf einen großartigen Angriffsplan, zu dem sich alle Theile der ungarischen Streitmacht vereinigen sollen. Bevor dies jedoch noch gelang, stieß man am 20. Februar mit nur zwei Korps (Görgey und Klapka) bei Kápolna auf die Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz, welcher in blutiger zweitägiger Schlacht der Sieg verblieb.

Die großartig angelegte, verfrühte und nicht präzis durchgeführte Offensivbewegung Dembinski's war gescheitert, der Rückzug hinter die Theiß mußte angetreten werden. Dem allgemeinen Unmuth weichend, trat Dembinski zurück, um Vetter und nach dessen Erkrankung Görgey das Obercommando abzutreten, dem zwar die eigentliche strategisch-wissenschaftliche Bildung mangelte, der aber, wie sein Rivale Klapka zugibt, „in der Schlacht unvergleichlich war". Er war mehr ein taktisches als strategisches Talent, war schwankend und unsicher im Entwerfen von Plänen, wußte aber den Moment und die Gelegenheit trefflich auszunützen. Vielleicht trug an jenem Fehler weniger sein Mangel an Begabung die Schuld, als der aus seinen eigenen Aufzeichnungen klar hervortretende Umstand, daß er an den Sieg der Sache nicht glaubte, für die er focht. Er war zu wenig nationaler Eiferer, um den klaren Blick verloren zu haben, und wenn er mit einer gewissen Bosheit gegen Kossuth bemerkte, „er sei nur Soldat und verstehe von Politik nichts", so war das eine Unwahrheit. Die nie ganz verhüllte und nur durch die Nothwendigkeit unterdrückte Abneigung zwischen diesen beiden Männern ist nicht allein auf den Ehrgeiz Görgey's, auf das Uebelwollen Kossuth's gegen jede seiner Popularität gefährlich werdende Persönlichkeit zurückzuführen, sondern Görgey fühlte sich von dem maßlosen, alle Hindernisse übersehenden Wesen Kossuth's abgestoßen, und dieser mochte ahnen, daß ihm möglicherweise in dem Führer der Armee, auch dann, wenn sie siegreich war, ein gefährlicher Gegner seiner hochfliegenden Pläne erstehen werde.

Günstiger standen die Verhältnisse für die ungarische Sache in Siebenbürgen, wo Bem noch im November das Commando übernommen und aus dem Székler Landsturm ein für den leichten Krieg trefflich geeignetes Korps gebildet hatte. Nach anfangs wechselnden Erfolgen bedrängte Bem durch blitzschnelle Bewegung die kaiserlichen Generale Puchner, Wardener und Urban so sehr, daß der erstere, um Kronstadt und Hermannstadt schützen zu können, den Beistand des in der Walachei commandirenden russischen Generals Lüders anrief, der auch sechstausend Mann unter General Engelhardt in Siebenbürgen einrücken ließ. Es hieß zwar, daß Puchner ebenso auf eigene Verantwortung diese Hilfe angesucht, wie Lüders sie bewilligt habe, aber das ist doch nicht ganz glaublich, und man wird wohl annehmen dürfen, daß schon damals die russische Intervention in's Auge gefaßt und auch den beiderseitigen Generalen bekannt war.

Indessen fruchtete die russische Hilfe nichts, denn wuchtige Schläge, welche Bem nach allen Seiten führte, nöthigten nicht blos die Russen, sondern auch die österreichischen Truppen zum Rückzuge in die Walachei, und Anfangs März war ganz Siebenbürgen in der Gewalt Bem's, der an und für sich kein nationaler Eiferer, sich jedoch nicht zum Werkzeug der auch von Kossuth angepriesenen Strenge machte, sondern in verständiger Weise die Gegensätze in der Bevölkerung zu heben suchte und sein Hauptaugenmerk der Completirung und Ausbildung seiner Streitkräfte zuwendete.

Der Sieg bei Kápolna, welcher hoffen ließ, daß der ungarischen Insurrection ein sehr rasches Ende bevorstehe, trieb die Regierung in Olmütz auch zu einem entschiedenen Vorgehen in der inneren Politik.

Schon seit Wochen wußte man, daß ein entscheidender Schritt geplant sei, und auch die Art desselben war so wenig ein Geheimniß, daß einzelne Persönlichkeiten, die mehr oder weniger Ursache hatten, Unannehmlichkeiten vorauszusetzen, sich gegen Ende Februar in Sicherheit zu bringen suchten. Ein ziemlich sicheres Anzeichen,

daß ein gewaltsames Ende des Reichstages bevorstehe, sah man darin, daß seit Anfangs März kein Minister sich mehr an den Sitzungen desselben betheiligte.

In der Nacht vom 6. auf den 7. März 1849 erklang der Tritt marschirender Colonnen in dem kleinen Landstädtchen Kremsier (Bild Seite 745), das bis jetzt nur als Sommerresidenz der Fürsterzbischöfe von Olmütz bekannt gewesen war und seiner einsamen Lage an der Grenze der fruchtbaren Hanna, sowie des Vorhandenseins eines prachtvollen Saales wegen zum Aufenthaltsort für den Reichstag gewählt wurde. Noch während der Nacht wurde der erzbischöfliche Palast besetzt, der Saal und die Nebenlokale gesperrt, und als die davon in Kenntniß gesetzten Abgeordneten herbeieilten, bedeutete man ihnen einfach, sie hätten nichts mehr zu suchen und mögen sich hintrollen, von wannen sie gekommen. Nicht einmal die Förmlichkeit einer dem Reichstag selbst kundgemachten Auflösung gönnte man ihm — man hieß ihn gehen und verständigte über seinen Kopf hinweg die Bevölkerung von dem, was geschehen war.

Cavallerie-Patrouillen durchzogen das Städtchen, an einzelnen Punkten bivouakirten Truppen, als der naßkalte nebelige Morgen anbrach — der so unfreundlich und niederschlagend war, wie das Thun, das ihn begleitete. Bestürzt stoben die Abgeordneten auseinander, denn das Erwartete überraschte doch durch die Art und Weise, wie es in Scene gesetzt worden war. Kein Aufflammen der Entrüstung, kein zürnender Protest begegnete dem Gewaltstreich — man hatte ja Niemand, gegen den man ihn richten konnte; kein Minister, kein kaiserlicher Commissär war bemüht worden, einige Compagnien Infanterie, das war der ganze Apparat, der aufgeboten war, um die erste Volksvertretung Oesterreichs, die mit so überschwenglichen Hoffnungen begrüßt wurde, davon zu schicken.

Erst spät im Laufe des Vormittags fanden sich Polizeibeamte in den Wohnungen einzelner besonders mißliebiger Abgeordneten mit Militär-Assistenz ein — in weitaus den meisten Fällen umsonst. Goldmark, Kudlich, Violand, Füster und Andere hatten sich schon an den Tagen vorher oder am gleichen Morgen noch in Sicherheit gebracht, und die Regierung zeigte so wenig Hast ihrer habhaft zu werden, daß sie ungefährdet über die Grenzen kamen. Gewiß wünschte man das nicht anders, sonst hätte man die Flucht leicht verhindern können. Man wäre ja doch in einer peinlichen Lage gewesen, wenn die Männer, die durch Monate als Abgeordnete unbehelligt getagt hatten, nun plötzlich als Verbrecher hätten behandelt werden müssen. Man begnügte sich damit, ihnen dieses Stigma durch vor den Ausnahmsgerichten geführte Processe anheften zu lassen. Wie diese ihres Amtes walteten, bewies zum Beispiel das Urtheil gegen Goldmark, der „wegen Theilnahme an der Ermordung Latours" in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, während der zwanzig Jahre später nochmals durchgeführte Proceß unwiderleglich bewies, daß Goldmark, ebenso wie die anderen Reichstagsmitglieder, mit Gefahr seines Lebens bemüht gewesen war, den Kriegsminister zu retten. Es ist eines der traurigsten Zeichen so wüster von Leidenschaft durchwühlter Zeiten, daß sie selbst eines der hehrsten und heiligsten Attribute der Staatsgewalt, das Richteramt, für ihre Zwecke ausnützt, und an Stelle der unbeeinflußbaren Gerechtigkeit die Rachsucht der siegenden Parteien setzt.

Das vom 4. März datirte Manifest, mit welchem die Auflösung des Reichstages kundgemacht, aber nicht begründet ward, denn das war ja weder nöthig noch möglich, verkündete zugleich, von welcher leitenden Idee man in der inneren Politik ausgehe. Beim Regierungsantritte habe der Monarch beschlossen, den Reichstag — allerdings nicht ohne Bedenken wegen seiner im Oktober eingenommenen, mit der schuldigen Loyalität wenig vereinbarlichen Haltung — mit der Fortführung seines großen Werkes, nämlich der Berathung einer Verfassung für einen Theil der Monarchie, betraut zu lassen. Man habe sich dabei der Hoffnung hingegeben, daß diese Versammlung, die gegebenen Verhältnisse des Reiches im Auge haltend, die ihr übertragene Aufgabe baldmöglichst zu einem gedeihlichen Ergebnisse führen werde. Diese Erwartung sei aber leider nicht in Erfüllung gegangen, denn nach

mehrmonatlichen Verhandlungen sei das Verfassungswerk noch zu keinem Abschlusse gediehen. Erörterungen aus dem Gebiete der Theorie, welche nicht nur mit den thatsächlichen Verhältnissen der Monarchie im entschiedenen Widerspruche stehen, sondern der Begründung eines geordneten Rechtszustandes entgegenstehen, haben die Wiederkehr der Ruhe, der Gesetzlichkeit und des öffentlichen Vertrauens in die Ferne gerückt, in den wohlgesinnten Staatsbürgern trübe Befürchtungen erzeugt und der durch Gewalt der Waffen in Wien eben erst geschlagenen, in einem anderen Theile des Reiches noch nicht gänzlich besiegten Partei des Umsturzes neuen Muth und neue Thätigkeit verliehen. „Dadurch wurde auch die Hoffnung wesentlich erschüttert, daß dieser Versammlung, trotz der höchst achtbaren Elemente, welche sie enthielt, die Lösung ihrer Aufgabe gelingen kann. Indem die Völker der Monarchie eine Verfassung erwarten, welche nicht blos die im aufgelösten Reichstag vertretenen Länder, sondern das ganze Reich im Gesammtverbande umschließen solle, ist das Verfassungswerk über die Grenzen des Berufes dieser Versammlung hinausgetreten."

In dem letzten Satz lag die eigentliche Bedeutung des ganzen Vergehens — mehr noch als in dem energischen Schlußworte: „Es ist Mein Wille, die Revolution zu schließen!" denn die Absicht einer strammen Centralisirung sprach daraus, als deren Anhänger sich der stets mehr in den Vordergrund tretende, von der Revolution emporgetragene Minister Bach schon im September gezeigt hatte — die einzige Seite seines Wirkens, in welcher er sich consequent bewies.

So verdient theilweise die Vorwürfe waren, welche das Manifest dem Reichstag machte, der manche kostbare Gelegenheit zu wirken versäumt hatte, um zu reden, und wenn er sich zum Handeln aufraffte, dies nicht immer in der glücklichsten Weise that, so war doch in der letzten Phase seines Wirkens der Vorwurf ungerecht, daß durch ihn die Ruhe gestört und wohlgesinnte Staatsbürger von trüben Befürchtungen erfüllt seien. Denn in Wahrheit kümmerte man sich um den Reichstag nicht mehr, und daß es so war, kam nur zum kleineren Theile auf seine Rechnung, zum weitaus größeren lag es so im Willen und der Absicht der Regierung selbst. Wenn etwas wirklich die Ruhe störte und Befürchtungen erzeugte, so war es die Unsicherheit und Unklarheit der Lage, und nach dieser Richtung war man allerdings der Regierung dankbar, daß sie durch ihren Schritt einen festen Boden zu schaffen willens schien — leider nur schien, denn die Skeptiker, welche auch darin nur einen ersten Schritt auf dem entschiedenen Wege nach rückwärts sahen, behielten Recht.

Das Manifest vom 4. März war von einer octroyirten Verfassungsurkunde „für das einige und untheilbare Kaiserthum Oesterreich" begleitet, durch welche, wenn auch nicht förmlich ausgesprochen, alle früheren Einrichtungen aufgehoben oder einschneidend umgestaltet wurden. Im ersten Abschnitte, bei Aufzählung der das Kaiserthum bildenden Provinzen, erschienen Bukowina, Salzburg und Schlesien als eigene Kronländer, während sie bis jetzt bloße Anhängsel anderer Provinzen gewesen waren; am wichtigsten erschien aber die Einreihung Ungarns, womit die Aufhebung seiner Sonderstellung und die Ausdehnung der Gesammtverfassung auf dieses Land ausgesprochen war. In Ungarn selbst sah man darin einen vollständigen Bruch mit der im Jahre 1848 geschaffenen und schon früher bestandenen Rechtsbasis und zog daraus unheilvolle Consequenzen, die wir in den berüchtigten Debrecziner Beschlüssen kennen lernen werden.

Derselbe stramm centralistische Geist durchwehte die ganze Verfassung, und wenn auch im Abschnitt 1 die Gleichberechtigung aller Volksstämme und Nationalitäten betont wurde, so besagte doch ein anderer Satz, daß die Selbstständigkeit der einzelnen Kronländer nur innerhalb „jener Beschränkungen, welche die Reichsverfassung feststellt", aufrecht erhalten bleibe.

Im Uebrigen war die octroyirte Verfassung von modern freiheitlichem Geiste durchwebt, und wenn sie auch mancher theoretischer Cautelen ermangelte, so hätte

man doch recht wohl damit zufrieden sein können, wenn sie in das Leben getreten und rückhaltslos gehandhabt worden wäre.

Die Verantwortlichkeit der Minister, die Rechtseinheit für alle Staatsbürger ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität oder Confession, die Selbstständigkeit der Gemeindeverwaltung, die Lösung der Gerichte von der Verwaltung und Aufhebung aller Patrimonialgerichte, die Errichtung von Schwurgerichten, die Einsetzung eines Reichsgerichtes als oberste Instanz bei Competenzconflicten zwischen dem Reich und den einzelnen Kronländern und bei Verletzung politischer Rechte u. s. w. waren dankenswerthe Versprechungen, welchen nur die Ausführung mangelte. Mannigfache Bedenken erregte die Schaffung eines „Reichsrathes", der als berathendes Organ für alle jene Gegenstände bestimmt war, „worüber er von der vollziehenden Reichsgewalt um sein Gutachten angegangen wurde" — und dessen Wirken mit jenem constitutioneller Vertretungskörper kaum ganz vereinbarlich war. Die letzteren bestanden aus dem Ober- und Unterhause, von welchen das letztere durch directe Volkswahl gebildet, das erstere aus von den einzelnen Landtagen entsendeten Abgeordneten zusammengesetzt war, die jedoch mindestens fünfhundert Gulden direkte Steuer zahlen mußten, wodurch der stets, auch in späteren Verfassungen dominirend bleibende Einfluß des Großgrundbesitzes gewahrt werden sollte.

In einer Beziehung eignete sich die octroyirte Verfassung sogar das Werk des so ungnädig verabschiedeten Reichsrathes an, denn der Artikel 4 bestimmte ausdrücklich, daß „jede Art von Leibeigenschaft, jeder Unterthänigkeits- oder Hörigkeitsverband für immer aufgehoben", jede daraus fließende Leistung oder Schuldigkeit ablösbar sei und für die Zukunft keine Liegenschaft mit einer unablösbaren Verpflichtung belastet werden dürfe.

Sahen die meisten Staatsbürger in der octroyirten Verfassung die Gewähr, daß die Regierung für die Zukunft nicht vom Wege freiheitlicher Entwicklung weichen wolle, so lag darin auch die, wenn auch nicht eigentlich ausgesprochene, aber deutlich genug erkennbare Absicht, die an Ungarn im Vorjahre gemachten Zugeständnisse vollständig zurückzuziehen und dasselbe nur als „Provinz" wie die übrigen Kronländer behandeln zu wollen. Nicht nur Siebenbürgen und Kroatien wurden wieder als vollständig unabhängige Länder behandelt, die in keinem Verbande zu Ungarn stehen, sondern man kam auch den Wünschen der Serben nach durch Organisirung der „Woiwodschaft Serbien" — lauter Dinge, die keinen Zweifel darüber ließen, daß man zu einer gründlichen Umgestaltung der Verhältnisse entschlossen sei, von welcher man wissen mußte, daß sie nur durch Waffengewalt erzwungen werden könne.

Während man diese Entscheidung in Ungarn vorbereitete, war Oesterreich genöthigt, in Italien nochmals zum Schwert zu greifen, um den Feind von Außen abzuwehren.

Trotzdem die Maßregeln Radetzky's in der Lombardie und Venetien kaum über die Grenzen der unumgänglichsten Sicherheits-Vorkehrungen gingen, so blieb doch die Stimmung der Bevölkerung aufgeregt und feindselig. Kleine Putsche und Neckereien, wie sie den Ausbruch der Empörung im Vorjahre begleitet hatten, waren an der Tagesordnung, und das Verhältniß zwischen den Truppen und der Bevölkerung wurde mit jedem Tag unleidlicher. Eine Maßregel von anzuzweifelnder Klugheit war die sofortige Wiederaufnahme der Rekrutirung, die besonders in den Städten auf erbitterten Widerstand stieß und die jungen Männer scharenweise zur Flucht trieb, um die Vertheidiger von Venedig oder die Reihen des sardinischen Heeres zu verstärken.

Den Neckereien der Bevölkerung folgten begreiflicherweise Uebergriffe der Soldaten. Da es aus Sicherheitsgründen nöthig war, die Truppen in möglichst engen Cantonnements zusammenzuziehen, so brachen während des nassen Winters unter den gedrängt dislocirten Truppen bösartige Fieber aus. Sofort hieß es, das Wasser sei vergiftet — sonderbarerweise eine Scheußlichkeit, auf welche die erregte Phantasie sofort verfällt und die doch noch nirgends als wirklich

geschehen nachgewiesen ist — ja, als im Spitale zu Pavia einzelne Leute vom Wiener Freiwilligenkorps erlagen, wollte man bestimmt wissen, die italienischen Civilärzte hätten dieselben absichtlich zu Tode kurirt, und es kam zu bedauerlichen Auftritten.

Die beiderseitige Erregung hatte ihren Grund hauptsächlich darin, daß man vollkommen überzeugt war, der Krieg sei noch nicht beendet, und es werde erst ein neuer entscheidender Waffengang stattfinden, ehe der schon ein halbes Jahr währende Waffenstillstand mit Sardinien in einen Frieden übergehen könne.

Klang doch das Kriegsgeschrei der extremen Parteien, die allüberall gewaltig dick thun, so lange es die eigene Haut nicht gilt, gar vernehmlich über den Tessin und belehrte die österreichische Armeeleitung über das Bevorstehende, weckte aber auch in der italienischen Bevölkerung neue Hoffnungen. Der Krieg gegen Oesterreich „ad ogni prezzo“ (um jeden Preis) war das Losungswort der sogenannten „Patrioten“, welche auf diesen Titel hier wie anderwärts nur deßhalb Anspruch machen konnten, weil sie ohne Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse den Instincten der übelberichteten fanatisirten Masse huldigten.

König Karl Albert selbst gab sich über die Chancen eines neuen Feldzuges wohl keiner Täuschung hin, und das conservative Ministerium Gioberti leistete dem Drängen der Kriegspartei offenen Widerstand. Aber die übermächtige Strömung machte sich endlich auch in der Abgeordneten-Kammer geltend, das Ministerium fiel und machte einem von Ratazzi beeinflußten Platz — ein Mann, der stets mehr vom politischen Agenten und Intriguanten als vom Staatsmann an sich hatte. Für Karl Albert gab es — wollte er nicht Unruhen im eigenen Lande herbeiführen und vielleicht sogar die Dynastie gefährden, keinen anderen Ausweg mehr als die Erneuerung eines Krieges, für welchen er selbst kaum einen glücklichen Ausgang erhoffte.

Am 12. März ging Major Cadorna mit der Kündigung des Waffenstillstandes nach Mailand ab, um, wie es mit sehr überflüssiger Hochnasigkeit in dieser Anzeige hieß, „in nur allzu gewissenhafter Weise die kriegerischen Ehrengebräuche zu beobachten“.

Das sardinische Heer war während des Winters neu ausgerüstet und auf mindestens achtzigtausend Mann gebracht worden. Auf Hilfeleistung von den übrigen italienischen Staaten war diesesmal kaum zu rechnen. Der seitdem republikanisirte Kirchenstaat versprach zwar ein Hilfskorps von fünfundzwanzigtausend Mann und einen täglichen Zuschuß von zehntausend Scudi, aber es blieb bei dem wohlfeilen Versprechen, denn man bedurfte der Leute und des Geldes in Rom selbst dringend, um die wackelnde republikanische Herrlichkeit gegen Freund und Feind zu erhalten.

Das Vertrauen des Königs in sein eigenes Feldherrntalent war wankend geworden, der Verlauf des vorigen Sommerfeldzuges hatte ihn auch gegen die Begabung seiner Generale mißtrauisch gemacht, und so that er denn das Schlimmste, indem er den Oberbefehl gleichfalls einem der Generale des polnischen Insurrectionskrieges, Chrzanowski, übergab, der als militärisches Genie galt, es einst und für eine bestimmte Art von kleinem Krieg vielleicht auch war, seine Unfähigkeit zum Disponiren über größere Truppenmassen jedoch bald überzeugend nachwies.

Natürlich machte die Berufung eines Fremden, dessen Ruf doch kein solcher war, daß er von vorneherein Vertrauen geweckt hätte, üblen Eindruck in der sardinischen Armee, und die des slavischen Consonantenreichthums ungewohnten Italiener nannten Chrzanowski mit gutem Grund den „unaussprechbaren Feldherrn“. Noch schlimmeres Blut unter den Offizieren machte aber die Berufung des übelbeleumundeten Generals Girolamo Ramorino (geb. 1792, gest. 1849) zum Commando des ziemlich starken lombardischen Freikorps. Ramorino war als Abenteurer und Führer mehrerer verunglückter Freischarenputsche bekannt, bei welchen er stets große Neigung zum Rückzug und besondere Sorgfalt für die Sicherheit der eigenen Person und möglichst volle Taschen bewiesen hatte. Von seinen übrigen militärischen Fähigkeiten und Thaten war Niemand etwas bewußt geworden.

Hoffnungsfreudig und siegesbewußt war also die Stimmung in den berufenen Kreisen der sardinischen Armee nicht, obwohl man derselben Tapferkeit und soldatische Tüchtigkeit nicht bestreiten kann. Ganz anders sah es bei den österreichischen Truppen aus, welche, des Erfolges sicher, froh waren, endlich aus einem peinlichen Zwitterzustand zu kommen und eine alte Rechnung endgiltig abschließen zu können. Als am 16. März 1849 die Kündigung des Waffenstillstandes in Mailand bekannt wurde, brach lauter Jubel unter den Soldaten aus, und am selben Abend sammelten sich unter den Klängen der Militärmusik Scharen von Kriegern vor der Wohnung des greisen, nunmehr zweiundachtzigjährigen Heerführers, um sich geschmückt mit den grünen Feldzeichen ihm zu zeigen. Vor den Augen der Soldaten steckte auch „Vater Radetzky" das so bedeutungsvolle Reis auf seinen Hut und rief ihnen zu: „Vorwärts, Soldaten! Turin ist die Losung!"

Diesesmal brauchte man keinem Angriff auszuweichen, ja man war entschlossen, demselben zuvorzukommen. Am 20. März schon überschritt das Korps d'Aspre in drei Colonnen den Tessin, am Tage darauf stand die ganze österreichische Armee auf fremdem Boden.

Radetzky hatte sich, entschlossen, den Feldzug möglichst rasch zu beendigen, für einen Flankenangriff entschieden. Statt von Mailand aus die direkte Angriffslinie über Abbiategrasso zu wählen, machte er mit der ganzen Armee eine Linksbewegung über Pavia und vollzog seinen Aufmarsch in der Flanke der zwischen Novara und Vercelli gesammelten Armee. Nur ein Feldherr, der seiner Truppen so vollkommen sicher war, konnte ein solches Manöver wagen, das ihn der Gefahr aussetzte, bei einem entschiedenen Vorstoß des Feindes von der eigenen Operationsbasis abgeschnitten, der natürlichen Rückzugslinie beraubt zu werden. Aber „Vorwärts!" war die Losung, in der ganzen Armee, vom Marschall bis zum letzten Troßknecht, dachte Niemand an den Rückzug, und dieses Vertrauen — ohne innere Berechtigung so oft schon verhängnißvoll geworden — sollte sich diesesmal glänzend rechtfertigen. Die kühn und geschickt entworfenen Dispositionen, an welchen dem Generalstabs-Chef Radetzky's, dem späteren Marschall Heinrich Freiherrn von Heß (geb. 1788, gest. 1870) ein hervorragender Antheil gebührte, führten in kürzester Zeit zum vollständigen und glänzenden Sieg.

In der sardinischen Armee hatte man keine Ahnung von dem kühnen Manöver der Oesterreicher, von welchen man glaubte, sie würden wieder den Angriff auf eigenem Boden erwarten. Zur selben Zeit, als die österreichischen Colonnen schon bei Pavia über den Tessin gingen, überschritt der Herzog von Genua denselben Fluß mit der sardinischen Vorhut bei Magenta und konnte zu seinem Erstaunen ungehindert bis Mailand vordringen. Aber Karl Albert, der sich bei der Avantgarde befand, ließ sich durch den raschen Erfolg nicht täuschen, er ahnte die Gefahr und eilte zurück zur Hauptarmee.

Am 21. März fand das erste Gefecht bei Gambolo mit dem lombardischen Korps des famosen Generals Ramorino statt, das bestimmt war, gegen den Rücken der Oesterreicher zu operiren und zu nicht geringer Ueberraschung nun diese im Begriffe fand, die sardinische Armee in Flanke und Rücken zu umgehen. Nach kurzem Kugelwechsel rechtfertigte Ramorino seinen alten Ruf, er lief den zusammengerafften und undisciplinirten Leuten seines Korps mit gutem Beispiel voraus, dem sie gehorsam folgten.

Ernster war das am gleichen Nachmittag vorfallende Treffen, wo der schneidige d'Aspre mit seinem Corps bei Mortara auf die sardinische Hauptmacht stieß, die, von der Nachricht des Flankenmarsches der Oesterreicher überrascht, noch nicht die erforderliche Frontveränderung vollzogen hatte. Aus einem Recognoscirungsgefecht, das beabsichtigt war, entwickelte sich bei dem Ungestüm der österreichischen Truppen ein ernstes Engagement, die Plänklerketten drangen so unaufhaltsam vor, daß die von Erzherzog Albrecht befehligte Division folgen mußte und sich ein erbitterter Kampf entspann, in welchem dieser Prinz, d'Aspre selbst und Graf Philipp Stadion sich hervorthaten. Die Ehren des Tages aber gebührten Oberst

Benedek, der bei Einbruch der Nacht stürmend in Mortara eindrang und, obwohl selbst in höchster Gefahr umzingelt zu werden, durch sein entschlossenes und kühnes Vordringen die ziemlich starke Besatzung bewog, die Waffen zu strecken. Zweitausend Gefangene, sechs Kanonen waren der Preis des schweren Ringens, von höherem Werthe aber waren der moralische Eindruck, die strategischen Vortheile dieses Sieges. In der möglichst ungünstigen Lage mußte die sardinische Armee im Angesicht des nachdrängenden und sich entwickelnden Feindes die Rückzugsbewegung zugleich mit einer Frontveränderung verbinden, welche ihr im Falle einer Niederlage die natürliche Rückzugslinie abschnitt. Von der nach Osten gekehrten Stellung mußte die sardinische Armee sich nun gegen Süden entwickeln, um dem unvermuthet von dieser Richtung kommenden Angriff zu begegnen.

In der so oft schon mit Blut getränkten Ebene von Novara entbrannte am 23. März der Entscheidungskampf, in dem sich Chrzanowski's Unfähigkeit noch deutlicher bewies als durch die Dispositionen der vorhergehenden Tage. „Halten die Piemontesen bei Novara", sagte Feldmarschall-Lieutenant Heß, „so kann ihnen nur Gott allein weiter helfen."

Vom frühen Morgen mußte wieder der „eiserne" d'Aspre den Kampf mit seinen zwei Divisionen Erzherzog Albrecht (Bild Seite 753) und Graf Schaffgotsch gegen das ganze feindliche Heer aufnehmen. Erst Nachmittag kamen frische Truppen unter Radetzky's und Heß' eigener Führung, die nun mit Feuer in die Schlacht gingen. Als die Bataillone an dem großen Verbandplatz bei Nibiola vorbei in den Kampf zogen, riefen sie den verwundeten Kameraden zu: „Jetzt kommen wir daran, wir werden es ihnen schon zurückzahlen!" und der greise Feldherr ehrte die Tapferkeit, indem er unbedeckten Hauptes an den Opfern des Kampfes vorüber ritt, die ihn trotz Jammer und Schmerz noch freudig begrüßten.

Es war ein Wetteifer im Kampfe, und Radetzky schrieb in seinem Bericht mit gutem Grund: „Niemand war zu halten, und man wollte nicht nur allein nicht der Letzte, sondern überall der Erste sein." (Bilder Seite 776 u. 777.)

Die Schlacht bei Novara gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der österreichischen Armee. Mit Ruhm bedeckt haben sich namentlich die Wiener Freiwilligen-Bataillone, die eine auf dominirender Anhöhe gelegene Maierei bei Vigevano mit blanken Waffen erstürmten und dann gegen wiederholte Angriffe der Piemontesen hielten, und auch die österreichische Artillerie bewährte ihren alten Ruf. Der Vormeister eines Geschützes kam durch ein knapp neben demselben einschlagendes feindliches Geschoß so wenig aus der Fassung, daß er dem herbeieilenden Offizier kaltblütig meldete, „es sei die Richtung unverändert geblieben".

Mit der Wegnahme der Agognabrücke war der stets aussichtslose Kampf vollends zum Nachtheile der Piemontesen entschieden. Schon dunkelte der Abend, als Radetzky die ganze Schlachtlinie gegen den Feind in Bewegung setzte, der auf allen Punkten wich. In Novara drängten sich die fliehenden Soldatenhaufen zusammen und überließen sich, aller Abmahnungen der Offiziere, ja des Königs selbst ungeachtet, allen Ausschreitungen.

Karl Albert, dem man das Mitgefühl nicht versagen kann, hatte tapfer auf dem Schlachtfeld ausgehalten und sich bis zum letzten Augenblick jeder Gefahr ausgesetzt — er suchte den Tod, als das von ihm unternommene nationale Einigungswerk durch die Schlacht bei Novara für immer vereitelt schien. Und als er ihn mied, wollte er doch den Tag, der alle seine Hoffnungen vernichtete, nicht als König beschließen. Inmitten des Tobens der wüthenden Soldaten unterzeichnete er um 9 Uhr Nachts im Beisein einiger Generale und des Ministers Cadorna seine Thronentsagung zu Gunsten des ältesten Sohnes Victor Emanuel, des Herzogs von Savoyen (geb. 1822), der sich in der verlornen Schlacht als tapferer Soldat bewiesen hatte. Kurz darauf verließ Karl Albert in einem unscheinbaren Wagen, nur von einem Diener begleitet, Novara, um auf kürzester Route, ohne eine Stadt zu berühren, französischen Boden zu erreichen. Sein stolzes, von Ehrgeiz und Vaterlandsliebe erfülltes Herz ertrug den Mißerfolg nicht. In

tiefster Abgeschiedenheit lebte er die nächsten Monate in Portugal, ohne daß selbst seine Familie seinen Aufenthalt kannte. Am 26. Juli 1849 erlag er in Oporto einem von wiederholten Schlaganfällen begleiteten Nervenleiden.

Von einer Fortsetzung des Kampfes konnte keine Rede sein; abgesehen von den Verlusten war die sardinische Armee vollkommen demoralisirt, die Tapferkeit, die noch bei Novara im aussichtslosen Kampf ausgeharrt hatte, war der vollkommensten Entmuthigung gewichen. Dem jungen König fiel die demüthigende Aufgabe zu, einen Frieden vom Sieger zu erwirken, dem das ganze Land widerstandslos preisgegeben war. Am 24. März traf Victor Emanuel II. in der Maierei zu Vignola bei Novara mit Radetzky zusammen, welcher aus Rücksicht für die eigenen Truppen und aus Schonung für das feindliche Land, die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Kampfes klar erkennend, jede Vorwärtsbewegung unterlassen hatte. Unter Besetzung der Sesialinie durch die Oesterreicher und der Bedingung

Kaiser Franz Josef I. im Jahre 1849. (Seite 746 u. 779.)

sofortiger Zurückziehung der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meer wurde ein Waffenstillstand geschlossen, dem sofort die Friedensunterhandlungen folgten.

Diese, zu Mailand am 6. August geschlossen, ließen den Besitzstand beider Staaten unverändert und stellten auch in den mittelitalienischen Kleinstaaten den früheren Zustand her. Die an Oesterreich zu zahlende Kriegsentschädigung wurde mit fünfundsiebzig Millionen Francs, gewiß in sehr mäßiger Höhe, festgesetzt.

Am 30. März — nach nur eilftägiger Abwesenheit, zog Radetzky wieder in Mailand ein, wo man sich unterdessen in unfruchtbaren Demonstrationen gefallen hatte. Aber die Mailänder waren gewitzigt und fügten sich, wenn auch murrend, den unabänderlichen Thatsachen. Nicht so klug war man in Brescia, wo sofort nach dem Abmarsch der Truppen ein Vertheidigungs-Comité gebildet, eine aus der Schweiz heranziehende Freischar aufgenommen und die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt wurde.

Als sich die Brigade des Generalmajors Graf Nugent zu schwach zeigte, Brescia wieder zu bezwingen, eilte der die Belagerung von Venedig leitende Feldzeugmeister Baron Haynau mit in Verona zusammengerafften Truppen herbei.

Nachdem er die Besatzung des in den Händen der Kaiserlichen gebliebenen Castells verstärkt hatte, ließ er die Stadt unter Androhung eines Bombardements und Sturmes zur Uebergabe auffordern. Als darauf keine andere Antwort erfolgte, als die Fortsetzung des Feuers von den Stadtwällen aus, begann am 31. Nachmittags das Bombardement, das ebenso wie der Straßenkampf durch mehr als vierundzwanzig Stunden bis zum Abend des 1. April dauerte. Nationaler Fanatismus und die begreifliche Erbitterung der Truppen wirkten zusammen, um dem Kampfe ein grauenhaftes Gepräge zu geben; von keiner Seite wurde Pardon gegeben, und als sich mehr und mehr die Bevölkerung am Kampf betheiligte, artete er in eine Metzelei aus, in welcher von beiden Seiten grausam vorgegangen wurde. Das ist traurig, aber es läßt sich wenig dagegen sagen. C'est la guerre! (Das ist der Krieg), dessen Uebeln umso weniger eine Grenze zu ziehen ist, je breitere Schichten sich daran betheiligen. Wir haben ja seitdem Bombardements erlebt, die ungleich weniger durch eine grausame Nothwendigkeit begründet waren, als jenes von Brescia.

Haynau im Civil.

Auch in der auferlegten Contribution von einer Million Gulden Silber ist nur eine gerechte Strafe für die muthwillige und so hartnäckig festgehaltene Revolte zu sehen. Die übrigen Maßregeln Haynau's aber nach Niederwerfung des Aufstandes, sind von keinem Standpunkt aus zu billigen, sie waren nicht allein unmenschlich und empörend, sondern auch unklug, indem sie einen nie heilenden Stachel zurückließen. Die Massenfüsiladen, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen, namentlich aber die empörende Behandlung von Frauen aus allen Ständen, die nationaler Sympathien verdächtig waren und deßhalb öffentlich gepeitscht wurden — das sind Maßregeln, die weit über die Nothwendigkeiten auch des erbittertsten Krieges hinausgehen und ihre Begründung, die aber nie eine Entschuldigung sein kann, in persönlicher brutaler Grausamkeit finden. Ein Schrei der Entrüstung gellte nicht nur durch Italien, sondern durch ganz Europa, und Haynau's Gebahren entzog Oesterreich Sympathien, die sehr werthvoll gewesen wären. Der schauerliche Beiname der „Hyäne von Brescia" befleckt noch heute den Ruf dieses sonst verdienstvollen Generals und machte ihn in so eigenthümlicher Weise berühmt, daß er einige Jahre später bei einer Reise durch England (1853) in der großen Brauerei von Barclai in London trotz des Civilanzuges an seinem charakteristischen Schnurbart erkannt (Bild nebenan) und von den handfesten Brauergesellen thätlich insultirt wurde, die ihm ihren Abscheu über sein blindes Wüthen sehr handgreiflich bewiesen.

Mit Ausnahme Venedigs waren nunmehr die österreichisch-italienischen Provinzen wieder in den Händen der rechtmäßigen Gewalt. Obwohl dadurch dem streng chronologischen Gang der Ereignisse vorgegriffen wird, ziehen wir es doch vor, gleich hier den weiteren Verlauf der Belagerung der Lagunenstadt zu berichten, um die Kämpfe auf dem italienischen Schauplatz mindestens abzuschließen.

Der Plan, mit einem Theil der Besatzung die Cernirungslinie zu durchbrechen und eine Diversion zu Gunsten der piemontesischen Armee zu machen, fiel durch den raschen Verlauf des Feldzuges am Tessin in sich selbst zusammen. Trotzdem beantwortete man die Aufforderung Haynau's zur Unterwerfung ablehnend. Man vertraute auf die Lage Venedig's, welche bisher der Cernirungsarmee jeden ernstlichen Angriff gewehrt hatte, und darauf, daß von der Seeseite stets Zufuhr an Proviant und Kriegsbedarf stattfinden werde. Als daher Manin in der Consulta die Aufforderung Haynau's bekannt machte, wurde der Beschluß auf Widerstand um jeden Preis gefaßt und zugleich Präsident Manin mit unumschränkter Vollmacht versehen.

Die Voraussetzungen jedoch, auf welche hin man diesen Entschluß faßte, erwiesen sich als falsch. Durch den Waffenstillstand und den in Verhandlung begriffenen Frieden mit Sardinien wurden Truppen verfügbar, um den Angriff energischer gestalten und jene Arbeiten fördern zu können, welche Venedig für eine Beschießung zugänglich machen sollten. Noch schwerer fiel aber in das Gewicht, daß durch die Entfernung der sardinischen Flotte die numerisch sehr schwache österreichische Seemacht die Blockirung Venedigs von der Seeseite durchführen und daher die Verproviantirung der volkreichen und schon durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Lage vollkommen auf Zufuhr angewiesene Stadt unmöglich machen konnte.

Die Schwierigkeiten der Belagerungsarbeiten waren fast unbesiegbar, und bis zu den Schultern standen oft die Schanzarbeiter im Lagunenwasser, um Bettungen für die Batterien oder Laufgräben auszuwerfen, die vielleicht in der nächsten Nacht schon wieder überflutet wurden. Nicht ganz tausend Mann erlagen in den Kämpfen vor Venedig, aber mehr als die zehnfache Zahl ging an Krankheiten, namentlich an dem bösartigen Sumpffieber zu Grunde.

Anfangs Mai kam Radetzky selbst nach Venedig und bot unter günstigen Bedingungen eine Capitulation an. Manin aber, der sich noch immer auf Hilfe von auswärts und einen der Revolution günstigen Umschlag der allgemeinen Verhältnisse verließ, entgegnete, daß ihm der Widerstand um jeden Preis zur Pflicht gemacht sei, übrigens habe die venetianische Assemblea (gesetzgebende Versammlung) die Vermittlung Englands und Frankreichs nachgesucht. Darauf konnte der Marschall freilich nur antworten, daß von einer Einmischung fremder Mächte keine Rede sein könne. Indessen lag doch in der Thatsache, daß man schon nöthig fand, fremde Vermittlung anzurufen, ein Fingerzeig, wie es nachgerade in der Stadt stand. Ein fühlbarer Mangel an Baargeld war eingetreten, dem die von den reichen Familien garantirten Carta patriotica und die von der provisorischen Regierung ausgegebenen Carta del commune, die bald unter die Hälfte ihres Nennwerthes sanken, nicht abhelfen konnten. Dabei stieg infolge der engen Blokade, die von den unablässig kreuzenden österreichischen Schiffen geübt wurde, von Tag zu Tag die Noth, und namentlich Holz und Fleisch kosteten bald unerschwingliche Preise.

Trotz des unablässigen Geschützfeuers und zahlreicher Ausfälle der Belagerten stand dennoch gegen Mitte Mai, wo der nach Ungarn berufene Haynau durch Feldmarschall-Lieutenant Graf Thurn ersetzt wurde, die erste Parallele von Mestre bis Campalto fertig. Mehr noch als die Störungen durch die Belagerten thaten die unaufhörlichen Frühlingsregen Schaden, die in Minuten die Arbeiten mühevoller Stunden vernichteten.

Am 24. Mai wurde endlich der Geschützkampf mit dem mitten in den Lagunen liegenden Fort Malghera aufgenommen, das von zweitausendfünfhundert Mann und hundertsiebenundzwanzig Kanonen vertheidigt wurde und jede Annäherung an die eigentliche Stadt unmöglich machte. Ueber sechzigtausend Schüsse und Bombenwürfe kostete es, bis das Feuer des von Oberst Ulloa tapfer vertheidigten Forts zum Schweigen gebracht wurde. Das Auffliegen zweier Pulverdepots entzog den Vertheidigern die Munition, welche bei der Unmöglichkeit sich unter dem Feuer der österreichischen Batterien zu Schiffe dem Fort zu nahen, von der Stadt aus nicht mehr ersetzt werden konnte.

Am 26. Mai wurde zur Nachtzeit das Fort geräumt, und eine im Morgengrauen vorsichtig bis an den Hals im Wasser vordringende Jägerpatrouille fand es leer, worauf am nächsten Morgen, dem Pfingstsonntag, die Besetzung durch österreichische Truppen erfolgte. Nicht so harmlos lief die Besitzergreifung der kleinen Insel Giuliano ab, wo angeblich eine von den Belagerten gelegte Mine, nach anderer Version eine durch deren Geschützfeuer bewirkte Explosion dem zuerst landenden Detachement das Leben kostete.

Aber nun begannen eigentlich erst die Schwierigkeiten und Leiden für beide Theile. Die glühende Sommerhitze entfesselte alle so gefürchteten Miasmen der stagnirenden

Lagunengewässer, und im schauerlichen Bunde mit der in der Stadt herrschenden Noth stellten sich bösartige Fieber, Typhus und Cholera ein. Und trotzdem wollten gerade jene Volksclassen, auf welchen all das Elend am schwersten lastete, nichts von einer Capitulation wissen, zu welcher die besitzenden Bewohner schon lange geneigt waren, und gegen deren Nothwendigkeit sich auch Manin und seine militärischen Rathgeber nicht verschlossen. Mit furchtbarer Wucht lastete die Noth auf der unglücklichen Stadt; Fleisch und Wein waren nur mehr für horrende Summen zu erlangen, und allfällige Vorräthe wurden für Kranke und Verwundete confiscirt, aber auch an Brot und Mehl mangelte es, und das Hauptgericht der niederen Classen, die Polenta (Maismehl), fing an auszugehen. Dazu gesellte sich endlich noch das schlimmste Uebel, der Mangel an gesundem Trinkwasser. So kam es, daß in den letzten Wochen der Belagerung täglich durchschnittlich an zweihundert Personen starben.

Dessenungeachtet wollten die Garnison und der Pöbel nichts von einer Uebergabe wissen, wer von der unabweisbaren Nothwendigkeit derselben sprach, galt als Verräther und Schwarzgelber und wurde sogar am Leben bedroht. Namentlich die früheren Matrosen und Marinesoldaten, sowie andere Ueberläufer, die vom Einmarsche der Oesterreicher das Aeußerste zu fürchten hatten, widersetzten sich, und es kam zu wiederholten Tumulten, die nur durch andere Truppen, namentlich durch die tüchtigen ehemals römischen Schweizertruppen beigelegt werden konnten. Unter diesen Umständen kostete Manin, der ein edler selbstloser Charakter war, das herbe Los eines Volkstribunen durch, von den blind fanatischen Massen, die im Beginne einen Messias in ihm sahen, für jede schlimme Wendung verantwortlich gemacht, mit Haß und Verdacht verfolgt zu werden.

Diesen Elementen nachgebend, wurden auch nach dem Fall von Malghera noch die Vertheidigungsanstalten fortgesetzt. Das am Ausgang der berühmten Lagunenbrücke gegen das Festland gelegene San Secondo wurde stark verschanzt, ebenso der in der Mitte der Brücke sich ausweitende Platz (piazzale) durch Batterien abgesperrt, um einen Handstreich unmöglich zu machen, und endlich ging man so weit, sogar einige Bogen des riesigen Bauwerkes ganz zu sprengen.

Aber auch die Belagerer litten viel, und an einzelnen Tagen erkrankten an fünfhundert Mann. Beugten jedoch alle Leiden und Entbehrungen den Fanatismus der Venetianer nicht, so waren auch die Truppen nicht zu ermüden, und Anfangs Juli waren unter den Augen des Marschalls selbst die Belagerungsarbeiten so weit vorgerückt, daß die Beschießung der Stadt endlich begonnen werden konnte. Freilich betrug die Entfernung noch immer dreitausend Klafter, und man mußte bei dem damaligen Stande der Geschütztechnik (man verfügte nur über glatte Rohre) zu außerordentlichen Mitteln greifen.

Interessant ist, daß auch der Versuch gemacht wurde, mittelst Luftballons Bomben nach Venedig zu werfen. An der Unlenkbarkeit dieser Vehikel scheiterte jedoch damals, wie bis auf unsere Tage noch, dieser Versuch einer praktischen Ausnützung der Aëronautik. Besser bewährte sich ein anderes Mittel, indem man mit verstärkter Pulverladung vierundzwanzigpfündige Geschosse unter sehr großem Steigungswinkel warf, von welchen denn auch die meisten die für einen Flachschuß gar nicht sichtbare Stadt erreichten.

Vom 29. Juli bis 17. August donnerten ununterbrochen die Feuerschlünde, und alle Schrecken der Belagerung verzehnfachten sich noch in der unglücklichen Lagunenstadt. Die Bevölkerung der dem Feuer der österreichischen Geschütze mehr ausgesetzten Stadttheile verließ diese und drängte sich in den geschützteren zusammen, wodurch Krankheit und Noth noch gesteigert wurden.

An einer gewissen natürlichen Grenze, welche durch die Existenzbedingungen gezogen wird, finden Enthusiasmus und Fanatismus ihr Ende. Den feindlichen Kugeln, den heimtückischen Krankheiten hätte man noch trotzen können, der grimmige Feind aber, den jeder mit sich herumtrug und dessen Würgen von Stunde zu Stunde fühlbarer wurde, der Hunger, erwies sich stärker.

Am 17. August begannen zu Mestre Unterhandlungen zwischen den Generalen Heß und Karl von Gorczkowsky (geb. 1778, gest. 1858) und den Vertretern Venedigs, die am 24. August zur Capitulation führten. Radetzky, der gewiß dem militärischen und staatlichen Standpunkt nichts vergab, ließ auch in diesem Falle eine ihn ehrende und kluge Milde walten. Die Uebergabs-Bedingungen forderten nur, daß vierzig der am schwersten gravirten Personen noch vor dem Einmarsch der Oesterreicher aus Venedig entfernt wurden, alle übrigen Personen der Bevölkerung wie der Besatzung erhielten unbedingte Verzeihung, und es wurde Jedermann das Recht zugestanden, frei und unbehelligt Venedig verlassen zu dürfen. Kein Racheact, keine brutale Gewaltthat wurde über die unglückliche Stadt verhängt, und außer der selbstverständlichen Ablieferung der Waffen schonte man auch die Gefühle der Bevölkerung. Abgesehen von den Geboten der Humanität, die erfüllt zu haben Befriedigung und Ehre verschafft, trug diese Milde auch noch andere Früchte. Nirgends in den italienischen Provinzen heilten die Wunden, die dem öffentlichen Leben und dem Wohlstand geschlagen worden waren, so rasch als in Venedig, nirgends stellte sich so rasch wieder ein leidliches Verhältniß her, und noch heute, wo Venedig, dem nationalen Zug folgend, dem jungen Königreich Italien angehört, wird man nirgends, wie der Verfasser aus eigener Erfahrung berichten kann, so versöhnlich und mit Sympathie über die österreichische Herrschaft sprechen hören, wie in la bella Venezia.

Am 30. August hielt der Marschall seinen Einzug, nachdem schon zwei Tage früher einzelne Truppenabtheilungen übergeschifft worden waren. Die ersten Soldaten, die den Barken entstiegen, schauderten über den Jammer und das Elend, das sich ihren Blicken bot. Halbverhungert lagen die Leute in den Straßen und auf den Plätzen umher und streckten den so bitter gehaßten und so hartnäckig bekämpften Feinden hilfesuchend die abgezehrten Arme entgegen, so daß die wetterharten Soldaten, ergriffen von solchem Uebermaß des Elends, den kargen Mundvorrath mit den Verschmachtenden theilten (Bild Seite 769).

Nach mehr als anderthalbjähriger Unruhe war Lombardo-Venetien wieder bezwungen, das Bewußtsein natürlicher Zusammengehörigkeit läßt sich aber, wo die staatliche Nothwendigkeit es nicht von selbst weckt und nährt, nicht erzwingen, und wir werden sehen, daß Oesterreich trotz so vielseitiger Opfer an Gut und Blut gezwungen war, diese Provinzen aufzugeben. Es war eben ein verhängnißvoller Irrthum, die Aufgaben des Kaiserreiches stets außer seinen Grenzen zu suchen, und so begnügte man sich auch 1849 nicht mit der Wiedereroberung und Behauptung des eigenen Gebietes, sondern trat, angeblich um eine Rückwirkung auf dieses zu verhindern, auch der nationalen und freiheitlichen Entwicklung auf fremdem Boden entgegen. Dieses Streben führte österreichische Truppen unter d'Aspre und Franz Graf Wimpffen (geb. 1797, gest. 1870) nach Toskana und in den Kirchenstaat, wo nach kurzem Kampfe Bologna, Livorno und Ancona besetzt wurden und zwar das letztere durch eine Reihe von Jahren. So kehrten die alten Verhältnisse in Italien wieder zurück, aber auch die alten Uebelstände, die alte Erbitterung. So vorsorglich auch die Regierung sich für das materielle Wohl Lombardo-Venetiens bewies, das trefflich administrirt wurde und in mehr als einer Beziehung werthvolle Begünstigungen genoß, so änderte dies doch nichts an dem gegenseitigen Verhältniß und man machte Oesterreich, das sich um des eigenen Besitzes willen verpflichtet glaubte, jede Regung zu unterdrücken, so weit sein mächtiger Arm reichte, für die Mißregierung anderer Länder verantwortlich.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Venedig capitulirte, fand auch der ungarische Insurrectionskrieg sein Ende, zu welchem wir uns nun wieder wenden.

Nach der Schlacht bei Kápolna durfte man die Hoffnung hegen, daß der unselige Krieg rasch zu Ende geführt werden würde, und eine energische Verfolgung, welche der geschlagenen, aus vielfach kriegsungewohnten oder schwankenden Elementen zusammengesetzten Insurrections-Armee keinen Haltpunkt mehr gelassen hätte, würde gewiß diesen Zweck erreicht haben.

Aber Fürst Windischgrätz, der sich durch sein schroffes Zurückweisen aller Unterhandlungen als schlechter Politiker bewies, war auch kein militärisches Talent und ließ den Ungarn zum zweitenmale Raum und Zeit, um ihre Reihen zu vervollständigen und zu organisiren. Die ganze Armee theilte sich in Armeekorps, welche ungefähr zwölftausend Mann stark waren; neben denselben bestanden noch einzelne kleinere zu bestimmten Zwecken verwendete Streifcommandos. Die weitere Eintheilung und Stärke schloß sich so ziemlich der österreichischen an, was schon dadurch gegeben war, daß der Kern der Honved-Armee aus früheren ungarischen Truppen des kaiserlichen Heeres bestand. Nur der Regimentsverband entfiel, der übrigens auch in der kaiserlichen Armee mehr eine ökonomische und disciplinare Bedeutung hat als eine taktische. Jedes Korps der Honvedarmee bestand aus zwei Infanterie-Divisionen zu fünf Bataillonen, einer Cavallerie-Division zu zwei Escadronen, einer Artillerie-Abtheilung von wechselnder Stärke und den nöthigen Hilfstruppen. Das Bataillon der Fußtruppen zählte sechs Compagnien, jede zu ungefähr hundertfünfzig Mann.

Die Uniformirung war national, braune Attilas mit rother Verschnürung, enge blaue Beinkleider, Czako mit dreifarbiger Rose; bei Truppen, welche noch die kaiserliche Uniform trugen, wurden nur die Rose und Verschnürung durch dreifarbige Embleme ersetzt. Die deutsche Legion erhielt eine der bestandenen akademischen Legion ähnelnde Uniform, und auch die polnischen Truppen trugen Nationaltracht. Die alten Hußarenregimenter behielten ihre Uniform, die neuen wurden ähnlich der Infanterie adjustirt, mit rothen, dreifarbig gesäumten Schabraken und theils mit Czako, theils mit runden niederen Hüten mit Federn ausgerüstet. Eine ganz eigenartige Truppe hatte man aus den ungarischen Centauren, den Csikos (den Roßhirten der Steppe) gebildet, die ihre bekannte Tracht beibehielten und nicht zum geschlossenen Gefechte zu verwenden waren, dagegen vorzügliche Dienste als Eclaireurs und im kleinen Krieg leisteten. Im Allgemeinen hatte die ungarische Armee ein ziemlich buntscheckiges Aussehen, wie das bei der Art ihrer Entstehung ebenso wenig zu wundern war, als daß es nicht an Eifersüchteleien fehlte und die Disciplin nicht eben die musterhafteste war. Namentlich zwischen den alten Truppen und den neugeworbenen bestand ein vielfach schroffes Verhältniß, das in der Folge durch politische Anschauungen noch verschärft wurde.

So sehr man die Unentschlossenheit des Fürsten Windischgrätz (Bild Seite 785) beklagen muß, so ist doch die fieberhafte Thätigkeit des ungarischen Landesvertheidigungs-Ausschusses und die Opferwilligkeit der Bevölkerung, wenn sie auch nur den Zweck hatten, einen aussichtslosen Kampf zu verlängern, anzuerkennen. Mit Ende März bestand das ungarische Honvedheer aus acht Armeekorps, die zusammen über einmalhundertzwanzigtausend Mann zählten, darunter die im Flachland überaus werthvolle leichte Cavallerie in der Stärke von zwölftausend Reitern und achthundertachtundzwanzig Geschütze. Von hundertundvier Infanterie-Bataillonen waren nur zwanzig aus der kaiserlichen Armee übergegangen, von fünfzehn Hußaren-Regimentern zehn.

Zum Theile unter den Augen von Windischgrätz war diese Armee entstanden, deren Gros Anfangs April der seinen an Stärke fast gleich war (circa sechzigtausend Mann) und eine erfolgreiche Offensive ergreifen konnte. Am 2. erlitt Schlick eine Schlappe bei Arokszállás gegen Gaspár, am 4. April Jelačić (Bild Seite 785) bei Tapio-Bicske, und am 6. zwang ein verlustreiches Treffen bei Isaszegh den Fürsten Windischgrätz, sich bis Pest zurückzuziehen.

In einem Kriegsrath zu Gödöllö, dem auch Kossuth beiwohnte, wurde beschlossen, vor Allem das von Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Baron Wohlgemuth (geb. 1789, geb. 1851) hart bedrängte Komorn zu befreien. Mit einer fast auf die zaudernde Unthätigkeit des Fürsten Windischgrätz berechneten Kühnheit wird zur Beobachtung der österreichischen Hauptarmee nur ein Korps von zehntausend Mann unter Aulich vor Pest zurückgelassen, die übrigen drei Korps unter Görgey wenden sich in Eilmärschen stromaufwärts.

Am 7. April wird nach heftigem Kampf, in dem der kaiserliche General Christian Götz fällt, Waitzen erstürmt, und zehn Tage später schlägt Görgey die blutige zwölfstündige Schlacht bei Nagy-Sarló gegen Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth, der den Entsatz von Komorn mit zwanzigtausend Mann hindern will. Sie endet mit dem Sieg der Ungarn, und eine kraftvolle Verfolgung desselben zwingt die kaiserlichen Truppen theils zum Rückzug nach Gran, theils zur Aufsuchung der von Schlick gehaltenen Waag-Linie.

Gleichzeitig hatte Bem in Siebenbürgen seine Siege vervollständigt und schickte sich an, dieselben auszunützen, und Perczel, der sonst nicht glücklich commandirte, jagte den serbischen Landsturm vor sich her, nahm das stark befestigte Szent-Tamás und die Römerschanzen, entsetzte das eng cernirte Peterwardein und rückte bis gegen Titel vor.

Schon am 21. April durchbrach der zum Festungscommandanten in Komorn ernannte tollkühne General Graf Guyon die Cernirungslinie, am 22. wurde das linke Donauufer von den Belagerern befreit, am 26. zwang ein hartnäckiger Angriff zur Räumung des verschanzten Lagers, die Oesterreicher zogen sich, diesmal wegen Munitionsmangels unverfolgt, gegen Raab und Wieselburg zurück, der Besitz von Komorn, dieses wichtigen Punktes in Ober-Ungarn, war den Ungarn gesichert. In Zeit von nicht ganz einem Monat hatte sich die Situation vollkommen zu ihren Gunsten geändert.

Die militärische Unfähigkeit des Fürsten Windischgrätz war dadurch zu unwiderleglich bewiesen und drohte von zu bedenklichen Folgen zu sein, als daß man sie weiter noch hätte übersehen können. Unter der schonenden Form einer Berufung an das Hoflager nach Olmütz wurde ihm am 12. April das Obercommando abgenommen und dasselbe dem Feldzeugmeister Ludwig Baron Welden (geb. 1782, gest. 1853) anvertraut, welcher im Sommer 1848 die Tiroler Landesvertheidigung geleitet hatte, nach Niederwerfung des Oktober-Aufstandes aber zum Civil- und Militär-Gouverneur von Wien ernannt worden war — eine überaus heikle und odiose Stellung, die er mit Strenge, aber taktvoll verwaltete. Baron Welden war als Theoretiker und Militärschriftsteller geschätzt, von umfassender Bildung und urbanem Charakter; aber er war sehr alt, stand einer ihm ganz neuen Kriegführung auf unbekanntem Boden gegenüber und hatte die schwere Aufgabe, die Versäumnisse und Fehler seines Vorgängers mit denselben Mitteln, die diesem zu Gebote gestanden hatten, gut zu machen.

In seinen Memoiren spricht er, obwohl er jeden direkten Tadel gegen Fürst Windischgrätz vermeidet, doch unabsichtlich ein vernichtendes Urtheil über dessen Commandoführung aus, indem er klagt: „Man muß gestehen, daß der Moment der Uebernahme des Commandos in Ungarn in jeder Beziehung die größten Schwierigkeiten bot. Was nur immer an Truppen aufgebracht werden konnte, war erschöpft; Siebenbürgen, der ganze südliche Theil von Ungarn, ebenso wie das nördliche bis an die Gran vom Feinde eingenommen; das ganze Land vom höchsten Aufruhr ergriffen, kein befestigter größerer strategischer Punkt in unserem Besitz, dagegen die beiden ausgedehnten Festungen Peterwardein und vorzüglich Komorn in der Gewalt des Feindes."

Das waren die Resultate einer halbjährigen Kriegführung des Fürsten Windischgrätz, der zwar mit den „Rebellen" nicht unterhandeln wollte, ihnen aber Zeit und Gelegenheit ließ, eine Armee zu bilden, die ihm siegreich entgegentreten konnte. Schärfer natürlich und drastischer urtheilt Görgey in seinen im militärischen Theile sehr objectiv geschriebenen Memoiren („Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849") über die Thätigkeit des Marschalls, wobei auch der ungarische Ober-Commandant General Dembinski nicht zum Besten wegkommt. Görgey sagt über die Operation dieser beiden Heerführer: „Der kurze Windischgrätz-Dembinski'sche Feldzug hatte seit dem zweiten Schlachttag von Kápolna beiderseits den Charakter einer sogenannten „Verlierpartie" im Bretspiele angenommen. Bekanntlich wird diese Partie von jenem der

beiden Spieler gewonnen, welcher zuerst aller seiner Steine los wird. Man trachtet zu diesem Ende die eigenen Steine immer ungedeckt vor jene des Gegners zu bringen, damit sie genommen werden. Beide Oberfeldherren zeigten sich sehr gewandt in dieser eigenthümlichen Form der Kriegführung."

Unterdessen war ein anderes Ereigniß von ungeheurer Tragweite eingetreten, das dem Krieg einen ganz anderen Charakter verlieh und der ungarischen Sache viele Freunde entfremdete, den Zwiespalt aber auch in das eigene Land und in die Armee trug: — die Unabhängigkeits-Erklärung vom 14. April 1849. Fortgerissen von seinem rastlosen Wesen, das sich an keinem Erfolg genügen ließ und jedes erreichte Ziel gering achtete, weil darüber hinaus in nebelhafter Ferne ein neues winkte, geblendet von den unerwarteten militärischen Erfolgen, die er für unverlierbar hielt, glaubte Kossuth den Moment gekommen, um den letzten Schritt zu thun und das nach seiner irrigen Meinung wünschenswertheste Gut für das Land, die höchste Staffel für seinen Ehrgeiz zu erringen. Am 14. April beantragte er im Debrecziner Reichstag: „Daß Ungarn mit allen gesetzlich dazu gehörenden Theilen und Nebenländern in seine unentfremdbaren Naturrechte wieder eingesetzt, der Reihe der selbstständigen europäischen Staaten wieder angeschlossen und das Haus Habsburg-Lothringen vor Gott und der Welt des Thrones verlustig erklärt werde."

Der Reichstag war in der kriegerischen Zeit und neben dem Einfluß des Landesvertheidigungs-Ausschusses schon lange aller positiven Macht entkleidet, er beugte sich auch jetzt, obwohl gewiß im Herzen vieler Deputirten schwere Bedenken walteten, dem überwiegenden Einfluß Kossuth's und nahm einstimmig dessen Antrag an, der von Pálffy, Gorove, Szacsvay und Horváth in eine ziemlich fulminante Form gebracht wurde, in welcher er verlautbart und notificirt wurde.

Vom Standpunkte der Interessen des Gesammtstaates, von jenem der Nothwendigkeit geordnete Zustände herzustellen, welche nicht blos dem Theil, sondern der ganzen Monarchie Kraft und Bestand sicherten, konnte man das Bemühen, die zu weit gehenden Zugeständnisse des März, die sich naturgemäß von selbst noch weiter ausdehnten, einzuschränken und zu modificiren, begreifen und entschuldigen. Der stricte Rechtsstandpunkt sprach aber zu Gunsten der Ungarn, und daß dieser durch die Unabhängigkeits-Erklärung, die ein noch flagranterer Rechtsbruch war, verlassen wurde, war ein verhängnißvoller Fehler. Der Vorwand, daß durch die Octroyirung der Märzverfassung die ungarische Verfassung einseitig aufgehoben und dadurch das Band zwischen der Dynastie und dem Lande gelöst wurde, war nicht stichhältig, denn für jene Verfassung stand man ja schon, bevor die octroyirte erlassen wurde, seit Monaten im Kampf, deren Rechtsbeständigkeit vertheidigte man, ohne die Dynastie in Frage zu stellen. Der Anlaß zur Unabhängigkeits-Erklärung war entweder schon im Septemper 1848 da, oder niemals, wenn man aber bis jetzt sich rühmen konnte, das Recht des Vaterlandes zu vertheidigen, so fiel das weg — im besten Falle war es nunmehr ein Kampf um eine Unabhängigkeit von zweifelhaftem Werth, die kaum aufrecht erhalten werden konnte.

In dem durch Kossuth's flammende Beredsamkeit, die durch zahlreiche Agenten colportirt wurde, erregten Land fand die unselige Maßregel theilweise Zustimmung. In der Armee wurde sie kalt aufgenommen, ja in einem Theile derselben stieß sie auf entschiedene Mißbilligung. Zahlreiche Führer und Offiziere fühlten sich durch ihren der ungarischen Verfassung geleisteten Eid zu deren Vertheidigung berufen und hielten an der freilich etwas gewagten Unterscheidung fest, daß der König von Ungarn, der die Verfassung beschworen habe, ein anderer sei als der Kaiser von Oesterreich, der sie wieder beseitigen wolle. So gebrechlich diese Theorie auch war, so genügte sie doch diesen Soldaten, um sich über die heikle Situation, in der sie sich befanden, zu beruhigen. Und gerade dieser Selbsttrost wurde ihnen durch die Unabhängigkeits-Erklärung entzogen.

Zu den entschiedensten Gegnern derselben gehörte Görgey, der in diesem Falle bewies, daß er mehr staatsmännische Einsicht habe als Kossuth. In einer

langen Unterredung zu Gödöllö suchte er diesen von dem Vorhaben abzubringen, indem er alle Nachtheile und Gefahren desselben auseinandersetzte. „Gesetzt, Ungarn ist für sich allein stark genug, sich augenblicklich von Oesterreich loszureißen, wird es nicht dennoch zu schwach bleiben, um sich als unabhängiger Staat in einer Nachbarschaft zu behaupten, in welcher bereits die Existenz der Pforte, trotz ihrer ungleich günstigeren Lage, zu einer Gnadenexistenz herabgesunken? Wir schugen soeben wiederholt den Feind, das ist nicht zu bestreiten, aber wir vermochten dies nur mit äußerster Kraftanstrengung, und nur das Bewußtsein, es gelte einer gerechten Sache, befähigte uns hiezu. Die Losreißung von Oesterreich wäre keine gerechte Sache mehr; der Kampf für dieselbe kein Kampf für, sondern gegen das Gesetz, kein Nothwehrkampf, sondern ein Angriff auf den Bestand der gesammten österreichischen Monarchie. Und indem wir hiedurch Milliarden uralter Interessen und Sympathien tödtlich verletzen; indem wir hiedurch über unser eigenes Vaterland alle unseligen Folgen einer durch keinerlei Umstände gebotenen Staatsumwälzung heraufbeschwören; indem wir hiedurch die alten Truppen, den Kern unserer Streitkräfte, meineidig machen, sie moralisch erschüttern, wird uns jeder kommende Tag schwächer finden, während gleichzeitig unseren Gegnern in jedem Nachbarstaate ein natürlicher Verbündeter gegen uns, die Störer des Gleichgewichtes von Europa, erwächst."

Das sind kluge, beherzigenswerthe Worte, deren Studium auch heute noch manchem chauvinistischen Heißsporn zu empfehlen wäre, dem Ungarn ein „Globus" ist, für welchen die Machtverhältnisse Europas, die politischen Gesetze der Gravitation nicht gelten sollen. Aber auch die Ironie war gerechtfertigt, mit welcher Görgey von den „Hirngespinsten der Wiener Minister" sprach, die über das lebendige Recht eines ganzen Volkes sich mit einem Machtspruch hinwegsetzen zu können glaubten. Er ahnt, daß ja auch die octroyirte Verfassung nicht ernst gemeint sei, und nennt das sie begleitende Provisorium „den Bandwurm, an dem sie, kaum geboren, schon wieder erkrankte und auch sterben wird". Und besonders unserer Zeit ist ein treffender Ausspruch dieses Mannes, der kein Politiker sein wollte, namentlich mit Rücksicht auf die jetzt dies- und jenseits der Leitha beliebte verschiedene Praxis zum Nachdenken zu empfehlen, wenn er meint, die Gleichberechtigung aller Nationen vertrüge sich mit dem gesammtstaatlichen Charakter der Monarchie nicht „und sei eher geeignet zu trennen als zu verbinden".

Doch alle Gegengründe waren vergebens, wie stets, wenn Leidenschaft und Ehrsucht sich für einen Plan einsetzen, den der Verstand mißbilligt. Die Unabhängigkeits-Erklärung erfolgte, und Görgey mußte, um die so nöthige Einigkeit und Disciplin zu erhalten, sogar seinen Einfluß anwenden, um die unter seinem Befehle stehenden Korps vom offenen Proteste abzuhalten, obwohl er für seine Person nach Debreczin zurücksagen ließ, die Herren der Regierung und des Reichstages „sollten doch endlich einmal aufhören, im Unglück feig, im Glück übermüthig zu sein".

Klapka, der vielfach in militärischen Fragen und auch bezüglich der Unabhängigkeits-Erklärung nicht mit Görgey übereinstimmte, entwirft folgende Charakteristik desselben: „Görgey war durch und durch Soldat. Eine streng militärische Erziehung, angeborner Stoicismus und eine positive, allen Idealen fremde Denkungsweise prägten seinem Charakter einen ziemlichen Grad von Schroffheit ein, die sich gegen die alltäglichen Formen des Lebens sträubte und namentlich in der Politik ihm einen Widerwillen gegen den Lärm gewöhnlicher Revolutionäre, einen Ekel vor dem regellosen Treiben der Massen einflößte. Diese Ansichten neben einer großen Anhänglichkeit an die legitime Gewalt konnten bei ihm selbst durch den Alles niederreißenden Sturm der Revolution nicht entwurzelt werden. So lange daher die ungarische Regierung von 1848 sich auf diesem Boden bewegte, war Görgey ihr treuer Anhänger und fest entschlossen, sie mit der ganzen Energie seines starren eisernen Charakters zu unterstützen."

Das änderte sich indessen, und Görgey macht selbst kein Hehl daraus, daß er nach der Unabhängigkeits-Erklärung einen Moment daran dachte, nicht allein

die Wiener Regierung zu einem die ungarische Verfassung anerkennenden Frieden, sondern auch die Debrecziner zum Rücktritt und zur Widerrufung der Unabhängigkeits-Erklärung zu zwingen. Gewiß ist, daß er seit dieser Zeit einem Zwiespalt zwischen seiner politischen Ueberzeugung und seiner militärischen Pflicht unterlag, der sein Benehmen widerspruchsvoll machte und lähmend auf seine sonst unleugbar bedeutende Feldherrnbegabung wirkte.

Die Erstürmung von Waitzen, die erzwungene Aufhebung der Cernirung von Komorn und der Rückzug des Wohlgemuth'schen Korps nach Norden machte die Stellung der österreichischen Hauptarmee um Pest unhaltbar. Feldzeugmeister Welden mußte sich zum Rückzug entschließen, der bis Preßburg ausgedehnt wurde, um Verstärkungen und die schon lange in Aussicht genommene auswärtige Hilfe zu erwarten. In einer diese unerfreuliche Bewegung beschönigenden Kundmachung bezeichnet Welden es als seine Aufgabe, „die unter ungünstigen Verhältnissen zum Rückzug genöthigte Armee zu ordnen und ihr eine achtunggebietende Stellung zu geben, in welcher sie die bedrohte Residenz des Kaiserstaates schützen und sich zum Wiederbeginn der Offensive vorbereiten könne". Man sah also im kaiserlichen Hauptquartier die Lage für sehr ernst an und traute der ungarischen Armee eine Offensivfähigkeit zu, die sie nicht besaß oder doch nicht benützen konnte.

Nach einem blutigen Rückzugsgefecht bei Czinkola wurde Pest vollkommen geräumt und nur in Ofen, das aber nach militärischen Begriffen kaum den Namen einer Festung verdiente, eine ungefähr dreitausend Mann starke Besatzung unter General Heinrich von Hentzi belassen, der es verstand, in wenigen Wochen daraus einen Platz von einiger Haltbarkeit zu schaffen. Am 24. April rückten die ersten Truppen vom Korps Aulich in Pest ein, die mit Enthusiasmus empfangen wurden, ihrerseits aber in der Mehrzahl von der Inschrift vieler Fahnen „Éljen a népfölség" (Es lebe die Unabhängigkeit!) nicht sehr erfreut schienen.

Nach den glänzenden Erfolgen dieser vierwöchentlichen Campagne entstand nun die Frage, was weiter geschehen solle. Sehr zum Nachtheil der ungarischen Sache wurden die Erfolge sehr überschätzt, von vielen Seiten auch als eine Gewähr für die Zukunft und nur von wenigen so nüchtern betrachtet, wie es Görgey selbst that, der darüber sagt: „Nach meinen eigenen Erfahrungen im Felde mußten wir leider zugeben, daß nicht etwa eine durchweg höhere Tapferkeit der „jungen Armee" den Sieg an unsere Fahnen gefesselt habe. Ja wir wußten, wie gewaltig auch die Eigenliebe sich dagegen sträubte, daß ein ansehnlicher Theil des Dankes der Nation für die so rasche und glückliche Beendigung der April-Campagne in letzter Analyse dem Feldmarschall Fürst Windischgrätz und dem Banus Baron Jelačić gebühre. Wir hatten blutige Siege erfochten. Das ließ sich freilich, selbst mit dem besten Willen feindlicherseits, nicht hinwegbulletiniren, aber die Palme der meisten dieser Siege gebührte stets nur einem kleinen Theile unserer Armee, fast immer ein und demselben. Bei diesem waren die ursprünglichen jungen Honvedsoldaten zwar gediegen, aber dennoch unverhältnißmäßig schwächer vertreten als die alten, die einstigen Bestandtheile der uns feindlich gegenüberstehenden Armee. Dieser Theil unserer Streitmacht durfte, bei der argen Unverläßlichkeit des weit größeren Restes, nie und nimmer geschont werden; er wurde bei jedem feindlichen Conflicte am härtesten mitgenommen, die Mehrzahl der Opfer, mit welchen wir jeden Vortheil erkaufen mußten, waren stets in den Reihen unserer besten, der unersetzlichen Truppen gefallen."

Die klare Erkenntniß dieser Umstände, noch mehr aber vielleicht die Unschlüssigkeit, welche Görgey seit dem 14. April mit sich herumtrug, bestimmten ihn, sich dem militärisch allein richtigen Beschluß des Kriegsrathes nicht anzuschließen, nach dem die Hauptarmee dem Rückzug des Feindes zu folgen, die vollständige Besiegung desselben, die Besetzung von Wien und Erzwingung eines Friedens auf fremdem Boden anzustreben hatte. Ob die letzteren Zwecke erreicht worden wären, ist zweifelhaft, dessenungeachtet war es ein Fehler, die Armee Welden's unbehelligt bei Preßburg zu lassen. Einer der bedeutendsten strategischen Schriftsteller, General

Clausewitz, sagt mit Recht: „Es kann nur ein Mittel zur Beendigung des Krieges geben, der doch das Ziel jedes Kampfes ist, und das ist die Unschädlichmachung der Armee des Gegners; sie aufzusuchen und zu schlagen, muß alleiniger Zweck aller Operationen sein." Dessenungeachtet bestand Görgey darauf, daß zunächst Ofen genommen werden müsse, und wußte auch Kossuth, der seiner ganzen Anlage nach solchen äußerlich bestechenden Unternehmungen günstig war, dafür zu stimmen. Ihrer vereinten Autorität gegenüber, die gleichviel im Lande wie in der Armee galt, gab es keinen Widerstand. In Folge der Unabhängigkeits-Erklärung war Kossuth zum Gouverneur (Kormányzó) ernannt worden, was ziemlich so viel als die uneingeschränkte Dictatur bedeutete. Der von ihm mit der Cabinetsbildung betraute Szemere behielt für sich selbst das Portefeuille des Inneren, als Minister des Auswärtigen fungirte Graf Batthyányi (geb. 1807), die Finanzen leitete Franz Duschek, die Justiz der Serbe Sabbas Vukovič, die öffentlichen Arbeiten Ladislaus Csanyi (geb. 1790, gest. 1849), Minister des Cultus und Unterrichts wurde der Bischof von Csanád und bekannte Historiker Michael Horváth, Kriegsminister aber Görgey, der, um auch den Oberbefehl beibehalten zu können, in dieser Stellung provisorisch durch General Georg Klapka vertreten wurde, von dem er erst nach der Einnahme von Ofen die Leitung des Ministeriums übernahm.

Die Hoffnung, Ofen mit leichter Mühe nehmen zu können, erwies sich als trügerisch. Bestand auch die Besatzung nur aus vier Bataillonen Infanterie, einer Escadron Cavallerie, kleinen Pionnier- und Artillerie-Abtheilungen, so hatte General Hentzi die ihm gelassene Zeit vortrefflich benützt, die verfallenen Festungswerke verstärkt, die natürliche Vertheidigungsfähigkeit durch mehrfache Palissadenreihen erhöht und durch bis zum Brückenkopf herabreichende starke Befestigungen das Wasserwerk an der Donau gesichert.

Andererseits boten die nahen Höhen des Blocks- und Schwabenberges treffliche Positionen für eine Beschießung der Festung, aber auf eine solche wollte sich Görgey ja nicht einlassen, auch fehlte es an Belagerungsmaterial. Am 4. Mai erfolgte die Aufforderung zur Uebergabe mit dem Bedeuten, daß, falls ein Bombardement von Pest von der Festung aus erfolge, die Besatzung dafür mit ihrem Leben werde verantwortlich gemacht werden. General Hentzi lehnte diese Aufforderung, wie es einem wackeren Soldaten zukam, ab; daß er aber erklärte, von einem Bombardement von Pest, falls er angegriffen würde, nicht abstehen zu können, war vom militärischen Standpunkt aus überflüssig, denn von Pest aus erfolgte und konnte kein Angriff erfolgen. Das thatsächlich eröffnete Bombardement war also ein bloßer Racheact, welcher der kaiserlichen Sache, die gerade unter der besitzenden Classe Anhänger zählte, keine neuen Freunde erwarb, wohl aber deren abwendig machte.

Am 16. Mai um Mitternacht wurde ein Versuch gemacht, sich der Festung durch einen Ueberfall zu bemächtigen. Obwohl einzelne Abtheilungen mit Leitern die steilen Höhen und Mauern erkletterten, war die Vertheidigung doch eine so tapfere, daß nach beträchtlichen Opfern abgelassen werden mußte. Görgey mußte sich nun doch bequemen, der Artillerie das erste Wort zu gönnen und Breschbatterien zu errichten, die jedoch nur mit Feldgeschütz besetzt werden konnten. Gleichwohl gelang es einer auf dem sogenannten Spitzberg aufgestellten Batterie, eine breite Bresche im Wall nächst dem Weißenburgerthor zu legen, deren Schließung den Vertheidigern nicht möglich war. Nachdem am 19. und 20. Mai Scheinangriffe gemacht worden waren, erfolgte im Morgengrauen des 21. der entscheidende Angriff, der zur Einnahme der Festung führte. Von beiden Seiten wurde mit Tapferkeit gestritten, und das Erklimmen der Höhen auf langen Leitern war ebenso ehrend für die Honveds, wie die bis zum letzten Moment fortgesetzte Vertheidigung der kaiserlichen Truppen, deren wackerer Führer General Hentzi auf der Bresche selbst tödtlich verwundet wurde. Aulich wehrte das Andrängen einiger freiwilligen Kämpfer, die an dem Leichnam des heldenmüthigen Vertheidigers ihre

Rache sättigen wollten, energisch ab (Bild Seite 793) und wollte den Gefallenen mit Generalsehren begraben lassen, aber seine eigenen Truppen sträubten sich gegen diesen Akt der Pietät gegen einen furchtbaren Gegner. Ein in Ofen aufgestelltes Denkmal ehrt den tapferen Krieger. Der im Brückenkopf commandirende Oberst Alnoch sprengte diesen und damit sich selbst im letzten Moment in die Luft, ohne jedoch seine Absicht — die eigentlich zwecklos war — die Zerstörung der Kettenbrücke zu erreichen.

Der Fall Ofens erregte im ganzen Lande beispiellosen Enthusiasmus, weit über den wahren Werth dieses Erfolges, der kaum die darauf angewendeten Mittel und Zeit lohnte. Görgey lehnte die ihm zugedachte Rangserhöhung und den Verdienstorden erster Classe, den man schon vor einiger Zeit als unumgängliches Requisit eines unabhängigen Staates zu stiften sich beeilt hatte, mit einer sehr kühlen Motivirung ab — ein Zeichen, daß er die Kluft, welche ihn von der Debrecziner Regierung trennte, nicht mehr verbergen wollte und konnte. Unter großem Jubel zog Kossuth am 5. Juni in Pest ein, bald darauf folgten die Ministerien und der Reichstag — man wiegte sich für kurze Zeit noch in einem glänzenden Traum und schloß die Augen vor der stets drohender werdenden Gefahr.

Die russische Hilfe, von welcher mit Bangen schon lange gesprochen wurde, war nun endlich, nachdem sie schon in Siebenbürgen auf Umwegen herbeigerufen worden war, offen und rückhaltslos in Anspruch genommen worden. Schon am 1. Mai brachten die offiziellen Zeitungen in der westlichen Reichshälfte — und bei dem fast ausnahmslos herrschenden Belagerungszustand waren sie alle offiziell — folgende Kundmachung:

„Der Aufstand in Ungarn hat seit einigen Monaten eine solche Ausdehnung gewonnen, und er zeigt in seiner dermaligen Phase so entschieden den Charakter einer Vereinigung aller Kräfte der europäischen Umsturzpartei (?), daß das Interesse sämmtlicher Staaten ein gemeinsames ist, die kaiserliche Regierung in dem Kampfe gegen die sich dort verbreitende Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung zu unterstützen. Aus diesen wichtigen Gründen hat sich die Regierung Seiner Majestät des Kaisers bewogen gefunden, die bewaffnete Hilfe Seiner Majestät des Kaisers von Rußland in Anspruch zu nehmen, und selbe ist von diesem Monarchen sofort mit edelster Bereitwilligkeit und in dem ausgiebigsten Maße zugesichert worden. Die Ausführung der beiderseits verabredeten Maßregeln ist in vollem Gange."

Aus der Textirung dieses Communiqué spricht deutlich das Bemühen, die nicht blos in der Bevölkerung verhaßte „russische Hilfe" als einen Akt internationaler Nothwehr gegen die siegreiche Anarchie darzustellen. Ein solcher Ton lag nicht blos im Geschmack der Zeit, sondern er sollte auch das Unbehagen vertuschen, welches man in maßgebenden Kreisen selbst bei dem Gedanken fühlte, die Hilfe eines so zweifelhaften Freundes anzurufen, in dessen Uneigennützigkeit man mehr als einen berechtigten Zweifel setzen durfte. Man wird nicht irren, wenn man den Rücktritt des Grafen Stadion vom Ministerium des Innern, der um dieselbe Zeit erfolgte, mit der russischen Hilfe in Zusammenhang bringt; dieser scharfblickende Staatsmann hatte als Gouverneur von Galizien Gelegenheit, tiefere Blicke in russische Maximen und Pläne zu thun und scheute vor dem Wagniß zurück, den natürlichen Rivalen gewissermaßen zum Schiedsrichter über interne Verhältnisse der Monarchie zu machen. An Stadion's Stelle trat der bisherige Justizminister Alexander Bach (Bild Seite 801), der „Emporkömmling der Revolution", der kein Mittel scheute, um diese zu unterdrücken und seine Betheiligung daran vergessen zu machen. Als Justizminister trat Anton Ritter von Schmerling (geb. 1805, Bild Seite 800) in das Cabinet, der sein dornenvolles Amt als deutscher Reichsminister niedergelegt hatte, als eine gedeihliche Wirksamkeit durch den neuerwachten Widerstand der partikularistisch gesinnten Regierungen und die Verworrenheit der Parteien unmöglich gemacht wurde. Zur gleichen Zeit legte Erzherzog Johann die Reichsverweserschaft nieder, die sich gleich dem entschlafenem deutschen Kaiser-

thum und aus denselben Gründen als eine Würde ohne Macht bewies, und das Ueberwiegen der sogenannten kleindeutschen Tendenzen, welche den Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Verbande forderten und die übrigens abgelehnte Uebertragung der Reichskrone an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen anstrebten, veranlaßte auch die Rückberufung der österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt. Die mit so großer Begeisterung begonnene Einheitsbewegung in Deutschland verrann wieder einmal elend im Sande, und Kaiser Rothbart, der ob all dem Singen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" und von all den dröhnenden Reden und Waffengerassel fast aus seinem Jahrhunderte währenden Schlafe erwacht war, konnte wieder ruhig weiter schnarchen. Denn was vom erhofften einigen deutschen Reiche überblieb: ein einflußloses, von Stadt zu Stadt pilgerndes Winkelparlament; Fürstenverbände, die in der Angst Alles gewährt hatten und sich jetzt die noch zitternden Hände reichten, um sich in der Versagung beizustehen; tolle aussichtslose Putsche waghalsiger Wirbelköpfe und endlich im Hintergrunde schon gespenstisch auftauchend der Bundestag! — das war wahrhaftig nicht der Mühe werth, um die Augen zu öffnen und rasselnd aus dem Kyffhäuser vorzubrechen.

Der Einmarsch der Russen in Ungarn bereitete sich also vor, und es wird, bevor wir an die Schilderung des letzten Aktes des ungarischen Revolutionsdramas gehen, nothwendig sein, die Vertheilung der ungarischen Streitkräfte und die sich dagegen in Bewegung setzenden Armeen kurz zu skizziren.

Die ungarische Hauptarmee, aus fünfeinhalb Korps bestehend, wurde von Görgey befehligt, zählte gegen fünfzigtausend Mann und zweihundertneun Geschütze und stand theils bei Ofen, theils zur Beobachtung der österreichischen Armee bei Raab, in der Schütt und in Komorn. Kleinere Detachements und fliegende Korps deckten die Neutra-Linie und die Bergstädte.

Die Banater Armee unter General Vetter zählte dreißigtausend Mann, jene in Siebenbürgen unter Bem zweiunddreißigtausend Mann, bei Eperies stand das Korps von General Dembinski mit zwölftausend Mann, in der Marmaros unter Kaczinczy sechstausend Mann. Dazu die Festungsbesatzungen und Garnisonen mit circa fünftausend Mann ergibt eine Gesammtstreitmacht von ungefähr einmalhundertfünfunddreißigtausend Mann, die aber sehr ungleichwerthig und theilweise im Felde kaum verwendbar war.

Zum zweitenmale bereitete sich ein concentrischer Angriff gegen die Ungarn vor, doch schlossen diesesmal die theils über Galizien, theils durch die Walachei anrückenden russischen Heersäulen den Ring fester.

Die österreichische Hauptarmee, verstärkt durch sechzehntausend Russen unter Paniutine, stand noch immer um Preßburg, um den vollkommenen Aufmarsch des Bundesgenossen zu erwarten. Ihre Stärke betrug ohne die russische Reserve sechzigtausend Mann. Die von Dukla und Sanok gegen die Karpathen anrückende russische Hauptarmee unter Iwan Feodorowitsch Fürst Paskewitsch, Graf von Eriwan (geb. 1782, gest. 1856), dem Bezwinger Warschaus im Jahre 1830, zählte fünfzigtausend Mann und hatte Anfangs Juni schon Detachements unter dem aus den Kaukasuskämpfen berühmten General Grabbe durch das Arvaer und Liptauer Comitat gegen die Bergstädte vorgeschoben.

Die siebenbürgische Armee, die von Puchner und Eduard Graf Clam-Gallas (geb. 1805) geführt wurde, zählte fünfzehntausend Mann österreichische Truppen, welchen sich später vierzigtausend Russen unter Lüders und Grotenhjelm anschlossen. Bei Essegg und an der kroatischen Grenze stand Banus Jelačić mit fünfundzwanzigtausend Mann, um die von Perczel unterworfene und besetzte Bacska wieder zu befreien, und von Westen endlich zog aus Steiermark ein neugebildetes Korps von zwölftausend Mann unter Feldzeugmeister Nugent heran. Rechnet man hiezu die Besatzungen von Essegg, Temesvár und Karlsburg, so ergibt sich, ohne den militärisch organisirten und sehr verwendbaren Landsturm der Walachen und Serben zu rechnen, eine Gesammtstärke der vereinigten Armee von

faſt dreimalhunderttauſend Mann, wozu noch die beſſere Ausrüſtung und vielfach auch größere Kriegstüchtigkeit in Anſchlag zu bringen iſt.

Kam nun auch die Stimmung des Landes, die bis zum Wahnſinn erhitzt war, natürlich den Ungarn zugute, ſo konnte dadurch das Mißverhältniß der Streitkräfte nicht ausgeglichen werden. Feldzeugmeiſter Welden klagt mit gutem Grund: „Außer der ſlovakiſchen Bevölkerung, die nur einen kleinen Theil des nördlichen Ungarns einnimmt, war auch nicht eine Partei im Lande, auf welche mit einiger Sicherheit gerechnet werden konnte; vom letzten Cſikos bis zum Vicegeſpan aufwärts, vom Dorfcuraten bis zum Biſchof war Alles in der feindlichſten Stimmung gegen Oeſterreich.“ Daraus erwuchs der Vertheidigungsarmee natürlich mancher

Oeſterreichiſche Cavallerie in Italien. (Seite 760.)

Vortheil in Bezug auf das Kundſchafterweſen, die Verpflegung u. ſ. w., aber ſchließlich iſt die moderne Strategie denn doch nichts als ein Zweig der angewandten Mathematik, in welchem die brutale Gewalt der Zahlen entſcheidet.

Und endlich nagte am Kern der ungariſchen Armee ein Wurm, der den Geiſt und die Nerven lähmte: das gegenſeitige Mißtrauen, die Eiferſüchteleien der Führer. Das lag in der Art ihres Entſtehens, denn der eiſerne Geiſt der Disciplin, die unbedingte Unterordnung unter den gemeinſamen Zweck und einen herrſchenden Willen wird einer Armee nicht in wenigen Monaten eingeimpft, mag auch deren Enthuſiasmus und Kampfesmuth noch ſo groß ſein.

Klapka erzählt über dieſen Punkt: „Vor Allem war es der rückſichtsloſe Ehrgeiz einiger Führer, der dem Zuſammenwirken aller Kräfte in den Weg trat. Oft wurde den gemeſſenſten Befehlen des Kriegsminiſteriums keine Folge geleiſtet. Bem, deſſen Verdienſte als Feldherr nicht in Abrede zu ſtellen ſind, war der

Vorzüglichste unter Jenen, die sich zu unabhängigen Führern aufwarfen. Er correspondirte selten oder nie mit dem Kriegsministerium, kümmerte sich um keine seiner Verordnungen und unterhielt nur mit Kossuth eine briefliche Verbindung, nur von diesem verlangte und erhielt er seinen Kriegsbedarf. Bei Bem war ein solches Benehmen indessen eher nachzusehen, weil er durch glänzende Leistungen seine Handlungsweise zu rechtfertigen strebte; aber bei Anderen, wie Perczel, der sich wohl zu einem tüchtigen Streifkorpsführer eignete, sonst aber keinerlei höhere militärische Kenntnisse besaß, war ein ähnlicher Grund durchaus nicht vorhanden."

In der bändereichen Memoiren-Literatur, welche wir über die ungarische Revolution besitzen, und an welcher fast alle Berühmtheiten theilnahmen, ist sehr viel Raum den persönlichen Nergeleien, Verdächtigungen und Eifersüchteleien gewidmet, die unter den Generalen und Ministern herrschten. Das ist eine der schlimmen und schier unvermeidlichen Folgen solcher Umwälzungen; die eine, von

Radetzky belohnt den Kampfeifer. (Seite 760.)

allen anerkannte unpersönliche Autorität des Staates ist beseitigt, und nun hält sich jedes Persönchen allein für eine Autorität. Es gibt nur sehr wenige Beispiele von Revolutionen, die nicht diesen Gang nahmen — die Cromwells und Washingtons sind aber eben nicht gar so häufig.

Durch die Unabhängigkeits-Erklärung wurde nun auch noch ein politischer Zwiespalt in die Armee getragen, denn die Anhänger derselben witterten bei Jenen, die offen bekannten, sie zu mißbilligen, stets Verrath, und Görgey's schroffes Wesen war nicht darnach, solchen Verdächtigungen durch ein vorsichtiges Benehmen auszuweichen oder sie ungeahndet zu übersehen.

Feldzeugmeister Baron Welden mochte selbst fühlen, daß er nicht der Mann sei, um die in Aussicht genommene kräftige Offensive zu leiten, vielleicht auch widerstrebte ihm die in Aussicht genommene „Pacification" Ungarns. Nachdem er die Mühen seiner Stellung schilderte, fährt er in seinen Memoiren fort: „Auch der kräftigste Körper hätte unter solcher Last erliegen müssen, und wie ich die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, die eiserne Hand gefunden zu haben (denn von diesem Metalle mußte sie sein, um allen Eventualitäten zu begegnen), in die ich mit voller Beruhigung die Führung der Armee übergeben konnte, erbat ich mir

von der Gnade meines Kaisers die Befugniß hiezu, die ich denn auch erhielt." Der von Welden vorgeschlagene und auch ernannte Obercommandant war Feldzeugmeister Baron Haynau, der seine „eiserne Hand" sofort durch die Hinrichtungen gefangener Honvedoffiziere und des protestantischen Pastors Razga in Preßburg bewies.

Nur nationale Verblendung konnte noch nach dem Eintreten Rußlands in den Kampf darauf hoffen, einen glücklichen Erfolg zu erzielen. Kossuth, dem der richtige Blick für politische und militärische Möglichkeiten stets mehr abhanden gekommen war, und sein Anhang in der Regierung und der Armee, glaubten noch an einen Sieg oder gaben sich wenigstens die Miene, an einen solchen zu glauben. Durch persönliches Auftreten und durch feurige Proklamationen suchte Kossuth die Nation für einen Verzweiflungskampf zu gewinnen, allenfalls in dem Styl, wie ihn die Russen im Jahre 1812 geführt hatten. Er übersah aber, daß die Kraft des ungarischen Volkes schon erschöpft und auch die geographischen und natürlichen Verhältnisse ganz andere waren. Gerade in dieser letzten Periode des Kampfes machte sich trotz seiner glänzenden Begabung und unzweifelhaften Vaterlandsliebe das innerlich hohle, der wahren Größe entbehrende Wesen dieses Mannes geltend.

Görgey und alle besonnenen Militärs gaben sich keiner Täuschung über die militärische und politische Lage des Landes hin. Man focht noch um die militärische Ehre und um möglichst günstige Bedingungen — der eigentliche Siegespreis war nicht mehr zu erringen.

Die in der zweiten Juniwoche begonnenen Operationen der ungarischen Armee hatten neben der allgemeinen Abwehr der von allen Seiten anrückenden österreichischen und russischen Colonnen noch den besonderen Zweck, durch Forcirung der Waag-Linie eine Vereinigung der österreichischen und russischen Hauptarmee zu hindern oder wenigstens aufzuhalten.

Der erste Zusammenstoß erfolgte am 13. Juni bei Csorna am rechten Donauufer, wo das Kmety'sche Korps auf die Colonne des österreichischen Generals Wyß traf. Nach einem von beiden Seiten brillant geführten Reitergefecht und der stürmenden Wegnahme von Csorna durch Honveds mußte das österreichische Korps, das seinen Führer verloren hatte, weichen. Es war dies der letzte größere Erfolg, welcher der ungarischen Hauptarmee beschieden war.

Am 16. Juni entwickelte sich aus einer von Oberst Asboth durchgeführten scharfen Recognoscirung ein bedeutendes Treffen bei Zsigard an der Schütt, das durch Eintreten des ganzen österreichischen Korps Wohlgemuth, welches die Waag-Linie zu decken hatte, sich zu einer ziemlich empfindlichen Niederlage der Ungarn gestaltete.

Fast auf demselben Terrain entwickelte sich am 20. und 21. eine zweitägige erbitterte Schlacht, welche Görgey selbst leitete. Am ersten Tage verblieb der Sieg durch die Einnahme von Pered den Ungarn, am nächsten Morgen stellte jedoch das Eintreten der russischen Reserve unter Paniutine den Kampf wieder her, und eine Gefährdung der Verbindungslinie gegen Komorn zwang Görgey zum Rückzug, der übrigens in Ordnung und unverfolgt angetreten wurde.

Bei der österreichischen Hauptarmee, die am rechten Donauufer heranzog, befand sich Kaiser Franz Josef, der am 30. April mittelst kaiserlichen Handschreibens den Oberbefehl über die gesammte österreichische Kriegsmacht übernommen hatte. Die sich am 28. Juni entspinnende Schlacht drehte sich um den Besitz von Raab, das ein wichtiger Stützpunkt für die Ungarn war und ihre Verbindung von Komorn aus mit dem Innern des Landes sichern sollte. Die noch aus der Türkenzeit stammenden Befestigungen waren daher nach Möglichkeit verstärkt worden, um einen möglichst energischen Widerstand leisten zu können. Doch am Tage vorher schon hatte das zweite österreichische Korps, vom Kaiser selbst geführt, die wichtige Position von Hochstraß genommen, und als Schlick mit gewohnter Verve am 28. Ujvároš forcirt hatte, mußte Raab trotz erbitterten Widerstandes geräumt werden. Einer der Ersten, welcher über die Balken einer halbverbrannten Brücke

zu Fuß in Raab eindrang, war Kaiser Franz Josef (Bild Seite 761), der sich an die Spitze eines Jägerbataillons gestellt hatte. Aus Anlaß dieser Schlacht erhielt der Monarch den russischen Georgsorden, eine der ersten militärischen Auszeichnungen, welche Franz Josef auch sehr selten ablegt.

Die ungarische Armee war nun auf beiden Ufern nach Komorn zurückgedrängt, und ihre Lage wurde immer prekärer. Wohl wurde am 2. Juli ein Angriff Haynau's auf das verschanzte Lager am rechten Ufer in erbitterter Schlacht zurückgewiesen, welcher abermals Kaiser Franz Josef an einer der gefährdetsten Stellen, bei Acs, beiwohnte, aber an der Gesammtsituation besserte sich nichts, denn jeder Tag brachte die aus den Karpathen heranziehende russische Hauptarmee und damit die Gefahr näher, von allen Seiten eingeschlossen zu werden.

Noch in derselben Nacht ließ Görgey an Kossuth melden, daß er nicht mehr im Stande sei, die Hauptstadt zu schützen, Regierung und Reichsrath mögen daher hinter die Theiß verlegt werden.

Nun schien auch Kossuth, der alle Regierungsgewalt in seinen Händen vereinigt hatte, den Ernst der Situation zu erkennen. Und in dieser Zeit, wo Verzweiflung und blinder Haß vollends alle politische Klugheit in ihm vernichtet hatten, scheint der bekannte Plan entstanden zu sein, sich vollkommen in Rußlands Arme zu werfen und einen russischen Prinzen, den Herzog von Leuchtenberg, als König von Ungarn zu verlangen. Ob dieser für alle Theile gleich schmähliche Antrag förmlich gestellt wurde, ist nicht ganz klar gestellt, gewiß ist nur, daß er eifrig in der Umgebung Kossuth's erörtert wurde.

Man glaubte nun auch den Moment gekommen, um sich Görgey's zu entledigen. Unter Kossuth's Vorsitz wurde am 2. Juli ein Kriegsrath in Pest gehalten, in welchem Perczel und Dembinski, beide erbitterte Feinde Görgey's, auf dessen Entfernung vom Obercommando drangen. Natürlich war dies ganz nach dem Sinne des Gouverneurs, man erklärte die Vereinigung des Obercommandos mit dem Kriegsministerium in einer Person für unvereinbar, was allerdings etwas für sich hatte. Um Görgey, in dem man den Monk Ungarns vermuthete, von der Armee zu entfernen, nahm man ihm das Commando ab und verlieh dasselbe an den ersten Kriegsminister Ungarns, General Mészáros, wohl die unpassendste Wahl, die man treffen konnte. Dieser Mann hatte seine Untüchtigkeit im Winterfeldzug gegen Schlick so glänzend bewiesen, daß ihn die Soldaten nur den „Schlachtenverlierer" oder wegen seiner noblen Passionen „az öreg ficzkó" (den alten Stutzer) nannten.

Die Kunde von diesen Beschlüssen erregte in Komorn, wo Görgey an einer in der Schlacht vom 2. Juli erhaltenen Kopfwunde krank lag, nicht wenig Aufregung. Ein Kriegsrath aller Commandanten sprach sich so entschieden für Görgey aus, daß selbst persönliche Gegner desselben oder solche, die anfingen, ihm zu mißtrauen, wie Klapka und Nagy-Sándor, nicht entgegenzutreten wagten. Eben die beiden letzteren wurden nach Pest gesendet, um Kossuth mitzutheilen, daß die Armee nur in die Führerschaft Görgey's Vertrauen setze und denselben als Commandanten behalten wolle. Man mußte sich wohl oder übel fügen und beließ Görgey das Commando der Donauarmee unter der Bedingung, daß er das Kriegsministerium niederlege und den Oberbefehl Mészáros' anerkenne. Die thatsächliche Macht blieb also in den Händen des gehaßten und gefürchteten Mannes, natürlich aber war das Verhältniß desselben zur Regierung nur noch unleidlicher geworden und das gegenseitige Mißtrauen lag offen zu Tage.

Unterdessen hatte das österreichische Korps Ramberg am 11. Juli die Hauptstadt wieder besetzt, von wo einige Tage früher Reichsrath und Regierung nach Szegedin übersiedelt waren. Der direkte Rückzug nach Süden war dadurch der in Komorn stehenden ungarischen Armee verschlossen und konnte nur durch einen gewaltsamen Durchbruch gewonnen werden. Ein solcher wurde am 11. Juli unter Klapka's Leitung versucht; was aber am 2. nach dem abgewiesenen Angriff auf das verschanzte Lager möglich gewesen wäre und nur wegen der einbrechenden Nacht

und der Erschöpfung der Truppen unterlassen werden mußte, war nun nicht mehr zu erreichen; das heiße Ringen endete damit, daß die Ungarn nach Komorn und in das verschanzte Lager zurückgeworfen wurden.

Nun blieb nur noch, wollte man die Armee nicht in Komorn einschließen lassen, der Rückzug auf das linke Donau-Ufer möglich, um die Theißlinie zu gewinnen, falls die von den Karpathen anrückende russische Hauptarmee unter Fürst Paskewitsch nicht schon so weit vorgedrungen war, um auch diesen Plan unmöglich zu machen.

Von Görgey geführt (Klapka blieb in Komorn zurück), gelang dieser Rückzug der ungarischen Armee, aber es war nur Zeit gewonnen, sonst nichts. Unter fortwährenden Rückzugsgefechten bei Waitzen, Vosoncz u. s. w. erreichte Görgey am 28. Juli die Theiß und überschritt sie bei Tokaj. Doch schon hatte die russische Hauptarmee denselben Strom hinter sich und drückte so energisch nach, daß am 2. August Nagy-Sándor's Korps bei Debreczin angegriffen und nahezu vernichtet wurde. Neuerdings mußten Regierung und Reichstag fliehen, und zwar diesesmal nach Arad, das erst kürzlich, am 1. Juli, nach neunmonatlicher tapferer Gegenwehr von den Ungarn genommen worden war.

Auch auf dem nächstwichtigen Kriegsschauplatz, in Siebenbürgen, hatten die Dinge durch das energische Eingreifen der russischen Truppen eine andere Wendung genommen. Schon am 21. Juni war General Grotenhjelm durch den Borvoer-Paß eingedrungen, kurz darauf forcirte Puchner von Süden aus den Törzburger-Paß. Wohl errang Bem noch wechselnde Erfolge, er vermochte das Vordringen der österreichischen und russischen Truppen zu hemmen, aber es nicht ganz aufzuhalten, und als er Anfangs August abberufen wurde, um das Commando der Armee im Banat, die letzte Hoffnung der ungarischen Regierung, zu übernehmen, ging Siebenbürgen bald ganz in die Hände der kaiserlichen Armee über.

Bevor jedoch Bem noch thatkräftig eingreifen und sich mit Dembinski und Perczel vereinigen konnte, die mit überlegener Macht von Haynau nach Süden gedrängt wurden, erlitten diese am 9. August bei Temesvár eine vernichtende Niederlage, an deren Herbeiführung Feldmarschall-Lieutenant Hauslab, welcher über die besonders zahlreiche Artillerie der kaiserlichen Armee disponirte, ein hervorragendes Verdienst hatte. Von fünfzigtausend Mann, welche die ungarische Armee vor der Schlacht gezählt hatte, hielten kaum zehntausend nach derselben geschlossen aus — die letzte Möglichkeit einer günstigen Wendung war vorüber.

Zwei Tage früher war auch Görgey mit der Donau-Armee von Arad angekommen, wo Kossuth und die Regierung weilten. Die Nachricht von der Schlacht bei Temesvár zerstörte die letzten Illusionen des Gouverneurs. In einem Manifest vom 11. August dankten er und das Ministerium mit dem Bemerken ab, daß die höchste Civil- und Militärgewalt an Görgey übertragen sei, der kein Hehl daraus machte, daß er sofort Unterhandlungen wegen der Waffenstreckung mit dem russischen Feldherrn einleiten werde, zu welchem Zwecke er sich auch sofort an den russischen Korpscommandanten Graf Rüdiger wendete.

Ueber Görgey's Benehmen sind die verschiedensten, meist sehr starken Urtheile gefällt worden, und man hat ihm den schwersten Vorwurf, den des Verrathes, nicht erspart. Man hat sich auf seine offene Mißbilligung der Unabhängigkeits-Erklärung, auf seine Abneigung gegen Kossuth, seine Zerwürfnisse mit einzelnen Generalen, namentlich aber darauf berufen, daß er, gegen welchen ganz dieselben Gründe sprachen, verschont geblieben sei, während seine Waffengefährten geopfert wurden. All das zugegeben, muß doch unseres Bedünkens Görgey von dem Vorwurf eines Verrathes freigesprochen werden. Er unterlag dem Verhängniß, eine traurige und verhaßte Nothwendigkeit herbeiführen zu müssen, deren Unausweichlichkeit sein kalter, nüchterner Verstand früher als die übrigen erkannt hatte, und welche aufzuzwingen, wo sich so viel dagegen sträubte, nur einem so energischen Mann möglich war.

Die Weiterführung eines vollkommen aussichtslosen Kampfes kann von Enthusiasten als ritterlich und ehrenvoll gepriesen werden — vom Standpunkte der Vernunft und Menschlichkeit ist sie nicht zu billigen, denn wenn nichts dadurch errungen, nichts bewahrt bleiben kann, ist der Widerstand sinnlos, die weitere Vergeudung von Menschenleben ein Verbrechen. Vielleicht hätte Görgey für seine Waffengefährten bessere Bedingungen verlangen können — er glaubte, deren Schicksal durch die Waffenstreckung vor russischen Truppen eher gesichert zu haben, als wenn bei Fortsetzung des Kampfes die Unterwerfung direct unter Haynau hätte geschehen müssen. Als er hörte, daß der Fürst Paskewitsch sich nur für seine Person verwendete, die übrigen Führer aber an Haynau auslieferte, war jede weitere Einflußnahme seinerseits vollkommen aussichtslos.

Görgey theilte seinen Entschluß und sein Schreiben an den russischen General Graf Rüdiger dem Kriegsrath mit, indem er sich zugleich verpflichtete, jeden anderen Beschluß desselben auszuführen. Die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes lag jedoch so auf der Hand, daß man seinen Ansichten sofort beitrat und die Parlamentäre an das russische Hauptquartier abgingen.

Am 13. August fand auf der Ebene von Szöllös bei Világos die Waffenstreckung im Angesichte der russischen Armee statt. Es waren nebst der unter Damjanich stehenden Besatzung von Arad ungefähr dreiundzwanzigtausend Mann mit hundertdreißig Kanonen, es liegt also ein bewußter oder unbewußter Irrthum darin, wenn man stets von der „Waffenstreckung der ungarischen Armee" sprach. Die letzte widerstandsfähige ungarische Armee war bei Temesvár geschlagen und versprengt worden, die zusammengeschmolzenen Reste von Görgey's Korps verdienten diesen Namen nicht mehr.

Ein großer Theil der Compromittirten ergriff von Arad aus die Flucht, unter ihnen auch Kossuth, der gegen sein Versprechen, die Reichs-Kleinodien an Görgey zu übergeben, dieselben mit sich führte und vor seinem Uebertritte in die Türkei bei Orsova vergraben ließ. Ihre spätere Auffindung wird noch Erwähnung finden. Von England beeinflußt, widerstand die Türkei dem österreichischen und russischen Begehren nach Auslieferung der Flüchtlinge und internirte sie zu Kutajah in Kleinasien, von wo sie sich 1851 erst entfernen durften, meist nach Frankreich, England und Nordamerika gingen, wohin sich auch Kossuth zuerst wendete. Unter den Flüchtlingen, die von den österreichischen Kriegsgerichten in contumacium zum Tode verurtheilt wurden, befand sich auch der Honved-Oberst Graf Gyula (Julius) Andrássy (geb. 1823), der von Kossuth mehrfach zu diplomatischen Missionen verwendet wurde und dabei zuerst auf diesem Felde Erfahrungen sammeln konnte, die ihn sechzehn Jahre später im wunderlichen Schicksalswechsel an die Spitze des ungarischen Ministeriums zu treten und in weiteren fünf Jahren zur Leitung der äußeren Politik des Gesammtstaates befähigten.

Görgey wurde begnadigt, jedoch in Klagenfurt internirt. Daß mindestens ein ihm gemachter häßlicher Vorwurf, er sei förmlich erkauft worden, ganz grundlos war, bewiß die Folgezeit, denn er lebte eingeschränkt und sehr bescheiden von schriftstellerischen Arbeiten und mußte, auch als andere Zeiten ihm die Rückkehr nach Ungarn ermöglichten, im Dienste einer industriellen Unternehmung seinen Erwerb suchen. Nicht alle Emigranten, an welchen noch heute die legendenhafte Verehrung des Volkes haftet, stehen in Bezug auf ihre Uneigennützigkeit ebenso tadellos da wie Görgey.

Nach und nach streckten die vereinzelten ungarischen Korps und festen Plätze die Waffen, denn die von Bem und Guyon gemachten Versuche, die zersprengten Streitkräfte nochmals zu sammeln und den Widerstand fortzusetzen, gehören mehr in das Gebiet des Abenteurerthums und hatten auch keinerlei Erfolg, so daß auch diese Beiden endlich in die Türkei übertraten Am 7. September ergab sich Peterwardein, am 2. Oktober erst Komorn, für dessen von Klapka befehligte Besatzung, um einer schwierigen Belagerung auszuweichen, Haynau vollen Pardon

und die Freiheit, im Inlande zu bleiben oder das Ausland aufzusuchen, zugestehen mußte (Bild Seite 809).

So war denn auch dieser Widerstand gebrochen und der letzte jener Brände, die aus dem Freiheitsenthusiasmus des Vorjahres aufgelodert waren, gedämpft.

Um die tausend und tausend Wunden, aus welchen das Land blutete, zu schließen, um die noch fieberhaft erregte Stimmung zu beruhigen, war wohl Feldzeugmeister Baron Haynau der am wenigsten geeignete Mann. Seine „eiserne Hand" lastete schonungslos auf dem niedergeworfenen Land, er übertrug die Gewohnheiten des Krieges auch auf die nächste Zeit und erwarb sich zu dem Beinamen, den ihm sein Walten in Brescia gebracht hatte, noch den zweiten des „Henkers von Arad". Wenn ein Wortspiel ihn als General „Einhau" bezeichnete, so galt das dem tapferen schneidigen Soldaten, aber einer späteren Zeit wird er kaum mehr als solcher bekannt sein, sondern nur mehr als ein Wütherich, der Strenge mit Grausamkeit verwechselte und der Sache, welcher er zu dienen glaubte, nur schweren Schaden zufügte, indem er seiner persönlichen Rachsucht freien Lauf ließ, statt die ihm übertragene große Macht gleich dem ersten Soldaten der Armee, dem Marschall Radetzky, mit Milde und Mäßigung zu üben.

Wieder kamen jene empörenden Fälle entehrender öffentlicher Abstrafungen von Frauen vor, und im englischen Parlament kam ein Brief einer derselben, einer Frau von Maderspach, zur Vorlesung, in welchem sie schreibt: „Ich war noch im Stande, diese Zeilen niederzuschreiben, ohne vor Schande zu vergehen, aber mein Gatte konnte es nicht mehr überleben, er hat sich mit einem Pistolenschuß das Leben genommen."

Während in Arad über das Schicksal der bei Világos in die Gewalt der Russen gekommenen und von diesen an Haynau übergebenen Führer der ungarischen Armee entschieden wurde, tagten auch sonst überall die Kriegsgerichte. Am meisten anzufechten dürfte wohl das in Ofen gefällte und vollzogene Urtheil gegen den früheren Minister-Präsidenten Graf Ludwig Batthyánvi sein, der sich an der letzten Phase der Revolution nicht mehr betheiligt hatte. Dasselbe lautete:

„Ludwig Graf Batthyánvi, aus Preßburg gebürtig, vierzig Jahre alt, katholisch, verheiratet, theils geständig, theils rechtlich überwiesen, in seiner früheren Eigenschaft als Premierminister Ungarns solche Beschlüsse gefaßt, vollzogen oder deren Vollzug gestattet zu haben, durch welche das in den Märzgesetzen gewährte administrative (?) Verhältniß Ungarns bei weitem überschritten, der durch die pragmatische Sanction festgestellte gesetzliche Verband zwischen Ungarn und den k. k. Erbstaaten gelockert und die bedrohlichsten Gefahren für gewaltsamen Umsturz der Staatsverfassung herbeigeführt wurden — sowie auch nach Resignation seiner Ministerstelle am 3. Oktober verflossenen Jahres durch seinen Eintritt in die Insurgentenreihen, durch seinen öffentlichen Aufruf zum bewaffneten Widerstand und durch Wiedereintritt in den von Seiner Majestät aufgelösten Reichstag die Revolutionspartei gekräftigt und unterstützt zu haben — wurde wegen Hochverrathes, bei Verfall seines sämmtlichen Vermögens zur Entschädigung des Staatsschatzes, zum Tode durch den Strang verurtheilt und diese Sentenz nach erfolgter Bestätigung und Kundmachung heute in Vollzug gesetzt. Pest, am 6. Oktober 1849. Vom k. k. Kriegsgerichte."

Die unglückseligen staatsrechtlichen Verhältnisse, welche es selbst für den Vorurtheilslosen schwer machen, zu entscheiden, wo der berechtigte Widerstand in offenes Unrecht überging, waren für das Kriegsgericht zu subtil. Batthyánvi versuchte in der Nacht vor Vollstreckung des Urtheils sich die Adern am Halse zu öffnen, wurde jedoch bemerkt und verbunden. Da hiedurch die Justificirung mittelst des Stranges unmöglich war, ward der Vollzug durch Erschießen ins Werk gesetzt. Batthyánvi starb mit dem Ruf: „Éljen a haza!" (Es lebe das Vaterland!)

Am gleichen Tage, der wohl nicht ohne Absicht gewählt worden war, wurden die Justificationen in Arad vollzogen. Hier stützten sich die Urtheile zumeist auf die Eigenschaft als frühere kaiserliche Militärs, welche durch ihren Eid gebunden

waren, nicht gegen das Kaiserhaus die Waffen zu führen. Ludwig Aulich, Johann Dámjánich, Josef von Nagy-Sándor, Ignaz von Török, Georg Lahner, Karl Graf Vécsey, Karl Knezich, Ernst Pölt von Pöltenberg, Karl Graf Leiningen-Westenburg und Josef Schweidel wurden am 6. Oktober in Arad durch den Strang, Ernst von Kiß, Aristides von Dessewffy und Wilhelm Lázár am gleichen Tag durch Pulver und Blei hingerichtet.

Später wurden noch justificirt der greise Communicationsminister Ladislaus Csányi, der die Mahnung, sich aus Arad zu retten, mit der Bemerkung abwies, „er sei ein alter Mann, habe den größten Theil seines Lebens dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, und da nach dem Falle desselben der Rest seiner Tage ohnehin keinen Werth mehr habe, so wolle er wenigstens in heimischer Erde begraben werden"; weiters der Präsident der Magnatentafel Baron Sigmund Perényi, der Abgeordnete Szacsvay, Fürst Woroniecki, Oberst Kazinczy u. s. w.

Heute erhebt sich am Orte, wo die Hinrichtungen in Arad stattfanden, ein Monument, das, eine ernste Mahnung aus traurigen Zeiten, die Lehre nach beiden Seiten predigt: daß Klarheit und Mäßigung, die Tugenden bürgerlichen Strebens, auch im staatlichen Leben nöthig sind, sollen nicht blutige Conflicte hervorgerufen werden, als deren Opfer selten jene fallen, auf deren Haupt die Schuld lastet.

Viertes Buch.

Die Reactionsjahre

(1849—1859).

Der Einheitsstaat.

Mit der Besiegung des ungarischen Aufstandes war endlich die Periode der Umwälzungen abgeschlossen, welche den vormärzlichen, mit einer Art von patriarchalischem Absolutismus regierten Staat gesprengt hatten. Wieder stand man vor der Aufgabe, denselben auf neuen Grundlagen aufzubauen, und wieder kam ein, wenn auch aus anderen Ursachen entspringendes Ruhebedürfniß der Völker den Maßregeln der Regierenden zu statten.

Die durch den Wahlspruch und das Manifest des jungen Monarchen ausgedrückte Idee, „alle Länder und Stände der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen", war eine verheißungsvolle und nur die naturgemäße Reaction gegen die in der Revolutionsepoche zu Tage getretenen Sondergelüste einzelner Nationen, die bis zur völligen Verneinung des Gesammtstaates gingen.

Dreißig Jahre innerer Kämpfe haben seit jener Zeit die Frage zwischen den Grenzen gesammtstaatlicher Macht und jenen der gefahrlos den einzelnen Theilen einzuräumenden Befugnisse noch nicht endgiltig gelöst. Damals mochte es klug und vorsichtig erscheinen, die Nothwendigkeit dieser letzteren und auch die aller freiheitlichen Zugeständnisse kurzweg zu verneinen und das Heil in strammer Zusammenfassung, in einem mit modernen Attributen umgebenen absolutistischen Centralismus zu suchen. Trotzdem wird man es heute bedauern dürfen, daß die maßgebenden Staatsmänner jener Epoche der Versuchung, die schrankenlose Macht der Regierungsgewalt aufzurichten, nicht widerstanden haben und die Gelegenheit vorübergehen ließen, die Staatseinheit auf freiheitlicher Grundlage zu construiren. Denn nach den Erschütterungen der Revolution, den darauf folgenden Kämpfen und mancher frischen Erinnerung, durch welche die Unhaltbarkeit extremer nationaler Ziele bewiesen wurde, hätte man von allen Seiten Zugeständnisse dankbar angenommen, die später kühl und mit Mißtrauen betrachtet wurden, Ansprüche wären fallen gelassen worden, welche in der Zukunft den Frieden und die Gestaltung des Gesammtstaates störten.

Doch die einflußreichen Staatsmänner jener Epoche gehörten entweder zu den erbitterten und überzeugten Feinden jedes freiheitlichen Zugeständnisses, und sie

Commander-in-Chief, Gen. Sir Redvers Buller, V.C., K.C.B.

Marshal Sir Frederick Roberts, Bart., V.C., G.C.B., G.C.S.I., G.C.I.E.

glaubten deren Nachtheile in den Ueberstürzungen und Ausschreitungen der Revolution unwiderleglich exemplificiren zu können — oder sie waren Emporkömmlinge, welche die Ideen und Mittel, durch welche sie sich zu Einfluß und Macht gebracht hatten, verleugnen zu müssen glaubten, um sie vergessen zu machen und die eigene Geltung in der neuen Aera aufrecht zu erhalten. Die Einen wie die Anderen konnten, beeinflußt von Vorurtheilen und persönlichen Triebfedern, natürlich die höchste staatsmännische Kunst — den maßvollen weisen Gebrauch unbeschränktester Machtfülle — nicht zu üben geneigt sein, sondern sie suchten das Heil des Staates nach jener Richtung, die ihnen auch persönlich am angenehmsten war — in der Rückkehr zu dem der vorausgegangenen Epoche diametral entgegengesetzten Extrem. Daß diese, rasch aufeinanderfolgend und ohne vermittelnde Uebergänge, im Staatsleben nicht haltbar und für das innere Gefüge desselben schädlicher sind, als periodische Erschütterungen, das wußten die Staatsmänner jener Zeit nicht, und es ist auch den späteren nicht ganz klar geworden, die jede naturgemäße Entwicklung um kurzer Erfolge willen durch nie rastende Experimentirsucht stören.

Der Stellung und dem Einfluße nach war Fürst Felix Schwarzenberg die maßgebendste Persönlichkeit. Wenn man ihn seinerzeit als genialen thatkräftigen Staatsmann gepriesen hat, so wird man dieses Urtheil dem herrschenden Belagerungszustand zuzuschreiben haben, unter dem eine offene rückhaltlose Kritik unmöglich war; daß man ihn aber heute noch hie und da lobpreisen hört, ist denn doch etwas wunderlich, nachdem sich unwiderleglich zeigte, daß die von ihm eingeschlagene Politik im Innern und nach Außen die Quelle aller jener traurigen Ereignisse war, auf welche wir nur mit patriotischer Resignation zurückdenken können.

Im Grunde war die Regierung des Fürsten Schwarzenberg nur die anders drapirte Fortsetzung der Metternich'schen. Sie war jeder freiheitlichen Idee ebenso feindlich gesinnt, so daß Schwarzenberg nicht anstand, sein eigenes Werk, die octroyirte Märzverfassung, sofort nach ihrer Erlassung als „Fiction" zu bezeichnen. Nur war Metternich ganz Diplomat, ein Mann der halben Worte und Maßregeln, nie verlegen um Winkelzüge und Ausflüchte, während bei Schwarzenberg die militärische Natur sich geltend machte, welche durch rücksichtsloses Ausbeuten günstiger Situationen momentane Vortheile, durch brüske Wendungen eine vorübergehende Genugthuung erzielt, ohne sich um die Folgen viel Sorgen zu machen. Von welchem Geiste seine Regierungsmaximen durchweht waren, zeigt sein Ausspruch: „Ich kann mir den lieben Gott gar nicht denken ohne den heiligen Michael mit dem Schwert!" — womit ziemlich deutlich gesagt war, auf welche zwei Pfeiler er den Staat neu aufbauen wollte, und was für Begriffe er von den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten hatte, beweist das frivole Wort: „Die Leute müssen gehorchen, Steuern zahlen und schweigen; wollen sie auch ein Vergnügen haben, so mögen sie in die Kirche gehen!"

Das war so recht die Sprache eines übermüthigen Grandseigneurs, der sich selbst den Luxus des Denkens und Zweifelns erlaubte, ihn aber dem Volke, um es bequemer regieren zu können, versagt wissen wollte; so konnte sich nur ein Mann ausdrücken, der die ungeheure Verantwortlichkeit seines Amtes nicht fühlte und an Stelle des Ernstes, welchen es erfordert hätte, sich mit kecken Worten und sprungartigen rauhen Thaten behalf. Fürst Schwarzenberg ist ein Typus jener Staatsmänner, die mit solchen wohlfeilen Witzen und Schlagwörtern, sogenannten „geflügelten Worten", sich und andere stets lobbereite Leute über die Hohlheit ihres Wesens hinwegtäuschen.

Es war gewiß zum größten Theile dem Einfluß des jungen thatkräftigen Monarchen zuzuschreiben, daß auf wirthschaftlichem und judiciellem Gebiete eine rege gesetzgeberische Thätigkeit entfaltet wurde. Hier fand Fürst Schwarzenberg, dessen eifrigste Bewunderer ihm keine übermäßige Arbeitslust zuschrieben, tüchtige Mitarbeiter an dem Minister des Innern, Bach, der sich gedrängt fühlte, das ihm zugeschriebene Organisationstalent zu beweisen, an Schmerling, der als Justizminister in das Cabinet gezogen ward, um demselben einen freisinnigen Anstrich

zu geben, und an Bruck, dessen Wirksamkeit bei Leitung des Lloyd ihm den Weg zum Handels-Portefeuille ebnete.

Zugleich mit der octroyirten Verfassung erschienen Patente, welche die Durchführung der Aufhebung des Unterthanen-Verbandes und der Entlastung von Grund und Boden anordneten. Die Vereinigung der Rechtspflege in der Hand des Staates war in mehrfacher Beziehung eine Nothwendigkeit, deren gerade der centralisirte Einheitsstaat, wie er geschaffen werden sollte, nicht entbehren konnte. Damit fiel aber auch der letzte Vorwand für die Belastung des Grundes, die man schon um wirthschaftlicher Zwecke willen nicht mehr bestehen lassen konnte. Man konnte also der Nothwendigkeit, die rühmlichste That der kurzen constitutionellen Aera anzuerkennen, nicht ausweichen, obwohl deren Schöpfer Hans Kudlich als Hochverräther gebrandmarkt und zur Auswanderung gezwungen worden war.

Am 20. März 1849 erschien noch unter Stadion ein neues Gemeindegesetz, dessen auf der Grundlage weitgehender Selbstverwaltung beruhende Tendenz die allgemeine Annahme rechtfertigte, welche in Stadion eine Art Reformminister sah. Weniger erfreulich war das zu gleicher Zeit erlassene Preßgesetz, welches die schlimmste Art administrativer Willkür, die „Verwarnung" einführte, und ein Associationsgesetz, das gleichfalls nicht verleugnen konnte, daß es unter dem Belagerungszustand geschaffen worden. Schon der Ruf Stadion's aber, auf dem noch ein Theil jener Gesinnung ruhte, die seinen Vater, den Minister des Befreiungskampfes, auszeichnete, war den Machthabern jener Tage unangenehm und man suchte nach Anlässen, sich seiner zu entledigen. Mitte Mai, in welchem Monate der junge Monarch nach Schönbrunn übersiedelte, trat Stadion zurück — aus Gesundheitsrücksichten, wie es hieß, gewiß aber mehr, weil er die Herbeirufung der russischen Hilfe und die nackte Reaction nicht billigen konnte, zu welcher sich die Regierung in ziemlich hochfahrend gehaltenen Adressen einer in Wien tagenden Bischofsversammlung mit sichtlichem Behagen drängen ließ. Kaum ein Jahr war verflossen, seit in der Hauptstadt schmetternde und vom ersten Freiheitsrausch überschäumende Reden gehalten wurden, und nun reclamirten die Kirchenfürsten in ziemlich peremptorischer Weise die „Prärogative der Kirche", worunter vollständige Auslieferung der Schule, freier Verkehr mit Rom, unbedingte Gewalt des Episcopats über den ganzen Clerus, Fortdauer der Naturalleistungen an geistliche Personen und Stiftungen verlangt und die Gleichstellung der „heiligen Religion" mit „anderen ketzerischen Bekenntnissen" verdammt wurde. In diesen Bestrebungen, welche Schwarzenberg und Bach sichtlich begünstigten, mag nebst der russischen Cooperation, die er mit gutem Grund hartnäckig bekämpfte, die Hauptursache von Stadion's Rücktritt gelegen sein, der als praktischer Staatsmann die Josefinischen Prinzipien, welche auch unter Franz und Ferdinand gehütet wurden, nicht so rasch über Bord werfen konnte wie seine einflußreichen Collegen, die so plötzlich zur Macht gekommen waren. In dieser Richtung wird man nur billigen können, was ein witziger Mann jener Tage von Stadion sagte, der kurze Zeit nach seinem Rücktritt in eine Geisteskrankheit verfiel, der er 1853 erlag: „Er hatte den guten Geschmack, vor der Cooperation mit den Russen und was daran hing, irrsinnig zu werden und so der Welt zu zeigen, daß er Verstand genug besitze, um ihn über gewisse Dinge zu verlieren."

Am 26. Juni 1849 erfloß unter Schmerling (Bild Seite 800), der an Bach's Stelle das Justizministerium übernommen hatte, die neue Gerichts-Ordnung, welche in der Wesenheit noch heute besteht. Das vom Ministerium des Innern abgetrennte Departement für Cultus und Unterricht hatte Graf Leo Thun (geb. 1811) übernommen, der schon erwähnte frühere Gubernial-Präsident von Böhmen, welcher sich trotz seiner früher bewiesenen Sympathien für die politische und sprachliche Sonderstellung der Provinzen in seiner neuen Stellung als eingefleischter Centralist und Germanisator entpuppte. Wenn auch seine sofort vortretende übergroße Nachgiebigkeit gegen kirchliche Prätensionen Bedenken erregte, so fand doch die am 26. September erflossene Reform der Gymnasien und Errichtung der Realschulen

allseitige Anerkennung, da dadurch einer der wundesten Punkte des österreichischen Unterrichtswesens beseitigt wurde.

Seine Stellung zum Clerus wurde andererseits dadurch gekennzeichnet, daß die in Wien tagende Bischofssynode unter seiner Zustimmung eine Adresse beschloß, in welcher sie dem Monarchen für seine Bemühungen um die Verjüngung Oesterreichs dankte. Wie sich die Synode diese „Verjüngung" dachte, geht zweifellos aus folgendem Passus hervor: „Diesem großen Werke ist die Versammlung der Bischöfe keineswegs fremd. Die katholische Kirche ist eine starke Burg Aller, die nach den Gütern der Ewigkeit verlangen; aber sie verbreitet ihre segensreichen Einflüsse auch über alle Verhältnisse des irdischen Lebens. Der feste Grund und die höhere Heiligung, welche die Religion dem Pflichtgefühl darbietet, ist für die sittliche Kraft des Staates ein unumgängliches Bedürfniß." Auf solche Prämissen paßte natürlich nur die ziemlich unverhohlen ausgesprochene Forderung, daß alle staatlichen Zwecke nur vom confessionellen Gesichtspunkte aus zu regeln seien, und ein von der Synode erlassener Hirtenbrief sprach ein feierliches Anathema über die „gottlose politische Freiheit" aus und erklärte die nationalen Bestrebungen als „Ueberbleibsel des Heidenthums", da „die Verschiedenheit der Sprache nur eine Folge der Sünde und des Abfalls von Gott sei". Was wohl die Bischöfe jener Tage zu dem Theil des Clerus sagen würden, der in einzelnen Provinzen geradezu heute der Träger extremster nationaler Ziele ist?

Uebrigens war dieses Wettern gegen die „gottlose politische Freiheit" gar sehr nach dem Geschmacke des Fürsten Schwarzenberg, und Graf Thun vergaß so rasch auf seine eigenen nationalen Neigungen, daß er sofort seine vollkommene Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der Bischöfe bewies. Als die philosophische Facultät in Wien den von Thun selbst wegen der Gymnasialreform berufenen Protestanten Professor Hermann Bonitz (geb. 1814) zum Decan wählte, protestirte man von kirchlicher Seite dagegen, als „eine Verletzung des katholischen Charakters der Wiener Hochschule", und der Minister erzwang auch die Annullirung der Wahl. Den Schaden hatte in diesem, wie in allen ähnlichen Fällen die Wissenschaft; denn mehrere ausgezeichnete Lehrkräfte, darunter der gelehrte Germanist Theodor Georg von Karajan, legten ihre Professuren nieder, da sie es mit ihrer Würde unvereinbar hielten, unter solchen Umständen gewissermaßen als Parias zu wirken. Karajan (griechischer Religion) soll damals dem Minister gesagt haben: „Ei, Excellenz, wenn Sie so sehr auf den Vorrechten der Universität bestehen, geben Sie ihr doch die ihr gewährleistete freie Gerichtsbarkeit zurück!"

Eine der kaiserlichen Initiative entspringende Schöpfung war die mit Erlaß vom 13. November 1849 gegründete „Geologische Reichsanstalt", deren Statut der berühmte Schüler Leopold von Buch's, Wilhelm Haidinger (geb. 1795, gest. 1871), entwarf. Dieser ausgezeichnete Gelehrte trat auch an die Spitze des neuen Institutes, das sich nicht nur um die Pflege der Wissenschaft, sondern auch um die einschlägigen praktischen Fächer große Verdienste erwarb.

Die erste That Bach's bestand in der am 29. Oktober verfügten Suspendirung des Stadion'schen Gemeindegesetzes, und am Jahresschluß erflossen die in der octroyirten Märzverfassung verheißenen Landesstatute und Wahlordnungen für die deutsch-slavischen Kronländer. Dieselben zeigten deutlich, daß man zu den alten überlebten ständigen Formen zurückkehren wollte, waren übrigens kaum ernstlich gemeint, und Bach (Bild Seite 801) selbst erwiderte achselzuckend auf den Einwurf, daß sie Widerspruch erfahren dürften: „Was liegt daran? Sie sind ja auch nur bestimmt, jene zu befriedigen, die ohnehin schweigen würden."

So leichtfertig sprach ein Mann, der durch Jahre von feilen Federn als „moderner Staatsmann" und „genialer Organisator" gepriesen wurde.

Was es übrigens mit diesem Organisationstalent auf sich hatte, bewies sich am deutlichsten in Ungarn. Nach Niederwerfung der Revolution lag die volle Gewalt in den Händen Haynau's, der sie in seiner Art ausnützte. Wer der Sym-

pathien mit der unterlegenen nationalen Sache auch nur im mindesten verdächtig war, wurde verhaftet, chicanirt und aus allen Bedienstungen entfernt. Von der Universität in Pest wurden fast alle Professoren magyarischer Nationalität entfernt — darunter auch der berühmte Kliniker Doctor Johann von Balassa (geb. 1814, gest. 1868), der zwei Decennien später Leibarzt der Kaiserin wurde — und die meisten Hörsäle waren vollkommen verödet. Von welchem fast wahnwitzigen kleinlich-chicanösen Geist das Regiment Haynau's beseelt war, beweist unwiderleglich sein Erlaß vom 27. März 1850, nach welchem sich alle in irgend einer öffentlichen Function stehenden Personen nachträglich wegen ihres politischen Verhaltens während der Revolution zu rechtfertigen hatten. Unter den Kategorien, welchen diese für den Lügner und Feigling sehr leichte, für den gesinnungstüchtigen, ehrliebenden Mann überaus peinliche Pflicht auferlegt wurde, finden wir angeführt: „Schullehrer, Zeichnen-, Musik- und Mädchenlehrer, Kirchenrectoren, Cantoren, Organisten, Notare, Diurnisten, Briefsammler, Amtsdiener, Salz- und Dreißigstaufseher, Ueberreiter, Salzamtstaxirer u. s. w."

Ein solches Regiment war nicht zu dulden, zumal Haynau das ihm eingeräumte Straf- und Begnadigungsrecht nach Laune und in einer oft den Intentionen der Regierung widersprechenden Weise ausübte. In ziemlich ungnädiger Weise wurde er entfernt, und nach Beseitigung der Militär-Diktatur wurde die Neu-Organisirung der Verwaltung in Angriff genommen. Von welchem Geiste dieselbe getragen sein sollte, bewies die Ernennung des den Ungarn bitter verhaßten Obersten Supplikač zum Wojwoden der neugeschaffenen Wojwodschaft Serbien, die von Ungarn abgetrennt und ebenso wie die Wiederherstellung Siebenbürgens ein Zeichen war, daß es sich vor Allem darum handle, die Ereignisse und Einrichtungen von 1848 ungeschehen zu machen. In vollkommen willkürlicher Weise wurde Ungarn in fünf Verwaltungsbezirke zerrissen und einfach die Schablone der erbländischen Bezirkseintheilung dahin übertragen.

Um ein solches System als „schöpferische Organisation" zu preisen, muß man die Fähigkeit und die Beweggründe Alles zu loben haben, wie sie bezahlte Federn beflügeln. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die so eingesetzten Behörden und Gerichte manche Vorzüge vor der aus mehr als einem Grund übelberufenen Comitatswirthschaft hatten; das ungarische Volk aber, noch fieberhaft gereizt, sah in der geflissentlichen Vernichtung aller durch Jahrhunderte eingelebten Verwaltungsformen nur einen neuen Todesstoß gegen seine Selbstständigkeit und Eigenart und verhielt sich auch gegen jene Vorzüge starr ablehnend. Ein wirklich genialer Staatsmann, der freilich kein ehrgeiziger, um jeden Preis mit seiner Vergangenheit brechender Emporkömmling hätte sein müssen, würde es verstanden haben, mit kluger und milder Hand die Form zu schonen, welche dem Volke lieb und gewohnt war, ohne daß er darum verzichtet hätte, sie mit modernem Geiste zu durchtränken.

In einer im Verlaufe der Fünfzigerjahre erschienenen Broschüre geht der tadellose ungarische Patriot Stefan Széchenyi mit dem Wirken Bach's furchtbar in's Gericht. Zeigte auch Styl und Tendenz, daß der Geist des Verfassers nicht mehr die frühere Klarheit hat, so pulsirt doch ehrliche Entrüstung über die kleinlichen Kniffe darin, die Bach anwendete, um sich am Ruder zu erhalten. Man wird kaum viel gegen die Schlußapostrophe einwenden können, wo Széchenyi sagt: „Als Rechtsgelehrter von Fach hatten Sie die heiligste, unabweisbare Pflicht, zu trachten, daß Seine Majestät vis-à-vis den Ungarn keine doppelte Rolle einnehme, nicht gleichzeitig als legitimer König jure hereditario (nach Erbrecht) und als Eroberer jure armorum (durch Recht der Waffen) erscheine. Es können nicht die Leute als Hochverräther gehängt und im selben Athem die Verfassung und Selbstständigkeit Ungarns cassirt werden, „weil es erobertes Land sei!" Aber Excellenz bleiben ganz gemüthlich auf Ihrem Platz sitzen und werden dick und fett. Das ist die Anklage, die Sie trifft, denn daß Sie es nicht gescheidter anstellten ..... ein Schelm, der es besser macht, als er kann!"

Mit diesen Worten berührt Széchenyi, dessen Leben und Wirken bewies, daß sein Patriotismus gegen Ungarn im Einklang mit seiner Treue gegen das Gesammtreich steht, den großen Irrthum, welchem die Regierung in dem Verfahren gegen Ungarn verfiel, indem sie sich die bequeme Theorie zurechtlegte, die Revolution habe freien Plan geschaffen, ein altes Recht aufzuheben und Platz für alle Experimente des Beliebens geschaffen. Fast zwei Decennien kostbarer Zeit hing man an dieser Vorstellung, die endlich doch unhaltbar wurde und unter Umständen verleugnet werden mußte, wie sie im gesammtstaatlichen Interesse nicht ungünstiger sein konnten.

Rüstig schritt unterdessen die Gerichtsreform weiter, die sich auch auf Ungarn und dessen Nebenländer erstreckte. Am 17. Jänner 1850 erschien eine neue Strafproceß-Ordnung, die auf den von der Theorie rückhaltlos sanctionirten Prinzipien der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirt war; im Juni desselben Jahres erfloß die Jurisdictionsnorm und Gerichtsverfassung, durch welche die Abgrenzung der Gerichtssprengel, die Formen des Civilprocesses und der Instanzenzug geregelt wurden; das Gesetz vom 10. Juli schuf in Consequenz der neuen Strafproceßordnung in den Staatsanwaltschaften nach französischem Muster die Organe für das Anklageverfahren, und einen Monat später rief ein Gesetz den „Obersten Gerichts- und Cassationshof" in das Leben, der für das ganze Reich als letzte Instanz fungirte, und dessen Entscheidungen für die Zukunft in ähnlichen Fällen für den Spruch der Untergerichte bindend waren.

Am 18. Juni 1850 erfloß das Gesetz und Organisationsstatut der Gendarmerie, einer für das ganze Reich bestimmten und auf vollkommen militärischem Fuß eingerichteten Sicherheitswache. Wie Ironie liest es sich, wenn Bach als Minister des Innern die Nothwendigkeit dieser Schöpfung zur Zeit des Belagerungszustandes und der Ausnahmsgerichte damit begründet, daß die Gendarmerie, „die eine unter sich zusammenhängende Ordnung, eine von Einem Mittelpunkte ausgehende Leitung und eine gleichmäßige kräftige Wirksamkeit erhält, umso nothwendiger wird, als durch die gewährte politische Freiheit die Angriffe gegen die öffentliche Ordnung bedenklicher werden können, die Vorbeugungsmaßregeln nur in geringer Zahl und unter drohenden Verhältnissen zulässig erscheinen".

Kaum würde Bach sich so warm dafür eingesetzt haben, wenn er gewußt hätte, daß nicht er der „Mittelpunkt der Leitung" sein werde. Denn die Organisirung der Gendarmerie, mit welcher Feldmarschall-Lieutenant Johann Franz Freiherr Kempen von Fichtenstamm (geb. 1793, gest. 1863) betraut wurde, war Anlaß, das Polizeiwesen überhaupt selbstständig zu machen und den Gendarmerie-Chef als Präsident der obersten Polizeibehörde in den Ministerrath einzureihen. Baron Kempen war vollkommen Soldat, ein rücksichtsloser Diener des absoluten Staates, aber weder ein bequemer College für den Bureaukratismus Bach's, noch ein Schleppträger des überwuchernden Clericalismus.

Die sehr geschmackvoll und fast überreich adjustirte Gendarmerie wurde in dreizehn Regimentern aufgestellt, welche einen Kostenaufwand von circa sechs Millionen jährlich beanspruchten. Mit einer Machtfülle ausgestattet, welche weit über ihren Zweck als Sicherheitswache hinausging und sie zum gefürchteten Werkzeug der blindesten Reaction machte, erscheint sie bei ihrem Entstehen ganz verschieden von dem, was sie heute ist. Namentlich in Ungarn machte sie sich verhaßt und konnte theils wegen der weithin leuchtenden Helme und anderen Adjustirung, noch mehr aber wegen der allgemeinen Abneigung dem Räuberunwesen, das als „nationale Institution" die Sympathie der Bevölkerung genoß, nicht ernstlich zu Leibe gehen.

Eine Maßregel von großem Werthe war die mit Gesetz vom 18. März 1850 verfügte Errichtung von Handels- und Gewerbekammern, nachdem eine solche schon seit 10. Dezember 1848 in Wien functionirte. Diese Schöpfung Bruck's bewährte sich in vorzüglicher Weise, um die gewerblichen und commerciellen Interessen zu vertreten und fiel auch später der Reaction, die doch allen

selbstständigen Corporationen spinnefeind war, nicht zum Opfer. Eine zweite wohlthätige Maßregel, die auf Bruck's Einfluß zurückzuführen ist, übrigens schon durch den Charakter des Einheitsstaates geboten war, ist die am 7. Juni 1850 verfügte Aufhebung aller Zwischenzolllinien, wodurch die ganze Monarchie in ein einheitliches Zollgebiet zusammengefaßt wurde. Mit 1. Oktober fand dies auch bezüglich Ungarns statt, wodurch die Ausdehnung des Tabakmonopols auf dieses Land unvermeidlich wurde. So nöthig diese Maßregel in financieller Beziehung war, so nützlich sich das Fallen der Zolllinien in wirthschaftlicher bewies, so war doch der Zeitpunkt zur Einführung des Monopols ein unglücklich gewählter. Gerade der kleine Grundbesitz und die Landbevölkerung, unter welchen die Revolution die begeistertsten Anhänger hatte, wurden durch diese Maßregel hart betroffen und in der kaum errungenen wirthschaftlichen Selbstständigkeit bedroht. Die ungewohnte Ueberwachung und Controle durch fremde, ohnehin verhaßte Regierungsorgane, die ihren Eifer durch kleinliche Vexationen zu beweisen suchten, machte sehr böses Blut, und es kam häufig zu offener Auflehnung. Es fehlte nicht an Mißgriffen, wie es schwer vermeidlich ist, wenn fiskalische und politische Rücksichten sich vermengen. Als die über das Monopol erbitterten Bauern des Gömörer Bezirkes ihren Tabaksamen auf offenem Markte verbrannten, wurde ein politischer Monstreproceß gegen sie eingeleitet, der zwar im Sande verlief, aber die Mißstimmung vermehrte.

Diesen Maßregeln gegenüber und im Angesichte der sich siegreich dünkenden centralisirenden Reaction blieb ein im April 1850 an die Regierung gerichtetes Memorandum von fünfundzwanzig conservativen Magnaten vollkommen wirkungslos. Nicht ohne Grund gab man diesen Herren, die sich für die vormärzliche Autonomie Ungarns verwendeten, woher sie den Namen „Alt-Conservative" erhielten, zu verstehen, daß sie ja ihre jetzt so sehr gepriesenen Prinzipien vor zwei Jahren selbst verleugnet hatten, als sie und mit ihnen das ganze Oberhaus ohne Widerspruch sich den Beschlüssen des der Revolution zutreibenden Unterhauses fügten.

Eine große Wegstrecke auf der Straße nach rückwärts wurde mit der kaiserlichen Verordnung vom 23. April 1850 zurückgelegt, durch welche „die Beziehungen der Kirche zum öffentlichen Unterrichte" geregelt wurden. Daß dies in einer weit über den naturgemäßen Einfluß der Kirche gehenden Weise geschah, ist selbstverständlich und wird durch die Worte bewiesen, mit welchen die Bestellung von Religions-Professoren an den philosophischen Facultäten begründet wurde. Dies geschehe, heißt es, „damit in einer Zeit, wo die Wissenschaften nicht selten eine der Religion feindliche Richtung genommen haben, die katholische Kirche die Mittel geboten erhält, auch an der philosophischen Facultät die Sache des Christenthums zu führen, seinen Zusammenhang mit den wahren Errungenschaften der Wissenschaft nachzuweisen, Mißverständnissen und Vorurtheilen vorzubeugen". Damit war das Bestreben autorisirt, den ausschließlich confessionellen Standpunkt für alle Wissenschaftszweige geltend zu machen — ein Bestreben, das weniger der wahren Wissenschaft auf die Dauer, als einzelnen Persönlichkeiten gefährlich werden kann, weßhalb in jener Zeit auch der berühmte Anatom Professor Hyrtl das Sprüchlein: Sapere aude! (Wage zu wissen!) unter sein Porträt schrieb.

Eine Schöpfung von großem Nutzen war auch die mit 2. Jänner 1851 in das Leben gerufene Central-Commission für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Baudenkmale, durch welche manches kostbare, künstlerisch und historisch wichtige Bauwerk oder Monument dem Zahn der Zeit und dem oft noch gefährlicheren Walten menschlichen Unverstandes und Vandalismus entrissen ward. Heutiger Präsident dieser Commission ist der Historiker Josef Alexander Freiherr von Helfert (geb. 1820).

Eine andere kaiserliche Verordnung vom 2. März gab die Grundzüge eines geregelten gewerblichen Unterrichtes und rief die ersten Realschulen in das Leben; mit Entschließung vom 27. März wurde — in der übrigens trügerischen Hoffnung, der einst so mächtigen Lagunenstadt wieder aufzuhelfen, Venedig zu einem Frei-

hafen erklärt und durch Conventionen das österreichische Telegraphennetz mit dem deutschen verbunden und dadurch in den Weltverkehr eingeführt.

So wohlthätig auch einzelne dieser Maßregeln waren, durch welche bewiesen wurde, daß man den Aufgaben des modernen Staates gerecht werden wollte, so bewegte sich die allgemeine Politik in einer Richtung, welche schmerzlich empfunden wurde. Fort und fort noch tagten die Ausnahmsgerichte, und zu dem Walten befangener, von jeder Controle losgelöster Tribunale gesellte sich ein widerliches Denunciantenthum, das auf solche verächtliche Weise seine nicht sehr uneigennützige Loyalität zu beweisen suchte. Um dieses Gelichter vollkommen zu kennzeichnen, sei hier die wunderliche Verantwortung eines solchen Biedermannes angeführt, als er nach Jahren nochmals bei Wiederaufnahme eines Processes vernommen wurde, in welchem einst auf seine Aussage hin ein Todesurtheil in effigie gefällt wurde. „Als bescheidener Mann von Erfahrung", schreibt dieser Mann, der zu jenem „infame genus" gehörte, das Tacitus mit flammendem Zorn schilderte, „muß ich sagen, daß die Zeit vorüber ist, über solche politische Dinge Rede und Antwort zu geben, da zu jener Zeit die Welt ein Narrenhaus war und Einer den Andern denuncirte, wo er nur konnte; es ist höchst lächerlich, nur davon zu reden." Und mit widerlicher Biedermaierei wünscht der Ehrenwerthe dann dem Mann, der durch seine Denunciation zum Galgen verurtheilt wurde, „von Grund seines Herzens Glück in allen seinen Unternehmungen, er möge nicht mehr zürnen und verzeihen".

Als zweiter ebenso wenig anmuthender Zug jener Zeit tritt eine kleinlich chicanöse Polizeiwirthschaft auf, die sich in Bevormundung und Nergelei gefiel, nach Meinungen und Gesinnungen spähte, jeden Träger eines Vollbartes oder einer abnormen Hutform verdächtig fand und darüber — wie dies meist geht — ihre eigentliche Bestimmung aus den Augen verlor. In Wien waltete ein Polizeidirector des Amtes in einer Weise, daß man sich, so wunderbar dies klingt, fast nach Sedlnitzky zurücksehnte. In ihm prägte sich die volle brutale und bedenkenlose Natur eines polizeilichen Bureaukraten jener Tage aus, dem Quälen und Hartsein ein Vergnügen gewesen und der keine Ahnung davon hatte, daß urbane Bildung die oft unvermeidbaren traurigen Pflichten des Amtes zu mildern bestrebt ist.

Von welcher krassen Unkenntniß zeigt es, daß dieser Mann, um das Steigen des Agio zu hindern, die Börse polizeilich überwachen ließ und allen Ernstes den Vorschlag machte, durch eine Compagnie Soldaten die Kurse erzwingen zu lassen. In welcher Weise die Censur geübt wurde, ist leicht zu ermessen, und der Director waltete in dieser Beziehung auf eine Weise, daß die gequälten Schriftsteller oft den Schutz des Gouverneurs Baron Welden anriefen. Als in einer als hyperloyal bekannten Zeitung eine Notiz über mangelhaftes Straßenpflaster erschien, verfiel sie der Confiscation, und der Polizeidirector schnauzte den Redacteur an: „Sie haben einer Behörde keine Vorschriften zu machen; wenn es beliebt wird, läßt man die Straße pflastern oder nicht — das geht Sie und Ihr Blatt nichts an!" Und einem fremden Journalisten, dem die Ausweisung zugedacht war, herrschte derselbe Herr pöbelhaft zu: „Wären Sie ein Schuhputzer, so würde ich Sie für ein nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft halten; als Schriftsteller aber haben Sie in Wien nichts zu suchen."

Ebenso wenig als sich aber die Kurse durch die brutale Gewalt des Polizeidirectors beeinflußen ließen, gelang es ihm und dem System, die Geister zu beruhigen. In dieser Beziehung machte es der Herr Director den Ministern Bach und Thun ebenso wenig zu Dank wie dem Finanzminister Philipp Baron Krauß. Freilich machte sich dieser Herr, der nur Bureaukrat war und keinerlei finanzielle Kenntnisse hatte, keine Sorgen; weder das rapide Steigen des Agio, noch die Noth an Scheidemünzen, die wiederholt zur Theilung der Banknoten in „Viertelzetteln" führte, oder die Geldnoth des Staates bekümmerten ihn sehr: „Was brauchen wir Gold und Silber? Schlöglmühl (die ärarische Papierfabrik, wo das Notenpapier gemacht wurde) ist unser Californien!" äußerte sich dieser Finanz-

Death of Gen. Montgomery in the Attempt to Storm the City of Quebec.—Dec. 31st, 1775.

miniſter, der Schuldenmachen und Papiergeldfabrikation für das Um und Auf ökonomiſcher Weisheit hielt und in papierner Scheidemünze (den Münzſcheinen zu zehn und ſechs Kreuzern) eine der widerlichſten Erſcheinungen öſterreichiſcher Finanzwirthſchaft ſchuf.

Hätte noch ein Zweifel beſtehen können, daß die Abſicht obwaltet, vollkommen in abſolutiſtiſche Bahnen zurückzulenken, ſo würde der Rücktritt Schmerling's im Jänner 1851 und der Bruck's einige Monate ſpäter ſie ganz zerſtreut haben. Nun ſah Jedermann ein, daß die octroyirte Verfaſſung, „der Wechſel auf Sicht", wie ſie Görgey nennt, „deſſen Einlöſung die Regierung allein in ihr Belieben ſtellte", nie Wahrheit werden ſollte. Schon bei Activirung der Schwurgerichte war Schmerling auf Widerſtand geſtoßen, weitere Juſtizreformen fanden nicht die Genehmigung, die Redaction des Strafgeſetzes ward in einer Weiſe beeinflußt, die er nicht vertreten konnte, ſo daß die ſtets deutlicher hervortretenden abſolutiſtiſchen Pläne nur mehr der letzte Anſtoß waren, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Ein Opfer der Ueberzeugung um der Stellung willen zu bringen, war Schmerling's Sache nie, und als Miniſter ſah man den edlen Führer der ſtändiſchen Oppoſition, den deutſchen Reichsminiſter von 1848 in den Kreiſen der Schwarzenberg'ſchen Clique nie beſonders gerne. „Mir ſcheint, man iſt meiner überdrüſſig", ſoll Schmerling in ſeiner geraden Weiſe zum Miniſter-Präſidenten geſagt haben, worauf dieſer lakoniſch und unartig erwiderte: „Kommt mir auch ſo vor."

Der Rücktritt Bruck's fand aus anderen Gründen ſtatt, namentlich wegen Differenzen mit dem Finanzminiſter, da Bruck auf den Ausbau des Schienennetzes drang, und auch das Widerſtreben der Großinduſtrie gegen die von ihm eingeleitete Ermäßigung der abnorm hohen Eingangszölle machte man dafür verantwortlich. In der öffentlichen Meinung aber galt auch er als Vertreter der freiheitlichen Richtung, und man ſah in ſeinem Scheiden aus dem Amte die Beſtätigung, daß auch die octroyirte Verfaſſung beſeitigt werden ſoll. An ſeine Stelle trat der ehemalige Profeſſor der Phyſik, der ſchon im Miniſterium Pillersdorf geſeſſen war, Andreas Freiherr von Baumgartner (geb. 1793, geſt. 1865), der im Dezember 1851, weil Krauß weder die Beſeitigung des Agio, noch des Deficites gelingen wollte, auch das Finanzportefeuille übernahm. Als Juſtizminiſter wurde Schmerling durch den Senats-Präſidenten des oberſten Gerichtshofes, Joſef Baron Krauß, einen Bruder des Finanzminiſters, erſetzt.

Die Aufhebung des Kriegs-Miniſteriums und Umwandlung in ein Armee-Obercommando, an deſſen Spitze Erzherzog Wilhelm (geb. 1827) trat, zeigte, daß man die militäriſchen Angelegenheiten von der übrigen Verwaltung ganz loslöſen und beſonders von jeder Controle befreien wollte. Ein weiterer Beweis dieſes Beſtrebens war die Ernennung des Grafen Karl Ludwig Grünne (geb. 1808) zum General-Adjutanten des Kaiſers mit Sitz und Stimme im Miniſterrathe und die Errichtung einer unter demſelben ſtehenden Militär-Centralkanzlei.

Die wichtigſten geſetzgeberiſchen Acte des Jahres 1851 ſind faſt nur als Vorbereitungen für die Aufhebung der Verfaſſung zu betrachten. Davon auszunehmen iſt nur die Schaffung der Central-Anſtalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, wodurch dieſen wichtigen und ſo vielfältig in das praktiſche Leben eingreifenden Wiſſenszweigen eine Stätte des Wirkens geſchafft wurde, die anfänglich ſehr beſcheiden war und erſt zwanzig Jahre ſpäter mit dem von Heinrich Ferſtel erbauten, trefflich eingerichteten und mit den koſtbarſten Beobachtungs-Inſtrumenten ausgerüſteten Prachtbau auf der „Hohen Warte" bei Wien vertauſcht werden konnte.

Am 6. November erſchien ein neuer Zolltarif, durch welchen endlich das bis jetzt Oeſterreich mit einer Art von Mauer umgebende Prohibitivſyſtem aufgegeben und das Reich in den internationalen Güterverkehr eingereiht wurde.

Schon das am 13. April erſcheinende Statut für den Reichsrath, einer oberſten Behörde mit berathender Stimme ungefähr nach Art des im vormärzlichen Oeſterreich beſtandenen Staatsrathes, ließ das Kommende ahnen, da eine

solche Behörde kaum in den Rahmen eines constitutionellen Staates paßte. An seine Spitze wurde der frühere Hofkammer-Präsident Baron Kübeck berufen.

Am 20. August erfloß ein kaiserliches Handschreiben, durch welches das in der octroyirten Märzverfassung anerkannte Prinzip der Ministerverantwortlichkeit dahin gedeutet wurde, daß die Räthe der Krone nur dem Kaiser allein verantwortlich seien, womit einer der Cardinalpunkte eines constitutionellen Systems verneint war und die Minister gegen die etwaigen Folgen des bevorstehenden Staatsstreichs gedeckt werden sollten. Nur zwei Tage darauf hob ein kaiserliches Patent die gleichfalls nach der Märzverfassung zu Recht, wenn auch nirgends mehr faktisch bestehende Nationalgarde auf — eine Maßregel, die zwar auch nur mit Rücksicht auf die geplante vollständige Beseitigung der Verfassung getroffen wurde, mit der man sich aber umso eher befreunden kann, als der militärische Werth solcher Korps sehr zweifelhaft, dagegen deren Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse ganz gewiß ein abträglicher zu nennen ist.

So war Alles vorbereitet, um der ersten constitutionellen Aera Oesterreichs ein völliges und nicht sehr rühmliches Ende zu machen. Man wartete, um den letzten Schritt zu thun, nur die günstige äußere Constellation ab, was auch uns zwingt, einen flüchtigen Blick auf die Beziehungen Oesterreichs zu den übrigen Staaten zu werfen. Verbietet uns auch der zugemessene Raum, den vielfach verschlungenen und oft recht unerquicklich dürren Wegen der Diplomatie zu folgen, so ist es doch nöthig, im Allgemeinen die Verhältnisse der Staaten zu einander zu schildern, da sich gerade hier aus unscheinbaren Anfängen jene Conflicte entwickeln, zu deren Lösung endlich keine Spitzfindigkeit mehr hinreicht, sondern die sie durch den Appell an die Gewalt der Waffen, an „Blut und Eisen", suchen und finden müssen.

Der Gang der Dinge in Oesterreich und Preußen ließ schon im Beginne des Jahres 1849 keinen Zweifel darüber, daß auch das so hoffnungsvoll begonnene Werk der deutschen Einigung wieder nur beim Anlaufe bleiben werde. Die anfängliche Begeisterung verfloß beim Volke, und die alten Sondergelüste traten hervor; die Noth des Augenblicks, welche die Fürsten zwang, sich zu fügen, war beseitigt, und keiner wollte mehr dem „Reich" zu Liebe einen Theil seiner selbstherrlichen Macht opfern. So führte das Frankfurter Parlament eigentlich nur mehr ein Scheinleben, obwohl man nach hitzigen Debatten am 28. März 1849 zur Kaiserwahl schritt. Mit nur zweihundertneunzig von fünfhundertachtunddreißig Stimmen wurde Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser gewählt. Doch der „Romantiker auf dem Throne" war nicht der Mann, um durch raschen Entschluß sich vollkommen auf die nationale Seite zu stellen oder offen zu sagen, daß er auf diesem Wege kein Heil für die deutsche Sache ersehe. Kaum läßt sich auf eine andere geschichtliche Persönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts mit so viel Recht der nach anderer Richtung von Berlin aus geschleuderte Vorwurf anwenden, „er habe nie etwas zur rechten Zeit" gethan, als auf diesen geistvollen, aber unklaren Fürsten.

Friedrich Wilhelm IV. machte die Annahme der Kaiserwürde von der Zustimmung der Regenten abhängig. Von achtundzwanzig mittleren und kleinen Fürsten lief dieselbe ein, die vier deutschen Königreiche hüllten sich in ein beredtes Schweigen, Oesterreich antwortete auf die Kaiserwahl mit der Zurückberufung seiner Abgeordneten von Frankfurt. Am 28. April lehnte nun der Preußenkönig die Wahl ab, worauf auch ein Theil der conservativen Abgeordneten das Parlament verließ, das Ministerium Gagern, das auf Schmerling folgte, abtrat und ein ziemlich confuses Reichsregiment von fünf Köpfen die deutsche Reichsgewalt repräsentirte, bis württembergische Truppen am 18. Juni die nach Stuttgart übersiedelte Reichsversammlung ziemlich unceremoniell sprengten.

Nun wollte Friedrich Wilhelm IV. mit dem Ministerium des ihm geistesverwandten Generals Josef von Radowitz die deutsche Frage auf seine Art lösen und schloß am 26. Mai 1849 mit Sachsen und Hannover den sogenannten

Dreikönigsbund. Ein von Radowitz ausgearbeiteter Verfassungsentwurf wurde von einundzwanzig Staaten angenommen, die süddeutschen Königreiche aber folgten der Führung Oesterreichs und verweigerten ihre Zustimmung aus Besorgniß vor der in dem Entwurf offen betonten „preußischen Spitze".

Fast ein Jahr lang dauerte das Intriguenspiel an den einzelnen Höfen, bis für den 20. März 1850 das deutsche Parlament nach Erfurt einberufen werden konnte. Aber schon waren unter dem Druck der österreichischen und russischen Politik auch Sachsen und Hannover vom Dreikönigsbündniß abgefallen, und da Oesterreich erklärte, nur dann einer Neugestaltung Deutschlands zustimmen zu können, wenn es mit seinem ganzen Gebiete (also auch den nicht deutschen Provinzen) in den Staatenbund eintreten könne, Rußland aber aus Haß gegen jede freiheitliche Entwicklung in drohendem Tone gegen die Erfurter Versammlung protestirt hatte, ging auch diese am 29. April sang- und klanglos auseinander.

Nun griff die Weisheit der Diplomatie, die oft so eigenartiger Natur ist und ihre meisten Impulse von der Verlegenheit empfängt, auf den alten Bundestag zurück, als ob derselbe nicht in einem dreiunddreißigjährigen Bestehen den eclatanten Beweis seiner völligen Ueberflüssigkeit geliefert hätte. Am 26. April erließ Fürst Schwarzenberg Einladungen an alle deutschen Staaten, durch Bevollmächtigte wieder in Frankfurt zusammenzutreten, und am 10. Mai wurden unter Oesterreichs Vorsitz die Berathungen zur „Revision der Bundesverfassung" vorgenommen, an welchen sich die vier Königreiche, die beiden Hessen und einige kleinere Staaten betheiligten. Die Mehrzahl der letzteren blieb nebst dem führenden Preußen ferne.

Trotzdem vertrug man sich in Frankfurt umso besser, und am 2. September wurde formell der alte Bundestag in fast unveränderter Gestalt wieder eröffnet und den noch zögernden Staaten der Eintritt vorbehalten. Noch einmal schien es, als sollte schon damals der unlösbare Conflict in der deutschen Frage gewaltsam gelöst werden. Den Anlaß bot der kurhessische Verfassungsconflict, der von dem starrsinnigen, ganz unter dem unheilvollen Einfluß seines berüchtigten Ministers Hans Daniel Hassenpflug (geb. 1793, gest. 1862), den das Volk „Hessenfluch" nannte, stehenden Kurfürsten heraufbeschworen wurde. Dieser floh, als er zum drittenmale die zu Recht bestehende Verfassung des Jahres 1830 eigenmächtig beseitigte, vor dem hochauflodernden Unmuth seines Volkes aus dem Land und rief sofort die Hilfe des neuerrichteten Bundes an. Dem Fürsten Schwarzenberg war diese doppelte Gelegenheit, sich zum Schiedsrichter in einer deutschen Angelegenheit zu machen und den Champion des Absolutismus zu spielen, hoch willkommen, und über Oesterreichs Antrag sagte der Bundestag dem Kurfürsten seine Hilfe zu.

Vom 10. bis 14. Oktober fand eine Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit den Königen von Württemberg und Bayern in Bregenz statt, bei welcher die Besetzung Kurhessens durch ein österreichisch-bayrisches Heer beschlossen wurde. Hieran schloß sich die Entrevue mit Nikolaus von Rußland in Warschau (26. Oktober), der natürlich als Protektor aller reaktionären Pläne seine Genehmigung ertheilte und dem preußischen Bevollmächtigten, Ministerpräsidenten Friedrich Wilhelm Graf von Brandenburg (geb. 1792, gest. 1850), einem natürlichen Sohn Friedrich Wilhelm's III., so schroff und hochfahrend begegnete, daß derselbe tief verletzt in eine Nervenkrankheit verfiel, die ihm das Leben kostete.

Nach dem Protest Preußens gegen die dem verfassungsbrüchigen Kurfürsten von Hessen zugesagte Bundeshilfe schien der Krieg unvermeidlich. Eine in Westböhmen zusammengezogene Armee rückte im Kurfürstenthume vereint mit bayrischen Truppen ein und stand bald im Angesichte des aus Westfalen unter dem Grafen Karl von der Gröben (geb. 1788, gest. 1876) südwärts vordringenden preußischen Korps. Am 8. November kam es bei Bronzell zu einem Vorpostengefecht, das nur das Blut eines preußischen Trompeterpferdes — des berühmten „Schimmels von Bronzell" — kostete, das glücklicherweise das einzige Opfer dieses Conflictes

blieb (Bild Seite 816). Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Mann, unvermeidlich erscheinende Gegensätze gewaltsam zu lösen, so lange noch ein Ausweichen möglich war. Nebst seiner eigenen Unentschlossenheit mag jedoch meist die Haltung Rußlands maßgebend für ein Einlenken gewesen sein.

In einer berühmt gewordenen Unterredung mit dem Grafen von Prokesch-Osten äußerte Friedrich Wilhelm IV.: „O, ich begreife es ganz gut, daß der Kaiser von Oesterreich einem König von Preußen, der selbstständige deutsche Politik treiben will, den Krieg erklärt — ich würde es an seiner Stelle ebenso machen!" — „Majestät irren", erwiderte der österreichische Diplomat gewandt. „Der Kaiser von Oesterreich wird warten, bis die von der Revolution gebotene Kaiserkrone den König von Preußen in den Abgrund gestoßen haben wird, und ihm dann brüderlich die helfende Hand reichen." War auch diese Berufung auf das Gespenst der Revolution am Schluße des Jahres 1850 nicht mehr als eine leere Redensart, so machte diese doch auf den leicht beeinflußbaren König Eindruck. Radowitz trat zurück, und der eingefleischte Reactionär Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (geb. 1805) kam an seine Stelle. Nun war die Verständigung leicht; am 15. November trat Preußen offen den diplomatischen und militärischen Rückzug an, dann folgten die berüchtigten Conferenzen zu Olmütz zwischen Schwarzenberg und Manteuffel, in welchen (29. November) der letztere Namens Preußens auf alle Reformpläne in der deutschen Frage verzichtete, die mit einzelnen Staaten geschlossenen Armee-Conventionen löste, die Truppen aus Baden, Hessen und Schleswig-Holstein zurückzog und sich zum Eintritt in den wieder zum alten Scheinleben galvanisirten deutschen Bund bereit erklärte.

Diese demüthigenden Abmachungen wurden von der Bevölkerung und wohl auch von den Regierenden nicht ganz ohne Grund wie eine bittere Schmach empfunden; — „wir haben eine Niederlage erlitten, schimpflicher als Jene, ohne besiegt worden zu sein", klagte die gemäßigte Spener'sche Zeitung. Keinem Einsichtigen konnte es verborgen sein, daß ein Keim des Mißtrauens zurückbleiben mußte, der sich noch verhängnißvoll geltend machen sollte. Die rauhe Weise, der incarnirte Freiheitshaß hatten Fürst Schwarzenberg zu einem momentanen Triumph verholfen, der ihm den Rufe ines genialen energischen Staatsmannes einbrachte, für welchen aber eine nicht allzuferne Zukunft eine theure Rechnung begleichen mußte.

Mehr der Form halber, als daß sich irgend Jemand davon Erfolg versprochen hätte, tagte bis in den März 1851 eine Diplomaten-Conferenz in Dresden, die eine „zeitgemäße Umgestaltung der deutschen Verfassungsfrage" berathen sollte. Was aber diesen Herren „zeitgemäß" erschien, hatte nichts mit Reform und Verfassung zu thun, und so schliefen auch diese Verhandlungen ein, und vom Mai ab fanden sich auch die Bevollmächtigten Preußens und der ihm folgenden Kleinstaaten wieder in Frankfurt ein, um am alten Bundestags-Jammer theilzunehmen.

Eine der ersten Thaten dieser Versammlung war die Versteigerung der „Deutschen Flotte", die, durch freiwillige Beiträge geschaffen, sich im dänischen Kriege so trefflich bewährt hatte. Was man sonst in Frankfurt trieb und schuf, kann nicht treffender gekennzeichnet werden, als durch die Worte eines der Theilnehmer, der in der Mitte der Fünfziger Jahre schrieb: „Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom Andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe steckte, wenn er sie nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir Alle nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Karlchen Mießnik*). Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat nicht, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt." Der so schrieb, war der preußische Bevollmächtigte beim Bund, Otto von Bismarck-Schönhausen (der nunmehrige Reichskanzler), — und die Zukunft hat gelehrt, daß er seine Collegen sehr richtig beurtheilte.

*) Eine Schöpfung des „Kladderadatsch" in Berlin.

Scheinbar war bestimmend für die Politik Oesterreichs die vollkommene Intimität mit Rußland. Dieselbe entstammte aber nicht wirklicher Interessengemeinschaft, sondern nur dem Widerstreben gegen die Revolution, worunter freilich Kaiser Nikolaus, dieser Typus des starrsten Autokraten, jede freiheitliche Regung, jede Bethätigung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verstand. In diesem Sinne hatte er seine Hilfe Oesterreich zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes geliehen und von dem gleichen Gesichtspunkte ging auch die russische Politik in der deutschen Frage aus. Ein Protectorat Rußlands über Ost- und Mittel-Europa zu Gunsten der russischen Selbstherrschaft, das war das Ideal des Czaren, und in diesen Rahmen paßte freilich kein auf die eigene Volkskraft gestelltes Oesterreich, kein geeintes und freiheitlich entwickeltes Deutschland. Das eine und das andere konnte jedoch auf diese Ziele nicht verzichten, wenn vorübergehend die Staatsmänner sie auch aus den Augen zu lassen schienen, und unter der scheinbaren Intimität waren die alten Gegensätze thätig.

Noch während Rußland Waffenhilfe leistete, ward sein Auftreten häufig schmerzlich empfunden. Einen Moment schien es, als wollte man die Provocation nicht geduldig hinnehmen, die in dem Berichte des Fürsten Paskewitsch an den Czar lag: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät!" Vor der Gewalt der Umstände aber unterdrückte man die berechtigte Empfindlichkeit, und nur Haynau ertheilte in einem Tagsbefehle die gebührende Antwort, indem er deutlich pointirt die Beendigung der Revolution den in sechs Schlachten „von der österreichischen Armee allein erfochtenen Siegen" zuschrieb. Und später, als Kaiser Nikolaus zu einem französischen Diplomaten hochfahrend sagte: „Wenn ich von Rußland spreche, so verstehe ich darunter auch Oesterreich!" fand auch Fürst Schwarzenberg die gebührende Abwehr, indem er darauf hinwies, daß „Oesterreich bei passender Gelegenheit nicht versäumen werde, die Welt durch seine Undankbarkeit in Staunen zu versetzen".

So bildete sich auch hier der Gegensatz heraus, der bisher mehr als einmal im diplomatischen Schachspiel sich geltend machte und sich bis in unsere Tage so zuspitzte, daß man um den Frieden bangen muß.

Wenn auch durch einen billigen Frieden geschlichtet, so daß sogar regelmäßige diplomatische Beziehungen bestanden, war doch der Conflict mit Piemont nur beigelegt, nicht entschieden. Der nationale Zug des italienischen Volkes, von kurzsichtigen Diplomaten verhöhnt und verspottet, kam nicht mehr zur Ruhe und zwang Oesterreich, um auch nur äußerlich die staatliche Ordnung in diesen Provinzen zu erhalten, zu Maßregeln, durch welche die Gereiztheit befördert und Gelegenheit zu Reclamationen und Einmischungen geboten war. Victor Emanuel, der neue König von Sardinien, folgte dem allgemeinen Zug der Reaction nicht, sondern hielt unerschütterlich an der von seinem Vater verliehenen Constitution fest. Als Rußland, Frankreich und Oesterreich später diplomatische Schritte dagegen machten und ihm ziemlich unverblümt riethen, zum Absolutismus zurückzukehren, hatte Graf Camillo Cavour (geb. 1809), der kluge und energische Minister Piemonts, willkommene Gelegenheit, solche Zumuthungen rundweg abzulehnen und nicht ohne fühlbare Nebenbedeutung zu betonen, daß Piemont seiner nationalen Aufgabe nur gerecht werden könne, wenn es beharrlich auf den Bahnen der freiheitlichen Entwicklung verbleibe.

Mit gutem Bedacht wurden diese Verhältnisse zu den Nachbarstaaten etwas eingehender skizzirt, denn nur dadurch ist es möglich, später die einfache Erzählung der Thatsachen geben zu können, ohne um des nothwendigen Verständnisses willen rückgreifen zu müssen. Wenn in kurzen Worten ein Urtheil über die auswärtige Politik des Fürsten Schwarzenberg gegeben werden soll, so kann dasselbe nur dahin lauten, daß sie kurzsichtig und ohne Verständniß der tieferen Interessenbeziehungen der Staaten so recht von „Fall zu Fall" nach wohlfeilen Erfolgen haschte, ohne sehen zu können oder zu wollen, daß die Isolirung Oesterreichs dadurch vorbereitet und schwere Katastrophen unausweichlich gemacht wurden,

welchen es allein und ohne Bundesgenossen oder werthvolle Sympathien entgegengehen mußte.

Am 2. Dezember 1851 erfolgte in Paris der blutige Staatsstreich des Prinz-Präsidenten Louis Napoleon, dem dann ein Jahr später die Komödie des suffrage universel und die Annahme der Kaiserkrone folgte. Thatsächlich war die gewiß sehr zahme Republik, welche unter General Eugen Cavaignac (geb. 1802) die Julischlachten gegen die Communisten lieferte und die päpstliche Herrschaft wieder herstellte, schon durch die außerordentlichen Gewalten beseitigt, die sich Louis Napoleon nach dem 2. Dezember von der purificirten und durch seine Mameluken ergänzten Kammer bewilligen ließ. Darum jauchzte auch der ganze

Anton Ritter von Schmerling. (Seite 774 u. ff.)

reactionäre Chor in Europa diesem Manne Beifall zu, der in seiner Art zu den schlimmsten und gefährlichsten Revolutionären gehörte, weil er blutige Gewalt und die niederste Corruption anwendete, um seine ganz persönliche Herrschaft aufzurichten und zu erhalten, ja, man verlieh ihm, der mehr als irgend ein anderer dazu gethan hatte, um Europa zu beunruhigen, den Ehrentitel des „Gesellschaftsretters", weil er dem französischen Volk die Früchte seiner dritten Revolution mit blutiger Gewalt entriß und an die Stelle verfassungsmäßiger Selbstregierung in einem der mächtigsten europäischen Staaten das persönliche Regiment setzte.

Das war nun auch der Zeitpunkt, wo Fürst Schwarzenberg und Bach die letzten dünnen Schleier vor ihrer Politik fallen lassen und offen die „Fiction von Kremsier" beseitigen zu können glaubten. Am 31. Jänner 1851 erflossen mehrere kaiserliche Patente, von welchen das wichtigste betonte: „daß die Verfassungs-Urkunde weder in ihren Grundlagen den Verhältnissen des österreichischen Kaiserstaates angemessen, noch in dem Zusammenhange ihrer Bestimmungen aus-

können ist vielleicht auch kein Lied, das mit Recht so oft gesungen wird, wie dieses. Es ist ein Lied, das sich jeder Christ zu eigen machen kann, ein Lied, das jeder Christ singen kann. Es ist ein Lied, das in seiner Einfachheit, in seiner Schlichtheit, in seiner Klarheit, in seiner Kürze, in seiner Prägnanz, in seiner Gedrungenheit, in seiner Kraft und in seiner wunderbaren Tiefsinnigkeit wirklich vollendet ist. Es ist ein Lied, das sich jeder Christ zu eigen machen kann, ein Lied, das jeder Christ singen kann. Es ist ein Lied, das in seiner Einfachheit, in seiner Schlichtheit, in seiner Klarheit, in seiner Kürze, in seiner Prägnanz, in seiner Gedrungenheit, in seiner Kraft und in seiner wunderbaren Tiefsinnigkeit wirklich vollendet ist. Es ist ein Lied, das sich jeder Christ zu eigen machen kann, ein Lied, das jeder Christ singen kann.

Gustav Adolf, König von Schweden. ✱

und die neuen Gesangbücher ausgestattet. Wenige Kirchenlieder sind so bekannt, geliebt und gesungen.

Gustav Adolf, König von Schweden, ist der Held des Liedes. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Todes war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Held des Liedes, weil er ein Held des Todes war.

Verfasser des Liedes ist Gustav Adolf, König von Schweden. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Todes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Todes war.

Verfasser des Liedes ist Gustav Adolf, König von Schweden. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Todes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Glaubens war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Gebetes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Kampfes war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Sieges war. Er ist der Verfasser des Liedes, weil er ein Held des Todes war.

ist das Rundschreiben des Fürsten Schwarzenberg an die Vertreter Oesterreichs im Auslande über dieselben. Er fällt darin mit naiver Frivolität das herbste Urtheil über sein eigenes Werk, die octroyirte Verfassung, als vergäße er, daß ein Staatsmann, der in so wichtigen Dingen selbst gestehen muß, ein verfehltes übereiltes Werk geliefert zu haben, ganz wohl bei der Aufhebung desselben die gleichen Fehler begangen haben kann. Das merkwürdige Schriftstück lautet: „Als Seine Majestät der Kaiser durch die Verordnung vom 4. März 1849 einen Abschnitt in der seit dem Jahre 1848 eingetretenen Bewegung machen und die politischen Formen bezeichnen wollte, unter welchen hinfort das Kaiserreich regiert werden sollte, war letzteres soeben erst der Gefahr einer gänzlichen und unwiderbringlichen Auflösung entgangen. Noch tagte in Kremsier ein offenbar der Revolution huldigender Reichstag, wichtige Bestandtheile des Kaiserstaates befanden sich in bewaffneter Auflehnung gegen das Oberhaupt desselben, ein auswärtiger Krieg — dazu bestimmt, diese Auflehnung an der einen Reichsgrenze zu unterstützen — war in vollem Gange, allenthalben herrschte noch Verwirrung der Begriffe, Widerstreit der Interessen, Unsicherheit des allgemeinen und besonderen Rechtszustandes.

In solcher Lage der Dinge war es vor Allem dringend nöthig, wiederum einen festen Boden zu gewinnen, auf welchem die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches und die Regierungsgewalt des Trägers der Krone dem noch immer heftigen Anfluthen der Revolution gegenüber wieder aufgebaut werden konnte. Diesen Boden glaubte man in Ertheilung einer auf die Grundlage des sogenannten Repräsentativsystems gebauten Verfassungs-Urkunde zu finden. Das Drängen der Zeit erlaubte bei diesem Geschäfte weder lange Ueberlegung noch tiefergehende Studien, und so entstand, in großer Eile und zumeist nach den vorliegenden Mustern des Auslandes gefertigt, das Edict vom 4. März. Wenn Sinn und Absicht des Gebers wie der Verfasser gewiß die reinsten waren, und wenn auch manche Bestimmungen des Edicts gesunden staatsrechtlichen Prinzipien entsprechend und dem wahren Wohl der österreichischen Völker zusagend waren, so konnte doch, sobald nur einmal wieder zu ruhiger Ueberlegung Zeit und Raum gegeben war, niemandem entgehen, daß eine glückliche praktische Durchführung dieser Verfassung in ihrer Gesammtheit in der österreichischen Monarchie zu den unmöglichen Dingen gehören würde.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, in eine abstracte Zergliederung und Abwägung der verschiedenen Formen, unter welchen die bürgerliche Gesellschaft ihren Zwecken zugeführt, das heißt regiert werden kann, einzugehen. So viel steht aber in dem concreten Falle, um den es sich handelt, nämlich in jenem der Bestimmung der bestmöglichen politischen Formen für den österreichischen Kaiserstaat, fest, daß dessen Bestehen durch eine starke monarchische Gewalt in den Händen des Hauptes der Dynastie, welcher der Staat seine Gründung und Ausbildung verdankt, unabweislich bedingt wird. Dieser Gewalt sind nun aber durch einzelne Bestimmungen der Verfassung vom 4. März Grenzen gezogen, die nicht nur in wichtigen Punkten dem Regenten die Möglichkeit, zur Erhaltung des Staates seinem hohen Berufe zu genügen, geradezu benehmen, sondern welche die Theilung dieser Gewalt mit einer Versammlung vorzeichnen, deren heterogene und verschiedenartigen Culturstufen entnommene Bestandtheile alles andere eher erwarten lassen als eine weise und das Wohl des Ganzen anstrebende Behandlung der öffentlichen Geschäfte. Die Ueberzeugung, daß die völlige Durchführung der Verfassung vom 4. März nicht würde stattfinden können, ohne die Monarchie den größten Gefahren preiszugeben und in sich selbst von vornherein den sicheren Keim des Mißlingens des ganzen Unternehmens zu tragen — diese Ueberzeugung hat nach und nach bei allen Urtheilsfähigen inner- und außerhalb des Landes immer festere Wurzeln geschlagen, sie hat sich in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet und ist nirgends im Volk ausgesprochenen Sympathien für das Wesen der Institutionen, welche die Verfassung gründen sollte, begegnet. Man hat im Gegentheile fast allenthalben in dieser Beziehung entschiedene Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Abneigung gegen Regierungsformen zu bemerken gefunden, die dem heutzutage obenan stehenden

Bedürfniß und Sehnen der Völker nach Ruhe und gründlich geordneten Zuständen störend in den Weg treten.

Sollte der Kaiser unter diesen Umständen eine Bahn weiter verfolgen, die nach einer so weitverbreiteten und so wohlbegründeten Ueberzeugung, der der Kaiser die eigene Brust nicht verschließen konnte, im besten Falle nicht zum Ziele führte und noch wahrscheinlicher den Staat neuen Gefahren aussetzte? Das Experiment wäre unter allen Umständen ein bedenkliches und ich möchte sagen gewissenloses, der Augenblick zu demselben wäre aber besonders schlecht gewählt gewesen in einer Epoche, in welcher die ganze bürgerliche Gesellschaft, so weit die Grenzen Europas reichen, den Kampf gegen den Angriff heilloser Theorien und blutdürstiger Secten zu bestehen hat, und in welcher gewissermaßen der Tag schon im voraus bestimmt ist, an welchem in allen Theilen Europas der offene Anlauf gegen die Grundsäulen der Ordnung und Civilisation stattfinden soll.

In solchen Zeiten, in der so verschiedenartig zusammengesetzten österreichischen Monarchie, die sich aber mit Recht als eine der Stützen der Erhaltung im Mittelpunkte des Continentes ansehen kann, gewagte politische Versuche auf Bahnen anstellen, die im voraus als des erreichbaren Zieles entbehrend und jedenfalls als mit Klippen umgeben anerkannt sind, wäre nicht blos eine Versündigung gegen das eigene Reich, sondern gegen das ganze Staatensystem, dem dasselbe angehört, gewesen, und Seine Majestät der Kaiser konnte umsoweniger gesinnt sein, sich dieselbe zu Schulden kommen zu lassen, als keinerlei eidliche Verpflichtung Sie an den Wortlaut der Verordnungen vom 4. März bindet, und als dieselben sonach immer noch in die Classe derjenigen landesherrlichen Verfügungen gehören, die der Regent nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung über dasjenige, was dem Wohl des Staates frommt, für die er aber nur Gott allein verantwortlich ist, erläßt, modificirt und abändert.

Auf diesem Punkt der Auffassung angelangt, mußte es für den Kaiser und für die dessen Ansicht theilenden Rathgeber der Krone die nächste Aufgabe sein, dem bisherigen Stand des Zuwartens und der Ungewißheit ein Ziel zu setzen und den Uebergang anzubahnen von dem formell als Landesgesetz bestehenden, allein faktisch nie in das Leben getretenen Verfassungsgesetz vom 4. März zur Gründung anderer, der Lage des Reiches mehr angemessener und dessen Zukunft besser sichernder Institutionen. Wenn nämlich die unumgänglich nothwendig gewordenen, das Verfassungsgesetz in Oesterreich betreffenden Maßregeln zu dem Herzen des Oesterreichers sprechen, wenn sie seine Ueberzeugung gewinnen und von seiner Seite willigen Gehorsam finden sollen, so müssen sie von der Person des Monarchen selbst, dem er und seine Väter seit Jahrhunderten Treue zu halten und Liebe zu weihen gewohnt sind, ausgehen. Nun steht seit 1848 und auch in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge dem Monarchen ein sogenanntes verantwortliches Ministerium zur Seite, das nach den allgemein angenommenen Begriffen der constitutionellen doctrinären Theorie im Namen und als Delegation des Landesherrn die ganze Fülle der Regierungsgewalt zu üben berufen wäre. Zwar läßt die Verfassungsurkunde vom 4. März, soweit sie jener Verantwortlichkeit Erwähnung thut, es unentschieden, gegen wen sie dieser Verantwortlichkeit zu genügen habe; in dem Zweifel aber, ob unter dieser über den Ministern stehenden Autorität, der sie Rechenschaft abzulegen stets bereit sein müssen, der Monarch oder die Landesvertretung gemeint ist, wird sich die öffentliche Meinung immer an die den Doctrinen des Tags entsprechende zweite Alternative halten und den Ministern das Gute wie das Böse, das sie in den zu erwartenden Maßregeln finden zu müssen glauben wird, zuschreiben. Das ist aber nicht der Sinn des Kaisers, unseres Herrn, und ebenso wenig jener der Männer, die sein Vertrauen in dieser verhängnißvollen Zeit zu Rathgebern sich erwählt hat. Was der Kaiser in nächster Zukunft zur Regelung unserer Verfassungsverhältnisse in unserem Vaterlande anordnen wird, soll seinem freien und wohlerwogenen eigenen Entschluß entstammen, und in diesem Lichte allein von seinen Völkern aufgefaßt und angenommen werden. Den Männern,

die seiner Person zunächst die Regierungsgeschäfte leiten, soll hiebei kein anderer Antheil — man nehme das Wort in diesem oder jenem Sinne — zugeschrieben werden dürfen, als jener, treue und willige Vollzieher der Befehle ihres kaiserlichen Herrn gewesen zu sein."

Nicht ohne Absicht wurde dieses merkwürdige Aktenstück vollinhaltlich mitgetheilt. Mit seinen Widersprüchen — mit der wohlfeilen, jeder rechtlichen oder thatsächlichen Begründung entbehrenden Beweisführung — durch die Frivolität, die sich in der geringschätzigen Beurtheilung des constitutionellen Prinzipes ausspricht, und in der stereotypen Berufung auf die „Grundsäulen der Ordnung", die nur durch das absolutistische System gewahrt werden sollen — kurz durch Ton und Inhalt ist dieses Rundschreiben typisch für alle solchen Stylübungen, wenn sie den Rückschritt von gesetzlichen Verfassungszuständen zum Willkürregiment vertheidigen wollen. Das sind die Argumente, aus welchen sich, wie ein geistvoller (polnischer) Redner des österreichischen Abgeordnetenhauses bemerkte, „stets bereite Dietriche zum Durchbrechen jeder Verfassung" herstellen lassen.

Nicht genug zu verurtheilen ist der Versuch, die Verantwortlichkeit von der Person der Minister auf jene des Monarchen abzuwälzen. Er ist unter allen Umständen entweder schädlich oder — vergeblich. Das letztere trat in unserem Falle ein, denn weder die öffentliche Meinung noch die Geschichte kann die Männer, welche dazu riethen und es ausführten, davon freisprechen, daß durch ihre Schuld kostbare Jahre freiheitlicher Entwicklung ungenützt vorübergingen, und dann denn doch, nach einer Reihe von schmerzlichen Verlusten und bitteren Erfahrungen, zum Heil des Staates, der Dynastie und der Bürger unter viel schwierigeren Verhältnissen der constitutionelle Weg beschritten werden mußte, welchen sie in unseliger Selbstverblendung so leichten Herzens als den irrigen erklärten, weil er ihnen Pflichten und Rücksichten auferlegte, die zu erfüllen sie zu hochmüthig und zu bequem waren.

Der gesammten Bevölkerung war jede, auch die bescheidenste Einflußnahme auf die Schicksale und die Lenkung des Staates unmöglich gemacht worden; aber es bewies sich auch in diesem Falle wieder, daß es eine Täuschung ist, wenn man annimmt, daß die in der Krone und der Regierung zusammengefaßte Macht ausgeübt werden kann, ohne getheilt zu werden. Der Einfluß, welchen man der Gesammtheit wehrte, wurde in viel drückenderer und unheilvoller Weise von einzelnen Classen und Kreisen ausgeübt, die mit gutem Grund sich immer und überall für den Absolutismus einsetzen, weil sie insgeheim den bekannten Vers summen:

„Und der Herrscher absolut —
Wenn er unsren Willen thut!"

Das Ziel war erreicht! Die Verfassungsfiction war beseitigt, die mit dem Fluch belegte „politische Freiheit" war eingesargt, und die volle Machtfülle lag in den Händen Jener, die behaupteten, allein das Recept zu besitzen, nach welchem Oesterreich regiert werden müsse, um glücklich, mächtig und geachtet zu sein. Folgen wir mit prüfendem Auge, vorurtheilslos und unbefangen dem Gang der Dinge, um zu sehen, wie sie ihrer großen Aufgabe gerecht wurden, und ob sie ohne, ja gegen das Volk ein Ziel erreichten, das sie mit dessen thätigem Mitstreben unerreichbar erklärten. An ihren Thaten sollt ihr sie erkennen!

Das absolutistische System.

Die Aufhebung der Verfassung kam nicht unerwartet; sie überraschte daher auch Niemand und ward mit jenem Schweigen hingenommen, wie es bei dem noch immer allenthalben herrschenden Belagerungszustand und den demselben entsprechenden Preßverhältnissen nur natürlich war. Berufsmäßige und freiwillige Lobredner verkündeten freilich, daß erst mit diesem Schritt wieder in die Bahnen „wahrer Ordnung und gedeihlichen Staatslebens" eingelenkt worden sei, und hatten jetzt ebenso viel Spott und Hohn für das verfassungsmäßige System, wie sie vor wenigen Jahren den Absolutismus für den Quell alles Uebels erklärt hatten. Das war eben nicht zu wundern, denn solche Herren arbeiten immer auf Bestellung und halten nur jene Gesinnungen und Ueberzeugungen auf dem Lager, welche Abgang finden, hohen Orts befohlen und bezahlt werden. Ebenso wenig konnte man überrascht sein, daß eine der Stützen des Metternich'schen Systems, Graf Hartig, in einer eigenen Broschüre seine hohe Befriedigung über die neueste Wendung aussprach, deren Tendenz in dem Satze gipfelte: „Der Kaiser hört, prüft und befiehlt; die Unterthanen wünschen, reden und gehorchen; das sind für Oesterreich die einzig anwendbaren Regierungsmaximen." Der Graf übersah nur, daß sich in diesen Satz allenfalls auch ein constitutionelles System einfügen ließ, der Absolutismus immer und überall aber dahin kommt, den Unterthanen das Wünschen und Reden zu verleiden und ihnen nichts überläßt, als stummen stumpfen Gehorsam.

Verwunderlicher war es schon, daß der ungarische Hochadel, die sogenannten Altconservativen, offen ihre Genugthuung über die Aufhebung der Verfassung aussprachen, wenn sie sich auch den Anschein gaben, als seien sie nur erfreut, weil dadurch das die ungarische Constitution verletzende Grundgesetz beseitigt sei. Da aber diese selbst dadurch gar nichts gewann, und wenn man die frühere und spätere Wirksamkeit dieser Partei prüft, wird man wohl schließen dürfen, daß es überhaupt nur die Abneigung gegen freiheitliche Staatsformen war, welche sie beseelte.

Die sonderbarste Zumuthung stellte wohl der Polizei-Direktor von Wien, der von der Bevölkerung eine Illumination zu Ehren der Aufhebung der Verfassung erzwingen wollte. Natürlich reichte aller polizeiliche Hochdruck nicht hin, um der Bevölkerung eine derartige Jubel-Demonstration plausibel zu machen, und ein vollkommenes Fiasco war die Folge, das dem Polizei-Direktor sehr übel vermerkt wurde. Bald darauf stand in einer von Wien inspirirten ausländischen Zeitung zu lesen: „Der Wiener Polizei-Direktor verfolgt unverrückt sein eigenes Polizeisystem, obschon er an mancherlei Symptomen erkennen müßte, daß die höchsten Kreise ein Einlenken gern gesehen hätten. Dieses System der Härte und Strenge, durch welches weder größere Sicherheit der Person und des Eigenthums, noch ein Abnehmen der Polizei-Uebertretungen im Allgemeinen herbeigeführt wird, hat die Inconvenienz, daß es gerade den ruhigen conservativen Bürger am meisten drückt."

Trotz dieser richtigen Erkenntniß beließ man den Mann jedoch auf seinem Posten, um nur ja der behördlichen Autorität nichts zu vergeben, zu deren Bloßstellung gerade er selbst in heiterer und trauriger Weise alles Mögliche beitrug. Der Correspondent einer deutschen Zeitung wurde, „weil seine Handschrift Aehnlichkeit mit der eines mißliebigen revolutionären Literaten hatte", verhaftet und in Untersuchung gezogen. Nach Monaten gelang es den Argusaugen der Polizei endlich zu constatiren, daß er *nicht* der Verfehmte sei. Als nun bei seiner Entlassung der also Drangsalirte vorsichtig um eine Bestätigung seiner Schuldlosigkeit bat, schrie man ihn an: „Seien Sie froh, daß Sie überhaupt wieder loskommen; bei der Hausdurchsuchung hat man in Ihrer Wohnung eine rothe Mütze gefunden." Bescheiden wendete der Mann ein, daß dies nur sein Hauskäppchen und nur das Futter von der für Stiere und die Polizisten jener Tage so sehr verabscheuten Farbe sei. „Das ist Alles Eins", wurde er barsch belehrt; „roth ist roth und bedeutet Revolution!" Ein anderer Publicist wurde von Wien ausgewiesen, weil seine Artikel „zu preußisch gesinnt" seien. Er wendete sich nach Leipzig, wurde aber bei der herrschenden Stimmung auch dort chicanirt. Nun denkt sich der Arme: wenn ich wirklich preußisch gesinnt bin, thue ich wohl am besten, nach Berlin zu gehen. Aber Herr von *Hinkeldey*, der würdige Amtsbruder des Wiener Polizei-Direktors, schnauzt ihn an: „Was? In Wien und Leipzig ausgewiesen, wollen Sie hier bleiben? Solche Leute können wir nicht brauchen!"

Unleugbar haben solche Anekdoten, die nur zu wahr sind, einen lächerlichen Beigeschmack — aber nur für die Epigonen. Für die davon Betroffenen und für die Zeit, die darunter litt, war es ein bitterer Ernst, unter dem so manche Existenz, so manches Glück zu Grunde ging.

Die vor Kurzem noch so hochgehenden Wogen nationalen Strebens wurden durch die Verfassungssistirung mit unerbittlicher Gewalt in das Prokrustesbett des „Einheitsstaates" zurückgedrängt. Die Deutschen hatten ihre Hoffnungen schon begraben, und in ihren Reihen war das nationale Empfinden stets in einem solchen Maße vom österreichischen Bewußtsein gedämpft, daß alle Abgeordneten ohne Ausnahme auf den ersten Ruf der Regierung die National-Versammlung in Frankfurt verlassen hatten. Empfindlicher traf die Wendung der Dinge die Slaven, die eine Zeitlang sich für Herren der Situation hielten, so daß einer ihrer Führer im Kremsierer Reichstag das bedenkliche Wort sprach: „Nur so lange wir Slaven wollen, hält dieses Oesterreich noch zusammen!" Und nun mußten sie sich von einer absolutistischen Regierung, die jeder freiheitlichen und nationalen Regung gleich abgeneigt war, des Besseren belehren lassen. In der Mehrzahl fanden sie sich rasch in die Situation, und es ist wahrhaft ergötzlich und lehrreich, daß eine große Zahl der Herren, welche sich in unseren Tagen als Paladine der „Länderrechte" und nationalen Ansprüche geberden, vor dreißig Jahren eifrige Diener des *Bach*'schen Einheitsstaates waren. Vielleicht liegt der Schlüssel hier wie bei den ungarischen Altconservativen darin, daß nicht die Sorge um nationale Zwecke sie bewegt, sondern die Abneigung gegen jede freiheitliche Gestaltung des Staatslebens damals wie heute ihr Handeln beherrschte.

Ungarn war auch der neuesten Wandlung gegenüber stumm; unter dem furchtbar strengen Militär-Regiment, das auch noch fortdauerte, als seit September 1851 Erzherzog *Albrecht* als Civil- und Militär-Gouverneur fungirte, gab es keine öffentliche Meinung. Die Aussprüche einzelner hervorragender Männer, die auf Umwegen laut wurden, ließen aber keinen Zweifel darüber, wie man über die neueste Phase dachte. „Wir wollen die bekannten ungarischen Freiheiten nicht gegen die unbekannte Gleichberechtigung eintauschen", tönte es auf eine dem Staatsstreich zustimmende Aeußerung von altconservativer Seite zurück, und mit schneidender Schärfe schrieb *Eötvös*: „Es gelang wohl, jenen Patriotismus zu unterdrücken, den das Ministerium *nicht* wollte, nicht aber jenen, *den* es wollte, zu erzielen."

Ein plötzlicher Schlaganfall machte am 5. April 1852 dem Leben des eigentlichen geistigen Trägers der Reactionsepoche, des Fürsten *Schwarzenberg*, ein

Ende. Nach der offenen Würdigung, die wir dem Wirken dieses Mannes widmeten, klingt es inconsequent oder paradox, daß trotzdem sein Tod ein schwerer Verlust war, und doch ist dies richtig.

Fürst Schwarzenberg war als starrer Hocharistokrat von einer Unabhängigkeit nach allen Seiten, welche den nach ihm tonangebendsten Mitgliedern des Cabinets, die meist Emporkömmlinge waren, fehlte. Stieß er nach irgend einer Richtung auf widrige Einflüsse, so ließ er hochmüthig die Aeußerung fallen: „Ich gehe sofort, wenn man will!" Seine Nachfolger aber kannten keine Sorge, als sich am Ruder zu erhalten, sie mußten daher Rücksichten nehmen und Zugeständnisse machen, die sie innerlich selbst nicht billigen konnten, und die dem Staat zu nahe traten, wozu Fürst Schwarzenberg schon aus Starrsinn sich kaum herbeigelassen hätte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte der Fürst auch in der äußeren Politik jene halbschlächtige, schwankende Haltung vermieden, die in der orientalischen Frage so wesentlich zur Isolirung Oesterreichs führte. Es mag unentschieden bleiben, ob es Einsicht in die natürlichen Gegensätze war, die ihn trotz der geleisteten Waffenhilfe zum Feinde Rußlands machte, oder persönliche Erbitterung, wie jene behaupten wollen, die seine Stimmung gegen das Czarenreich von dem Augenblicke herleiten, wo bei der Warschauer Zusammenkunft Kaiser Nikolaus eine Auseinandersetzung des Fürsten mit den hochmüthigen Worten unterbrach: „Mais, cher prince, ce que vous dites là, c'est le comble de la déraison!" (Aber, lieber Fürst, was Sie da sagen, ist das Uebermaß von Unvernunft.)

Trotz der reactionären Gesinnung des Fürsten hielt er doch auf einen gewissen Anstand in der Politik und sagte, sehr im Gegensatz zu der sonstigen Beräucherung des blutigen Staatsstreiches vom 2. Dezember: „Ich verachte die Menschen im Allgemeinen; aber die Erbärmlichkeit dieses Bonaparte übersteigt doch selbst das mir geläufige Maß!"

In all dem soll kein Lob liegen, denn Hochmuth, Freiheitshaß, Starrsinn und Frivolität sind nach unserer bescheidenen Meinung keineswegs nothwendige oder nur löbliche Eigenschaften der Staatsmänner, obwohl sie denselben, leider Gott! oft genug zukommen; es soll nur damit angedeutet werden, daß Fürst Schwarzenberg wahrscheinlich, trotz seiner Fehler, besser am Platz gewesen wäre als seine Nachfolger, womit wahrlich wenig genug zu seinem Lob gesagt ist. Er hatte Fehler, die unter Umständen nützlich sein können — seine Nachfolger in der Macht waren nur schwach.

Als Minister des Aeußeren ersetzte ihn Karl Ferdinand Graf Buol-Schauenstein (geb. 1797, gest. 1865), der vor dem italienischen Krieg Gesandter in Turin, zuletzt Botschafter in London gewesen war — ein Diplomat der alten Schule, ohne eigene Initiative, dem die Form stets über den Geist ging, und der daher nicht vorhersah und den eintretenden Ereignissen gegenüber rathlos war. Es ist nicht angenehm, erwähnen zu müssen, daß Fürst Orloff den österreichischen Minister des Aeußeren Graf Buol ganz unverblümt als un sot (Tropf) bezeichnete und keinen Widerspruch fand.

Vom 1. bis 11. Mai 1852 weilte Kaiser Nikolaus in Wien, dessen imposante männlich schöne Erscheinung, umgeben von seiner fremdartigen, bunten, gold- und waffenstarrenden Umgebung von Tscherkessen, Lesghiern und Kosaken, der vielangestaunte Mittelpunkt der glänzenden militärischen Festlichkeiten war.

Am 5. Mai wurde ein besonderes Polizeiministerium errichtet — dessen Leitung dem General Kempen übertragen wurde. Es ist immer ein charakteristisches und nicht sehr erfreuliches Zeichen für die staatlichen Verhältnisse, wenn es nöthig oder auch nur möglich ist, die Polizei von der übrigen Verwaltung ganz unabhängig zu stellen.

Das von einer besonderen Conferenz vereinbarte Londoner Protokoll vom 8. Mai regelte die Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig-Holstein — natürlich in einer Weise, welche den vorausgegangenen Unabhängigkeitskampf zu Gunsten

der besonders betonten „Erhaltung der dänischen Gesammt-Monarchie" vollkommen desavouirte. In der schleswig-holstein'schen Frage erwuchs neben der kurhessischen die zweite Angelegenheit, in welcher nach einem Decennium die österreichische Politik genöthigt war, ganz entgegengesetzte Pfade einzuschlagen — was begreiflicherweise nicht zur Erhöhung ihres Ansehens im Auslande beitrug.

Am 27. Mai erschien das neue Strafgesetz und eine Ergänzung des Preßgesetzes. Das erstere war eine codificatorische Arbeit Hye's, die schon lange vorbereitet, mehrfachen Umarbeitungen unterzogen wurde, wie sie eben zeitgemäß erschienen. Obwohl dasselbe in juridisch-technischer Beziehung unleugbare Vorzüge vor dem noch aus dem Beginne des Jahrhunderts stammenden Strafgesetz hatte, so trägt es doch die Signatur seiner Entstehungszeit so deutlich an der Stirne, daß die Umgestaltung ein allgemein anerkanntes, leider noch nicht erfülltes Bedürfniß ist. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Ergänzungen des Preßgesetzes ebenso viel Verschärfungen waren.

Da das neue Strafgesetz in seiner Wirksamkeit auch auf Ungarn und dessen Nebenländer ausgedehnt wurde, womit denselben den veralteten, oft gar nicht codificirten Strafbestimmungen gegenüber eine wahre Wohlthat erwiesen wurde, ist hier wohl der Platz, die ungarischen Verhältnisse etwas näher zu beleuchten. Die Zerreißung in fünf Verwaltungsgebiete, wozu noch die Wojwodina, Kroatien und Siebenbürgen als selbstständige Provinzen kamen, war ein zu offener Schlag gegen das lebhaft entwickelte staatliche und nationale Bewußtsein, um nicht die vorhandene Bitterkeit zu mehren und neue zu schaffen. Es galt für hohe politische Klugheit und war doch im Grunde nichts als kleinliche unhaltbare Nergelei, daß die Bach'sche Bezirkseintheilung mit Absichtlichkeit die im Volk eingelebte Komitatseintheilung vermied und die Sprengel so formirte, daß Theile verschiedener Komitate vereinigt, ja einzelne Bezirke auf beiden Donau- oder Theißufern lagen.

Man fühlte die Absichtlichkeit dieser Maßregeln heraus und ließ sich nicht dadurch blenden, daß die massenhaft importirten fremden Beamten eine der Nationaltracht ähnelnde Uniform erhielten, und den wenigen Ungarn, welche als Beamte fungirten, sogar die seit 1849 confiscirten Säbel herausgegeben wurden. „Das wirkt bei den Ungarn, die soviel auf Aeußerlichkeiten halten, ungeheuer", versicherte ein Officiosus hochbefriedigt, während thatsächlich im Lande alle Mißachtung und aller Hohn die Aermsten verfolgte, die man in der ungewohnten Kleidung als „Bachhußaren" verspottete.

Wie konnte es auch in einem Lande, das stets an ein Selfgovernment gewohnt war, aufgenommen werden, daß beispielsweise die erledigten Dienstposten ausgeschrieben wurden, ohne daß die Landessprache als Bedingung erwähnt wurde? So kam es, daß nicht allein die an der Spitze der Statthalterei-Abtheilungen (Ofen, Großwardein, Preßburg, Kaschau und Oedenburg) stehenden Männer des Idioms nicht mächtig waren, sondern auch die überwiegende Menge der unteren Beamten, und 1860 Benedek beim Antritte seiner Statthalterschaft noch zu seinem Entsetzen Polizei-Commissäre in kernmagyarischen Städten fand, die nicht ungarisch sprachen. Wie es unter solchen Umständen, trotz der besseren Gesetze und Beseitigung aller bekannter Uebelstände des der Komitatswirthschaft anhängenden Cliquewesen, vielfach mit der Verwaltung und Gerichtspflege aussah, läßt sich desto leichter ermessen, als fast die ganze Bevölkerung den neuen Organen feindselig gegenüberstand und lieber auf den Rechtsschutz verzichtete, als ihn von diesen anzurufen. Treuherzig erwiderte ein Grundbesitzer auf die Frage, wie man mit dem neuen Stuhlrichter zufrieden sei: „O — ist ein braver Mann das — aber ist verfluchter Schwab', will Niemand was von ihm wissen." Gerade die unklugen Maßregeln der sogenannten Bach'schen Reorganisation sorgten dafür, daß das Volk umso inniger an Erinnerungen hing, die doch wahrlich nichts so Verlockendes hatten, um nicht bei schonender Behandlung im wahren Werthe erkannt zu werden. Es durfte keinen „König von Ungarn" mehr geben, und der „Pester Lloyd" wäre fast unterdrückt worden, weil er von „der königlichen Burg in Ofen" sprach.

Kirche und dem alten Rathhause, das jetzt als Gefängniß dient. Links sieht man den Eingang zu der Bastei, die jetzt zu einem Garten umgewandelt ist.

Ansicht von Prag vom Belvedere aus.

Ansicht von Prag vom Belvedere aus. Links, auf dem Berge, die Wallensteinsche, in der Mitte die Hradschin-Kirche, und rechts, die Brücke über die Moldau, in der Ferne Prag. Im Vordergrund rechts: Belvedere (Lust- und Sommer-Schloß).

Während der sogleich zu erwähnenden Rundreise des Kaisers war ein Banderium berittener Landleute dazu abgerichtet, den Monarchen mit dem Rufe: „Éljen a császár!“ (Es lebe der Kaiser!) zu empfangen, brachte aber diese Begrüßung sonderbar genug in der verhaßten deutschen Sprache dar. Von seinem Vorgesetzten zur Rede gestellt, entschuldigte sich der Stuhlrichter, daß es unmöglich war, die Leute entsprechend zu drillen, „denn schreien sie erst Éljen, so kommt hinten nach gewiß Kossuth!“ Die Fehler der späteren Machthaber, der unerträgliche Druck, der auf dem Lande lastete, gab erst die Folie für das Andenken dieses Mannes, der sonst gewiß in seiner wahren Bedeutung erkannt worden wäre.

Nachdem im Mai 1852 ein kurzer Aufenthalt in Prag vorausgegangen war, trat der Kaiser am 5. Juni eine Reise nach Ungarn an, die bis zum 14. August währte. Im Sinne der herrschenden Regierungsmaximen sollte sie weniger der Beruhigung und Versöhnung dienen, als dem Lande ein Fingerzeig sein, daß unabänderliche Entschlüsse gefaßt seien und die Vergangenheit ein geschlossenes Buch ist. Die ganze Reise hatte daher einen vorwiegend militärischen Charakter, und mit mehr als nothwendiger Ostentation wurden hervorragende Momente aus dem Revolutionskampfe gefeiert.

In Ofen fand die Enthüllung des dem tapferen Vertheidiger General Hentzi errichteten Denkmals statt; in Temesvár wurde zum Andenken an die entscheidende Schlacht vom 9. August 1849, in Karlsburg an den bei der Vertheidigung der Festung gefallenen Obersten Losy die Grundsteine zu Denkmalen gelegt; ebenso in Hermannstadt für den gleichfalls 1849 gefallenen General Steriatin, womit zugleich den Rumänen geschmeichelt wurde, die am 21. Juli zu Topanfalva eine feierliche Huldigung veranstalteten, die nicht ohne verletzende Spitze für die Magyaren war. Den Gräbern des im September 1848 von Görgey standrechtlich hingerichteten Grafen Eugen Zichy und des bei der Vertheidigung von Waitzen gefallenen Generals Götz wurden feierliche Besuche abgestattet.

Dem jungen, durch seine ritterlichen Neigungen zur Armee hingezogenen Monarchen, der zur Zeit seiner Thronbesteigung in derselben seine hauptsächliche Stütze sehen mußte, war es ein Bedürfniß der Dankbarkeit, in solcher Weise die Männer zu ehren, die für ihn gekämpft und den Tod gefunden hatten. An seinen Berathern aber wäre es gewesen, zu erwägen, ob dadurch nicht kaum vernarbte Wunden von Neuem gereizt und ein Stachel, der nie zu schmerzen aufgehört hatte, noch tiefer in die Brust eines Volkes gedrückt wurde, das versöhnt, aber, wie die Dinge lagen, kaum von seinem Unrecht überzeugt werden konnte. Nur dem Einflusse dieser Umgebung, die, wie der vom Wahnsinn umdüsterte Graf Széchenyi noch klagt, „sich wie eine Scheidemauer zwischen Fürst und Volk stellte“, war es zuzuschreiben, daß der Kaiser die Ergebenheitsversicherung einer Pester Bürgerdeputation, zuerst auf seinen Säbel und dann auf die ihn umgebenden Generale deutend, mit den Worten unterbrach: „Dafür bürgen mir das — und diese Herren hier!“

Dessenungeachtet sah man vielfach gerade in dieser Reise den ersten Anstoß zu einer neuerlichen Wendung, und nebst der Anhänglichkeit an den Monarchen, der durch seine persönliche Liebenswürdigkeit rasch alle Herzen gewonnen hatte, galt auch dieser Hoffnung der begeisterte Empfang, welchen Wien am 14. August dem rückkehrenden Kaiser bereitete, der noch im Herbste eine zweite Reise nach Kroatien antrat.

Die gesetzgeberischen Arbeiten gingen unterdessen unaufhaltsam fort. Die Stagnation der früheren Jahrzehnte und die Wirren, welche folgten, hatten zu viele Lücken offen gelassen und gerissen, die im Interesse der Entwicklung des Staates im modernen Sinn ausgefüllt werden mußten. Am 15. August erfloß das Privilegiumsgesetz, welches die geistige Arbeit des Erfinders vor fremder Ausbeutung schützen sollte, am 14. September erschienen die Grundzüge über die politische Verwaltung, die ein von der Theorie längst als unhaltbar erkanntes

Prinzip wieder zur Geltung brachten, indem durch die sogenannten „gemischten Bezirksämter" die politische Verwaltung mit der Rechtspflege vereinigt wurde, was die Möglichkeit nahelegt, daß die letztere von anderen als rein judiciellen Motiven beeinflußt wird. Am Jahresschluß endlich erschienen Gesetze betreffend das Jagd- und Forstwesen, welche die schwierige Aufgabe lösen sollten, die sich hier widerstreitenden Interessen der Landwirthe im Allgemeinen und der Jagdberechtigten zu vereinen.

Mehr oder weniger dienten alle diese Gesetze vor Allem dem Hauptziel der herrschenden Staatsmänner, das auf die absolutistisch begründete Einheit des Staates hinauslief — gewiß ein schönes Ziel, zu dessen Erreichung man aber das ungeeignetste Mittel, den Zwang, anwendete. Und dadurch wurden nicht allein manche nützliche Maßregeln von vorneherein entstellt, sondern auch mit Mißtrauen aufgenommen.

Noch schlimmer als in rein materiellen Fragen wirkte dies auf geistigem Gebiete, namentlich auf dem des Unterrichts; denn Bildung und Wissenschaft wollen unabhängig von politischen Nebenabsichten behandelt sein, sie sind äußerst empfindliche Instrumente, die sofort einen Mißton geben, wenn man ihnen etwas zumuthet, was ihrer Natur widerstrebt.

An anderer Stelle wurde schon der Verdienstlichkeit der Reform der Mittelschulen gedacht. Dieselbe war freilich mit Hinsicht auf die Zustände im Vormärz ein Gebot absoluter Nothwendigkeit, wollte man nicht vollkommen hinter der Zeit zurückbleiben. Und auch auf diesem Gebiete wurden die wohlthätigen Folgen dadurch paralysirt, daß man in der Schule nicht blos Zwecke der Erziehung und Bildung, sondern auch derselben besser ganz fremd bleibende politische und confessionelle anstrebte. Zu den ersteren gehörte die aufgedrungene Germanisirung, deren man sich nach seinen späteren Ansichten gerade vom Grafen Leo Thun nicht hätte versehen sollen. So wurde zum Beispiel Ende Oktober 1853 für alle Schulen Böhmens das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt und der Gebrauch des Czechischen nur in einzelnen Fällen für den Religionsunterricht gestattet — nebstbei gesagt, eine sehr beherzigenswerthe Thatsache für Jene, die sich heute über die Hegemoniegelüste der Deutschen beklagen. In allen Mittel- und gewerblichen Schulen Lombardo-Venetiens wurde der Unterricht in deutscher Sprache als obligat eingeführt, obwohl sich hier im Italienischen ein für alle didaktischen Zwecke vollkommen ausreichendes Idiom bot. Mit Ministerial-Erlaß vom Jänner 1854 wurden an der Universität Krakau nur deutsche Vorträge gestattet, so daß mit Ausnahme einzelner Professoren in Prag Niemand in ganz Oesterreich anders als deutsch dociren durfte.

Daß diese Maßregeln nicht dem deutschen Elemente zulieb, sondern nur als Mittel zu gewaltsamer Entnationalisirung ergriffen wurden, zeigte sich sofort, wenn ein dem Unterrichtsminister noch mehr am Herzen liegender Standpunkt, der confessionelle, in das Spiel kam. Um die Gymnasien in Spalato und Sebenico geistlichen Lehrern überantworten zu können, wurde das Italienische als Unterrichtssprache bestimmt, so energisch sich auch der „Morlakenvater", Statthalter Feldzeugmeister Lazarus von Mamula (geb. 1795, gest. 1871) dagegen stemmte und in wiederholten Berichten darauf hinwies, wie vortheilhaft gerade für Dalmatien der Unterricht in einer neutralen, in der Staatssprache, dem Deutschen, wäre. Ein von Thun bestellter Studienpräfect, der Ordenspriester Piscalar am Feldkirchner Gymnasium, durfte ungerügt die deutsche Sprache „die Freigelassene des Christenthums und der Sittlichkeit" nennen und die maßlose Albernheit drucken lassen: „Die Sprache, in der Kant, Fichte, Schelling, Hegel und vor Allen Luther zur puren Gottlosigkeit anleitete", sei für den geistlichen Unterricht absolut unbrauchbar, nur das Latein sei als Sprache der „kirchlichen Ueberlieferung" dazu tauglich.

Als endlich im Februar 1854 auch die Gymnasien der Aufsicht der Bischöfe unterstellt und diese „ersucht" wurden, Commissarien zu bestellen, welche darüber wachten, daß der „gesammte Unterricht" in katholischem Sinne geleitet werde,

war ziemlich klar, daß die gerühmte Mittelschul-Reform nur ein Vorwand war, um zu den „lateinischen Schulen" zurückzukehren, wie sie nach der Gegenreformation Ferdinand's II. unter Leitung der Jesuiten bestanden hatten. Und um ja keinen Zug aus dem Bild jener Zeit vermissen zu lassen, wurden eigene Commissionen bestellt, welche die lateinischen und griechischen Classiker für Schulzwecke „reinigen" sollten, ganz so wie damals in usum dolphini Cicero, Horaz, Virgil und Sophokles verstümmelt wurden.

Wie einseitig man bei solchen Grundsätzen wurde, und wie rasch man sich dabei von wahrer Bildung und Geistesfreiheit entfernte, zeigt nichts deutlicher als ein Memorandum, das Oskar von Redtwitz (geb. 1823) dem Minister beim Antritte seiner Professur der deutschen Literatur an der Wiener Universität vorlegte und das Billigung fand. Auf Fürsprache einer hochstehenden Verehrerin der Redtwitz'schen Muse, die damals ein widerliches Gemisch von süßlicher Romantik und ungesundem Pietismus war, wurde der Dichter der „Amaranth" und „Siegelinde" 1851 nach Wien berufen, um hier an der „Reinigung des Geschmackes in kirchlichem Sinne" mitzuwirken. In dem Memorandum heißt es wörtlich: „Die hohe heilige Mission des christlichen Dichtens besteht darin, zu begreifen, daß nur in der Kirche die wahre Kunst existirt. Jedes geistige Produkt außerhalb des Christenthums ist Gift für die Nation und verleitet zum Abfall von der göttlichen Autorität, zu sittlichem und geistigem Verfall, zur Verfinsterung der alltäglichsten Staatsgrundgesetze und am Ende zur Revolution. Die Nachäfferei der Alten gereicht nicht zum Lobe der classischen deutschen Literatur. Die Lehrer mit ihrer Begeisterung für die Antike haben den Zöglingen der Gymnasien und Universitäten den Geist des Christenthums zu stehlen gewußt, denn selbst die altclassischen Dichter und die Götterlehre dürfen nur in christlichem Sinne behandelt und erklärt werden." Und auf Grund eines solchen Memorandums, das die unanzweifelbare Basis jeder höheren Bildung verleugnet und Dinge zu einer Karrikatur vermengt, die gar nichts mit einander gemein haben, wurde der fromme Dichter wirklich zum Professor gemacht. Aber seine Theorien fanden keinen Anklang, der Hörsaal blieb leer, so daß er selbst wieder zurücktrat.

Unter solchen Umständen traf Grillparzer den Nagel auf den Kopf, wenn er im dumpfen Nachtwächterton sang:

„Hört, ihr Leute, laßt euch sagen,
Der Cultus hat den Unterricht erschlagen!"

Im Beginne des Jahres 1853 regte sich zuerst wieder das „große europäische Räthsel" — die orientalische Frage. Den ersten Anstoß dazu gab das unwirthliche Land der Montenegriner, das ja seither in einer sehr in Mißverhältniß mit seiner wirklichen Bedeutung stehenden Weise sich unliebsam bemerkbar macht. Bis zum Jahre 1851 stand dieses Bergland unter einer Art geistlicher Herrschaft, da die Vladiken auf Grund ihrer priesterlichen Würde herrschten, die von der Bestätigung der Pforte abhing. Als nun nach dem Tode des Vladiken Peter II. dessen Neffe Danilo I. Petrović Njegos, ein Laie, die Herrschaft ergreifen wollte, machte die Pforte umso mehr Schwierigkeiten, als nicht unschwer zu erkennen war, daß Danilo nur ein Hampelmann war, der von Petersburg bewegt wurde.

Mit jener gänzlichen Mißachtung völkerrechtlicher Formen, wie sie noch heute unter Umständen von den rauhen Söhnen der Berge beliebt wird, ergriffen sie selbst die Offensive, indem sie die türkische Bergveste Zabljak überrumpelten und besetzten (November 1852). Noch zu Ende des Jahres rückte Omer Pascha (der Kroate Michael Lattas, geb. 1806, gest. 1871), ein energischer und tüchtiger Feldherr, der als Unteroffizier aus der österreichischen Grenze desertirt war und sich in türkischen Diensten zu den höchsten militärischen Würden emporgeschwungen, mit einer Armee von sechzigtausend Mann in Montenegro ein, das nach kurzem Widerstande vollkommen besetzt war.

Wie man aus früheren Zeiten hätte lernen können und wie seitdem noch unwiderleglicher bewiesen wurde, waren die Montenegriner für Oesterreich stets sehr

unbequeme Nachbarn von zweifelhafter Gesinnung — es lag also wahrhaftig kein triftiger Grund vor, sich derselben so warm anzunehmen, um ihnen eine wohlverdiente Lection zu ersparen. Vielleicht wollte man sich Rußland gefällig erweisen, vielleicht wiegte man sich in dem Wahn, damit dessen panslavistischen Hetzereien unter den Südslaven ein Gegengewicht zu bieten — genug, Oesterreich fiel dem drohend erhobenen türkischen Züchtiger in den Arm.

Während in Dalmatien und Kroatien Truppen zusammengezogen wurden, übergab General Graf Leiningen am 11. Februar 1853 ein Ultimatum in Konstantinopel, dessen Ablehnung mit dem Einmarsch in Bosnien beantwortet werden sollte. Man forderte Räumung Montenegros, auf dessen Hauptstadt Omer Pascha schon losrückte, und Anerkennung der Unabhängigkeit desselben, Abtretung der Districte von Klek und Suttorina, durch welche Oesterreichisch-Dalmatien in drei Theile zerschnitten wird, Handelsbegünstigungen, Garantien für die bosnischen Christen, Internirung der ungarischen und polnischen Flüchtlinge des Jahres 1849 und so weiter.

Schon dämmerte der von Rußland wegen des Schlüsselrechtes zu den heiligen Stätten in Palästina muthwillig vom Zaun gebrochene Conflict herauf, und man mußte in Constantinopel den österreichischen Forderungen in der Hauptsache nachgeben. Nur von der Gebiets-Abtretung kam man ab, da Oesterreich sich mit der Zugestehung von Militärstraßen durch die Suttorina begnügte. Fürst Danilo wurde anerkannt und beeilte sich, dem Kaiser persönlich seinen Dank auszusprechen; triftigere Beweise montenegrinischer Erkenntlichkeit haben leider unsere wackeren Soldaten in den Kämpfen von 1869 und 1882 erfahren. Als Nestroy während der Anwesenheit des Fürsten in Wien das neueste politische Ereigniß in der classischen Coupletstrophe verwerthete:

„Merkwürdige Sachen kann man jetzt seh'n,
Der Montenegriner ist auch souverän;
Und wenn er hungrig ist, thut er seinem Minister befehl'n,
Er soll in der Türkei drüben ihm ein Schöpsernes stehl'n —"

so büßte der Satyriker diese treffende Bemerkung aus der Völkerkunde mit einigen Tagen Arrest.

Ganz Europa war fest überzeugt, daß Rußland und Oesterreich vollkommen einig darüber seien, die orientalische Frage zum Austrag zu bringen, und als am 28. Februar Fürst Mentschikow in Constantinopel erschien, um in der berüchtigten Audienz im Paletot und mit beschmutzten Stiefeln dem Sultan in impertinent brüsker Weise das russische Ultimatum zu überreichen, wies man allgemein darauf hin, daß seine Mission das Gegenstück und die natürliche Folge der des Grafen Leiningen sei. Wie wir sehen werden, täuschte man sich, denn Graf Buol hatte keine Ahnung von der Tragweite seines Handelns gehabt und der Versuchung, einen wohlfeilen Triumph einzuheimsen, nicht widerstehen können, obwohl er dadurch das Mißtrauen der Pforte und der Westmächte weckte, sich den kommenden schwierigen Zuständen gegenüber in eine schiefe Situation brachte und unter der eigenen südslavischen Bevölkerung eine Aufregung nährte, deren man nur durch Verhaftungen und andere Repressivmaßregeln Herr werden konnte.

In den italienischen Provinzen dauerte eine dumpfe Gährung ununterbrochen fort, und die zur Aburtheilung politischer Delicte aufgestellten Specialcommissionen hatten vollauf Arbeit. Am 6. Februar 1853 fand eine Revolte in Mailand statt; ein Haufe Bewaffneter überfiel die Hauptwache, einzelne Offiziere und Soldaten wurden meuchlerisch angegriffen. Der Putsch wurde sofort niedergeschlagen und die Ruhe noch am gleichen Abend hergestellt. Bedauerlich war er besonders als Zeichen der Stimmung und weil die Regierung wohl oder übel genöthigt war, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, wodurch der unselige Zwiespalt immer neue Nahrung erhielt.

Einen noch tieferen Blick in den Abgrund von Fanatismus, welchen die letzten fünf Jahre geöffnet hatten, gestattete der verabscheuungswürdige Mordversuch,

der den Monarchen selbst bedrohte. Als der Kaiser am 18. Februar um ein Uhr Mittags einen Spaziergang über die Bastei machte, stürzte sich in der Nähe des Kärntnerthores ein verblendeter Mörder auf den über die Brüstung in den Wallgraben blickenden Monarchen. Der mit einem großen Messer und mit voller Wucht geführte Stoß verlor einen Theil der Kraft, da der als Oberst seines Uhlanenregimentes die Uniform tragende Kaiser, durch den Schrei einer Frau, welche die Waffe blitzen sah, aufmerksam gemacht, den Kopf etwas wendete und die Klinge zum Theil an der Cravattenschnalle abprallte. Einer Wiederholung des Stoßes, zu der der Mörder ausholte, kam der in der Nähe befindliche Wiener Bürger Josef Ettenreich zuvor, der dann gemeinsam mit dem Flügeladjutanten Maximilian Grafen O'Donnel (geb. 1812) den Mörder bändigte. Es war der zweiundzwanzigjährige Schneidergeselle Johann Libenyi, aus einem Dorfe in der Nähe von Stuhlweißenburg, ein gewesener Honved und wie man wissen wollte, der Sohn eines durch die Standrechte Haynau's Gerichteten. Directe Anhaltspunkte für den Zusammenhang dieser schändlichen That mit einer förmlichen Conspiration ergab die Untersuchung wohl nicht, und es schien, als ob man es nur mit dem Wahnwitz eines einzelnen Fanatikers zu thun habe. Indessen führte die erneuerte strenge Ueberwachung in Wien und in Ungarn zur Entdeckung von Fäden, die auf ein Fortbestehen der Agitation deuteten, notorische Agenten Kossuth's wurden verhaftet, und es zeigte sich auch hier, daß das System Bach's zur Beruhigung der tief erregten Gemüther noch nichts geleistet hatte. Am 26. Februar büßte Libenyi sein Verbrechen am Galgen; seiner Mutter, die vollkommen subsistenzlos war, setzte die Gnade des Kaisers eine Pension aus.

So ungeheuerlich das Attentat auch war, und so sehr es allgemein und im ganzen Reiche verdammt wurde, so hatte es doch zwei gute Folgen. Die erste war, daß Wien von der brutalen Willkürherrschaft des Polizeidirectors befreit wurde. Die gemachten Entdeckungen bewiesen, daß derselbe über kleinlichen Chicanen viel wichtigere Dinge übersehen hatte, und er wurde entfernt. Uebrigens fiel er die Treppe hinauf, indem er General-Inspektor des Gefängnißwesens wurde.

Die zweite, noch viel segensreichere Folge war, daß durch die herzliche, auf alle Arten zu Tage tretende Theilnahme der Bevölkerung für den Monarchen auch der letzte Rest jenes Schattens wich, der noch immer das Verhältniß zwischen Herrscher und Volk trübte. Ein starrer Schreck fesselte Jedermann bei der ersten Kunde des grausigen Verbrechens, und als in den Abendstunden das erste Bulletin erschien, welches Gewißheit gab, daß keine ernste Gefahr sei, athmete man erleichtert auf und machte der Freude in einer spontan veranstalteten Illumination Luft.

Uebrigens war die Wunde nicht so unbedeutend als man anfänglich annahm. Der Kaiser, der unmittelbar nach der That schmerzlich bewegt sagte: „Ich theile nur das Schicksal meiner braven Soldaten in Mailand", legte zwar noch den Weg in das Palais des Erzherzogs Albrecht zu Fuß zurück, es stellte sich jedoch bald heftiges Wundfieber ein; man fürchtete, daß die Wirbelsäule gefährdet sei. Glücklicherweise war die Besorgniß bald behoben.

Als endlich alle Gefahr vorüber war, erschien am 27. Februar ein Aufruf des Erzherzogs Ferdinand Maximilian (ältester Bruder des Kaisers, geb. 1832, gest. 1867) zur Stiftung eines Gotteshauses, um das Andenken an die glückliche Rettung des Monarchen aus Mörderhand zu bewahren. In Wien allein wurden an einem Tage viermalhunderttausend Gulden zu dem Zwecke gezeichnet, und auch aus den Provinzen liefen reiche Beiträge ein. Wien zählt jetzt die diesen Widmungen entstammende Votivkirche zu den herrlichsten Perlen in dem reichen Kranz von Neubauten, der es schmückt. Außerdem entstanden aus dem gleichen Anlaße noch vierhundertzweiundachtzig andere fromme und wohlthätige Stiftungen.

Am 12. März konnte der Kaiser die erste Ausfahrt machen, die dem altehrwürdigen Stefansdom galt, um dort ein Dankgebet für die glückliche Rettung

und Genesung darzubringen. Eine zahllose Menschenmenge drängte sich um den Wagen, um in jubelnden Zurufen der Freude und Anhänglichkeit Ausdruck zu geben.

Die Besuche Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen und Max II. von Bayern im Mai und Juni galten nicht allein der Genesung des Kaisers, sondern wohl auch der Stellungnahme zu den sich im Orient vorbereitenden Ereignissen.

Am 2. Juli 1853 begannen die Russen die Feindseligkeiten, indem ihre Armee den Pruth überschritt. Zwei Tage darauf feierte zwar Graf Buol in einer Circulardepesche noch die „entente cordiale" (das herzliche Einverständniß) und die „innige Allianz" mit Rußland, die er als eine der festesten Schranken gegen die Bestrebungen des „revolutionären Geistes" pries, wobei er übersah, daß der muthwillige Angriff auf die Türken in seiner Art auch ein sehr revolutionäres Beginnen war und Rußland zur Aufstachelung der südslavischen Unterthanen des Sultans Mittel anwendete, deren sich der hartgesottenste Demokrat nicht zu schämen gehabt hätte.

Baron Bruck, der als Internuntius in Konstantinopel fungirte, erhielt Weisungen, die Oesterreich als eifrigen Vertreter russischer Interessen erscheinen lassen mußten, und als Kaiser Nikolaus im Oktober 1853 in Olmütz mit Kaiser Franz Josef zusammenkam, war auch der österreichische Minister anwesend und betheuerte in eifrigen Noten, die vollste Ueberzeugung von der Uneigennützigkeit Rußlands zu haben — womit, wenn er sie wirklich hatte, wohl er zu seiner Zeit und bis auf unsere Tage ganz allein stand. Auch noch bei dem Gegenbesuch, welchen Kaiser Franz Josef dem Czar vom 3. bis 6. Oktober in Warschau machte, galt die wohlwollende Neutralität Oesterreichs als ausgemacht, indessen schon mit dem vorsichtigen Bemerken, „daß ja Rußland nicht die Absicht habe, die Integrität der Türkei anzutasten", woraus nicht unschwer herauszuhören, wie weit die Neutralität gehen werde. Fast scheint es, als wäre Graf Buol lange nicht im Klaren gewesen, was eigentlich zu geschehen habe, und in dieser Beziehung wäre Fürst Schwarzenberg gewiß besser am Platz gewesen, der ein Mann dreister Entschlüsse war. Er würde entweder die Dankesschuld bezahlt und sich an Rußlands Seite gestellt haben oder, was wahrscheinlicher ist, sofort gegen dasselbe Front gemacht und damit wohl den Krieg ganz verhindert haben. Der eine wie der andere Entschluß wäre Oesterreich kaum theurer gekommen als das Schwanken Buol's und die bewaffnete Halb-Neutralität, die nach allen Seiten Feinde schuf.

Vorderhand sorgten die Türken selbst dafür, daß den Diplomaten keine allzu raschen Entschlüsse aufgenöthigt wurden. Der „kranke Mann", dem Rußland schon unerbetene Leichenträgerdienste leisten wollte, bewies zum Erstaunen Europas eine ganz merkwürdige zähe Lebenskraft und setzte den russischen Heersäulen einen erbitterten Widerstand entgegen. Nur Schritt für Schritt wich Omer Pascha zurück, und vor Silistria, hinter dessen in Schutthaufen verwandelten Wällen sich die Türken heldenhaft hielten, verloren die Russen kostbare Zeit, welche das Nahen der englischen und französischen Hilfe ermöglichte.

Aus der engverbundenen, durch vielfache verwandtschaftliche Bande nahestehenden bayrischen Herrscherfamilie holte sich Kaiser Franz Josef seine Lebensgefährtin in der Person der Prinzessin Elisabeth (geboren 24. Dezember 1837), einer Tochter des Herzogs Max in Bayern. Am 16. August 1853 fand während der Anwesenheit der herzoglichen Familie in Ischl die Verlobung statt.

Als unmittelbare Folge der auch bei diesem Anlasse dargebrachten herzlichen Theilnahmsbezeugungen der Bevölkerung wurde am 1. September der Belagerungszustand in Wien und Prag aufgehoben.

Acht Tage darauf (8. September) gelang es nach langen Bemühungen, angeblich durch vertrauliche Mittheilungen auf die richtige Spur geleitet, auf dem Berge Allion bei Alt-Orsova die ungarische Krone sammt den übrigen Insignien aufzufinden, welche Kossuth, nachdem er in Arad als Gouverneur

Kleidung, Schmuck und Waffen. Die Kleidung ist sehr spärlich, besteht meistens aus einem um die Hüften geschlungenen Stück Zeug oder Fell, oder aus einem Mantel, der über die linke Schulter geworfen wird. Als Schmuck dienen Ringe, Armbänder, Halsketten, Ohrringe und Tätowierungen. Als Waffen führen sie Bogen und Pfeile, Speere, Schwerter, Messer und Keulen.

Zwei Kaffernkrieger (nach Photographie).

Unter den afrikanischen Völkern sind besonders die Kaffern und die Negervölker (Neger) hervorzuheben. Die Kaffern, zu welchen auch die Zulukaffern gehören, bewohnen das südliche Afrika. Sie sind kräftig gebaut, haben eine dunkelbraune Hautfarbe, schwarzes, wolliges Haar und eine breite Nase. Sie sind kriegerisch und tapfer und haben sich bis in die neueste Zeit gegen die Europäer gewehrt. Ihre Waffen sind Speere, Schwerter und Schilde. Die Negervölker sind ebenfalls kräftig gebaut, haben eine dunkelbraune bis schwarze Hautfarbe, schwarzes, wolliges Haar und eine breite Nase. Sie sind gutmütig, aber leichtsinnig und faul. Sie sind meistens Heiden, einige sind Mohammedaner.

Arrivée de Jacques Cartier à Hochelaga. Gravure de J. Chauvet d'après E. Bayard.

Nun wurden Rüstungen vorgenommen, und im Februar und März 1854 ein Armeekorps in Siebenbürgen und der Bukowina zusammengezogen — langsam vollzog sich die Schwenkung der österreichischen Politik, durch welche das Wort Schwarzenberg's, daß man „undankbar" zu wissen sein werde, seine Rechtfertigung erhielt. Aber die Welt setzte man nicht in Erstaunen, denn es blieb bei halben Entschlüssen, die nach der einen Seite verletzten, ohne nach der anderen zu befriedigen.

Selbst Graf Buol konnte nun nicht mehr den Schein annehmen, als glaube er an die Uneigennützigkeit Rußlands, und als Folge dieser ziemlich spät auftauchenden Bekehrung trat er der Erklärung vom 9. April 1854 bei, durch welche die vier Conferenzmächte den Besitzstand der Türkei garantirten. Eine weitere Folge war das Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen, womit sich beide Staaten den gesammten auch außerdeutschen Besitz gegenseitig verbürgten.

Die Aufhebung des Belagerungszustandes in Ungarn und Galizien (11. April) war der frohe Vorläufer der kaiserlichen Vermählung. Am 21. April betrat die holde Braut den Boden ihres neuen Vaterlandes in Begleitung ihrer Eltern und wurde in Linz von dem Kaiser erwartet, und sowie auf der ganzen Reise von der Bevölkerung mit Enthusiasmus begrüßt. Den Tag darauf erfolgte die Landung in Nußdorf, am 23. der feierliche Einzug in Wien, und am 24. wurde um 7 Uhr Abends der Trauungsakt in der Hofpfarrkirche zu St. Augustin vollzogen, dem in den nächsten Tagen unter freudiger Theilnahme der Bevölkerung eine Reihe glänzender Festlichkeiten folgten. Dieselben wiederholten sich in Prag, wohin das Kaiserpaar Anfangs Juni für einige Wochen übersiedelte.

In diese Zeit fällt auch die Abfassung der neuen Volkshymne, deren ergänzende Geschichte wir — unserem Versprechen gemäß und der interessanten Beziehungen wegen — nachstehend liefern.

Als Kaiser Franz in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1835 das Zeitliche segnete, machte der Name des neuen Kaisers Ferdinand, der dem auf einen einsilbigen Namen basirten metrischen und musikalischen Rhythmus nicht entsprach, eine Umänderung des ganzen Liedes „Gott erhalte" nothwendig, obgleich man es gern so unverändert als möglich beibehalten hätte. Am 24. März wurden beim Fürsten Metternich in der Staatskanzlei die Modifikationen der Volkshymne berathen, aber obgleich deren beinahe zwanzig verschiedene vorlagen, fanden dieselben doch wenig Anklang. Man war in Verlegenheit: der neunzehnte April, der Geburtstag des Kaisers, rückte heran; er fiel 1835 auf den Ostersonntag, an welchem Tage, wie die ganze Charwoche hindurch, alle Schauspiele und öffentlichen Belustigungen untersagt sind — daher sollte derselbe einen Tag später, am 20. April, dem Ostermontage, in den Theatern festlich begangen, die neue Hymne sollte gesungen werden, denn, sagt Johann Gabriel Seidl:

„Was dem Kaiser gegenüber
Spricht des Oesterreichers Mund
Besser als sein: „Gott erhalte"
Thut es keine Sprache kund!"

und noch war sie nicht vorhanden, wenigstens in der Form, welche gewünscht war.

Der in der Staatskanzlei angestellte kaiserliche Rath Dr. Jarcke schlug Metternich vor, den dramatischen Dichter und Schauspieler Karl v. Holtei (geb. 1797, gest. 1880), der gerade im Josefstädter Theater volle Häuser machte und dem Jarcke wohlwollte, mit der Aufgabe zu betrauen; er sagte: „Holtei hat manche Lieder gemacht, die volksthümlich geworden sind und im Norden Deutschlands gesungen werden, er ist Liedersänger, trägt seine Couplets lebhaft vor; in seinen dramatischen Arbeiten dominirt die Lyrik; vielleicht wäre dies der Mann?" Der Fürst hatte von Holtei gehört, vielleicht auch eines seiner Liederspiele gesehen. Graf Sedlnitzky als Präsident der Censur-Hofstelle wußte am besten, wie viele Lieder Holtei gemacht; hatte er doch zu manchen den Kopf geschüttelt! Und ohne zu bedenken, was zu bedenken gewesen wäre, erhielt Jarcke

Auftrag und Vollmacht, Holtei aufzufordern. Dieser entgegnete dem in ihn drängenden Jarcke: „Was werden die hiesigen Poeten, was werden alle Leute sagen, wenn die Nationalhymne aus der Feder eines Fremden, eines eingewanderten Schauspielers, eines Preußen kommt?"

Jarcke stutzte einen Augenblick. Doch sagte er nach kurzem Bedenken: „Das ist nicht unsere Sache. Ich erfülle den Befehl des Fürsten und frage Sie in seinem Namen, ob Sie das Lied machen wollen?"

„Machen will ich es gewiß", war die Antwort, „aber ob es brauchbar sein wird, ist eine andere Frage."

Noch am selben Abend schickte Holtei das begehrte Lied, wie er es eilig und ungefeilt niedergeschrieben, an Jarcke. Zwei Tage vergingen ohne eine Nachricht von Jarcke, und Holtei nahm an, daß dieser es nicht passend fände, seine flüchtige Arbeit einzureichen, und durch Schweigen sich und Holtei die Unannehmlichkeit ersparen wolle, darüber zu reden. Holtei ließ sich gerade zu der zweiten und letzten Aufführung des „Fortunat" — eines ausgehöhnten romantischen Schauspiels von Bauernfeld, reich an Poesie, aber dramatisch wohl kaum zu rechtfertigen — ankleiden, als ihm ein Schneider in die Garderobe meldete, draußen stehe Herr von Jarcke und wolle ihn sprechen.

Holtei traute seinen Ohren kaum. Der ultramontane Jarcke auf den Brettern des Josefstädter Theaters!

„Ich habe Ihr Lied eingereicht —"

„In dieser schlechten Handschrift, im Brouillon?"

„Gleichviel, es hat gefallen, ist als passend und brauchbar befunden worden. Der Fürst ist zufrieden mit Ihrer Bereitwilligkeit und wünscht Sie zu sehen. Morgen Vormittag um eilf Uhr finden Sie sich bei ihm ein; man wird Sie sogleich vorlassen. Dies wollt' ich Ihnen jetzt, heut' noch sagen, um Ihnen einen frohen Abend und Muth zur zweiten Darstellung des „Fortunat" zu machen!" Nach diesen Worten entfernte sich Jarcke so rasch, als die Unbekanntschaft mit den finsteren Schleichwegen und Schlupfwinkeln, die von einer Bühne zu führen pflegen, es ihm gestattete.

„Sie haben uns einen Dienst erwiesen", redete Metternich in Gegenwart des Grafen Sedlnitzky den Schauspieler am anderen Morgen an. „Ihr Lied gefällt mir, und es wird Ihnen auch Früchte tragen. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich habe Gutes von Ihrer dramatischen Vorlesekunst gehört. Sie sollen bei mir lesen, vor einem Publicum, wie Sie es selbst wünschen. Das Uebrige wird sich dann finden; der pekuniäre Vortheil, den die Hymne abwerfen muß, soll Ihnen nicht entzogen werden" u. s. w.

So süß solche Worte aus dem Munde des Fürsten Metternich einem deutschen Komödienschreiber und Spieler, der sich stets kümmerlich durch die Welt schlagen mußte, schmecken mochten, so erklärte Holtei doch ohne Zögern, daß er es als einen Beweis von Huld betrachten würde, wenn von Allem, was Geld und Bezahlung heißt, hier nicht die Rede sein dürfe, wenn man ihm gestatten wollte, für diese kleine, unbedeutende Arbeit Nichts anzunehmen, weil jede goldene Belohnung den unausbleiblichen Neid der von ihm zurückgedrängten Mitbewerber nur vermehren könne. Der Fürst gab ihm augenblicklich Recht, und sein Benehmen deutete Holtei an, daß er in der Meinung des Allmächtigen nicht verloren hatte, als er sich empfahl.

Nun hätte Holtei ruhig nach Hause fahren, nur mit seiner Frau, sonst mit keiner Seele über die Sache reden und alles Uebrige seinen stillen Gang gehen lassen sollen. Dann wären bis zum letzten Augenblicke die Leute in Ungewißheit geblieben, wessen Verse zur Absingung vertheilt werden sollten. Sein Name wäre sammt vielen anderen nur vermuthungsweise genannt, jede Verdrießlichkeit vermieden worden, und Holtei hätte — sich mit der neu erworbenen Gunst begnügend — von seiner Vorlesung beim Fürsten Staatskanzler die angenehmsten und ersprießlichsten Resultate in diesem Gebiete künstlerischer Thätigkeit erwarten dürfen.

Aber was that „der unüberlegte, alberne Schwätzer", wie er sich selbst mit drakonischer Strenge bei der Erzählung dieser Vorgänge in seinen „Vierzig Jahren" nennt. Er fuhr, der Freuden, des Glückes voll, geradewegs nach dem Josefstädter Theater, eilte in die Kanzlei und verkündete dort, wovon sein Herz überfloß.

Kaum waren einige Tage vergangen, als die bösen Folgen sich zeigten. Manche, die ihn sonst mit Herzlichkeit und Versicherungen ihrer Liebe überschüttet hatten, wichen ihm aus, wenn er ihnen begegnete, vermieden seinen Gruß oder schienen verlegen. Andere zeigten sich gar kalt und fremd. Joseph von Hammer, der Holtei aufgesucht, in sein Haus gezwungen, ihm und seiner Frau förmlich gehuldigt hatte, zog, als ihm Holtei guten Tag sagte, seine Hand zurück und brach das Gespräch, wie wenn er sehr dringende Geschäfte hätte, kurz ab. Castelli, der Holtei die Brüderschaft angetragen, nannte ihn auf einmal „Sie", als ob er vergessen wollte, daß sie sich dutzten. Im „goldenen Stern" auf der Brandstatt, wo Gelehrte, Literaten, Poeten und Künstler ihren Vereinigungsort fanden, herrschte, wenn Holtei sich zeigte, eine ganz eigene, feierliche Langweiligkeit, und Alles schien im Bann eines gegen Holtei herrschenden Vorurtheils befangen. Der Arme ging wie unter einem trüben Himmel traurig einher, wohl ahnend, was dies Alles bedeuten könnte, aber nicht fähig, eine Erklärung zu veranlassen. Vergebens suchte er einigemale das Gespräch auf den Punkt zu bringen, der eine Auseinandersetzung nöthig gemacht hätte — Niemand ging darauf ein.

Da durchwandelte Holtei am Charfreitag, einem schönen, sonnigen Apriltage, mit schwerem Herzen und in wehmüthiger Stimmung den menschenleeren Prater und traf in einem Seitengange auf Grillparzer, der schon längere Zeit sich im „goldenen Stern" nicht gezeigt hatte. Er war Holtei und seinen poetischen Versuchen immer zugethan gewesen und hatte ihm stets die lebhafte, eines wahren Dichters würdige Kameradschaft bewiesen, die den Berühmten ehrt, wenn er sie einem Unberühmten gönnt; auch er schien, als Holtei ihm hier begegnete, nicht Stand halten zu wollen. Aber Holtei ließ ihn nicht. Mit der Heftigkeit eines lange schwer zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft machen will, drang er in ihn, ihm schonungslos die Wahrheit zu sagen. Und Grillparzer sagte sie ihm. „Nicht nur Diejenigen, die sich zurückgesetzt meinen, daß man ihre Umarbeitung der Hymne verwarf, auch die meisten übrigen Poeten und Literaten sind erbittert, daß man einen Ausländer ihnen vorgezogen hat. Es heißt, Sie hätten sich zu dieser Arbeit gedrängt, Sie hätten durch Jarcke, der Ihr Landsmann ist, den Fürsten zu gewinnen gesucht, hätten die feinsten Kabalen geschmiedet, Metternich vorgespiegelt, Sie seien ein geborner Oesterreicher, ja, endlich, Sie hätten sich bereit erklärt, zur katholischen Kirche überzutreten und allerlei Dienste im Interesse der römischen Partei zu leisten, hätten auch bereits ein Angeld von tausend Dukaten unter dem Vorwand eines kaiserlichen Gnadengeschenkes für die Hymne in Empfang genommen!"

Es muß hierzu bemerkt werden, daß der Fürst selbst herausgefunden hatte, daß Holtei's Vater bis 1823 Rittmeister im k. k. 1. Uhlanen-Regiment Sachsen-Koburg-Saalfeld war, und er machte dieses Faktum später geltend, als Vorstellungen gegen Holtei's Ausländerschaft erhoben wurden. Der alte Rittmeister Holtei lebte zu Saaz in Böhmen in Pension und starb daselbst gerade zehn Jahre nach den eben erzählten Ereignissen im Jahre 1845, 78 Jahre alt.

Holtei erzählte nun nach einem Ausbruche homerischen Lachens über die letzte Anschuldigung den ganzen Vorgang vollständig, wie er den Lesern aus Vorstehendem bekannt wurde, und wie er auch nicht einen Buchstaben von der strengsten Wahrheit abweicht. Durch diese Schilderung überzeugte sich Grillparzer so vollkommen von der Lügenhaftigkeit aller jener Gerüchte, daß der edle Dichter aus einem Zweifler an Holtei's Charakter im Augenblick zum Ritter seiner Ehre ward. Er erzählte weiter:

„Viele Schriftsteller, unter diesen sehr ehrenhafte Namen, haben sich an den Staats- und Conferenzminister Grafen Kolowrat gewendet, um durch dessen

Einfluß zu verhindern, daß Ihre Hymne abgesungen werde. Ohne Zweifel wird dieser es auch durchsetzen, und das würde, wie Sie mir jetzt die Verhältnisse dargestellt haben, für Sie eine unverdiente Kränkung sein. Deshalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen; geben Sie mir Ihr Lied, lassen Sie mich einige Worte darin ändern, dann bin ich bereit, zu erklären, daß ich Mitverfasser bin, daß wir es Beide zusammen gemacht haben; Niemand darf dann gegen seine Einführung Etwas einwenden, und die Vortheile, die Ihnen daraus erwachsen können, bleiben ungeschmälert die Ihrigen."

Hätte Holtei's Verehrung und Liebe für Grillparzer überhaupt noch gesteigert werden können, so hätte es durch dieses großmüthige Anerbieten geschehen müssen, welches er jedoch, wie leicht zu errathen, keineswegs annahm. Vielmehr wendete sich Holtei sogleich in einem ostensiblen Briefe an Jarcke und legte auf diese Weise dem Fürsten unter Aufzählung sämmtlicher Gründe und Auseinandersetzung aller Gerüchte die dringende Bitte vor, sein Lied zurückzustellen und durch einen eingebornen Schriftsteller rasch ein anderes fertigen zu lassen; ja er flehte darum als um eine ihm zu erweisende Gnade.

Hier jedoch handelte sich's schon längst nicht mehr um Holtei oder eine ihm zuzuwendende Gunst; hier handelte sich's um Durchführung eines eigenen Willens, um den Sieg, den ein Allgewaltiger über entgegengesetzte Ansichten, ja über die öffentliche Meinung davontragen wollte, nicht weil er der öffentlichen Meinung Unrecht gab, sondern lediglich weil es ihm nicht geziemend schien, seinen Irrthum einzubekennen. Holtei's Hymne mußte unter jeder Bedingung gesungen werden, nachdem einmal ausgesprochen worden, daß sie angenommen und gewählt sei. Ob der Dichter als Opfer dieser Consequenz fiel — wen kümmerte das? Seine Sonne war bereits untergegangen. Mochte Jarcke, deutlich erkennend, wie unschuldig sein Schützling an diesem Ausgange sei, späterhin auch manche Gelegenheit benützen, der Holtei eröffneten Aussichten zu gedenken, seine guten Worte fanden keine gute Stätte mehr. Holtei wurde als der Urheber aller aus der Volkslied-Angelegenheit entspringenden Unannehmlichkeiten und Reibungen betrachtet, als solcher bei Seite geschoben, und ihm blieb außer einer Unzahl erbitterter Gegner auch noch die drückende Ueberzeugung, von einem großen Theile des Publikums wie ein feiler, kriechender Heuchler betrachtet zu werden, der für Geld oder für Gunstbezeugungen von Oben bereit sei, Alles zu thun.

An eine Rechtfertigung durch die Presse auch nur zu denken, wäre damals in Wien Wahnsinn gewesen. Holtei mußte Alles über sich ergehen, mußte sich nachsagen lassen, daß er sich listig eingeschlichen, die vaterländischen Dichter verdrängt, mancherlei nichtswürdige Versprechungen und Zugeständnisse gemacht, tausend Dukaten empfangen, sich überhaupt verkauft hätte, während er in Wahrheit Nichts davontrug als den unverdienten Groll des Fürsten und die Gewißheit, daß jede Aussicht verschwunden sei, in den Sälen des Staatskanzlers den gehofften Ruf als dramatischer Vorleser zu erwerben, eine Aussicht, die sich erst sechs Jahre später — im März 1841 — verwirklichen sollte, wo ihm die Fürstin den Weg ebnete, vor das große Publikum zu treten.

Noch am Morgen des 20. April — an welchem Tage die Theater das Namensfest des gütigen Kaisers Ferdinand feierten — wußte Niemand, welche, ja man wußte überhaupt nicht, ob eine Hymne gesungen werden würde. Die obersten Behörden schienen unter sich uneinig zu sein. Als endlich gegen Mittag das verhängnißvolle Packet, welches die im Publikum zu vertheilenden gedruckten Exemplare enthielt, aus der Polizei-Direktion in die Kanzlei des Josefstädter Theaters gebracht wurde, bat Holtei Gott im Stillen, er möge die Herzen gelenkt und dem Liede eines anderen Verfassers die Ehre des Vortrages zugewendet haben. Doch ein Blick auf die erste Strophe war hinreichend, ihn seine Verse erkennen zu lassen.

Abends deutete schon die mehr als gewöhnliche Unruhe im vollen Hause vor Beginn des Gesanges auf eine ungünstige Stimmung. Der Vorhang hob sich.

Die Schauspieler standen, wie gebräuchlich, vor der Büste des Kaisers — und der Gesang begann. Nach der ersten Strophe wurde der sonst übliche Beifall durch lautes Zischen unterbrochen. Nach der zweiten siegten beinahe die Zischer. Nach der dritten war es umgekehrt. Während und nach der vierten aber trug der Applaus den Sieg davon, und sie mußte wiederholt werden. In den übrigen Theatern ging es ungefähr ebenso. Der vielbesprochene Zankapfel lautete:

„Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern Kaiser Ferdinand!
Reich' o Herr, dem guten Kaiser
Deine starke Vaterhand!
Wie ein zweiter Vater schalte
Er an Deiner Statt im Land.
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Laß in Seinem Rathe weilen
Weisheit und Gerechtigkeit!
Laß ihn Seine Sorgen theilen
Zwischen Zeit und Ewigkeit;
Daß er hier Sein Reich verwalte
Nur als Deines Reiches Pfand!
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Gib Ihm Frieden! Gib Ihm Ehre,
Wenn die Ehre ruft zum Krieg!
Sei mit Ihm und Seinem Heere,
Unsern Fahnen schenke Sieg.
Wo sie wallen, da entfalte
Segen sich für jeden Stand!
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Alles wechselt im Getriebe
Vielbewegter Erdenwelt;
Doch erprobter Treu und Liebe
Ward die Dauer beigesellt.
Uns're Treue bleibt die alte,
Unauflöslich ist ihr Band;
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!"

Da nun aber, wie gesagt, die Aufnahme des obigen Textes den gehegten Erwartungen nicht vollständig entsprach, erhielt der Dichter Josef Christian Freiherr von Zedlitz den Auftrag, der Haydn'schen Melodie (bereits Seite 67 u. ff. erörtert) einen anderen Text unterzulegen. Die vier achtzeiligen Strophen, aus denen er, gleich den früheren, besteht, lauten:

„Segen Oest'reichs hohem Sohne,
Unserm Kaiser Ferdinand!
Gott von Deinem Wolkenthrone,
Blick erhörend auf dies Land.
Laß ihn auf des Lebens Höhen,
Hingestellt von Deiner Hand,
Glücklich und beglückend stehen,
Schütze unsern Ferdinand!

Alle Deine Gaben spende
Gnädig Ihm und Seinem Haus;
Alle Deine Engel sende,
Herr, auf Seinen Wegen aus!
Gib, daß Recht und Licht und Wahrheit,
Wie sie Ihm im Herzen glüh'n,
Lang in reiner, ew'ger Klarheit
Noch zu uns'rem Heile blüh'n!

Palmen laß Sein Haupt umkränzen,
Scheuche Krieg und Zwietracht fort,
Laß' Ihn hoch und herrlich glänzen,
Als des Friedens Schirm und Hort!
Laß Ihn, wenn Gewitter grauen,
Wie ein Sternbild hingestellt,
Tröstend Licht hernieder thauen,
In die sturmbewegte Welt!

Holde Ruh' und Eintracht walte,
Wo Er sanft das Scepter schwingt,
Seines Volkes Liebe halte
Freudig Seinen Thron umringt!
Unauflöslich festgeschlungen
Bleibe ewig dieses Band:
Rufet „Heil" mit tausend Zungen,
Heil dem milden Ferdinand!"

Dieses Kaiserlied wurde nun durch ein volles Jahrzehnt bei allen patriotischen Veranlassungen gesungen und in die verschiedenen Landessprachen übertragen. (Eine Zusammenstellung dieser Uebersetzungen: Ungarisch, Böhmisch, Polnisch, Illyrisch, Kroatisch, Krainerisch, Italienisch, Ruthenisch, Wallachisch, Neugriechisch, Armenisch, Hebräisch, Deutschhebräisch enthält der bekannte Wiener Kalender „Austria", Jahrgang 1847.) Nicht ohne manchen unwillkürlichen Rückfall in den gewohnten Anfang „Gott erhalte", der nun einmal dem Alt-Oesterreicher nicht mehr aus dem Ohre wollte, klang es zum Preise des gütigen Monarchen selbst noch in den verhängnißvollen Tagen des Jahres 1848, und es zog sich mit dem schwergeprüften Regenten, dem es galt, in die Berge Tirols und in die Mauern von Olmütz zurück, um im unerwartetsten Umschwung der Ereignisse seine nationale und dynastische Thätigkeit zu bewahren.

Seit der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. wurden von mehreren Schriftstellern Versuche gemacht, zur Haydn'schen Melodie einen neuen, auf die nunmehr bestehenden Verhältnisse passenden Text zu liefern. Die Folge davon war, daß die Singenden wegen völliger Unsicherheit über die Wortunterlage, die irgendwo angenommen war, zuletzt, beim wärmsten Drange, in den Text miteinzustimmen, mit ihrer Umgebung sich im Ausdrucke uneins fühlten und der instrumentalen Begleitung allein den Platz räumten, ein Uebelstand, der dem erhebenden Schwunge, welchen ein Volkslied eben durch den gleichzeitigen Erguß Tausender von Stimmen in Klang und Wort erhält, bedauerlichen Abbruch that. Das Bedürfniß nach Gleichförmigkeit des Ausdruckes, somit nach einer Hymne, die, weil dem allgemeinen Gefühle das rechte Wort leihend, auch zur allgemeinen Geltung gelangen, somit wahres Volkslied werden könnte, stellte sich immer dringender heraus.

Um daher den sich häufig wiederholenden willkürlichen Textunterstellungen zur Musik der „Volkshymne" ein- für allemal vorzubeugen, sprach gegen Ende des Jahres 1853 Minister Bach die Absicht aus, vom Kaiser die Bezeichnung eines Gedichtes als authentischen Textes zu jener Musik zu erbitten, und stellte demgemäß an mehrere vaterländische Dichter das Ersuchen, ihr Talent der Schöpfung einiger Strophen widmen zu wollen, welche jener patriotischen Widmung entsprechen und daher dem Monarchen zu dem besagten Behufe vorgelegt werden könnten. Ohne näher auf die Momente einzugehen, welche in einer Arbeit solcher Tendenz als maßgebend erscheinen, wurde nur bemerkt, daß die Beibehaltung der Haydn'schen Composition wegen ihrer mit den Herzen der Nation verwachsenen Popularität vorausgesetzt werde, hingegen der individuelle Name des Monarchen nicht nothwendig erscheine.

Durch Wegfall dieser Bedingung, dessen schon vor neunzehn Jahren gedacht worden war, that sich den Bewerbern mit einemmale die Aussicht auf, ein Lied zu schaffen, das, den Standpunkt des Besonderen verlassend, die Ideen in ihrer Allgemeinheit auffassen und nur den singbaren Ausdruck dessen enthalten konnte,

PL. PICTURES OF THE PRESIDENTIAL CANDIDATES.

Presidents of the United States, 1861-1865

was Oesterreich, eingedenk seiner Grundlagen: der Religion, des monarchischen Prinzips und der staatlichen Einheit, engvereint mit der Dynastie, durch die es groß geworden und mit der es in seinen Schicksalen aufs Innigste verknüpft ist, jetzt wie immer und immer wie jetzt seinem Kaiser, als der leitenden Seele des mächtigen Staatskörpers, gegenüber zu wünschen, zu geloben und in guten und bösen Tagen zu halten hat, um groß, mächtig und glücklich zu sein und zu bleiben. Es verursacht eben in einer Erb-Monarchie der Regentenwechsel keine Lücke, deßhalb ist auch in Oesterreich der Uebergang von einer Thronerledigung zur nächsten Thronbesteigung durch keinen Zwischenraum bezeichnet. Diese Ununterbrochenheit soll auch das österreichische Volkslied vertreten; wie es dem abtretenden Monarchen bis zum letzten Augenblicke seiner Regierung geklungen, so töne es dem antretenden zum Willkomm entgegen. Der individuelle Standpunkt kommt nur insofern in Betracht, als eine derartige Volkshymne gewissermaßen zum Maßstabe für den Regenten wie für das Volk wird. Je wahrer Beide ursprünglich das sind, oder im Verlaufe der Zeit das werden, was in dem Liede von Beiden ausgesprochen ist, mit desto persönlicherer Beziehung auf den gewaltigen Regenten wird das Volk die Hymne singen, desto lieber und befriedigter wird es der Monarch von seinem Volke singen hören, und das Allgemeine wird es von selbst zum Besonderen sich herausbilden. Von diesem Gesichtspunkte aus sollte nun die neue Volkshymne verfaßt werden.

Die Wahl aus den Gedichten, welche zu diesem Zwecke theils von den wenigen aufgeforderten Dichtern einliefen, theils von den anderen aus freiem Antriebe vorgelegt wurden, konnte, wie natürlich, nur von Demjenigen ausgehen, der von oben herab das Ganze übersieht und weiß, welche Saiten anzuschlagen, welche Sympathen zu befriedigen, welche Rücksichten zu betrachten waren, um dem Volk ein Lied zu geben, das es so willig annähme, als es ihm herzlich geboten wird. Und so geschah es denn, daß Kaiser Franz Josef mit Handbillet vom 27. März 1854 aus mehreren ihm vorgelegten sehr schätzbaren Dichtungen, das nachstehende, von dem vaterländischen Dichter Johann Gabriel Seidl verfaßte als das dem Zwecke entsprechendste wählte und als Text für die Volkshymne authentisch feststellte. Dasselbe lautet (noch heute giltig):

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze,
Führ' Er uns mit weiser Hand!
Laßt uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Oesterreichs Geschick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns steh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!
Eingedenk der Lorbeerreiser,
Die das Heer so oft sich wand, —
Gut und Blut für unsern Kaiser,
Gut und Blut fürs Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geistes heit'ren Waffen
Siege Kunst und Wissenschaft!
Segen sei dem Land beschieden,
Und sein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne strahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oesterreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht:

Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Laßt uns, Eins durch Brüderbande,
Gleichem Ziel entgegengeh'n,
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Oesterreich wird ewig steh'n!

Zugleich verlieh der Kaiser dem Dichter aus Anlaß dieser von ihm verfaßten Volkshymne und in Anerkennung seiner Verdienste als Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes und Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaft das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens.

Der eigentlichen Volkshymne wurde als Zusatz eine fünfte Strophe beigegeben, die zunächst auf die Vermälung des Kaisers mit der Prinzessin Elisabeth Bezug hat und zu dieser feierlichen Gelegenheit die erwünschten Worte lieh, die aber auch weiterhin bis heute ihre Anwendung fanden, und welche Strophe lautet:

An des Kaisers Seite waltet,
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unsre holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil Franz Josef, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

Am 21. April war auch in Lombardo-Venetien der Belagerungszustand aufgehoben worden und damit die ganze Monarchie von dieser trüben Erinnerung befreit.

In immer ausgedehnterem Maße wurden die Rüstungen betrieben, um der am 9. Juni an Rußland gestellten peremptorischen Aufforderung, die Donaufürstenthümer zu räumen, Nachdruck zu geben. Eine Zusammenkunft Franz Josef's mit Friedrich Wilhelm IV. in Teschen hatte den Beitritt Preußens zu dieser Sommation zur Folge, der sich am 20. Juli auch der Deutsche Bund anschloß. Am 1. August überschritt das österreichische Occupationskorps die Grenze, um unter dem einstigen Gouverneur des Kaisers, Feldzeugmeister Johann Graf Coronini (geb. 1794, gest. 1880), die Moldau und Walachei zu besetzen — ein Schritt, der für Rußland von der höchsten Bedeutung war, da seine Armee Gefahr lief, abgeschnitten zu werden, der aber auch den mittlerweile an die Seite der Türkei getretenen Westmächten (England und Frankreich) unbequem war, da sie genöthigt wurden, den bequemsten Kriegsschauplatz aufzugeben und Rußland in der Krim anzugreifen.

Der seit Jahren stetig steigende Militäraufwand war die Hauptursache, daß die Finanzen fortwährend der wundeste Punkt der österreichischen Staatsverwaltung blieben. Das Silberagio betrug fortwährend dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Percent und eine schwebende Schuld bei der Nationalbank, die oft auf zweihundertfünfzig Millionen anschwoll, drückte diesem Institut den Charakter eines bloßen Bankcomptoirs des Staates auf, wodurch es an Erfüllung seiner eigentlichen wirthschaftlichen Aufgabe gehindert wurde.

Das am 4. März 1854 abgeschlossene Lotterie-Anlehen von fünfzig Millionen hatte einen glänzenden Erfolg, verschwand aber vor den Kosten der Rüstungen im Nu. Da erschien am 26. Juni 1854 das Patent, welches die Aufnahme eines mit fünf Percent Silber verzinslichen Anlehens im Betrage von fünfhundert Millionen zum Course von fünfundneunzig ankündigte, für welches mittelst öffentlicher Subscription an den Patriotismus appellirt wurde. Um die Theilnahme zu erleichtern, wurde die Einzahlung auf fünf Jahre vertheilt.

Der äußere Erfolg war zufriedenstellend, denn es wurden von dem sogenannten „National-Anlehen" fünfhundertsieben Millionen gezeichnet, wobei freilich nicht zu verschweigen ist, daß mit Hochdruck gearbeitet, alle Kategorien der Staatsdiener zur Theilnahme gezwungen und die Höhe des gezeichneten Betrages

ziemlich unverblümt als Gradmesser des praktischen Patriotismus aufgestellt wurde. Von den gezeichneten Beträgen fielen über hundertzweiundfünfzig Millionen auf die reindeutschen Provinzen, hundertdreiundzwanzigeinhalb auf Ungarn und Nebenländer, hundertundsiebeneinhalb auf Böhmen und Mähren, zweiundsechzigeinhalb auf Lombardo-Venetien, achtundzwanzig auf Krain und Küstenland, dreiundzwanzig auf Galizien und Bukowina, fünfzehneinhalb Millionen übernahmen Clerus und geistliche Fondsgüter, acht Millionen zeichnete die Armee und Militärgrenze. Die Bezeichnung „freiwillig" war wohl nicht ganz gerechtfertigt, denn es kam vor, daß förmlich höhere Beträge vorgeschrieben wurden; so zum Beispiel wies Baron Augus, Chef der Statthalterei-Abtheilung Ofen, das Angebot der Judengemeinde Pest kurzweg als zu nieder zurück, mit der kategorischen Weisung, es entsprechend zu erhöhen.

Als Verwendung dieser riesigen Summen wurde die Herabminderung der auf zweihundertachtundsechzig Millionen gestiegenen Schuld der Bank bis auf achtzig und die „Deckung jener außerordentlichen Staatsbedürfnisse, welche die in der neuesten Zeit in den südlichen Gegenden des Reiches eingetretene bedrohliche Gestaltung der politischen Verhältnisse hervorgerufen", angegeben, mit anderen Worten bezahlte Oesterreich die Politik des Grafen Buol mit mehr als vier Fünftel des National-Anlehens. Die spätere Ueberschreitung des ursprünglich stipulirten Betrages von fünfhundert Millionen um nicht weniger als einhundertelf gehört zu den penibelsten Partien der österreichischen Finanzgeschichte und wirft ein grelles Licht auf die Finanzverwaltung der absolutistischen Aera.

Und trotz dieser Maßregel, die einen jährlichen Zufluß von fast hundert Millionen garantirte, fehlte es schon gegen Ende des Jahres wieder an Mitteln. Freilich betrug das ordnungsmäßig präliminirte Heereserforderniß für 1855 hundertvierzehn Millionen, wobei die Kosten der Occupation in den Donaufürstenthümern nicht veranschlagt waren, und ohne Berücksichtigung derselben stand man einem Deficit von hundertneununddreißig Millionen gegenüber. In dieser Lage griff Minister Baumgartner zum Verkauf des einen großen Bahn-Complexes, der von Bodenbach bis Bazias, also von der Elbe bis an die untere Donau reichte, und wozu eine Anzahl von Staatsgütern, Bergwerken und Eisenhütten einbezogen wurden. Um zweihundert Millionen Francs ging diese hundertvierundsiebzig Meilen betragende Bahnlinie in die Hände einer französischen Gesellschaft über, für welche Kaufsumme der Staat ein Reinerträgniß von fünfeinhalb Percent garantiren mußte.

Nichts ist geeigneter, über den Werth einer guten und gesunden Politik aufzuklären, als der Kostenpunkt. Ganz abgesehen davon, daß auch diese Summen verloren gingen, ohne dem Staat und dessen cultureller Entwicklung zu nützen, machten sich bald die Inconvenienzen geltend, welche es mit sich bringt, wenn die wichtigsten Verkehrs-Interessen in den Händen fremder Kapitalkräfte liegen, und heute, wo man darnach strebt, den Staat zum Herrn des in jeder Beziehung einflußreichen Bahnwesens zu machen, fühlt man es schmerzlich, daß die bedeutendste Linie, welche die ganze Monarchie durchzieht, selbstständig ist und bis auf unabsehbare Zeit wohl auch bleiben wird.

Im gleichen Jahre fand am 17. Juni die Eröffnung der Fahrten durch den berühmten großen Tunnel der Semmeringbahn statt, womit dieses Riesenwerk vollendet erschien und die damals in Staatsbesitz befindliche Südbahn den ununterbrochenen Schienenweg von Wien bis Mailand erhielt. In der Seehöhe von zweitausendsiebenhundertvierzehn Fuß führt der siebenhundertdreiundsechzig Klafter lange Tunnel durch den Hauptstock des Gebirges, nachdem der Schienenweg sich an schwindelnden Abstürzen und über gähnende Abgründe hingeschwungen hat. Die Semmeringbahn war der erste derartig kühne Bau in Europa und stellt ihren genialen Erbauer Karl Ritter von Ghega in die erste Reihe der Eisenbahntechniker (Bild Seite 589).

Noch mit vier Gefährten, die gleichen Sinnes waren, wie sie, hatte sich Wirth in Neustadt verbunden, um in Rheinbayern die Fahne der Revolution zu Handen gewinnen und mit derselben weiter ziehen zu können. Sie hatten sich Nachts 1 Uhr in Wirth's Wohnung versammelt, um sich zu berathen, wie sie ihr Vorhaben ausführen könnten.

Am 19. Mai Morgens 10½ Uhr kam Rauschenplatt mit der Nachricht von Landau, daß Wirth und Siebenpfeiffer verhaftet seien, und daß Ersterer nach Landau in das Gefängniß gebracht worden sei.

Johann Georg August Wirth. (1798—1848.)

Augenblicklich war auch in Neustadt Alles in Aufregung. Gerüchte, die Verhaftung Wirth's betreffend, liefen durch die Straßen, und Jeder wollte genau wissen, wie es sich mit der Sache verhalte. Wirth's Freunde, die sich in seiner Wohnung befanden, waren nicht weniger erstaunt, als die Andern, und Wirth selbst, der sich in Landau in Haft befand, wußte nichts davon. Er hatte sich, wie wir bereits wissen, Nachts 1 Uhr mit seinen Freunden berathen, und Morgens 10½ Uhr war er schon in Landau in Haft. Wie war das möglich? Wirth hatte sich, wie wir

retrograde Stimmung des Augenblicks ihre Opfer erheischt an Ueberzeugungstreue, an Muth und Willenskraft."

Zugleich ward das Handelsministerium wieder errichtet, zu dessen Leitung der Statthalter von Venedig, Georg Otto Ritter von Toggenburg (geb. 1809) berufen wurde, der, obwohl sonst strammer Bureaukrat reinsten Wassers, doch in wirthschaftlichen Dingen modernen Anschauungen huldigte und sofort den noch in veralteten Formen steckenden gewerblichen Zuständen sein Augenmerk zuwendete.

Im Beginne des Jahres 1851 erschien ein neues Militär-Strafgesetz, in dem zwar in Folge persönlicher Anregung des Monarchen die anwidernde Strafe der Spießruthen abgeschafft war — an welcher Abstellung, wie der Volksmund wissen will, seine erhabene Gemalin ebenfalls Antheil genommen haben soll — das aber doch im Großen und Ganzen, namentlich insoweit es in bestimmten Fällen auch auf Civilpersonen Anwendung fand, dem ausschließlich militärischen Geist, der herrschend war, mehr als nöthig Rechnung trug.

Am 5. März 1855 wurde das Kaiserpaar durch die Geburt einer Prinzessin, Sofie, beglückt, an welchem Familien-Ereigniß die ganze Bevölkerung ebenso freudigen Antheil nahm, wie an der ein Jahr darauf (12. Juli 1856) erfolgenden Geburt eines zweiten Töchterchens, Gisela.

Nachdem im Herbst des Vorjahres England und Frankreich den Kampf gegen Rußland aufgenommen hatten, tagte vom 15. März bis 4. Juni 1855 wieder eine Conferenz in Wien, welche jedoch resultatlos verlief. Die Politik Oesterreichs erlahmte sofort nach dem ersten Anlauf wieder, und es stellte sich immer deutlicher heraus, daß Graf Buol besonders klug zu sein glaubte, wenn er durch eine sogenannte „Politik der freien Hand" es mit Niemandem ganz verdarb — wie der Erfolg auch in diesem Falle zeigte, der sicherste Weg, es mit Allen zu verderben.

Als Rußland sondirte, ob Oesterreich die von den Westmächten geforderte Neutralisirung des schwarzen Meeres unterstützen werde, entgegnete Graf Buol lakonisch: „Ja — aber nur moralisch!" — und er mußte doch als praktischer Staatsmann wissen, daß in einer Angelegenheit, zu deren Entscheidung schon die Waffen gekreuzt sind, eine solche moralische Unterstützung gar keinen Werth hat und weder gefürchtet noch gewünscht wird.

Wie deutliches Mißbehagen, ja wie eine verschleierte Drohung klang es, als Napoleon III. am 2. Juli 1855 bei der Thronrede an den gesetzgebenden Körper sagte: „Frankreich und England hegen noch immer die Erwartung, daß Oesterreich seiner Verpflichtung nachkommen werde, aus dem bestehenden defensiven einen offensiven Allianzvertrag zu machen." Da man sich hiezu nicht entschloß, gleichwohl aber die Occupationstruppen auf dem Kriegsfuß erhielt, machte sich eine Gereiztheit der Westmächte gegen Oesterreich bemerkbar, das man im Verdacht hatte, selbstsüchtige Nebenpläne zu verfolgen. Ohne sich Rußland zum Freund zu machen, ließ sich Graf Buol durch Piemont von der Seite der Westmächte verdrängen, welche sich der scharfblickende und energische Graf Cavour durch die sehr willkommene Waffenhilfe in der Krim zur Dankbarkeit verpflichtete und auf diese Weise dem kleinen norditalienischen Königreich den Eintritt in das Concert der europäischen Großmächte erzwang.

Die allgemeinen politischen Verhältnisse und namentlich die finanziellen Zustände hielten stets die Hoffnung aufrecht, daß man nachgerade wieder in verfassungsmäßige Bahnen einlenken werde. Eine Bestätigung schienen diese Erwartungen zu finden, als im Juli 1858 die Delegationen im lombardisch-venetianischen Königreich in das Leben gerufen wurden. Da dies aber ganz auf Grundlage des ursprünglich von Kaiser Franz erlassenen Statutes, das schon früher gebührend gewürdigt wurde, geschah, entpuppte sich dieses Zugeständniß bald als nicht mehr, denn ein nicht sehr gelungener Versuch, die in den italienischen Provinzen wieder steigende Mißstimmung zu dämpfen.

Schon seit 1852 waren mit dem päpstlichen Stuhl Unterhandlungen angeknüpft, die zu einer Regelung der confessionellen Verhältnisse führen sollten. Viel

später (1869) heißt es in einer österreichischen Depesche: „Es ist positiv, daß selbst in jener Zeit, in welcher Monsignor Rauscher, der damals nur Bischof von Seckau war, mit einer Mission betraut wurde, die zur Anbahnung des Concordats führte, die kaiserliche Regierung noch nicht daran dachte, eine Transaction von solcher Bedeutung abzuschließen."

Erst nach und nach also kam jener berühmte und berüchtigte Staatsvertrag zu Stande, der am 18. August 1855 unterzeichnet und als „Concordat" dem Staatsleben Oesterreichs für ein Dezennium mindestens die Signatur aufdrückte. Der als Muster objectiver Geschichtsdarstellung schon wiederholt citirte Krones sagt über diese Phase: „Es war gewissermaßen die Reactivirung des josefinischen Staatsgedankens, aber unter den ungünstigsten Verhältnissen, im Bunde mit der vielbegehrenden katholischen Kirche, welche, von dem zur Herrschaft neuerstandenen Jesuiten-Orden geleitet, in dem verhängnißvollen Concordate vom 18. August 1855 ihren Sieg über den Josefinismus Oesterreichs errang und den Geist seines durchgreifend neugestalteten Studienwesens auf Kosten seines verdienten Rufes und Gedeihens zu bevormunden suchte."

Daß diese Auffassung richtig ist, bewiesen am klarsten die Stimmen jener beflissenen Lobredner, die das Concordat vorbereiteten und mit Hymnen empfingen. „Das Concordat ist die österreichische Constitution und mehr werth als eine solche", schrieb einer dieser Schwärmer, der übrigens wahrscheinlich sechs Jahre früher und ebenso viel später wieder für eine Verfassung sich begeisterte. „Der Kaiser hat durch Abschluß des Concordats nicht blos kirchliche, sondern, obwohl etwas verborgen und nicht augenfällig, auch staatliche Garantien gegeben, die kräftiger wirken dürften als die ersten und zweiten Kammern der verschiedenen Staaten Deutschlands." Und mit jener Abart widerlicher Loyalität, die auch Verdrehungen nicht scheut, verkündete ein anderer Officiosus: „Das habsburgische Haus ist nicht blos das einzige, das stets mit der Kirche ging; es ist auch zugleich das einzige, das heute noch von allen alten aufrecht steht", und daraus wurde für den Staat die Verpflichtung abgeleitet, „gewisse Rechte auf dem Altar niederzulegen und der Kirche ihre unverjährbaren Rechte wiederzugeben", die Regierungen früherer Monarchen, welche dem Staat sein Gebiet wahrten, wurden unverschämt als „Verirrungen" bezeichnet.

Eine solche „Verirrung" war es wohl, als Kaiser Franz in Innsbruck einem geistlichen Professor, der versicherte, obwohl Priester, doch die Rechte des Staates zu achten, barsch und schneidig erwiderte: „Dafür werd' ich schon selber sorgen — aber ich will auch keinem Priester das Gewissen beschweren, darum nehm' ich fürs Kirchenrecht immer einen Weltlichen, damit es nit so viel zu deuteln und herumzubeißen gibt."

Daß übrigens auch das Concordat nicht ganz ohne politischen Nebengedanken abgeschlossen war und in gewisser Beziehung zu den großdeutschen Hegemoniegelüsten stand, verrieth sich bald. So begrüßte ein übereifriger officiöser Paukenschläger die bald auch mit Baden, Hessen und anderen deutschen Staaten abgeschlossenen Concordate mit den plumpen Worten: „Im Concordat sprach der Kaiser, und wenn der Kaiser spricht, werden früher oder später die Markgrafen wohl- oder übelwollend folgen; der Kaiser hat die Bahn vorgezeichnet, in welche früher oder später die kleinen, mittleren und ein gewisser großer einlenken müssen." Die an und für sich viel zahmeren Concordate mit den deutschen Staaten wurden sehr bald beseitigt, und die nächste Zukunft konnte darüber belehren, daß gerade das österreichische redlich das Seinige beigetragen hatte, uns deutsche Sympathien zu entfremden.

Den hauptsächlichsten Antheil an dem Zustandekommen des Concordats hatte Josef Othmar Ritter von Rauscher (geb. 1797, gest. 1879, Bild Seite 829), der Lehrer des Kaisers Franz Josef, Director der orientalischen Akademie, zuerst Bischof von Seckau und nach Milde's Tod Erzbischof von Wien. Gerade daß man dem Concordat auch einen politischen Zweck unterlegte, erklärt Rauscher's Bemühen,

denn er war, obwohl eifriger Kirchenfürst, doch in erster Linie Staatsmann und aus dem Holz, aus welchem die Richelieus und Mazarins geschnitzt waren. So energisch er unter Umständen für den kirchlichen Standpunkt eintrat, so machte er trotzdem immer sein *österreichisches Staatsbewußtsein* daneben geltend, und er warf wohl auch den Herren in Rom ganz derb vor, „sie seien in ihren Ansprüchen zu weitgehend und abstract und kennten die nordischen Verhältnisse nicht". Selbst von einer umfassenden Gelehrsamkeit, bewies *Rauscher* zu allen Zeiten Achtung vor dem Wissen und wußte die modernen Ideen zu würdigen und — natürlich von seinem Standpunkt aus — geistig zu verarbeiten. Daher hütete er sich ebenso vor dem Polterton mancher seiner Amtsbrüder, wie vor ähnlichen Geschmacklosigkeiten, wie sie beispielsweise ein als besonders streitbar bekannter Kirchenfürst beging, wenn er einem wissenschaftlich thätigen Priester salbungsvoll zu bedenken gab: „Wie Schade um so viel Mühe, wie oft hätten Sie in der Zeit, die Sie auf diese Studien verwenden, das Brevier beten können."

Bei der tiefeinschneidenden Bedeutung, welche das Concordat äußerte, und da es für die neueste Geschichte Oesterreichs fast der am meisten genannte und doch im großen Publikum wenig bekannte Staatsact ist, wird es nicht unnütz sein, in Kürze die wichtigsten Bestimmungen zu berühren und deren Folgen für das öffentliche Leben zu beleuchten.

Nachdem in allgemeinen Sätzen der katholischen Kirche der ganz besondere Schutz des Staates und die Freiheit, die eigenen Angelegenheiten im Sinne ihrer Satzungen selbstständig zu regeln, zugesichert wurde, greift gleich Artikel V auf das hochwichtige Gebiet des Schulwesens über. Dieser lautet: „Die *Gesammtheit* des Unterrichtes für die katholische Jugend in den öffentlichen wie in den Privatschulen wird der Doctrin der katholischen Kirche angemessen sein, aber die Bischöfe in ihrer Eigenschaft als Hirten werden die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und Privatschulen leiten und darüber wachen, daß in *keinem* Gegenstand des Unterrichts etwas vorkommt, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft."

Der Anspruch der Kirche, den religiösen Unterricht zu leiten, ist ein ganz unanzweifelbarer, aber der Gebrauch, der vielfach von dem Artikel V gemacht wurde, bewies sofort, daß derselbe weit über das Ziel schoß. Der Krieg gegen die sogenannten „Realien" (Naturwissenschaften, Geographie u. s. w.) begann, in den Gymnasien sollten drei Fünftel der Unterrichtsstunden auf das Studium der lateinischen Sprache (nach den Kirchenvätern und zugestutzten Classikern) verwendet werden, und eine bischöfliche Currende bezeichnete die Geschichte „als eine der giftigsten Pfützen des Liberalismus, welche junge Leute zu wüthenden Revolutionsmännern heranbildet und antichristlich macht". Auf dem Umweg durch das Concordat liefen die Vorzüge der Thun'schen Gymnasial-Reform Gefahr, wieder ganz zu verschwinden.

Der nächste Artikel bestimmt, daß alle Personen, welche an öffentlichen oder privaten Lehranstalten Religionslehre, Katechetik oder Theologie vortragen, der Autorisation des Bischofs bedürfen, welche er widerrufen kann, „wenn er es für angemessen erachtet". Da nun, zumal in den Landschulen, meist auch die weltlichen Lehrer mit der Katechetik mindestens aushilfsweise betraut sind, lag nicht blos die Ernennung der Lehrer thatsächlich in der Hand der Bischöfe, sondern sie konnten auch Mißliebige entfernen.

Artikel XVII gibt den Bischöfen die Leitung des Seminar-Unterrichtes vollkommen anheim. Sogar ein sonst warmer Vertheidiger des Concordates bemerkt hiezu: „Mit dieser Bestimmung kann man sich nicht unbedingt einverstanden erklären, da sie keine Gewähr für die höhere zeitgemäße Bildung des katholischen Clerus bietet." Thatsächlich decretirten auch die meisten Bischöfe, daß die Zulassung zu den theologischen Studien nicht wie bei anderen Fakultäten von der bestandenen Maturitätsprüfung abhängig sein solle, wozu ein katholischer Priester treffend bemerkt: „Diese Entscheidung ist dem Ansehen des geistlichen Standes in der öffentlichen Meinung außerordentlich nachtheilig, denn diese erblickt nun in allen

Gesellschaft im Rauchzimmer. Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl.

Digitized by Google

Candidaten des Priesterstandes Arme am Geiste, die aus Untüchtigkeit für andere Studien sich der Theologie zuwenden mußten."

Durch Vorbehalte und Bedingungen wurden die geistlichen Personen der bürgerlichen Gerichtsbarkeit fast ganz entzogen und so wieder ein dem staatlichen Ansehen so äußerst abträgliches Sonderrecht statuirt. Bischöfe unterstanden für alle Fälle nur der geistlichen Gerichtsbarkeit, und nur in einem als tiefstes Geheimniß behandelten Zusatz zum Concordat wurde in schweren Fällen die Verhaftung eines Bischofs gestattet — ein Zugeständniß, das sich die Regierung aus politischen Gründen mit Rücksicht auf gewisse Vorgänge in der ungarischen Revolution bedungen haben mochte.

Eine der odiosesten Bestimmungen, die tief in das bürgerliche Leben eingriff, enthielt Artikel X, welcher lautete: „Da alle kirchlichen Rechtsfälle und insbesondere jene, welche den Glauben, die Sacramente, die geistlichen Verrichtungen und die mit dem geistlichen Amte verbundenen Pflichten und Rechte betreffen, einzig und allein vor das kirchliche Gericht gehören, so wird über dieselben der kirchliche Richter erkennen, und es hat dieser somit auch über die Ehesachen nach Vorschrift der heiligen Kirchengesetze, und namentlich der Verordnungen des Trienter Concils zu erkennen und nur die bürgerlichen Wirkungen der Ehe vor den weltlichen Richter zu verweisen."

Es würde zu weit führen, zu betonen, welche Folgen nach allen Richtungen die damit für eine der wichtigsten socialen Institutionen eingeführte doppelte Gerichtsbarkeit hatte, zudem ja durch spätere Gesetze die geistlichen Ehegerichte wieder aufgehoben wurden. Nackt und klar erklärte eine Stimme aus interessirten Kreisen: „Die Regierung hat mit diesem Artikel nichts weniger erklärt, als daß sie schlechthin kein Recht habe, über das Wesen und den Rechtsbestand der Ehe ihrer katholischen Unterthanen Gesetze zu geben und Recht zu sprechen."

Und diesem Standpunkte trug auch das bald darauf erlassene Ehegesetz vollauf Rechnung, das übrigens durch seine Bestimmungen über die Mischehen auch über die Grenzen der katholischen Kirche hinausgriff. Um Geist und Tendenz dieses Gesetzes zu charakterisiren, genügt Paragraph siebenundsechzig, welcher den Bischöfen das Recht einräumt, jede Ehe zu hindern, „wenn zu besorgen ist, daß sie zu großen Zwistigkeiten, Aergerniß und anderem Unheil Anlaß gebe". Damit war neben dem bürgerlichen faktisch ein geistlicher Eheconsens statuirt, und es den geistlichen Behörden ermöglicht, jede ihnen aus was immer für Gründen mißliebige Ehe zu verbieten.

Artikel IX räumt den Bischöfen die unter Josef II. beseitigte geistliche Censur wieder ein. Freilich hieß es vorsichtig: „Die Bischöfe werden ihre Macht mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, die der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von der Lesung derselben abzuhalten; doch auch die Regierung wird durch jedes zweckentsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserstaate verbreitet werden." In der Praxis aber bewies sich bald, welche Folgerungen man aus dieser Bestimmung zog. Ein Rundschreiben des Erzbischofs von Mailand forderte alle Buchhändler auf, „bei der Pflicht, die ihnen als Söhne der Kirche obliegt, Unserer kirchlichen Revision präventiv alle Bücher und Manuscripte, was immer für Art, vorzulegen, die sie zu drucken oder wiederzudrucken beabsichtigen, damit sie Unsere Autorisation erhielten". Und als die Buchhändler in der Mehrzahl sich weigerten, drohte der Bischof, er werde für alle nicht autorisirten Bücher das Verbot von der Regierung erwirken. Ebenso traten der Bischof von Bergamo und der Patriarch von Venedig auf — letzterer ein Heißsporn, der in einem gegen die Protestanten gerichteten Hirtenbrief den unqualificirbaren Satz aussprach: „Ein Fürst, der einen solchen ketzerischen Glauben schütze und fördere, mache sich der Apostasie vor Gott schuldig." Aehnlich verstanden auch mehrere andere Bischöfe die „geistliche Censur", und als Graf Thun sich zu einer Mahnung aufraffte, derlei Schritte zu unterlassen, erklärte der Bischof von Bergamo die weltliche Censur

ganz kurzweg für ein „Werk des Teufels", worin er, nur freilich aus ganz anderen Gründen, vollkommen mit den meisten Schriftstellern übereinstimmte; der Erzbischof von Mailand aber ließ im Diöcesanblatte ein „Kirchengesetz für die Presse" veröffentlichen, welches geradezu erklärte, daß „keine bürgerliche Gesetzgebung die Gewissenspflicht der kirchlichen Präventivcensur beseitigen könne". So sah es in Folge des Concordates mit der staatlichen Autorität aus, und es war nicht zu wundern, daß später ein südtirolischer Kirchenfürst in einem Hirtenbrief die hart an gewisse Bestimmungen des Strafgesetzes streifende Bemerkung machen durfte, „wenn Oesterreich nicht die Macht der Kirche stütze, sei es der unnützeste Staat von der Welt".

Sogar das in den finstersten Zeiten des Mittelalters, damals freilich bei den rohen Rechtsbegriffen nicht ohne Grund entstandene Asylrecht wurde in Artikel XV anerkannt, „soweit es die öffentliche Sicherheit und die Forderungen der Gerechtigkeit gestatten". Praktisch wurde diese Bestimmung nur, weil daraus die Befreiung von Einquartierungen für geistliche Gebäude abgeleitet wurde. Eine gleichfalls sehr peinliche Bestimmung war jene, welche die Beerdigung von Akatholiken in geweihter Erde untersagte. Als man in dieser Beziehung verlangte, daß sogar auf Militärfriedhöfen ein besonderer Raum für die Protestanten abgesteckt werde, richtete ein vorwitziger Commandant die Anfrage nach Wien, in welcher Weise diese Absonderung bei den vor dem Feinde Gefallenen zu vollziehen sei, worauf von hoher Seite die Weisung erging, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Auch hier that die Auslegung alles Mögliche, um die Sache noch gehässiger zu machen. Die Bischöfe von Linz und St. Pölten erließen Currenden über die Beerdigung, welche von den Behörden gar nicht zur Veröffentlichung zugelassen wurden, trotzdem aber in ihrer praktischen Anwendung zu zahlreichen Conflicten führten und auf der im Jahre 1856 in Wien tagenden Synode von den ungarischen Bischöfen als unannehmbar, „weil sie mit den Forderungen der Zeit im Widerspruche stehen", bezeichnet wurden. Der Bischof von Brixen aber richtete an die Gemeinde Innsbruck die Aufforderung, im Friedhof „eine eigene Abtheilung für Nichtkatholiken jeder Art, für Selbstmörder und solche Individuen, die außerhalb des Verbandes mit irgend einer Kirche sterben", herzustellen.

In Freiwaldau wurde einem Offizier, der im Duell gefallen war, das kirchliche Begräbniß verweigert, und erst auf direkten Befehl des Kaisers vollzog ein Militärgeistlicher die Funktion. Und trotz der sonst herrschenden strengen Censur durfte es ein kirchliches Blatt wagen, zu sagen: „Der Kaiser kann wohl ein Begräbniß mit militärischen Feierlichkeiten anbefehlen, aber keine kirchliche Beerdigung."

Eine der wichtigsten Fragen betraf die Kirchengüter, die in Oesterreich eine Million einmalhundertvierzigtausend Joch umfassen, wozu noch viermalhundertzwanzigtausend Joch Religionsfondsgüter kommen, welche zusammen einen Werth von nahezu zweihundertzwanzig Millionen Gulden repräsentiren. Wenn nun der Artikel XXX des Concordates in vorsichtiger Fassung sagte: „Die Verwaltung der Kirchengüter wird *nach den Kirchengesetzen* von denjenigen, welchen sie zusteht, ausgeübt", so war es nach kanonischem Rechte nicht schwer, diese Güter, die thatsächlich ganz verschiedenen kirchlichen und auch theilweise staatlichen Institutionen und Stiftungen gewidmet waren, als der Allgemeinheit der Kirche gehörig darzustellen, und die Verfügung, ja sogar Aufsicht ganz dem Staate zu entziehen.

Daß diese Auffassung vorschwebte, beweist, daß der Verkauf oder die Belastung dieser Güter von der Zustimmung der apostolischen Curie abhängig gemacht, und nur bezüglich des Religions- und Studienfonds, die „kraft ihres Ursprungs das Eigenthum der Kirche sind und im Namen der Kirche verwaltet werden", die Verwaltung von Bestimmungen abhängig gemacht wird, „die der Heilige Stuhl und Seine Majestät vereinbaren werden", wobei nicht vergessen wird, daß „der Staat die bisherigen Zuschüsse zu diesen Fonds weiter zu leisten und wo möglich zu erhöhen" habe.

Da war es denn wahrlich nicht zu wundern, daß die italienischen Bischöfe 1856 an das Militärgouvernement die brüske Aufforderung richteten, alle säcularisirten früheren geistlichen Gebäude, die zu militärischen Zwecken verwendet wurden, sofort zu räumen und in das Eigenthum der Kirche zurückzustellen, ja, daß die Bischofssynode das bescheidene Ansinnen an den Monarchen stellte, die Kirche für die Josefinischen Säcularisationen, aus welchen doch der ohnehin als Eigenthum beanspruchte Religions- und Studienfond entstammte, noch durch die Bagatelle von zweihundert Millionen in Grundentlastungs-Obligationen zu entschädigen.

Natürlich wurden solche Zumuthungen rundweg abgewiesen, aber schon daß sie gestellt werden konnten, war bezeichnend und nicht im Interesse der staatlichen Autorität. Gleichfalls abgelehnt wurde die Forderung der Synode, formell den ausschließlich katholischen Charakter der Universitäten Wien und Prag anzuerkennen und alle akatholischen Professoren zu entfernen.

Das sind so ziemlich die einschneidendsten Bestimmungen des Concordats, welchen übrigens, falls noch etwas übersehen worden wäre, vorsorglich der auf alle denkbaren Fälle passende Artikel XXXIV beigefügt war, der besagte: „Das Uebrige, was die kirchlichen Personen und Dinge anbetrifft, und wovon in den früheren Artikeln nicht Erwähnung geschehen, wird in seiner Gesammtheit nach der Doctrin der Kirche und nach der gegenwärtigen Disciplin, die der Heilige Stuhl approbirt hat, geleitet und verwaltet werden."

Wenn man vollkommen vorurtheilsfrei und mit vollster Würdigung der hohen Bedeutung, welche das kirchliche Leben für den Staat und die Gesellschaft hat, das Concordat in seinen Bestimmungen und Folgen überblickt, wird man kaum umhin können, dem Urtheil eines hochgestellten österreichischen Staatsmannes beizustimmen, welcher es „eine Unterwerfung, eine Abdication der Staatsgewalt zu Gunsten der Kirche" nannte. Und das Schlimmste ist, daß, abgesehen von den politischen Nebenzwecken, die kläglich scheiterten, auch die Hauptabsicht nicht erreicht werden konnte.

Die Grenzen zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt sind viel bestritten und kaum ganz scharf zu ziehen. Wenn man aber auch aus vollster Ueberzeugung für den Frieden auf diesem Gebiet und dem unter dem nicht ganz zutreffenden Namen „Culturkampf" geführten unfruchtbaren Streit vollkommen abhold ist, so wird man doch zugeben müssen, daß eine Grenzbestimmung, wie das Concordat sie traf, die schlechteste Basis für den dauernden Frieden zwischen Staat und Kirche ist. Denn die letztere sucht naturgemäß noch weiter vorzudringen, der Staat muß zur Abwehr greifen und dann suchen, die entrissenen Positionen wieder an sich zu bringen — ganz so wie es ja auch thatsächlich geschehen ist.

Es fehlte auch nie an Stimmen, welche warnten; in einer unter Kübeck's Vorsitz eingesetzten Commission stieß das Concordat auf energischen Widerspruch, und selbst als Cardinal Rauscher bemerkte, daß der Kaiser schon seine Genehmigung ertheilt habe, machten General Kempen und der als eifriger Katholik bekannte, im Staatsdienste ergraute Baron Salviotti Vorstellungen, Justizminister Krauß (der spätere Präsident des Reichsgerichts) verlangte sogar, daß sein förmlicher Protest dem Protokoll einverleibt werde.

Doch der Gang der Dinge war nicht mehr aufzuhalten, das Concordat wurde Wahrheit, sein Geist drückte sich in den einschlägigen Gesetzen über das Eherecht und die Schule und in tausend Beziehungen des öffentlichen Lebens aus, so daß die Bezeichnung Oesterreichs als „Concordatsstaat" sehr viel Wahres enthielt.

Unter Patronanz des Finanzministers entstand am 30. Oktober 1855 die „Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe". Es wäre thöricht, wegen der durch Jahre mit den Aktien dieses Institutes getriebenen unreellen Agiotage nicht anzuerkennen, daß dasselbe sehr viel für den wirthschaftlichen Aufschwung Oesterreichs gethan hat, und heute gehört die Credit-Anstalt zu den tonangebendsten und mächtigsten Privatbanken Europas. Die Elisabeth-Westbahn, die Theißbahn, der Aufschwung der Donau-Dampfschiff-

fahrts-Gesellschaft wurden nur durch die großartigen Finanzirungen der Credit-Anstalt ermöglicht.

In socialer Beziehung ist die Gründung dieser Anstalt bemerkenswerth, weil sich dabei zuerst die exclusivsten Kreise der hohen Aristokratie mit der Geschäftswelt liirten und — auch den entfallenden Gewinn nicht verschmähten. Es liegt darin kein Unrecht, und der Glanz einer Fürsten- oder Grafenkrone erhält durch ausgiebige Consortial- und Gründungsgewinne keinen Flecken. Aber — wir werden trotzdem nicht ohne Sympathie auf den greisen Fürst Windischgrätz blicken, der, als man ihm rieth, die von ihm gezeichneten Creditactien bei hohem Coursstand zu verkaufen, als echter Grandseigneur ablehnend sagte: „Ich habe die Actien genommen, weil man mir versicherte, die Gründung der Creditanstalt sei ein Vortheil für den Staat; — Geschäfte macht kein Windischgrätz."

In der Sorge, durch die Complicationen des in der Krim fortdauernden Krieges doch zu einer entschiedenen Parteinahme genöthigt zu werden, raffte sich Graf Buol endlich zu einem entscheidenden Schritt auf. Der Tod des Kaisers Nikolaus und der Fall Sebastopols mußte zudem alle Theile zum Frieden geneigt machen, und so erklärte sich denn auch auf das österreichische Ultimatum vom 16. Dezember 1855 Rußland zu Unterhandlungen bereit. Die österreichischen Forderungen bestanden in der vollständigen Neutralisirung des schwarzen Meeres, das den Kriegsschiffen aller Nationen verschlossen sein sollte, in der Abtretung des die Donaumündungen enthaltenden Theiles von Bessarabien (Dobrudscha) an die Türken und dem Aufgeben des russischen Protektorates über die Moldau und Walachei. Die christlichen Unterthanen der Pforte wurden unter das gemeinsame Protektorat der Großmächte gestellt.

Vom 9. Jänner bis 1. Februar 1856 tagte in Wien eine Vorconferenz von österreichischen, englischen, französischen, türkischen und russischen Bevollmächtigten, welche als Grundlage für die in Paris zusammentretende Friedens-Conferenz ein Protokoll aufstellten, welches die von Oesterreich formulirten Bedingungen als bindende Friedens-Präliminarien erklärte. Wenn sich Graf Buol in dem süßen Traum eines bedeutenden diplomatischen Erfolges wiegte, so ward er bitter enttäuscht. Die am 25. Februar in Paris zusammentretende Conferenz, auf welcher er neben dem Gesandten Baron Hübner erschien, bereitete ihm zahlreiche unliebsame Ueberraschungen.

Schon die Zulassung Piemonts an den Berathungstisch war eine bittere Pille, aber mit Rücksicht auf die Betheiligung desselben am Kampf ließ sich nichts dagegen einwenden. Noch peinlicher wurde aber die Situation, als Graf Cavour mit Unterstützung Englands und Frankreichs die italienischen Zustände zur Sprache brachte, indem er die offenkundigen Uebelstände in Neapel und die Besetzung der mittelitalienischen Kleinstaaten und der päpstlichen Legationen als Hauptursache der Gährung bezeichnete.

Es ist hochinteressant, die kürzlich veröffentlichten Briefe des berühmten italienischen Staatsmannes aus jener Periode zu lesen. Größeren politischen Scharfblick wird man ihm unbedingt dem Grafen Buol gegenüber zugestehen müssen, der nach englischen und französischen Berichten sich „so hochfahrend benahm, daß nicht mit ihm zu verkehren war und einfach die Theilnahme an der Discussion der italienischen Frage verweigerte".

Kurz nach Schluß der Conferenzen schrieb Graf Cavour nach London: „Sardinien kann unmöglich in guten Beziehungen zu Oesterreich stehen, so lange diese Macht fortfährt, italienische Provinzen wie erobertes Gebiet zu behandeln. Wir wünschen wohl, daß Oesterreich stärker sei als Rußland. Wir finden keinen Geschmack an der slavischen Civilisation, aber darum ist es doch nicht nothwendig, daß Italien geopfert und bedrückt werde. Während meiner Anwesenheit in Paris versuchte ich öfters dem Grafen Buol begreiflich zu machen, daß Oesterreich, da es sich mit Rußland überworfen und gegen den Orient Front gemacht habe, sich nun an den Westen anlehnen und in Italien liberale Maßregeln

anwenden müsse. Graf Buol wies dieses Entgegenkommen in der entschiedensten Weise zurück und erklärte mir, daß wir uns auf dem Terrain der Prinzipien nie einigen werden."

Wie wohlfeil das ist, sich gegenüber dem lebendigen Sein und Streben der Völker auf ein „Prinzip" zu berufen, das morsch in der Hand zerbricht, wenn es gebraucht werden soll! Wie schön sagt doch der berühmte englische Historiker Heinrich Thomas Buckle (geb. 1822, gest. 1862): „Es ist nichts schädlicher, als wenn ein aus der Vergangenheit hergeleitetes Recht, auf das sich ein Staat beruft, zu einem Unrecht an der Gegenwart geworden ist!"

Schon auf dem Congreß stellte sich eine fühlbare Gereiztheit ein, und Lord Palmerston meinte in seiner heftigen Weise, Lord Clarendon solle es nicht dulden, „daß Buol sich geberde, als hätte Oesterreich etwas geleistet".

Der am 30. März abgeschlossene Friede ratificirte die aufgestellten Präliminarien, auch einigte man sich über die Abschaffung der Kaperei und einige Punkte des Seerechts im Kriege. Nicht ohne Malice drangen Rußland und das sofort nach dem Krieg in das innigste Verhältniß zu demselben getretene Frankreich auf Räumung der Donaufürstenthümer, die auch mit 20. Mai vollzogen war.

Oesterreich hatte keinen Krieg geführt; aber die „Politik der freien Hand" hatte Hunderte von Millionen gekostet, und Oesterreich stand völlig vereinsamt da. Man durfte eben kein besonders feines Ohr haben, um aus dem berühmten Wort des neuen russischen Staatskanzlers, Fürst Gortschakoff: „La russie se recueille" (Rußland sammelt sich) das Uebelwollen herauszuhören.

Ein fast heiteres Nachspiel der Friedens-Conferenzen war es, als im September ein besonderer österreichischer Gesandter den König von Neapel zu bestimmen suchte, den Forderungen der Westmächte durch Einführung von Reformen die Spitze abzubrechen und König Ferdinand II. dies in sehr ungezwungener Weise rundweg ablehnte.

Eine kaiserliche Entschließung vom 5. August 1856 schied die Kriegsmarine vom Armee-Obercommando ab und errichtete ein eigenes Marine-Obercommando, an dessen Spitze der Vice-Admiral Erzherzog Ferdinand Max, der älteste Bruder des Kaisers trat.

Im Mai 1856 war die Finanzklemme wieder so groß, daß auch Bruck zum Bahnverkauf greifen mußte. Die lombardisch-venetianische Strecke der südlichen Staatsbahn mit Ausnahme der Route von Verona in das südliche Tirol wurde an ein Consortium englischer, französischer und italienischer Geldkräfte für hundert Millionen Francs verkauft, wovon jedoch vierzig Millionen erst getilgt werden sollten, wenn das Erträgniß sieben Percent überstieg.

Am 30. August fand im Beisein des Monarchen mit großen kirchlichen Feierlichkeiten die Einweihung des Graner Domes statt, eines riesigen Monumentalbaues, dessen mächtige Kuppel sich, umgeben von der erzbischöflichen Residenz, namentlich von der Donauseite imponirend präsentirt. Zur Aufführung kam unter Leitung des Componisten die berühmte „Graner Messe" von Liszt. Unmittelbar daran schloß sich eine Reise des Kaiserpaares in die Alpenländer, wobei der Aufstieg bis zum Pasterz-Gletscher des Großglockners unternommen wurde.

Am 8. September erfloß die „Kirchenverfassung für die Protestanten Ungarns". Dieses ganz im Thun'schen Geist gehaltene Gesetz griff so vielfach und so empfindlich in die altgewohnte und ängstlich gehütete Selbstverwaltung der beiden evangelischen Bekenntnisse in Ungarn, daß es auf allgemeinen Widerstand stieß und später der äußere Anlaß zu fast offenen Auflehnungen war.

Die im gleichen Monat geschlossene deutsch-österreichische Münz-Convention, durch welche eine Uebereinstimmung in Bezug auf das beiderseitige Münzsystem gewonnen und das Zollpfund (500 Gramm) statt der kölnischen Mark als Münzgewicht festgesetzt wurde, wäre von den wohlthätigsten wirthschaftlichen Folgen gewesen, wenn nicht die wichtigste Voraussetzung, die Herstellung der Valuta und Aufnahme der Baargeldzahlungen in Oesterreich, ausgeblieben wäre.

Die Bundesfeier war von Anfang an ausgesprochen Sache des ganzen Volkes. Sie wurde nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande gefeiert. Besonders schön war es, wenn das ganze Dorf zusammenkam, um auf einem Hügel oder einer Anhöhe das Feuer zu entzünden. Ein solches Bild stellt die Zeichnung von Albert Anker dar, die wir hier wiedergeben. Sie ist eine Illustration zu Jeremias Gotthelfs Erzählung «Wie Uli den Knecht glücklich wird». Gotthelf hat auch eine Beschreibung der Bundesfeier gegeben, die wir in unserem Lesebuch für die Berner Schulen (Band III) abgedruckt haben. Sie ist ein Beispiel dafür, wie die Bundesfeier auf dem Lande gefeiert wurde, wie sie Gotthelf als Landpfarrer kennengelernt hat. Wir bringen sie nachstehend.

Albert Anker: Bundesfeier

Feier in der Kirche. Schon gestern, da schon am Abend die Glocken feierlich läuteten, hatte sich eine Menge Volk in der Kirche eingefunden. Heute, da es Tag wurde, kamen noch mehr, und als es Zeit war, zum Gottesdienst zu läuten, war die Kirche gedrängt voll. Es war ein Anblick, wie man ihn nicht alle Tage sieht, wie man ihn aber auch nicht alle Tage sehen sollte. Es war ein Anblick, der Freude und Dankbarkeit, Ehrfurcht und Andacht, Liebe und Vertrauen, Hoffnung und Mut, Kraft und Entschlossenheit, Ernst und Würde, Einigkeit und Brüderlichkeit in sich schloß, der Anblick eines Volkes, das sich seiner Freiheit freut, das sie zu erhalten weiß, das sie zu verteidigen bereit ist, das sie zu verteidigen vermag.

Der Pfarrer hatte seine Predigt gehalten, sie war gut, sie war kräftig, sie war ernst, sie war würdig, sie war schön, sie war, wie sie sein sollte, und alle Herzen waren ihr offen. Nun stand er auf der Kanzel und sprach das Gebet, das er für diesen Tag gedichtet hatte, das Gebet, das alle Herzen in sich aufnahmen, das alle Herzen zu Gott trug, das alle Herzen mit Gott verbanden, das alle Herzen mit Gott versöhnte, das alle Herzen mit Gott vereinigte. Nun sangen alle Stimmen, alle Herzen, alle Seelen das Lied, das Lied, das alle Herzen, alle Seelen, alle Stimmen in sich vereinigte, das Lied, das alle Herzen, alle Seelen, alle Stimmen zu Gott trug, das Lied, das alle Herzen, alle Seelen, alle Stimmen mit Gott versöhnte, das Lied, das alle Herzen, alle Seelen, alle Stimmen mit Gott vereinigte, das Lied, das alle Herzen, alle Seelen, alle Stimmen mit Gott verband

Das Gefühl, an der Grenze des Vaterlandes in unmittelbarer Berührung mit fremdländischer Kultur, mit der Luft fremder Nachbarn zu atmen, ist ein ganz besonderes. Es ist ein Gefühl, das nur der Grenzsoldat kennt. Und es ist ein Gefühl, das in der politischen Wertschätzung der Garnisonen, die unsere Grenzen schützen, noch viel zu wenig Berücksichtigung findet. Wir wollen hoffen, daß es in Zukunft anders wird.

Photo: Hoffmann.

Die Bedeutung der westlichen Grenzgarnisonen wird noch dadurch gehoben, daß sie, wie bereits erwähnt, die Ausbildungsstätten für die Kavallerie sind. Die Kavallerie ist nämlich — und hier kommt wieder ihre Vielseitigkeit zum Ausdruck — nicht nur Gefechtstruppe, sondern auch Ausbildungstruppe. Sie ist es, die den Rekruten zum Soldaten macht, sie ist es, die ihn zum Reiter heranbildet, sie ist es, die ihn zum Pferdepfleger erzieht. Und sie ist es, die ihn zum Kameraden erzieht. Sie ist es, die ihn zum Manne macht. Sie ist es, die ihn zum Vaterlandsverteidiger heranbildet. Sie ist es, die ihn zum Deutschen macht.

Einer noch nachdrücklicheren Zurechtweisung setzte sich Graf Buol aus, als er die Ungeschicklichkeit beging, in einer Depesche an Lord Palmerston seine Beschwerden gegen Sardinien anzubringen und direkt den Constitutionalismus dieses Staates für alle Uebel in Italien verantwortlich zu machen — eine Argumentation, welcher sich begreiflicherweise gerade englische Staatsmänner am wenigsten anbequemen konnten.

Von einem falschen Schritt zum anderen hingerissen, berief Graf Buol am 28. März 1857 den österreichischen Gesandten von Turin ab, womit der förmliche Bruch offenkundig und der Ausbruch eines Conflictes nur mehr eine Frage der Zeit wurde. Es war dies umso bedenklicher, als sich bald zeigte, daß Sardinien an den Sympathien der Westmächte einen mächtigen Rückhalt und die thätige Hilfe Frankreichs zu erwarten habe.

Niemand konnte mehr daran zweifeln, als nach dem Attentate Orsini's gegen Napoleon III. (14. Jänner 1858) zwei Briefe dieses Mannes, die er vor seiner Hinrichtung an den Kaiser der Franzosen richtete, mit Ostentation im „Moniteur" veröffentlicht wurden. Während der erste nur in dem Satze gipfelte: „Italien wird gegen Oesterreich kämpfen; dulden Sie nicht, daß Deutschland diesem helfe", verlangte der zweite direkt die Hilfe Frankreichs für die „Befreiung Italiens". Ganz in diesem Gedankengang wendete sich eine im Juli erscheinende Broschüre, „Napoléon III et la Roumanie", mit Entschiedenheit gegen Oesterreich, indem die übrigens nicht gar so neue Idee „des Rechtes der Nationalitäten" als Grundlage des modernen politischen Systems aufgestellt und Oesterreich als Hinderniß der Einigung Italiens bezeichnet wurde.

Mit dem Gesetz vom 9. Februar 1857 fiel eine der lästigsten Schranken des alten Polizeistaates, der Paßzwang. Die sogenannten „Passirscheine" wurden ganz beseitigt, die lästigen Visitirungen während der Reise und die Verpflichtung, sich unzählige Male zu melden, gemildert und für das Inland die auf ein Jahr giltigen Legitimationskarten eingeführt.

Mit kaiserlicher Entschließung vom 28. April wurde über Anregung des Erzherzogs Ferdinand Max die kaiserliche Fregatte „Novara" zu einer im wissenschaftlichen Interesse vorzunehmenden Weltumseglung bestimmt. Schon am 30. April trat das Schiff unter Commando des Contre-Admirals Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair (geb. 1816, gest. 1883) mit einer Reihe von namhaften Gelehrten (Hochstetter, Frauenfeld, Scherzer u. A.) von Triest aus die Reise an, die mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute im Beginne des Jahres 1860 glücklich zu Ende geführt wurde. (Die gesammten Theilnehmer befinden sich auf den Bildern Seite 824 und 825.)

Vom 3. Mai bis 3. September 1857 währte mit kurzen Unterbrechungen eine das ganze Land umfassende Rundreise des Kaiserpaares in Ungarn, welche durch die sehr weitgehende Amnestie vom 8. Mai eingeleitet wurde. Auch hier wiederholten sich die Vorgänge wie in Italien; das Volk wußte zwischen den Trägern der Krone und einer Regierung zu unterscheiden, die mit bleiernem Druck auf dem Lande lastete. Glänzende Festlichkeiten, unter welchen besonders die von Baron Sina mit einem Aufwande von zehntausend Gulden bestrittene Illumination der Pest-Ofner Kettenbrücke hervorragte, bewiesen, daß man dem Herrscherpaar den gebührenden Empfang zu bereiten entschlossen war. Aber es fehlte auch nicht an deutlichen Zeichen, daß diese Ovationen eben nur den Personen, aber nicht dem Systeme galten. Der Festvorstellung im Nationaltheater, wo in glänzender Ausstattung Liszt's nationale Oper „Erzsébet" (Elisabeth) gegeben wurde, wohnte der Adel mit voller Schaustellung sarmatischen Prunkes bei; das Ballfest im deutschen Theater wurde ohne Ausnahme gemieden und zeigte trotz des Besuches durch die deutsche Colonie und die Beamten gähnende Leere.

Aehnliche Zeichen zeigten sich überall im Lande; man war stolz darauf, auf tausenden Rossen als nationales Banderium um den kaiserlichen Wagen herum einherjagen zu können und jauchzte dem Kaiser zu, der ungarisch spreche „wie ein

geborener Magyare", der blühenden Kaiserin, die für Jedermann ein freundliches Wort hatte. Aber daneben brach treuherzig oft die eigentliche Gesinnung durch, wie in jenem alten Bauern, der dem Monarchen zurief: „Herr, bleiben Sie bei uns, gehen Sie nicht mehr nach Wien."

In Balassa-Gyarmath entstand ein Conflict darüber, welche Fahne auf dem Kirchthurm angebracht werden sollte, die nationale oder die kaiserliche. Die Ortsvorstehung bestand auf der ersteren, die Beamten drangen auf die letztere, endlich einigte man sich, um nicht ganz ohne Fahnenschmuck zu bleiben, daß Beide zusammen aufgezogen werden sollen. Ein Bursche übernimmt das Wagstück, den Thurmknauf zu erklettern, aber oben angelangt, läßt er die schwarzgelbe Flagge fallen, und nur die trikolore flattert dem Kaiserpaar entgegen.

Ein Csikos, der einen hohen Herrn des kaiserlichen Gefolges führt, erwidert ganz unbefangen auf das Lob seines prächtigen Viererzuges: „Da hätten Euer Gnaden erst einmal die Pferde sehen sollen, mit welchen ich unseren gnädigen Herrn Kossuth vor neun Jahren gefahren habe!"

Eine traurige Unterbrechung dieser Reise wurde durch den Tod der erstgeborenen Prinzessin, Sofie, verursacht, welche am 29. Mai in Ofen nach kurzem Krankenlager starb.

Noch einmal bot sich während dieser Reise eine Gelegenheit, durch eine Systemänderung die Dinge in einer Weise zu gestalten, welche dem Lande und dem Gesammtreich gleichermaßen Rechnung getragen hätte. Eine Adresse zahlreicher Notablen, die auch von freisinnigen Männern, wie Eötvös, gebilligt und unterschrieben wurde, sprach die beherzigenswerthen, von besonnener Auffassung zeigenden Worte aus: „Das Land fühlt es, und wir fühlen es mit demselben, daß die Ereignisse von 1848—1849 immer Trauerblätter in unserer Geschichte bleiben werden. Unsere Erinnerungen trüben unsere Einsicht nicht. Wir haben es begriffen, was die nothwendige Consequenz dieser Ereignisse ist. Wir betheiligen uns bereitwillig mit allen Unterthanen Eurer Majestät in Allem, was die Aufrechthaltung, Mehrung und Kräftigung des Ansehens, der Sicherheit, der Macht der Gesammtmonarchie erheischt. Die Macht Eurer Majestät und die Kraft der Monarchie ist unsere Sicherheit, die allgemeine Wohlfahrt der Monarchie ist unser Gedeihen."

Aber weil als Erforderniß einer zufriedenstellenden Entwicklung die Aenderung eines Systems betont wurde, welches „die besten Kräfte des Landes lähmt und eine den hochherzigen Intentionen des Monarchen gewiß nicht entsprechende Schranke aufrecht erhält", wurde die Ueberreichung dieser Adresse vereitelt, die doch von mehr Patriotismus und staatsmännischer Einsicht zeugte, als sie jene bewiesen, die der eigenen Person willen starrsinnig ein System aufrecht erhielten, das von Tag zu Tag hinfälliger wurde. Vor dem Empfang, bei welchem die Adresse hätte überreicht werden sollen, ließ Bach dem Primas Cardinal Scitovsky bedeuten, daß dieser Schritt nicht statthaft sei. Erwiderte doch derselbe Mann zwei Jahre später noch, als ein Publicist äußerte, dem drohenden Krieg gegenüber solle man zu freiheitlichen Zugeständnissen schreiten, mit dem Lächeln hochmüthiger Ueberhebung: „Was verstehen Sie darunter? Vielleicht in Oesterreich eine Tribüne? Wo denken Sie nur hin!" So sprach Bach, der sich nur von der Tribüne weg zur Macht emporgeschwungen hatte, und Bruck, der so lange als Vertreter liberaler Ideen gegolten hatte, war so tief in den Netzen des Absolutismus und fand so viel Geschmack an demselben, daß er auf eine ähnliche Hindeutung ergrimmt rief: „Ja — damit Einem die Besserwisser und Federfuchser jeden Kreuzer nachrechnen können! — das ginge mir noch ab!"

Wieder waren alle Hoffnungen auf eine Umkehr vergeblich gewesen. Einer herrschsüchtigen Clique gefiel es, daß die Völker Oesterreichs die Segnungen der Freiheit nicht als freiwillige Gabe, sondern (wie Krones klagt) nur „durch die Umstände erzwungen" empfangen sollten.

Das nach Beendigung der Rundreise am 9. September 1857 von Laxenburg erlassene Handschreiben an den General-Gouverneur Erzherzog Albrecht machte

allen Hoffnungen ein Ende. „Der Kaiser", lautete dasselbe, „habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Einrichtungen, welche in Ungarn nach reiflicher Erwägung in Wirksamkeit gesetzt wurden, den unverkennbaren Aufschwung des Landes wesentlich gefördert haben. Entschlossen, an den Grundprinzipien, welche Mich bisher bei der Regierung Meines Reiches geleitet haben, unverbrüchlich festzuhalten, will Ich, daß dies allseitig erkannt und insbesondere von allen Organen Meiner Regierung zur Richtschnur genommen werde."

Dem Eindruck gegenüber, welchen diese Kundgebung machte, ging der gleichzeitig an das Ministerium erlassene Befehl, vornehmlich auf Hebung der ungarischen Industrie bedacht zu sein, ebenso spurlos vorüber, wie im Oktober neuerlich erfolgende Gnadenakte, durch welche auch dem in effigie gehenkten Grafen Julius Andrássy die straffreie Rückkehr gestattet wurde. Die Machthaber mochten ja darin keine Gefahr für ihr System sehen; sagte doch der besondere Günstling Bach's, der im Statthaltereibezirk Ofen herrschende Baron Augusz, mit köstlicher Selbstverblendung in einem Berichte: „Das ungarische Volk ist voll guter Stimmung und Gesinnung; nur die sogenante Intelligenz hält sich etwas abseits." Abgesehen davon, daß der Ausspruch im großen Ganzen nicht der Wahrheit entsprach, war es traurig, daß die Herren nicht einsehen wollten, wie schlecht es um ein System stehen müsse, von dem die „sogenannte Intelligenz" nichts wissen will.

Die gleichfalls für Ungarn berechnete Ernennung des Grafen Franz Nádasdy (23. Mai 1857) zum Justizminister an die Stelle von Krauß, der seine Abneigung gegen das Concordat büßen sollte, blieb gleichfalls wirkungslos, da Graf Nádasdy nur den Ruf eines starren Bureaukraten genoß.

Am 17. und 18. Juni fand unter großem militärischen Gepränge die Gedächtnißfeier des vor hundert Jahren in Folge der siegreichen Schlacht bei Kolin gestifteten Maria Theresien-Ordens statt.

Nachdem schon eine am 27. Juli für fünf Jahre bewilligte jährliche Spende von fünfzigtausend Gulden zur Restaurirung des Stefansdomes das rege Interesse bewiesen hatte, welches der Kaiser für die Verschönerung Wiens hegte, wurde durch das kaiserliche Handschreiben vom 20. Dezember 1857 der folgenschwere Schritt der Stadterweiterung inaugurirt, dem Wien seinen großartigen Aufschwung und seine heute prächtige bauliche Entwicklung verdankt. Der entscheidende Passus lautet: „Es ist Mein Wille, daß die Erweiterung der inneren Stadt mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und hiebei auch auf die Regulirung und Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die Auflassung der Umwallungen und Fortifikationen der inneren Stadt, sowie der Gräben um dieselbe." (Bild Seite 840.)

Schon am 29. März 1858 wurde das große Werk mit der Demolirung der Rothenthurmbastei begonnen, und am 1. Mai eröffnete der Kaiser die erste dadurch gewonnene Passage, den Franz Josefs-Quai.

Die ersten Tage des Jahres 1858 brachten der Monarchie einen herben Verlust. Am 5. Jänner starb zu Mailand der greise Heerführer Radetzky, dessen Kräfte durch einen Beinbruch erschöpft wurden, den er sich kurz vorher durch einen Fall in seinem Zimmer zugezogen hatte. Der Kaiser ehrte den tapferen treuen Diener, der durch zweiundsiebzig Jahre ruhmvoll den Degen geführt hatte, dadurch, daß er am 18. Jänner den pompösen militärischen Conduct, welcher die Leiche vom Süd- zum Nordbahnhofe geleitete, in Person commandirte.

Der bedrohlichen Anzeichen einer auswärtigen Verwicklung wurde schon gedacht, und wir freuen uns, bevor wir zur Schilderung trüber Ereignisse übergehen, eines glücklichen, verheißungsvollen Tages gedenken zu können. Am 21. August ward um 10 Uhr Abends zu Laxenburg Kronprinz Rudolf geboren, und damit der Herzenswunsch des Elternpaares erfüllt und der Zuversicht der Bevölkerung eine neue kräftige Stütze gegeben.

Die Worte Halm's in dem zur Festvorstellung im Burgtheater gedichteten Prolog:

„Ein gleicher Klang aus Millionen Seelen,
Aus Millionen Augen nur Ein Blick,
Der feucht zum Himmel dringt, er möge wählen
Für dieses Kind sein reichstes, schönstes Glück!"

waren mehr als bloße Festphrasen. Noch heute ist unter allen stolzen Titeln und Würden, welche der Thronfolger schon besitzt und die seiner noch warten, doch jener der schönste, welchen das Volk ihm gibt, indem es ihn die „Hoffnung Oesterreichs" nennt.

Die Glückwünsche der Stadt Wien erwiderte der kaiserliche Vater mit den herzlichen Worten: „Der Himmel hat Mir ein Kind gegeben, das einst ein neues, größeres und schöneres Wien finden wird; allein, wenn auch die Stadt sich verändert, so wird der Prinz doch die alten treuen Herzen und daher auch die alten Wiener finden, die, wenn es nothwendig sein sollte, auch für ihn die erprobte Opferwilligkeit unter allen Verhältnissen beweisen werden."

Eine wichtige wirthschaftliche Maßregel war das am 7. Dezember 1858 erlassene Marken- und Musterschutzgesetz. Allein so wohlgemeint auch diese und andere Maßregeln waren, so kamen sie doch nicht zu voller Wirkung, da der ganze Gang der inneren Politik lähmend wirkte und die finanziellen Verhältnisse sich fortwährend verschlimmerten. Die Einführung einer neuen, auf dem Decimalsystem beruhenden Währung war ein unleugbarer Vortheil für den Verkehr, aber die erwarteten ökonomischen Folgen traten umso weniger ein, da der Finanzminister durch die Werthherabsetzung der massenhaft zwar nicht in Circulation, aber doch im Besitz befindlichen Silbermünzen alter Prägung einen rein fiskalischen Vortheil damit verband. Nur durch diese willkürliche und besonders in Italien, wo nur Silber circulirte, schwer empfundene Maßregel war es möglich, thatsächlich am 1. November, wie verheißen wurde, die Baarzahlungen aufzunehmen. Je drohender aber die politische Situation wurde, desto mehr schnellte das Agio wieder in die Höhe, und das Silber verkroch sich bald wieder in die altgewohnten Schlupfwinkel.

Die Finanznoth zwang gegen Ende 1858 Bruck, auch noch den letzten Eisenbahnbesitz des Staates loszuschlagen, vielleicht das riesigste Geschäft, welches je abgeschlossen wurde. Die ganze südliche Staatsbahn (Linie Wien-Triest, Steinbrück-Agram, Kufstein-Innsbruck, Bozen-Verona, sowie die im Bau begriffenen Routen Marburg-Klagenfurt-Villach, Ofen-Kanisza-Pragerhof, Agram-Sissek und Agram-Karlstadt) gingen an jenes Consortium über, welches schon die italienischen Linien erstanden hatte und nun den Namen Südbahngesellschaft erhielt, und in welcher das Ausland so sehr dominirte, daß sich zwanzig Jahre später der Leiter des Unternehmens darauf berufen durfte, „er habe in Oesterreich stets französische Interessen vertreten". Das Actien-Kapital wurde auf dreihundertfünfzig Millionen Francs festgesetzt, wovon die Linien vollkommen ausgebaut werden und an den Staat circa sechszig Millionen Gulden Silber in sieben Jahresraten zu zahlen waren, für welchen er eine Zinsen-Garantie von fünfeinfünftel Percent leistete.

Obwohl die Nationalbank sofort die bis November 1864 fälligen Kaufschillingsraten theils als Abstattung für die alte Bankschuld, theils gegen neue Vorschüsse übernehmen mußte, stieg Ende 1858 die Geldnoth so hoch, daß ein Anlehen in London negocirt werden mußte. Doch statt sechs Millionen Pfund, die man wünschte, konnte nur eine Million (circa zehn Millionen Gulden Silber) aufgebracht werden, deren Verzinsung sich auf ungefähr sieben Percent stellte. Der Unterhändler Ministerialrath Brentano bekam von den englischen Geldmännern mit mehr oder weniger Ungebundenheit zu hören, daß auch der finanzielle Credit des „Concordatsstaates" in fortwährendem Sinken begriffen sei.

In solcher innerer und äußerer Situation traf Oesterreich der berüchtigte Neujahrgruß vom 1. Jänner 1859. Beim Empfang des diplomatischen Korps

sagte Napoleon III. zum österreichischen Botschafter Alexander Baron Hübner (geb. 1811): „Ich bedauere, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich wünsche; aber ich bitte Sie zu berichten, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die gleichen sind."

Und als erläuternder Pendant ließ sich König Victor Emanuel bei der Neujahrs-Cour der Generale vernehmen: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht vollkommen heiter. Die Lage ist nicht ohne Gefahr, weil wir nicht unempfindlich sind für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Städten Italiens an unser Ohr, in unsere Herzen dringt."

Nun wurde die vollkommen falsche Richtung, in der sich die Politik des Grafen Buol bewegt hatte, offenbar. Der kaum verhüllten doppelten Drohung gegenüber hielt man nach Innen und Außen Umschau und mußte entsetzt gewahren, daß man allein und mit gebundener Kraft dem Sturm gegenüber stehe. Eine Circular-Depesche an die deutschen Höfe, um ein gemeinsames Auftreten Oesterreichs und Deutschlands zu erzielen, fand in Süddeutschland theilweises Entgegenkommen, in der Hauptsache aber den kühlen Hinweis, daß man nicht versäumen werde, die Bundespflichten zu erfüllen, sobald deutsches Gebiet angegriffen werde.

Das gewöhnliche Vorspiel jedes Krieges begann, indem die Diplomatie durch das Bemühen, den Frieden zu erhalten, den Krieg unausweichlich machte. Bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers (7. Februar) erklärte Napoleon in räthselhafter Wendung, „er werde suchen, die Differenzen mit Oesterreich dadurch zu schlichten, daß er der Civilisation Geltung verschaffen wolle". Und als wollte Graf Buol dieser Impertinenz eine gewisse Berechtigung verleihen, erklärte er zwei Wochen später in einer Depesche nach London, Oesterreich werde zwar nur sein Schwert ziehen, um sein gutes Recht zu schützen, müsse aber in der Existenz eines constitutionellen Piemont an und für sich eine Drohung gegen die österreichische Interessen-Sphäre in Italien erblicken.

Ein Congreß-Vorschlag Rußlands wurde, wohl schon mit dem Bewußtsein der Erfolglosigkeit, gemacht. An die russischen Propositionen — Aufrechthaltung des Friedens, Räumung des Kirchenstaates von den französischen und österreichischen Truppen, eine italienische Conföderation und gleichartige Reformen — mußte Oesterreich die Bedingung knüpfen, daß sein Besitzstand kein Gegenstand der Erörterungen sein dürfe. Eine ganz überflüssige Provocation lag aber in dem hochmüthigen, nach 1856 ganz sonderbaren Verlangen, daß Piemont vom Congreß ausgeschlossen bleiben müsse. Daraufhin lehnten die Westmächte die Congreß-Idee sofort ab, und die Zeichen mehrten sich, daß Oesterreich keine Unterstützung zu hoffen habe.

Die Mission des Erzherzogs Albrecht nach Berlin blieb erfolglos. Man hatte in Preußen die Demüthigungen des Jahres 1851 nicht vergessen und zeigte sich zwar zur Bundeshilfe bereit, aber auch zu nichts weiter, wenngleich der an Stelle des geisteskranken Königs Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft führende Prinz (Wilhelm) von Preußen persönlich zum Krieg neigte. Der Bundesbeschluß, das Bundesheer auf den Kriegsfuß zu setzen (24. April), rief drohende Noten Englands und Rußlands hervor, und das letztere erklärte, der deutsche Bund sei nur defensiver Natur, und wenn der Bund sich an einem außerdeutschen Krieg betheilige, könne Rußland nicht gleichgiltig bleiben. Noch deutlicher sprach sich das Uebelwollen in einer Circularnote Gortschakow's an die süddeutschen Cabinete aus, in welcher dieselben gewarnt wurden, „durch wissentliche und absichtliche Entzündung eines unabsehbaren Krieges fremden Interessen zu dienen."

Auch der Versuch, mit der Ersetzung des Grafen Buol, der in Petersburg besonders mißliebig war, durch den bisherigen Bundespräsidial-Gesandten in Frankfurt, Bernhard Graf Rechberg-Rothenlöwen (geb. 1806), ein besseres Verhältniß zum russischen Hof anzubahnen, blieb erfolglos. Dem österreichischen Ultimatum, das Ernst Baron Kellersberg (geb. 1822) am 17. April in Turin überreichte, und welches sofortige Abrüstung und Entlassung der Freiwilligen verlangte, folgte am 26. die französische Eröffnung, daß ein Einrücken österreichischer

Truppen als Kriegsfall betrachtet werden müßte, und zugleich gingen die ersten Abtheilungen von Toulon nach Genua ab.

Der Krieg war unvermeidlich, wenn die Dinge auch etwas anders lagen, als jene aristokratische vielvermögende Dame meinte, die den geäußerten Bedenken gegenüber naserümpfend sagte: „Es ist ganz unnütz, sich darüber den Kopf zu zerbrechen; wenn es Seiner Majestät beliebt, Krieg zu führen, hat sich weiter Niemand zu kümmern."

An die Spitze des österreichischen Heeres ward der Commandirende in den italienischen Provinzen gestellt. Graf Franz Gyulai (geb. 1798, gest. 1868) war ein Lebemann und vollendeter Aristokrat, der aber militärisch nie bedeutend hervorgetreten war, und der über die ihm gestellte Aufgabe selbst so erschrack, daß er wiederholt gegen seine Ernennung remonstrirte. In der allmächtigen General-Adjutantur aber vermerkte man diese Bescheidenheit sehr ungnädig, und es wurde ihm bedeutet, daß es bei seiner Berufung verbleibe, „da er nicht nur dem Rang nach an der Tour sei, sondern auch als Commandirender naturgemäß den ersten Stoß auszuhalten habe". In einem Privatbrief tröstete ein hochmögender Kamerad den Feldherrn wider Willen mit der insolenten Bemerkung: „Wenn Radetzky, der alte Esel, es getroffen, wirst Du es wohl auch treffen."

Am 27. April vertrieb ein in Florenz ausgebrochener Aufstand den Großherzog, und am 28. erschien das österreichische Kriegsmanifest, das sich mit mehr Grund auf das gute Recht, als auf die Hoffnung berief, „in diesem Kampfe der Vertheidigung nicht allein zu stehen".

Den Tag darauf überschritt die Vorhut der Armee den Tessin, worauf am 2. Mai der französische Botschafter abreiste und am 4. die Kriegserklärung Frankreichs erfolgte, welche sagte, der Zweck des Krieges sei, „Italien sich selbst zu geben, nicht blos den Herrn zu wechseln". Die übrigen Staaten erklärten sich für neutral, und der Prinzregent von Preußen schloß die Kammern mit der pointirten Bemerkung, daß „Preußen für den Schutz deutschen Gebietes einstehen werde".

Das Mißtrauen Gyulai's in die eigene Befähigung war nur zu gerechtfertigt. Statt nach dem Muster Radetzky's mit Raschheit vorzudringen, um die piemontesische Armee allein zu schlagen und den Aufmarsch der Franzosen zu hindern, deren erste Abtheilungen am 29. April in Turin eintrafen, ließ Gyulai volle drei Wochen verstreichen, ohne weiter als bis an die Sesia zu kommen. Ungestört vollzog sich das Debouché der Franzosen, die noch am 20. Mai in das Gefecht bei Montebello nur mit der Division Forey eingreifen konnten und am 31. bei Palestro nur ein Zuavenregiment zur Unterstützung der Piemontesen bei der Hand hatten. In den ersten Tagen des Juni war man wieder hinter dem Tessin, und am 4. wurde die blutige Schlacht bei Magenta geschlagen, die nach allgemeiner Ansicht bei besserer Leitung eine glücklichere Wendung hätte nehmen können, da die Truppen mit altgewohnter Tapferkeit stritten und zum Beispiel das deutsch-böhmische Regiment Sachsen Magenta mehrmal stürmend angriff und dann erst vor einer immensen Uebermacht räumte.

Unter den zahlreichen Vorfallenheiten tapfersten Streites möge hier nur der nachstehenden Begebenheit gedacht sein. Der Fahnenträger eines Infanterie-Regimentes war so unglücklich, bei einem der letzteren Gefechte den rechten Arm zu verlieren, und so entsank ihm die Fahne, die der danebenstehende Offizier sofort dem nächsten Mann der Truppe übergab. Aber kurz darauf streckt auch diesen eine Kugel todt zu Boden. In diesem verhängnißvollen Augenblicke stürzen zwei Zuaven auf das unbeschützte Palladium und führen es triumphirend hinweg. Glücklicherweise wird dies jedoch von einem anderen Infanteristen bemerkt, der, ohne sich zu besinnen, ganz allein den siegestrunkenen Zuaven nachjagt, den ersten derselben niederschießt, den zweiten mit dem Kolben seines Gewehres zu Boden schmettert, ihm das theure Zeichen entreißt und es unversehrt in gerechtem Stolze zu den Seinigen zurückbringt (Bild Seite 848). Dieser Brave, Namens Bach, ein geborner Pfälzer, Sohn des Steuereinnehmers in Rülzheim bei Germersheim, im

Wien von schöner Farbe. Bildet mit Jacob Jungfer Tags in der L. J. Kunst-Gesellschaft in Wien aus. Ist Mitglied der Wiener Künstler-Genossenschaft.

Ein sehr gut und viel von Rembrandt beeinflußter Künstler war Johann Georg Pforr, geb. 1683 zu Augsburg, wo er auch 1730 starb. Er war Schüler und Nachahmer des niederländischen Meisters seiner Vaterstadt, des Johann Ulrich Mayr, der schon 1684 starb. Pforr ist ein Meister der Lichtwirkung.

Johann Georg Pforr: Der Tod des Lucretia. Augsburg, Städtische Gemäldegalerie

Lucretia-Bilder, darunter auch das hier beschriebene, beschäftigten Pforr öfter. Ein Exemplar befindet sich in der Galerie zu Augsburg, ein zweites in der Sammlung Schönborn-Buchheim in Wien, ein drittes in der Sammlung Lanckoronski in Wien.

Ein Schüler des Karl Loth war Joh. Jacob Zeiller aus dessen Heimat, Reutte in Tirol, wo er 1708 geboren wurde. Er ging nach Venedig, wo er sich an Loth anschloß, dessen Manier er sich aneignete. Er kehrte in seine Heimat zurück, wo er 1783 starb. Seine Bilder sind in Wien, Augsburg, Innsbruck, Linz, Graz und einigen anderen

gelöst, heute noch in den Archiven. Gräfliche Namen, wie sie in deutschen Landen nur wenige Familien führen, sind darunter zu finden.

Auf der Höhe seiner Machtstellung angelangt, war der gewaltige Kriegsherr auch bestrebt, seine Residenz glänzend zu gestalten. Er ließ das Schloß Dresden durch Giovanni Maria Nosseni und Wolfgang Caspar Klengel neu aufbauen.

Kurfürst Johann Georg I. in Rüstung und Prunkgewand. Gemälde von Peter Paul Rubens.

Nosseni schuf den riesigen Hauptbau, den Ost- und Nordflügel des Schlosses, 1586—1591 (S. 418).

Klengel baute den Westflügel und den Hauptbau gegen die Elbseite hin, 1717—1719. Der Nosseni-Bau wurde 1760 durch Brand zerstört, 1765 wieder hergestellt und 1828—1830 durch Gottlob Friedrich Thormeyer und Gottfried Semper in seiner jetzigen Gestalt umgebaut. Der Klengel-Bau wurde 1849 durch Brand zerstört und 1850—1852 durch Gottfried Semper wieder hergestellt. Der Südflügel wurde 1842—1845 durch Gottlob Friedrich Thormeyer erbaut.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, hier einer Episode aus jenen Tagen zu erwähnen.

Die Oesterreicher hatten Mailand geräumt, und mitten in der tiefaufgewühlten, lärmenden und tobenden Stadt, die sich mit dreifarbigen Fahnen und Blumen schmückte, um die Franzosen zu empfangen, stand auf einem weiten Platze ein Trupp kroatischer Soldaten, die sich verirrt hatten, und in der großen weiten Stadt, deren Sprache sie nicht kannten, weder ein noch aus wußten. Nach kurzer Berathung beschlossen sie, sich zu wehren, bildeten ein Carré, um gegen alle Seiten hin gedeckt zu sein, luden ihre Gewehre und erwarteten ihr weiteres Geschick mit trotzender Miene. Da der Anblick des kleinen, aber unverkennbar entschlossenen Häufleins der großen Masse des johlenden Volkes Respekt einflößte, wagte es Niemand, sie anzugreifen oder zu beleidigen; aber — sie mochten etwa eine Stunde so gestanden haben — es konnte doch diese Position nicht ewig währen. Glücklicherweise bemerkten sie nun einen österreichischen Stabsarzt, auf den sofort einige Soldaten zueilen, ihm ihre Verlegenheit erklären und bitten, derselbe möge sie aus der Stadt hinausführen.

Nachdem der Arzt sich dazu bereit erklärt, an ihre Spitze gestellt, den Säbel gezogen und „Marsch" commandirt hatte, erregte die energische Haltung, welche die Soldaten zeigten, sowie ihr festes Auftreten das Mißverständniß, es gelte nun einen Angriff des Militärs abzuwehren, und so entstand bald Lärm und Geschrei, ja man fing bereits an, Miene zu machen, aus den Fenstern auf den Trupp zu schießen. Die Sache nahm eine sehr mißliche Wendung, die Soldaten wollten mit Kugeln antworten, wovon sie der Stabsarzt, der die gefährliche Situation überblickte, nur mit größter Mühe abhielt.

Da — im kritischesten Momente — fliegt eine Thür auf, und aus einer Schule stürzt eine ganze Schar plaudernder, lachender und schreiender Mädchen hervor, die sich um weiter nichts kümmern und lustig an den Kroaten vorüberlaufen wollen. In diesem Augenblick durchzuckt den Stabsarzt ein Rettungsgedanke; er richtet ein paar Worte an die Soldaten — und diese fahren auseinander, fallen über die Kinder her, und es nimmt Jeder eines von ihnen auf den Arm. Wohl sind die Kleinen im Anfang erschreckt, aber alsbald beruhigen sie einige Worte des Arztes und noch mehr die freundlichen Gesichter und Liebkosungen der Kroaten. In der Rechten das Gewehr, auf dem linken Arme die holden jugendlichen Blüthen des weiblichen Italiens tragend, ziehen die Soldaten weiter. Auch die Volksmenge war, als Zeuge dieser Scene, anfangs entsetzt; bald aber wird die Absicht des Führers der Soldaten errathen; man ist angenehm überrascht, man lacht und applaudirt der Geistesgegenwart, ruft: „Evviva! Che buon' idea! (Welch guter Einfall!) In allen Straßen wird der Zug auf das freundlichste aufgenommen, und so gelangt die kleine Truppe, von einer Schar Neugieriger verfolgt, vor das Thor. Hier küßt noch jeder Kroate sein kleines, dagegen nicht protestirendes Schätzchen, der Stabsarzt kauft Melonen und anderes Obst, mit dem er die Kinder reichlich beschenkt, und als solche mit artigen Knixen das Präsent an sich genommen, bittet er die anwesenden Mailänder, die Kinder wieder heimzugeleiten. Darauf zieht er mit seinen Schutzbefohlenen weiter. (Bild Seite 849.)

In dem Manifest vom 15. Juli zeigte der Kaiser von Oesterreich der Bevölkerung den Friedensschluß an. Nicht ohne fühlbare polemische Spitze war der Satz: „Unsere ältesten und natürlichsten Bundesgenossen haben sich hartnäckig der Erkenntniß verschlossen, welche hohe Bedeutung die große Frage des Tages auch für sie in sich trug; Oesterreich hätte sonach den kommenden Ereignissen, deren Ernst jeder Tag noch steigern konnte, vereinzelt entgegenstehen müssen."

Als eine frohe Verheißung klang der Schlußsatz: „Die Segnungen des Friedens sind Mir doppelt werthvoll, weil sie Mir die nöthige Muße gönnen werden, meine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt nunmehr ungestört der erfolgreichen Lösung der Mir gestellten Aufgabe zu weihen, die innere Wohlfahrt und äußere Macht des Reiches durch zweckmäßige Entwicklung seiner reichen geistigen

und materiellen Kräfte, sowie durch zeitgemäße Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu befestigen."

Daß die Lösung der gestellten Aufgabe in erster Linie eine Personenfrage sei, das war Jedermann klar. Auf eine Anfrage, welche Mittel zur Beruhigung der Bevölkerung zu ergreifen wären, bezeichneten kurz nach dem Friedensschluß mehrere Statthalter ganz offen die Beseitigung der Minister Bach und Kempen und des General-Adjutanten Graf Grünne.

Am 21. August erfolgte auch der Rücktritt der zwei Erstgenannten, von welchen Kempen pensionirt, Bach zum Botschafter bei der päpstlichen Curie ernannt wurde. Namentlich über Betreiben Bruck's erfolgte zugleich neuerlich die Auflösung des Handelsministeriums, dessen Chef, Baron Toggenburg, trotzdem er das Hauptverdienst an dem am 20. Dezember veröffentlichten Gewerbegesetz in Anspruch nehmen durfte, das die alten Zunftschranken niederriß und der modernen Produktion Rechnung trug, pensionirt wurde.

Weniger Ursache, auf seine letzte legislative That stolz zu sein, hatte Bach, dessen schon am 24. April veröffentlichtes Gemeindegesetz den Gemeinden zwar zahlreiche Verpflichtungen aufbürdete, aber nur eine sehr knapp bemessene Selbstverwaltung gewährte. An seine Stelle trat der Statthalter von West-Galizien, Graf Agenor Goluchowski (geb. 1812, gest. 1875), von dem man wenig wußte, als daß er Aristokrat und Bureaukrat war, vor welch letzterer Eigenschaft sogar sein Polonismus soweit zurücktrat, daß er einst die sich ihm vorstellenden Beamten der Statthalterei mit dem löblichen Bekenntniß empfing: „Meine Herren, vor Allem sage ich Ihnen, daß ich schwarzgelb bin durch und durch!"

Das Polizei-Ministerium übernahm der als Diplomat unmöglich gewordene Baron Hübner, der sich indessen weniger mit seinem Ressort als mit einer gleichfalls nicht sehr glücklich verlaufenden diplomatischen Action in inneren Fragen befaßte.

Daß Graf Thun am Ruder blieb, wurde durch das Patent vom 1. September bewiesen, welches die staatsrechtliche Stellung der evangelischen Kirche in Ungarn betraf. Die Bestimmungen des Patentes vom Jahre 1856 wurden dadurch in einer Weise verschärft, daß die kirchliche Autonomie der evangelischen Bekenntnisse fast ganz vernichtet wurde und es zu Remonstrationen kam, die man mit gewaltsamen Mitteln zu unterdrücken suchte. Wenn man Männer wie Zsedényi, der in Ungarn als „Schwarzgelber" galt, verhaften und in Eisen legen ließ, so glaubte kein vernünftiger Mensch, daß es sich um eine Sache handelte, die für den Staat Gefahr drohte, wohl aber nahm die Bewegung, welche durch solche Schritte hervorgerufen wurde, nach und nach einen Charakter an, der wirklich bedenklich war.

In besonders feierlicher Weise wurde am 10. November der hundertste Geburtstag Schiller's gefeiert. Ein kaiserliches Handschreiben bestimmte, daß einer der neuen Plätze „Schillerplatz" genannt werden sollte, und wies den Ertrag der Festvorstellung im Burgtheater zu Gunsten der Schillerstiftung an. An dem glänzenden Fackelzug nahmen zahlreiche offizielle Körperschaften theil, es wurden öffentliche Reden gehalten — lauter Zeichen, daß ein anderer Geist zu walten anfing.

Der 22. Oktober brachte auch die Enthebung des Grafen Grünne von seinem einflußreichen Posten, und kurz vor dem Jahresschluß erfolgte ein folgenschwerer Schritt, der eigentlich den ersten Riß in das absolutistische System machte. Mit Patent vom 23. Dezember wurde nämlich die Tilgung der Staatsschuld geregelt und diese unter „Controle einer besonderen Commission" gestellt, die, wenn auch vorderhand ernannt, doch schon durch die eigene Verantwortlichkeit zur genauen Ueberwachung genöthigt war.

Die Aera des Absolutismus ging zu Ende; was sie Oesterreich gekostet hatte, soll hier nicht nochmals recapitulirt werden, da ja die erzählten Ereignisse an und für sich nur eine lange traurige Reihe von Verlustposten bilden.

Fünftes Buch.

Der constitutionelle Einheitsstaat.

Die ersten Schritte auf der neuen Bahn.

(1860—1861.)

Als nach dem unglücklichen Ausgang des italienischen Feldzugs alle Schäden zu Tage traten, welche der Staatsorganismus während jener Zeit erlitten, die von servilen Lobrednern als „Oesterreichs Neugestaltung" gefeiert wurde, da soll Graf Grünne ausgerufen haben: „So geht's nicht mehr weiter!"

Wenn dieser Würdenträger, der selbst seinen gemessenen Antheil daran hatte, zur Erkenntniß gekommen war, daß eine Umkehr nöthig sei, so befand er sich in Uebereinstimmung mit Hoch und Nieder, mit der Bevölkerung von ganz Oesterreich. Und vielleicht erstreckte sich diese Gleichheit so weit, daß auch er sehr im Unklaren darüber war, auf welchem Wege die Besserung zu hoffen sei, mit welchen Mitteln Oesterreich abermals „neuzugestalten" sei, um gedeihliche Zustände herbeizuführen. Denn darüber waren sich die wenigsten Köpfe klar, Hoffnungen und Wünsche gingen weit auseinander. Und doch lag in der allgemeinen Verhältnissen, besonders aber in den finanziellen, ein mächtiger Ansporn. Ein unter den günstigsten Bedingungen im März 1860 aufgelegte Anleihe von zweihundert Millionen ergab bei der öffentlichen Subscription nur sechsundsiebzig Millionen, und es mußte daher die Bank neuerdings herangezogen werden, wodurch die Verschlimmerung der Valuta-Verhältnisse, die so schwer auf Handel und Verkehr lastete, noch befördert wurde.

Das Schlimmste war wohl, daß die öffentliche Meinung weder jenen Männern, die neu in die Regierung getreten waren, noch den von der absolutistischen Zeit im Amt verbliebenen Vertrauen entgegenbrachte. Vom Grafen Goluchowski erzählte man sich in hohen Kreisen, daß er selbst eingestanden, bis zu seiner Berufung sich über die künftige Gestaltung Oesterreichs „keine Gedanken gemacht" zu haben, es war also wohl der Zweifel erlaubt, daß ihm seit der kurzen Zeit seiner Thätigkeit die richtigen gekommen seien. Seine Untergebenen hatten unter dem aristokratischen Uebermuth, der eine rein slavische Unterthänigkeit verlangte, zu leiden, und ein vielverdienter höherer Beamter jammerte: „Das ist ja kein Europäer, das ist ja der reine Tatar!" Selbst seine Standesgenossen konnten sich auf keinen guten Fuß mit dem Staatsminister stellen, und Graf Szécsen, einer der einflußreichsten Führer der ungarischen Altconservativen, welchem Golu-

chowski spinnefeind war, sagte in einer politischen Broschüre über ihn: „Die Verachtung alles dessen, was nicht neben oder über ihm stand, war ein Grundzug in dem Wesen des Grafen Goluchowski." Dieser Feindschaft des Staatsministers mit den Altconservativen, von welchen er eine Einschränkung seiner Machtsphäre fürchtete, war bald nach dem Amtsantritt auch Baron Hübner wieder zum Opfer gefallen. Um seine Mißerfolge in der auswärtigen Politik wettzumachen, ließ sich der Baron aus Privatfleiß in Unterhandlungen mit einflußreichen Magnaten ein, aus welchen die Grundlagen für eine Verständigung gewonnen werden sollten. Doch auch auf dem Felde innerer Politik hatte Baron Hübner kein Glück, denn schon am 22. Oktober 1859 mußte er sein Portefeuille an den bisher im Ministerium des Auswärtigen verwendeten Baron Thierry abgeben. Galt Hübner, ein vielseitig gebildeter und geistreicher Mann, als Vertreter liberalerer Anschauungen, so sorgte sein Nachfolger sofort dafür, von der gleichen üblen Nachrede verschont zu bleiben, denn Thierry erklärte beim Amtsantritte, „von den freisinnigen Ideen Hübner's, namentlich in Angelegenheiten der Presse, müsse es wieder sein Abkommen finden".

Von der Thätigkeit des neuen Regimentes verlautete wenig oder nichts. Mit dem Gesetz vom 12. Jänner 1860 wurden gewisse Beschränkungen bezüglich der Gewerbsbefugnisse und des Aufenthaltes der Israeliten aufgehoben, im Uebrigen debutirte Graf Goluchowski mit verschiedenen administrativen Neuerungen, indem er die Provinzialbehörden in Salzburg und Troppau aufhob und mit jenen von Linz und Brünn vereinigte, auch der administrativen Zweitheilung Galiziens ein Ende machte, indem er die Statthalterei in Krakau beseitigte, an deren Spitze bis jetzt Graf Heinrich Clam als Centralist und Germanisator gewirkt hatte, um sich mit dem Moment, wo er kein Amt mehr innehatte, in einen begeisterten Slaven und starren Föderalisten umzuwandeln. Einen gewissen Schluß auf die politischen Ansichten des Grafen Goluchowski erlaubten diese Länderzusammenlegungen, die immerhin als schüchterner erster Schritt zu dem „Gruppensystem" Palacky's angesehen werden konnten.

Um dem absolutistischen Regime in Aller Augen den Todesstoß zu geben, kam eine Reihe von scandalösen Unterschleifen an das Tageslicht, deren Theilnehmer bis in die höheren Sphären reichten. Namentlich während des vorjährigen Feldzugs war in unverantwortlicher Weise gewirthschaftet worden, und die allgemeine Entrüstung war umso gerechtfertigter, als damals die Klagen über mangelhafte Verpflegung der im Feld stehenden Armee ziemlich laut geworden waren und man ihr einen Theil des Mißerfolges zuschrieb.

Am 23. Februar wurde ein General, der Chef der Verpflegswesens, verhaftet, entzog sich aber bald darauf den Folgen der Untersuchung durch einen Selbstmord. Am 6. März erfolgte die Inhaftnahme des Directors der Credit-Anstalt, unter der Anklage, den Staat bei Ankäufen für das Militär-Aerar um große Summen betrogen zu haben, und an den nächsten Tagen erfolgten in Wien und Triest weitere Arretirungen von angesehenen Männern unter gleicher Anklage.

Starr vor Entsetzen stand man vor diesem Abgrund von Verderbniß, der sich unter einem System entwickeln und erhalten konnte, das noch vor Jahresfrist als das allein auf Oesterreich anwendbare, „die Erhaltung und Entwicklung der Staatskräfte auf dem sichersten Wege erreichende" gepriesen wurde. Hatte doch Karl Baron Czörnig (geb. 1804) in seinem Buch: „Die Neugestaltung Oesterreichs", das eine Apotheose des Absolutismus in dessen zwölfter Stunde war, unter Anderem auch die Unterstellung des Verpflegswesens unter einen General als besonders zweckmäßig gefeiert, da nur dieser „die Bedürfnisse der Truppen kenne".

Wie stets begnügte sich die erregte öffentliche Meinung nicht mit dem Thatsächlichen, sondern eine Reihe von Gerüchten durchschwirrten die Luft und eine Menge von Namen wurde mit diesen schmutzigen Geschichten in Verbindung gebracht. Neue Nahrung erhielten diese Gerüchte, als am 22. April die Entlassung

Bruck's erfolgte und dieser am nächsten Tag in Folge eines Selbstmordes starb. Eine Erklärung der „Wiener Zeitung" bestätigte sogar direct, daß Bruck's Entlassung und Selbstmord mit der Unterschlagungs-Affaire in Verbindung stehe, da es hieß: „Die angeordnete Gegenstellung des Zeugen Freiherrn von Bruck mit anderen Zeugen und Mitbeschuldigten" haben ihn zum Selbstmord getrieben. Freilich erklärte eine zweite Note, es sei hier ein peinlicher Druckfehler unterlaufen. es hätte heißen sollen: „Mit anderen Zeugen und mit Beschuldigten", aber das erschreckte öffentliche Gewissen ließ sich nicht so leicht beruhigen.

Die durchgeführten Processe ergaben keinerlei directen Anhaltspunkt für eine sträfliche Amtsführung Bruck's in persönlichem Interesse; Begehungssünden in diesem Sinne hat er wohl auch nicht begangen, aber Unterlassungssünden, indem er seine bessere Ueberzeugung und die wohlerwogene Pflicht seines Amtes anderen Rücksichten unterordnete. In einem Schreiben an die Witwe des Verstorbenen, das im Amtsblatt veröffentlicht wurde, sagt der Nachfolger Bruck's, Ignaz Edler von Plener (geb. 1810): „Als Bruck's Nachfolger habe ich mir nach eingehender und genauer Prüfung die begründete Ueberzeugung von der vollkommen aufrechten und nur durch das Interesse des Staates geleiteten Amtsführung des Verstorbenen verschafft. Es war eine Gewissenspflicht, Schritte zu thun, damit die Makellosigkeit des Verstorbenen durch eine thatsächliche Kundgebung seitens der Regierung wieder hergestellt würde."

Die übrigen Processe verliefen im Sande. Schon Anfangs Juni wurden die meisten Verhafteten auf freien Fuß gesetzt, die „Wiener Zeitung" erklärte, „daß außer dem Generale keinem der beigegebenen Dienstorgane eine Betheiligung an seiner treulosen Amtsführung zu Last falle". Auch der mit Eifer betriebene Proceß des Direktors der Credit-Anstalt ergab kein Resultat. Nach der glänzenden Vertheidigung des späteren Ministers Doctor Johann Nepomuk Berger wurde der Direktor der Credit-Anstalt wegen einer „Uebertretung" zu einigen Wochen Arrest verurtheilt, ein Resultat, das wohl nur dem Bemühen entsprang, überhaupt die Proceßführung zu rechtfertigen.

Unterdessen traten auch die ersten Spuren des Reorganisationswerkes der Regierung zu Tage; Graf Goluchowski hatte es sich gefallen lassen müssen, als zu so subtilen Unterhandlungen viel zu wenig conciliant, dem Cabinetschef Graf Rechberg die Führung zu überlassen, und auf einigen im Februar 1860 beim Minister des Auswärtigen stattgehabten Thee-Abenden wurde in höchst bequemer und cavaliermäßiger Weise mit den Führern der ungarischen Altconservativen (Graf Anton Szécsen, Georg von Majláth, Graf Emil Dessewffy und Baron Koloman Józika) das „Reformprogramm" vereinbart. Es entsprach auch ganz seinem Ursprung.

Das kaiserliche Patent vom 5. März berief in dem „verstärkten Reichsrath" eine Art von consultativer Vertrauens-Commission ein. Er sollte neben den Mitgliedern des ordentlichen Reichsraths aus den Erzherzogen und den kirchlichen Würdenträgern und aus achtunddreißig von den Landesvertretungen gewählten Delegaten bestehen, welch letztere für diese erste und zugleich auch letzte Session gleichfalls von der Krone ernannt wurden. Als Gegenstände der Berathung (nicht Beschlußfassung!) waren bestimmt: Die auf den Staatshaushalt bezüglichen Vorlagen, die wichtigen Gegenstände allgemeiner Gesetzgebung und die allfälligen Vorschläge der Landesvertretungen. Schon die Zusammensetzung dieser Körperschaft, zu welcher die Ernennungen am 1. Mai erfolgten, noch mehr aber der eingeräumte Wirkungskreis drückten alsbald alle auf eine durchgreifende Aenderung gerichteten Hoffnungen wieder auf ein tiefes Niveau herab.

Sehr ernst hatten sich die Verhältnisse in Ungarn gestaltet. Das Thun'sche Protestanten-Patent stieß auf energischen Widerstand und bot willkommenen Anlaß zu politischen Agitationen, an welchen sich auch Kreise betheiligten, die der protestantischen Autonomie eigentlich gleichgiltig gegenüberstanden. Ein Protestanten-Convent zu Käsmark protestirte gegen das Patent, und die meisten Superinten-

denten verweigerten die Ausführung. Nun griff man zum schlimmsten Mittel, und eine Reihe politischer Processe wurde eingeleitet, von welchen Graf Szécsen, kein Gönner der Protestanten, sagt: „Der Gang der zahllosen Angeklagten vor die Gerichtsschranken war ein Triumphzug für sie, eine weitere Niederlage für die Regierung."

Eine evangelische Kirchenversammlung in Pest wurde mit Waffengewalt aufgelöst und damit der Anstoß zur Umwandlung der kirchlichen Bewegung in eine nationale gegeben. Nach einem Requiem zu Ehren Kisfaludy's kam es zu Zusammenstößen der Studenten mit dem Militär, die als Spazierstöcke verkleideten Fokos (Beilstock) und Buzogány (altungarischer Streitkolben), mit welchen plötzlich Jedermann paradirte, erhielten eine ominöse Nebenbedeutung. Wiederholt kam es zu ernsten Zusammenstößen, und allabendlich gab es um gewisse öffentliche Lokale herum kleine oder größere Kämpfe. Als ein Akademiker, der an den Folgen einer dabei erhaltenen Wunde starb, begraben wurde, folgte eine unabsehbare Menge von Leidtragenden dem Sarge, die Damen aus den ersten Adelshäusern schritten in Trauerkleidern im Zuge mit — auf passenden Plätzen aber exercierte die gesammte Garnison mit scharfen Patronen in den Läufen.

Neuen Anlaß bot der Selbstmord Széchenyi's, der sich am 7. April in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien erschoß. Unkluger Weise verbot man den Studenten die Reise zu dem in Wien stattfindenden Requiem für den großen Patrioten, und nun fand unter großem Gepränge eines in Pest statt, das der Fürstprimas im Beisein von achtzigtausend Menschen celebrirte. Unter Feierlichkeiten fand die übrigens vom Gebrauch nicht sanctionirte Umtaufung des Schwabenberges in „Széchenyiberg" statt, und die Söhne des Verstorbenen waren Gegenstand lärmender Ovationen — lauter Anlässe, bei welchen eine Tactlosigkeit, ein bloßer Zufall zu den gefährlichsten Complicationen Anlaß geben konnten. Durch unmittelbaren Bericht des Erzherzogs Albrecht kam die Regierung endlich zum vollen Bewußtsein der Lage. Ein allerhöchstes Handschreiben vom 19. April ernannte den Feldzeugmeister Ritter von Benedek zum Civil- und Militärgouverneur — eine glückliche Wahl, da Benedek als schneidiger Soldat, geborner Ungar und Protestant von allen Seiten freudig begrüßt wurde. Man vergaß es ihm nicht, daß er das ungarische Regiment Don Miguel bei Solferino mit dem Rufe: „Rajta magyarok, én is magyar vagyok!" (Vorwärts Ungarn; auch ich bin ein Ungar, und ein Ungar verläßt seinen Landsmann nicht!) in das Feuer geführt hatte. Mit noch größerem Jubel wurde er begrüßt, da mit seinem Amtsantritt die so schmerzlich empfundene administrative Theilung des Landes beseitigt und die Comitatsverwaltung wieder eingeführt, endlich auch das Protestanten-Patent wieder außer Kraft gesetzt wurde, woran sich auch eine volle Amnestie für alle aus diesem Anlasse gerichtlich Verfolgten knüpfte. Daß durch das plötzliche Abstehen von einem vor wenigen Monaten erlassenen und zuerst mit so viel Härte durchgeführten Gesetz die staatliche Autorität in Ungarn nicht gestärkt wurde, ist klar und wurde bei den folgenden Unterhandlungen schmerzlich fühlbar.

Benedek's gerades soldatisches Wesen, das freilich häufig den Mangel vorsichtigen Tactes unangenehm durchblicken ließ, wirkte vortrefflich nach der bisherigen kaltherzigen Routine der fremden Bureaukratie. Er gestand offen, von dem Kirchenstreit nichts zu verstehen, „weil ich mich ja mein ganzes Leben lang um solches Zeug nicht kümmerte", äußerte aber auch, er wolle Jedermann Beruhigung gewähren, daß „Gewissensbedenklichkeiten nicht der geringste Zwang angethan werden solle". Als „des Kaisers unbedingt treuer und alter Soldat und Unterthan, sowie als Landeskind", versprach er „mit aller Entschiedenheit eines reinen Gewissens und festen Willens" Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, wobei er auf „die Mitwirkung jedes Ehrenmannes zum Nutzen und Gedeihen des theuren Vaterlandes und der großen kaiserlichen Gesammt-Monarchie" rechne, da „die Organisation der Verwaltung und Landesvertretung zu ihrer raschen und gedeihlichen Entwicklung des Vertrauens bedürfe".

Am 22. Mai 1860 fand in Wien die feierliche Enthüllung des Denkmales für den „beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre", Erzherzog Karl, am äußeren Burgplatze statt. Das von Fernkorn modellirte, in der kaiserlichen Erzgießerei gegossene Standbild stellt den Heerführer in dem Momente dar, wo er mit der Fahne des Infanterie-Regimentes Zach (Nr. 15, heute Herzog von Nassau) die Colonnen zum entscheidenden Gegenangriff vorführt. Die Figur des auf bäumendem Roß sitzenden Reiters ist voll lebendiger Bewegung und durch Kühnheit des Entwurfes und Gusses bemerkenswerth.

Am 31. Mai fand die feierliche Eröffnung des verstärkten Reichsrathes durch Erzherzog Rainer statt, der die „ernste Lage des Vaterlandes" betonte und die Regelung des Staatshaushaltes als wichtigste Aufgabe bezeichnete. Die Mehrzahl der ungarischen Mitglieder, darunter alle namhafteren Politiker, gab eine Erklärung ab, daß sie nur persönlich dem Rufe des Monarchen folgten und sich nicht als Repräsentanten der ungarischen Nation betrachten könnten — wodurch der eigentlichen Bedeutung der Versammlung als einer Gesammtvertretung des Reiches von vorneherein der Boden entzogen wurde.

Am 1. Juni empfing der Kaiser den Reichsrath und hielt eine Ansprache, die wohl als Thronrede angesehen werden kann. „Wichtige Fragen der allgemeinen Gesetzgebung und der Regelung des Staatshaushaltes werden Ihrer Begutachtung vorgelegt. Bei Ihren Berathungen wollen Sie immer den Grundsatz im Auge behalten, daß die Geschicke der einzelnen Theile des Reiches mit einander auf das innigste verflochten sind; daß die Gemeinsamkeit und Wechselwirkung der wahren Interessen der einzelnen Länder Thatsachen sind, welche mit tausend Fäden ein starkes Band um die gesammte Monarchie geschlungen haben; daß jeder Versuch, dieses Band zu lockern, nur zum Nachtheile des Ganzen wie seiner Theile führen und die fortschreitend gedeihliche Entwicklung in geistiger und materieller Hinsicht hemmen müßte, folglich ohne Verletzung der heiligsten Pflichten, die Mir Meinen Völkern gegenüber obliegen, nicht geduldet werden dürfte."

Ein kaiserliches Handschreiben vom 19. Juni räumte dem verstärkten Reichsrath wichtige Zugeständnisse ein, indem die Einführung neuer Steuern und Auflagen, die Erhöhung der bestehenden Steuer- und Gebührensätze, endlich die Aufnahme neuer Anlehen an dessen Zustimmung geknüpft wurde. Sonderbarerweise fand diese Erweiterung des Wirkungskreises Widerspruch im Schoße des Reichsrathes selbst, da die ungarischen Mitglieder bei jeder Gelegenheit erklärten, sich zu irgend einer Beschlußfassung nicht berechtigt zu halten. Wenn man die Haltung dieser Herren verfolgt, die stets ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten, den gemeinsamen Interessen Rechnung zu tragen, so lange der Absolutismus herrschte; die sich dann sofort hinter die Sonderstellung verschanzten und dadurch jene Stimmung pflegten, welche später zum Dualismus drängte, mit dem sie doch auch bis heute auf gespanntem Fuß stehen — der muß zur Ueberzeugung kommen, daß das Ideal derselben die Rückkehr zu jenen vormärzlichen Zeiten der Alleinherschaft und Steuerfreiheit ihrer Kaste war und sie ohne Unterschied jeder anderen Richtung feindselig waren und Schwierigkeiten bereiteten. Benedek's derbes und politisch unkluges Verdammungsurtheil über die „feigen Magnaten" erhält durch dieses Verhalten eine gewisse Berechtigung.

Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinz-Regenten Wilhelm von Preußen in Teplitz am 26. Juni galt als ein Zeichen, daß sich das seit dem Vorjahre etwas gespannte Verhältniß der beiden Staaten wieder freundlicher gestaltete. Die Feierlichkeiten bei Eröffnung des directen Betriebes zwischen Wien und München auf der Elisabeth-Westbahn im August 1860 nahmen übrigens sowohl bei den Festen in Wien als bei jenen in München einen politischen Beigeschmack an, der in Berlin kaum freundlich berührte, und das Scheitern der Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Großmächten über die Reform der Bundeskriegsverfassung war nur ein Beweis mehr für den nothdürftig verhüllten, aber täglich offenkundiger werdenden Interessen-Gegensatz.

Paris, rangea en bataille devant le pont au Change, et, le 27 décembre, se trouva en entière obéissance. Ainsi, en trois jours, une émeute avait pris fin sans

Le roi Henri IV visitant les blessés de l'Hôtel-Dieu. (Tableau de Gérard.)

coup frir. Quand on Hôtel-de-Ville, on apprit que la ville était rentrée dans l'ordre, on s'applaudit de cette issue. Le roi, qui

bitter verhaßte Justizminister Franz Graf Nádasdy (geb. 1801) war so heftigen Angriffen ausgesetzt, daß er endlich erklärte, sich in der Meinung, in anständiger Gesellschaft zu sein, getäuscht zu sehen, und Graf Goluchowski erinnerte die Redner bei jeder Gelegenheit an ihre „Competenzschranken" und daran, daß er „nicht der Mann sei, um mit derselben Gutmüthigkeit Rede zu stehen wie sein College".

Der überwiegenden Phalanx nationaler und feudaler Aristokraten gegenüber hatten die wenigen freiheitlich Gesinnten einen schweren Stand. Nur der Siebenbürger Sachse Karl Maager, Präsident der Kronstädter Handelskammer, brachte es zu einem Erfolg, indem er mit kernigen Worten die freiheitliche Gestaltung und die Zusammenfassung der Staatskräfte als bestes Heilmittel für die Schäden pries. Natürlich erstreckte sich dieser Erfolg nicht auf die hochmögenden Herren im Reichsrathe selbst, sondern Maager war nur der jubelumrauschte Held des Tages in Wien und erlebte sogar die Ehre, schon in den nächsten Tagen „Maager-Hüte" und „Maager-Cravatten" in den Schaufenstern zu sehen.

Der überwiegend starke rechte Flügel des Reichsrathes unter Führung der Grafen Szécsen und Heinrich Clam-Martinitz stellte die seither so verfänglich breitgetretene Theorie von der Alleinberechtigung der „historisch-politischen Individualität" auf. Freilich kam es da zu absonderlichen Dingen. Graf Barkoczy insultirte in unqualificirbarer Weise den Justizminister, weil dieser sich dagegen stemmte, auch den „deresz" (die Prügelbank) als „berechtigte Eigenthümlichkeit" Ungarns gelten zu lassen, die schleunigst wieder eingeführt werden müsse; Herr von Majláth mußte sich mit seiner Behauptung, es gäbe in Ungarn keine Nationalitätenfrage, da sich Jedermann „als Ungar fühle", vom rumänischen Bischof Schaguna ad absurdum führen und in vernichtender Weise ironisiren lassen; die ultramontanen Grafen Bissingen und Nostitz blamirten sich durch eine Verdammung des constitutionellen Princips, indem sie dasselbe, obwohl es in einigen Ländern schon zu einem hohen gedeihlichen Alter gekommen war, als eine „verruchte Ausgeburt moderner Zweifelsucht" verdammten; Graf Heinrich Clam erklärte pathetisch, daß Jedermann, welcher den „historisch-politischen Individualitäten" zu Liebe nicht Nation und Gesammtstaat opfere, den „verderblichen Weg des Nivellirens" betrete und sich „auf dem Boden Garibaldi's befinde". Dafür mußte er freilich von Graf Edmund Hartig eine derbe Lection über politische Consequenz hinnehmen, was ihn aber nicht hinderte, alle, welche nicht auf die „Zusammenfassung Oesterreichs in jene Gruppen, die sich historisch entwickelten" schwören, als schlechte Patrioten zu bezeichnen.

Es war ein wenig erbauliches Bild, das sich da entrollte, denn nationale Gegensätze und einseitiges Kasten-Interesse führten das große Wort — ein leider nur zu sehr zutreffender Prolog für die spätere Entwicklung und die einzelnen Phasen der verfassungsmäßigen Entwicklung Oesterreichs.

Nach sechstägiger Redeschlacht wurde das Gutachten der vierunddreißig Köpfe starken Majoriät angenommen, welches die Anerkennung der „historisch-politischen Individualitäten" durch „Begründung der Länder-Autonomie" bei „möglichster Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände" verlangte. Das war ziemlich deutlich der Ruf nach dem vormärzlichen Staat mit den ohnmächtigen Postulat-Landtagen, und hätte es noch Zweifel gegeben, so zerstreuten einige Heißsporne dieselben, indem sie Wiederherstellung des Unterthanen-Verhältnisses, Patrimonial-Gerichtsbarkeit und zur „Vereinfachung der Verwaltung" die Einführung eines Gaugrafenthums verlangten.

Das Minoritätsvotum, von dem späteren Minister Franz Freiherrn von Hein vertreten, erklärte die Einführung von Institutionen nothwendig, „durch die bei möglichster Entwicklung freien Selbstverwaltungsrechtes in allen Kronländern und bei vollständigster Wahrung der Einheit des Reiches und der Legislation, sowie der Executivgewalt der Regierung" die Interessen der Bevölke-

rung ihre wirksame Vertretung fänden. Sechzehn Stimmen fanden sich für dieses Gutachten, sechs Mitglieder, darunter die Erzherzoge Leopold und Wilhelm und Kardinal Rauscher, fanden an keinem Antrag Wohlgefallen und stimmten gegen beide – worin sie durch die Entwicklung der Dinge auch Recht erhielten.

Schon am 28. September entließ der Kaiser den verstärkten Reichsrath als ersten und letzten seiner Art mit den Worten: „Ich werde Ihr Gutachten ungesäumt in Erwägung ziehen und eine Entscheidung in kürzester Frist erlassen."

In der That erschien kaum einen Monat später das sogenannte Oktober Diplom (20. Oktober 1860), das von einem Manifest begleitet war, in welchem mit Befriedigung constatirt wurde, daß jetzt die den Revolutionswirren folgende Zeit abgeschlossen sei, wo „vor Allem das Bedürfniß nach strengerer Concentrirung der Regierungsgewalt" maßgebend erschien.

Durch den Fundamentalsatz, daß als „beständiges und unwiderrufliches Staatsgrundgesetz" bestimmt wurde, es sei in Hinkunft die Gesetzgebung nur unter Mitwirkung der Landtage und des Reichsrathes auszuüben, bezeichnete das Oktober-Diplom das Ende des Absolutismus und den Eintritt in die constitutionelle Aera. Dem Reichstag, der durch Wahl aus den Landtagen gebildet werden sollte, gehörte das Steuerbewilligungsrecht und die Finanz-Controle, die Gesetzgebung über Münz-, Credit- und Bankwesen, Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Angelegenheiten und die Regelung der Militärpflicht zu, unter Mitwirkung der ungarischen Mitglieder. Die seit jeher in den Erbländern gemeinsamen Angelegenheiten (Justizgesetzgebung u. s. w.) sollten unter Ausschluß dieser letzteren im Reichsrath beschlossen werden. Die ganze übrige Gesetzgebung fiel den Landtagen anheim, für welche vom 24. Oktober bis 13. November die Landesstatute erschienen, welche ziemlich unveränderte Neu-Auflagen der nie ins Leben getretenen Bach'schen Landesordnungen waren, von denen ihr Schöpfer, wie erwähnt, rühmte, daß sie „für die Schweigenden geschaffen wären".

Schon in der Zahl der Reichsräthe, die auf hundert festgesetzt war, und noch mehr in der Competenztheilung zeigte sich, daß das gesammtstaatliche Interesse nicht am Besten weggekommen war. Das Oktoberdiplom begründete zwar den Verfassungsstaat, aber auf feudal-föderalistischen Grundlagen, welche weder den Bedürfnissen des Volkes, noch den Anforderungen des modernen Staates entsprachen.

Deutlicher noch als durch die gesetzlichen Bestimmungen sprach sich dieser Charakter durch die Veränderungen in den Personen aus. Eine Reihe einschneidender Maßregeln und Besetzungen trat zugleich mit dem Oktoberdiplom in Wirksamkeit. Das Kriegsministerium wurde wieder hergestellt und Feldmarschall-Lieutenant August Graf Degenfeld-Schönburg (geb. 1798), ein urbaner liberal denkender Mann aus protestantischer Familie, an dessen Spitze berufen. Als Minister ohne Portefeuille trat Graf Anton Szécsen (geb. 1819), der eigentliche Regisseur des Oktoberdiploms in das Amt, obwohl er nach einem lustigen Ausdruck ein „Busenfeind" Goluchowski's war, der aus guten Gründen keine bedeutende Intelligenz neben sich leiden mochte. Die Justiz übernahm provisorisch Josef Freiherr von Lasser, die Polizei Karl Baron Mecsery (geb. 1804), die Ministerien des Innern und Cultus wurden zu einem „Staatsministerium" vereinigt, welches Goluchowski sich vor behielt, bei welcher Gelegenheit Graf Leo Thun als überflüssig vom Amte kam. Auch er machte dann, wie die meisten Staatsmänner, die mit Bach gewirkt hatten, die seltsame Wandlung durch, so daß sich an der Hand der Thatsachen nicht viel dagegen einwenden läßt, wenn ein gleichzeitiger Chronist auf die Frage nach dem politischen Glaubensbekenntniß Thun's antwortet: „Ja, wer das wüßte! Von einem Freund der unbeschränktesten Autonomie in kirchlichen Dingen nach amerikanischem Muster bis zu dem gehorsamen Diener krassester jesuitischer Intoleranz, die alle religiöse Freiheit vernichtet; vom enragirten Slavenfreund bis zum Bach'schen Germanisator; vom strammsten Centralisten bis zum zersetzenden Föderalisten; vom starrsten Absolu-

tisten bis zum Verfechter schrankenloser Autonomie hat Graf Thun den ganzen Compaß der politischen und kirchlichen Ueberzeugungen durchgemacht. Gleich blieb er sich nur darin, keinen Widerspruch dagegen zu dulden, daß jedesmal der von ihm momentan eingenommene Standpunkt auch der allein seligmachende, der allein zu duldende ist."

Für die Configuration des Staates von noch viel größerer Bedeutung waren die in Bezug auf Ungarn getroffenen Maßregeln. An die Spitze der wieder errichteten ungarischen Hofkanzlei ward Baron Nikolaus Vay (geb. 1802) berufen, der nicht nur nach 1848 als Kossuth'scher Regierungs-Commissär in Siebenbürgen zweimal zum Tod verurtheilt worden war, sondern auch thatsächlich einige Jahre Festungshaft abgesessen hatte und auch wegen seiner Renitenz gegen das Thun'sche Protestantenpatent in erster Reihe der Opposition gestanden war. Er genoß den Ruf eines tadellosen Ehrenmannes und seine Ernennung fand allgemeinen Beifall.

Weniger war dies der Fall bei Baron Sennyey, der die Leitung der Statthalterei übernahm, da man ihn zwar als geistvollen Mann kannte, er aber der stets mächtiger werdenden Richtung zu wenig national gesinnt war. Man glaubte in dem „schwarzen Baron" einen „schwarzgelben Staatsmann" zu wittern. Zum Tavernikus (oberster Landesrichter) wurde Georg von Majláth berufen — wodurch die Signatur für die Herrschaft der Altconservativen gegeben war, die nun Gelegenheit hatten, ihre Regierungskunst zu beweisen.

Mit einer Proklamation vom 21. Oktober nahm Benedek Abschied von den Ungarn. Sowohl der Beginn derselben war bezeichnend, wenn es hieß: „Die Wünsche des Landes sind erfüllt; Seine Majestät hat die Herstellung der gesetzlichen verfassungsmäßigen Einrichtungen anbefohlen", noch mehr aber der Schluß, der in dem solange als hochverrätherisch geltenden „Éljen a király!" (Es lebe der König!) ausklang.

Aber schon die erste Regierungsmaßregel der neuesten Machthaber bewies, daß sie eigentlich Generale ohne Armee waren, und die öffentliche Meinung Ungarns ganz anderen und viel weiter gehenden Zielen zustrebte, als sie sich gesteckt hatten.

Am 30. Oktober schon erfolgte die Ernennung der Obergespäne für sämmtliche Komitate. Eine nicht unerhebliche Anzahl derselben, die unter der Führung von Eötvös standen und den ersten Kern der späteren Deákpartei bildeten, mochte den Altconservativen mißtrauen und lehnte die Ernennung ab. Jene aber, welche annahmen, faßten ihre Würde ganz so auf wie im vormärzlichen Ungarn, das heißt als bloßes Ehrenamt, und so fiel die eigentliche Amtsgewalt, den trotz Einspruches der Hofkanzlei einfach wieder restituirten Komitatsbehörden zu, wie sie 1848 bestanden hatten und zusammengesetzt waren. Dabei kam es nicht selten vor, daß bei Verlesung der Mitglieder der Generalcongregationen der Ruf „meghalt!" (ist todt!) auch bei solchen Namen erscholl, deren Träger sich ganz wohl befanden, aber unter der Bach'schen Herrschaft ein Amt angenommen oder sonstige Fügsamkeit bewiesen hatten. Selbst im Pest-Pilíser Komitat übernahm Paul Nyáry als Vizegespan die thatsächliche Regierungsgewalt, obwohl er 1848 nur durch die Gegnerschaft zwischen ihm und Kossuth gehindert wurde, in der ersten Reihe der Revolutionsmänner zu stehen.

Auf seinen Antrag wurde beschlossen, von der Statthalterei die „sofortige Einberufung des Landtages auf Grund der Achtundvierziger Gesetze und bis dahin die Sistirung der Steuerrückstands-Einhebungen" zu fordern. Man anerkenne die Hofkanzlei nur als faktische, aber nicht als rechtliche Behörde, und die Komitate müßten jede Beihilfe zur Rekrutenstellung und Steuereinhebung verweigern, solange nicht der Reichstag sie beschlossen und deren Vollzug durch ein ungarisches Ministerium besorgt werde.

Damit war ein Losungswort gegeben, das im ganzen Lande Widerhall fand. Als einige Uebereifrige beim Amtsantritt der neuen Behörden in Pest illuminirten,

schlug man ihnen die Fenster ein; jeder, der sich mit der neuen Wendung zufrieden erklärte, galt als haza áruló (Landesverräther), und die Blätter donnerten, man wolle den ungarischen Reichstag zu einem Schatten machen, der „sem só, sem vér“ (nicht Salz, nicht Blut) zu bewilligen habe. Man gewann diesem Widerstand bald eine noch praktischere Seite ab, als in dem Vernichtungsfeldzug gegen kaiserliche Wappenschilder und schwarzgelbe Mauthschranken lag. Vielfach behaupteten die Bauern, das Tabakmonopol bestehe nun auch nicht mehr zu Recht, und in Kecskemét kam es zwischen Landleuten, die ihren Tabak auf offenem Markt verkaufen wollten, und der Finanzwache zu einem blutigen Kampf, in dem die letztere von den Feuerwaffen Gebrauch machen mußte.

Und am klarsten zeigte es sich, wie es um den thatsächlichen Anhang der altconservativen Magnaten stand oder doch wenigstens, wie kraftlos und ohne Energie dieselben waren, als eine im Dezember vom Fürst-Primas Scitovsky nach Gran einberufene Notabeln-Versammlung sich für Herstellung des Wahlrechtes von 1848 aussprach, also sich gegen die eigenen Führer die jetzt am Ruder waren, kehrte und in den allgemeinen Ruf einstimmte.

Immer lauter erscholl dieser, und es war ebenso klar, daß sich das Land bei keiner anderen Lösung als Rückführung auf die Märzgesetze von 1848 befriedigen lassen werde, als daß alle Anerbietungen der Magnaten, wie sie schon in den Fünfziger Jahren vorgekommen waren, auf einer Selbsttäuschung beruhten, der sie sich über ihren Einfluß hingegeben hatten. Ein Wort von Franz Deák im „Pesti Napló“ wirkte mehr als die grimmigsten Fehdeartikel in den Regierungsblättern, und ein brausender Jubelruf aus dem ganzen Land war die Folge, als bekannt wurde, daß er die Stelle eines Präsidenten des Obersten Gerichtshofes mit den Worten zurückwies: „Wie kann ich Judex curiae werden, wo ich noch heute keine gesetzlich contrasignirte Entlassung als Justizminister habe?“

In dem Wirrwarr der Meinungen und den nicht immer ganz lauteren Plänen der politischen Leisetreter gegenüber hielt Deák am starren Rechtsstandpunkt fest. Diesen wollte er — schon um des Exempels willen, gewahrt wissen, ohne deswegen die Augen vor der Nothwendigkeit der Zeit und der Umstände zu verschließen. Darauf deutet die Mahnung, die dieser „Weise“ des Landes später nach beiden Seiten richtete: „Mit Pulver kann man wohl ganze Festungen in die Luft sprengen, aber auch nicht die kleinste Hütte bauen.“

Treffend fertigte der hochgebildete Eötvös den plumpen Angriff des Grafen Dessewffy ab, der ihn als „Romanschreiber“ für einen „Ideologen in der Politik“ und unfähig zu Regierungsgeschäften erklärte. Mit köstlicher Ironie fertigte Eötvös den hochmüthigen Junker ab: „Was hat denn der geehrte Graf gethan, während ich Romane schrieb? Außer seiner eigenen Gutswirthschaft hat er noch die Wirthshausgerechtigkeit in einer großen Gemeinde des Alföld in Pacht genommen. Wollte ich spitzfindig sein, so könnte ich sagen, daß allerdings auch zu einer solchen Pachtung ein nicht geringes Maß poetischer Begabung gehört, da der Pächter einen höheren Pachtschilling nur dann versprechen kann, wenn er mit ahnungsvollem Gemüth die hunderttausend Seitel Wein und Pfiffe Schnaps vorhersieht, die in seinem Wirthshaus getrunken werden, so daß man ihn nicht blos für einen Dichter, sondern geradezu als einen Propheten gelten lassen kann. Da ich indessen den Grafen Dessewffy nicht für einen Propheten, nicht einmal für einen Dichter, sondern für einen ganz prosaischen Menschen halte, will ich ihm nur erwidern: Macchiavell hat Lustspiele geschrieben, Richelieu verfaßte Trauerspiele, Friedrich der Große und Canning machten hübsche Verse, das letzte Whigministerium, das England gar nicht so übel regierte, bestand beinahe ausschließlich aus Dichtern — und nun möge der edle Herr Graf nur ebenso viele Beispiele von Leuten aufführen, die große Staatsmänner geworden sind, nachdem sie sich mit Wirthshauspachtungen abgegeben haben.“

Eine weitere Annäherung an den ungarischen Standpunkt lag darin, daß die Wojwodina und das Temeser Banat unter Anerkennung „der staatsrechtlichen

Ansprüche auf diese Gebiete" wieder mit Ungarn vereinigt wurden. Weniger angenehm berührte die in Widerspruch mit den Achtundvierziger Gesetzen stehende Errichtung einer siebenbürgischen Hofkanzlei. Eine gleiche Behörde mit dem Kanzler Mazuranic an der Spitze ward für Kroatien errichtet, wobei jedoch auf die nothwendige Regelung des Verhältnisses zu Kroatien hingewiesen wurde.

Vom 21. bis 26. Oktober hatte sich Kaiser Franz Josef in Warschau aufgehalten, wo er mit dem Kaiser Alexander II. und dem Prinz-Regenten von Preußen zusammenkam, ohne daß dadurch die latenten Gegensätze zwischen den Staaten ausgeglichen worden wären.

Eine lang ersehnte Maßregel trat mit 6. November in Kraft, oder besser gesagt, eine der verhaßtesten Einrichtungen des bestandenen Polizeiregimentes wurde beseitigt, indem das System der sogenannten „Verwarnungen" an Zeitschriften aufgehoben wurde. Durch dasselbe war die Tagesliteratur vollkommen der Administrativbehörde preisgegeben, da solche wiederholte Verwarnungen ohne jede weitere gerichtliche Procedur genügten, um das Weitererscheinen eines Blattes einfach verbieten zu können.

Eine schwere Sorge senkte sich mit Jahresschluß auf das durch die schwierigen Verhältnisse des Staates ohnehin bedrückte Gemüth des Monarchen durch eine dem Anschein nach nicht unbedenkliche Erkrankung der kaiserlichen Gattin. Da die Aerzte zur Wiederherstellung den Aufenthalt in milderem Klima für nöthig erklärten, trat Kaiserin Elisabeth im November 1860 die Reise nach Madeira an, um dort den Winter zuzubringen.

Die Hoffnung auf völlige Genesung, welche durch die im Mai des folgenden Jahres erfolgte und von der Bevölkerung theilnehmend gefeierte Rückkehr in die Heimat geweckt worden war, erwies sich leider diesesmal noch als trügerisch. Schon im Juni stellte sich eine auffällige Verschlimmerung der als Brustleiden diagnosticirten Krankheit ein, und ein zweiter Aufenthalt im Süden mußte in Aussicht genommen werden. Noch waren Friedrich Halm's Worte, die er der ersten Rückkehr der Kaiserin widmete, nicht Wahrheit geworden:

„Der schönste Morgen doch, der uns kann tagen:
Es wird die Stunde Deiner Rückkunft sein,
Ziehst Du — die wiederaufgeblühte Rose —
Vom fernen Strand bei Deiner Völkern ein!"

Da es der dringende Wunsch der Kaiserin Elisabeth war, näher der Heimat zu sein, wurde diesesmal Corfu zum Aufenthalt gewählt, wohin die Monarchin nach kurzem Verweilen in Miramar, der Schöpfung des kunstsinnigen Erzherzogs Ferdinand Max, abreiste.

Noch im Herbst 1861 besuchte der Kaiser seine Gemalin auf Corfu, und im November erfolgte die Rückreise nach Görz, wo der Winteraufenthalt mit den kaiserlichen Kindern genommen wurde und woran sich eine bis in den Mai dauernde Residirung in Venedig schloß (Bild Seite 857), wo man der Kaiserin große Anhänglichkeit bewies, leider aber die vollständige Heilung nicht gefunden werden konnte, die der vielgeprüften Fürstin erst auf dem Boden ihrer ersten Heimat beschieden werden sollte.

In den deutschen Kronländern hatten das Oktoberdiplom und noch mehr die demselben folgenden Landesstatute wenig Beifall gefunden. Wenn Goluchowski den ungarischen Ministern ziemlich brüsk sagte, daß sie sehen möchten, wie sie in Ungarn zurecht kämen, am Oktoberdiplom könne nichts geändert werden, „weil die Regierung die vollgiltigsten Beweise in der Hand habe, daß die Bevölkerung ganz zufrieden sei mit dem Gang der Dinge", so befand er sich in einer jener Selbsttäuschungen, welchen Minister in Bezug auf ihre Maßregeln so leicht unterliegen. Zahlreiche Voten von Handelskammern und Gemeindevertretungen konnten ihn eines Besseren belehren, und viele der letzteren weigerten sich sogar, weiter zu fungiren, da ihre gesetzliche Functionszeit schon längst abgelaufen war. Unter Bach war es nämlich üblich, Gemeinderepräsentanzen, die der Regierung angenehm

waren, fortbestehen zu lassen, ohne Ergänzungs- oder Erneuerungswahlen zu veranlassen.

Je klarer es wurde, daß Ungarn sich mit dem Oktoberdiplome nicht begnügen wolle, das auch sonst mit Ausnahme der Feudal-Aristokraten, die darin die Rückkehr zu den vormärzlichen rothbefrackten Landständen sahen, wenig aufrichtige Freunde besaß, desto schwankender wurde die Stellung Goluchowski's.

Es überraschte und betrübte daher Niemand, als der 13. Dezember seine Enthebung brachte, und an seine Stelle trat, besonders von der deutschen Bevölkerung freudig begrüßt, der einstige deutsche Reichsminister Anton Ritter von Schmerling (Bild Seite 800), der vor der Verfassungs-Aufhebung, wie wir gesehen haben, das Justizportefeuille im Ministerium Schwarzenberg niedergelegt hatte.

Ein Rundschreiben an die Statthalter vom 23. Dezember bezeichnete ziemlich klar die Ziele des neuen Staatsministers, der schon durch den Passus von den „weiteren Grundzügen der Verfassungsarbeit" bewies, daß er nicht beim Oktoberdiplome stehen bleiben wolle. Bemerkenswerth war besonders folgende Stelle, aus welcher sich die Schwenkung zu Gunsten des centralisirenden constitutionellen Regimentes unschwer herauslesen ließ: „Die Landesstatute müssen die Landtage auf der Basis der Interessen-Vertretung durch unmittelbare Wahlen mit ausgedehnterem activen und passiven Wahlrecht zusammensetzen und ihnen Oeffentlichkeit der Verhandlungen, sowie das Recht der Iniative zusprechen. Davon darf nicht Umgang genommen werden, weil die Gleichartigkeit und Harmonie zwischen den Erblanden und dem, was Ungarn gegeben ward, es offenbar und einleuchtend erfordert, und weil auch die Befriedigung der Zeitbedürfnisse diese Concessionen jedenfalls erheischt. Die natürliche und unvermeidliche Folge davon ist, daß der Reichsrath ähnlicher, seine Bedeutsamkeit erhöhender Qualitäten bedarf. Er muß seitens der Landtage durch freie Wahl, nicht durch Ternavorschläge beschickt werden, muß gleichfalls Oeffentlichkeit und gesetzgeberische Initiative erhalten und in Bezug auf die Zahl seiner Mitglieder jenes erforderliche Ansehen und geistige Gewicht erhalten, das er zu den nur ihm allein vorbehaltenen, höchst wichtigen Functionen bedarf."

Damit begann der zweite Act des so phasenreichen österreichischen Verfassungs-Dramas.

Unter der Februar-Verfassung.

(1861—1865.)

Selten wurde noch ein österreichischer Staatsmann mit so viel Enthusiasmus bei seinem Amtsantritt begrüßt wie Schmerling. Wenn sich dies im Verlaufe seiner Wirksamkeit änderte, so fällt die Schuld zu gleichen Theilen auf ihn und seine Bewunderer. Man versprach sich Dinge von ihm, die unter den gegebenen Verhältnissen Niemand hätte leisten können, am wenigsten aber dieser Mann mit seinem festgefügten, allem Diplomatisiren abgeneigten Charakter, und eben dieser war es andererseits, womit er sich seine Aufgabe selbst erschwerte, indem er an einer zwar löblichen, aber in seiner Zeit unmöglich zu erfüllenden Aufgabe hartnäckig festhielt und sich noch durch die Offenheit, um nicht zu sagen Rücksichtslosigkeit seines Vorgehens Feinde schuf.

Die ganze innere Politik drehte sich um das Verhältniß zu Ungarn, und nun rächte sich das Versäumniß des Absolutismus. Im Jahre 1851 und vielleicht auch noch später wäre es gelungen, das Land in eine Stellung zum Gesammtreich einzufügen, wie es den Staatsmännern des Oktober-Diploms und Februar-Patentes vorschwebte; nach 1859, wo jede Concession von der unerbittlichen Nothwendigkeit diktirt wurde, bestand Ungarn auf seinem Schein von 1848 und ließ sich daran nicht durch die theoretisch kaum, praktisch aber gar nicht haltbare Aufstellung, daß es sein Recht „verwirkt" habe, beirren. Deák traf auch hier den Nagel auf den Kopf, wenn er sagte: „Man kann einem Volke seine Rechte und Freiheiten nehmen, verlieren aber kann es sie nur, wenn sie von ihm selbst aufgegeben werden."

In dem Verhältniß zu Ungarn lag der Keim zu allen Schwierigkeiten der Amtsführung Schmerling's und zu seinem Sturz. Die offene Auflehnung gegen das Februar-Patent, von dem man sagte, „es sei ein Kanonenschuß gegen Ungarn, nachdem das Oktober-Diplom einen Oelzweig gereicht hatte", machte das Zurückgreifen zum Absolutismus nothwendig, und der Versuch, die eine Reichshälfte, in der eine Art Diktatur herrschte, durch die andere constitutionell regierte staatsrechtlich aushungern zu lassen, war von vorneherein verfehlt. Dessenungeachtet steht Schmerling als Politiker und Patriot hoch über den Opportunitätsmenschen, die es für verdienstlich halten, keine Ueberzeugung zu haben, die weise zu sein glauben, wenn sie jeder von der wechselnden Stimmung emporgespülten Meinung ihre Reverenz machen. Sein Irrthum war ein solcher, welchen mit ihm die Besten seiner Zeit theilten, und der heute noch nicht aus allen Herzen und Köpfen geschwunden ist. Es ist thöricht, daß die Menschen an schönen, aber unerfüllbaren Träumen am hartnäckigsten hängen, und es gibt auch einen politischen Idealismus, der in seiner Art so berechtigt ist wie jeder andere.

Mit Beginn des Jahres 1861 erschienen in rascher Folge Wahlordnungen für die Landtage, darunter auch eine als provisorisch bezeichnete für Ungarn, welche

von Rhodus, und hat sich in Constantinopel niedergelassen, wo er einige Jahre vor dem Jahr 1600 gestorben ist. Er hat sich in der Welt durch seine Kunst berühmt gemacht, und ist in Griechenland, Italien, Frankreich und Deutschland bekannt. Er pflegte gewöhnlich von Rhodus aus in Italien, Frankreich, Deutschland und Polen zu reisen, und hat sich in allen diesen Ländern einige Zeit aufgehalten, und Bilder gemahlet, die noch in vielen Kirchen und Häusern zu sehen sind.

Die Griechischen Gemählde seyen gemeiniglich trocken. Man sieht Heiligen, aber keine Leben. Einige Personen haben mir gesagt, daß Theophanes Bilder von Leben gemahlet, und sehr

Theophanes Griechischer Mahler.

natürlich seyen. Ich erinnere mich, daß ich in Italien einige Bilder gesehen habe, welche mir Griechische Mahlereyen zu seyn schienen, obwohl dieselben mit Lateinischen Aufschriften versehen waren.

Ich habe einige Griechische Bücher gesehen, worinn Theophanes Bildnisse in Kupfer gestochen sind. Ich habe auch

Am 4. Februar 1861 erfolgte die Completirung des Ministeriums. Das Präsidium übernahm Erzherzog Rainer, der zahlreiche Sympathien in der Bevölkerung genoß und für einen überzeugten Anhänger verfassungsmäßiger Zustände galt. An die Spitze des wiederhergestellten Handelsministeriums trat Mathias Konstantin Graf Wickenburg (geb. 1797), zum Justizminister wurde Adolf Baron Pratobevera (geb. 1806) ernannt, als Verwaltungsminister trat Lasser an Schmerling's Seite, der sich als Staatsminister die Verfassungs-Angelegenheiten und das Unterrichts-Departement vorbehielt. Als Minister ohne Portefeuille trat Graf Moriz Eßterházy (geb. 1807) ein, ein feiner Staatsmann aus der Schule des Vormärz, daher ein entschiedener Gegner jeder freiheitlichen Richtung, der eine weniger offenkundige, aber dafür im Stillen desto wirksamere Thätigkeit entfaltete und nicht wenig zum Sturze des Ministeriums, dem er angehörte, beigetragen haben soll.

Am 26. Februar erfloß das Verfassungs-Patent, welches die neue Richtung vollkommen klar stellte. Unter gleichzeitiger Cassirung der von Goluchowski erlassenen Landesstatute erließ das Februar-Patent „auf Grund des Oktober-Diploms" das Reichstagsstatut und neue Landesordnungen, welche zusammen mit dem Diplom „als Inbegriff der Grundgesetze für die Verfassung des Reiches" erklärt wurden. Mit ungetheilter Befriedigung wurden diesseits der Leitha die Schlußworte aufgenommen: „Wir werden diese feierlich verkündeten Normen nicht nur unverbrüchlich halten, sondern verpflichten auch unsere Nachfolger, sie unverbrüchlich zu befolgen und dies bei ihrer Thronbesteigung in einem eigenen Manifest anzugeloben. Wir erklären den festen Entschluß, sie mit all unserer kaiserlichen Macht gegen jeden Angriff zu schirmen und darauf zu sehen, daß sie von Jedermann befolgt und gehalten werden."

Das Reichsrathsstatut gliederte diesen Vertretungskörper in das Herren- und Abgeordnetenhaus, welch letzteres aus zweihundertdreiundzwanzig von den Landtagen entsendeten Abgeordneten bestand, die den engeren Reichsrath ausmachten, der sich durch Zutritt von hundertzwanzig Deputirten der drei transleithanischen Landtage (Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien) zur Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten in den „weiteren Reichsrath" verwandelte — eine allerdings etwas complicirte und nicht blos zu zahlreichen Witzen, sondern in der Praxis, die übrigens nie eintrat, auch zu Verwicklungen Anlaß gebende constitutionelle Maschinerie.

Eine für die Autonomie der Länder höchst werthvolle Institution wurden die von den Landtagen aus ihrer Mitte bestellten Landesausschüsse, welchen die Leitung aller selbstständigen Landesangelegenheiten auch während der Landtags-Vacanzen anheimgegeben war.

Am 6. April eröffneten die Landtage ihre Thätigkeit. Die sonderbaren und sehr divergirenden Stimmen, die sich aus denselben laut machten, hätten fast Anlaß gegeben, an die Richtigkeit des von dem berühmten Historiker Christof Friedrich Dahlmann (geb. 1785, gest. 1860) ausgesprochenen Satzes glauben zu lassen, daß eine patriarchalische Regierung Oesterreichs wohl Sitte und Volksthum respectiren kann, ein Versuch, den Völkern aber wahre politische Freiheit zu verleihen, dazu führen könnte, daß sich der Staat selbst in die Luft sprengt.

In Böhmen regnete es Proteste der czechischen Partei, die plötzlich ein längst vergessenes und auch 1848 nicht berührtes „vernewertes Landrecht" aus der Zeit Ferdinand's I. (geb. 1503, gest. 1564) aus dem staatsrechtlichen Moder ausgruben. Auch die Wahlen in den Reichsrath wurden nur unter Protest aufgenommen. Auf dem kroatischen Landtage fehlten fast alle Abgeordneten, die nicht der ultrakroatischen, auf die fast mythenhafte Krone Zwonimir's zurückgreifenden Partei angehörten. In Tirol gefiel sich die extremklerikale Mehrheit in polternden Kundgebungen für die Glaubenseinheit, „die es, unbesudelt von dem Pesthauch einer schlechten Zeit, seinen Nachkommen überliefern wolle". Dagegen stellten die Südtiroler einen Antrag auf administrative Theilung des Landes und eine be-

sondere Vertretung für die Wälschtiroler in Roveredo, was natürlich abgelehnt wurde. Aus dem galizischen Landtage kam eine Adresse an den Staatsminister, welche in ziemlich drohendem Tone sagte: „Wenn statt eines souveränen Landtages in Galizien ein allgemeiner, wie immer gearteter einheitlicher Reichstag für die ganze Monarchie, an dem auch wir theilnehmen müßten, in Angelegenheiten Galiziens einen entscheidenden Einfluß erhielte, dann würden in der That die politischen Zwecke eines bestimmten, von germanischer Tendenz durchdrungenen Theils an unserer, dem deutschen Bunde fremden Nation, gleichwie an jedem nichtgermanischen Stamm, dem kräftigsten, begründetsten Widerstand begegnen." Das Komische an der Sache war nur, daß der Führer der sich zu dieser Adresse bekennenden Partei derselbe Mann war, welcher dem 1848er Reichstag präsidirte, und unter dessen Vorsitz die Kremsierer Verfassung berathen wurde, die in ihrer Art weit centralistischer war als das Februar-Patent. So unheilvoll hatte gerade der zehnjährige Absolutismus mit seinen stramm centralisirenden Tendenzen auf die Umwandlungen der politischen Parteien in rein nationale eingewirkt.

Ein mächtiger Schritt nach vorwärts geschah durch das Protestanten-Patent vom 8. April 1861, welches den evangelischen Unterthanen die principielle Gleichheit vor dem Gesetze sicherte und ihnen vollkommene Selbstständigkeit in Behandlung ihrer confessionellen Angelegenheiten gewährte. Schmerling hatte erkannt, daß dem „Concordatsstaat" werthvolle Sympathien verloren gegangen waren, er sagte daher einer dankenden Deputation: „Sie müssen uns, meine Herren, die verlorengegangenen Sympathien der Deutschen im Reiche zurückerobern helfen."

Am 22. April erfolgte die Ernennung der Herrenhausmitglieder, unter welchen sich Grillparzer, Münch-Bellinghausen (Halm), Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) und andere Sommitäten befanden, und am verheißungsvollen ersten Mai wurde der Reichsrath durch den Monarchen eröffnet. Die Thronrede schloß mit den Worten: „Ich erkenne es als Meine im Angesichte aller Meiner Völker übernommene Regentenpflicht, im Sinne der im Oktober-Diplom ausgesprochenen und im Februar-Patent zur Durchführung gelangten Idee, die Gesammtverfassung als das unantastbare Fundament des Kaiserreiches, dem in feierlicher Stunde geleisteten Angelöbniß getreu, mit Meiner kaiserlichen Macht zu schützen und bei festem Willen jede Verletzung derselben als einen Angriff auf den Bestand der Monarchie, auf die Rechte aller Meiner Länder und Völker zurückzuweisen."

Minder erfreulich entwickelten sich die Dinge in Ungarn, obwohl sie nur der vorauszusehenden Richtung folgten. Schon im Jänner war man zu den schärfsten Schritten gegen die Comitatsausschüsse gezwungen gewesen, und ein Rescript beklagte es mit bitteren Worten, „daß die Erwartung des Monarchen, offenes Entgegenkommen werde bei einem edlen und politisch gereiften Volke gerechte Würdigung, wahres Verständniß und redliche Unterstützung finden, nicht in Erfüllung gegangen sei".

Die Antworten darauf glichen alle mehr oder weniger jener des Pester Comitates. „Die düstere Schilderung von den Uebergriffen der Comitate zerfließt gleich einem Nebelbild, wenn man die Sache vom constitutionellen Gesichtspunkt aus betrachtet; die Comitate klammern sich an das Gesetz und nehmen keine Verordnungen an, die damit im Widerspruch stehen. Im Staatsorganismus ist das Nebeneinander von Constitutionalismus und Willkür unvereinbar und muß den Staat stürzen. Von der Eintreibung der gesetzwidrigen Steuern und von der illegalen Rekrutenstellung entheben wir uns nicht selbst, sondern das Gesetz verbietet uns dieselben. So lange die 1848er Artikel nicht durch den Landtag modificirt sind, erkennen wir sie als aufrechtstehende Gesetze an, deren Effectuirung zu betreiben wir nicht unterlassen werden. Von diesem Standpunkt kann uns wohl die Gewalt vertreiben, allein sie kann uns nicht zwingen, mit eigenen Händen die Basis unserer Verfassung abzutragen."

Und in diesem Zirkel bewegten sich durch Jahre alle Verhandlungen mit Ungarn, auf dessen Seite nicht allein das formelle Recht, sondern leider auch die durch zufällige Umstände noch befestigte politische Consequenz war.

Schon die am 12. Juni beschlossene Adresse des ungarischen Landtages mußte „wegen ihrer Form" zurückgewiesen werden und betonte, als sie geändert und entgegengenommen wurde, die Aufrechthaltung der constitutionellen Selbstständigkeit, die territoriale und politische Integrität des Landes als unumgängliche Vorbedingung jeder weiteren Unterhandlung, wogegen ein kaiserliches Rescript vom 2. Juli auf dem Oktober-Diplom als Grundlage der Vereinbarung beharrte.

Am 8. August wurde die berühmte von Deák entworfene zweite Adresse berathen, die mit schneidender Schärfe die Situation beleuchtete. „Eure Majestät erklären bestimmt, einen Theil unserer geheiligten Rechte nicht anzuerkennen. Die Regierung Eurer Majestät regiert nicht im Einklang mit der Verfassung. Wir können das Oktober-Diplom und Februar-Patent nicht als verpflichtend für Ungarn anerkennen, noch zur Grundlage unserer Berathungen nehmen. Wir protestiren feierlich dagegen, daß der Reichsrath sich in welcher Beziehung immer Gewalt über Ungarn anmaße; wir werden keine Wahlen in den Reichsrath vornehmen, und sollten dieselben außerhalb des Landtages erfolgen, so verwahren wir uns dagegen, als ob diese Gewählten Ungarn irgendwie vertreten könnten. Wir erklären hiemit, daß wir die auf Ungarn und die damit verbundenen Theile bezüglichen Verordnungen des Reichsrathes als ungiltig betrachten; daß wir keine Last, keine Pflicht, die der Reichsrath begründet, kein Anlehen, dessen Aufnahme er beschließt, keinen Verkauf einer Staatsdomäne, zu dem er seine Einwilligung ausgesprochen, als für Ungarn bindend anerkennen. Wir nehmen keine Octroyirung an und erklären, daß wir ebensowenig die Uebertragung unseres Steuerbewilligungsrechtes auf den Reichsrath acceptiren, wie wir die völlig rechtskräftigen Achtundvierziger Artikel einseitig durch die Regierung auslöschen lassen können. Wir sehen mit Schmerz, daß Eure Majestät jede Verständigung unmöglich gemacht und deren Faden definitiv abgerissen. Wir sprechen es daher mit tiefem Bedauern aus, daß infolge des Rescripts auch wir den Faden der reichstäglichen Verhandlungen als abgerissen zu betrachten genöthigt sind."

Interessant und bezeichnend für das Schwimmen mit der Strömung war, daß das Oberhaus, in dem angeblich die „besonnenen Elemente des Landes" saßen, dieser Adresse „einstimmig und freudig" beitrat.

Die erste Folge der so zu Tage tretenden scheinbar unversöhnlichen Gegensätze war der Rücktritt des Hofkanzlers Vay, welcher durch den Grafen Anton Forgach (geb. 1819), bisher Statthalter von Böhmen, ersetzt wurde. Forgach war ein Bureaukrat der alten Schule, Ungarn nur durch die Geburt angehörig und ganz ohne politischen Einfluß im Lande.

Unter den herrschenden Verhältnissen war die einzig mögliche Antwort auf die letzte Adresse die Auflösung des Landtages, die denn auch am 21. August erfolgte, weil „keine nützliche Thätigkeit von ihm zu erwarten war, da er seine erhabene Aufgabe zum großen Schaden Aller gänzlich verkannte".

Zwei Tage später wurde dem Reichsrathe in Wien offizielle Kenntniß von diesen Vorgängen gegeben, indem die betreffenden Aktenstücke und eine an den Reichsrath gerichtete kaiserliche Botschaft verlesen wurden. Aus der letzteren ist jener Passus interessant, welcher in etwas gewundener Weise die von der Regierung aufgestellte „Verwirkungstheorie" begründet. Er lautet: „Verfassung, Rechte und Freiheiten, Landtag und Municipal-Einrichtungen Ungarns sind wiederhergestellt unter Einem Vorbehalte. Dieser Vorbehalt hat nicht den Zweck, die unbeschränkte Gewalt zu vermehren, sondern besteht — bei wesentlicher und umfangreicher Erweiterung der ehemaligen Landtagsbefugnisse in Steuer- und Finanzsachen — darin, daß das constitutionelle Zustimmungsrecht für die allen Völkern gemeinschaftlichen Angelegenheiten gemeinsam ausgeübt werden soll. Dieser Vorbehalt gefährdet Ungarns nationale Selbstständigkeit nicht im geringsten; er fordert nur die land-

tägliche Revision und Aufhebung der Artikel, die mit den neuen Grundgesetzen im Widerspruch stehen. Er ist im Rechte begründet; denn Ungarns Verfassung ist durch Seine Majestät freiwillig wieder hergestellt; sie war durch die revolutionäre Gewalt nicht nur gebrochen, somit von rechtswegen verwirkt, sondern auch faktisch beseitigt".

Beide Häuser des Reichstages sprachen in Adressen ihre Zustimmung zu dieser Auffassung aus, wobei „die Festigkeit des Fürsten nach zwei Seiten dankbare Anerkennung fand, weil er sowohl sein angestammtes Recht bewahre als auf dem verfassungsmäßigen Wege beharre und die Rechte seiner außerungarischen Völker schütze".

Am 5. November wurde Feldmarschall-Lieutenant Graf Moriz Pálffy (geb. 1812) zum Statthalter in Ungarn ernannt, den man mit verhängnißvoller Analogie „Lamberg II." nannte. Zugleich wurde die corporative Wirksamkeit des Statthalterei-Rathsgremiums suspendirt, die Auflösung sämmtlicher Comitats-Ausschüsse angeordnet und die Militärgerichtsbarkeit für bestimmte, gegen die öffentliche Ordnung und die Sicherheit von Personen und Eigenthum gerichtete strafbare Handlungen bestellt. Es waren das traurige Schritte, welche von den Feinden freiheitlicher Zustände ausgebeutet wurden und in der That zu beweisen schienen, daß auch das verfassungsmäßige Regime der Hilfsmittel des Absolutismus nicht entbehren konnte, wenn es sich in Zielen und Mitteln im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung befand.

Eine erschütternde Episode aus jener Zeit war der Selbstmord des Grafen Ladislaus Teleky (geb. 1811), welchem wir schon vor dem Jahre 1848 als leidenschaftlichem Politiker begegnet sind. Wegen seiner Theilnahme an der Revolution zum Tode verurtheilt, war er das rührigste Glied der ungarischen Emigration in Paris. Während eines Aufenthaltes in Dresden ließ ihn Ende 1860 die sächsische Regierung verhaften und nach Oesterreich ausliefern, wo er jedoch vollkommen begnadigt, vom Kaiser huldvoll empfangen und gegen die Versicherung künftiger Treue sogar in seine Güter wieder eingesetzt und zum politischen Leben zugelassen wurde.

Doch bald gewann der leidenschaftliche Charakter Teleky's wieder die Oberhand; er gefiel sich in der Stadtrepräsentanz durch maßlose Reden, die ihm sogar mit Rücksicht auf das Vorgefallene von Gesinnungsgenossen verübelt wurden, und war der Führer der sogenannten „Beschlußpartei", die überhaupt von Unterhandlungen gar nichts wissen wollte. Aus Paris sollen angeblich jene compromittirenden Schriftstücke gekommen sein, welche bewiesen, daß Teleky noch immer mit der Emigration in Verbindung stehe und tief in hochverrätherische Conspirationen verwickelt sei. Diese Beweise seines Wortbruches wurden ohne weitere Bemerkungen dem Grafen unter dem Verschluß des kaiserlichen Siegels zugesendet, und erdrückt von dem Bewußtsein seiner Schuld und der neuerlichen unverdienten kaiserlichen Hochherzigkeit griff er am 27. April zur Pistole.

Verhältnißmäßig ruhig verlief die erste Session des Reichsrathes, obwohl es an explosiven Ausbrüchen nationaler Empfindlichkeit nicht ganz fehlte. Am 3. Oktober fand das Gesetz über die Immunität der Reichsraths- und Landtags-Mitglieder die kaiserliche Sanction, am 17. Dezember erfolgte die erste Budgetvorlage, die eine nicht sehr rosige finanzielle Lage und ein ziemlich umfangreiches Deficit enthüllte.

Das am 5. März sanctionirte Gemeindegesetz löste eine seit mehr als zwölf Jahren brennende Frage, indem es zu den gesunden Grundsätzen der schon von Stadion vorgeschlagenen weitgehenden Selbstverwaltung zurückkehrte und den reaktionären Grundsätzen des übrigens nie in Wirksamkeit getretenen Bach'schen Gemeindegesetzes von 1859 ein Ende machte. Maßregeln administrativer Natur waren die Errichtung einer der ungarischen Hofkanzlei gleichgestellten Centralbehörde für Kroatien, die auch politisch bedeutsam war und neue Mißstimmung in Ungarn erzeugte, ferner die Errichtung eines besonderen Marine-Ministeriums,

dessen Leitung der bisherige Statthalter von Triest, Friedrich Moriz Baron Burger (geb. 1805, gest. 1873) übernahm. Eine weitere Veränderung im Ministerium brachte die Krankheit Pratobevera's mit sich, der mit Jahresschluß (20. Dezember 1862) durch Franz Freiherr von Hein (geb. 1808), den Führer der Minorität im verstärkten Reichsrathe und ersten Präsidenten des Abgeordnetenhauses, als Justizminister ersetzt wurde.

Der Monat Februar 1862 brachte eine verheerende Ueberschwemmung über die nördlichen Theile von Wien, die dem Monarchen Gelegenheit gab, seine werkthätige Fürsorge glänzend zu beweisen. Täglich erschien er mehrmals an den bedrohten Punkten und ließ sich stundenlang in einer einfachen Zille von Pionnieren herumrudern, helfend und anordnend, wo es nöthig war. Dabei geschah es, daß er, erbittert über den Anblick der haute-volée, die aus der Besichtigung der Schreckensscenen eine Art prickelnder Unterhaltung machte und am Damm des Augartens einen eleganten Corso inscenirte, den Promenirenden zurief: „Ja, was glauben denn die Herrschaften? Halten Sie das für eine Praterfahrt?" ein Wort, das Jenen zur verdienten Beschämung, den übrigen, entweder nothleidenden oder helfenden Anwesenden aber zu ebenso großer Genugthuung gereichte.

Eine kaiserliche Botschaft vom 1. Mai 1862 gab die Zusage, „daß die Minister für die Aufrechthaltung der Verfassung und für die genaue Erfüllung der Gesetze auch der Reichsvertretung gegenüber sich verantwortlich erkennen" und seinerzeit ein besonderes die Ministerverantwortlichkeit codificirendes Gesetz eingebracht werden würde.

Eine für die commerciellen Interessen wichtige Maßregel war die Einführung des deutschen Handelsgesetzbuches (20. September 1861) und nach der gleichen Richtung füllte die am 12. Oktober eröffnete Handels-Akademie eine fühlbare Lücke in der Organisirung des höheren Unterrichtes aus.

Nach langwierigen Verhandlungen vereinbarte eine Commission aus Mitgliedern beider Häuser des Reichsrathes das neue Bankstatut, welches das wichtigste Creditinstitut des Reiches seiner eigentlichen Bestimmung zurückgeben sollte. Seit die Nationalbank bei Emission des Lotterie-Anlehens vom Jahre 1860 wieder einfach die Rolle eines Staats-Comptoirs eingenommen hatte, war die Schuld des Staates immer mehr angewachsen. Nach der Bankakte sollte dieselbe auf achtzig Millionen restringirt, die Notenausgabe bis zum Belaufe von zweihundert Millionen mit Effecten, der Mehrbetrag darüber aber durch Metall bedeckt sein — löbliche Bestimmungen, die mit der Zeit eine Sanirung der Creditverhältnisse im Gefolge gehabt haben würden, wenn man sie gehalten hätte.

Eine nothwendige Ergänzung der Gesetzgebung in freiheitlicher Beziehung brachten die am 27. Oktober sanctionirten Gesetze zum Schutze des Hausrechtes und der persönlichen Freiheit, und den ärgsten Härten des noch immer zu Recht bestehenden Kempen'schen Preßgesetzes machte das neue vom 17. Dezember ein Ende, welches auch die Concessionirung des Zeitungsbetriebes aufhob und sogar die in der Praxis übrigens unwirksam bleibende Bestimmung enthielt, daß den Journalen gegen ungerechtfertigte Beschlagnahme die Entschädigungsklage offen stehe. Bei diesem Anlasse machte Schmerling, als seine Vorlage als zu wenig freisinnig angefochten wurde, jene ihm später vielfach vorgehaltene Bemerkung: „Die Regierung hat den ganzen Apparat der Verwarnungen und Confiscationen in den Händen, und will man das neue Gesetz nicht zu Stande kommen lassen — nun, wir können warten!"

Die wichtigste Maßregel war unleugbar die Umgestaltung der bisher ernannten in eine vom Reichsrath aus beiden Häusern freigewählte Staatsschulden-Controls-Commission, die auch während der Ferien oder der Auflösung des Parlamentes fungirte und ziemlich weitgehende Befugnisse hatte.

Am 18. Dezember schloß der Kaiser die erste Session des Reichsraths unter huldvoller Anerkennung der Thätigkeit desselben, durch welche „das Vertrauen auf die Kraft Oesterreichs mächtig gehoben" worden sei. Schon am 9. Jänner traten

die Landtage wieder zusammen, wodurch schon damals die Klage wegen Complicirtheit des parlamentarischen Apparates und Ueberbürdung der Abgeordneten wach wurde.

Der noch immer sehr leidende Zustand der Kaiserin machte kurz vor ihrer Rückkehr von Venedig wieder die Aufsuchung eines Curortes nöthig, als welcher diesesmal Kissingen ausersehen wurde. Dort fand die hohe Frau endlich volle Genesung, und als sie am 16. August nach Wien zurückkehrte, bewies der Jubel der Bevölkerung, der sich in einem Fackelzug und einer glänzenden Illumination bewies, wie tief und herzlich die Theilnahme war.

Ein neuer Anlaß zur Aeußerung dynastischer Gefühle war die am 31. August 1862 im Beisein des Monarchen stattfindende Enthüllung des Maria Theresien-Denkmals vor der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt, die ihre Gründung dieser großen Fürstin verdankte. Das Denkmal, ein Werk des leider zu früh der Kunst entrissenen Hans Gasser, zeigt die Kaiserin in der vollen gereiften Schönheit ihrer imponirenden Persönlichkeit. Am Piedestal sind die vier Personificationen der Regententugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Religion und Stärke angebracht. (Bild Seite 865.)

Bevor wir in der Entwicklung der inneren Zustände weiter schreiten, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Beziehungen nach Außen werfen, die leider nicht sehr zufriedenstellend waren. Die traditionelle österreichische Politik stand zu sehr und nach zu vielen Richtungen in offenem Widerspuch mit dem Gang der Zeitereignisse, um nicht auf Schwierigkeiten nach allen Seiten zu stoßen, und die österreichische Diplomatie hatte weder die Behendigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen, noch weniger die Geschicklichkeit, Vortheile daraus zu ziehen. Ueber dem Bestreben, italienische und deutsche Politik zu machen und überall imaginäre Machtsphären zu hüten, die beim Licht besehen nichts als Quellen der Verlegenheiten waren, versäumte man es, gesunde rein österreichische Real-Politik zu treiben.

In Bezug auf die italienischen Verhältnisse stand Oesterreich allein dem ganzen Europa gegenüber. Den Vorgängen in Mittel-Italien, wo in Toskana, Parma, Modena und den römischen Legationen Volksabstimmungen sich für den Anschluß an Piemont aussprachen, folgte man mit begreiflichem Verdruß, so daß die Königin Victoria von England in der Thronrede vom 24. Jänner 1860 ziemlich scharf betonte, daß „keine äußere Gewalt dem italienischen Volk eine Regierung oder Verfassung aufdrängen dürfe". Und mit noch unverblümterer Sprache empfahl acht Tage später eine französische Depesche dem Wiener Cabinet den strikten Anschluß an den englischen Vorschlag der Nichteinmengung in die italienischen Verhältnisse. Wenn trotzdem Graf Rechberg die Ergebnisse der Volksabstimmungen in der Note vom 18. Februar als nicht bindend erklärte, so war das ein Schlag in das Wasser, da man ja doch nicht daran dachte, der weiteren Entwicklung hemmend in den Weg zu treten.

Die Ereignisse in Neapel warfen dieselbe Frage noch dringender auf. Am 11. Mai 1860 landete Giuseppe Garibaldi mit seinen berühmten „Tausend" bei Marsala in Sicilien und hatte in wenigen Tagen das ganze Inselland in seiner Gewalt. Die königliche Gewalt erwies sich gänzlich unterhöhlt, und auch auf dem Festland konnte nur ein schwacher Widerstand entgegengesetzt werden, so daß am 7. September Garibaldi in Neapel einzog, während am 18. die Piemontesen das von Lamoricière befehligte päpstliche Heer bei Castelfidardo schlugen und zersprengten.

Mitte Februar 1861 nahm Victor Emanuel, der nun mit Ausnahme Venetiens und des von den Franzosen besetzten Theiles des Kirchenstaates die ganze Halbinsel beherrschte, den Titel eines Königs von Italien an. Nach der Reihe anerkannten ihn die europäischen Regierungen als solchen, selbst das doch gewiß gutkatholische Spanien. Nur Graf Rechberg protestirte in einer Circular-Note vom 2. März 1861 dagegen und sagte herb: „Die Proklamirung des Königreiches Italien setzt einer langen Reihe von Vertragsverletzungen und Eingriffen

in der Schweiz zu thun sei, kann, da unser Nachbarn überhaupt für Deutschland keine Gefahr sind, nur in Frankreich liegen. Wie dem aber sei, Thatsache ist, daß durch den Bau der Gotthardbahn, durch die Eröffnung der Simplonbahn, durch die Anlage der Lötschbergbahn, auf Wunsch Italiens, auch der Bau der Bernina-Bahn, Frankreich in der Lage ist, seine Truppen in kürzester Zeit an die Grenze Italiens zu werfen.

Generalmajor Freiherr von Bernhardi, Berlin.

Dann sind die deutschen Interessen Rußland so fremde, wie die Frankreichs, und wenn Rußland sich mit Frankreich verbindet, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß es Frankreich in der Lage ist, seine Truppen in kürzester Zeit an die Grenze Italiens zu werfen. Wie dem aber sei, Thatsache ist, daß durch den Bau der Gotthardbahn, durch die Eröffnung der Simplonbahn, durch die Anlage der Lötschbergbahn, auf Wunsch Italiens, auch der Bau der Bernina-Bahn, Frankreich in der Lage ist, seine Truppen in kürzester Zeit an die Grenze Italiens zu werfen. Wie dem aber sei, Thatsache ist, daß durch den Bau der Gotthardbahn, durch die Eröffnung der Simplonbahn, durch die Anlage der Lötschbergbahn, auf Wunsch Italiens, auch der Bau der Bernina-Bahn, Frankreich in der Lage ist, seine Truppen in kürzester Zeit an die Grenze Italiens zu werfen. Wie dem aber sei, Thatsache ist, daß durch den Bau der Gotthardbahn, durch die Eröffnung der Simplonbahn, durch die Anlage der Lötschbergbahn, auf Wunsch Italiens, auch der Bau der Bernina-Bahn, Frankreich in der Lage ist, seine Truppen in kürzester Zeit an die Grenze Italiens zu werfen.

„er schöpfe aus dieser bundesfreundlichen Mittheilung die lehrreiche Erfahrung, daß Preußen sich in Zukunft jeder ähnlichen Rücksichtnahme auf österreichische Interessen enthoben erachten dürfe". So warfen die Ereignisse von 1866 ihre Schatten voraus, und wenn es richtig ist, wie man vielfach behauptet, daß dieselben auf einem lange voraus von den Gegnern Oesterreichs entworfenen Plan beruhten, so wird man von der österreichischen Diplomatie sagen müssen, daß sie denselben nicht durchschaut und ihrerseits nach Möglichkeit zum Gelingen beigetragen hat.

Im Spätherbst 1861 griff ein von Luka Vukalović geschürter und von Montenegro aus begünstigter Aufstand der Rajah in der Herzegovina so um sich, daß auch Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Insurgenten trieben ihr Wesen auch in den zwei schon erwähnten schmalen Gebietsstreifen, welche bei

Polnische Insurgentenschaar. (Seite 876.)

Klek und Suttorina das österreichische Dalmatien theilen und bis zum Meer vordringen, und ließen sich beifallen, die von der Pforte Oesterreich zugestandenen Militärstraßen durch Batterien zu sperren. Das war denn doch auch der sonst in jeder Beziehung mit den schlimmen Nachbarn sanft verfahrenden Regierung in Zara zu toll, und es war nur das gute Recht Oesterreichs, daß die Brigade Rodich von Cattaro aus zur Zerstörung dieser Bauten beordert wurde. Wie wenig Wohlwollen man aber gegen Oesterreich fühlte, bewies sich auch bei diesem Anlasse, denn obwohl die österreichischen Truppen sofort nach Vollführung ihrer Aufgabe wieder über die Grenze gingen, ergriffen doch Rußland, Preußen und Frankreich diesen kleinlichen Anlaß, um gegen diese dem Pariser Frieden zuwiderlaufende Action zu protestiren — eine Action, die ein gutes Recht Oesterreichs betraf und die von der Türkei selbst gern gesehen wurde.

Wie es unter solchen Umständen ausfiel, wenn es sich um eine Frage handelte, die direct collidirende Interessen betraf, ist leicht zu ermessen. Die Frage

einer Reconstruction des deutschen Bundes kam in der öffentlichen Meinung nicht mehr zur Ruhe, die Regierungen beschäftigten sich damit, und sogar der deutsche Bundestag mußte sich dadurch aus seinem schläfrigen Dasein wecken lassen, obwohl diesem in erster Linie eine Gefahr daraus drohte. Als nun Preußen, in welchem seit dem Vorjahr nach dem Tode Friedrich Wilhelm IV. der bisherige Prinz-Regent Wilhelm den Thron bestiegen hatte, die Bildung eines „engeren Bundes", der nur die Zollvereinsstaaten mit Ausschluß von Oesterreich umfassen sollte, beantragte, war es nur ganz natürlich, daß Oesterreich dagegen energisch protestirte und den Antrag mit Hilfe der süddeutschen Königreiche ohne Discussion zu Fall brachte.

Aber die Gelegenheit zur Revanche blieb nicht aus. Vom Juli 1862 ab tagte in Wien eine Conferenz der deutschen Mittelstaaten, die sich ihrerseits den Kopf mit der Bundesreformfrage zerbrach und das Resultat in dem Antrag zu Tage brachte, es sei zu den Verhandlungen des Bundestages eine Delegation von Abgeordneten der verschiedenen Ständekammern beizuziehen.

Dagegen machte Preußen Front, indem es rund heraussagte: „Mit einer derartigen Einzelmaßregel werde nicht der Weg einer gedeihlichen Reform der Bundesverfassung betreten, erst der in seiner Verfassung reformirte Bund würde die Befugniß besitzen, die Gesetzgebung des gemeinsamen Vaterlandes zu organisiren."

Und die letzten Ziele der nationalen Politik Preußens lagen ziemlich unverhüllt in den Schlußworten des Votums am Bundestag: „Die große nationale Bewegung ist in erster Linie auf eine erhöhte Machtstellung Deutschlands gerichtet, welcher man in einer gekräftigten Executivgewalt, sowie in einer damit zusammenhängenden National-Repräsentation Ausdruck geben möchte." Das war der Boden, auf welchem dann der im September 1862 ins Amt tretende Ministerpräsident Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. 1815) durch unerschütterliche Consequenz, schlaue Benützung der Umstände, kühnes Wagen und — rücksichtslose Ausbeutung fremder Fehler vorwärts schritt.

Nicht besser erging es dem Grafen Rechberg mit dem schon von Fürst Schwarzenberg gemachten Versuch, den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Zollverein zu erzwingen. Nachdem ein Votum des Vereines österreichischer Industriellen einen solchen Schritt als besonders wünschenswerth bezeichnet hatte, verlangte eine Circulardepesche Rechberg's den Eintritt Gesammtösterreichs unter Vorbehalt einer Tarifrevision. Preußen bezeichnete dies kurzweg als unthunlich, und als man den Versuch machte, mit Hilfe der süddeutschen Königreiche den Zollverein zu sprengen, schloß es schnell den Handelsvertrag mit Frankreich ab, der so mannigfache Vortheile bot, daß Alles wieder reuig zum Zollverein zurückkehrte, und auch diese Action keinen anderen Erfolg als eine Vermehrung der Bitterkeit und des Mißtrauens mit sich brachte.

Nur widerwillig schlug Graf Rechberg in der neuerlich auftauchenden kurhessischen Verfassungsfrage eine andere Haltung ein, wie sie eilf Jahre früher beobachtet wurde. Er verschanzte sich Preußens Antrag auf Wiederherstellung der Verfassung von 1831 gegenüber hinter Competenzbedenken, und erst als Preußen den Gesandten von Kassel abberief und zwei Armeekorps in Westphalen mobilisirte, rieth auch Graf Rechberg dem Kurfürsten zur Nachgiebigkeit, da man es diesesmal nicht gerathen fand, die Dinge auf das Aeußerste zu treiben, um die autokratischen Gelüste desselben in Schutz zu nehmen.

Es lag eine traurige Wahrheit in dem Satz, welchen Bismarck in einer seiner ersten Depeschen niederschrieb: „Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind so, daß sie entweder besser oder schlechter werden müssen." Und es war das Verhängniß des Grafen Rechberg, daß er auch dann, wenn er sich bemühte, eine Verbesserung herbeizuführen, nur das Gegentheil erreichte.

In Deutschland selbst herrschte eine doppelte Strömung; die sogenannte „großdeutsche", welche Oesterreich im Bunde festgehalten wissen wollte, und eine

von dem kürzlich begründeten „National-Verein" beförderte, die in der Rivalität der beiden Vormächte das natürliche Hinderniß einer gedeihlichen nationalen Entwicklung sah. Auf dem Schützenfest des Jahres 1862 platzten die Gegensätze auf einander; einer der Matadore des National-Vereines, Metz, beging die Taktlosigkeit, von den Deutschösterreichern neben den Schleswig-Holsteinern als „Schmerzenskindern" Deutschlands zu sprechen. Professor Wildauer aus Innsbruck wies ihn unter jubelnder Zustimmung der Süddeutschen gebührend zurück, aber man wußte die noch immer lebhaften Sympathien für Oesterreich, in dem viele Deutschen stets noch die Kaisermacht des Reiches ehrten, nicht wach zu erhalten, nicht kräftig auszunützen, wie sich schon ein Jahr später zeigte.

Jenes schon citirte Wort, daß die österreichische Diplomatie „Alles unterstützt, wenn es nur freiheitsfeindlich ist", galt auch noch für den Grafen Rechberg. Als eine Revolution im Oktober 1862 der notorischen Mißregierung des Königs Otto von Griechenland ein Ende machte und dieser vertrieben wurde, nahm sich sofort Graf Rechberg der „legitimen Rechte" desselben und seiner Familie auf den Thron Griechenlands an, was um so sonderbarer aussah, da der König kinderlos war. Während die übrigen Mächte sich bemühten, den auflackernden Brand zu dämpfen und für das schwer zu behandelnde Land einen neuen Herrscher zu finden, wetterte Graf Rechberg über dieses Bestreben „eine Krone zu verleihen, die nur factisch, nicht rechtlich erledigt war". Auch das war richtig, aber ganz ohne Bedeutung, da sich Niemand hätte bereit finden lassen, den Griechen die ihnen verhaßte Herrschaft des Königs Otto wieder mit Gewalt aufzunöthigen. Schritte zu unterlassen, deren Erfolglosigkeit klar vorauszusehen ist, gilt im gewöhnlichen Leben für Klugheit, und es wäre gut, wenn die subtile Weisheit der Diplomaten sich derselben manchmal unterordnen wollte.

Nach einmonatlicher Dauer mußte am 9. Februar 1863 der Landtag in Galizien geschlossen werden. In Russisch-Polen war ein sorgfältig vorbereiteter und mit großer Heftigkeit auftretender Aufstand ausgebrochen, welcher nicht nur militärische Maßregeln in Form einer Grenzbesetzung nöthig machte, sondern auch zu politischen Verwicklungen führte. Bei der begreiflichen Sympathie, die man in Galizien für das unter dem furchtbaren Gewaltregimente eines Murawieff verschmachtende Brudervolk fühlte, wären heftige Kundgebungen dieses Gefühls auf dem Landtag kaum hintanzuhalten gewesen.

Gegenüber der russischen Machtentfaltung war der Aufstand, so heldenmüthig auch die polnischen Scharen (Bild Seite 873) fochten, vollkommen aussichtslos, und mit dem erzwungenen Uebertritt des Diktators General Marian Langiewicz (Bild Seite 872) und seines weiblichen Adjutanten Fräulein Pustowojtow nach Oesterreich, wo sie internirt wurden, war der eigentliche Widerstand gebrochen, und der einheitlichen Leitung beraubt, artete das grausige Drama in eine Reihe vereinzelter Verzweiflungskämpfe aus. Gerade diese aber gaben den russischen Führern volle Gelegenheit, ihre Härte walten zu lassen. Daß ohne Kriegsrecht erschossen und gehangen wurde, mochte mit dem proklamirten Standrecht entschuldigt werden, aber die Knutungen von Frauen, die schwarze Kleider trugen, die Jammerscenen in Warschau, wo Kosaken mit der Nagaika (tatarische Peitsche) auf Bittprocessionen der Katholiken einhieben u. s. w., gingen doch über alles Maß, und ein Schrei der Entrüstung gellte durch Europa.

Gemeinsam mit England und Frankreich richtete Graf Rechberg am 12. April eine Vermittlungsnote nach St. Petersburg, man möge in den polnischen Provinzen Rußlands „die Bedingungen eines dauernden Friedens schaffen", ein Schritt, welchen der österreichische Minister damit rechtfertigte, daß „Galizien von diesen beklagenswerthen Ereignissen unmittelbar an seiner Grenze berührt werden müsse und der kaiserlichen Regierung dadurch ernste Verlegenheiten bereitet würden, deren Wiederkehr zu verhüten von besonderem Werthe sei".

Fürst Gortschakoff, ein verbissener Feind Oesterreichs und einer der geriebensten, aber auch bedenkenlosesten und kaltherzigsten Staatsmänner der Zeit,

erwiderte mit einem ironischen Dank und der Mahnung, „das Cabinet von Wien möge nur nichts verabsäumen, um jenen gefährlichen Umtrieben Maßregeln entgegenzusetzen, die seinen eigenen Interessen ebenso wie den internationalen Beziehungen zu Rußland entsprächen".

Ein zweites Einschreiten, welches von Seite der drei Mächte ein Zurückgreifen auf die eine gewisse Sonderstellung des Königreichs Polen sichernde Constitution Alexander's I. anrieth, fand offene Ablehnung durch Rußland, und eine dritte Depeschenserie ließ Gortschakoff einfach unbeantwortet, da inzwischen die russischen Generale und Henker ihre Schuldigkeit gethan hatten und wieder das Schweigen des Grabes in dem unglücklichen Lande herrschte. Wenn es auch erfolglos geblieben war, so fand doch das Vorgehen Oesterreichs in ganz Europa Beifall, nur einige Hitzköpfe suchten ihren Dank dadurch auszudrücken, daß sie von Galizien aus eine Wiederanfachung des aussichtslosen Kampfes versuchten, was am 24. Februar 1864 die Verhängung des Belagerungszustandes zur Folge hatte.

Eine Schöpfung von großem Werthe und den weittragendsten Folgen war das mit kaiserlichem Handschreiben vom 31. März in's Leben gerufene Museum für Kunst und Industrie, das mächtig fördernd durch Heranbildung des Geschmackes in weiten Kreisen wirkte. Zum Curatoriums-Präsidenten wurde Erzherzog Rainer, zum Leiter der bekannte Kunsthistoriker Doctor Rudolf von Eitelberger (geb. 1817) berufen, und am 21. Mai 1864 fand die feierliche Eröffnung in dem vom Kaiser eingeräumten Ballhause statt, bis 1871 die Uebersiedlung in den von Ferstl für das Museum geschaffenen prächtigen Neubau stattfinden konnte.

Am 18. Juni fand die Eröffnung des Reichstages statt, dem ein Monat später das abermals mit einem recht ausgiebigen Deficit abschließende Budget vorgelegt wurde, und in welchem im Oktober die sächsischen Abgeordneten aus Siebenbürgen erschienen, während die Ungarn und Rumänen die Beschickung verweigerten. Da die Czechen anläßlich eines bei Berathung der Aufhebung des Lehensbandes ziemlich muthwillig heraufbeschworenen Conflictes schon in der ersten Session den Reichsrath verlassen hatten, klafften gar viele Lücken. Namentlich Rechbauer und die von ihm geführte Partei (deutsche Autonomisten) wiesen schon damals darauf hin, daß Alles aufgeboten werden müsse, um sich mit Ungarn auseinanderzusetzen und dem dort herrschenden thatsächlichen Absolutismus ein Ende zu machen, der nicht ohne Rückwirkung auf die andere Reichshälfte bleiben könne.

Zur Linderung der in Folge von Mißwachs und Mangel an Saatgetreide in ganz Ungarn herrschenden Noth bewilligte am 6. November der Reichsrath die Aufnahme eines zwanzig Millionen betragenden Nothstands-Anlehens.

Die nie ganz zur Ruhe kommende Frage der Bundesreform erhielt im August 1863 einen mächtigen Impuls durch einen hochbedeutsamen Schritt des Kaisers Franz Josef.

Am 4. August erging an sämmtliche deutsche Fürsten und freien Städte die Einladung zu einem Congresse in Frankfurt, auf welchem durch persönliche Berathungen der Regenten die Reform des Bundes zu einem gedeihlichen Ziele geführt werden sollte. Von allen Seiten sagte man zu, nur Preußen lehnte ab, und eine erneuerte, allein an König Wilhelm gerichtete Einladung hatte keinen besseren Erfolg. „Nur in einer nach den Verhältnissen der Volkszahl aus directen Wahlen hervorgehenden Volksvertretung mit beschließender Befugniß könne die Grundlage von Bundesinstitutionen erblickt werden, zu deren Gunsten die preußische Regierung ihrer Selbstständigkeit in irgend erheblichem Umfang entsagen könne, ohne die Interessen der eigenen Unterthanen und die politische Stellung des preußischen Staates wesentlich zu benachtheiligen", erklärte Herr von Bismarck in einer am 14. August nach Wien gerichteten Depesche. Gewiß wäre Niemand ein schlimmerer Dienst erwiesen worden als ihm, wenn man das Reform-

Project in der von ihm bezeichneten Weise ausgedehnt hätte. Aber Graf Rechberg und seine Berather in der deutschen Frage hatten eine schreckliche Scheu vor einer aus directen Wahlen entstehenden Volksvertretung und hielten am Delegirten-Project fest. Dadurch scheiterte nicht nur die Bundesreform, sondern Preußen konnte sich noch als Hort der Freisinnigkeit und wahrhaft nationalen Strebens geberden.

Am 17. August erfolgte in der von Festjubel und patriotischer Begeisterung durchbrausten alten Krönungsstadt am Main die Eröffnung des Fürsten-Congresses, welchem Kaiser Franz Josef präsidirte. Die von Oesterreich vorgelegten Reformacte befaßten sich mit der Erweiterung des Bundes, mit der Bestellung neuer Organe für denselben, die aus dem Directorium und Bundesrath, der durch Delegation aus den Ständekammern gebildeten Bundesversammlung, der Fürstenversammlung und dem Bundesgericht bestehen sollten.

In einem Collectivschreiben, zu dessen Ueberbringer König Johann von Sachsen gewählt wurde, luden die Fürsten nochmals König Wilhelm zur Theilnahme ein, da „man allseitig in den österreichischen Reformvorschlägen eine genügende Grundlage der Verhandlungen erblicke". Aber die Unvorsichtigkeit, mit welcher Graf Rechberg die letzten Ziele seiner Aktion erkennen ließ, machten auch diesesmal die Antwort leicht. Aus gewissen Bestimmungen der Reformacte für den Fall „eines Krieges zwischen einem Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundes Besitzungen hat", war unschwer zu errathen, daß ein wichtiger Neben-, wenn nicht der Hauptzweck die Garantie des Bundes für die außerdeutschen Provinzen Oesterreichs sei. Daher konnte Bismarck auch die neuerliche Ablehnung in leichtverständlicher Weise damit motiviren, „daß die Reformpläne weder der berechtigten Stellung der preußischen Monarchie, noch den berechtigten Interessen des deutschen Volkes entsprechen; daß Preußen durch die Annahme der Propositionen der Stellung, die seine Macht und Geschichte ihm errungen, entsagen und Gefahr laufen würde, die Kräfte des Landes Zwecken dienstbar zu machen, die den Interessen Deutschlands fremd seien."

Sowohl die Sicherheit und der Takt, mit welchen Kaiser Franz Josef die trotzdem fortgesetzten Berathungen leitete, wie der persönliche Zauber, welchen seine ritterliche und doch so leutselige Erscheinung ausübte, förderten das Reformwerk mehr als die Staatskunst der österreichischen Diplomaten, die nach altem Brauch vor den ersten Schwierigkeiten erschracken und auf halbem Weg stehen blieben. Eine mächtige Begeisterung war in ganz Deutschland geweckt worden, und aus allen Gegenden liefen Zustimmungskundgebungen ein, ja eine gleichzeitig in Frankfurt tagende Versammlung von dreihundert Mitgliedern deutscher Kammern, erblickte „in Oesterreichs Initiative ein erfreuliches Zeichen der allenthalben siegreichen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden Bundesformen" und erklärte, „nicht in der Lage zu sein, sich zu dem österreichischen Entwurfe lediglich ablehnend zu verhalten". Freilich wurde auch hier das Project einer Delegirten-Versammlung für bedenklich gehalten und eine direct gewählte Vertretung als wünschenswerth bezeichnet. Und auch der sehr einflußreiche und weitverzweigte deutsche Reformverein begrüßte den Fürstentag als „eine patriotische That" und erkannte in der Reformacte „eine geeignete Grundlage für die Entwicklung der Verfassung Deutschlands zu festerer Einheit und größerer Freiheit".

Es hätte nur eines klugen Benützens dieser Stimmung und einer leisen Aenderung einzelner Bestimmungen des Reform-Projectes in volksthümlicher Weise bedurft, um eine so mächtige Wirkung auf die öffentliche Meinung zu üben, daß auch das widerstrebende Preußen sich hätte anschließen oder offen gestehen müssen, daß es jeder Bundesreform entgegen sei, durch welche ihm nicht die alleinige Hegemonie gesichert und Oesterreich aus Deutschland gedrängt werde. Aber leider waren die leitenden Staatsmänner zu ängstlich, zu befangen, um nicht selbst einen gelinden Schrecken vor dem nationalen Enthusiasmus zu empfinden, und so verlief

die hochherzige Initiative des Monarchen im Sande — gerade als ob Graf Rechberg und Consorten bemüht wären, einen Beweis für das harte Wort Bismarck's zu liefern, daß die deutsche Frage nur durch „Blut und Eisen" zu lösen sei.

Am 1. September fand der Schluß des Fürsten-Congresses statt, die Reformacte wurde durchberathen und angenommen, so daß, dem ursprünglichen preußischen Antrag entgegen, „weitere Ministerial-Conferenzen" als unnöthig erklärt werden konnten.

Wien bereitete dem heimkehrenden Kaiser einen begeisterten festlichen Empfang. Auf die Ansprache des Bürgermeisters konnte Franz Josef mit vollem Rechte erwidern: „Es war mein Bestreben, die Interessen Oesterreichs in Frankfurt auf das Wärmste zu vertreten und mit jenen Deutschlands zu vereinen, und es freut mich versichern zu können, daß ich überall die wärmsten Sympathien für unser Vaterland getroffen habe."

Im September 1863 fand unter glänzenden Festlichkeiten die Jubelfeier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich vor einem halben Jahrtausend statt. Zu dem großartigen Landesschießen traf unerwartet der Kaiser in Innsbruck ein, wo er der Gegenstand begeisterter Ovationen war. Dem oft recht ungeberdig ausfallenden Auftreten der Landtagsmajorität in Bezug auf den Reichsrath und die gemeinsame Gesetzgebung gegenüber blieb es nicht unbemerkt, daß der Kaiser seine Schüsse auf der Festscheibe „Oesterreich" und nicht auf der „Tirol" bezeichneten abgab.

Der Rücktritt des Grafen Wickenburg machte, da sich kein Nachfolger finden wollte, die Auflösung des Handelsministeriums nöthig und seine Agenden wurden an andere Ministerien vertheilt, obwohl gerade diese wichtigen Interessen so dringend einer einheitlichen Leitung durch eine Centralstelle bedurft hätten.

Die Verhältnisse in Ungarn blieben auf dem alten Flecke; der vom ganzen Lande aufgenommenen „passiven Opposition" gegenüber machte man von allen Mitteln des Polizeistaates Gebrauch und sah das Heil in drückenden Repressivmaßregeln, die, wie gemeiniglich nicht sehr geschickt gehandhabt, häufig über das Ziel schoßen oder verbitternd wirkten.

Es kann nur als eine Taktlosigkeit bezeichnet werden, daß man einen großartigen Apparat entfaltete, Hausdurchsuchungen abhielt und die Druckereien der meisten Zeitungen versiegelte, um die Ueberreichung und Veröffentlichung einer Adresse zu verhindern, die von einem halben Hundert Abgeordneten für Deák geplant war. Es ist das ein Beweis jener Unduldsamkeit gegen die fremde politische Meinung, der man leider auch heute noch so häufig begegnet; selbst eine in der Fülle ihrer Macht stehende und von der Vortrefflichkeit ihrer An- und Absichten noch so überzeugte Regierung sollte sich vor einer solchen Unduldsamkeit gegen eine ihr gegenüberstehende politische Theorie hüten, denn — es soll sich schon ereignet haben, daß das, was man heute bekämpfte, morgen siegreich war und die Macht im Handumdrehen an Jene überging, die noch gestern als „politisch unmöglich" bezeichnet wurden.

Uebrigens fehlte es auch nicht an Anzeichen, daß man der durch die „passive Opposition" geschaffenen Lage müde werde. Eine Deputation des Pester Handelsgremiums bat um Wiedereinführung des deutschen Handels- und Wechselrechtes. Statt aber rasch diese Bitte zu gewähren und überhaupt durch zweckmäßige, gesetzliche und wirthschaftliche Reformen ein neues Band zu knüpfen, fanden die haarspaltenden Theoretiker der Hofkanzlei, die kein Bedenken gegen die Octroyirung der Verfassung hatten, daß man durch eine solche Maßregel gegen die gesetzliche Sonderstellung Ungarns verstoße, eine solche Octroyirung nach keiner Seite räthlich sei, und die Petenten wurden darauf vertröstet, daß „baldigst eine Commission zur Revision des ungarischen Wechselrechtes" einberufen werden solle. O, wie recht hatte doch der weise schwedische Kanzler Oxenstierna mit seinem berühmten Wort „von dem wenigen Witz, mit dem meist regiert werde".

Günstiger für die Pläne Schmerling's gestalteten sich die Verhältnisse in Siebenbürgen, wo der Landtag am 21. August 1863, freilich in Abwesenheit der ungarischen Mitglieder, in einer Adresse um Aufhebung des aus dem Jahre 1848 stammenden Unionsgesetzes mit Ungarn bat und auch die Wahlen in den Reichsrath vollzog.

Eine völlige Frontveränderung der deutschen Politik des österreichischen Cabinets trat durch das Wiederauftauchen der schleswig-holstein'schen Frage auf. Die mit allen Mitteln rücksichtslosester Willkür angebahnte Danisirung des ganz deutschen Holstein und des in seinem südlichen Theil vorwiegend von Deutschen bewohnten Schleswig hatten diese Frage schon lange auf das Tapet gebracht, und die offen ausgesprochene Absicht, durch Ausdehnung der Gesammt-Verfassung die vertragsmäßige Selbstständigkeit der Herzogthümer zu vernichten, rief endlich die eben nicht besonders rührige Diplomatie des Frankfurter Bundestags auf den Plan. Nach vergeblichen Vorstellungen in Kopenhagen, die von Minister Orla Lehmann mit brutaler Verbissenheit abgewiesen wurden, beschloß man in Frankfurt die Bundes-Execution zum Schutze der beiden dem deutschen Bundesgebiet angehörigen Herzogthümer. Kaum einen Monat später (15. November 1863) starb König Friedrich VII. von Dänemark plötzlich und da mit ihm der Mannsstamm der regierenden Linie erlosch, trat die Frage in ein neues Stadium. Nach dem seinerzeit erwähnten, am 8. Mai 1852 geschlossenen Londoner Protokolle war zwar die Nachfolge der Nebenlinie Sonderburg-Glücksburg auch in den Herzogthümern gesichert, diese selbst aber wollten, besonders in Holstein, nichts davon wissen und verlangten den Herzog von Augustenburg zum Herrscher. Trotzdem würde der Regierungsantritt Christian's IX. zweifellos ohne Anstand erfolgt sein, wenn der neue König nicht am 16. November eine neue Verfassung proclamirt hätte, welche die Herzogthümer vollkommen in die übrige dänische Monarchie einbezog.

Einem Proteste Oesterreichs und Preußens gegen diesen Schritt auf Grund des Londoner Vertrages schloß sich auch die Bundesversammlung an. Doch während die kleineren deutschen Staaten, welche dabei von einer in ganz Deutschland mächtig aufflammenden Begeisterung für die nationale Sache der Herzogthümer getragen wurden, in Frankfurt für eine radikale Lösung der Frage auf dem Boden des Bundesrechtes eintraten, beriefen sich Oesterreich und Preußen stets auf den Londoner Vertrag. Es ergab sich also wenige Monate nach dem Frankfurter Congreß die eigenthümliche Situation, daß die bisherigen Gegner dem die nationale Sache vertretenden Bundestag feindlich gegenüberstanden. Aus welchen Gründen sich Graf Rechberg herbeiließ, die Politik Preußens, das ein begreifliches Interesse daran hatte, in den Augustenburgern nicht eine neue kleine Dynastie entstehen zu lassen, zu unterstützen, ist nicht klar. Gewiß ist nur, daß er gemeinsam mit Bismarck die Drohnote vom 4. Dezember nach Frankfurt richtete, daß er es durchsetzte, daß statt der förmlichen Occupation nur eine pfandweise Execution Holsteins beschlossen wurde, welche hannoverische und sächsische Truppen vollzogen, und daß sich endlich die beiden Großstaaten ganz von den Bundesbeschlüssen bezüglich Schleswigs lossagten und nach der von Dänemark abgelehnten Sommation vom 16. Jänner 1864, welche die sofortige Aufhebung der Verfassung in den Herzogthümern verlangte, mit Uebergehung der schon in Holstein stehenden Bundestruppen das preußische Korps unter Prinz Friedrich Karl und das ungefähr fünfundzwanzigtausend Mann starke österreichische Armeekorps unter Feldmarschall Lieutenant Ludwig Freiherr von Gablenz (geb. 1814, gest. 1874) die Eider überschritten.

In der Debatte, die im Jänner über die von der Regierung für die Expedition verlangten Credite stattfand, warnten die deutschen Abgeordneten, namentlich Rechbauer, eindringlich vor einer Politik, welche den Bund, der nun einmal die einzige Grundlage für die Stellung Oesterreichs in Deutschland war, in solcher Weise bei Seite schob; man wies darauf hin, daß nicht allein die kaum wieder-

gewonnenen Sympathien in Deutschland dadurch schwer geschädigt werden müßten und in der Cooperation mit Preußen, das längst aufgehört hatte ein Hehl aus seiner Gegnerschaft zu machen, die Keime schwerer Conflicte verborgen lägen. Die warnenden Stimmen verhallten ungehört, die professionelle Allweisheit der Diplomaten behielt Recht, um den ersteren nach zwei Jahren die traurige Genugthuung zu geben, daß sie die Gefahren besser erkannt hatten als jene Herren, die unmittelbar „am sausenden Webstuhle der Zeit" saßen und die verhängnißvollen Fäden selbst spannen halfen.

In einer Reihe von blutigen Siegen trieben die Oesterreicher die übrigens tapfer Widerstand leistenden Dänen vor sich her. Am 3. Februar durchbrach General Graf Leopold Gondrecourt durch Erstürmung des Dorfes Zagel, der Befestigungen am Königsberg und der Dörfer Ober- und Niederselk die formidable Stellung, welche der dänische Feldheer de Meza hinter dem sogenannten „Dannewirke" inne hatte. Am 6. Februar schlug Gablenz die Dänen bei Oeversee, wo sich die österreichische Reiterei auszeichnete, den fliehenden Feind durch Flensburg jagte und über dasselbe hinaus verfolgte. Durch das Gefecht bei Apenrade war das südliche Schleswig von den Dänen gereinigt, deren Hauptmacht sich hinter den gefürchteten Düppler-Schanzen sammelte.

Mit Recht durfte der Kaiser in der Thronrede am Schlusse der Reichsraths-Session (15. Februar 1864) sagen: „Die treffliche Führung und die heldenmüthige Tapferkeit der verbündeten Armeen für Schleswig-Holstein hat dem Recht und der Ehre Oesterreichs, Preußens und des gesammten Deutschlands eine rasche und glänzende Genugthuung erkämpft; Oesterreich hat gezeigt, daß es in seiner verjüngten Gestalt den alten guten Geist bewahrt und in die neuen freiheitlichen Bahnen seines staatlichen Lebens das Erbtheil seiner Kraft und seines Ruhmes mitgenommen hat."

Da Dänemark trotz der Niederlagen, die es erlitten, starrsinnig blieb, wurde durch General Manteuffel die Fortsetzung des Feldzuges in Wien vereinbart.

Am 8. März überschritt das österreichische Korps die Königsau und errang am selben Tage noch in dem blutigen Treffen bei Veile, das von Gablenz ebenso meisterhaft geleitet, als von den Truppen mit Bravour geschlagen wurde (Bild Seite 881), einen entscheidenden Sieg, welcher den Angriff der Preußen auf die Düppler-Schanzen, jenen des österreichischen Korps auf Fridericia ermöglichte. Am 18. April wurden die ersteren mit Sturm genommen, am 26. fiel Fridericia durch Capitulation in die Hände von Gablenz.

Auch die junge österreichische Flotte sollte an den Ehren dieses Feldzuges theilnehmen. Während ein vom Admiral Wüllerstorf befehligtes Geschwader noch auf der Fahrt war, griff am 9. Mai der Commandant der kleinen Nordsee-Escadre, Wilhelm von Tegetthoff (Bild Seite 888), bei Helgoland die überlegenen dänischen Schiffe mit der ihm eigenen Kühnheit an und bestand ein rühmliches Gefecht, dessen vollständige Ausnützung nur dadurch verhindert wurde, daß Tegetthoff's Flaggenschiff, die Fregatte „Schwarzenberg", in Brand gerieth. Diese Waffenthat zog zuerst die Augen auf die bisher unbeachtete österreichische Flotte und reihte Tegetthoff, dem wir noch auf einem glänzenderen Feld der Ehren begegnen werden, den gefeiertsten Seehelden an.

Nach wiederholten fruchtlosen Unterhandlungen, während welcher Oesterreich und Preußen sich nun auch von dem Londoner Vertrag lossagten und die Gehässigkeit Englands und Frankreichs gegen Deutschland sich wiederholt geltend machte, kam es endlich zu einem Waffenstillstand und einer Conferenz der Großmächte in London, die aber am 25. Juni gleichfalls resultatlos auseinanderging.

Einer Begegnung Franz Josef's mit dem Kaiser von Rußland, den Königen von Bayern, Preußen und dem neuen König Georg von Griechenland, der dem dänischen Königshaus entstammte, folgte die berühmte Zusammenkunft der

Ausstellung von Gemälden und Skulpturen in Berlin, 1891, in der Abtheilung der Gruppe: Die Kunst. Nach der Skulptur „Schlafendes Mädchen" von Fritz Klimsch.

Digitized by Google

Regenschirm wandelnd, den Versuch machen, ihre so grundverschiedenen Zielen zustrebende Politik zu vereinen.

Erst als am 29. Juni nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten die Preußen die Insel Alsen besetzten und am 10. Juli die alliirten Korps den Limfjord überschritten, um den Krieg in die altdänischen Landestheile zu tragen, wich der Starrsinn der dänischen Staatsmänner, die stets auf eine Einmischung zu ihren Gunsten gehofft hatten.

Die Friedensunterhandlungen begannen am 26. Juli zu Wien unter ziemlich passiver Theilnahme von Bevollmächtigten des deutschen Bundes und der Herzogthümer, und am 30. Oktober fand die Unterzeichnung des Friedens-Instrumentes statt, welches die Abtretung von Holstein und Südschleswig an das staatsrechtlich so unklare „Condominium" (Mitherrschaft) Oesterreichs und Preußens aussprach.

Vom 20. bis 25. August 1864 stattete König Wilhelm seinem kaiserlichen Alliirten einen Besuch in Wien ab, wobei er von Herrn von Bismarck begleitet war, der damals in jener Periode seines Wirkens war, wo er von sich selbst sagen konnte, daß er der „meistgehaßte Mann in Deutschland" sei.

Den völligen Abschluß fand die ganze Affaire der Herzogthümer vorläufig für Oesterreich durch den Rücktritt des Grafen Rechberg (21. Oktober 1864), wodurch ziemlich deutlich erkennbar, daß dessen Aktion in den letzten Jahren in der deutschen Frage von den entscheidenden Kreisen nicht als eine besonders glückliche angesehen werde.

Sein Nachfolger wurde Feldmarschall-Lieutenant Alexander Graf Mensdorff-Pouilly (geb. 1813, gest. 1871 als Fürst Dietrichstein-Mensdorff-Pouilly), der, zuletzt als Statthalter von Galizien fungirend, im diplomatischen Dienst fast ganz Neuling war. Nicht sehr hoffnungsreich für die gedeihliche Entwicklung der inneren und äußeren Verhältnisse klang es, wenn die Gattin des neuen Ministers (Alexandrine, geb. Gräfin Dietrichstein, 1824) sofort mit einem rasselnden Bonmot debutirte, indem sie erklärte, man werde sich von allen Seiten überzeugen, daß ihr Mann da einen Säbel trage, wo der „scharmante Graf Rechberg" nur eine Feder gehabt habe.

Graf Mensdorff rechtfertigte diesen Ausspruch während seiner Amtsthätigkeit nicht; wenn es unter ihm zum Kriege kam, so war nicht seine kriegerische Stimmung daran schuld, sondern diese fiel auf die Fehler seiner Vorfahren und das mit eiserner Consequenz nach einem Ziele strebende Drängen des energischen Gegners. Die schon seit mehr als einem Jahrhundert bestehenden, oft schon der gewaltsamen Lösung nahen und stets nur durch kleinliche Auskunftsmittel beigelegten Gegensätze waren nicht mehr zu verschleiern. Herr von Bismarck mochte daher wohl Recht haben, wenn er in seiner burschikosen Weise sagte: „Bezüglich der auswärtigen Politik sei zwischen Rechberg und Mensdorff kein Unterschied, es heiße da ‚meine Tante, deine Tante'."

Am 30. November fand der feierliche Einzug der aus Schleswig-Holstein siegreich zurückkehrenden Truppen über die bei diesem Anlasse eröffnete Aspernbrücke in die Residenz Wien statt. Namentlich der Führer derselben, Baron Gablenz, eine männlich schöne Erscheinung, war der Gegenstand zahlreicher Ovationen.

Wir müssen nun einer trüben Episode gedenken, die einen der begabtesten Prinzen des Kaiserhauses einem tragischen Geschicke zuführte. Schon im Beginne des Jahres 1862 war von Frankreich die Candidatur des Erzherzogs Ferdinand Max für einen erst zu errichtenden Kaiserthron in Mexiko von Paris aus erwähnt worden. Statt gleich England und Spanien nach dem Vertrag von Soledad (19. Februar 1862), durch welchen die Befriedigung der aus ziemlich unsauberen Geschäften herrührenden Jecker'schen Forderungen verbürgt war, Mexiko wieder zu räumen, setzte Napoleon III. in seinem unruhigen Ehrgeiz den Feldzug fort, um durch den Ruhm phantastischer Expeditionen sein sinkendes Ansehen zu bewahren. Da die Fortschritte der Franzosen sehr langsam waren, wurde die Sache fast

wieder vergessen, bis endlich die Einnahme der Hauptstadt durch General Forey Anlaß zur Wiederaufnahme des Planes war, dem sich der hochstrebende Prinz und dessen ehrgeizige Gemalin Charlotte sehr geneigt zeigten.

Auf einer Reise nach Brüssel im Februar 1864 wurde der Rath des greisen Königs Leopold von Belgien, des Vaters der Erzherzogin, eingeholt, der in diesem Falle, wenn er wirklich die Annahme der abenteuerlichen Krone befürwortete, die ihm sonst zugeschriebene politische Weisheit nicht bewährte. Daran schloß sich ein Besuch am Tuilerienhofe, um die bindenden Abmachungen zu treffen.

Es war kein Geheimniß, daß man am österreichischen Hofe in klarer Erkenntniß der Bedenklichkeit des Unternehmens demselben sehr abgeneigt war, und daß der Kaiser selbst sein Möglichstes that, um den Bruder davon abzuhalten. Doch vergebens! Am 9. April wurde in Miramar der Familien-Vertrag vollzogen, durch welchen Erzherzog Ferdinand Max auf die Thronfolgerechte in Oesterreich verzichtete, schon am Tage darauf fand der Empfang der von den Generalen Miramon und Almonte geführten mexikanischen Deputation statt, und der Erzherzog acceptirte die ihm von derselben angebotene Krone des Kaiserthums Mexiko.

Vier Tage später verließ das neue Kaiserpaar die Heimat, um über Rom in das alte Land der Kaziken zu reisen, das sie am 29. Mai bei Vera Cruz betraten, und am 10. Juni fand der feierliche Einzug in Mexiko statt. Im Mai noch gab Franz Josef die Bewilligung zur Anwerbung eines Freiwilligen-Korps von sechstausend Mann, das rasch completirt und ebenfalls nach Mexiko überschifft wurde.

Es ward bald klar, daß sich die Dinge ganz anders verhielten, als sie von Napoleon und der mexikanischen Deputation dargestellt worden waren und sich aus der Ferne ansahen. Fast zwei Drittel des Landes waren noch in der Gewalt der unter dem energischen Mulatten Benito Juarez stehenden Republik, und die Herrschaft des neuen Kaiserthums reichte nur so weit, als die Bajonettspitzen des österreichischen Korps und der französischen Armee reichten, deren Führer General Bazaine sich in einer insolenten Bevormundung der Regierung und des Kaiserpaares gefiel.

Die wohlmeinenden, auf die geistige und materielle Hebung des Landes berechneten Absichten des Kaisers Maximilian I. (Bild Seite 896) konnten theils wegen der nie ruhenden Kämpfe nicht zur Ausführung kommen, theils scheiterten sie an der Indolenz des Volkes, das durch Parteikämpfe zerrissen und jeder staatlichen Ordnung, die ohne Unterordnung nicht zu denken ist, vollkommen entwöhnt war. Rasch genug mochte der unglückliche Fürst von seinen schönen Träumen zurückkommen und die Unlösbarkeit der Aufgabe einsehen, die sich sein hochfliegender Geist gestellt hatte, aber er war stolz genug, auf derselben zu beharren und seine volle Existenz daran zu wagen. Drei Jahre später erst, wie wir sehen werden, fand er, von Allen verlassen, nur von seinem Muth nicht, den unverdienten Untergang.

Im Februar 1864 war August Graf Degenfeld vom Kriegsministerium zurückgetreten, ein für die Regierung fühlbarer Verlust, da er verstanden hatte, trotz Wahrung der militärischen Interessen ein gutes Einvernehmen mit den Vertretungskörpern aufrecht zu erhalten. Sein Nachfolger wurde Feldmarschall-Lieutenant Ritter von Frank.

Zur Begutachtung der das Unterrichtswesen betreffenden Agenden und Ueberwachung desselben fand am 3. März die Ernennung des schon im Oktober-Diplom vorgesehenen Unterrichtsrathes für die ganze Monarchie statt, der auf Grund eines Statuts vom 15. März 1863 nunmehr seine Wirksamkeit begann. Zum Präsidenten desselben wurde der Nachfolger Hein's im Präsidium des Abgeordnetenhauses, Leopold Ritter von Hasner (geb. 1818) bestimmt.

Auch die Leitung der besonders schwierig zu verwaltenden ungarischen Hofkanzlei wechselte wieder, da auch Graf Forgách angesichts der stets gespannter werdenden Situation die Verantwortung weiter zu tragen scheute. An seine Stelle

trat Graf Hermann Zichy (geb. 1814), ein wohlmeinender Herr, aber ohne alle administrative Erfahrung, dessen aufrichtige Ergebenheit für den Gesammtstaat gerade Anlaß war, um ihn allen Einflusses in Ungarn zu entkleiden. Selbst in der eigenen Familie fand sein Wirken keinen Beifall, und man suchte ihn durch wohl meist erfundene, aber eifrig weiter colportirte Anekdötchen bloßzustellen. „Aber lieber Eugen", soll er einst seinen streng national gesinnten Bruder gemahnt haben, „erinnerst Du Dich nicht, daß Papa stets auch so gesinnt war wie ich?" „Nein lieber Hermann, darauf kann ich mich nicht mehr erinnern", entgegnete der boshafte Bruder, „wohl aber weiß ich noch recht gut, wie oft der Vater bedauerte, daß aus Dir Dein Lebtag nichts Gescheidtes werden wird."

Eines der bedeutendsten technischen Unternehmen, das für die Gesundheitsverhältnisse der Residenzstadt von unberechenbarem Einfluß war, wurde durch den Beschluß des Gemeinderathes von Wien vom 12. Juli 1864 sichergestellt, indem die Wasserversorgung Wiens durch Zuleitung von im steirischen Grenzgebiete entspringenden Hochquellen beschlossen wurde. Ermöglicht wurde die energische Inangriffnahme durch die hochherzige Spende des Kaisers, der anläßlich der Eröffnung der neuen Ringstraße am 1. Mai 1865 der Gemeinde den Kaiserbrunnen am Fuße des Schneeberges, eine Alpenquelle von bedeutender Ergiebigkeit, in das Eigenthum übergab, nachdem schon im Jahre vorher Graf Ernst Hoyos (geb. 1830) gleichfalls zum Zwecke der Wasserversorgung Wiens die Stixensteinerquelle abgetreten hatte.

Nicht unter den freundlichsten Auspicien trat am 12. November der Reichsrath zusammen, in welchem zwar die Abgeordneten aus Siebenbürgen und Dalmatien erschienen waren, dagegen die Czechen und slavischen Mährer fehlten. Außer der keine Besserung zeigenden Finanzlage gab es noch andere Differenzen, welche dem Ministerium seine bisherige Stütze in einem Theil der vorgeschritteneren deutschen Abgeordneten zu entziehen drohte. Namentlich jener vieldeutige Paragraph dreizehn der Februar-Verfassung, welcher von den in Abwesenheit des Reichsrathes getroffenen Maßregeln sprach, und der durch die Verhängung des Belagerungszustandes in Galizien actuell geworden war, drohte das gute Einvernehmen ernstlich zu schädigen. In mehr als einer Beziehung schlug die Adresse des Abgeordnetenhauses einen scharfen Ton an, der nachwirkte, obwohl alle Redner sich dagegen verwahrten, die Position des Ministeriums erschüttern zu wollen.

Dazu bedurfte es dieser Angriffe nicht mehr. Es war Jedermann ziemlich klar, daß die Stellung Schmerling's durch den dauernden Mißerfolg seiner Politik in Ungarn auf die Länge unhaltbar würde. Zur Befestigung derselben dienten auch die in Udine und der Umgegend während des Winters auftauchenden Unruhen nicht, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten und sogar zur vorübergehenden Aufbietung der freiwilligen Tirolerschützen an der Friaul'schen Grenze führten.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß Schmerling, der sich der besten Absichten bewußt war, aus begreiflicher Verbitterung über die wachsenden Schwierigkeiten und die aus dem eigenen Lager kommenden Angriffe zu einer Form der Abwehr griff, die nicht geeignet war, das Einvernehmen zu stärken.

Wenn er in der Budgetdebatte sagte: „Die Herren mögen streichen so viel sie wollen; wenn die Krone und das Herrenhaus den Abstrichen nicht beitreten, kommt eben kein Finanzgesetz zu Stande, und es muß ohne dasselbe regiert werden", so war das eine für den constitutionellen Minister sonderbare Auslassung über das Budgetrecht. Und so wie daraus, klang auch aus der von ihm beim Heeresbudget gemachten Aeußerung, „man möge es nicht versuchen, in der Militärfrage den preußischen Landtag copiren zu wollen", ein den Conflictsstaatsmännern Berlins abgelauschter Ton heraus, der nicht am Platz war.

Eine sehr gereizte Debatte entspann sich über den erwähnten Paragraph dreizehn. Wenn Schmerling einerseits zugab, daß mit diesem Paragraph die Verfassung aus den Angeln gehoben werden könne, so verschlug es wenig, daß er

ein andermal bemerkte: „Das Ministerium sehe den Paragraph dreizehn nicht für das Kind an, das bestimmt sei, die eigene Mutter zu verschlingen." Von seinem Ministerium mochte er so sprechen, daß aber ein anderes kommen könne, das anders über diesen ominösen Paragraph dachte, bewies die nächste Zukunft.

Als Resultat langwieriger Verhandlungen gelangte endlich, nachdem auch diesesmal der Eintritt in den deutschen Zollverein unmöglich war, am 11. April ein Handelsvertrag mit demselben in Berlin zur Unterzeichnung, der, auf freihändlerischen Prinzipien beruhend, theils aus commerciellen, theils aus politischen Gründen heftig angegriffen wurde und nur mit einer kleinen Majorität Annahme im Reichsrath fand.

Das Verhältniß zu Ungarn war in erster Linie bestimmend gewesen bei Schmerling's Berufung, es sollte auch der äußere Anstoß zu seinem Rücktritt werden. Schon am 31. März hatte er im Abgeordnetenhause eine Erklärung über die Schwierigkeiten des Ausgleichswerkes abgegeben, aus welcher deutlich hervorging, daß er Kenntniß von den seinem System entgegenstehenden Bestrebungen habe. Wenn er heftig rief, daß er nicht daran denke, mit den Altconservativen zu pactiren, da diese „die erbittertsten Feinde der Regierung seien, deren Minen überallhin reichten", so konnte das ein fühlbarer Seitenhieb gegen den eigenen Collegen Graf Eßterházy sein, der eine geräuschlose, aber nicht unwichtige Thätigkeit entfaltete, um nochmals dem Oktoberdiplom und den vormärzlichen Zuständen zum Sieg zu verhelfen.

Zum Ausbruch kam die Niemand überraschende Krise anläßlich der Reise des Kaisers nach Ungarn vom 6. bis 9. Juni 1865. Der Monarch fand eine glänzende Aufnahme von Seite der Magnaten und Würdenträger und erwiderte auf eine Ansprache des Primas-Kardinal Scitovsky: „Es ist Mein entschiedener Wille, die Völker der ungarischen Krone möglichst zu befriedigen. Schon in der nächsten Zeit werde ich dem Lande einen Raum öffnen, wo einerseits die berechtigten Wünsche der Bevölkerung durch die legale Vertretung zu Meiner Kenntniß gelangen können, andererseits jene Meine Wünsche, welche die Machtstellung des Reiches betreffen, berechtigte Würdigung finden."

Damit war das Verlassen der bisherigen Politik gegen Ungarn, deren Unhaltbarkeit allerdings außer Zweifel war, Thatsache, und ein Ministerium, das sich so sehr mit der „Verwirkungstheorie" identificirt hatte, eine Unmöglichkeit geworden. Das war so klar, daß, als sich Graf Mensdorff beim Hofkanzler Graf Zichy einfand, um die Nothwendigkeit seines Rücktrittes anzudeuten, dieser ganz ritterlich ein zusammengebrochenes Papier vom Pult nahm und es lächelnd darbot: „Ist schon Alles in Ordnung — das ist mein Enthebungsgesuch."

Am 26. Juni erfolgte die Ernennung eines der hervorragendsten Führer der Altconservativen, Georg von Majláth, zum ungarischen Hofkanzler, die noch mehr Gewicht dadurch erhielt, daß die Stelle des gleichfalls zurückgetretenen Hofkanzlers von Siebenbürgen, Graf Nádasdy, gar nicht mehr besetzt wurde.

Am nächsten Tag trat der Minister-Präsident Erzherzog Rainer einen längeren Urlaub an, und das Ministerium reichte seine Entlassung ein, welche angenommen wurde, aber die Minister mit der Weiterführung der Geschäfte bis zur Ernennung der Nachfolger betraute.

Unter dem Eindruck dieser Vorgänge nahm das Abgeordnetenhaus die Anträge seines Finanz-Ausschusses an, laut welchen die Bewilligung eines Anlehens von hundertsiebzig Millionen verweigert und nur zur Deckung des nächsten Coupons dreizehn Millionen bewilligt, alle weiteren Operationen aber bis zur ordentlichen Erledigung des laufenden und nächsten Budgets verwiesen wurden. Nachdem das Ministerium auch noch diesen Mißerfolg hatte hinnehmen müssen, erfolgte in rein geschäftsmäßiger Weise durch den Erzherzog Ludwig Viktor die Schließung des Reichsrathes, und am selben Tage publicirte die „Wiener Zeitung" die Ernennung des Grafen Richard Belcredi (geb. 1823), bisher Statthalter in Böhmen, zum Staatsminister. Die Aufrichtung des constitutionellen Einheitsstaates war mißlungen.

Die Verfassungssistirung.

(1865—1866.)

Der neue Staatsminister, Graf Richard Belcredi, war ein verhältnißmäßig junger Mann, als er das Staatsruder ergriff, und man wußte wenig von ihm, als daß er ein starrer Aristokrat und ein kenntnißreicher, als Administrator bewährter Mann war. Nicht viel größer war die Kunde über seine Minister-Collegen.

Zu Mensdorff, Eßterházy und Frank, welche im Amte blieben, traten Johann Graf Larisch (geb. 1821), der großen Ruf als Oekonom genoß, als Finanzminister, Ritter von Komers als Justizminister, Graf Haller als siebenbürgischer Hofkanzler, und später ergänzte sich das Cabinet durch Admiral Wüllersdorf (Bild Seite 825), den einzigen bekannten Namen, als Marineminister.

Hätte übrigens nicht schon die Art, wie das Ministerium in das Amt trat, einen Schluß auf seine politische Richtung gestattet, so wären schon dessen erste Schritte und Aeußerungen genügend gewesen, um jeden Zweifel darüber zu beheben.

Wie einst Fürst Schwarzenberg stets von der „Fiction" der Kremsierer Verfassung sprach, so war dem Grafen Belcredi die Februar-Verfassung im Ganzen, und nicht etwa blos im Verhältniß zu Ungarn, auch nicht viel mehr als eine Fiction.

In welcher Richtung deren Beseitigung angestrebt wurde, erklärten einzelne Aeußerungen des neuen Staatsministers bald ganz deutlich. Wenn er Jedem, der es geduldig anhören mochte, sagte, daß „mit den Deutschen nichts anzufangen sei", so wußte man wenigstens, wo er seine Freunde suchen würde, und in der für einen ernsten Staatsmann sonderbar klingenden Phrase: „Hat Schmerling Oesterreich fünf Jahre ohne die Slaven regiert, so werde ich beweisen, daß man es ebenso lange ohne die Deutschen regieren kann", lag ein wenig Selbstüberschätzung und ein wenig Unwahrheit, da ja doch nur die Czechen aus dem Reichsrath traten.

Graf Belcredi, der selbst von sich sagte, daß er seine „gewiß nicht gewöhnliche Bildung" den Deutschen verdanke, war gewiß kein nationaler Heißsporn nach irgend einer Seite, und es ist ja bekannt, daß ihm die czechische Sprache nur sehr wenig geläufig war. Wenn er daher sich gegen die Deutschen kehrte, so geschah es aus demselben Grund wie bei so vielen seiner Standesgenossen: aus Abneigung oder vielleicht einem noch stärkeren Gefühl gegen die freiheitliche moderne Gestaltung des Verfassungstaates, als dessen Träger sich fast allein die Deutschen Oesterreichs erwiesen.

Der sehr feinfühlige Gelegenheitswitz der Wiener traf entschieden das Richtige, wenn er die Einziehung des bisher beim Abgeordnetenhause bestandenenen Polizei-

postens mit der Bemerkung begleitete: „Da sieht man gleich, daß dem neuen Staatsminister das Parlament gestohlen werden kann."

Was man im Allgemeinen von der Freisinnigkeit des neuen Ministeriums zu erwarten habe, zeigte sich bei der Jubelfeier der Wiener Universität (1. bis 8. August 1865), von welcher auf Ordre des Staatsministeriums die evangelisch-theologische Fakultät ausgeschlossen wurde, und man die Namen Gneist's, Virchow's, Waldeck's und Anderer, die im verderblichen Ruf standen, nicht allein bedeutende Gelehrte, sondern auch Liberale zu sein, von der Liste der Ehrendoctoren strich.

Wie Jedermann vorausgesehen hatte, gab das „Condominium" in Schleswig-Holstein nur Anlaß zu unaufhörlichen Hächeleien, und so glücklich auch die Wahl des österreichischen Commissärs in der Person des gewandten und concilianten Leopold Ritter von Hofmann (geb. 1822) war, kam es doch zu fortwährenden Reibungen, deren Echo sich in der gereizten Sprache der preußischen Depeschen hörbar machte. Bei einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Herrscher in Gastein kam es zum Gasteiner Vertrag (14. August 1865), welcher Holstein der österreichischen, Schleswig der preußischen Verwaltung zuwies, ohne die eigentliche Besitzfrage, in welcher alle Schwierigkeiten wurzelten, auch nur zu streifen. Da Preußen kaum ein Hehl daraus machte, daß es die Herzogthümer selbst einzusacken wünsche, was zuzugeben Oesterreich aus begreiflichen Gründen gar nicht geneigt war und daher die Ansprüche des besonders in Holstein sehr beliebten Augustenburgers unterstützte, war der Gasteiner Vertrag nur ein Verlegenheitsbehelf, der sorglich die eigentliche Quelle des Conflictes einer späteren gewaltsamen Lösung reservirte. Als Unterhändler dieses diplomatischen Meisterstückes begegnen wir dem aus Holstein stammenden, als Schwiegersohn des Grafen Buol in österreichische Dienste getretenen Gustav Grafen Blome (geb. 1829), der seine Berechtigung, in der neuesten Aera eine Rolle zu spielen, durch das im Munde eines Deutschen gar wundersame Dictum nachwies: „Warum sollte Graf Belcredi mit seinen Plänen nicht reussiren? Er hat ja nichts gegen sich als das Bischen deutsche Intelligenz!"

Der letzte Schleier sank von diesen Plänen durch das Manifest vom 20. September, welches die Verfassung „sistirte", bis durch die Verhandlungen mit Ungarn Resultate gewonnen wären, welche den „legalen Vertretern der anderen Königreiche und Länder" zur Kundgebung ihres „gleichgewichtigen Anspruches" vorgelegt werden könnten. Die den Völkern Oesterreichs eröffnete „freie Bahn" bestand also darin, daß jeder der siebzehn Landtage seine „gleichgewichtigen Ansprüche" an den Ausgleich mit Ungarn knüpfen konnte und der geeinten, zielbewußten Politik Ungarns die Zerfahrenheit diesseits der Leitha als Factor gegenübergestellt wurde.

Wir wollen gerne annehmen, daß Graf Belcredi im guten Glauben handelte und von der Zweckmäßigkeit und Ausführbahrkeit seines Programmes überzeugt war; aber man wird es auch Niemand übel nehmen können, wenn er ein so hartes Urtheil fällte, wie der spätere ungarische Minister Trefort, der die Sistirungsmänner „Jesuiten" nannte, „die den Ausgleich stets im Munde führten, aber Alles thaten, um ihn zu verhindern". Schien es doch, als sollten alle Gegensätze gereizt, jeder Widerspruch gegen das bestehende Verfassungsrecht und alle geträumten und erhofften Zugeständnisse zum Wort gebracht werden, um aus dem unausbleiblich entstehenden Chaos die Möglichkeit und Zuträglichkeit aller leugnen zu können. Es war doch zu komisch, wenn der Gesinnungsgenosse des Staatsministers, der wieder an die Spitze der ungarischen Statthalterei getreten war, im Landtage sagte: „Zwei parlamentarische Regierungen unter Einem Fürsten erschienen ihm unmöglich!" Wenn dies richtig war, warum verließ man die Bahn, die zur Aufrichtung Einer solchen Regierung führen sollte, oder hielt man es für möglicher, mit siebzehn Landtagen zu regieren, die alle über die Verfassungsfrage unterhandeln und beschließen sollten? Vielleicht war das Ziel der Staatsmänner

jener Periode nicht klar, aber es konnte kein Anderes als die Rückkehr zum Absolutismus sein!

In der Hauptsache wurde derselbe schon durch das September-Patent statuirt, denn das Ministerium wurde ermächtigt, „alle unaufschiebbaren Maßregeln, insbesondere jene, welche das volkswirthschaftliche und finanzielle Interesse des Reiches betreffen", selbstständig und aus eigener Machtvollkommenheit zu treffen. Da klang es denn doch sonderbar, wenn Graf Belcredi zum Herausgeber der „Neuen freien Presse", Doctor Max Friedländer (geb. 1831, gest. 1872), ganz verwundert sagte: „Was finden Sie an meiner Methode Bedenkliches? Daß ein Ausgleich schon mit dem nächsten ungarischen Landtag gelingen wird, das glaube ich selbst nicht, vielleicht auch mit dem folgenden noch nicht, aber umso sicherer mit dem dritten. Sagen Sie mir ehrlich, was darin Bedenkliches liegt?" Aller Wahrscheinlichkeit nach erwiderte Friedländer darauf, daß die Bedenklichkeit darin liege, daß bis zum Gelingen

Admiral Tegetthoff. (Seite 880.)

dieses Ausgleiches die Verfassung sistirt bleibe und thatsächlich in der westlichen Reichshälfte das Ministerium absolutistisch regiere.

Indessen war das gerade in Oesterreich hochbedenkliche Wort „Decentralisation" gefallen, und von allen Seiten zog man die Consequenzen daraus. Die am 23. November 1865 zusammengetretenden deutsch-slavischen Landtage lieferten sofort einen Beweis, wie „ungleich gewichtig" deren Ansprüche und Forderungen sind. Das Einberufungs-Patent betonte, daß der durch das September-Patent eingeschlagene Weg betreten wurde, weil sich auf demselben eine „dauernde Grundlage für eine Reichsverfassung" finden lassen werde — dem Ministerium bestanden also Oktober-Diplom und Februar-Patent gar nicht mehr zu Recht, obwohl die darauf basirte Reichsverfassung doch nur sistirt, aber nicht aufgehoben war.

Dagegen wendeten sich alle deutschen Landtage, die in mehr oder weniger energischen Adressen gegen die Sistirung protestirten. Bezeichnend für die Stellung dieses Kirchenfürsten zu der neuesten politischen Wandlung war es, daß Kardinal Rauscher die Wahl zum Vorsitzenden der Adreß-Commission des niederösterreichischen Landtags annahm und selbst die von ihm befürwortete Minoritätsadresse den „Ausdruck des Bedauerns" enthielt.

Der Landtag in Tirol berührte die Verfassungsfrage nicht, um in der Adresse für „Glaubenseinheit" und gegen das Protestantenpatent wettern zu können, in Krain herrschte in der Landstube eine neue slovenische Majorität, die sich darin gefiel, jeden deutschen Redner niederzuschreien und von „Großslovenien" zu radotiren; in Prag und Lemberg aber erklärte man, „nicht um ein Haar breit weniger Selbstständigkeit" zu acceptiren als Ungarn, und in ersterem Landtage nahm man Mähren und Schlesien als „Länder der böhmischen Krone", in Galizien die Bukowina ganz ohne historischen oder rechtlichen Grund in Anspruch — kurz das Gespenst des Palacky'schen Gruppensystems spukte wieder leibhaftig herum.

Der volle Unterschied zwischen dieser Zerfahrenheit und dem geschlossenen Vorgehen trat zu Tage, als am 11. Dezember der ungarische Landtag seine Arbeiten begann. Die Thronrede erklärte, daß die gemeinsame verfassungsmäßige Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten ein „unabweisbares Erforderniß"

Feldzeugmeister Benedek. (Seite 885 u. 872.)

sei, anerkannte die „formelle Giltigkeit der 1848er Gesetze", die jedoch sorgsam geprüft und zweckmäßig abgeändert werden müßten.

Während man also diesseits der Leitha den Rechtsboden „sistirt" hatte, anerkannte man den bisher so heftig bestrittenen der Ungarn an, so daß der zornige Ausruf eines so gemäßigten Mannes und tadellosen Patrioten, wie Kaisersfeld, im steirischen Landtag nicht ohne Berechtigung war: „Man will uns wie besitzlose Bettler nach Pest schicken!"

Natürlich machte sich der ungarische Landtag, der vollkommen unter der klugen und energischen Leitung Deák's stand, diese Situation zunutze, obwohl dieser mit Recht gefeierte Führer in einer berühmt gewordenen Rede die Politik des Sistirungs-Ministeriums einer schneidenden Kritik unterzog. „Durch die Anerkennung des Rechtes ist die damit correspondirende Verpflichtung der faktischen Ausführung nur noch stärker geworden", rief er unter rauschendem Beifall der Zuhörer. „Viele brauchen das Wort Opportunität hinsichtlich der Nichteinhaltung creirter Gesetze, so oft das Gesetz nicht zu ihren Gunsten spricht; sie stellen dieselbe in Gegensatz zu dem positiven Gesetz, ja im vorliegenden Falle zu einer ganzen rechtlich bestehenden Verfassung."

Am 24. Februar erfolgte die Annahme einer Adresse, welche anerkannte, „daß es Verhältnisse gebe, welche Ungarn mit den Erbländern gemein habe", aber in dem Satz gipfelte: „Fortwährend steht das Land unter absoluter Herrschaft. Sanktionirte Gesetze, von welchen Eure Majestät selbst anerkennen, daß gegen ihre formelle Giltigkeit kein Einwand erhoben werden kann, werden faktisch als nicht vorhanden betrachtet. Sogar der innere Friede der einzelnen Religionsgenossenschaften wird durch illegale Verordnungen gestört; in allen Zweigen der Verwaltung gebietet das absolute System; zwei von einander unabhängige Beamtenkörper führen die Administration, verfassungsmäßig ist keiner von beiden, der eine aber ist überdies fremd. Rechtscontinuität erbitten wir daher von Euer Majestät im Sinne unserer Gesetze, insbesondere parlamentarische Regierung, verantwortliches Ministerium und verfassungsmäßige Municipien. Wir verlangen nur die Vollziehung der Gesetze, denn das nicht vollzogene Gesetz ist ein todter Buchstabe."

Ohne daß sie direct bezeichnet worden wäre, lag doch in jedem dieser Worte eine Verurtheilung der Sistirungspolitik, welche die 1848er Gesetze „im Prinzipe" anerkannte, ohne sie auszuführen, und die Februar-Verfassung „sistirte", um sie nicht ausführen zu müssen.

Der Kaiser, welcher schon im Jänner 1866 sammt dem ganzen Hofstaat nach Ofen gekommen war, beantwortete die Adresse mit der nach allen Seiten nöthigen Mahnung „zu weiser Mäßigung".

Ueber Deák's Antrag begann am 1. März eine Siebenundsechziger-Commission die Feststellung der gemeinsamen Angelegenheiten. Gleichzeitig trat auch, nachdem am 10. Februar der kroatische Landtag sich für die Union mit Ungarn ausgesprochen hatte, eine Regnicolar-Deputation zur Berathung des staatlichen Verhältnisses zwischen Ungarn und Kroatien zusammen.

Die Vorschläge der ersteren Commission fanden keine Billigung, und Herr von Majláth trat entschieden den 1848er Gesetzen entgegen, „die unter dem Drucke der welthistorischen Ereignisse entstanden, den Charakter der Ueberstürzung an sich tragen und sich theoretisch und praktisch unhaltbar erwiesen hatten".

Diese Herausforderung beantwortete das Unterhaus mit einer Adresse, die noch schärfer das „verfassungsmäßige Recht" betonte. Mit einer Logik, gegen welche die Spitzfindigkeit der Regierungsmänner keine Waffen hatte, sagte Deák: „Die gesetzgebende Gewalt ist das schönste Recht der Nation. Soll es aber zur Wirklichkeit werden, so ist unumgänglich nothwendig, daß die Gesetze auch gehalten werden, bis die constitutionelle Legislative sie auf ordentlichem Wege aufhebt oder verändert. Hätte die vollziehende Gewalt das Recht, die auf verfassungsmäßigem Wege geschaffenen Gesetze nicht zu vollziehen, ihre Kraft zu suspendiren, sie durch Erlässe zu ersetzen und die ganze Constitution so lange in der Schwebe zu erhalten, bis der Landtag sie in ihrem Sinne abändert, dann würde thatsächlich auch die vollziehende Gewalt das Recht der Gesetzgebung üben. Eure Majestät wollen, wie wir glauben, den Absolutismus nicht ferner erhalten; nun aber wäre eine solche Vereinigung der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt, wenn sie auch blos provisorisch ist, wirklicher Absolutismus. Nicht Rechtscontinuität haben die Gesetze, Krönungsdiplome und fürstlichen Eide begründet; denn sie bezieht sich nicht blos auf die Art der Entstehung der Gesetze, sondern auch auf deren Vollstreckung und Aufrechthaltung."

Auf diese auch vom Oberhause angenommene Adresse antwortete der Kaiser mit der Mahnung, die Arbeiten über die gemeinsamen Angelegenheiten zu beschleunigen. Am 25. Juni konnte der Siebenundsechziger-Ausschuß seine Anträge dem Landtag vorlegen, die in allen Hauptpunkten mit den später zum Gesetz gewordenen Bestimmungen über die gemeinsamen Angelegenheiten und deren Behandlungen übereinstimmten. Am nächsten Tage fand mit Rücksicht auf den Ausbruch des Krieges der Schluß des Landtages statt.

„Offenbar wäre es Sache der auswärtigen Politik gewesen, den Staat vor einer Lage zu bewahren, in der er sich mit Erfolg kaum zu behaupten vermochte." Dieses Urtheil stammt nicht von einem Unberufenen, sondern es leitet die vom österreichischen Generalstab herausgegebene Darstellung der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 ein. Und ein anderes, ebenso berechtigtes militärisches Urtheil lautet: „Wenn man berücksichtigt, daß das fortschrittsfeindliche Concordat die österreichische Volkserziehung in erster Linie beeinflußt, daher die tiefe Civilisationsstufe verschuldet, welche zunächst den einseitigen Dienstbetrieb im Heere verursacht, so hat die öffentliche Meinung nicht eben Unrecht, dasselbe als einen Hauptmitschuldigen an der Niederlage von Königgrätz in Anklagezustand zu versetzen."

So wird die innere wie äußere Politik in gleicher Weise für die traurige Katastrophe verantwortlich gemacht, die wir nun zu schildern haben.

Nicht ein halbes Jahr that der Gasteiner Vertrag seine Schuldigkeit, denn wenn auch zugegeben werden muß, daß die Politik Preußens auf eine gewaltsame Lösung lossteuerte und die Schwierigkeiten im Innern, sowie das mehr als gespannte Verhältniß zu Italien auszunützen strebte, so wäre es doch eben Sache einer umsichtigen Politik gewesen, den Vertrag von Gastein so zu formuliren, daß er keinen Anlaß zu Reklamationen geboten hätte.

Die Unterstützung der Candidatur des Herzogs von Augustenburg bot den Anlaß zu der preußischen Depesche vom 26. Jänner 1866, welche Beschwerde über die österreichische Verwaltung Holsteins führt und offen eine Lösung des bestehenden Verhältnisses in Aussicht stellt. Die österreichische Antwort vom 7. Februar wies die Vorwürfe zurück, erklärte aber zugleich, auf dem eingeschlagenen Weg beharren zu müssen. Damit war der Conflict offen erklärt.

Ein vom 7. bis 13. März in Wien tagender Marschallsrath berieth die militärischen Vorbereitungen, eine Circulardepesche vom 16. erklärte den deutschen Höfen, daß für den Fall, als eine an das preußische Cabinet gerichtete Anfrage nicht befriedigend beantwortet würde, Oesterreich den deutschen Bund wegen Bedrohung des Bundesfriedens anrufen und die Mobilisirung der Bundescontingente beantragen würde. Der fast komische Gegensatz dazu war die preußische Depesche vom 24. März, welche wissen wollte, ob Preußen, falls es von Oesterreich angegriffen würde, auf die Hilfe der deutschen Staaten rechnen könne.

Die Gefahr eines Doppelkrieges wurde nahegerückt durch die Erklärung des italienischen Ministerpräsidenten in der Kammer, daß die Lage sehr ernst sei — und um dies zu illustriren, befahl der Kriegsminister am 28. März eine außerordentliche Rekrutenaushebung, und am gleichen Tage ordnete eine Cabinetsordre des Königs Wilhelm die Kriegsbereitschaft der Armee an.

Die von Friedensliebe triefenden Depeschen vom 31. März und 6. April, wo beide Theile erklärten, keinen Angriffskrieg zu beabsichtigen, täuschten Niemand mehr, besonders da gleich darauf die von Oesterreich geforderte Rücknahme der Mobilisirungs-Ordre abgelehnt wurde und der 8. April den Abschluß der preußisch-italienischen Allianz brachte, deren Tragweite klar wurde, als Preußen am 30. erklärte, nur dann abrüsten zu wollen, wenn auch Oesterreich seine Rüstungen gegen Italien einstelle, das am Tage zuvor sämmtliche Reserven unter die Fahnen rief und dem General Giuseppe Garibaldi die Errichtung von Freiwilligenkorps bewilligte.

Nun erst begannen die Rüstungen Oesterreichs im vollen Umfange. Am 5. Mai ging Erzherzog Albrecht zur italienischen Armee ab, ein kaiserlicher Befehl ordnete an, die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, und berief den Feldzeugmeister Ludwig von Benedek zum Commando der in Böhmen und Mähren zusammengezogenen Nordarmee.

Wenn Bismarck sich anläßlich des Militärconflictes rühmen konnte, daß die preußische Regierung „heidenmäßig viel Geld habe", so stand es leider in Oesterreich anders, und die finanzielle Klemme machte sich ziemlich fühlbar.

Das am 30. Dezember 1865 ohne Mitwirkung der Vertretung sanctionirte Budget wies ein nominelles Defizit von dreißig Millionen auf, das aber thatsächlich weit höher war. Zur Bedeckung schloß Baron Becke jenes berüchtigte englische Anleben zum Course von sechsundfünfzig ab — die drückendste Geldbeschaffung, die jemals zugestanden wurde und in der österreichischen Finanzgeschichte einen traurigen Ruf hat. Von weiteren Anleben abgeschreckt, verpfändete Graf Larisch am 24. April die Staatsdomänen für sechszig Millionen Gulden, und den steigenden Anforderungen der Kriegsverwaltung gegenüber mußte er am 5. Mai zur Ausgabe von Staatsnoten im Betrage von hundertzwölf Millionen greifen, wodurch die kaum angebahnte Sanirung der Creditverhältnisse wieder illusorisch gemacht und in das Bankstatut ein unheilbares Loch gerissen wurde.

Ein am 7. Juli in Aussicht genommenes Anleben von zweihundert Millionen konnte nicht effectuirt werden, und Graf Larisch ließ sich darauf sechzig Millionen von der Nationalbank vorschießen. Dadurch stieg die Summe der in Umlauf befindlichen Staatsnoten oder der auf Rechnung des Staates ausgegebenen Banknoten auf dreihundert Millionen, was mit Einrechnung der Domänen-Pfandbriefe eine schwebende Schuld von vierhundert Millionen ergab.

Die drängende Noth der Verhältnisse mag auch eine solche Finanzwirthschaft entschuldigen; daß sich aber Graf Larisch schon im Oktober 1865 durch Kaltstellung der Staatsschulden-Controls-Commission jeder Controle entzog und dadurch unmittelbar den Credit schädigte, weil man allgemein im Bestande dieser Commission eine Bürgschaft für geregelte Finanzverhältnisse sah und deren Beseitigung alarmirend wirkte, das ist auf keine momentane Pression, sondern nur auf die Abneigung gegen alle aus der vorausgegangenen Epoche stammenden Institutionen zurückzuführen.

Am 7. Juni eröffnete das Einrücken der Preußen in Holstein thatsächlich den Krieg. Die schwache österreichische Besatzung konnte keinen Widerstand leisten, unter Protest des österreichischen Regierungs-Commissärs erfolgte die Räumung, und ein preußischer General übernahm die Landesregierung.

Der deutsche Bund erkannte in diesem Schritt Preußens „gewaltthätige Selbsthilfe" und beschloß am 14. Juni mit neun gegen sechs Stimmen auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundesarmee, während am gleichen Tag auch eine Militärconvention zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossen wurde.

Am 18. Juni erschien das kaiserliche Kriegsmanifest, das in würdigen Worten die Unvermeidbarkeit des Kampfes betonte: „So ist der unheilvolle Krieg, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche, unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich Diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes!" Auch die inneren Verhältnisse des Reiches wurden berührt, indem es im Manifeste hieß: „Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der inneren Verständigung noch nicht so weit gediehen ist, um in diesem ernsten Augenblicke die Vertreter aller meiner Völker um meinen Thron versammeln zu können. Dieser Stütze für jetzt entbehrend, ist mir jedoch meine Regentenpflicht umso klarer, mein Entschluß umso fester, dieselbe meinem Reich für alle Zukunft zu sichern."

Am Tage der Erlassung des Manifestes rückten die Preußen, deren „affenartige Geschwindigkeit" sehr mit Unrecht wohlfeil bespöttelt wurde, in Dresden ein und nöthigten die sächsische Armee, nach Böhmen zurückzuweichen, dessen Grenze jene am 21. Juni erreichten.

Der italienischen Kriegserklärung vom 20. Juni folgte am 23. die Ueberschreitung des Mincio durch das einmalhundertzwanzigtausend Mann starke Hauptheer unter König Viktor Emanuel und Marschall Alfons Marchese Lamarmora (geb. 1804, gest. 1878), während eine zweite, achtzigtausend Mann starke Armee, welche von dem im Krimkriege bewährten General Cialdini befehligt wurde, die Po-Linie forcirte.

Dieser Macht hatte Erzherzog Albrecht (Bild Seite 897), dessen Berather der tüchtige Feldmarschall-Lieutenant Franz Baron John (geb. 1815, gest. 1876) war, nur drei Armeekorps (Hartung, Maroičić, Rodich) und eine Reservedivision (Rupprecht) in der Stärke von neunzigtausend Mann entgegenzusetzen. Raschheit der Bewegungen, Kühnheit des Angriffes mußten die geringere Streiterzahl ausgleichen.

Durch die Ueberschreitung der Etsch kam der Erzherzog der Vereinigung der feindlichen Armee zuvor und zwang die Hauptarmee zum Schlagen auf dem schon so oft mit Blut gedüngten Terrain zwischen Peschiera und Verona. Es war ein heißer Schlachttag, der 24. Juni, und in harten Kämpfen mußte eine Position nach der andern, die starken Stellungen am Monte della Croce, Monte Cricol und Monte Vento den Feinden abgerungen, Oliosi und Santa Lucia, der alte ruhmreiche Kampfplatz, erstürmt werden, bis endlich der gelungene Angriff auf Custozza die Schlacht zu unseren Gunsten entschied und die italienische Armee die Wahlstatt räumen mußte, auf welcher sich besonders Durando als zäher Gegner erwiesen hatte. Zum glücklichen Erfolge hatte hauptsächlich die österreichische Reiterei beigetragen, und das von dem schneidigen Oberst Pulz befehligte Uhlanen-Regiment Graf Trani bedeckte sich durch eine gelungene Attaque auf die feindlichen Infanterie-Quarrés mit Ruhm.

Diesem glücklichen Beginn des Feldzugs im Süden entsprach leider die Kriegführung im Norden nicht. Der mit dem Oberbefehl über die Bundesarmeekorps betraute Prinz Karl von Bayern (geb. 1795) war ein sehr alter, energieloser Herr, und das Erbübel der ehemaligen „Reichsarmee", die Buntscheckigkeit, wirkte wohl auch lähmend, während einzelne Contingente nur zögernd und mit offener Unlust zum brudermörderischen Krieg herangezogen. Dieser zerfahrenen Leitung stand in General Vogel von Falkenstein (geb. 1797), dem Befehlshaber der preußischen Main-Armee, ein tüchtiger Führer von anerkannter Fähigkeit entgegen.

Durch blitzschnelle Bewegungen kam er der Vereinigung der tapferen, von König Georg selbst geführten hannoverischen Armee mit den übrigen Bundestruppen zuvor, hielt sie durch die unentschiedene Schlacht bei Langensalza (27. Juni) fest, um sie am nächsten Tag vollkommen einzuschließen und zur Capitulation zu zwingen. Unablässig drängte er dann nach Süden und hinderte den Aufmarsch der Bundesarmee, obwohl die Bayern wacker Stand hielten und bei Kissingen ein blutiges Gefecht lieferten. So fand der Kampf im Westen schon ein Ende, bevor jener auf dem Hauptkriegstheater noch begonnen hatte.

In drei Colonnen, welche vom Kronprinzen, Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz befehligt waren, drangen die auch numerisch überlegenen Preußen in Böhmen ein, welche im Zündnadelgewehr eine Waffe besaßen, die in ihrer thatsächlichen Wirkung dem österreichischen Vorderlader weit voraus war und durch die Masse der geschleuderten Geschosse auch lähmend auf den Geist des Gegners wirkte, der das Vertrauen zu seiner Waffe verlor.

Die Gefechte bei Turnau und Podol am 26. Juni eröffneten eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Rencontres (Skalitz, Nachod, Münchengrätz, Schweinschädel, Gitschin), in welchen die einzelnen österreichischen Korps den energischen Angriffen der mit großer Umsicht geführten Preußen weichen mußten. Nur Gablenz wies bei Trautenau den Angriff in glänzender Weise ab und errang einen Erfolg, der indessen durch die Rückwärtsbewegung der übrigen Korps paralysirt wurde.

Schon theilweise erschüttert, trat die österreichische Armee in die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli ein. Bis über den Mittag hinaus neigte sich der Kampf, in welchem sich besonders die Artillerie hervorthat, zu Gunsten der Oesterreicher, welche den gegenüberstehenden Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Steinmetz manchen Vortheil entrissen. Doch die überlegene Strategie Moltke's bewährte sich, und in den ersten Nachmittagsstunden griffen die im Rücken der österreichischen Aufstellung erscheinenden Colonnen der Armee in den Kampf ein, nachdem der sprichwörtlich gewordene „Nebel von Chlum"

deren unbemerkte Annäherung begünstigte. Damit war die Schlacht entschieden, der mit der Elbe im Rücken an sich bedenkliche Rückzug mußte angetreten werden, von welchem der erste offizielle Schlachtbericht gesteht, „daß er immer eiliger wurde".

Unter dem niederschmetternden Eindruck dieses Ereignisses suchte man sich des einen Feindes zu entledigen, indem Venetien an Kaiser Napoleon III. abgetreten und seine Vermittlung angerufen wurde. Doch weder die Energie der preußischen Kriegführung, die schon am 8. Juli zur Besetzung Prags führte, ließ deßhalb nach, noch ließen sich die Italiener zu Sonderverhandlungen bestimmen, sondern ergriffen am gleichen Tag wieder die Offensive. Dadurch und durch die Raschheit des preußischen Vordringens wurde auch der Plan vereitelt, die bisher siegreiche Südarmee den Preußen entgegenzuwerfen. Der Besetzung von Brünn folgte nach einigen kleinen Treffen (bei Dub und Tobitschau) die Ueberschreitung der niederösterreichischen Grenze, und sowohl durch die Ueberschreitung der oberen Donau, wie durch das Vordringen der Preußen gegen Preßburg, in dessen Nähe es zum letzten Gefechte (bei Blumenau) kam, wurde auch der strategische Werth der am linken Donauufer rasch aufgeworfenen Verschanzungen zur Deckung Wiens ein sehr fraglicher.

Eine interessante Episode jener Zeit war das Eingreifen des in Wien hochbeliebten Bürgermeisters Dr. Andreas Zelinka (geb. 1802, gest. 1868). Die kriegerischen Vorbereitungen in der nächsten Nähe bestimmten denselben, in einer Privataudienz dem Monarchen die Besorgnisse der Bevölkerung darzulegen und ihn zu bitten, die „offene Stadt Wien" möge der Gefahren eines Kampfes mit all seinen voraussichtlichen Folgen nicht ausgesetzt werden, woran der Bürgermeister die weitere Bitte knüpfte, „bezüglich der staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse jene Aenderungen eintreten zu lassen, welche geeignet seien, die Gemüther auch für die Zukunft zufriedenzustellen". Ohne auf dieses Thema einzugehen, das ja auch im Moment nicht zu entscheiden war und vor den übrigen Sorgen zurücktrat, versicherte der Kaiser, daß Wien als offene Stadt behandelt werden würde, eine widerstandslose Preisgebung der Donau-Linie aber nicht thunlich sei, wenn auch Wien zum Schauplatz eines Kampfes gemacht und der Kaiser selbst als Letzter mit der Armee abziehen werde.

Ohne sich damit zu bescheiden, nahm der Gemeinderath am 17. Juli eine Adresse an, welche sagte, „daß die gegenwärtige tiefernste Lage des Reiches weniger durch die letzten Mißerfolge im Felde, als durch die unglückliche Politik herbeigeführt sei", und „es möge Eure Majestät zu dem segensreichen Entschlusse gelangen, zur Leitung der Staatsgeschäfte solche Männer zu berufen, deren entschiedene Thatkraft und politische Gesinnung die Gewähr einer besseren Zukunft zu geben geeignet ist".

Diese an sich nicht unberechtigte, aber noch während des Kampfes etwas unzeitgemäße Kundgebung stieß begreiflicherweise auf eine gewisse Empfindlichkeit. Die Antwort lautete: „Seine Majestät anerkenne die Loyalität, doch mögen die Thaten den Worten entsprechen; auch abgesehen davon, daß die Adresse den Wirkungskreis des Gemeinderathes überschreite und nur als Aeußerung einzelner Mitglieder aufzufassen sei, möge man versichert sein, daß auch der Monarch lebhaft wünsche, die constitutionelle Thätigkeit aufgenommen zu sehen, doch müßten hiebei die Bedürfnisse des ganzen Reiches, nicht die Wünsche Wiens allein maßgebend sein."

Nicht blos im Gemeinderathe, auch in der ganzen Bevölkerung erregte die Nachricht von dieser Aufnahme tiefe Bestürzung, und Zelinka, von dem man sagte, daß er mit der Adresse nicht ganz einverstanden war, verfügte sich aus eigenem Antriebe am nächsten Tage nochmals zum Kaiser, um demselben den Eindruck zu schildern, worauf ihn dieser in der huldvollsten Weise beruhigte, daß er nie an der Loyalität der Bevölkerung Wiens den geringsten Zweifel gehegt habe.

Trotzdem erregte die am 26. Juli verfügte Verhängung des Belagerungszustandes über Wien neuerlich Bestürzung, da die Berufung auf die kriegerischen

Ereignisse kaum ausreichte, diese Maßregel zu erklären, wo doch am gleichen Tage ein Waffenstillstand mit Preußen abgeschlossen wurde.

Die Hoffnung auf ein thatkräftiges Einschreiten Frankreichs erfüllte sich nicht, und man mußte daher daran denken, die Consequenzen der traurigen Ereignisse zu ziehen. Man konnte dies umso eher, als ein glänzender Sieg der österreichischen Flotte die Waffenehre auch auf diesem Felde sichergestellt hatte. Während die italienische Armee gegen den Isonzo vordrang und ein Theil derselben unter Medici durch das Valsugan Trient bedrohte, um sich mit dem vom Gardasee anrückenden Garibaldi zu vereinigen, woran sie aber durch General Franz Freiherr von Kuhn (geb. 1818, später Kriegsminister) verhindert wurden, hatte sich die italienische Flotte ganz unthätig verhalten. Sie war mit einem Aufwand von dreihundert Millionen Francs in fünf Jahren auf vierundzwanzig Panzerschiffe gebracht worden, welchen Oesterreich deren nur sechs entgegenstellen konnte. Aber gerade hier zeigte sich, daß auch im Kampfe nicht die rohe Masse, sondern der Geist entscheidet, der beseelt, führt und anfeuert.

Schon im Mai war die italienische Flotte, der eine wichtige Rolle zugedacht war, im Hafen von Tarent zusammengezogen worden, um am 25. Juni nach Ancona zu gehen und von diesem der österreichischen Küste nächstgelegenen Hafen den Angriff auch zur See zu beginnen.

Doch Admiral Graf Persano war kein Mann kühner Offensive, ja später warf man ihm offen vor, daß er seine Carriere mehr der Gunst als seiner seemännischen Tüchtigkeit verdanke. Unthätig blieb er im Hafen liegen, als Tegetthoff mit seiner kleinen Flotte herausfordernd vor Ancona erschien. Erst als dieser wieder verschwunden war und dringende Befehle des italienischen Ministeriums ihn zum Handeln zwangen, setzte er sich gegen die dalmatinische Küste in Bewegung und griff am 18. und 19. Juli erfolglos die durch Strandbatterien vertheidigte Insel Lissa an.

Rasch war Tegetthoff von Pola herbeigekommen, und am 20. Juli entbrannte die Schlacht. Nebst dem Flaggenschiff „Max", auf welchem Tegetthoff sich befand, formirten die übrigen sechs Panzerschiffe das erste Treffen, die großen Holzschiffe, geführt vom Linienschiff „Kaiser", auf welchem Contre-Admiral Petz befehligte, und die kleineren Fahrzeuge das zweite und dritte.

Die Flotte Persano's bestand aus zwölf Panzerschiffen, unter welchen der riesige „Rè d'Italia" den ersten Rang einnahm und auch die Flagge trug. Doch Persano befand sich nicht auf diesem, was man ihm später besonders zum Vorwurf machte, sondern auf der Panzerfregatte „Affondatore". Die Holzschiffe unter Admiral Albini betheiligten sich gar nicht am Kampf, sondern dampften rechtzeitig ab.

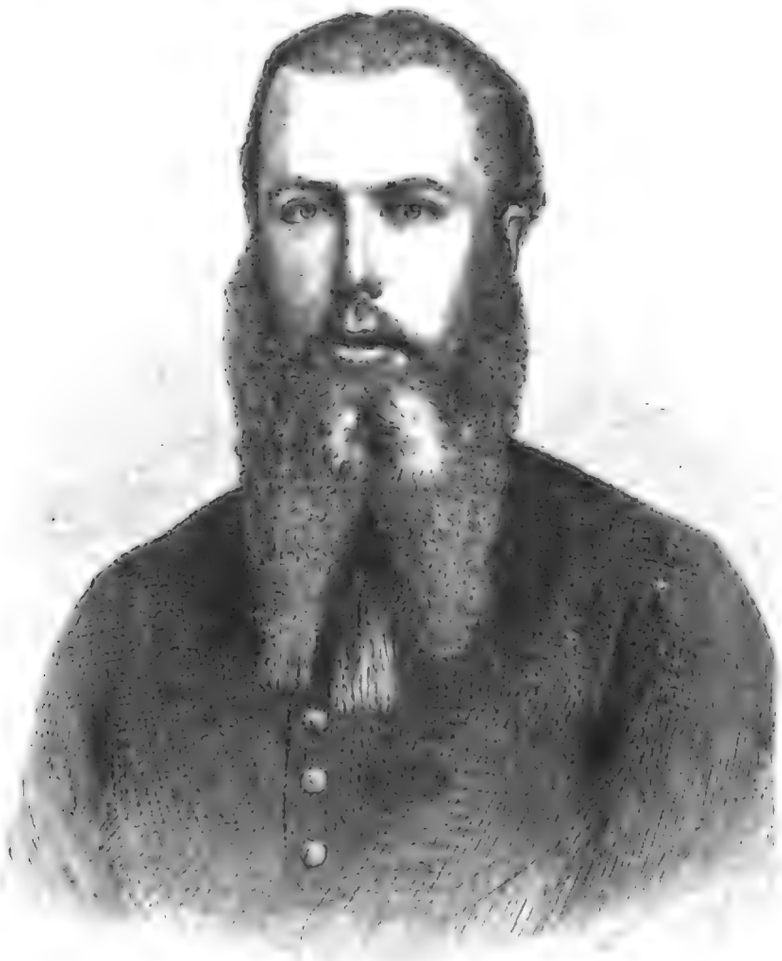
Der von Tegetthoff mit außerordentlicher Kühnheit geführte Angriff hatte einen glänzenden Erfolg. Schon in der ersten halben Stunde war die italienische Schiffslinie durchbrochen, und die österreichischen Holzdampfer machten sich furchtlos an die Panzerkolosse Persano's. Tegetthoff läßt das Feuer von vier seiner Eisenschiffe auf den „Rè d'Italia" concentriren und rannte demselben durch ein glänzend ausgeführtes Manöver den stählernen Sporn des eigenen Schiffes mit voller Dampfkraft in die Seite, so daß das stolzeste Schiff der italienischen Flotte binnen eineinhalb Minuten sammt der ganzen Bemannung auf den Grund des Meeres hinabsank. Ein zweites Panzerschiff, „Palestro", war von dem trefflich bedienten Feuer der österreichischen Schiffe in Brand geschossen und flog in die Luft, und der „Affondatore" (zu deutsch Vertiefer) hatte durch das Holzschiff „Kaiser" eine so schwere Verletzung erhalten, daß er zuerst die Flucht ergriff und im Hafen von Ancona versank, in welchen sich auch die anderen übelzugerichteten Schiffe flüchteten.

Von österreichischer Seite war nur der „Kaiser", der fünf feindliche Panzerschiffe beschädigt hatte, in Brand gerathen, so daß er sich, jedoch erst nach entschiedenem Kampfe, hinter die Schlachtlinie zurückziehen mußte. Seit den Tagen

Nelson's war kein so glänzender Seesieg erfochten worden, und der Name Tegetthoff ist für alle Zeiten in die Geschichte der Kriegsnautik ehrenvoll eingeschrieben, da er zuerst die Fechtweise der Panzerschiffe in ihrer natürlichen Bedeutung erfaßte und mit beispielloser Kühnheit zur Anwendung brachte.

Unter dem Eindruck dieses Sieges wurde am 25. Juli eine Waffenruhe mit Italien, am kommenden Tage eine mit Preußen abgeschlossen und zugleich die Friedens-Präliminarien im Hauptquartier zu Nikolsburg eingeleitet, wo sich auch bald französische Vermittler einfanden.

Aus dieser Periode stammt auch eine interessante Anekdote, welche beweist, wie wichtig oft wenige Stunden für den Gang der Weltgeschichte werden. In Brünn war zur Zeit der Occupation der Abgeordnete und spätere Minister Doctor



Kaiser Max I. von Mexiko. (Seite 883.)

Karl Giskra (geb. 1820) Bürgermeister, und namentlich seinem energischen und klugen Benehmen war es zuzuschreiben, wenn diese Stadt weniger litt als andere Orte, obwohl der preußische General von Voigts-Rheetz in einem Schreiben ehrend sagte: „In Brünn sind wir Bürgern begegnet, denen man es ansah, daß das Unglück ihres Vaterlandes auf ihnen lastete, und die mit männlicher Würde, aber schwerem Herzen ihrer Pflicht, der Stadt die Lasten feindlicher Besatzung zu erleichtern, genügten."

Während seiner Anwesenheit in Brünn ließ Herr von Bismarck den Bürgermeister Giskra zu sich bitten und ersuchte ihn, nach Wien zu gehen und dort Friedensunterhandlungen auf folgender Basis anzuknüpfen: Integrität des österreichischen Gebietes mit Ausnahme von Venetien, keine Kriegsentschädigung, Bildung eines süddeutschen Bundes südlich vom Main unter Oesterreichs Führung — jedoch dürfe von keiner Vermittlung Frankreichs die Rede sein. Giskra, durch seine

Pflicht an Brünn gebunden, übertrug die Mission dem Handelskammer-Präsidenten Ernst Johann Freiherr von Herring (geb. 1816, gest. 1871). Man war in Wien durch so günstige Anträge überrascht, kam jedoch lange zu keinem Entschluß und verschanzte sich endlich dahinter, daß es unmöglich sei, auf einen in solcher Weise gemachten Antrag einzugehen und man eine offizielle Mittheilung Preußens abwarten müsse. Wie man sagte, war diese Antwort, gegen die Ansicht des Ministers Mensdorff, von Graf Moriz Eßterházy durchgesetzt worden. Zwei kostbare Tage waren verloren gegangen und Baron Herring ließ zwei Paar Pferde todtjagen, um möglichst rasch in das Hauptquartier nach Nikolsburg zu kommen. Doch dort hieß es: „Zu spät! Wir glaubten auf diesem Wege zu keinem Frieden zu kommen, und haben vor einer Stunde die vom französischen Gesandten Benedetti angebotene Vermittlung angenommen!"

Erzherzog Albrecht. (Seite 893)

Der am 23. September zu Prag geschlossene Friede auferlegte Oesterreich keine harten materiellen Opfer. Die Aufgebung Holsteins war kaum ein solches zu nennen, und von der Kriegsentschädigung von vierzig Millionen Thalern entfiel die Hälfte als Ersatz der Kosten der Expedition nach Holstein und der Verpflegung der preußischen Truppen bis zum Abzug. Schwerer in das Gewicht fielen die moralischen Folgen, da Oesterreich, weil der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu seinen Ungunsten entschieden war, vollkommen auf die so lange innegehabte Stellung verzichten und „seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des Kaiserstaates" geben mußte. Ein vielhundertjähriges Band, das tief im Bewußtsein des Volkes wurzelte und tausend Beziehungen geschaffen hatte. Durch die Bemerkung, „daß die Staaten südlich vom Main in einen Bund zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Nordbund der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt",

waren jene Brünner Anerbietungen ganz entfallen und Oesterreich von Deutschland, wenigstens politisch und materiell, ausgeschlossen.

Der Wiener Friede vom 3. Oktober bestimmte die Anerkennung „der Vereinigung des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien" und daher auch zum erstenmale dieses letzteren selbst.

Eine schwere Katastrophe hatte das Reich betroffen und mehr als je bedurfte es des Friedens im Innern, um sich wieder zu erholen und zu kräftigen. Aber obwohl der Monarch selbst seine Erkenntniß dieser Nothwendigkeit bewies und in zwangslosen Unterredungen mit dem auch jetzt unerschütterlich für Recht und Gesetz einstehenden Franz Deák die Grundsätze des Ausgleiches berieth, dachten die Staatsmänner, die am Ruder waren, noch immer anders und sahen die Weisheit noch immer in dem Sprüchlein: Theile und herrsche! ohne des weisen Satzes von Seneca zu gedenken: Confusum est, quidquid in pulverem sectum est! (Verwirrt ist, was zu sehr zertheilt ist!)

Unter Duldung und theilweiser Patronanz der Regierung fanden sich Anfangs August eine Anzahl hervorragender slavischer Politiker in Wien ein, welche ihren Berathungen im Hotel „zur Stadt Frankfurt" den volltönenden Namen eines „Slavencongresses" gaben. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß die Herren nur in dem einig sind, was sie nicht wollen, ihre Ziele aber in dem, was sie wollen, weit auseinandergehen. Die Kroaten, von Bischof Stroßmaier geführt, verlangten plötzlich nach dem Reichsrath in Wien, da ihnen vor der Entwicklung der Dinge in Ungarn graute; die Czechen gaben höchstens einen Reichssenat für gewisse gemeinsame Angelegenheiten zu, griffen aber auf die Gruppenidee zurück welche sie bis auf drei einschränkten und souveräne „General-Landtage" für die Länder der böhmischen Krone, Galizien mit der Bukowina und für die übrigen Provinzen vorschlugen. Darüber erboften sich die Slovenen gar sehr, die auch ihrerseits einen General-Landtag haben wollten, zu dem nebst Krain und Istrien auch Görz und Triest verlangt wurden. Kurz auch dieser Slavencongreß theilte das Schicksal seiner Vorgänger, resultatlos zu bleiben und einen Beweis mehr dafür zu liefern, daß auch in der inneren Politik Oesterreichs das an sich recht menschenfreundliche Bestreben, es Allen recht zu machen, damit enden muß, Niemand gerecht zu werden, am wenigsten aber dem Staat, der zwar aus Theilen besteht, aber als Ganzes die erste Rücksicht erfordert.

Im Oktober unternahm der Kaiser eine Rundreise durch Böhmen und Mähren, welche Provinzen unter den Lasten des Krieges am schwersten gelitten hatten, und auch die Kampfplätze wurden besucht.

Im September trat der aus dem italienischen Feldzug als Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht vortheilhaft bekannte Feldmarschall-Lieutenant Baron John statt Frank in das Kriegsministerium ein, und eine seiner ersten Verlautbarungen fand allgemeinen Beifall, weil sie unumwunden betonte, daß „sich die höchste Sorge der Militärbehörden jetzt dem geistigen Zustande der Armee zuwenden müsse; denn der Geist ist die wirksamste Waffe des Heeres, und daher mit allen Mitteln anzustreben".

Schon lange vorhergesehen, erfolgte am 30. Oktober 1866 die Ernennung des früheren sächsischen Ministers Ferdinand Freiherr (seit 1868 Graf) von Beust (geb. 1809, Bild Seite 912), der sich seit Beginn des Krieges in Oesterreich aufhielt, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf auch des kaiserlichen Hauses, woran man vielfach Anstoß nahm, da Beust Protestant war. Nebst Graf Mensdorff schied auch Graf Moriz Eßterházy aus dem Cabinet, dem ungleich mehr Schuld an der unglücklichen Politik der letzten Jahre zukam, als den eigentlichen Ministern des Auswärtigen.

Herr von Beust hatte von jeher als entschiedener Vertreter der großdeutschen Ideen und warmer Anhänger Oesterreichs gegolten. Doch wird man nicht irren, wenn er als vorurtheilslos und von besonders verbindlichem Wesen mehr zur Beilegung der inneren Wirren als wegen der äußeren Politik in das Amt berufen

wurde. Es wäre auch ungerecht, Beust's Verdienste in der ersteren Richtung nicht anzuerkennen, obgleich sein leichtbeweglicher, rasch arbeitender Geist ihn oft zu einer Vielgeschäftigkeit verleitete, welche bedenklich werden konnte und den Ausspruch eines späteren Minister-Collegen rechtfertigte: „Beust ist ein gefährlicher Mann, der durch seine Manier, die Dinge auf die leichte Achsel zu nehmen, einmal großes Unheil anstellen kann."

Am 19. November traten die Landtage wieder zusammen, welche in mehr oder weniger scharfer Form die Consequenzen der letzten erschütternden Ereignisse zogen. Für den von der Mehrzahl der Provinzialvertretungen angeschlagenen Ton war die Adresse des Linzer Landtages typisch, welche „ungeschminkte Wahrheit für ein unabweisliches Gebot der Pflicht erklärte", vom „Zurückbleiben Oesterreichs auf geistigem Gebiet" sprach und die Regierung „reichsverderberischer Rath- und Thatlosigkeit" zieh. Es zitterte eben in den Herzen noch die Erregung über eine Politik nach, welche leichten Sinnes alle Gegensätze im Innern entfesselte, während eine furchtbare Gefahr von Außen drohte.

Im Tiroler Landtag kennzeichnete der Universitätsrector Geyer die Situation, indem er ausrief: „Ueberall in den Regierungskanzleien herrscht Todtenstille, nur die Notenpresse arbeitet Tag und Nacht!" Confus wie gewöhnlich ging es in der Prager Landstube zu, wo die von den Czechen beschlossene Adresse als legale Vertretung den „General-Landtag für Böhmen, Mähren und Schlesien" erklärte, der nicht zu Recht bestand, und von dem die beiden letzteren Länder nichts wissen wollten. Ein jungczechischer Heißsporn meinte gar, das ganze Steuerbewilligungsrecht stünde dem Landtag zu, und er solle es nur frischweg auch ausüben. Der galizische Landtag gefiel sich in Majorisirung der Ruthenen, wobei es zu ärgerlichen Spektakeln und wiederholten Absentirungen kam.

Das Schwergewicht der Situation lag, wie dies durch die Zerfahrenheit der Verhältnisse in den Erbländern leider an der Tagesordnung ist, in Pest. Ein Antrag Koloman Tisza's gegenüber den Aeußerungen des Tavernikus Sennyey, welcher die Vorschläge des Landtages für unannehmbar bezeichnete, „den Faden der Unterhandlungen als abgerissen zu erklären", wurde zwar unter Deák's begütigendem Einfluß abgelehnt, aber die Adresse vom 15. Dezember 1866 schlug einen sehr barschen Ton an, und der Tenor derselben lag in dem Satz: „Absolute Gewalt auf der einen Seite und auf der anderen Seite eine ihrer verfassungsmäßigen Freiheit beraubte Nation werden nimmermehr zum Ausgleiche gelangen", und als Begleitungs-Melodie rief Bischof Stroßmayer in Agram: „Unter dem Einfluße dieses Ministeriums werden wir nicht das kleinste Gesetz zu Stande bringen, da es aus Männern besteht, welche weder politischen Charakter noch irgend eine politische Bedeutung haben."

Da machte sich am 21. Dezember Beust selbst nach Pest auf, weil, wie er sagte, „das Elaborat der ungarischen Siebenundsechziger-Commission zwar viel Plunder und staatsrechtlichen Wust, aber auch einen gesunden Kern enthalte, und man mit dem bloßen Verneinen nicht vom Fleck komme". Das zu erzielen war ja aber eben das Geheimniß der Sistirungs-Politik, und die Reise Beust's nach Pest war das erste Zeichen, daß der Stern Belcredi's im Erbleichen war.

Allgemein wurde das am 31. Dezember 1866 veröffentlichte octroyirte Wehrgesetz nur als ein Mittel betrachtet, um jeden Preis die Unterhandlungen Beust's zu stören, und in der That erregte dasselbe in Ungarn tiefe Erbitterung. Wieder wehrte Deák weitergehende Entschlüsse ab, aber auch die von ihm beantragte Adresse verlangte Aufhebung dieser „Verordnung", der man gar nicht den Namen „Gesetz" gönnte, und betonte, „daß auch die Verfassungsmäßigkeit in den übrigen Ländern" eine Bedingung gedeihlicher Neugestaltung sei. Die Adresse wurde freundlich entgegengenommen und Graf Gyula Andrássy, der als Wanderdiplomat des ungarischen Ausgleiches fungirte, erklärte ganz offen, daß man in Ungarn nur den Reichsrath als legalen Vertreter der westlichen Reichshälfte ansehe.

Mit allgemeiner Befriedigung wurde die kaiserliche Verordnung vom 26. Jänner 1867 aufgenommen, durch welche die körperliche Züchtigung in der Armee wesentlich beschränkt wurde, womit der erste Schritt zu der bald erfolgenden gänzlichen Aufhebung dieser mit dem humanen Geist und der kriegerischen Selbstachtung in Widerspruch stehenden Strafe gethan war.

Ein schwerer Schlag für das Sistirungsministerium war der Rücktritt des Grafen Larisch am 21. Jänner 1867. Ein Conflict mit der wieder zum vollen Dasein erwachten Controls-Commission war der Anlaß, weil die letztere die Veröffentlichung ihres allerdings für die Finanzgebarung nicht günstigen Berichtes durchsetzte und eine Verordnung erzwang, nach welcher zu jeder Staatsnoten-Ausgabe auch die Gegenzeichnung eines Commissions-Mitgliedes erforderlich war. Die Tage des „Dreigrafen-Ministeriums" waren gezählt, das ahnte Graf Larisch und er ging daher, weil er nach seinen eigenen Worten „ein reinliches Streben wünsche und nicht warten wolle, bis der ganze Tiegel ausgeschüttet werde". Sein Nachfolger wurde der bisherige Sections-Chef Baron Becke.

Nur Graf Belcredi selbst schien die Partie noch nicht verloren zu geben und spielte in dem Patent vom 2. Jänner 1867 den letzten Trumpf aus, in dem sämmtliche Landtage aufgelöst, Neuwahlen angeordnet und die Landtage für den 11. Februar wieder einberufen wurden, um die Wahlen in einen „außerordentlichen Reichsrath" vorzunehmen, wobei ihnen, um gewiß eine den Absichten der Regierung genehme Majorität zu sichern, im Widerspruch zum Gesetz freigestellt wurde, ob sie wie bisher nach Gruppen oder aus dem Plenum wählen wollten.

Der Wahlkampf war so heftig wie noch nie, und besonders die Regierung entwickelte eine außerordentliche Rührigkeit. Ein Erlaß des Staatsministers band den Beamten auf, bei den Wahlen „das Beispiel treuester Pflichterfüllung zu geben", da „die Zeit ein unheilvolles Gepräge tiefer Erschütterung der Autorität" an sich trage, und „auch nur ein rath- und thatloses Zusehen bei den Wahlen nicht geduldet werden könne".

Das war ziemlich deutlich zu Wahlbeeinflußungen angeeifert, noch deutlicher aber verbot der Statthalter von Tirol, Graf Toggenburg, allen Organen, „Männern, die gegen den Außerordentlichen wären", zur Wahl zu verhelfen.

Doch derlei Mittelchen verschlugen nichts mehr, in allen deutschen Provinzen lehnte man die Wahlen für den „Außerordentlichen" schon im Voraus ab, und am 4. Februar wurde in der ungarischen Commission das Ausgleichs-Elaborat perfect, womit die Stellung der ungarischen Mitglieder der Regierung unhaltbar und dadurch auch Belcredi gezwungen wurde, vom Platze zu weichen. Am 7. Februar publicirte die Wiener Zeitung seinen Rücktritt und die Ernennung Beust's zum Minister-Präsidenten und Staatsminister — eineinhalb Jahre Experimental-Politik waren zu Ende, in welchen sich die schwersten Katastrophen abgespielt hatten.

Am gleichen Tage traf Deák in Wien ein, um persönlich dem Monarchen das Ausgleichs-Elaborat vorzulegen und die nächsten Schritte vorzubereiten. In seiner trockenen gemüthlichen Weise tröstete er den Hotelier, der seine Besorgnisse aussprach: „Sei nur ruhig, Alter! es wird noch Alles gut werden, wenn Ihr Wiener es auch nicht glauben wollt."

Ein kaiserliches Rescript vom 17. Februar anerkannte vollkommen und nicht mehr blos „formell und im Principe" die ungarische 1848er Verfassung, suspendirte das octroyirte Wehrgesetz, bis es verfassungsmäßig beschlossen war, und betraute den Grafen Julius Andrássy, damals als Verurtheilter, nebst Deák, der populärste Mann in Ungarn und als vollendeter Cavalier auch bei Hofe in hoher Gunst, als Minister-Präsidenten mit der Bildung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums. Besondere Erlässe hoben die ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei und die Statthalterei in Pest auf. Baron Sennyey trat ganz zurück, um als steter Minister-Candidat der Schrecken der im Amt befindlichen Minister zu sein. Georg v. Majláth übernahm die Würde des Landes-

Oberrichters (Judex curiae), als welcher er in der jüngsten Zeit der Freveltat einer Bande von Raubmördern erlag (in der Nacht vom 28. bis 29. März 1883).

Das ungarische Ministerium war rasch gebildet. Als Minister des Innern trat Baron Bela Wenkheim (geb. 1811) ein, Cultus und Unterricht übernahm der vielgefeierte Staatsmann und Dichter Baron Josef Eötvös, das Finanzportefeuille wurde dem geschäftskundigen und ehrgeizigen Melchior Lonyay zu Theil, zum Justizminister wählte Andrássy den tüchtigen Fachgelehrten Balthasar Horvath, zum Handelsminister einen der 1848er Männer, Gorove, und das Arbeitsministerium wurde geschaffen, um auch einen Siebenbürger, den Grafen Emmerich Miko, im Cabinet zu haben.

Am 30. März 1867 nahm der ungarische Reichstag nach eilftägiger Debatte, die mit einer glänzenden Rede Deák's schloß, den Ausgleichsentwurf mit sehr großer Majorität an.

Weniger glatt wickelten sich die Dinge in Cisleithanien ab. Ein Rundschreiben Beust's vom 11. Februar orakelte ziemlich unklar: „Die Frucht der Sistirung der Verfassung ist der Ausgleich mit Ungarn; dieser soll festgehalten, durch die Zustimmung der übrigen Theile der Monarchie besiegelt, und beiderseits durch loyale und verständige Ausführung zu einem nutzbringenden gemacht werden."

Erst der wachsende Widerstand gegen den „außerordentlichen Reichsrath" klärte die Situation und ein Rescript vom 18. Februar gab zu, daß derselbe durch die schon erzielte Einigung mit Ungarn überflüssig geworden sei, und berief die Landtage, um die Wahlen in den für den 18. März in Wien zusammentretenden „verfassungsmäßigen" Reichsrath, welcher die durch den ungarischen Ausgleich nöthig gewordenen Verfassungs-Aenderungen berathen sollte, vorzunehmen.

Am 22. Februar erfolgte die Berufung des Grafen Eduard Taaffe (geb. 1833), bisher Statthalter von Oberösterreich, als Verwaltungsminister in das Cabinet, eine Berufung, welche er nächst dem Ruf, welchen er als tüchtiger Administrationsbeamter genoß, auch seinen persönlichen Beziehungen zum Hofe, als Jugendgenosse des Kaisers, verdankte.

Die czechische Majorität des böhmischen Landtages verweigerte die Wahl in den Reichsrath, in Brünn und Laibach beschloß man protestirende Adressen, worauf die Auflösung dieser drei Landtage (26. Februar) und die Anordnung von Neuwahlen erfolgte, die andere Majoritäten ergaben und den Beweis lieferten, daß bei den bestehenden Wahlordnungen es in der Hand der jeweiligen Regierung liege, sich die ihr angenehme Majorität zu schaffen. Die nationalen Minoritäten verließen protestirend und spektakelnd die neuen Landtage, worauf die Wahlen in den Reichsrath anstandslos vorgenommen wurden.

Ein zwar komisches, aber trotzdem wenig ergötzliches Nachspiel fand diese Wendung der inneren Politik in der burlesken Deputation, welche von den ergrimmten Czechenführern zur slavisch-ethnographischen Ausstellung in Moskau im Mai 1867 arrangirt wurde und der sich auch einige Slovenen und Kroaten anschlossen. In Petersburg nahm man die „Moskau-Pilger" ziemlich kühl auf, und Fürst Gortschakoff ließ ihnen bedeuten, als österreichische Unterthanen müßten sie, um dem Czar vorgestellt zu werden, die Intervention ihres Botschafters in Anspruch nehmen. In Moskau trafen sie es besser; man feierte die „slavischen Brüder" nach Kräften und bei Borschtsch und Tschi (russische Nationalspeisen) hielt man viel schöne Reden über den gewissen endlichen Sieg des „Altslaventhums". Mit Recht ignorirte man in der Heimat solche Dinge, und hinderte die Czechenführer nicht einmal, als sie im Juli eine Petition an den Czar um Errichtung einer „panslavistischen Hochschule" mit viel Spektakel in Umlauf setzten.

Ein schlau eingefädelter Plan Napoleon's, dem König der Niederlande das luxemburgische Gebiet für ein gutes Stück Geld abzuschachern, stieß auf den entschiedenen Widerstand Preußens, und im Mai schien es, als sollte daraus ein Krieg entbrennen, dessen Unvermeidlichkeit man schon damals ahnte, da die stets mißliebiger werdende Regierung Napoleon's III. nur hoffen durfte, sich durch

äußere Erfolge zu behaupten, und aus guten Gründen seit Jahrhunderten Frankreich der erbitterte Feind der nationalen Kräftigung Deutschlands war. Dem klugen vermittelnden Eingreifen Beust's gelang es, die Kriegsgefahr zu beschwören; eine in London zusammentretende Conferenz der Großmächte stellte die Neutralität Luxemburgs unter eine Gesammt-Garantie, wogegen Preußen auf das ihm nach der bestandenen Bundesverfassung zustehende Besatzungsrecht verzichtete.

In glücklichster Weise hatte sich die auswärtige Politik Oesterreichs nach den schweren Schlägen, die den Staat getroffen hatten, wieder eingeführt.

Am 22. Mai fand die feierliche Eröffnung des Reichsrathes statt. Die durch den Kaiser verlesene Thronrede enthielt den bemerkenswerthen Satz: „Was Ich bei der ersten Berufung des Reichsrathes gelobt, ist das unveränderliche Ziel Meiner Bestrebungen geblieben; die Herstellung constitutioneller Einrichtungen ist es, was Ich unverrückt im Auge habe. Dies war nicht zu erreichen, ohne zwischen dem Oktober-Diplom nebst dem Februar-Patent und dem älteren Verfassungsrecht Ungarns den Einklang zu gewinnen. Schwere, das Reich treffende Schicksalsschläge waren eine ernste Mahnung, dieser Nothwendigkeit gerecht zu werden. Meine Bemühungen sind nicht vergeblich gewesen. Mit den Ländern der ungarischen Krone ist ein befriedigendes Abkommen getroffen, welches deren Zusammengehörigkeit mit der Gesammt-Monarchie, den inneren Reichsfrieden und die Machtstellung des Reiches nach außen sicherstellt. Ich hoffe, der Reichsrath wird seine Zustimmung nicht versagen."

Die Adressen beider Häuser drückten die Bereitwilligkeit hiezu aus, in jener des Abgeordnetenhauses aber fehlte es auch nicht an Mahnungen, das „allerorts tief erschütterte Vertrauen und natürliche Rechtsgefühl" wieder herzustellen, und ziemlich scharf rügte es die Adresse, daß „bis auf die neueste Zeit herab, ohne die Mitwirkung der Volksvertretung abzuwarten, außerordentliche Verpflichtungen für den Staatsschatz eingegangen und weitaussehende Unternehmungen begonnen wurden". Es zielte das auf die vom Kriegsministerium geplante, mit einer stattlichen Millionenreihe präliminirte Befestigung Wiens, für welche ohne Bewilligung schon Ausgaben gemacht und Baucontracte abgeschlossen wurden. Dem energischen Auftreten des Abgeordnetenhauses gelang es, die Einstellung dieser Arbeiten und die gleichzeitige Vorlage des Wehrgesetzes zu erzielen. Im Laufe des Juni erfolgte die Ernennung Beust's zum Reichskanzler, Graf Taaffe wurde Vicepräsident des Ministerrathes und Minister des Innern, und statt des noch dem Sistirungs-Ministerium entstammenden Komers trat Hye als Justizminister in das Cabinet.

Eine sehr traurige Wendung war in Mexiko eingetreten. Immer lauter wurden die Stimmen in Frankreich, welche das Aufhören dieser kostspieligen und auch politisch nicht ungefährlichen Expedition verlangten. Denn mit der Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges zu Gunsten der Union blieb kein Zweifel, daß dieselbe sich gegen jede fremde Einmischung in amerikanische Verhältnisse wenden und nöthigenfalls einer solchen auch mit Waffengewalt entgegentreten werde. Der Rückzug der französischen Truppen aber machte das mexikanische Kaiserthum vollends unhaltbar, da es, nur auf fremde Bajonnette gestützt, noch fast keine Wurzeln im Lande gefaßt hatte. Dazu kamen endlich finanzielle Schwierigkeiten, und als Maximilian, um diesen abzuhelfen, zur Besteuerung der reichen Kirchengüter griff, zog er sich die überaus mächtige Feindschaft des Clerus zu, und der Papst ließ ihm durch den Nuntius Meglia in kategorischer Weise erklären, „vor der Kirche sei er nicht mehr, als der letzte seiner Unterthanen".

Vergeblich blieb eine Reise der Kaiserin Charlotte nach Europa, um von Napoleon einen Aufschub der Rückberufung der Truppen zu erlangen; der Dezembermann fürchtete die im ganzen Land widerhallenden Vorwürfe der Kammer-Opposition und überließ den durch seine treulose Politik nach Mexiko gelockten Fürsten dem Schicksal, welchem zu entfliehen er zu hochsinnig war. Schon im März 1866 hatte der Gesandte Nordamerikas in Wien erklärt, „seine Regierung

müßte die von österreichischen Unterthanen in Mexiko begangenen Feindseligkeiten als einen Krieg zwischen Oesterreich und der Republik Mexiko ansehen, in welchem Falle sie sich nicht verpflichten könnte, neutraler Zuschauer zu bleiben". Man mußte also in Wien, ganz abgesehen, daß eine ausgiebige Hilfe nicht möglich war, von jedem Versuch dazu abstehen, um die Lage des Kaisers Maximilian nicht noch gefährlicher zu gestalten.

Dieselbe war ohnehin nach dem Abzug der Franzosen verzweifelt genug. Von den republikanischen Truppen bedrängt und nur von einem kleinen, meist aus Oesterreichern bestehenden Korps begleitet, mußte der Kaiser die Hauptstadt aufgeben. Schon im Frühjahr 1867 lauteten die über das Meer dringenden Nachrichten so bedenklich, daß Oesterreich die Verwendung der amerikanischen Regierung ansuchte, um die persönliche Sicherheit des Kaisers Maximilian (Bild Seite 896) zu wahren. Doch da die Versuche, diesen zum Niederlegen der Waffen zu bestimmen, scheiterten, lehnte der mexikanische Minister Terpada die Intervention der Union ab und die Ereignisse gingen ihren unheilvollen Gang fort.

Im Anfang Juni warf sich Kaiser Maximilian, zum äußersten Widerstand entschlossen, mit dem Rest seiner Getreuen in die kleine Festung Queretaro. Doch der Verrath des Obersten Lopez brachte dieselbe in die Hände der Juarez'schen Truppen, und deren harter Führer, General Escobedo, ein Einschreiten zu Gunsten des Kaisers voraussehend, ließ denselben sofort vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tod verurtheilte. Ungebeugt, seine letzten Gedanken der fernen Mutter und Gattin und dem Land weihend, für das er leben und wirken wollte, sah der ritterliche, hochbegabte Fürst dem Ende entgegen. Am 19. Juni Morgens durchbohrten mexikanische Kugeln sein hochstrebendes Herz. Mit ihm starben die ihm treugebliebenen mexikanischen Generale Miramon und Meija.

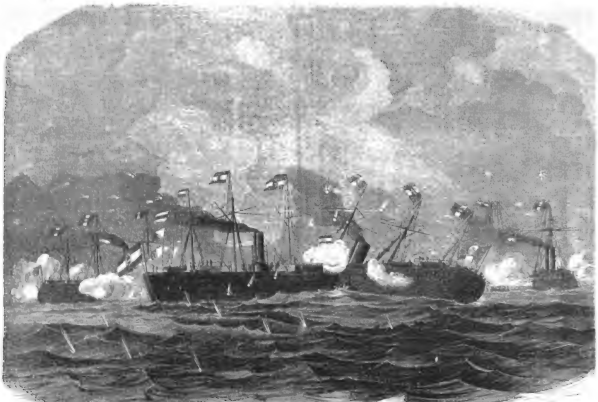
Der Sieger von Lissa, Tegetthoff, brachte die Ueberreste des Kaisers Maximilian in die Heimat zurück, wo jetzt Denkmale in Triest und Hietzing bei Wien an die mannigfachen Verdienste und das tragische Ende des so hochbegabten Prinzen erinnern. Die Last des Jammers umnachtete den Geist seiner unglücklichen Gemalin. Mit der unerbittlichen Hand der Nemesis aber rächte sich das Schicksal des edlen Paares an dem Urheber desselben, an Napoleon III., der von seiner stolzen Höhe stürzte und dessen Sohn gleichfalls im fernen Lande verblutete.

Doch schließen wir diese kurze, aber ereignißreiche Epoche mit einem freundlicheren Bild. Am 8. Juni fand mit dem ganzen alterthümlichen Prunk und unter beispiellosem Jubel des Landes die feierliche Krönung des Kaisers Franz Josef zum König von Ungarn statt, wobei derselbe nach alter Sitte von dem Krönungshügel herab, zu welchem jedes Komitat einen Theil Erde beschickt, die vier Schwerthiebe führte, zum Zeichen, daß er das Land gegen jeden Feind schützen werde.

Da nach den Ausgleichsgesetzen die Würde eines Palatins entfiel, setzte der Ministerpräsident Andrássy gemeinsam mit dem Fürstprimas Simor dem Monarchen die Krone auf die Stirne. Deák (Bild Seite 913), den man ersucht hatte, diese Function zu vollziehen, lehnte unter dem Vorwand, er sei nicht reich genug, um den erforderlichen Aufwand zu machen, bescheiden ab, wie er auch — in unerschütterlicher Rechtsliebe und Selbstlosigkeit ein gleich großer Charakter — keine andere der ihm angebotenen Würden und Ehren annahm. Das eigene Bewußtsein, das Vertrauen und die Achtung seines Fürsten, die unbegrenzte Liebe und Verehrung seines Volkes waren und blieben der einzige Lohn, nach dem er begehrte.

Den weihevollen Schlußstein auf das Werk der Versöhnung setzte der hochherzige Entschluß des Herrscherpaares, das nach altem Brauch vom Lande dargebrachte Krönungsgeschenk von hunderttausend Dukaten den Witwen, Waisen und Invaliden der ungarischen Honvédarmee von 1848 und 1849 zu widmen.

Langjährige Wirren waren abgeschlossen und eine Staatsform neubegründet, die, wenn auch nicht in denselben äußeren Formen und unter dem Namen



Seeschlacht bei Lissa. (Seite 695.)

Die Sieger von Custozza, durch Wien ziehend. (Seite 985.)

Digitized by Google

„Dualismus", thatsächlich von jeher der gesetzliche Boden des Zusammenhanges von Ungarn mit der Monarchie war. Wenn vielfach über eine „Losreißung Ungarns" geklagt wird, ist dies unrichtig, denn in Wahrheit hatte dieses Land stets seine alte nationale Sonderverfassung und gesetzlich war es auch administrativ unabhängig. Wohl fehlte es nicht an Versuchen, die erstere außer Kraft zu setzen und Ungarn nach einer gewissen Gleichmäßigkeit mit den anderen Provinzen zu regieren, doch waren dieselben nie von Erfolg und nur die Ursache schwerer Wirren.

Gewiß ist es wünschenswerth, daß sich die Verbindung der beiden Reichshälften stets inniger gestalte, und der gewaltige Zwang materieller und cultureller Interessen wird dies zum Wohl der Theile und des Gesammtreiches bewirken, ohne daß es eines willkürlichen Eingreifens in bestehende Rechtsinstitutionen und der vorwitzigen Experimente ehrgeiziger Staatskünstler bedarf. Wie heute aber die Dinge liegen, ist die Sonderstellung Ungarns als ein Theil des Rechtsfundaments zu achten, auf dem unsere Monarchie ruht, und wer sie erschüttern will, muß darauf gefaßt sein, daß unter den zusammenstürzenden Trümmern auch die freiheitliche Entwicklung begraben wird.

Sechstes Buch.

Der Dualismus.

Innere Wirren.

1867—1871.

Nach langen Kämpfen und schweren Krisen war endlich eine Staatsform vereinbart worden, welche man als glückliche Lösung des schwierigen Problems pries, das Recht der Vergangenheit mit den staatlichen Anforderungen der Gegenwart zu versöhnen, die nationalen und freiheitlichen Wünsche der Theile in einen Rahmen zu fassen, welcher die Kraft und Macht des Gesammtstaates gewährleistete. Die Situation glich jener von gemeinschaftlichen Besitzern eines Hauses, die durch Jahre in einem alle Theile schädigenden Streit über die Vertheilung der Räumlichkeiten, über die Benützung gemeinsamer Annehmlichkeiten und die Tragung der Lasten gelegen und nun endlich einen Vergleich geschlossen hatten. Im Allgemeinen einigte man sich im Inneren des Hauses über die strengste Separation. Rechtsansprüche, Bildung und Lebensgewohnheiten waren so verschieden, daß ein gedeihliches und friedliches Zusammenleben kaum denkbar war, also schloß man sich möglichst ab und jeder Theil wirthschaftete und vergnügte sich auf seine Weise. Zu den übrigen Fällen, wo die Gemeinsamkeit des Obdachs aber eine Gleichartigkeit des Handelns unvermeidlich machte oder wo es galt, das Haus, in dem man zusammen wohnte, nach Außen zu vertreten oder gegen Angriffe zu wahren, da schloß man sich aneinander und die beiden Theile, die sonst getrennt lebten und schufen, waren dann ein Ganzes in Abwehr und Sorge um die Heimat.

In diesem Sinne muß man die dualistische Gestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie auffassen, wenn man nicht nach der einen Seite in fortwährende unfruchtbare Klagen über den verlorenen Centralismus, der seine Unmöglichkeit in allen Formen erwiesen hat, verfallen will, und um andererseits zu begreifen, daß die Zweitheilung durchaus nicht der erste Schritt zu einer noch weitergehenden Atomisirung des Staatsgefüges werden darf, ohne das Ziel zu gefährden, welches man stets im Auge halten muß. Es war eine harte Arbeit, Formen zu finden, durch welche die übrigens von jeher zu Recht bestehende Sonderstellung Ungarns in möglichsten Einklang mit den gesammtstaatlichen Interessen gebracht wurde, und darin lag auch der Grund, warum seit der mehr als dreihundertjährigen Zusammengehörigkeit es nie an Versuchen fehlte, diese Sonderstellung zu Gunsten einer Zusammenfassung der staatlichen Kraft zu beseitigen. Die Schwierigkeiten müßten aber ganz in das Ungemessene anwachsen,

wollte man versuchen, an die Stelle des ohnehin schon etwas complicirten und kostspieligen Organismus der Zweitheilung noch eine weitere Gliederung einzuführen, die zudem auf keinen unverlierbaren Rechtsansprüchen, nicht auf geschichtlichem Boden beruht, sondern nichts ist, als ein Phantasiegebilde ehrgeiziger Politiker. Jedes Zurückgreifen, sei es auch in noch so verschämter Form, auf das berüchtigte Gruppensystem, müßte von den schwersten Erschütterungen begleitet sein, und je mehr die Contouren nie bestandener „historisch-politischer Individualität" in scharfer Zeichnung hervortreten, desto verschwommener und zerrissener müßte naturgemäß jene Figur werden, die denn doch die einzige vollberechtigte staatliche Individualität sein darf: die Gesammt-Monarchie.

Freilich gibt es Stimmen, welche mit der in politischen Dingen so wohlfeilen und ganz und gar nicht anwendbaren Gemüthlichkeit behaupten, dem Einen sei recht, was für den Anderen billig sei, und man müsse, um gerecht zu sein, jedem anderen Anspruchswerber aus dem Purpurmantel der Austria ebenso sein besonderes Kleid zuschneiden lassen, wie es die Ungarn gethan. Nun ist es aber bei der Staatenbildung überhaupt nicht sehr gemüthlich zugegangen, ja es gibt keinen Staat, der nicht unter stürmischen Kämpfen, gewaltsamen Katastrophen und durch wuchtige Hammerschläge aus spröden widerstrebenden Theilen zu einem Ganzen zusammengeschweißt worden wäre, wobei eben nicht immer unanfechtbare Rechtsgrundsätze und rigorose Billigkeit zu Gevatter gestanden sind. Keine staatliche Existenz konnte aufgerichtet oder erhalten werden, ohne daß tausendfache Rechte verletzt, ein mehr oder weniger erzwungener Verzicht auf solche geübt oder sogar selbstständige politische und nationale Existenzen vernichtet wurden, und es ist gefährlich, gerade in einem Staat, der so eigenartig gefügt ist, wie unsere Monarchie, einem Verfahren beizustimmen, das menschlich recht anmuthend sein mag, politisch aber das gerade Gegentheil von dem Weg bedeutet, auf dem sich der Staat gebildet hat. Jedem das Seine! — Gewiß, aber über dem einzelnen Individuum steht überall ein Höheres, die Gesammtheit, zu deren Gunsten gewisse Verzichte des Selbstbestimmungsrechtes geübt werden müssen, und was von dem einzelnen Menschen in Bezug auf gemeinsamen gesellschaftlichen Rechtsschutz gilt, dem müssen sich die Glieder des Staatsganzen in noch höherem Maße fügen. Der Hinweis auf Ungarn hinkt; denn, wenn auch in der Theorie zugegeben werden muß, daß auch hier die stramme, einheitliche Gestaltung dem complicirten Dualismus vorzuziehen wäre, so ist eben, wie schon erwähnt, zu bedenken, daß Ungarn rechtlich und meist auch thatsächlich eine Sonderstellung einnahm und alle Versuche, es derselben in einer oder der anderen Form zu Gunsten der Staatseinheit zu berauben, scheiterten. Bei keiner der anderen Provinzen waltete ein ähnliches Verhältniß ob, und jene spärlichen Sonderrechte, welche sie besaßen, gingen im Sturm der Zeiten oder durch Nichtausübung verloren. Die „historisch-politischen Individualitäten", in welche man Oesterreich zerlegen will, fußen auf keiner historischen Entwicklung, sie sind moderne Erfindungen phantasiereicher Politiker, welche Oesterreich „entkaisern" wollen, wie ein Partisan dieser zersetzenden Staatskunst bezeichnend sagte.

Durch diesen Streit — ob Dualismus oder Gruppenstaat — wird die jüngste Geschichte Oesterreichs in wenig erquicklicher Weise ausgefüllt. Jenen, welche im Dualismus die feste, unverrückbare Staatsform sahen, mit welcher man sich abfinden muß, so mangelhaft sie auch sein mag, weil sie möglich erscheint und dabei die Kraft der Monarchie wahrt, standen die Anderen gegenüber, welche darin nur den Ausgangspunkt neuer Gestaltungen sahen und, den Weg historischer Entwicklung verlassend, durch eine politische Experimental-Analyse den Staat in seine Bestandtheile zerlegen wollten. Daß dadurch häufig die Kraft des Staates gelähmt, seine freiheitliche, culturelle und wirthschaftliche Entwicklung aufgehalten wird und in den Bürgern Oesterreichs jenes beklemmende Gefühl der Unsicherheit über die staatlichen Verhältnisse, das dann in allen Zweigen störend wirkt, fort und fort wach erhalten wird, blieb unbeachtet. Seit siebzehn Jahren währt dieser Streit,

nur von kurzen Ruhepausen unterbrochen, und man kann nur wünschen, daß er nicht vertagt, sondern endgiltig entschieden wird; in welchem Sinne dies wünschenswerth ist, kann Niemand zweifelhaft sein, der den Gang der Dinge in anderen Staaten und jene großen Aufgaben betrachtet, welche von unserer Zeit an dieselben gestellt werden.

Bei der Schilderung einer Zeit, die wir Alle erlebt haben und aus welcher noch im Gedächtniß eines Jeden tausend und tausend kleine Züge haften, können wir uns kürzer fassen und nur in großen allgemeinen Strichen ein Bild liefern, das jeder Einzelne durch eigene Wahrnehmungen und Erfahrungen weiter vertiefen und ausführen kann.

Der durch die Krönung in Ungarn thatsächlich vollzogene Ausgleich mit Ungarn bedurfte erst, so weit es die gemeinsamen Angelegenheiten betraf, der Zustimmung der gesetzgebenden Factoren der westlichen Reichshälfte, und auch eine theilweise Umgestaltung der Verfassungsgesetze war nothwendig, die man zu einer Ergänzung und Erweiterung derselben in freiheitlichem Sinne benützen wollte.

In dieser Beziehung ergriff die Regierung selbst die Initiative. Ein den überall giltigen Normen entsprechendes Gesetz erhielt nach kleineren Aenderungen im Abgeordnetenhause am 25. Juli 1867 die kaiserliche Sanction und am 15. November wurde ein Vereins- und Versammlungsgesetz publicirt, das zwar noch mancherlei Einschränkungen und Vorbehalte festsetzt, gegen die Vorzeit aber doch ein unleugbarer Fortschritt war und sofort nicht blos die Bildung zahlreicher politischer Vereine aller Schattirungen, sondern auch solche Associationen auf allen anderen Gebieten zur Folge hatte.

Vom 27. bis 29. Juli weilte ein seltener Gast in Wien: Sultan Abdul Aziz. Seit der große Soliman 1529 feindlich vor Wien lagerte, hatte es keinen Padischah gesehen und zwischen jenem und dem, der jetzt als mit allem höfischen und militärischen Prunk empfangener Gast in seinen Mauern weilte, war der denkbar größte Unterschied. Abdul Aziz hatte keine Spur von dem Feuergeist und der rücksichtslosen Energie des großen Eroberers, sondern war ein von Serailduft und blasirter Halbcivilisation apathisch gemachter Türke, der sich müde und verdrossen durch die abendländische Cultur schleppen ließ und gemeiniglich kein anderes Wort der Bewunderung fand, als: „Ach, wie heiß es hier ist!"

Von einer gewissen politischen Pikanterie war die Zusammenkunft der österreichischen und französischen Kaiserpaare in Salzburg (15.—23. August 1867). Man wird nicht irren, wenn man diesen Besuch Napoleon's in Oesterreich mehr auf Beweggründe innerer Politik zurückführt. In Frankreich empfand man den durch das tragische Ende des Kaisers Maximilian noch peinlicher werdenden Ausgang des mexikanischen Abenteuers wie eine tiefe Schmach, und um den Angriffen der Opposition in der Kammer die Spitze abzubrechen und die öffentliche Meinung zu beruhigen, wurde die Salzburger Zusammenkunft von Napoleon arrangirt, als Beweis, daß die Beziehungen zu Oesterreich nicht gestört seien.

Im Herbst erwiderte der Kaiser den Besuch, indem er sich im Oktober zur Weltausstellung nach Paris begab. Um auch dieser Reise jeden für den europäischen Frieden bedrohlichen Hintergrund zu nehmen, fand auf der Hinreise in Ouy eine Begegnung des Kaisers Franz Josef mit König Wilhelm von Preußen statt, durch welche die bestandenen herzlichen Beziehungen der beiden Monarchen aufs Neue geknüpft wurden.

In Paris erwarb sich der Kaiser die allgemeine Sympathie. Besonders fiel die Ungezwungenheit, mit welcher er sich bewegte, angenehm auf gegen die scheue Abgeschlossenheit des Czars Alexander, der stets nur von einer Wolke von Hofbediensteten und Wachen öffentlich zu sehen war und trotzdem einem von polnischer Seite unternommenen Attentatsversuch auch in Paris nicht entging. Als Kaiser Franz Josef bei einem Besuche der Ausstellung bemerkte, daß eine Art von Schutzwache ihn umgebe, die er zu entfernen ersuchte, bemerkte man ihm,

dieselbe sei nur bestimmt, ihn vor dem Gedränge zu schützen. „Je préfère d'être brusqué, que d'être gardé" (Ich ziehe es vor gestoßen, als bewacht zu werden), entgegnete er lächelnd.

Mit der Eröffnung der Bahn über den Brenner (24. August 1867) war eine der wichtigsten Eisenbahnlinien Oesterreichs geschlossen, welche Tirol von Nord nach Süd durchzieht und eine directe Route von Italien nach Deutschland bildete. Wenn auch weniger in die Augen fallend, ist doch der Bau der Brennerbahn in technischer Beziehung noch bemerkenswerther. Abgesehen davon, daß die zu bewältigende Höhe viel bedeutender war (1365 Meter), gab es bei der Brennerbahn außer den von den Felsmassen der Berge bereiteten Schwierigkeiten auch noch den Kampf mit den zerstörenden Gebirgswässern zu führen, welche gebändigt oder abgeleitet werden mußten. Der Bau der Brennerbahn (Bild Seite 920), welcher von Karl Etzel geleitet wurde, war die beste Vorschule für das Riesenunternehmen unserer Zeit, die Durchbohrung des Arlberges.

Vom 22. bis 26. September tagten die vom österreichischen Reichsrath und dem ungarischen Landtag entsendeten Deputationen, welche die gesetzliche Formulirung der den beiderseitigen Vertretungskörpern zu machenden Vorlagen über die gemeinsamen Angelegenheiten vereinbarten und ein darauf bezügliches, beide Theile verbindendes Schlußprotokoll unterfertigten.

In Ungarn hatte man nicht einen Moment Zweifel darüber gelassen, daß man das Concordat nicht für rechtsverbindlich und als für Ungarn geltendes Gesetz ansehe. So peinlich die Situation auch für die ungarischen Bischöfe im Allgemeinen, namentlich aber für jene, welche persönlich Antheil am Zustandekommen des Concordats hatten, war, fügten sich doch diese Herren mit der Mäßigung, welche den ungarischen Clerus stets auszeichnet, der Situation. Durch die ungarische Haltung war aber die Frage der Haltbarkeit des Concordates überhaupt aufgeworfen und die öffentliche Meinung kehrte sich so entschieden gegen diesen Vertrag, in welchem man die Signatur einer traurigen Zeit sah, daß sich weder die Reichsvertretung noch das Ministerium der Nöthigung entziehen konnte, sich gleichfalls damit zu befassen.

Einen mächtigen Anstoß erhielt diese Bewegung durch eine Eröffnung des Ministers Hye, der im Ausschuß des Abgeordnetenhauses erklärte, daß die Regierung, um in einigen vom Concordat nicht berührten Punkten, oder in den meist angefochtenen desselben, eine Abhilfe zu schaffen, ein interconfessionelles Gesetz vorbereitet habe. Diese Absicht sei jedoch durch das Dazwischentreten des Cardinal Rauscher gehindert worden, welcher eine zur Zeit des Concordats-Abschlusses ausgestellte Vollmacht vorwies, laut welcher die damalige Regierung in allen, das kirchliche Gebiet auch nur im Entferntesten streifenden Angelegenheiten jede gesetzgeberische Thätigkeit von vorausgehenden Unterhandlungen mit der päpstlichen Curie und von deren Zustimmung abhängig machte.

Eine solche Unterordnung des selbstständigen Gesetzgebungsrechtes unter eine fremde, übrigens auch wandelbare Autorität war zu unerhört und beschämend, um nicht den allgemeinen Unwillen zu entfesseln und die ganze Frage erst recht zu einer brennenden zu machen. In Wahrheit mußte nach diesen Eröffnungen, wie es in einer Staatsschrift jener Tage hieß, „die Beseitigung des Concordates nicht nur Sache jeder constitutionellen, sondern überhaupt jeder lebensfähigen und die nothwendige staatliche Autorität wahrenden Regierung sein." Ein Antrag des Advocaten Dr. Eugen Megerle von Mühlfeld (geb. 1809, gest. 1868) auf einfache Abschaffung des Concordates wurde zwar abgelehnt, der Ausschuß aber beauftragt, die confessionellen Gesetze sofort auszuarbeiten.

Diese Schritte und der Entschluß des Wiener Gemeinderathes, selbstständig ein Pädagogium zu errichten, veranlaßten die in Wien versammelten erbländischen Kirchenfürsten zur Abfassung einer fulminanten Adresse an den Kaiser, die Oesterreich in eine Parallele mit dem „kirchenräuberischen Italien" stellte und alle Religiosität und Sittlichkeit vom Fortbestehen des Concordates abhängig machte,

besonders aber den Gemeinderath von Wien angriff. Derselbe beschloß eine Protestadresse, die am 14. Oktober vom Kaiser entgegenommen wurde, der bei dieser Gelegenheit das Streben zur Hebung des Volksunterrichtes in huldvollen Worten anerkannte.

Zwei Tage später erfolgte durch ein kaiserliches Handschreiben die Erledigung der Bischofsadresse, welche unter Anerkennung „des oberhirtlichen Eifers und der wohlmeinenden Absichten“ dem verantwortlichen Ministerium zugewiesen worden war. Lag darin schon eine empfindliche Lehre über die Stellung des constitutionellen Monarchen, so wurde dieselbe noch durch den Schluß des kaiserlichen Handschreibens verschärft, dessen weise Worte also lauteten: „Ich muß beklagen, daß die Bischöfe, anstatt nach meinem Wunsch die ernsten Bestrebungen der Regierung in den ein-

Minister Graf Beust. (Seite 896 u. ff.)

schlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorzogen, durch die Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief aufregenden Adresse ihre Aufgabe zu erschweren, in einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Bischöfe selbst treffend bemerken, uns Eintracht so sehr noththut und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerde nicht zu vermehren.“

Angespornt von den kaiserlichen Worten, welche von „der Lösung dringend wichtiger Fragen“ auf diesen Gebieten sprach, arbeiteten die Ausschüsse beider Häuser des Reichstags ein Ehegesetz aus, durch welches die geistlichen Ehegerichte aufgehoben, im Allgemeinen das vor dem Concordat bestandene Eherecht des bürgerlichen Gesetzbuches wieder hergestellt und für jene Fälle, in welchen die kirchliche Trauung aus rein canonischen Gründen verweigert werden sollte, in der sogenannten „Nothcivilehe“, ein allerdings mißliches Auskunftsmittel, wie es alle halben Maßregeln sind, geschaffen wurde.

Digitized by Google

Gegen Ende Oktober begannen auch im Herrenhause die Berathungen über die durch den ungarischen Ausgleich nöthig gewordenen Verfassungsänderungen. Sie nahmen im Allgemeinen einen glatten Verlauf, so daß Mitte Dezember die Staatsgrundgesetze, dann jene über die Delegationen und gemeinsamen Angelegenheiten perfect wurden und am 22. Dezember der kaiserlichen Sanction unterzogen werden konnten. Nach denselben gehörten die auswärtigen Angelegenheiten nebst Armee und Marine, jedoch mit Ausschluß der Wehrverfassung und Rekrutenbewilligung, dann das auf diese Staatsgeschäfte bezügliche Finanzwesen vor die von dem österreichischen Reichsrath und ungarischen Landtag entsendeten Delegationen, welche abwechselnd in Wien und Pest tagen. Differenzen zwischen denselben werden in einer gemeinsamen Sitzung entschieden, in welcher jedoch nur abgestimmt und nicht gesprochen werden darf.

Vor den Reichsrath gehören alle Staatsverträge, die Rekrutenbewilligung, der Staatshaushalt sammt dessen Bedeckung durch Steuern, das Geld- und Com-

Deák, der weise Patriot. (Seite 903 u. f.)

municationswesen, die Bank- und Gewerbegesetzgebung, die Feststellung der Grundsätze für die Volksschulen und Gymnasien, der gesammten Verfügungen für Hochschulen; die Gesetzgebung für das Medicinal-, Heimatsrecht- und Polizeiwesen, Handels-, Wechsel-, Borg- und Lehensrecht, die gesammte Civil- und Criminalrechtspflege, das Vereins- und Versammlungsrecht, die Organisation der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, endlich alle auf die Durchführung der Staatsgrundgesetze, die gemeinsamen Angelegenheiten oder die Verhältnisse einzelner Kronländer zu einander Bezug habenden Gesetze. Nach „gemeinsamen Grundsätzen", aber gesondert von den beiden Vertretungen sollen behandelt werden die Handelsgesetzgebung und die Zolltarife, das Münz- und Geldwesen, das Wehrsystem und Verkehrsangelegenheiten, so weit sie beide Reichshälften betreffen. Alles Uebrige fällt der Wirksamkeit der Landtage anheim, durch welche dem österreichischen Reichsrath eine Schranke seiner Macht gezogen ist, die der ungarische Landtag nur in Bezug auf Croatien kennt.

Digitized by Google

Am 20. Oktober 1867 fand im Beisein des Monarchen die feierliche Enthüllung des Schwarzenberg-Denkmals als Erinnerung an die vor mehr als einem halben Jahrhundert am gleichen Tage geschlagene Befreiungsschlacht bei Leipzig statt. Das Denkmal, ein Werk des Dresdener Bildhauers Professor Ernst Hähnel (geb. 1811), stellt den Heerführer der Verbündeten, Fürst Karl Schwarzenberg, zu Pferde vor, und macht im Allgemeinen einen etwas kühlen und nüchternen Eindruck.

Mit der Sanction der Ausgleichsgesetze und der revidirten Verfassung waren die letzten Hindernisse gefallen, welche einer endgiltigen Lösung der Personenfrage und der Bildung eines parlamentarischen Ministeriums auch in der westlichen Reichshälfte bis jetzt im Wege gestanden waren. Zu Weihnachten 1867 noch erfolgte die Ernennung des Baron Beust, des Generals John und Baron Becke zu gemeinsamen Ministern. John, der ein viel tüchtigerer Soldat als Politiker war, konnte jedoch kein leidliches Verhältniß mit den Vertretungskörpern herstellen und wurde schon im Jänner 1868 durch Baron Kuhn ersetzt, der 1859 als Generalstabs-Chef Gyulay's einen auf energisches Vordringen berechneten Feldzugsplan ausgearbeitet hatte, welchen dieser aber unberücksichtigt ließ, und der dann namentlich durch die Vertheidigung Südtirols 1866 Vorzügliches geleistet hatte. Bei diesem Anlasse wurde das Armee-Obercommando gänzlich aufgehoben, gegen welches namentlich von ungarischer Seite, als mit dem Begriff eines verantwortlichen Kriegsministers unvereinbar, remonstrirt worden war.

Am 1. Jänner 1868 erfolgte die Verkündigung des neuen Ministeriums, dessen Liste Beust im Einvernehmen mit der liberalen Majorität des Reichsrathes vereinbart hatte — im vollsten Wortsinne ein parlamentarisches Ministerium und das erste seiner Art und Entstehung in Oesterreich.

An der Spitze desselben stand Fürst Carlos Auersperg, „der erste Cavalier im Reiche", ein Aristokrat von modernem Zuschnitt und dabei ein ausgeprägter politischer Charakter, welcher die einmal erfaßte Meinung und Partei unter allen Umständen festhält und daraus nach keiner Seite ein Hehl macht.

Als sein Stellvertreter und Landesvertheidigungsminister trat aus dem bestandenen in das neue Ministerium Graf Taaffe über. Die markanteste Persönlichkeit des neuen Cabinetes war Karl Giskra, einer der Führer der Studenten im März 1848, dann Abgeordneter in Frankfurt, nach dem Bewegungsjahr lange so schlimm angeschrieben, daß er keine Advocatur erlangen konnte. Erst nach dem Sturze Bach's bekam er eine solche in Brünn, gehörte dann seit 1861 dem Reichstage an, wurde Bürgermeister von Brünn und war der erste gewählte Präsident des Abgeordnetenhauses. Großes Wissen, hinreißende Gewalt der Rede und die Gabe, auch den sprödesten Stoff bis in alle Details zu durchdringen und vollkommen zu beherrschen, mußten ihm selbst seine Gegner zugestehen, wie es ja bekannt ist, daß er als Berichterstatter über das Heeresbudget durch seine staunenswerthe Kenntniß aller Einzelheiten die Referenten des Kriegsministeriums oft in Staunen und Verlegenheit versetzte. Sein politischer Charakter blieb in der Zukunft vor argen Verdächtigungen nicht verschont, die er, wenn auch nicht in vollem Umfang verdient, doch durch manchen falschen Schritt herausgefordert hatte.

Von jenen Männern, die schon 1848 eine Rolle gespielt hatten, gehörten noch Rudolf Brestel und Johann Nepomuk Berger (geb. 1816, gest. 1870) dem neuen Ministerium an. Der erstere, „kein Talent, doch ein Charakter" übernahm nur mit Widerstreben das Portefeuille der Finanzen, das allerdings in Oesterreich stets zu den dornenvollsten Aufgaben gehörte. Tüchtig wirthschaftlich gebildet, war Brestel doch kein Mann weitgreifender finanzieller Pläne und übertrug mehr auf sein Ressort die ihm lange Jahre zuerst durch bittere Noth, später durch Gewohnheit zur zweiten Natur gewordene Sparsamkeit — übrigens für einen Finanzminister keine zu mißachtende Eigenschaft. Auch als Minister begnügte er sich mit einer Amtswohnung von zwei Zimmern, fuhr zu Hofe im Einspänner und konnte sich Manieren und Gewohnheiten des „großen Herrn" durchaus nicht

aneignen. Sein Ruf blieb tadellos nach jeder Richtung und nur die frechste Verleumdung konnte es wagen, auch diesen Mann zu verunglimpfen, der vielen Kreisen zu „spießbürgerlich ehrlich" war. Seine Nachfolger, die über Kassenbestände geboten, welche vor der Brestel'schen Aera gar nicht dagewesen waren, wußten die Thätigkeit des vielbespöttelten „Sparministers" am Besten zu würdigen.

Berger trat als Minister ohne Portefeuille in das Kabinet. Seine durch ein Kehlkopfleiden und zunehmende Taubheit gestörte Gesundheit erlaubten ihm die Uebernahme eines Ressorts nicht, aus der Combination wollte man ihn jedoch nicht lassen, da sein kaustischer Witz und eine weniger glänzende als zersetzende Beredsamkeit ihn als Gegner zu gefährlich machten. Schon in der Frankfurter Nationalversammlung fürchtete man die „ätzende Schärfe" seiner Worte, und durch seine Laufbahn als einer der gefeiertsten Vertheidiger in Straffällen bildete sich dieselbe noch mehr aus. Sein glänzendes Talent bestand in der Kritik, die er unnachahmlich am Gegner, am Freund und wenn Niemand anderer da war, an sich selbst übte — eine solche Richtung schließt aber ein gedeihliches Schaffen meist aus.

Als Handelsminister trat Ignaz Edler von Plener (geb. 1810) in das Ministerium ein, der Schatzkanzler des Ministeriums Schmerling. Plener verleugnete seine Laufbahn als strammer Bureaukrat nie, war aber ein überzeugter Anhänger des Verfassungsstaates und hatte als Finanzminister den Beginn zu einem geregelten Budgetwesen gemacht.

Das Justizportefeuille fiel dem Professor Eduard Herbst zu, bisher Lehrer des Strafrechtes an den Universitäten zu Lemberg und Prag und auch gefeierter Schriftsteller seines Faches, der in der kurzen parlamentarischen Laufbahn aber auch eine gründliche Kenntniß aller übrigen Zweige der Staatsverwaltung bewies und eine Art Autorität in finanz-technischen Fragen war.

Dieser Vielseitigkeit des Wissens, welches von großer und für den Gegner sehr gefährlicher Rednergabe unterstützt wurde, stand eine gewisse Schroffheit des Charakters und der politischen Anschauung entgegen, von welcher es zweifelhaft ist, ob sie als Fehler oder Tugend zu bezeichnen wäre.

Dem Herrenhause waren außer dem Präsidenten Fürst Auersperg noch entnommen die Minister für Cultus und Unterricht und der Chef des neu errichteten Ackerbau-Ministeriums. Der erstere, Leopold Ritter von Hasner, war Professor des Staatsrechts und der Staatsphilosophie gewesen, dann unter Schmerling Präsident des Unterrichtsrathes. Er war ein Mann der Doctrinen und Theorien, der weder als Redner, trotz aller geistreicher Glätte, noch als Staatsmann, trotz des sehr temperirten Liberalismus, den Mann des Katheders verleugnen konnte. Nach Lichtenfels ist Hasner ohne Zweifel der bedeutendste Vertreter jener staatsmännischen Richtung, die man unter der Bezeichnung „Josefinismus" zusammenfaßt.

Die Ernennung des Grafen Alfred Potocki, eines der angesehensten, reichsten und in seinen nationalen Ansichten gemäßigtesten polnischen Cavaliers, war eine Concession an die Galizianer, die jedoch deshalb, soweit es die Polen betraf, dem neuen Ministerium doch nicht günstiger gesinnt wurden.

Den besten Eindruck machte ein Rundschreiben des neuen Ministers des Innern, in welchem er den Beamten aller Grade auftrug, dem Geiste der Bevormundung und bureaukratischen Ueberhebung zu entsagen und ihnen unverbrüchliches Festhalten an der Verfassung und den Staatsgrundgesetzen zur Pflicht machte.

Am 19. Jänner 1868 traten zum erstenmale die Delegationen zusammen, und im Allgemeinen functionirte diese etwas complicirte Maschinerie bei dem allseitigen guten Willen ziemlich anstandslos. Mit den „Rothbüchern" führte Baron Beust eine auch in anderen Ländern geübte Gewohnheit ein, durch eine Serie von Originaldepeschen den Vertretungskörpern Einsicht in den Gang der äußeren Politik zu gewähren. Da die Auswahl der Dokumente jedoch dem Minister überlassen ist und aus Rücksichten diplomatischer Vorsicht auch wohl eine sehr vorsichtige sein muß, wird man indessen gut thun, nicht allzuviel von derartigen Ver-

lautbarungen zu erwarten. An heiteren Episoden fehlte es in der ungarischen Delegation nicht, wo nun einmal durchaus kein deutsches Wort gesprochen werden sollte und daher, da keiner der Reichsminister ungarisch verstand, ein förmlicher Dolmetschdienst eingeführt werden mußte. Es hatte einen unleugbar läppischen Anstrich, obwohl es von den Ungarn bejubelt wurde, als der Reichsfinanzminister Becke, von dem Jedermann wußte, er verstehe nicht eine Silbe ungarisch, das Budget mit dem mühsam auswendig gelernten und hervorgestotterten Worten: „Igen tisztelt elnök ur, kérem azt felolvastatni!“ (Sehr geehrter Herr Präsident, ich bitte, dies verlesen zu lassen) vorlegte.

Zu ziemlich lebhaften Debatten, namentlich in der ungarischen Deputation, gaben die Demonstrationen Anlaß, welche bei der in Wien und Hietzing gefeierten silbernen Hochzeit des depossedirten Königspaares von Hannover stattfanden. Man fürchtete, daraus einen Conflict mit Preußen entstehen zu sehen, da es unter weitgehender Connivenz der österreichischen Behörden nicht an ziemlich verständlichen Demonstrationen für das Welfenthum gefehlt hatte. Die Gewandtheit Beust's wußte diese Besorgnisse zu zerstreuen, einer Reclamation Preußens zuvorzukommen und zugleich einen verständlichen Wink nach Hietzing zu ertheilen, indem er in der Delegation erklärte, „daß die Regierung eine bereitwillig gewährte Gastfreundschaft ehren und nicht durch polizeiliche Ueberwachung erschweren wollte, aber auch nicht dulden werde, daß das mühsam aufgeführte Gebäude einer auf Frieden und Versöhnung ruhenden Politik, welche als solche vor Europa Anerkennung gefunden hat, durch unberufene und unerlaubte Thätigkeit zertrümmert werde“.

Das Frühjahr 1868 brachte ein freudiges Ereigniß in der kaiserlichen Familie. Am 22. April fand die Geburt der Erzherzogin Valerie in Ofen statt.

Vom 19. bis 21. März hatten die hochbedeutsamen Debatten über die interconfessionellen Gesetze im Herrenhause stattgefunden. Es war eine Art von Machtprobe zwischen den Freunden und Anhängern des Concordats und jenen Männern, welche den Staat wieder in jene natürlichen Rechte eingesetzt wissen wollten, die er bis zum Abschlusse jenes Vertrages besessen hatte. Nicht blos in den politischen Kreisen, sondern in der ganzen Bevölkerung folgte man dem Gang der Verhandlung mit fieberhafter Spannung; die Galerien waren von der Crême der Gesellschaft überfüllt, und vor dem Landhaus und in den naheliegenden Straßen drängte sich Kopf an Kopf die Menge.

Beide Parteien schickten ihre besten Kräfte in das Feuer, und wenn nicht blos der thatsächliche, sondern auch der moralische Erfolg vollkommen auf Seite der Gegner des Concordates war, so lag dies denn doch nicht allein an der größeren Redegewandtheit, sondern an der Sache selbst. Unerbittlich zerfaserte der greise „Josefiner“ Thaddäus Peithner Freiherr von Lichtenfels (geb. 1798), der einstige Lehrer des Kaisers, die juridischen und staatsrechtlichen Argumente der Vertheidiger des Concordats, mit edler patriotischer Wärme, die begeisterten Beifall entfesselte, trat Graf Anton Auersperg für die Rechte des Staates, für die Freiheit religiöser Ueberzeugung ein, und als Graf Bloome mit unpassender Witzelei das Andenken Josef's II. angriff, erhielt er von Jenem die gebührende Abfertigung mit den Worten: „Bei dieser Anfeindung schien es mir, als schreite der Schatten des Kaisers durch diese Räume und zeige seine ganze Größe, den Gegnern seiner Ideen noch heute Zittern und Zähneknirschen verursachend. Ich aber freue mich, daß meine Wiege auf österreichischem Boden gestanden, um zu verstehen, was Kaiser Josef noch heute dem Volke gilt, dem Landmann, dem Bürger, der ganzen Bevölkerung!“ Es war keine leicht bewegliche, nur dem Klang der prasselnden Phrase zujauchzende Masse, sondern es waren ernste, gereifte Männer in Amt und Würden, es waren Zuhörer aus den besten Ständen, die in dröhnenden Beifall ausbrachen bei Auersperg's zündendem Wort von dem Concordat als „dem gedruckten Canossa, in dem das Oesterreich des neunzehnten Jahrhunderts für die josefinischen Sünden des achtzehnten Buße in Sack und Asche thun sollte“.

Mit dürren Worten erklärte Minister Hasner: „Nicht einen Schritt läßt das Concordat der heutigen Gesetzgebung in Rücksicht der wichtigsten Dinge frei. Es gibt keine Bewegung auf dem gesammten Gebiete der österreichischen Verwaltung, wo nicht dieses Hinderniß im Wege stünde."

Mit athemloser Spannung wurde die Abstimmung verfolgt, und lauter Jubel begleitete die Voten einzelner Mitglieder, so des kaiserlichen Obersthofmeisters Konstantin Fürst Hohenlohe (geb. 1828), des greisen Dichters Grillparzer, der einst in seiner sarkastischen Weise meinte: „Mich genirt meine Taubheit im Herrenhause gar nicht; kommt es zur Abstimmung, so bleib' ich sitzen, wenn der Fürst Windischgrätz aufsteht, und umgekehrt."

Mit neunundsechzig gegen vierunddreißig Stimmen wurde das Eingehen in die Debatte beschlossen — die Durchlöcherung und Beseitigung des Concordats war eine vollendete Thatsache. Das Resultat wurde von der harrenden Menge in den Straßen jubelnd vernommen und weitergetragen, man bereitete den Ministern beim Verlassen des Landhauses begeisterte Ovationen, und ohne Vorbereitungen flammten in den Fenstern die Lichter — Wien illuminirte wegen der Rückkehr zu den alten gesunden staatlichen Grundsätzen. Es waren die Flitterwochen des „Bürgerministeriums", die leider sehr kurz dauerten und — wie es ja auch im Leben gehen soll — nur zu bald dem leidigen politischen Gezänke wichen.

Auch das Schulgesetz wurde im Herrenhaus angenommen, nachdem der große Anatom Rokitansky (Bild Seite 617), Präsident der Akademie der Wissenschaften, in einer glänzenden Rede unter Anderem sagte: „Die Kirche ist schon in manches Gedränge mit der Wissenschaft gerathen und wird es immer mehr, wenn sie noch weitere Entdeckungen auf dogmatischem Gebiete macht, deren Anerkennung sie dem Verstande zumuthen will. Glauben und Wissen sind zwei theoretisch durchaus unvereinbare Dinge, deren Vermittlung immer nur Sache des Individuums sein kann."

Die erst im Mai stattfindende Debatte über das interconfessionelle Gesetz, welches die Rechtsverhältnisse der verschiedenen Confessionen zu einander regelte, leitete gleichfalls Rokitansky in schlagender Weise mit den schönen Worten des Kirchenvaters Tertullian (der erste christliche Schriftsteller in lateinischer Sprache) ein: „Es ist ein menschliches und naturgemäßes Recht, daß ein Jeder verehren darf, was seiner Anschauung entspricht, da eines Anderen Glauben niemand nützt noch schadet; aber auch religiös ist es nicht, eine Religion aufzuzwingen, da sie dem freien Willen, nicht dem Zwang entsprießen muß."

Von Wichtigkeit war auch die gleichfalls im Frühjahr vollzogene Trennung der Justiz von der Verwaltung und die neue politische Organisation, wie sie noch jetzt besteht. Hieher gehört auch die Beseitigung des Staatsrechtes, als einer mit der Ministerverantwortlichkeit unvereinbaren Institution, und die Wiederherstellung der Staatsschulden-Controls-Commission in ihrem ursprünglichen Wirkungskreise. Eine dankenswerthe Maßregel war die Einführung von Geschwornengerichten für Preßvergehen, wenn dieselbe auch durch das Fortbestehenlassen des nur theilweise modificirten Preßgesetzes und namentlich des zwar eingeschränkten aber immer noch eine bequeme Handhabe bietenden „objectiven Verfahrens" nahezu illusorisch wurde.

Hieran schloß sich am 21. Mai 1868 das Gesetz über die Disciplinarbehandlung richterlicher Beamter, welches deren Unabhängigkeit gewährleistet und ihre unfreiwillige Versetzung oder Pensionirung verhindert am 25. Mai erhielten die Gesetze über das Eherecht der Katholiken, über das Verhältniß der Schule zur Kirche und das interconfessionelle Gesetz die kaiserliche Sanction, welche letzteren noch ein eigenthümliches Nachspiel hatten.

Sofort nach der Veröffentlichung protestirte der Nuntius dagegen als eine Verletzung des mit dem päpstlichen Stuhle geschlossenen „Staatsvertrages". Das österreichische Ministerium begnügte sich damit, den Charakter des Concordates als Gesetz klarzustellen, dessen Aenderung ein unzweifelhaftes Recht der mit der

gesetzgebenden Gewalt betrauten Factoren sei. Nun erfloß aber am 22. Juni eine päpstliche Allocution, in welcher die Staatsgrundgesetze als „wahrhaft unselig", die interconfessionellen Gesetze vom 25. Mai aber „verwerflich, verdammenswerth und abscheulich" genannt und kraft „apostolischer Autorität verworfen, verdammt, null und nichtig" erklärt, und Alle, „welche besagte Gesetze vorzuschlagen, zu beschließen und zu approbiren oder durchzuführen sich unterfangen", mit kirchlichen Strafen bedroht werden. Es lag in diesem Schritt ein Verkennen der Zeit, wie es leider zum Schaden der Kirche und ihrer Autorität noch immer vorkommt. Baron Beust begnügte sich, auf die Allocution mit dem Ausdruck kühlen Bedauerns über die Heftigkeit der Curie und mit einer rein akademischen Abhandlung über das österreichische Staatsrecht zu antworten. Weitere Folgen hatte sie nach keiner Richtung.

Eine der unliebsamsten Erbschaften, welche das Bürgerministerium angetreten hatte, war die finanzielle Lage, welche durch den Ausgleich mit Ungarn nicht rosiger wurde. Daß es, um die finanzielle Gesundung anzubahnen, schwerer Opfer und radikaler Maßregeln bedurfte, darüber war sich Jedermann klar; nur über die einzuschlagenden Wege gab es umsomehr widersprechende Meinungen, als dabei sehr materielle Interessen Einzelner und ganzer Gesellschaftsclassen in das Spiel kamen. Daran scheiterten die Vorschläge des Ministeriums, welches die unvermeidlich erscheinende Zinsenreduction mit einer Steuerreform verbinden wollte, von welcher übrigens Rechbauer mit Recht sagte, „eine Maßregel, deren einziger Effect nur die Erhöhung der Lasten sei, verdiene den Namen einer Reform nicht".

Schließlich einigte man sich dahin, sämmtliche Schuldtitel, mit Ausnahme der verlosbaren, in eine mit fünf Percent verzinsliche, auf Silber oder Papier lautende Rente umzuwandeln, deren Zinsen mit einem sechszehn Percent betragenden Steuerabzug belegt wurden. Es hatten Jene wohl nicht ganz Unrecht, welche in dieser Maßregel nur einen „verschämten Bankerott" sahen, aber die Modalitäten, unter welchen die Mehrzahl die früheren Anlehen aufgenommen waren, hatten für die Staatsgläubiger so viel Vortheile, und die Regelung der finanziellen Zustände war auch für diese von so hohem Interesse, daß ihnen wohl ein Opfer zugemuthet werden konnte. Thatsächlich standen auch bald nach der Unificirung die Course der Rente höher als vordem.

Eine in der Mitte Juni stattfindende Reise des Kaisers nach Prag gab dem in Begleitung des Monarchen befindlichen Reichskanzler Gelegenheit zur Anknüpfung von Ausgleichs-Unterhandlungen mit den Czechenführern. Dieselben blieben erfolglos, denn selbst Baron Beust's versatile Natur sträubte sich dagegen, den von ihm selbst geschaffenen Rechtsboden in einer Weise zu untergraben, wie es durch die auch nur theilweise Befriedigung der czechischen Ansprüche hätte geschehen müssen. Diese Vielgeschäftigkeit Beust's bildete aber die erste merkbare Erschütterung des Bürgerministeriums, da Fürst Auersperg nicht ohne Grund in diesen über seinen Kopf weg eingeleiteten Unterhandlungen einen Eingriff in seine Machtsphäre sah, Prag sofort verließ und seine Demission einreichte. Dieselbe wurde zwar erst nach drei Monaten perfect, da der Minister-Präsident erst am 26. September seine Entlassung erhielt, aber die schon längere Zeit im Schoße des Ministeriums auftauchenden und von Außen hineingetragenen Eifersüchteleien und Reibungen drückten sich auch in diesem Provisorium aus, das bis Mitte April 1869 dauerte, wo endlich Graf Taaffe zum Vorsitzenden ernannt wurde. Minister Berger, der in Ermanglung eines Ressorts sich gerne damit beschäftigte, seine Collegen und sich selbst zu ironisiren, sagte treffend: „Wie können wir Minister für einander einstehen, da wir uns nicht ausstehen können?" Um wahr zu sein, hätte er aber beifügen müssen, daß ein großer Theil dieser Schuld an diesem wenig erbaulichen Zustand ihm selbst und seiner schonungslosen Zunge zufiel, die nun einmal irgend Jemand stacheln mußte.

Kurz vor dem kaiserlichen Besuche war der Grundstein zu dem Monumentalbau des czechischen National-Theaters in Prag gelegt worden, der, nach

den Plänen des tüchtigen Professors Zitek, nach vierzehnjähriger Bauzeit durch einen furchtbaren Brand (1881) fast in Gefahr war, wieder ganz zerstört zu werden.

Besser als in Cisleithanien ließen sich die Dinge in Ungarn an. Im Juli 1868 schloß die Regnicolar-Deputation ihre Arbeiten ab, und das von ihr vorgeschlagene Uebereinkommen über das Verhältniß Ungarns zu Kroatien fand die Billigung der beiderseitigen Vertretungen. Es war, besonders in finanzieller Beziehung, sehr günstig für Kroatien, da fünfundvierzig Percent der Landeseinkünfte demselben verbleiben und im Mindestbetrage von zweieinfünftel Millionen von Ungarn garantirt werden, wovon die innere Verwaltung, Justiz, Cultus und Unterricht zu bestreiten sind, welche vollkommen dem Gesetzgebungsrecht des kroatischen Landtages anheimgegeben sind. Weniger gemüthlich spielten sich die Dinge in Siebenbürgen ab, wo unter Vergewaltigungen des tüchtigen sächsischen Völkchens und der Rumänen ein Unionsgesetz zu Stande kam, welches vollkommen dem exclusivsten Magyarismus diente.

Vom 26. Juli bis 2. August 1868 fand das dritte allgemeine deutsche Bundesschießen in Wien statt, wozu aus allen deutschen Gauen und auch anderen Ländern Gäste eintrafen und den freundlichsten Empfang fanden. Manche der gesprochenen Toaste waren nicht ohne politische Pointe, und man kann wohl das Schützenfest mit seinem prächtigen Einzuge der Betheiligten (Bild Seite 921) als die letzte bedeutende Kundgebung großdeutscher Gesinnung ansehen. Der Glanzpunkt des Festes war der Besuch des Kaisers auf dem Schießplatz, der sich zu einer begeisterten Huldigung für den ritterlichen und selbst dem Waidwerk so sehr zugethanenen Monarchen gestaltete.

Im August traten die Landtage zusammen, und sofort erhob sich der gewohnte vielstimmige Chor separatistischer Wünsche. In Böhmen und Mähren blieben die nationalen Partien aus und sendeten nur Declarationen ein, in welchen sie eine dem „böhmischen Staatsrechte" entsprechende Aenderung der Staatsverfassung und die Vereinigung der „Länder der böhmischen Krone" begehrten, die, nebstbei bemerkt, nur eine sehr schwankende historische Grundlage besitzt, da sie seit dem Aussterben des Luxemburg'schen Herrscherstammes nie mehr bestand. Obwohl die deutsche Majorität des böhmischen Landtages durch die Errichtung eines gesonderten czechischen Polytechnikums in Prag einen Lieblingswunsch der nationalen Partei erfüllte, verharrte dieselbe doch auf ihrem Standpunkte, und durch fortwährende Verhetzungen in Journalen und öffentlichen Versammlungen kam es anläßlich eines Meetings am Wenzelsplatz (28. September) zu Unruhen, die sich wenige Tage darauf in einem wohlorganisirten Angriff auf das deutsche Casino und Theater noch im ärgeren Maße wiederholten und das Einschreiten der bewaffneten Macht erforderten. Gleichzeitig mit der Ernennung des tüchtigen und energischen Feldmarschall-Lieutenants Alexander Freiherr von Koller (geb. 1813) zum Statthalter und Commandirenden wurden für Prag und Umgebung unter Vorbehalt der Zustimmung des Reichsrathes das Vereins- und Versammlungsrecht, sowie die Preßfreiheit suspendirt.

Nicht so weitgehend, aber ebenso bedenklich waren die Vorgänge in der Lemberger Landtagsstube, wo ein Antrag Smolka's auf Nichtbeschickuug des Reichsrathes zwar abgelehnt, aber trotz der zur Mäßigung mahnenden Worte Ziemialkowski's und des Einspruches der Ruthenen eine Adresse an den Kaiser angenommen wurde, welche die weitgehendste Autonomie des Landes verlangte. Die klugen Mahnungen Ziemialkowski's, der sagte: „Wir sollen schon darum zu Oesterreich stehen, weil es der einzige Staat ist, welcher unsere nationale Entwicklung wenigstens theilweise sichert" — der verfängliche Einwand des Statthalters Goluchowski, „daß durch Schaffung eines föderativen Organismus jener immerhin möglichen Zukunft der Weg verrammelt werde, an der Galizien als Theil Polens Antheil habe", und auch der entschiedene Einspruch des Regierungs-Commissärs Ludwig Freiherr von Possinger (geb. 1823), daß an eine Sonderstellung Galiziens nicht zu denken sei, blieben erfolglos. Die Adresse an den Kaiser

und eine die polnischen Forderungen formulirende Resolution an den Reichsrath wurde von den nationalen Heißspornen mit großer Majorität angenommen. Die nächsten Folgen waren die sofortige Vertagung der schon in Vorbereitung befindlichen Kaiserreise nach Galizien und der Rücktritt des Statthalters Goluchowski, der durch Freiherrn von Possinger ersetzt wurde.

Die Session des am 17. Oktober zusammentretenden Reichsrathes wurde vollkommen durch das Wehrgesetz beherrscht, welches, auf dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht beruhend, die Präsenzdienstzeit mit drei Jahren festsetzte und am 5. Dezember, nachdem es auch vom ungarischen Landtag genehmigt

Arbeiten am Tunnel der Brennerbahn, 1864. (Seite 911.)

war, die kaiserliche Sanction erhielt. Gleichzeitig erhielt auch das ungarische Landwehrgesetz die Sanction, durch welches eine selbstständige Honvédarmee gebildet wurde, welche eine im Wesentlichen jener von 1848 gleiche Uniformirung und das ungarische Commando bekam. Zu deren Obercommandanten ernannte der Kaiser den als Sohn des Palatin Josef populären Erzherzog Josef (geb. 1833), als Commandanten der sechs Landwehrbezirke fungirten unter diesem auch die Revolutionsgenerale Perczel, Vetter und Klapka, von welchen besonders der Erstere ein fanatischer Anhänger der die Regierung stützenden Deákpartei geworden war.

Weitere gegen das Concordat gerichtete Regierungs-Maßregeln fanden ihren Grund in der außerordentlich viel Staub aufwirbelnden Affaire der Nonne Barbara

Digitized by Google

Ubryk im Karmeliterkloster zu Krakau, durch welche die Unzulässigkeit einer neben der staatlichen fortbestehenden Strafgewalt, die sich jeder Beaufsichtigung entzieht, unwiderleglich nachgewiesen wurde. Durch einundzwanzig Jahre wurde die Aermste wegen eines nicht mehr zu eruirenden Disciplinarvergehens halbnackt, gänzlich verwahrlost, körperlich und geistig gebrochen, in einem finsteren, kloakenartigen Raum eingesperrt gehalten. Sogar von geistlicher Seite fand diese Grausamkeit entschiedene

Festzug des dritten deutschen Bundesschießens in Wien, 1868. (Seite 919.)

Verurtheilung, und Weihbischof Galecki, welcher der landesfürstlichen Commission beigegeben war, konnte sich bei dem Anblick der Unglücklichen nicht enthalten, der Oberin und den Schwestern zu sagen, sie seien mehr Furien als Frauen. Die darüber eingeleitete strafgerichtliche Untersuchung kam durch den Tod zweier Hauptzeuginnen und den unheilbaren Blödsinn der Ubryk, die in das Irrenhaus geschafft werden mußte, in das Stocken, und wurde endlich trotz Recurses der Staatsanwaltschaft eingestellt. Folgen der Affaire waren die Regierungs-Erlässe, nach welchen künftig auch geistliche Personen die ihnen zuerkannten Freiheitsstrafen

in staatlichen Anstalten statt, wie es nach den Bestimmungen des Concordats der Fall war, in Klöstern abzubüßen hatten, und daß keine einem geistlichen Orden angehörende Person wider ihren Willen von den geistlichen Oberen in Haft gehalten werden dürfe.

Eine Reise des Kaiserpaares im März 1869 durch Kroatien ist besonders wegen des damit verbundenen Ausfluges nach Triest bemerkenswerth, welcher Anlaß zu einem Austausch von Höflichkeiten zwischen dem österreichischen und italienischen Hofe bot. General della Rocca fand sich in Triest ein, um den Kaiser im Namen des Königs von Italien zu begrüßen, welche Artigkeit durch die Sendung des Feldmarschall-Lieutenants Möring, des Statthalters von Triest, an den Hof von Florenz erwidert wurde. Darin, wie in der bald darauf erfolgenden Verleihung des höchsten österreichischen Ordens an König Victor Emanuel und den Kronprinzen Humbert, sprach sich der vollständige Bruch mit einer seit mehr als zwanzig Jahren gegen das savoyische Königshaus verfolgten Politik aus.

Im März 1869 wurde auch das Landwehrgesetz im österreichischen Reichsrath zu Ende berathen, das sich in mehrfacher Beziehung von jenem Ungarns unterschied, so namentlich dadurch, daß der dort in Aussicht genommene Landsturm, der, nebstbei gesagt, selten große militärische Verwendbarkeit hat, aber dem Kriege leicht einen fanatischen Beigeschmack gibt, mit stillschweigender Zustimmung des Ministeriums fallen gelassen wurde.

Nachdem das Abgeordnetenhaus im April 1869 die vor dasselbe gebrachte galizische Resolution nach einem kurzen Redefeuerwerk der polnischen Abgeordneten abgelehnt hatte, kam das Volksschulgesetz an die Reihe, bei dessen Berathung sich die Polen dadurch rächten, daß sie sich jener Partei anschlossen, welche erklärte, dasselbe gehöre vor die Landtage, und sich der Debatte fernhielten. Trotzdem wurde dasselbe zum Gesetz erhoben, und wenn unsere Zeit von mancher Seite so viele Vorwürfe gegen dasselbe erheben hört, so darf auch darauf hingewiesen werden, daß andere Stimmen aus dem Lager der politischen Gegner das Volksschulgesetz als „die rühmlichste That" jener Epoche rühmen, weil es von „Fürsorge für die allgemeine Bildung und vom Geiste echter Humanität" durchweht ist.

Am 14. Mai fand unter ziemlich gedrückter Stimmung der Schluß der Session mittelst einer Thronrede statt, deren markantester Satz lautete: „Oesterreich soll die große Heimat sein, die alle seine Völker, in welcher Zunge sie auch sprechen, mit gleicher Gerechtigkeit, mit gleichem Wohlwollen, mit gleicher Pflege ihrer Interessen und ihrer Eigenthümlichkeiten zu umfassen berufen ist. Die Verfassung ist der Boden, auf welchem dieses Ziel zu erreichen ist, und auf demselben wird die Verständigung unter den Völkern, dessen bin Ich gewiß, erfolgen, weil sie erfolgen muß, weil nur Oesterreich es ist, das allen seinen Völkern Schutz, Freiheit und Bewahrung ihrer Selbstständigkeit und Eigenart bietet."

Ganz anders als diese Worte, in welchen durch die wohlwollende Mahnung denn doch das Bewußtsein an die Wirren der Gegenwart und Zukunft durchklang, lautete die Thronrede, mit welcher am 22. April der ungarische Landtag eröffnet wurde. Jenseits der Leitha waren die Fundamentalgesetze des Staates außer aller Discussion, und es konnte betont werden, daß es nun gelte, die „Entwicklung der inneren Lebenskraft der Nation durch zeitgemäße Reformen" zu fördern. Ziemlich deutlich wurde namentlich auf die gründliche Umgestaltung des Justiz- und Verwaltungsorganismus hingewiesen, der allerdings unter dem System der Wählbarkeit der meisten Funktionäre von Uebelständen heimgesucht war, an welchen das Land trotz theilweiser Reformen noch bis in die jüngste Zeit schwer leidet, obwohl die Jahrhunderte währende Gewohnheit und vielfach verschlungene Privat-Interessen eine plötzliche radikale Umgestaltung fast unmöglich und wohl auch unräthlich machen.

Vom 29. Mai bis 6. Juni 1869 sah der Kaiserhof einen anderen seltenen Gast, den Vicekönig Ismael von Egypten, der in Person den Kaiser einlud, an der feierlichen Eröffnung des Suezkanales, eines der größten Unternehmen

unseres Jahrhunderts, theilzunehmen, und auch die Zusage des Kaisers Franz Josef empfing. Unter den Fürsten, welche sich zu den Festlichkeiten begaben, befand sich auch Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der auf der Reise nach dem Orient am 6. Oktober in Wien eintraf und vom Hofe in der herzlichsten Weise empfangen wurde. Zu der Deputation des seinen Namen führenden österreichischen Infanterie-Regimentes äußerte sich der Prinz, er habe eine „Freundschaftsmission", deren Vollzug ihm sehr am Herzen liege und ihn hoffen lasse, daß sich Oesterreich und Preußen nie mehr feindlich gegenüberstehen werden.

Am 25. Oktober trat der Kaiser in Begleitung des Reichskanzlers Beust seine Reise nach dem Orient an, langte am 28. in Constantinopel, am 2. November nach besonders stürmischer Meerfahrt in Athen, am 4. in Jaffa und nach einer zu Pferd zurückgelegten Landreise am 8. in Jerusalem an. Beim Anblick der heiligen Stadt stieg der Kaiser vom Pferde und küßte den Boden, für dessen Befreiung einst der Ahnherr des lothringenschen Hauses, Gottfried von Bouillon, gestritten hatte. Unter dem Geleite zahlreicher ihn empfangender Deputationen hielt der Kaiser seinen Einzug in Jerusalem, der in feierlicher Procession unmittelbar zur Kirche des heiligen Grabes führte.

Am 15. November traf Kaiser Franz Josef auf der Rhede von Port-Said ein, wo unter glänzenden Festlichkeiten, welche orientalischen Prunk mit abendländischer Eleganz und Etikette verbanden, die Eröffnung der neuen Weltverkehrsstraße im Beisein zahlreicher fürstlicher Gäste stattfand, zu welchen auch die Kaiserin Eugenie von Frankreich zählte. Der Schluß des November wurde zu einer Bereisung des wunderbaren Nillandes bis Kairo verwendet und in den ersten Tagen des Dezember die Reise in die Heimat angetreten, wo mancherlei peinliche Angelegenheiten den Monarchen erwarteten.

Im Spätherbst hatte eine ziemlich vehemente Börsenkrisis dem Hexensabbath einer tollen Spekulation ein rasches und für viele Unschuldige verderbliches Ende gemacht. Die wahnwitzige Agiotage in den Papieren einiger neugegründeter Banken (Wiener Bank, Austro-Niederländische Bank) brach zusammen und mit ihnen auch diese Institute. Daß der Exkönig von Hannover, Georg V. (geb. 1819, gest. 1878), seine Patronanz derselben mit einigen Millionen bezahlen mußte, war nur für ihn traurig; peinlicher war schon der Selbstmord des Grafen Wratislaw, der in diese Gründergeschäfte verwickelt war, welcher ein Streiflicht auf die Manie warf, zweifelhafte Gründungen mit einigen hocharistokratischen Namen aufzuputzen. Indessen war die Lehre noch nicht empfindlich genug, wie eine nicht allzuferne Zukunft zeigen sollte.

Noch viel folgenschwerer waren aber die Vorgänge im äußersten Süden der Monarchie, wo sich in der Bocche und der Umgebung von Cattaro schon im Oktober bedrohliche Anzeichen gezeigt hatten. Die dortige Bevölkerung, deren von mancher Seite bewunderte und gehätschelte Unbeflecktheit von aller Cultur sich namentlich darin äußerte, daß sie zwar die Annehmlichkeiten staatlichen Schutzes, insoferne er sich in Unterstützungen und Beneficien äußerte, sehr gerne annahm, dagegen aber den daraus entspringenden Verpflichtungen durchaus abhold war, setzte nämlich der Durchführung des Landwehrgesetzes einen zuerst passiven, bald aber in offene Renitenz übergehenden Widerstand entgegen. Schon am 7. Oktober überfielen bewaffnete Banden eine für das Fort Dragalj bestimmte Proviantkolonne und zersprengten dieselbe — eine Art von jenačtvo (Heldenthum), welches den nationalen Anschauungen der Herren Bocchesen viel mehr entsprach und auch profitabler war, als dem Staat, welchem sie angehörten, Kriegsdienste zu leisten.

Zwei Tage darauf wurde der Belagerungszustand über das Gebiet von Cattaro verhängt und ein Theil der Kriegs-Escadre nebst achtzehn Bataillonen dorthin entsendet. Man sollte jedoch noch blutiges Lehrgeld in der Kriegführung mit diesen Leuten, die in ihren Felsenhorsten so heimisch waren wie Adler und die in der nahen montenegrinischen Grenze eine stets offene Zuflucht hatten, bezahlen, ehe es gelang, sie mit eiserner Faust zu fassen. Ein vom Statthalter Feldmarschall-

Lieutenant Wagner am 18. Oktober mit ungenügenden Kräften unternommener Versuch, das von den Insurgenten hartbedrängte Fort Dragalj zu entsetzen, mißlang vollkommen.

Während seines Aufenthaltes in Constantinopel schloß Herr von Beust eine Convention mit der Pforte ab, wodurch diese sich verpflichtete, durch Truppen-Concentrirungen in der Herzegovina und an der Grenze von Montenegro nicht allein dieses letztere, das eine, gelinde gesagt, zweideutige Rolle spielte, im Zaum zu halten, sondern auch dafür zu sorgen, daß die über die Grenze gedrängten Insurgentenbanden entwaffnet und internirt würden. Gleichzeitig wurden neuerliche Truppen-Verstärkungen entsendet und General Gottfried Graf Auersperg (geb. 1818) mit den Operationen betraut. Die Unterwerfung der Küstengegend in der Bocche und der meist leichter zugänglichen Zuppa gelang auch im Anfang November vollkommen, eine sorgfältig vorbereitete combinirte Expedition gegen das rauhe, nur auf steilen Gebirgspfaden zu erklimmende Hochland der Crivoscie (16. bis 21. November) endete jedoch mit einem ebenso unleugbaren Mißerfolg, wie ein Monat früher der Zug gegen Dragalj. Obwohl mittlerweile die Truppenmacht unter Auersperg's Befehl auf dreißigtausend Mann angewachsen war, stand man doch von weiteren Operationen ab, die Truppen wurden in Winter-Cantonnements verlegt und Feldmarschall-Lieutenant Gabriel Freiherr von Rodich (geb. 1812) als Militär-Commandant berufen, was die Demission Wagner's auch als Statthalter zur Folge hatte, als welcher ihn später gleichfalls Rodich ersetzte.

Dieser kam dem Auftrage, Frieden zu schaffen, auf jene Weise nach, die ihm bei seiner Kenntniß der Leute als die rascheste erscheinen mußte, und wie Philipp von Macedonien einst sagte, daß ein mit Gold beladener Esel auch die steilsten Mauern ersteige, führte Rodich denselben Beweis in Bezug auf die Felsschroffen der Crivoscie. Mit zweimalhundertausend Gulden wurden die Führer der Insurgenten gewonnen und einzelne beschädigte Ortschaften wieder begütigt, eine Amnestie zugesagt und das — mindestens stillschweigende — Versprechen gegeben, daß man die Herren Bocchesen weiter nicht mit Erfüllung der Wehrpflicht belästigen werde. Das Geldopfer wäre verschwindend gewesen, wenn damit einem Conflict, der schon fünf Millionen Gulden verschlungen hatte, ein gedeihliches Ende gemacht gewesen wäre; dies war aber durch den berüchtigten „Frieden von Knezlac" nicht der Fall, und man empfand in vielen Kreisen dieses Zurückweichen vor einer Anzahl ungeberdiger Raufbolde nicht mit Unrecht als eine Demüthigung der staatlichen Autorität. Daß dieser Zustand schließlich doch nicht haltbar war und eines schönen Tages auch den Crivoscianern der Standpunkt mit Güte und ging es nicht anders mit Gewalt klar gemacht werden mußte, haben wir ja vor zwei Jahren (1881) erfahren, wo eine glücklichere und energischere Hand die militärische und politische Vereinigung der fatalen Angelegenheit endgiltig besorgte.

Nicht ohne Rückwirkung auf Oesterreich war auch das am 8. December 1869 in Rom eröffnete vaticanische Concil, dessen allseitig erkannte, wenn auch nicht offen eingestandene Aufgabe neben einigen weniger bedeutsamen Canones die Proklamirung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes in kirchlichen Dingen war. Bei dem weiten Begriff, welchen die päpstliche Curie von jeher mit den „kirchlichen Dingen" verband, und der sich unter dem Pontificat Pius IX. in der bekannten Encyclica und dem Syllabus auch auf Gegenstände erstreckte, die rein weltlicher Natur, ja Gegenstände der staatlichen Verfassung und Verwaltung waren, trat an alle Regierungen die Nöthigung heran, die durch das neue Dogma geschaffenen Verhältnisse in das Auge zu fassen. Obwohl die deutschen und österreichischen Bischöfe, unterstützt von einem Theile der französischen, das neue Dogma energisch bekämpften, wobei durch tiefe staatsmännische Weisheit Kardinal Rauscher, durch theologische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit der Bischof von Diakovár, Strossmayer, sich besonders hervorthaten, war nicht daran zu zweifeln, daß das Dogma schließlich angenommen werden würde, da die über-

wiegende Mehrzahl der romanischen, die orientalischen und die englischen und amerikanischen Bischöfe sich stumm dem Machtgebote des Vaticans beugten.

In der Mitte Juli 1870 fand die Annahme und Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas statt, und schon am 30. erfloß ein kaiserliches Handschreiben an den Cultusminister, welches unter Hinweisung auf die „veränderte Stellung des päpstlichen Stuhles" das Concordat in seiner Gänze hinfällig erklärte und den Minister beauftragte, Gesetzentwürfe vorzubereiten, welche das Verhältniß zwischen Staat und Kirche regeln. Im Einklang damit stand eine Note Beust's nach Rom, welche erklärte, daß „der Papst sich trotz aller Warnungen nunmehr mit einer Art von Allmacht umgeben habe. Diese durchgreifenden Veränderungen zerstören alle Bedingungen, die bisher bei der Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche maßgebend gewesen, so daß Verträge, die unter der Herrschaft ganz anderer Zustände abgeschlossen wurden, nicht mehr als giltig betrachtet werden können. In den Beziehungen zu einer Macht, die sich selbst von jeder Begrenzung und Controle entbinde, muß der Staat seine ganze Handlungsfreiheit herstellen, um unausbleiblichen Beeinträchtigungen zu entgehen. Ungarn braucht nur das placetum regium (die landesfürstliche Genehmigung) zu restauriren; für die Erblande genügt die Aufhebung des Concordats-Patentes vom 5. November 1855, wozu die Veränderungen in der Person des Einen Contrahenten Oesterreich berechtigen. Denn nach Verkündigung der Unfehlbarkeit nehmen die Privilegien, die das Concordat der katholischen Kirche sichert, einen ganz anderen Charakter an, und der Eid der Treue, den nach Artikel zwanzig die Bischöfe dem Kaiser schwören, verliert seinen Werth, wenn er nur die Bedeutung haben soll, die der unfehlbare Papst ihm zuerkennt." In der That führte auch eine kaiserliche Entschließung vom 9. August 1870 das placetum regium wieder ein, nach welchem alle kirchlichen Verlautbarungen an die Zustimmung der Staatsbehörde geknüpft werden.

Es sei gleich hier erwähnt, daß sich nachträglich alle Kirchenfürsten dem Unfehlbarkeitsdogma, das übrigens durch die das Concil unterbrechenden politischen Vorgänge des deutsch-französischen Krieges, der die Besetzung Roms durch die Italiener mit sich brachte, viel von seiner Wirksamkeit verlor, vollkommen unterwarfen. Man wird ihnen dies umso weniger verübeln dürfen, als sie dadurch ein ohnehin drohendes Schisma verhinderten. Mit gewohnter Klugheit benahm sich auch in diesem Falle Kardinal Rauscher. Als im Gemeinderathe von Wien bei einer Debatte über die durch das neue Dogma hervorgerufene altkatholische Bewegung erwähnt wurde, daß es Vielen im Gewissen widerstrebe, dasselbe anzuerkennen, forderte der Kardinal in einem Brief an den Bürgermeister auf, auch nur Einen Fall anzuführen, wo ein Katholik in seiner Diöcese um der Unfehlbarkeit willen incommodirt wäre. Dem Nuntius M. Falcinelli aber, der ihm Vorstellungen über seine Lauheit bei Vertretung des neuen Dogmas machte, erwiderte der Kardinal unter Anderem ebenso ungeschminkt als treffend: „Wir können in Wien jetzt Jeden als Vertreter der päpstlichen Curie brauchen, selbst den ausgemachtesten Dummkopf — nur keinen Fanatiker!"

Wir sind damit der streng chronologischen Folge weit vorausgeeilt, um nicht den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu arg zu zerreißen, und kehren jetzt zur Jahreswende von 1869 auf 1870 zurück, die leider der unerfreulichen Angelegenheiten noch mehr bot.

Seit Wochen schon machte sich, nicht blos in Wien, sondern auch in einzelnen Provinzial-Hauptstädten, namentlich in Triest, eine Bewegung unter der Arbeiter-Bevölkerung bemerkbar. Dieselbe konnte wohl zum Theil den in Folge der Börsenkrise vorübergehend erschwerten Existenzbedingungen zugeschrieben werden, ließ sich aber in der Hauptsache schon auf eine seit längerer Zeit planmäßig geübte Agitation zurückzuführen. In Wien stand an der Spitze derselben Hartung, ein Schüler Lassalle's, ein sehr begabter, aber auch ehrgeiziger Mann, dessen Uneigennützigkeit bei seinen socialistischen Bestrebungen später von der eigenen

Partei vielfach angezweifelt wurde. Nebst ihm thaten sich noch hervor Heinrich Oberwinder, Moses Leidesdorf, Heinrich Scheu und besonders der heute als Herausgeber einer blutrünstigen, den krassesten und unsinnigsten Communismus predigenden Zeitung berüchtigte Johann Most, der sogar schon in Conflicte mit den englischen Behörden kam, welchen man doch gewiß Engherzigkeit politischen Ansichten gegenüber nicht zur Last legen kann.

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Regierung und Legislative der stets mächtiger auftretenden socialen Bewegung gegenüber sehr viel versäumt hatten und allzulange vornehm mit verschränkten Armen zusahen. Ignoriren läßt sich eine Strömung, die so viele Geister erfaßt und der — dies läßt sich ja nicht leugnen — eine gewisse Berechtigung innewohnt, keineswegs. Das Verzögern des Coalationsgesetzes, welches den Arbeitern die Möglichkeit gab, sich, natürlich in friedlicher und gesetzmäßiger Weise, zur Erreichung besserer Existenzbedingungen zu verbinden, war ein großer Fehler, wie man ihn vielleicht heute wieder mit anderen stets brennender werdenden Fragen desselben Gebietes begeht.

Am Tage der Eröffnung des Reichsraths (13. Dezember 1869) feierten alle Fabriken und Werkstätten, und eine nach Tausenden zählende Arbeitermenge versammelte sich unbehindert auf dem Paradeplatz, obwohl die Massenansammlung für diesen Tag angesagt und jede Volksversammlung unter solchen Umständen strengstens untersagt ist. In langem Zuge ging es, da das Abgeordnetenhaus von starken Polizeiabtheilungen besetzt war, vor das Palais des Ministerpräsidiums, wo eine Deputation dem Grafen Taaffe die bekannten weitgehenden, weniger auf das wirkliche Wohl der Arbeiter als den Ehrgeiz ihrer Führer berechneten Wünsche vorbrachte und daran die Drohung knüpfte, man werde nochmals und in noch größerer Masse kommen. Der Minister suchte sich der ungestümen Besucher zu entledigen, indem er die Vorlage ihrer Wünsche an den Ministerrath versprach.

Sowohl im Herrenhause jedoch, wo eine scharfe Interpellation gestellt wurde, wie auch andernorts schien man die Sache etwas strenger aufzufassen und drang auf Ahndung der ungesetzlichen Vorgänge. Erst am 22. Dezember schritt man zur Verhaftung einzelner Führer der Bewegung, deren bedeutendster, Hermann Hartung, sich jedoch durch einen gelungenen Coup dem Polizeiorgan entzog.

Dennoch dauerte die socialistische Bewegung in Wien und anderwärts fort, in Reichenberg und anderen böhmischen Fabriksorten kam es zu blutigen Tumulten, und noch im März 1870 konnten Scheu, Most, Oberwinder und Andere in Wien unter Anklage wegen Hochverraths gestellt werden. Viel mehr als diese Maßregeln trug zur Beruhigung ein noch im Dezember vorgelegtes und im Jänner sanctionirtes Gesetz bei, welches die Coalitionsfreiheit sicherte und sich bei einigen sofort in Scene gesetzten Strikes als wirksame Waffe gegen thatsächliche Ausbeutung erwies.

In dieser Frage, wie auf allen anderen Gebieten war jede energische Thätigkeit der Regierung gehemmt durch den im Schoße derselben ausgebrochenen Zwiespalt. Die Majorität des Ministeriums glaubte an dem bisher beschrittenen Weg zur Durchführung der Verfassung festhalten zu sollen, ohne weitere Rücksicht auf die separatistischen Sonderwünsche der nationalen Parteien zu nehmen, die Minorität (Taaffe, Berger, Potocki) war zu Unterhandlungen geneigt und erklärte besonders die Durchführung directer Wahlen in den Reichsrath für unthunlich.

Beide Theile legten ihren Standpunkt in einem ausführlichen Memorandum an den Monarchen nieder, und als der Zwiespalt anläßlich der Adreß-Debatte auch auf parlamentarischem Gebiet zum Ausbruch kam, bot das Gesammt-Ministerium seine Demission an. Am 15. Jänner 1870 wurde jene der Minoritäts-Minister angenommen und am 1. Februar Herr von Hasner zum Minister-Präsidenten, Karl von Stremayr zum Minister für Cultus und Unterricht, Anton Banhans zum Ackerbauminister, Feldmarschall-Lieutenant Wagner aber zum Landesvertheidigungsminister ernannt. Die übrigen Portefeuilles verblieben in den bisherigen Händen.

Trotzdem konnte kein Zweifel darüber sein, daß die Stellung des Ministeriums, nach allen Seiten erschüttert, eine unhaltbare sei. Nachdem am 17. Jänner die nochmals eingebrachte galizische Resolution wieder abgelehnt worden war, vollzog sich der Austritt aller föderalistischen Abgeordneten, der Polen, Slovenen, czechischen Mährer und clericalen Tiroler, aus dem Abgeordnetenhause. Als eine von Giskra ausgearbeitete Wahlreform nicht die Zustimmung zur Vorlage an den Reichsrath erhielt, trat er am 20. März zurück, und da der Vorschlag des Ministeriums, die Landtage, deren Vertreter den Reichsrath verlassen hatten, aufzulösen, gleichfalls nicht die Genehmigung erhielt, trat am 1. April das Gesammt-Ministerium zurück. Die Meinung, daß beim Sturz des Bürgerministeriums, welches seine volle Unabhängigkeit gleich dem ungarischen behaupten wollte, Herr von Beust seine Hand im Spiele hatte, ist nie endgiltig widerlegt worden, so sehr sich dieser geistvolle aber zu vielgeschäftige Staatsmann selbst darum bemühte. In exclusiven Kreisen erzählte man sich, daß sich der Reichskanzler auf einer Soirée kurz nach dem Rücktritt des Ministeriums Hasner der Fürstin Eleonore Schwarzenberg (geb. Fürstin Liechtenstein 1812, gest. 1873) mit der scherzhaften Frage genaht, ob er es „nun recht gemacht habe". Und diese Dame, die in früheren Tagen ihre zarten Hände tief in Intriguen aller Art stecken hatte und sich noch immer gern für bedeutsam hielt, erwiderte huldvoll lächelnd: „Vous êtes un bijou!" (Sie sind ein Juwel!)

Der mit der Cabinetsbildung betraute Graf Alfred Potocki vertagte sofort den Reichsrath und löste am 12. April alle Landtage mit Ausnahme des böhmischen, etwas später auch diesen, auf. Die Cabinetsbildung stieß auf namhafte Schwierigkeiten und bewies nicht die glücklichste Hand. Potocki, dem auch die Gegner nicht die besten Absichten und den Ruf eines vollendeten Gentlemans bestreiten, übernahm nebst dem Präsidium den Ackerbau, Graf Taaffe Inneres und Landesvertheidigung, die Finanzen ein eingefleischter Bureaukrat, Herr von Holzgethan, die Justiz Adolf Ritter von Tschabuschnigg (geb. 1809, gest. 1877), der bisher nur als geschmackvoller Lyriker und Romancier bekannt war und das anfänglich mitverwaltete Ministerium für Cultus und Unterricht bald an Stremayr, diesen ausdauerndsten aller Minister, abgab. Das Handels-Departement leitete provisorisch Sisinio Baron Depretis (geb. 1828), ein kenntnißreicher und wirthschaftlich tüchtig gebildeter Beamter.

Noch weniger glücklich war Graf Potocki mit den Ergänzungen seiner Regierung. Die Ernennung des Baron Adalbert von Widmann (geb. 1804) zum Landesvertheidigungsminister führte zu einem ärgerlichen, allerdings über Gebühr aufgebauschten Spektakel, da man dem neuen Minister einen übermüthigen Jugendstreich, den er als Offizier vor Jahren begangen haben sollte, plötzlich wieder aufmutzte. Von allen Seiten regnete es Proteste und endlich mußte man, nachdem der Schein gewahrt war, keiner Pression zu weichen, Herrn von Widmann doch wieder fallen lassen. Noch verhängnißvoller war die Wahl des Baron Petrino zum Ackerbauminister. Dieser aus einer albanesisch-fanariotischen Familie, die erst seit dreißig Jahren in der Bukowina ansäßig war, stammende Mann besaß alle Eigenschaften seines Stammes, vor Allem aber einen unruhigen Ehrgeiz, der ihn trieb, stets Politik auf eigene Faust zu machen und gegen Alle und Alles zu intriguiren, so daß er der böse Geist des Ministeriums Potocki genannt werden konnte. Der noch vom Bürgerministerium ins Herrenhaus berufene Admiral Tegetthoff schrieb in dieser Zeit an einen Freund: „Was sagen Sie zu dem nicht aufhören wollenden Chaos im Inneren? und das in einer Zeit, in welcher der Traum unserer Jugend, ein einiges Deutschland, leider nicht unter Oesterreichs Führung, der Verwirklichung entgegen eilt! Unglaublich, daß man gerade jetzt unser armes vielgequältes Vaterland von — Armeniern organisiren lassen will!"

Graf Potocki begann in den besten Intentionen die Danaidenarbeit des Pactirens mit den nationalen Parteien. Die Czechen blieben fest auf ihrer Declaration stehen und wollten kein Tüpfelchen von ihrem wunderlichen, ganz neuentdeckten

„böhmischen Staatsrecht" nachlassen. Ein sehr unliebsamer Zwischenfall war die Veröffentlichung des im Vorjahre von Rieger an den Kaiser Napoleon III. gerichteten Memoires, das sich gegen die „erobernden Tendenzen der deutschen Rasse" richtete und in folgender Kraftstelle gipfelte: „Sobald Böhmen unabhängig bleibt, trennt es Nord- und Süddeutschland, so daß eine französische Armee schneller nach Böhmen geworfen werden kann, als eine preußische nach dem Oberrhein. Wir haben in

Lonyay. Andrássy. Auersperg.

Die neuen Minister von 1871. (Seite 937.)

Allem dasselbe Interesse wie Frankreich. Die böhmische Nation, mit ihrer vorgeschrittenen Civilisation der ungarischen weit überlegen, kann binnen kürzester Frist eine sehr wichtige Diversion zu Gunsten Frankreichs machen. Die Dynastie geht auf einem Irrpfad, der verhängnißvoll werden kann, indem sie die Slaven den Magyaren und Deutschen opfert, so daß die gereizten Nationalgefühle, wenn sie während eines Krieges zum Ausbruch gelangen, die Zerstückelung der Monarchie herbeiführen können. Will nun Frankreich den österreichischen Kaiserstaat erhalten, so darf es nicht die Herrschaft der Deutschen und Magyaren dulden, sondern muß

Digitized by Google

seine Sympathien den österreichischen Slaven zuwenden, denn der Panslavismus ist nicht zu fürchten — mindestens für Frankreich nicht."

Eröffnung der Weltausstellung in Wien, 1873. (Seite 947.)

Da wäre denn der stets weggeleugnete oder doch als lammfromm ausgegebene Panslavismus von berufenster Seite in seiner Existenz und relativen Gefährlichkeit zugegeben. Dreier Eröffnungen verleideten dem Grafen Potocki weitere Unter-

handlungen, er verließ Knall und Fall Mitte Mai Prag, um sein Glück bei den engeren Landsleuten, den Polen, zu versuchen. Diese Herren, die sonst in ihrer Politik den klugen Handelsmann mit dem Diplomaten trefflich zu verbinden wissen, begingen den Fehler, stramm auf der in der Resolution begehrten Sonderstellung Galiziens zu bestehen. Davon wollte Graf Potocki umsoweniger wissen, als Baron Petrino erklärte, jede Cession an Galizien müsse die gleichen an die anderen Provinzen nach sich ziehen.

So konnten die Unterhandlungen als gescheitert gelten, als im Herbst die Landtage zusammentraten, die den gewöhnlichen mißtönenden Chor schroff entgegenstehender Meinungen bildeten. Der am 15. September eröffnete Reichsrath ergab im Abgeordnetenhause eine schwache Majorität zu Gunsten der Verfassungspartei, wurde jedoch durch die Abstinenz der Föderalisten beschlußunfähig gemacht und sofort vertagt. Beim Wiederzusammentritt beschlossen beide Häuser Adressen, die sich scharf gegen das Ministerium richteten. Treffend charakterisirte der geistvolle Rechtslehrer Unger im Herrenhause die wohlgemeinten, aber unklaren Ziele Potocki's mit dem Citat aus Goethe's Reineke:

„Denn der Mann, der in schwankender Zeit selbst schwankend gesinnt ist,
Mehret das Uebel und breitet es weiter und weiter."

Sofort nach den Adreßdebatten wurde der Reichsrath, um das Zusammentreten der Delegationen zu ermöglichen, vertagt, und das Ministerium reichte am 18. November 1870 seine Demission ein, über welche jedoch erst nach fast drei Monaten eine definitive Entscheidung erfloß.

Nachdem wir noch kurz die Sanction des für die Wahrung der bürgerlichen Freiheit hochwichtigen Gesetzes zum Schutz des Briefgeheimnisses (6. April 1870) berührt haben, ist ein Blick auf Ungarn und die äußeren Verhältnisse nöthig. Durch den Rücktritt des Baron Bela von Wenkheim (geb. 1811) und die Ernennung Melchior Lónyay's (Bild Seite 928) zum Reichsfinanzminister war eine Ergänzung des Ministeriums nothwendig. Als Minister des Innern trat der tüchtige Administrator Rajner ein, der im Grafen Gedeon Ráday (geb. 1829) die energische und rücksichtslose Persönlichkeit zu finden wußte, welche nöthig war, um dem wieder zu höchster Blüthe gediehenen Räuberunwesen ein Ende zu machen. Statt Lónyay trat der bisherige Unterstaatssekretär Kerkapolyi an die Spitze des Finanzministeriums, Josef von Szlávy, einer der gemäßigtesten Politiker Ungarns, übernahm das Handelsportefeuille von Gorove, der den vollkommen indifferenten Grafen Mikó im Departement der öffentlichen Arbeiten ersetzte.

In unliebsamem Gegensatze zu den cisleithanischen Verhältnissen, wo der Provinzialismus scheel auf Wien sah, bewilligte am 7. April 1870 der ungarische Landtag die sogenannte „Verschönerungs-Anleihe" im Betrage von fünfzehn Millionen Gulden zu Bauten in Pest, mit dem klar ausgesprochenen Zwecke, „Pest mit Wien concurrenzfähig zu machen". Diesseits der Leitha war sogar die Vorlage über die Donauregulirung nicht ohne Widerspruch geblieben, obwohl nur ein Dritttheil der Kosten vom Reich, die beiden anderen vom Lande Niederösterreich und der Stadt Wien bestritten wurden. Am 14. Mai wurde mit den Arbeiten dieses kolossalen Unternehmens begonnen, das nicht allein die Ueberschwemmungsgefahr für Wien zu beheben, sondern auch dem Verkehr zu dienen berufen war.

Der im Juli ausbrechende deutsch-französische Krieg stellte der österreichischen Diplomatie eine schwierige Aufgabe, der sie vielleicht weniger durch eigenes Verdienst gerecht wurde, als durch die überraschende Schnelligkeit der deutschen Siege, die allem Schwanken ein Ende machten. Man weiß jetzt, daß eine mächtige Strömung bestand, welche zum Krieg gegen Preußen drängte, und die sich vielleicht auch von der Einmüthigkeit Deutschlands, wie von der drohenden Haltung Rußlands nicht hätte abschrecken lassen, wenn nicht die in rascher Folge eintretenden Niederlagen Frankreichs ein Eintreten für dasselbe zu einer verlorenen Sache gemacht hätten. Das Vorhandensein einer entschieden kriegerischen Strömung, der auch Herr von Beust nicht fern stand, bewiesen die Verhandlungen im ungarischen Reichstag, wo

Koloman Tisza sich in einer Interpellation dagegen verwahrte, daß Ungarn in einen Krieg gezogen werde, und sich für stricte Neutralität aussprach, „da bewaffnete Neutralität nur erschöpfend wirke und nach allen Seiten Feinde mache".

Ein Rundschreiben Beust's betonte zwar die Neutralität Oesterreichs, bemerkte aber vieldeutig, daß „diese Haltung die Pflicht nicht ausschließe, über die Sicherheit der Monarchie zu wachen und deren Interesse zu schützen". Und diese Haltung flößte auch andernorts lebhafte Besorgnisse ein, so daß eine Depesche Graf Apponyi's aus London am 8. August lautete: „Die preußische Regierung beklagt sich hier über Rüstungen und diplomatische Umtriebe Oesterreichs; die russische Regierung theilt die Befürchtungen, welche unsere Haltung in Berlin einflößt, weil sie Rußland nöthigen könnte, seine Neutralität zu modificiren; im Interesse des guten Einverständnisses zwischen den Neutralen und um den Krieg zu begrenzen, bittet Lord Granville Sie auf der Hut zu sein."

Inzwischen waren die ersten vernichtenden Schläge gegen die französische Armee gefallen, und Herr von Beust erwiderte mit gutem Grund sofort: „Machen Sie Lord Granville bemerklich, daß unsere militärischen Vorbereitungen stets nur einen defensiven Charakter und Zweck haben; ich bin sehr glücklich, ihn von einem Einverständniß zwischen den Neutralen sprechen zu hören, und bitte Sie, ihm zu sagen, daß wir dazu vollkommen geneigt, da wir von jeder Verpflichtung frei sind."

Im Oktober kam jedoch auch die ungarische Friedensliebe in das Schwanken, als Rußland in der Note vom 30. erklärte, daß es sich an die im Pariser Vertrage festgesetzte Neutralisirung des schwarzen Meeres nicht mehr für gebunden erachte. Man rasselte ganz gewaltig mit dem Säbel, und der diplomatische Tratsch, der in seiner Art ebenso eifrig gepflegt wird und ebenso unverläßlich ist, wie der von der Straße, wußte von einer halb gereizten, halb ergötzlichen Unterredung zwischen dem ungarischen Minister-Präsidenten und dem russischen Gesandten Nowikow zu berichten.

Als Andrássy sich mißgünstig über Rußlands Vorgehen aussprach, meinte der Gesandte scherzend: „Also Sie wollen uns Krieg machen, Excellenz? Nun, Sie gehen natürlich zuerst nach Warschau, aber was dann? Natürlich werden Sie dann auf Kiew marschiren, aber wie weiter? Natürlich geht es dann gegen Moskau — aber bedenken Sie, Excellenz, daß zu große Eile nicht frommt!"

Graf Andrássy, der keinen Gefallen an diesen Späßen finden mochte, erwiderte einlenkend: „Aber davon ist ja keine Rede, so weit sind wir ja noch nicht." Doch der unerbittliche Gesandte ließ nicht nach und sagte: „Mein Gott, es ist ja nur ganz natürlich, daß Sie die Gelegenheit benützen wollen, uns dafür Eins am Zeug zu flicken, weil Sie ja anno 1849 die verfluchten Oesterreicher gewiß geschlagen hätten, wenn diesen nicht die noch viel verfluchteren Russen zu Hilfe gekommen wären."

Da Rußland übrigens versicherte, nicht an die orientalische Frage rühren zu wollen, begnügte man sich mit einigen bedauernden Noten über die Verletzung bestehender Verträge, wie sie in solchen Fällen zur diplomatischen Etikette gehören.

Erfreulicher war die Wendung in den Beziehungen zu dem unter Preußens Führung während dem Donnern der Kanonen von Paris neuerstandenen Deutschen Reich. Den Anstoß dazu gab die berühmte Depesche Bismarck's vom 14. Dezember aus Versailles, deren Eingang lautet: „Nicht nur die Rücksichten auf den Prager Frieden, sondern auch der Wunsch, mit dem mächtigen und befreundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, die der gemeinsamen Vergangenheit ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerungen entsprechen, veranlaßt mich, der k. und k. Regierung den Standpunkt darzulegen, den Preußen bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse einnimmt."

Herr von Beust fand sich sofort in die neue Situation und erwiderte diese Depesche in der herzlichsten Form. „In allen maßgebenden Kreisen Oesterreichs und Ungarns", heißt es in der Antwort vom 26. Dezember, „herrscht der auf-

richtigste Wunsch vor, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen wird, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen. Mit hoher Genugthuung aber muß uns die Thatsache erfüllen, daß die Gesinnung der Bevölkerung Oesterreichs und Ungarns auch in der Person Seiner Majestät des Kaisers und Königs einen erhabenen Schützer und Förderer findet. Freien und hohen Sinnes wird er die erhebenden Erinnerungen, die seine Dynastie mit den Geschicken des deutschen Volkes verbinden, nicht anders auffassen als mit den wärmsten Sympathien für dessen Entwicklung und mit dem rückhaltslosen Wunsche, daß Deutschland in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Tradition, in Sprache, Sitte und Recht so vielfach verwandten Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge."

In der That wurde diese Wendung der Politik nicht allein von den maßgebenden Kreisen, sondern auch von der Mehrzahl der besonnenen Bevölkerung dies- und jenseits der Leitha mit Befriedigung begrüßt. Da verschlug es dann wenig, wenn man in Lemberg jede fabelhafte Depesche über französische Siege dazu benützte, sich durch eine überflüssige Illumination zu blamiren; wenn der „Vater der böhmischen Nation", Palacky, in einem Promemoria an den Kaiser gegen jede Annäherung an Deutschland protestirte und erklärte, daß die slavischen Völker nur im stammverwandten Rußland den natürlichen Verbündeten Oesterreichs sehen könnten; oder wenn der von Beust als Hofrath in das auswärtige Amt berufene polnische Journalist Julian Klaczko in der Delegation über „Preußen" zeterte und auf den Zuruf: „Sagen Sie doch Deutschland!" unter schallendem Gelächter emphatisch entgegnete: „Ich kenne kein Deutschland!"

Die Verfasser des czechischen Promemorias mußten von Beust, dem es zur Erledigung zugewiesen war, eine derbe Lection mit fataler Anspielung auf die „Pilgerschaft nach Moskau" und dem harten Wort „Landespreisgebung" hinnehmen, Herr Klaczko wurde aber noch rascher von seinem warmen Plätzchen entfernt, als er sich auf dasselbe geschwungen hatte.

In jenen Tagen wurde der Grund zum deutsch-österreichischen Bündniß gelegt, dessen Festigung und Erhaltung heute von ganz Europa, insoweit es nicht unter dem Einfluß nationaler Verblendung steht, die nach einem französischen Sprichwort nichts darum fragt, ein Haus in Brand zu stecken, um sich ihr Würstchen daran braten zu können, als die sicherste Bürgschaft des Friedens angesehen wird.

Im Beginn Februar 1871 war in Wien ein auf die Annahme seiner Demission wartendes, in Pest ein aus anderen Gründen in Auflösung begriffenes Ministerium an der Regierung. Baron Eötvös war gestorben (3. Februar 1871), Rajner durch Krankheit verhindert, sein Portefeuille zu behalten, und auch Georg Graf Festetics (geb. 1815), der Minister am kaiserlichen Hoflager, bestand auf seiner Entlassung. Die Completirung des ungarischen Ministeriums stieß auf keine Schwierigkeiten und doch kam Oesterreich früher wieder in den Besitz eines solchen, als es am 7. Februar 1871 von der Entlassung Potocki's und dem Amtsantritt des Ministeriums Hohenwart überrascht wurde. Fast schien es, als wäre der Tag nicht ohne Absicht gewählt worden, an dem vor vier Jahren Graf Belcredi zurücktrat.

Karl Graf Hohenwart (geb. 1824), der nebst dem Präsidium das Departement des Innern übernahm, war unter Giskra, der ihn „das Muster eines Statthalters" nannte, an die Spitze der Landesverwaltung von Oberösterreich berufen worden, und besaß in engeren Kreisen den Ruf eines ausgezeichneten Verwaltungsbeamten. Die übrigen Mitglieder des Cabinets waren in der Oeffentlichkeit ebenso wenig gekannt, und der rasch fertige Witz nannte es das „Ministerium der unbekannten Größen". Erzählte man sich doch, daß auf dem am gleichen Abend stattfindenden Journalistenball Graf Potocki, der mit dem Niederlegen seines Amtes die gute Laune wiedergefunden hatte, seine Unbekanntschaft mit der Person

des neuen Unterrichtsministers durch die Frage ausdrückte: „Ale, wu ise den Pane Jireček?" und wildfremde Menschen sprachen sich gegenseitig als Excellenz an, da man ja nicht sicher war, auf einen im Verborgenen blühenden Minister zu stoßen.

Josef Jireček, der neue Minister für Cultus und Unterricht, war Hofrath in diesem Departement, und in czechischen Kreisen gefeiert als Verfechter der Königinhofer Handschrift. Das Justizportefeuille fiel dem von Herbst in das Reichsgericht berufenen Professor Karl Habietinek zu, einem anerkannt tüchtigen Juristen, der bisher politisch nicht thätig gewesen war. Besonders markant war die Berufung des vor einigen Jahren seiner prononcirt großdeutschen Gesinnung wegen an die Universität Wien gezogenen Professors der Nationalökonomie Albert Schäffle, der aus dem Land der „deutschen Querköpfe", aus Schwaben, stammte. Unleugbar von großer Gelehrsamkeit, gehörte er dem nicht ungefährlichen Geschlechte der sogenannten Katheder-Socialisten an, die sich in der Studierstube ihr ganz eigenartiges Volksbeglückungssystem aushecken und als Politiker höchst bedenklich sind, weil sie zu Allem die Hand reichen, wenn es nur dazu dient, ihre Theorien in die Wirklichkeit einzuführen. Als Landesvertheidigungsminister trat Generalmajor von Scholl ein, ein tüchtiger Genie-Offizier, der als Mitglied der Donau-Regulirungs-Commission und in anderer Weise gemeinnützig thätig war. Später kam noch als „Minister für Galizien" der bekannte Führer der polnischen Abgeordneten, Kasimir von Grocholski, hinzu.

Bevor die politische Wirksamkeit dieses Cabinetes kurz erzählt wird, sei noch die Completirung des ungarischen erwähnt, in welches der bisherige Staatssekretär Wilhelm von Tóth als Minister des Innern trat, während der frühere, Baron Wenckheim, zum Minister am Hoflager ernannt wurde. Professor Pauler ersetzte Eötvös als Cultusminister, Abgeordneter Bittó den gleichfalls abtretenden Horváth als Justizminister, und in der Person des Grafen Peter Pejacsevich (geb. 1804) wurde zum erstenmale ein Minister für Kroatien ernannt.

Am 20. Februar 1871 trat der Reichsrath in Wien zusammen, und Graf Hohenwart sagte in einer ausführlichen Programmrede: „Die Wiederherstellung des allgemein ersehnten inneren Friedens ist das uns vorgezeichnete hohe Ziel. Nicht auf Umwegen, sondern auf dem geraden Wege der Verfassung, die wir beschworen haben, werden wir dieses Ziel anstreben. Wir können den Boden nicht verlassen, den uns Seine Majestät neuerdings angewiesen hat; wir werden dagegen gern bereit sein, mitzuwirken zur verfassungsmäßigen Aenderung jener Einrichtungen, welche die Autonomie der einzelnen Länder in höherem Grade beschränken, als es die Interessen der Gesammtheit erfordern."

Diese Ankündigung, daß das Feld der Experimental-Politik neuerdings betreten werden sollte, stieß umsomehr auf Mißbilligung, als schon die Zusammensetzung des Ministeriums Zweifel an dessen Stellung „über den Parteien" erweckte und man sich durch den Korybantenlärm der offiziösen Presse verletzt fühlte, welche mit deutlicher Verdächtigung der bestehenden Reichsraths-Majorität und der früheren Regierungen dem Ministerium den Charakter des „wahrhaften Oesterreicherthums" zuschrieb.

In energischen Kundgebungen wendeten sich die beiden Häuser des Reichsrathes gegen die angekündigte Politik des Ministeriums, und schon die erste Vorlage desselben, welche den Landtagen das gesammte Gesetzgebungsrecht über Fragen der politischen und Justizverwaltung, in Unterrichts-Angelegenheiten u. s. w. einräumen und dem Reichsrath nur die Wehrangelegenheiten, das Geld- und Bankwesen, die Gesetzgebung über Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, über das Staatsbürgerrecht und Reichsgericht vorbehalten wollte, wurde vom Abgeordnetenhause verworfen. In dem Berichte wurde betont, daß sogar die Steuergesetzgebung und allgemeine Verfassungsfragen nach dieser Vorlage der Gesammtvertretung entzogen werden sollten, so daß die Folge nur sein könne: „Vollständige Verrückung der Staatsgewalt, Verwirrung aller Competenzgrenzen, beständiger Conflict zwischen den verschiedenen gesetzgebenden Factoren, kurz vollständiges Chaos in allen Zweigen der Staatsverwaltung."

Welche, wenn auch nicht ganz enthüllte Spitze die neue Richtung hatte, bewies sich bald in der Aufnahme, welche die Richtung der auswärtigen Politik fand. Schon die Sendung des Feldzeugmeisters Gablenz zu der Siegesfeier nach Berlin war nicht nach dem Sinne der Nationalen, und als im Sommer wiederholte Zusammenkünfte des Kaisers Franz Josef mit Kaiser Wilhelm in Ischl und Salzburg stattfanden, an welche sich eine Berathung Bismarck's und Beust's in Gastein schloß, that man Alles, um diesen Thatsachen jede Bedeutung zu nehmen. Der zahlreich in Ischl versammelte nationalgesinnte Adel verschwand demonstrativ bei der Ankunft des deutschen Kaisers, und ein offiziöses Organ bemerkte: „Die Zusammenkunft der Monarchen in Ischl ist ein bloßer Act der Courtoisie; die wahre Gesinnung des Kaisers zeigt sich in dem Auflösungspatent, das alle deutschen Landtage heimschickt." Ja, ein czechisches Blatt escomptirte die Zukunft, welche es wünschte, und rief jubelnd: „Die Errichtung des böhmischen Staates an Preußens Grenze ist die Antwort auf die Restauration des Deutschen Reiches."

Während alle parlamentarische Arbeit ruhte, begannen die Unterhandlungen mit den Czechenführern schon im August. Die Resultate derselben ließen erst die Tragweite erkennen, welche der geplanten Umgestaltung des Staates innewohnte. Die Eröffnung der Landtage fand am 14. September statt, nur jene von Böhmen, Mähren, Krain und Oberösterreich wiesen Majoritäten auf, welche dem Regierungsprogramm zustimmten. Während den übrigen Landtagen nur Aenderungen der Landesstatute und Wahlordnungen zugingen, ward im böhmischen ein „königliches Rescript" verlesen, welches die Bereitwilligkeit der Regierung erklärt, die Rechtsansprüche des Landes mit den Anforderungen der Machtstellung des Reiches in Einklang zu bringen.

Man ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein, und während die deutschen Landtage energische Proteste gegen jede „Verletzung der zu Recht bestehenden Verfassung" votirten, ging der böhmische unter Vorsitz des neuen Oberstlandmarschalls Fürst Georg Lobkowitz daran, seine Forderungen in den berüchtigten Fundamental-Artikeln zu formuliren, worin man bei der Abwesenheit der deutschen Abgeordneten hübsch ungestört war. Es würde zu weit führen, auch nur die wesentlichsten Punkte dieses Dokumentes zu wiederholen, das ja noch heute als Basis frommer Wünsche dient; erwähnt sei nur, daß die Fundamental-Artikel noch über die Vorlage des Ministeriums hinausgingen, da auch die Landwehrgesetzgebung für den Landtag begehrt wurde, man sich nur zu einer Quote zu den gemeinsamen Auslagen bereit erklärte, im Uebrigen aber vollständige Unabhängigkeit der Verwaltung und eine verantwortliche Landesregierung verlangte. Großmüthig wurde erklärt, daß Böhmen bereit sei, „mit Rücksicht auf den königlichen Eid" nachträglich dem Uebereinkommen mit Ungarn rechtskräftig beizutreten.

Wie immer bildeten die Auslassungen der mit föderalistisch gesinnten Majoritäten ausgestatteten Landtage von Mähren und Krain das Echo der böhmischen. In Brünn fand man, daß „die Gleichheit der Verhältnisse der drei innig verbundenen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien am besten durch den gemeinsamen königlich böhmischen Hofkanzler" vermittelt werde, wogegen sich jedoch sofort der Landtag von Schlesien sehr energisch verwahrte. In Krain hinwieder meinte man, die erste Sorge müsse sein, das Land vor „Steuerüberbürdung" zu bewahren, was „durch gewissenhafte Berücksichtigung der verschiedenen materiellen Leistungsfähigkeit der einzelnen Länder bei Anwendung der Fundamental-Artikel" erzielt werden könne; denn man war sofort bereit, diese funkelnagelneue czechisch-staatsrechtliche Erfindung zu acceptiren, wenn dadurch „die heißersehnte Vereinigung aller Slovenen in ein administratives und so weit möglich staatsrechtliches Gebiet" zu erzielen war. Die politischen Rechte natürlich maß man sich freigebig selbst zu, ohne weiter nach den Deutschen zu fragen, kam es aber auf die „materielle Leistungsfähigkeit" an, dann ließ man diesen großmüthig den Vorrang.

Immer mehr spitzte sich die Situation zu, und wieder einmal lieferte das Ministerium den Beweis, daß das Verlassen der einmal gegebenen Rechtsbasis auf

eine schiefe Fläche führt, auf der es viel rascher abwärts glitt, als es selbst ursprünglich im Sinne hatte. Schon im Beginn des Herbstes war es kein Geheimniß, daß der bei dem complicirten Regierungs-Mechanismus stets zu fürchtende Fall eingetreten war und das gemeinsame Ministerium in offenem Conflict zu dem österreichischen stand. Bei der Rectors-Inauguration an der Universität wurde der Unterrichtsminister mit stürmischen Pereats empfangen, so daß er sofort wieder davon ging, was Herrn von Beust nicht hinderte zu bleiben und wohlgefällig die Ovationen einzuheimsen, die ihm gebracht wurden.

Schon die taktlose Erwähnung des ungarischen Ausgleiches in den Fundamental-Artikeln mußte die ungarische Empfindlichkeit reizen, welche nicht zugeben konnte, daß ein von der Krone und den gesetzgebenden Factoren anerkanntes Staatsgesetz noch der gnädigen Anerkennung durch den nicht existirenden „General-Landtag der Länder der böhmischen Krone" bedürfe. Diese Empfindlichkeit wurde noch verstärkt, als es im Herbst 1871 bei der in Angriff genommenen Entmilitarisirung der Grenze zu Unruhen kam, welche bewiesen, daß mindestens ein gleichartiges geistiges Fluidum zwischen den Südslaven Ungarns und den föderalistischen Bestrebungen in der westlichen Reichshälfte bestehe. Im Oguliner Grenzbezirk kam es unter Führung zweier nationaler Heißsporne, des Doctors Starcevic und des Redacteurs Kvaternik, zu einem förmlichen Aufstand, man haranguirte die Grenzsoldaten, nahm die beschwichtigenden Offiziere gefangen, zündete ärarische Gebäude an u. s. w., bis General Mollinary dem Spuk durch rasches Einschreiten ein Ende machte, die Banden zersprengte (11. Oktober), wobei Kvaternik und andere Führer um das Leben kamen, während Starcevic in Ungarn verhaftet wurde.

In czechischen Blättern fehlte es nicht an Sympathiebeweisen für die „kroatischen Brüder", und ein den Führern der Bewegung nahestehendes Blatt erklärte den Ungarn rund heraus, wenn nur sechzig Delegirte aus den deutsch-slavischen Ländern da wären, ginge es die Regierung jenseits der Leitha gar nichts an, woher man dieselben genommen habe, „und kümmert man sich darum, wie wir uns mit den Deutschen abfinden, so werden wir uns um das Befinden der Kroaten erkundigen". Unsere Zeit liefert den Beweis, wie sehr der Rabbi Ben Akiba mit seinem vielcitirten Sprüchlein: „Alles schon dagewesen!" recht hatte.

Die Ereignisse von Kroatien, die mit der Annahme der Fundamental-Artikel im böhmischen Landtag zusammenfielen, riefen gleichzeitig das gemeinsame und das ungarische Ministerium gegen die in Cisleithanien eingeschlagene Richtung auf den Plan. Der Augenblick war gekommen, von dem Beust sagte: „Es ist, als wenn durchgehende Pferde auf einen Abgrund zujagen; man ist gerettet, wenn es gelingt, nur noch einmal in die Zügel zu fallen — so auch mit den Fundamental-Artikeln. Der lichte Blödsinn ist gar zu groß, als daß es nicht gelingen sollte, seine Ausführung zu hintertreiben, wenn nur noch ein Augenblick ruhiger Ueberlegung platzgreift."

Dieser aber sollte nicht gegönnt werden, darum betrieb man ein im Allgemeinen zustimmendes Antwortrescript an den böhmischen Landtag so sehr, daß dasselbe sogar den Weg in czechische Blätter fand, ehe es die Unterschrift des Monarchen erhalten hatte, die auch nicht ertheilt wurde. Denn auf ein Memorandum Beust's, das nachwies, daß der Kern der Fundamental-Artikel nicht blos vom Standpunkt der inneren, sondern auch der äußeren Politik unvereinbar sei mit der bisher befolgten, von der Krone und den beiden Delegationen gebilligten Richtung, lehnte der Kaiser vorläufig die Unterzeichnung des zwischen dem Ministerium und den Czechenführern vereinbarten Rescriptes ab.

In einem großen Kronrathe, an welchem unter Vorsitz des Kaisers nebst dem cisleithanischen auch das gemeinsame Ministerium und Graf Andrássy theilnahmen (20. Oktober), fiel endlich die Entscheidung. Die Reichsminister des Auswärtigen und des Krieges, sowie Graf Andrássy wendeten sich entschieden gegen die Politik der Fundamental-Artikel, ja im eigenen Ministerium fand Graf Hohenwart nur an Schäffle und Jirecek Beistand, die übrigen Collegen schwiegen;

Herr von Holzgethan aber, der das Finanzportefeuille innehatte, war zu sehr Bureaukrat und Finanzmann, um sich nicht gleichfalls gegen eine solche Decomponirung des Staates zu kehren.

Ludwig Freiherr von Holzgethan (geb. 1810, gest. 1876) war ein Schwager des früheren Handelsministers Plener und ein Bruder des bekannten Rechtsgelehrten Georg Holzgethan, welcher die „Theorie der Statistik" geschrieben. Auch er widmete sich dem juridischen Studium und trat hierauf als Finanzbeamter in den österreichischen Staatsdienst. Er wurde Kameralrath, dann Finanzrath in Verona und war ein volles Jahrzehnt in Lombardo-Venetien im Finanzdienste thätig, seit 1842 in der Eigenschaft eines venetianischen Finanzpräsidenten. Als Ritter des Leopold-Ordens wurde er in den Ritter-, später in den Freiherrnstand erhoben, erhielt die geheime Rathswürde und wurde in den neugebildeten Staatsrath berufen.

Zu Ende des Jahres 1860, als Ritter von Schmerling das Staatsministerium übernahm, wurde Holzgethan's Name zum erstenmale in einer Ministercombination genannt, die sich jedoch nicht verwirklichte. Seither begegnete man seinem Namen fast bei jeder Ministerkrise, dennoch dauerte es bis 1870, bis Holzgethan wirklich in das Cabinet eintrat. Dann wurde er in dem damaligen Ministerium Potocki mit der Leitung des Finanzministeriums betraut, behielt diesen Posten wohl auch im Cabinet Hohenwart, ohne indeß mit den Zielpunkten des Grafen einverstanden zu sein, vielmehr soll er durch seine an höchster Stelle vorgebrachten Schilderungen der bösen finanziellen Folgen, welche derlei Experimente für das Reich haben müßten, viel zum Sturze Hohenwart's mit beigetragen haben. Der nächste Nachfolger des Grafen war denn auch Holzgethan.

Holzgethan war somit provisorischer Präsident des Uebergangsministeriums zwischen der Aera Hohenwart und dem Amtsantritte des Cabinets Adolf Auersperg. Eines der letzten Dekrete, welches er als Ministerpräsident contrasignirte, war die Ernennung Beust's zum Herrenhausmitglied. Das cisleithanische Finanzministerium hatte er noch etwas länger als den Vorsitz im Ministerrathe inne (nämlich bis 15. Jänner 1872, seit diesem Datum war er gemeinsamer Schatzkanzler).

Holzgethan's Ernennung zum Reichs-Finanzminister war auf Empfehlung des Grafen Andrássy erfolgt. Er gewann dessen Protection in dem Kronrath, anläßlich dessen er den finanziellen Ruin des Staates für den Fall in Aussicht stellte, als die Fundamental-Artikel Gesetzkraft erhalten sollten.

Holzgethan's Finanzkraft bestand im Anhäufen von Baarmitteln der Staatscassa. Als Finanzpräfekt von Venedig hatte er seinerzeit den unglücklichen Gedanken, den Zwangscours der Banknoten in Venetien einzuführen, ein Experiment, das dem Staate mehrere Millionen kostete. Als Ministerstellvertreter unter Belcredi-Larisch machte er nicht den geringsten Versuch, der Verwahrlosung der Staatsfinanzen zu steuern. Abgeordnete wußten ihm wichtige administrative Talente nachzurühmen; als Redner sowohl, wie als Vertreter seiner Vorlagen, sowohl im Plenum als in den Ausschüssen, war er unglücklich. Es hieß, daß ihm Initiative und Energie gänzlich fehlten, und Beamte, die unter ihm gedient, behaupteten, er habe ihnen den Dienst mitunter nicht leicht gemacht.

Doch wieder zurück zum Kronrathe. Schließlich wollte, als die Entscheidung gegen die Fundamental-Artikel gefallen war, sich gar Niemand dazu bekennen, Herr von Grocholski behauptete, ihnen schroffe Opposition gemacht zu haben, und Graf Hohenwart schob in einer späteren Rede die ganze Schuld dem Grafen Heinrich Clam-Martinitz (geb. 1826) zu, den er bei dieser Gelegenheit den „bösen Genius des Föderalismus" nannte.

Beide Theile schlugen Entwürfe für das Antwortrescript vor, und am 21. entschied sich der Kaiser für den von dem Reichsminister beantragten, welcher die nachträgliche Anerkennung des ungarischen Ausgleichs und die Vorlage der Fundamental-Artikel an den Reichsrath zurückwies und zugleich betonte, daß nur der

ungariſche Landtag und der Reichsrath zur Schaffung von Verfaſſungsgeſetzen befugt ſeien, die ſtaatsrechtliche Stellung der einzelnen Länder auch durch die Verfaſſung ſelbſt ſchon entſchieden ſei und es ſich nur um ein Mehr oder Minder von Autonomie handle, die jedoch in dieſen Rahmen paſſen müſſen.

Damit war der Sturz des Miniſteriums Hohenwart entſchieden, der in den deutſchen Provinzen, namentlich aber in Wien jubelnd aufgenommen wurde, vielleicht aber Niemand ſo ſehr wie eine Erlöſung erſchien, wie dem Haupt desſelben. Man erzählte ſich, daß Graf Hohenwart nach Unterzeichnung ſeines

Die Quadriga auf dem neuen Reichsrathsgebäude zu Wien (Seite 935.)

Demiſſionsgeſuches ſofort mit ſeiner Familie einen Spaziergang in den Prater machte, „um doch einmal wieder aufathmen zu können".

Am 26. Oktober erfolgte der Rücktritt des Miniſteriums, und am 30. kam ein im oben angedeuteten Sinne verfaßtes Reſcript an den böhmiſchen Landtag, der deſſen Verleſung mit höhniſchen Zurufen begleitete und eine Reſolution faßte, welche ſich auf die im Reſcripte vom 12. September ausgeſprochene Anerkennung der „ſtaatsrechtlichen Stellung des Königreichs Böhmen" berief, die „Selbſtſtändigkeit der Krone Böhmens im Verbande der öſterreichiſchen Staaten" betonte, die Wahlen in den Reichsrath ablehnte und gegen deſſen geſetz-

geberische Acte Verwahrung erhob. Dieser parlamentarischen Action zur Seite lief eine andere, die sich in Besedas und auf der Straße breit machte und ihren charakteristischen Ausdruck im Verkauf des Rescriptes vom 12. September „auf weichem Papier" fand. Vor der ruhigen Energie Koller's, der sofort wieder an Stelle des feudalen Grafen Chotek zum Statthalter ernannt wurde, verschwanden indessen solche Demonstrationen gar bald.

Baron Ernst Kellersperg (geb. 1822), dem die Cabinetsbildung übertragen war, scheiterte mit dieser Mission. Während noch die cisleithanische Ministerkrise schwebte, wurde die Welt am 8. November durch den plötzlichen Rücktritt Beust's überrascht, der mit seiner „geschwächten Gesundheit" motivirt und in den ehrendsten Formen ertheilt wurde. Daß er selbst seine Stellung schon länger für erschüttert hielt, zeigen die Verse, die er über sein Wirken in Oesterreich im Sommer 1871 in das Album eines Freundes schrieb:

„1867, 1868, Jahre hellsten Glanzes,
Ließen 1869 kaum den Schein verblich'nen Kranzes;
1870 war das Jahr des höchsten Leidens,
1871 wird vielleicht das des Scheidens."

Am 9. November erfolgte seine Ernennung zum Botschafter in London; vor seiner Abreise auf den neuen Posten bewies ein Besuch des Kaisers, daß die großen Dienste, die er in schweren Zeiten geleistet hatte, und zu welchen vielleicht nur ein Mann von seiner geistigen Beweglichkeit geeignet war, vollkommen gewürdigt blieben.

Sein Nachfolger wurde der bisherige ungarische Ministerpräsident Graf Gyula Andrássy (Bild Seite 928), der gegen den Rath des verstorbenen Eötvös schon lange diesen Platz anstrebte, den er als Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses einnahm, da der Titel „Reichskanzler" als in Ungarn mißliebig wieder aufgegeben wurde.

Zum Präses des ungarischen Ministeriums wurde der bisherige Reichsfinanzminister Lónyay ernannt, welchen in dieser Würde Baron Holzgethan ersetzte. Graf Andrássy, in dessen Person sich der Dualismus und der endgiltige Verzicht auf die Stellung in Deutschland verkörperte, erließ am 23. November eine Circularnote, in welcher er seines Vorgängers rühmend gedachte und dessen Politik fortzusetzen versprach.

Zwei Tage später erfolgte die Ernennung des Fürsten Adolf Auersperg (geb. 1821), Bruder des Fürsten Carlos, zum Ministerpräsidenten, womit das Aufgeben der seit zwei Jahren gemachten erfolglosen Versuche, unvereinbare Ansprüche in eine Formel zu bringen, ausgesprochen war.

Die jüngste Zeit.

(1872—1879.)

Wieder war einer jener raschen Systemwechsel eingetreten, welche dem öffentlichen Leben und den staatlichen Zuständen in Oesterreich so sehr abträglich sind und denselben jene Stetigkeit nehmen, ohne welche eine ruhige Fortentwicklung in politischer und wirthschaftlicher Beziehung nicht zu denken ist. Die traurigen Folgen solcher rasch wechselnder Phasen blieben auch in diesem Falle nicht aus und offenbarten sich in der hochgradigen Erbitterung jener Partei, die noch gestern glauben konnte, das langersehnte Ziel erreicht zu haben, und sich heute sagen mußte, weiter als je davon entfernt zu sein. Diese Erbitterung, in der Presse und in den Vereinen eifrig geschürt, fing sogar an, sich in recht ungemüthlicher Weise geltend zu machen; die Ueberfälle deutscher Ausflügler in der Umgegend von Laibach durch windische Bauern, die Ermordung einzelner Beamten (Tustanowski in Lemberg und Falk in Prag), die sich nur auf nationalen Fanatismus zurückführen ließen, jene des freisinnigen Bürgermeisters Hangi in Stainz (Steiermark) durch einen an religiösem Wahnsinn leidenden Bauernburschen waren eben so viele Zeichen, nach welcher Richtung und in welcher Weise diese Agitationen betrieben wurden.

Bei der eigentlichen Natur der Verhältnisse in Oesterreich war auch der neuen Regierung der Weg vorgeschrieben, welchen sie einzuschlagen hatte; auch sie mußte zur Auflösung der Landtage schreiten, um mit Hilfe eines Wahlsystems, das speciell zu diesem Zweck ausgeklügelt scheint, der Regierung genehme Majoritäten zu schaffen, wie es ja auch der eben abgetretenen möglich gewesen war, so grundverschieden auch deren politische Ziele waren.

Fürst Adolf Auersperg (Bild Seite 928) war bis jetzt auf der politischen Bühne wenig in den Vordergrund getreten. Zuerst zog er die Augen auf sich als Landespräsident in Salzburg, wo er unter dem Ministerium Hohenwart durch ein offenes Glaubensbekenntniß einen rühmlichen Beweis von politischem Muth gab. In seiner Eröffnungsrede sagte er: „Deutsche Treue für den Kaiser und Festhalten an Reich und Verfassung, das ist des Salzburgers historisch-politische Individualität. Was auch sich ereignen mag, als ehrlicher Mann bin ich in das Land gekommen, als solcher gedenke ich einst von Ihnen zu scheiden."

In seiner politischen Richtung nicht weniger entschieden als sein Bruder, der Präsident des Bürgerministeriums, war sein Name allein schon ein Programm, und er verstand es, sich mit Collegen zu umgeben, über deren politisches Glaubensbekenntniß kein Zweifel obwalten konnte, wenn sie auch nicht streitbare Parteimänner waren. Im Minister des Innern, Josef Baron Lasser (geb. 1815), war dem Ministerium unstreitig der gewiegteste Kenner der so heiklen österreichischen Verwaltung gesichert; der Minister für Cultus und Unterricht, Stremayr, wußte mit seltener Klugheit dieses Ministerium, wie so manches andere, glücklich durch

die confessionellen Wirren zu geleiten; in Julius Glaser für die Justiz, in Josef Unger für das sogenannte Sprechministerium waren Kräfte ersten Ranges gewonnen; Banhans für den Handel, Johann Ritter von Chlumetzky für Ackerbau, Depretis für die Finanzen genossen den Ruf tüchtig gebildeter Fachmänner, und Oberstlieutenant Ferdinand Horst, der zuerst provisorisch das Portefeuille für Landesvertheidigung übernahm, hatte schon hervorragenden Antheil an der Entwerfung, Vertretung und Durchführung des neuen Wehrgesetzes genommen.

Am 28. Dezember wurde der Reichsrath mit einer hochbedeutsamen Thronrede eröffnet, welche klar die völlige Umkehr auf dem unter dem vorigen Ministerium beschrittenen Weg und auch den Grund derselben darlegte. „Meine Geneigtheit, mit Zustimmung des Reichsrathes die äußersten mit der Staatseinheit verträglichen Zugeständnisse zu machen, vermochte den inneren Frieden nicht herzustellen." Es handle sich daher darum, die „Befestigung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes" zu sichern. „Die Vorgänge der letzten Zeit haben die Erkenntniß zur Reife gebracht, daß, wie den Landtagen eine autonome Stellung gewährleistet ist, so auch dem Reichstag die volle Unabhängigkeit dadurch gesichert werden muß, daß die Reichsvertretung in selbstständiger Weise gebildet werden muß . . . . . Durch die Lösung der mit dem heiligen Stuhle geschlossenen Convention sind in der Gesetzgebung über das Verhältniß der katholischen Kirche und der Staatsgewalt Lücken entstanden, zu deren Ausfüllung Meine Regierung Ihnen die entsprechenden Vorlagen machen wird."

So war denn die Wahlreform für den Reichsrath, welche denselben vom Belieben einzelner Landtage unabhängig machen sollte, auf die Tagesordnung gesetzt, und das rasch durchberathene und am 2. Februar 1872 sanctionirte Nothwahlgesetz war der erste Schritt, da es in Fällen, wo der von den Landtagen entsendete Abgeordnete aus was immer für Gründen sein Mandat nicht ausübt, die Vornahme directer Wahlen gestattet.

Schmerzliche Todesfälle leiteten das Jahr 1872 ein. Am 21. Jänner starb Franz Grillparzer (Bild Seite 592), der größte unserer heimischen und wohl auch der mitlebenden deutschen Dichter, im Alter vom 81 Jahren. Sein Leichenbegängniß fand unter Betheiligung des ganzen Volkes und mit ungewöhnlichem Prunk statt, eine Gedächtnißfeier im Burgtheater, eine Trauerfeier im großen Musikvereinssaale folgten. Ein schwerer Verlust für den Staat und besonders die so überraschend sich entwickelnde Seemacht war der am 7. April nach kurzer Krankheit im kräftigsten Mannesalter erfolgende Tod des Commandanten der österreichischen Kriegsmarine, Viceadmiral Tegetthoff. Ein vom Kaiser erlassener Flottenbefehl ehrte das Andenken des Siegers von Lissa.

Am 28. April endlich traf das kaiserliche Haus ein schmerzlicher Verlust, indem die Mutter des Monarchen, Erzherzogin Sofie (Bild Seite 552), im 69. Lebensjahre starb.

Eine seltene Ueberraschung bot das Finanzgesetz pro 1872, das durch die politischen Verhältnisse zwar erst verspätet zur Vorlage kam, aber bei einer Einnahme und Ausgabe von rund dreihundertachtundfünfzig Millionen einen Ueberschuß von mehreren tausend Gulden aufwies, der durch die „thatsächlichen Gebahrungs-Resultate" auf ein hübsches Sümmchen von Millionen anwuchs. Dieses erfreuliche Ergebniß war in erster Linie ein Product der als „spießbürgerlich" verschrieenen Finanzverwaltung Brestl's, aber auch die reichen Ernten und ein rapider wirthschaftlicher Aufschwung hatten Antheil daran, welch letzterem leider sehr bald der hinkende Bote folgen sollte.

Die günstige wirthschaftliche Lage äußerte sich auch in politischer Beziehung, besonders bei den Wahlen zum böhmischen Landtag. Durch massenhafte Gründung von nationalen Vorschußkassen (Zaloznas) und durch Errichtung von industriellen Etablissements, besonders von Zuckerfabriken, suchte man Einfluß in einzelnen Bezirken und Mittel für Wahlagitationen zu gewinnen. Am ärgerlichsten wurde dieser Unfug in jenem Wahlkörper getrieben, der den conservativen Interessen

dienen sollte und sich noch jedem Einfluß am zugänglichsten zeigte, im Großgrundbesitze. Förmliche Kaufgesellschaften (Chabrus) entstanden, landtäfliche Güter wurden zu horrenden Preisen gezahlt, ja, auch gegen sehr beträchtliche Schweiggelder Scheinverkäufe vollzogen, um Stimmen für die eine oder andere Partei zu gewinnen.

Der Rückschlag blieb nicht aus; eine große Zahl der nur zu politischen Zwecken in das Leben gerufenen Institute erwies sich wirthschaftlich lebensunfähig, und als endlich die Behörden einschritten, zeigten sich nur riesenhafte Steuerrückstände und das Verschleudern der anvertrauten Fonds zu politischen Zwecken. Eine ganz artige Deroute an der Prager Börse im Herbst 1872 war die Folge, ohne daß man sich übrigens im Speculationsfieber die daraus fließende Lehre zu Nutze gemacht hätte.

Im Allgemeinen waren die Verhältnisse in Böhmen sehr ungemüthlich, und es bedurfte der festen Hand, der unentwegten Gesetzestreue Koller's, um halbwegs leidliche Zustände zu schaffen. Freilich mußte man zu bedauerlichen Maßregeln greifen, wie zum Beispiel zur Delegirung des Geschwornengerichtes in Eger für die Prager Preßprocesse. Aber wenn der nationale Fanatismus das Gerechtigkeitsgefühl des rechtsprechenden Bürgers so sehr beeinflußte, daß die Geschwornen in Prag Zeitungen freisprachen, in welchen die Beamten „k. k. Lumpe" titulirt wurden, so mußte, wollte man die Geschwornengerichte nicht ganz suspendiren, endlich zu solchen Maßregeln gegriffen werden.

Den bis zur Siedhitze des nationalen Fanatismus erregten Gemüthern in einigen Gemeinden und Bezirksvertretungen setzte Koller durch Militär-Einquartierungen einen wohlthätigen Dämpfer auf, und als in der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft der die hochadeligen Herren auf ihre Statuten verweisende Regierungs-Commissär durch Insulten vertrieben wurde, erfolgte die Auflösung dieser Gesellschaft, die schon lange ihre wissenschaftlichen Zwecke vernachlässigte und zu einem national-politischen Conventikel des feudalen Adels geworden war. Im Mai 1872 brach eine verheerende Katastrophe über das südliche und südöstliche Böhmen herein, indem große Ueberschwemmungen nicht nur die Culturen verwüsteten, sondern auch die Ortschaften bedrohten und furchtbaren Schaden verursachten. Der Statthalter entfaltete eine rastlose Thätigkeit, eilte sofort in die bedrohten Gegenden und brachte nach Möglichkeit Hilfe. In Wien traten besondere Hilfs-Comités zusammen, und der Reichsrath votirte zu Unterstützungen und Vorschüssen eine Million Gulden. Im Volke machte sich auch, ohne daß deßhalb der politische Kampf geruht hätte, eine merkliche Abkühlung der nationalen Hitze bemerkbar, die sich vornehmlich darin ausdrückte, daß Feldmarschall-Lieutenant Koller, den czechische Eiferer den „Strafkoller" nannten, für sein aufopferndes Wirken selbst von reinczechischen Gemeinden zum Ehrenbürger ernannt wurde. Im Juli trat Kronprinz Rudolf eine Rundreise durch Böhmen an, wobei die überschwemmt gewesenen Landestheile besonders berücksichtigt wurden. Der am 5. November in Prag zusammentretende Landtag zeigte wieder eine deutsche Majorität, während die Czechen fehlten — nur eine der Phasen in dem wenig auferbaulichen Wechselbild, das dieser Vertretungskörper stets erblicken ließ, je nachdem der politische Wind wehte. Eine Maßregel von hoher Wichtigkeit war die mit Gesetz vom 13. Juni 1872 beschlossene Errichtung einer Hochschule für Ackerbau und Forstcultur in Wien, der ersten ihrer Art in Europa, die auch am 15. Oktober 1872 eröffnet wurde.

In den Tagen vom 3. bis 9. September fand in Berlin eine Zusammenkunft der drei Kaiser von Oesterreich, Deutschland und Rußland statt, die nicht allein unter besonders herzlichen Formen und glänzenden Festlichkeiten verlief, sondern auch jene politische Annäherung der drei großen östlichen Mächte zur Folge hatte, die als „Dreikaiserbündniß" mit großen Hoffnungen begrüßt wurde, welche sich jedoch nicht erfüllten.

Die Warnungen des verstorbenen Eötvös, der den Grafen Andrássy im eigenen und im Interesse des Landes davor warnte, einen Wirkungskreis außerhalb desselben zu suchen, schienen mindestens in der zweiten Beziehung nicht ohne Grund

gewesen zu sein. Denn mit dem Rücktritt Andrássy's von der leitenden Stelle in Ungarn ließ sich nicht nur ein Schwanken in der bis jetzt so stramm gehaltenen Regierungs-Autorität, sondern auch, was noch schlimmer war, eine Zersetzung der allmächtigen Deákpartei und ein Erstarken der extremen Gruppen bemerken. Die größte Schuld daran lag unleugbar in der Person des in den Grafenstand erhobenen Ministerpräsidenten Melchior Lónyay (geb. 1822), dessen persönliche Autorität durch seine Betheiligung an den verschiedensten Spekulationen zahlreiche Angriffspunkte bot, in deren Ausnützung die äußerste Linke, nie wählerisch in ihren Mitteln, Anlaß zu einer Reihe widerlicher Skandalscenen im Parlamente fand.

Es war dies umso schlimmer, als auch in Ungarn, ähnlich wie in Prag, ein ökonomisches Wetterleuchten vor dem großen finanziellen Gewitter des kommenden Jahres erfolgte, bei dessen Licht eine Reihe fauler Gründungen zusammenbrach.

Der scandalöse Bankerott des Borsód-Miskolczer Ausstattungsvereines im Juli 1872 eröffnete eine ganze Serie ähnlicher Katastrophen, die umso tiefer einschnitten, als es meist die Ersparnisse kleiner Leute waren, die dabei in dem Abgrund einer gewissenlosen Spekulation, einer schleuderischen Gebahrung verschwanden. Politische Folgen konnten aber umso weniger ausbleiben, als man den Ministerpräsidenten entweder direct oder doch wenigstens in der Weise mit diesen Vorkommnissen in Verbindung brachte, daß er ein Gönner und Förderer jener finanziellen Kreise sei, die es trefflich verstanden, die sickernden Geldbächlein in ihren Reservoirs verschwinden zu lassen.

Eine Maßregel von großer Tragweite war die mit Beginn des Jahres 1872 in das Leben getretene, noch von Justizminister Horváth vorbereitete Gerichtsorganisation, welche auf dem Gebiet der Rechtspflege dem corrumpirenden System der Beamtenwahlen ein Ende machte. An tausendzweihundert höhere Richter wurden vom Monarchen, gegen achttausend andere richterliche Functionäre vom Ministerium ernannt. Natürlich war man in der Auswahl gebunden und mußte sich an das vorhandene Material halten. Darin und in der Stellung der Municipien zu den Gerichtsbehörden liegt die Schuld, daß die ungarische Rechtspflege noch immer an so bedauerlichen Rückfällen in rein orientalische Barbarismen leidet, wie die jüngste Zeit sie zum sehr unliebsamen Erstaunen von ganz Europa zeigte.

Im Februar 1872 beschäftigte sich der ungarische Reichstag zum erstenmale mit der Bankfrage. Ein Antrag auf Schaffung einer selbstständigen ungarischen Bank wurde abgelehnt; mit gutem Grunde, denn Ungarn ist ein viel zu kapitalarmes Land, um selbstständig, ohne fremden Einflüssen eine gerade im Creditwesen sehr gefährliche Macht einräumen zu müssen, eine gutfundirte Notenbank gründen zu können. Bis zur Herstellung eines definitiven Uebereinkommens wurde mit der Nationalbank eine entsprechende Erhöhung der den ungarischen Creditansprüchen zugewiesenen Baarmittel vereinbart. Daran schloßen sich Unterhandlungen zwischen den beiderseitigen Regierungen im Oktober, welche die Einheit der Währung festsetzten und eine Grundlage für die Verhandlungen mit der Bank über die Verlängerung von deren Privilegium und die mit Rücksicht auf Ungarn nöthigen Aenderungen desselben schufen.

Sowohl der ungarische Landtag wie die Delegationen waren mit Versicherungen geschlossen worden, daß die auswärtigen Verhältnisse die „Segnungen des Friedens" gewährleisten. Dem Grafen Lónyay aber waren sie nicht beschieden, denn kurz nach der Wiedereröffnung im November mußte er eine Anklage über sich ergehen lassen, die ihn der schmutzigsten Corruption beschuldigte, und die er damit erwiderte, daß er den Redner (Csernátonyi) seiner „tiefsten Verachtung" versicherte. Mochte in dieser Anklage auch Vieles übertrieben sein und den Ankläger nur die Lorbeern Lasker's nicht ruhen lassen, der im preußischen Landtag eben seinen, aber besser ausgerüsteteten Vernichtungskrieg gegen die Eisenbahngründer eröffnet hatte, so war es doch schlimm genug, daß der oberste Rath der Krone in einer solchen Weise angegriffen werden und auch nur ein Zweifel darüber bleiben

konnte, ob der Angriff mehr als eine bloße Verleumdung sei. Selbst die Regierungspartei zeigte so deutliche Unlust, den Ministerpräsidenten weiter zu halten, daß Lónyay am 1. Dezember 1872 seine Demission gab, die sofort angenommen wurde, ohne daß das Ministerium im Allgemeinen davon berührt worden wäre.

Das Präsidium wurde dem bisherigen Handelsminister Josef von Szlávy verliehen, einem der gemäßigtesten, aber auch charaktervollsten ungarischen Staatsmänner, der in der öffentlichen Meinung schon dadurch einen Stein im Brett hatte, weil er als „Revolutionär von 1848" mehrere Jahre in Olmütz die Ketten getragen hatte. Als Handelsminister ersetzte ihn Viktor Graf Zichy, später ergänzte sich das Ministerium durch den ehemaligen Honvédoffizier Béla Szende als Landesvertheidigungsminister, statt des erkrankten Tóth übernahm Julius Szapáry (geb. 1832) das Portefeuille des Inneren. So war wohl die Regierung wieder homogen constituirt, der Anstoß zur Zersetzung und Neubildung der Parteien aber wirkte fort, wie wir alsbald sehen werden.

Auch das Jahr 1873 ereignißreich in mancher Beziehung, begann mit einem schweren Trauerfall in der kaiserlichen Familie, der diesesmal, weit über die gewöhnliche und dem Oesterreicher angeborne Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, die schmerzliche Theilnahme weiter Kreise erregte. Am 4. Februar 1873 starb die greise Kaiserin Karoline Auguste (Bild Seite 441) im Alter von 81 Jahren, und zahllose Thränen der Dankbarkeit fielen auf den Sarg der hohen Frau, die ihre hohe Würde nur liebte und übte, weil sie ihr die Möglichkeit, ihrem unbegrenzten Wohlthätigkeitssinn nachzukommen, verlieh. Treffend schildern diese herrlichen Eigenschaften der Verewigten die Verse:

„Kaiserin Mutter! — Die bist Du geblieben,
Ob andere Titel der Hof Dir geschrieben;
Die Mutter, die bleibst Du der Armen und Waisen,
Und Thränen des Dankes, die trauernd Dich preisen,
Strahlen als Krone, die dauernder glänzet
Als Diademe von Perlen umkränzet;
Denn wo Du Hilfe und Trost hast gebracht,
War nicht Dein Scepter — Dein Herz war die Macht!"

Bewies sich bei diesem Trauerfall die Zusammengehörigkeit von Fürst und Volk in erhebender Weise, so war dies in anderer, aber nicht geringerer Weise bei einem im Frühjahr 1873 eingetretenen freudigen Ereigniß, der Vermählung der ältesten Tochter des Herrscherpaares, der Erzherzogin Gisela (geb. 1856), der Fall. Am 7. April des Vorjahres hatte in Ofen die Verlobung mit dem Prinzen Leopold von Bayern (geb. 1846) stattgefunden, der sich im deutsch-französischen Krieg als kenntnißreicher und tapferer Soldat bewiesen hatte. Am 20. April 1873 fand in Wien die Trauung statt, nach welcher die Kaisertochter dem Gatten in die neue Heimat folgte, nicht ohne daß die zahlreichen Beweise von Liebe und Theilnahme ihr den Abschied von derselben hätten schmerzlich empfinden lassen. Im Jänner des folgenden Jahres wurde das Glück der Neuvermählten, deren Ehe ein seltenes Bild von anspruchslosem innigem Familienglück ist, durch die Geburt einer Prinzessin erhöht, das erste Enkelkind des österreichischen Kaiserpaares.

Die Wintersession des österreichischen Reichsrathes verlief unter reger gesetzgeberischer Arbeit. Von Wichtigkeit war das im Jänner 1873 erledigte Gesetz über die Universitäts-Reform, durch welches verschiedene mit der modernen wissenschaftlichen Richtung unvereinbare, noch aus dem Mittelalter stammende Formalitäten, wie das geistliche Kanzleramt u. s. w. beseitigt wurden, die entweder keine Bedeutung hatten oder ein solche, welche dem Zwecke der Hochschulen fremd und feindlich war. Für die politische Stellung der Betheiligten interessant war eine Episode aus der Berathung dieses Gesetzes im Herrenhause. Neben dem nationalen Hochadel, der die historischen „Landesrechte" auf die Gestaltung der Universitäten hitzig vertheidigte, gehörte auch Kardinal Rauscher zu den Gegnern

des Gesetzes — freilich von einem ganz anderen, kirchlich-centralistischen Standpunkt aus. Dies zeigte sich am drastischesten, als dem Kardinal-Erzbischof von Wien in der Hitze der Debatte die vernichtende Bemerkung entschlüpfte, daß „den Föderalisten die Religion lediglich der Deckmantel für selbstsüchtige politische Zwecke“ sei. Eine Adelsdeputation machte dem Kirchenfürsten Vorstellungen über diesen Angriff, holte sich jedoch nur eine noch derbere Lection, und als man ihn schriftlich zu einer Widerrufung oder einer Abschwächung zu bewegen versuchte, gab Kardinal Rauscher eine Antwort, deren Veröffentlichung man aus guten Gründen unterließ.

Von eminenter Wichtigkeit war die am 15. Februar 1873 in Erfüllung des in der Thronrede gegebenen Versprechens eingebrachte Wahlreform-Vor-

Minister Graf Taaffe. (Seite 901 u. ff.)

lage. Sie athmete ganz den Geist Lasser's, der als Staatsmann jedem Idealismus abhold, das Mögliche und Nothwendige anstrebte, ohne sich ein graues Haar darüber wachsen zu lassen, daß die Theorie andere, viel weitergehende und verlockendere Forderungen aufstellte. Den Einwürfen gegenüber, welche die mancherlei Mängel nachwiesen, die der Wahlreform anklebten, weil man nach vielen Seiten Rücksichten zu üben hatte, erwiderte Lasser mit classischem Lakonismus: „Das einzige richtige Prinzip ist, kein Prinzip zu haben!“ Eine Sentenz, die allerdings in der praktischen Politik nicht ganz ohne Berechtigung ist, namentlich wenn man Minister werden und bleiben will. Der erbitterte Widerstand, welchen die Polen um der föderalistischen Bundesgenossen willen dem Gesetz machten, schob die wiederholt in Aussicht genommenen Sonderbegünstigungen Galiziens vollkommen in den Hintergrund, so daß Minister Unger mit einigem Recht von den galizischen Abgeordneten sagen konnte: „Wir haben den Herren einen bequemen Platz im Wagen angeboten, doch sie haben es vorgezogen, sich überfahren zu lassen.“

Das neue Wahlgesetz, welches am 2. April 1873 die kaiserliche Sanction erhielt, erhöhte die Zahl der Abgeordneten für das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes auf dreihundertdreiundfünfzig, welche nunmehr direct aus der Bevölkerung und nicht aus den Landtagen gewählt wurden. Mit Rücksicht auf die ganz eigenartigen Verhältnisse Oesterreichs, durch welche das Hervortreten rein nationaler Parteien an die Stelle von politischen hervorgebracht wird, entschloß man sich zur Beibehaltung des Wahlsystems auf Grund von Interessengruppen, so vielen Bedenken auch dieses in mancher, besonders in wirthschaftlicher Beziehung unterliegt. Von den dreihundertdreiundfünfzig Abgeordneten entfallen fünfundachtzig auf den Großgrundbesitz, hundertsiebenunddreißig auf die Städte und Handelskammern, hundertneunddreißig auf die ländlichen Wahlbezirke, welche jedoch nicht direct, sondern durch

Minister Coloman Tisza. (Seite 964).

Wahlmänner wählen. Das verhältnißmäßige Uebergewicht des Großgrundbesitzes blieb also auch durch die Wahlreform gewahrt, obwohl oder vielleicht weil derselbe sich als das schwankendste und am leichtesten zu beeinflußende Element der Wählerschaft bewiesen hatte. Aeußerungen von der Regierungsbank gestanden ziemlich offen, daß die Aufrechthaltung der Interessenvertretung und der Stellung des Großgrundbesitzes eine conditio sine qua non der Wahlreform sei.

Trotz dieser theoretischen Mängel ist die Wahlreform als einer der entschiedensten Schritte zur Befestigung der Verfassung anzusehen, da es dadurch den einzelnen Landtagen unmöglich gemacht wurde, sich über den Reichsrath zu stellen und denselben durch eine Art parlamentarischer Arbeitseinstellung zu negiren. Das anerkannte auch die Thronrede beim Schluß der Session (24. April 1873) mit den Worten: „Mittelst Ihrer patriotischen Mitwirkung ist es gelungen, durch unmittelbare Bildung der Reichsvertretung in einer den gegebenen Verhältnissen sich anschließenden Weise dem Reichsrathe die erforderliche Unabhängigkeit zu verleihen

Digitized by Google

und dadurch, unbeschadet der Selbstständigkeit der Länder, die Einheit des Reiches zum entsprechenden Ausdruck zu bringen. Auf diesem Boden mögen sich nun alle Volksstämme und Parteien versammeln, um im Geiste der Versöhnung und in edlem Wetteifer an der Größe und Ehre des Gesammtvaterlandes und an der gedeihlichen Fortbildung des verfassungsmäßigen Lebens mit vereinten Kräften zu arbeiten."

Ein wichtiges Resultat der abgelaufenen Session war auch die am 23. Mai sanctionirte, mit 1. Jänner 1874 in das Leben tretende Strafproceßordnung, eine der umfangreichsten neueren codificatorischen Arbeiten, die, auf den modernen Rechtsgrundsätzen fußend, das Anklageprinzip vollkommen adoptirte und für schwere Straffälle Geschwornengerichte einführte.

Nach Erledigung des gemeinsamen Budgets durch die Delegationen, wobei es wieder zu der wunderlichen Ceremonie einer gemeinsamen stummen Sitzung kam, in der nichts gesprochen, sondern nur gestimmt werden darf, erfolgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses und die Anordnung von Neuwahlen nach dem eben beschlossenen und sanctionirten Wahlgesetz. Die Vorgänge in den Delegationen, wo stets die nur mit dreißig Percent belasteten Ungarn alle Forderungen der Militärverwaltung bewilligten und dieser Großmuth auch mit Hilfe der polnischen Delegirten meist zum Sieg verhalfen, illustrirte die Zeichnung eines bekannten Witzblattes am treffendsten. Ungar und Pole halten den für Sparsamkeit eintretenden deutschen Michel fest und trösten ihn, während der Kriegsminister ihm die Taschen ausräumt: „Still sein, Freund, denn wir haben Alles bewilligt!"

Die großen Ereignisse des Jahres 1873 waren die Weltausstellung und die wirthschaftliche Krise, welchen beiden wir besonders einige Worte widmen müssen.

Der Plan, in Wien eine Weltausstellung zu veranstalten, war schon nach der zweiten Londoner Exposition aufgetaucht, aber mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse und die Umgestaltung der Residenzstadt stets wieder vertagt worden. Nach der französischen Ausstellung von 1867 wurde derselbe wieder aufgenommen, weil nicht allein die Stürme, welche über den Staat dahin gebraust waren, sich gelegt hatten und eine Periode politischer Windstille versprachen, sondern auch die Stadterweiterung bis zu einem Punkte abgeschlossen war, um Wien als geeignetes Rendezvous für die Gäste aus allen Zonen erscheinen zu lassen.

Nachdem eine an die fremden Mächte gerichtete Anfrage von allen Seiten zustimmend beantwortet worden war, erfolgte am 9. Jänner 1870 in der Ernennung des bei der Botschaft in Paris befindlichen Hofrathes Wilhelm Baron Schwarz-Senborn (geb. 1816) zum Leiter der in Wien im Jahre 1873 abzuhaltenden Weltausstellung der erste officielle Schritt, welchem später das Organisationsstatut und am 12. September 1871 die Ernennung der aus einhundertsechsundfünfzig Mitgliedern bestehenden Weltausstellungs-Commission, zu deren Präsidenten Erzherzog Rainer ernannt wurde, folgte.

Sofort nachdem der Wille, eine Ausstellung abzuhalten, unabänderlich feststand, vereinigten sich auf Anregung des niederösterreichischen Gewerbe-Vereines die angesehensten österreichischen Firmen zur Bildung eines Garantiefonds von sechs Millionen Gulden, der den Zweck haben sollte, die erforderlichen Auslagen in der Weise sicherzustellen, daß nach Abschlag der präliminirten Einnahmen die andere Hälfte des Erfordernisses durch den Staatsschatz und eventuell die Einzahlungen der garantirenden Firmen zu decken wäre.

Diese Berechnungen, welche das Erforderniß mit ungefähr sechs Millionen bezifferten, lagen auch dem am 2. Juli 1871 beschlossenen Gesetze zu Grunde, nach welchem der Staat einen „unter keinem Vorwande zu überschreitenden Credit" im Maximalbetrage von sechs Millionen Gulden zugestand, welcher zur Hälfte als Staatszuschuß, zur anderen als unverzinslicher, aus den Einnahmen zu deckender Vorschuß zu betrachten war. Doch wie in manch anderer Beziehung erwies sich auch hier die Finanzfrage als die heikelste und als jene, welche, am wenigsten berechenbar, voll der unliebsamsten Ueberraschungen steckte.

Kaum war der Bau des Ausstellungsgebäudes, für das als zweckmäßigster Platz die herrlichen Auen des gründlich umgestalteten Praters erwählt wurden, ernstlich im Gange, als sich die ursprüngliche Präliminirung als weitaus zu nieder erwies. Die abnorm gestiegenen Materialpreise und Arbeitslöhne hatten unleugbar einen großen Antheil daran, denn am Schluße des Jahres 1872 kostete ein Tausend Ziegel fünfunddreißig Gulden, während sie früher höchstens zwanzig bis vierundzwanzig gekostet hatten, ähnlich erging es mit den Holz- und Eisenpreisen, Handwerker mußten mit drei bis fünf Gulden per Tag, Taglöhner mit Einem Gulden fünfzig bis zwei Gulden bezahlt werden. Es waren das eben die durch die bevorstehende Ausstellung noch verschärften Folgen des trügerischen wirthschaftlichen Aufschwunges, die sich ebenso unangenehm für das Weltausstellungsunternehmen fühlbar machten, als die spätere Katastrophe des Niederganges.

Ein anderer Factor, um die Ueberschreitung des Präliminares zu rechtfertigen, lag in der Aenderung und völligen Umarbeitung, welcher das Project des Centralbaues der Ausstellung, die Rotunde, unterzogen werden mußte. Dasselbe, ursprünglich von dem englischen Schiffsbau-Ingenieur Scott Russel entworfen, erwies sich bei der von der Firma Harkort in Westphalen übernommenen Ausführung als ganz unbrauchbar und mußte unter Beibehaltung des Gedankens von dem Oberingenieur Heinrich Schmidt vollkommen umgestaltet werden. Die ursprüngliche Construction Scott Russel's erwies sich in allen Theilen zu schwach, und statt der projectirten Zweitausend Tonnen Eisen mußte das Doppelte zur Verwendung kommen, viertausend Tonnen, das sind vier Millionen Kilogramm, um dem Riesenbau der Rotunde die erforderliche Festigkeit zu geben und ihm jenen Charakter des Kolossalen zu verleihen, der ihm — allerdings auf Kosten ästhetischer Schönheit — auch nicht abzusprechen ist.

Kurz, als man diese großen Posten und eine Menge kleinerer Pöstchen summirte, fand die Generaldirection, daß sie zu den sechs schon bewilligten Millionen noch einen weiteren Credit von deren sieben benöthige, und die Regierung, welche nun eingehend die Aufstellung überprüfte, um dem Reichsrath klaren Wein einschenken zu können, erhöhte die Nachtragsforderung auf neun Millionen siebenmalhunderttausend Gulden, wodurch sich das Präliminare auf fünfzehn Millionen siebenmalhunderttausend Gulden stellte, allerdings eine Erhöhung, welche das unliebsame Staunen des Budgetausschusses erklärlich erscheinen ließ. Indessen war bei dem Stadium, in welchem sich das Unternehmen befand, und bei dem Drängen der Zeit nichts zu thun. Der angesprochene Credit wurde am 13. Februar 1873 bewilligt, mit dem Beisatze, daß „sämmtliche Einnahmen des Weltausstellungs-Unternehmens in die Staatskassen zu fließen haben, bis zur Deckung des den Zuschuß von drei Millionen übersteigenden Credites". Zugleich wurde eine Rechnungs-Commission bestellt „zur Unterstützung des Generaldirectors bei der finanziellen Gebahrung mit dem Weltausstellungsfonde". Der Motivenbericht des Generaldirectors Baron Schwarz stellte abzüglich des Staatszuschusses noch eine Brutto-Einnahme von dreizehn Millionen siebenmalhundertfünfundzwanzigtausend Gulden aus den Eintrittsgeldern, Platzzinsen und dem Materialerlös des Ausstellungsgebäudes in Aussicht — eine hyperoptimistische Berechnung, die sich ebensowenig erfüllen sollte, wie die mancherlei Hoffnungen, die man in gewerblichen Kreisen und im Publikum überhaupt auf die Ausstellung setzte.

Mit fieberhafter Thätigkeit wurde gearbeitet, um den Ausstellungsplatz und den riesigen Gebäudecomplex des Ausstellungspalastes fertig zu stellen, an dessen künstlerischer Gestaltung den heimischen Architekten eine schwierige Aufgabe gestellt war, deren sich aber Karl Baron Hasenauer und die ihm beigegebenen Architekten Gustav Gugitz und Gustav Korompay, sowie der treffliche Künstler Professor Ferdinand Laufberger mit großem Geschicke entledigten.

Wenn auch einzelne Theile der Installation durch Versäumnisse von Seite der Aussteller noch mangelten, so präsentirte sich die Ausstellung am 1. Mai 1873, dem Tag der Eröffnung (Bild Seite 929), doch von Innen und Außen in impo-

nirender Weise. Es war eine glänzende Versammlung, welche sich um das Kaiserpaar schaarte, als der Protektor der Ausstellung, Erzherzog Karl Ludwig, und der Präsident der Ausstellungs-Commission, Erzherzog Rainer, in feierlichen Ansprachen den von fast allen Mitgliedern seines Hauses und zahlreichen fremden Gästen umgebenen Monarchen baten, die Ausstellung für eröffnet zu erklären. Kaiser Franz Josef I. erwiderte hierauf: „Mit lebhafter Befriedigung sehe Ich die Vollendung eines Unternehmens, dessen Wichtigkeit und Bedeutung Ich in vollem Maße würdige. Mein Vertrauen in den Patriotismus und die Leistungsfähigkeit Meiner Völker, in die Sympathie und die Unterstützung der Uns befreundeten Nationen hat die Entwicklung des großen Werkes begleitet. Mein kaiserliches Wohlwollen und Meine dankbare Anerkennung sind seinem Abschlusse gewidmet."

Unter den fürstlichen Gästen befanden sich der Kronprinz des deutschen Reiches mit seiner Gattin, der Thronfolger von England, Alfred Prinz von Wales, der Kronprinz von Dänemark, der Großherzog von Oldenburg, der Thronfolger von Belgien, Graf von Flandern u. s. w.

Nahezu vierzigtausend und, wenn man die einzelnen Theilnehmer an Collectiv-Ausstellungen zählt, dreiundfünfzigtausend Aussteller hatten die Weltausstellung beschickt, und zwar nicht blos aus Europa und den Colonien, sondern auch Nordamerika und Brasilien, Persien, China und Japan waren in glänzender und instructiver Weise vertreten. Während der Dauer der Ausstellung wurde sie von sieben Millionen zweimalhundertvierundfünfzigtausendsechshundertunddreiundneunzig Personen besucht, was, wenn auch eine ganz kolossale Summe, doch jene überschwänglichen Berechnungen arg hinter sich ließ, welche täglich einmalhunderttausend Besucher annahm, von welchen die Hälfte Fremde sein sollten.

Fast ununterbrochen weilten während der Ausstellungszeit fürstliche Gäste in Wien, welche Gelegenheit zu glänzenden Schaustellungen und dem kaiserlichen Hof Anlaß gaben, seine bewährte Gastfreundschaft zu üben. Im Mai noch fand sich der König von Belgien ein, im Juni besuchte die deutsche Kaiserin, Kaiser Alexander von Rußland und Fürst Karol von Rumänien Wien. Der Juli brachte nebst dem König von Württemberg den am meisten angestaunten Ausstellungsgast Nassr-ed-Din, den Schah von Persien, dessen Diamanten ebenso Gegenstand absonderlicher Wunderberichte waren, wie die Ungenirtheit seiner Manieren. Einen auch politisch bemerkenswerthen Besuch brachte der September in dem mit besonderer Herzlichkeit empfangenen König Viktor Emanuel von Italien; den letzten Monat der Ausstellung benützten endlich zu Besuchen die Königinnen von Griechenland und Holland und der deutsche Kaiser, der dabei vom „eisernen Kanzler" Fürst Bismarck begleitet war.

Wenn nur eine Stimme unter den Besuchern über die Großartigkeit des Unternehmens war, das in Anlage und Ausführung alle früheren Expositionen hinter sich ließ, so war es umso mehr zu bedauern, daß es in mehrfacher Beziehung mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen hatte. Die ersten zwei Monate wurden durch ein abnormes Wetter beeinträchtigt, das unter stetem Wind und Regen empfindliche Kühle mit sich brachte. Von gewaltigem Einfluß auf den Besuch und die Stimmung im Allgemeinen war der Ausbruch der ökonomischen Krise, welche die meisten auf die Ausstellung gesetzten Hoffnungen vernichtete und mitten in die Festesfreude der Bevölkerung die bange Sorge um die nächste Zukunft trug. Daß unter solchen Umständen die Ernüchterung, welche bei den überspannten Erwartungen wohl nie ganz ausgeblieben wäre, bald völliger Enttäuschung Platz machte, und das noch vor Kurzem so sehr gepriesene und sehnsüchtig erwartete Unternehmen gleichgiltig betrachtet oder zum Gegenstand unbilliger Angriffe gemacht wurde, ist zwar natürlich, aber nicht lobenswerth. Auch die im Spätsommer auftauchende Choleragefahr, von Ueberängstlichen und Schadenfrohen übertrieben, wenn nicht gar erfunden, that dem großartigen Unternehmen manchen Abbruch.

Und doch hätte gerade der österreichische Patriotismus, der so viel, ja Alles vermag, nur leider nicht die Kraft hat, unberechtigte und voreilige Selbstkritik zu

unterdrücken, trotz mancher Mängel, die bei einem solchen Riesenunternehmen unvermeidlich sind, trotz der auferlegten großen Opfer und des hinter den hochgespannten Erwartungen zurückbleibenden Erfolges alle Ursache gehabt, sich der Weltausstellung zu freuen. Denn abgesehen von der nicht zu unterschätzenden symbolischen Bedeutung, die es für jeden Culturstaat hat, wenn er die erlesensten Bestrebungen auf materiellem und geistigem Gebiete versammelt und die schaffenden Kräfte der ganzen Welt bei sich zu Gaste ladet, war das vergleichende Resultat der Weltausstellung auch für die industrielle Tüchtigkeit, für das Wissen und Können des österreichischen Volkes ein hocherfreuliches. Zeigte sich auch, daß unsere Produktion in Folge der finanziellen Verhältnisse, der weniger entwickelten Verkehrsmittel und wohl auch wegen der natürlichen Bedingungen einzelner Reichstheile nicht an Intensität mit jener der hochentwickelten Industriestaaten concurriren kann, so war es ihr doch möglich, bezüglich Qualität und Formschönheit der Erzeugnisse auf allen Gebieten den Vergleich einzugehen, und auf einzelnen trug sie einen unbestrittenen Sieg davon.

Dieses Bewußtsein, wenn es als Sporn zu unermüdetem Weiterstreben benützt wird, ist ein freilich nicht sofort in Zahlen und Ziffern auszudrückender Gewinn, sollte aber doch auch in Anschlag gebracht werden, wenn man noch heute, wo nur mehr die Rotunde in einsamer Größe an den Glanz und die Enttäuschungen der Weltausstellungstage erinnert, stets nur das Hauptgewicht auf die letzteren zu legen liebt.

Kaum war die Weltausstellung acht Tage eröffnet, als am 9. Mai die verheerende Börsenkrisis ihren Anfang nahm. In ihren Ursachen und Wirkungen gleichen sich solche wirthschaftliche Katastrophen auffällig, ja, man will eine gewisse Periodicität wahrgenommen haben und sie als eine Art von reinigendem Gewitter in der schwülen Atmosphäre des modernen wirthschaftlichen Lebens auffassen. Auch die Maikrise entsprang den gleichen Ursachen, wie alle anderen; durch eine Reihe von günstigen Umständen, unter welchen die glücklichen Ernten der Vorjahre und die Rückwirkungen der nach Deutschland geströmten und zum großen Theil dem allgemeinen Verkehr übergebenen Milliarden der französischen Kriegsentschädigung obenan stehen, entwickelte sich eine Ueberproduction auf allen Gebieten. Die Preise und Löhne stiegen in enormer Weise, erhöhten natürlich ihrerseits wieder den Consum, und boten allen Schichten der Gesellschaft Gelegenheit, sich in irgend einer Weise an dem Veitstanz der Spekulation zu betheiligen, der alle Welt ergriffen hatte. Und dadurch, durch die fast allgemeine Verbreitung des Spekulationsfiebers, das in gleicher Ausdehnung fast nur in den Tagen des berüchtigten schottischen Finanzkünstlers John Law (geb. 1671, gest. 1729, seiner Zeit auch Wien mit seiner Anwesenheit beglückend) in Frankreich grassirt hatte, wird die Wucht und abnorme Dauer der Maikrise erklärt. Weit über jene Kreise hinaus, deren wirthschaftlicher Beruf es ist, sich mit der Spekulation zu befassen, war man an den Börsensünden betheiligt, fast keinen Stand gab es, der nicht in irgend einer Weise seine Vertreter unter den athemlosen Jägern nach dem Reichthum hatte, wer nicht ein wenig spekulirte und sich für „Wechsler-Baubank", „Industrialbank" oder ein anderes nettes Papier mit schönem Namen und wenig innerem Werth interessirte, galt für zurückgeblieben, und jene Figur einer alten Wiener Posse des trefflichen Anton Langer (geb. 1824, gest. 1880), „Der Actiengreißler", war aus dem Rahmen der Volksdichtung herausgestiegen und wandelte leibhaftig in unzähligen Exemplaren unter uns.

Die Gesammtheit in ihrer Verblendung, in der Jagd nach einem unmöglichen Reichthum, der über Nacht aus dem Nichts entsteht, ohne daß es ernster Arbeit und Tüchtigkeit bedurfte, trug die Hauptschuld, denn die Börse folgte nur dem gegebenen Impuls, indem sie fort und fort Werthe schuf, die keinen Zweck, keine innere Berechtigung hatten und nur durch die unersättliche Gier des großen Publikums nach neuen Objecten für die Spekulationswuth eine Zeitlang über Wasser gehalten wurden.

So entstanden die bekannten Erscheinungen: das Gründerthum für alle möglichen und unmöglichen Institute — die Consortien, welche nichts anderes thaten als „gründen" — die Anstalten, die, kaum geboren und selber noch ohne Existenzberechtigung, sofort eine neue Bank in die Welt setzten — die riesigen Aufgelder für neue Actien eines Institutes, von dem man nichts wußte als den Namen und die Unterschriften einzelner Männer, die auf jedem Project erschienen — die maßlose Agiotage in einzelnen Werthen und ein allgemeines Coursniveau, für welches bei der ungeheuren Menge der Papiere das gesammte Nationalvermögen kaum hingereicht hätte, sie zu decken, wenn nicht eben der überwiegende Theil stets in der Luft gehangen und ohne jede reelle Grundlage gewesen wäre. So entstanden die zahllosen Wechsler- und Maklerbanken, die Emissions-Institute, die Börsenbanken, die fast ohne Ausnahme keinen gesunden wirthschaftlichen Zweck hatten, sondern wie sie durch das Spekulationsfieber geschaffen worden waren, auch nur zu dessen Erhöhung dienten; so entstanden die Baugesellschaften, welche eine tolle Spekulation in Realitäten und Baugründen entfesselten und dadurch hauptsächlich dazu beitrugen, den unvermeidlichen Zusammenbruch empfindlich für weite Kreise zu machen und auf ein Gebiet zu übertragen, das stets als unantastbare sichere Kapitalsanlage gegolten hatte; so entstanden die Industrie-Gesellschaften, die sich aller Produktionszweige bemächtigten und doch nur den Beweis lieferten, daß der Association gewisse Grenzen gezogen sind und die Ausdehnung des Betriebes bei gewissen Branchen nur auf Kosten der Güte und Billigkeit des Erzeugnisses möglich ist: so enstanden alle die abenteuerlichen Projecte für Handel und Verkehr, die, wenn sie ja zur Wirklichkeit wurden, keine andere Spur ihres Daseins hinterließen, als eine kurz dauernde Notirung im Courszettel und schmerzliche Verluste für Jene, die daran glaubten.

Es wäre nicht schwer, für alle diese Kategorien Beispiele mit Namen und Daten anzuführen, aber die Darstellung würde dann den Charakter einer Anklage annehmen, statt nur das fast allgemeine Fehlen und das schmerzliche, allgemein fühlbare Büßen in großen Zügen zu schildern. Daß es auch nicht an dem Verschulden einzelner Personen und Cliquen fehlte, ist selbstverständlich; die damals gang und gäbe Phrase: „Das Geld liegt auf der Straße" war zu verführerisch, um nicht zum scrupellosen Zugreifen zu verleiten, und lag es einmal nicht gar so offen da, nun, so gab es ja Mittel, um es aus den Taschen zu locken. Die „Dachauerbank" in München, die „höchste Fructificirung" eines waghalsigen Spekulanten in Wien u. s. w. sind nur geile Schößlinge aus dem Dickicht wirthschaftlicher Verwilderung gewesen, die man mit dem tönenden Namen des „Aufschwunges" zu beehren beliebte. Gab es doch in Wien eine Bank, die im Frühjahr 1873 thatsächlich einen das Actienkapital übersteigenden Gewinn gemacht hatte, aber in der unangenehmen Lage war, keine Bilanz aufstellen zu können, weil außer den Notizen der Börsedisponenten und den Bordereaux (Rechnungen) über bezahlte Differenzen keinerlei Aufschreibungen bestanden. Zum Glück kam der 9. Mai und befreite die Bankleitung von dieser Sorge: der nur aus dem Differenzspiel entstandene Gewinn verschwand sammt dem Actienkapital in dem Abgrund, der sich aufgethan hatte, um dem ganzen Trugbild ein rasches, furchtbares Ende zu bereiten.

Ueber den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch der Krise ist man nicht im Klaren. Gewiß waren die Einsichtigen nicht im Zweifel, daß der Markt und auch das Publikum in einer die thatsächliche Aufnahmsfähigkeit weit übersteigenden Weise mit Spekulationswerthen überlastet seien, aber Niemand glaubte den Zusammenbruch so nahe, und so genügte ein geringfügiger Anstoß, um den wirthschaftlichen Taifun zu entfesseln, der dem Kartenhaus der Spekulation ebenso gefährlich wurde, wie jener gefürchtete Wirbelwind den leichten Bambusbauten an den Küsten des chinesischen Meerbusens.

Nicht um einzelne Percente, sondern in rapidem Sturz gingen die Course herab, und die Kassen der Institute, die vor wenigen Tagen noch in den Mappen

mit Actien und Interimsscheinen ein Vermögen repräsentirt hatten, lagen bald voll werthloser Makulatur. Und nun zeigte sich erst nach und nach Umfang und Bedeutung der Krise in vollem Lichte; denn die Spekulation des großen Publikums, durch welche das künstliche Gebäude geschaffen und getragen worden war, erwies sich als ebenso hohl und kraftlos; fast Niemand konnte den Verpflichtungen gegen die Banken nachkommen, das Ausgebot wurde immer drängender, und die Deroute griff über die geschäftlichen Kreise hinaus und gefährdete das Nationalvermögen, den Besitz des gewerblichen und Privat-Publikums, das thätig oder nur leidend mit in den tollen Wirbel verflochten war.

Mit einem Schlag verschwand die Phantasmagorie des „wirthschaftlichen Aufschwunges", eine traurige, kahle Wirklichkeit trat in ihre Rechte. Wohl hielten sich — in Wien namentlich beeinflußt durch die Weltausstellung — die Preise noch auf der vorigen Höhe, aber im Allgemeinen äußerte die Krise sofort ihren Einfluß durch das Sinken der Realitätenwerthe, den darniederliegenden Consum, das Stocken der Produktion und das Fallen der Arbeitslöhne. So griff sie in ihren Folgen auf Kreise, die sonst nur sehr wenig von solchen Katastrophen berührt wurden, und wenn man auch selbst in den untersten Schichten bereitwillig an den Früchten des sogenannten Aufschwunges theilgenommen und ihn durch erhöhte Forderungen ausgenützt hatte, so empfand man jetzt die unausbleibliche Reaction mit ihren Folgen von Arbeitslosigkeit und Mangel desto schwerer und sah darin ein Unrecht.

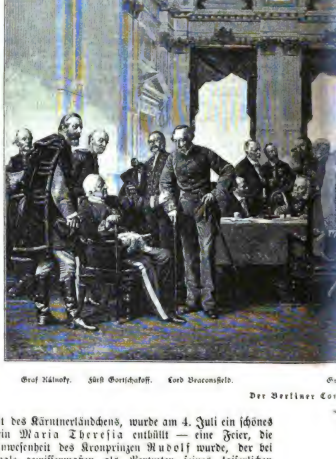
Manche bedauerliche Erscheinungen in unserem socialen Leben, manche irrige und leidenschaftliche Meinung, die sich erst heute, mehr als zehn Jahre nach der Maikrise, die auch in ganz Deutschland verheerend wirkte, praktisch geltend zu machen sucht, hat ihre Wurzeln in dieser und wird erst wieder völlig verschwinden, wenn die letzten Folgen derselben, die noch immer nachwirken, gutgemacht und vergessen sein werden. Wie Mißtrauen und Argwohn den Charakter des einzelnen Menschen ändern und schmerzliche Erfahrungen sein Gemüth verdüstern, so ist dies auch bei den Massen der Fall, und auch sie verfallen der bequemen, aber gefährlichen Täuschung, für jedes Mißgeschick Andere verantwortlich zu machen, ohne sich den Antheil einzugestehen, den fast jeder Einzelne an solchen allgemeinen Irrthümern hat.

Der gutgemeinte Versuch der Regierung, die Krise durch eine Suspension der Bankakte zu beschwören, blieb erfolglos, denn die Baarmittel, welche dadurch dem Markte zur Verfügung gestellt werden konnten, verschwanden förmlich in dem Angebot, das von allen Seiten hereinstürmte und jeden Versuch, auch nur einen Theil der Werthe aufzunehmen, aussichtslos und zu einem höchst gefährlichen Unternehmen machte. Wie schillernde Seifenblasen in der Luft zu einem mißfarbigen Sprühregen zerplatzen, so stürzten nach der Reihe die Gründungen der Vorjahre zusammen, und jede derselben mehrte das Chaos und begrub Vermögen und Existenzen unter ihren Trümmern. Immer höher und höher stieg die Sturmflut, und fast gab es keine Höhe, keinen für noch so sicher geltenden Fels des Reichthums, den sie nicht zu erreichen und zu unterwaschen drohte. Ganze Spalten des Courszettels verschwanden, das Dröhnen des „Krachs" — wie man diesen Zusammenbruch nannte — machte sich bis in die exclusivsten Kreise unliebsam vernehmbar, und fast Tag für Tag berichteten die Blätter über Katastrophen und Selbstmorde aus Sphären, die sich noch vor Wochen stolz zu der von einem mystischen Nimbus umgebenen Kaste der Millionäre gerechnet hatten.

Nach einer ungefähren Berechnung nahm man an, daß durch die Krise Börsenwerthe im Betrage von circa sechshundert Millionen Gulden außer Verkehr gesetzt wurden, wobei jedoch nur deren Nominalwerth, nicht aber die oft sehr beträchtlichen bei der Emission gezahlten „Aufgelder" und oft rein schwindelhaften Course gerechnet sind. Wenn auch auf der einen Seite erwähnt werden muß, daß manche derselben thatsächlich nie realisirt wurden und eigentlich Werthe ohne Werth waren, so stellt sich doch gewiß die thatsächliche Vermögens-Verminderung in Folge der Krise noch weit höher als obige Summe, da die allgemeine Entwerthung auch

sicherer, von der Krise nicht direkt berührter Papiere schwere Opfer forderte und namentlich der schon erwähnte Rückgang des Realitätenwerthes viele Vermögen um ein Beträchtliches reducirte, ja bei der nicht immer ganz reell betriebenen Bauthätigkeit, die oft nur auf mit Wucherzinsen bezahlten Crediten fußte, auch häufig ganz verschlang.

Durch Jahre fortwirkend und heute noch nicht ganz überwunden, blieb die Krise auch nicht ganz ohne politische Folgen. Ohne die mehr oder weniger bedenklichen Manipulationen einzelner Persönlichkeiten entschuldigen zu wollen, muß doch betont werden, daß es weder der Wahrheit noch der Gerechtigkeit entspricht, für derartige Katastrophen eine bestimmte politische Partei in ihrer Gänze verantwortlich machen zu wollen. Es fehlt an Beispielen solcher Krisen zu keiner Zeit, denn sie entstehen durch aus ganz bestimmten Ursachen sich entwickelnde wirthschaftliche Fehler, welche wieder allgemein menschlichen Leidenschaften entstammen: dem Eigennutz, der Habsucht, thörichter Spielwuth und dem mehr oder weniger weiten Gewissen Jener, welche die Verblendung für sich auszunützen streben — lauter Eigenschaften, die bedauerlicherweise allen politischen Parteien, weil der Mehrzahl der Menschen, eigen sind. Der Versuch aber, *Einzelne* für Irrthümer der *Allgemeinheit* büßen zu lassen, ist an und für sich odios und kann auch nie vollkommen gelingen.



Graf Kálnoky. Fürst Gortschakoff. Lord Beaconsfield. Gr

Der Berliner Co

Bevor wir in der Schilderung der politischen Ereignisse des Jahres 1873 weiter schreiten, sei noch zweier bedeutsamer Ereignisse gedacht. In Klagenfurt, der lieblichen Hauptstadt des Kärntnerländchens, wurde am 4. Juli ein schönes Denkmal der großen Kaiserin *Maria Theresia* enthüllt — eine Feier, die noch weihevoller durch die Anwesenheit des Kronprinzen *Rudolf* wurde, der bei diesem Anlasse zum erstenmale gewissermaßen als Vertreter seines kaiserlichen Vaters fungirte. Am 24. Oktober aber fand im Beisein des Monarchen und einer glänzenden Versammlung die feierliche Eröffnung der *Hochquellenleitung* statt, indem der von dem Bauunternehmer *Gabrielli* errichtete *Hochstrahlbrunnen* vor dem Schwarzenberg-Palais zum erstenmale seine mächtige Wassersäule in die Luft emporsendete. Der Bürgermeister von Wien überreichte dem Kaiser, der durch seine hochherzige Spende der Residenzstadt diese Wohlthat zugewendet hatte, den

Digitized by Google

ersten Becher voll des köstlichen Wassers. Mit der Hochquellenleitung fand eine der großartigen Unternehmungen ihren Abschluß, die Wiens gewaltigen Aufschwung markiren, und mit Rücksicht auf das schon in den nächsten Jahren merkbare Sinken der Typhusfälle und anderer contagiöser Krankheiten kann man wohl sagen, daß sie eine der werthvollsten Gaben für das Gedeihen dieses mächtigen Gemeinwesens ist.

Am 5. November wurde der erste auf Grund directer Wahlen zusammengetretene Reichsrath, in dem auch dieses Mal wieder die Czechen fehlten, eröffnet. Die Thronrede gedachte dieses wichtigen Momentes mit den Worten: „Ein neuer Abschnitt unseres Verfassungslebens hat begonnen. Durch die Bildung des Hauses der Abgeordneten durch unmittelbare Wahlen hat die Reichsvertretung ihre Selbstständigkeit erlangt und ist der Boden geschaffen, auf dem alle Parteien ihre Ansprüche und Wünsche zu vollem Ausdruck zu bringen vermögen." Auch der mit „elementarer Gewalt" hereingebrochenen ökonomischen Krise gedachte die Thronrede und forderte die Vertretungskörper auf, den Schäden derselben durch geeignete Mittel entgegenzuwirken.

Fürst Bismarck. Graf Schuwaloff. Mehemet Ali Pascha.

1878. (Seite 972.)

Der letzteren Anregung entsprang dann die der Regierung eingeräumte Befugniß, dort, wo es wünschenswerth erscheint, um die Folgen der Krise zu hemmen, Vorschüsse bis zum Maximalbetrage von achtzig Millionen Gulden zu ertheilen, deren Rückzahlung jedoch vollkommen sichergestellt sein müsse. Es sei gleich hier erwähnt, daß dieser Credit, bei der äußersten Rigorosität der Regierung in Verwendung desselben, nur bis zum Betrage von siebzehn Millionen Gulden in Anspruch genommen wurde, die sammt Zinsen im Jahre 1880 wieder vollständig rückbezahlt waren.

Den Schluß des Jahres verherrlichte eine das ganze Reich mit all seinen vielsprachigen Völkerstämmen umfassende Erinnerungsfeier, die abermals den Beweis lieferte, daß Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus trotz widerstrebender Interessen und Meinungen das mächtige einigende Band bilden. Am 2. December waren es fünfundzwanzig Jahre, daß Kaiser Franz Josef I. den Thron bestiegen hatte — fünfundzwanzig Jahre, welches es nicht an schmerzlichen Katastrophen gefehlt hatte, die aber eine fortlaufende Kette von Beweisen nimmermüder Regentensorgfalt bildeten, die sich in der ungebrochenen Kraft des

Digitized by Google

Staates, in den mächtigen Culturfortschritten der Bevölkerung und in der achtunggebietenden Stellung manifestirte, die Oesterreich im Rathe der europäischen Mächte einnahm.

An den großen Empfang bei Hofe, bei welchem von allen Corporationen des Staates Huldigungen und Geschenke dargebracht wurden, schloß sich am Abend eine glänzende Illumination von Wien, die der Kaiser mit dem Kronprinzen im offenen Wagen sitzend besichtigte und die stürmischen Ovationen hinnahm, welche die zahllose begeisterte Menschenmenge ihm darbrachte.

Seinen kaiserlichen Dank bezeugte der Monarch durch Wort und That. Eine umfassende Amnestie wurde erlassen, und über besondere Anregung des Kaisers die Franz Josefsstiftung für Kleingewerbetreibende in das Leben gerufen, um diesen durch den Umschwung in den Produktionsverhältnissen bedrohten und unter den Folgen der Krise leidenden Kreisen durch Vermittlung eines billigen Credites die helfende Hand zu reichen. Die Gemeinde Wien stellte sich mit fünfzigtausend Gulden an die Spitze der eingeleiteten Sammlungen, welchen der Monarch selbst mit gewohnter Munificenz beitrat, und die bald einen sehr ansehnlichen Betrag ergaben.

Um auch der Armee, die in harten Kämpfen sich während des verflossenen Vierteljahrhunderts trotz der Laune des Kriegsglückes den alten Ruhm aufopferungsvoller Tapferkeit bewahrt hatte, ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu geben, stiftete der Kaiser die Kriegsmedaille für Alle, die an den Kriegen seiner Regierungszeit theilgenommen hatten, auch wenn sie zur Zeit nicht mehr dem Verbande des Heeres angehörten.

Dem am 21. Jänner 1874 wieder zusammentretenden österreichischen Reichsrath wurden in Einlösung eines schon lange gegebenen Versprechens vier Gesetzentwürfe vorgelegt, die sich mit den confessionellen Angelegenheiten befaßten. Sie behandelten die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, die von den Besitzern geistlicher Pfründen zu leistenden Beiträge zum Religionsfond, aus welchem die Kosten des katholischen Cultus bestritten würden, die äußeren Rechtsverhältnisse der klösterlichen Genossenschaften und die Bestimmungen über die gesetzliche Anerkennung von Religionsgesellschaften.

Der erste und vierte Gesetzentwurf wurden so ziemlich nach der Regierungsvorlage angenommen und erhielten im Mai die kaiserliche Sanction. Die beiden anderen aber erlitten in beiden Häusern eine Umgestaltung, die der vorsichtigen Politik des Cultusministers widersprach, der mit gutem Grund die Versuchung mied, dem in Deutschland mit Entfesselung des sogenannten „Culturkampfes" gegebenen Beispiel zu folgen. Das Ministerium erklärte offen, die Sanction der Gesetze in der ihnen gegebenen Form nicht vorschlagen zu können und sie unterblieb auch. Widerspruchsvoll blieb noch immer die Stellung der sogenannten „Altkatholiken", die nun einmal schlechterdings ihre Abneigung gegen das Unfehlbarkeitsdogma öffentlich manifestiren wollten und auch förmliche Kirchengemeinden bildeten, vom Staat aber weder förmlich anerkannt, noch in ihren Bestrebungen gehindert wurden.

Noch während die confessionellen Gesetze in Verhandlung standen, erließ Papst Pius IX. eine Encyclica an die österreichischen Bischöfe, welche jene Staatsgesetze verdammte und ziemlich offen die Bischöfe anwies, dieselben einfach nicht zu beachten. Selbst Graf Andrássy, der die Zumuthung, in der kirchlichen Politik ernster vorzugehen, einst mit der etwas unberechtigt geringschätzenden Phrase beantwortet hatte, er sei nicht gewohnt, „auf Spatzen mit Kanonen zu schießen", sah sich genöthigt, in einer ziemlich scharfen Note dem päpstlichen Stuhle die Grenzen seiner Macht gegenüber der staatlichen Gesetzgebung in Erinnerung zu bringen. Uebrigens hatte der päpstliche Uebergriff nur die gewöhnliche Folge, daß er eine nach der anderen Seite ebensoweit über das Ziel schießende Bewegung entfesselte. Zahlreiche Adressen drückten dem Ministerium nicht blos die Zustimmung aus und forderten es auf, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, sondern ein zahlreich besuchter Parteitag in Krems stellte in einer Resolution sehr weitgehende Forderungen auf, die eine völlige

Umwälzung in den kirchlichen Verhältnissen bedungen hätten, zu welcher heutzutage wahrlich Zeit und direkte Nöthigung fehlte. Uebrigens faßte auch eine im März in Wien zusammentretende Bischofssynode den weisen Beschluß, zwar formell zu protestiren, aber sich den Gesetzen zu fügen, mit welchen es sich ja, wie die Erfahrung lehrt, für alle Theile recht gut in Frieden auskommen läßt.

Die Nachwirkungen der Krise machten sich immer fühlbarer und riefen bedauerliche Stockungen in der gewerblichen Produktion hervor, die nach den abnormen Erwerbsverhältnissen der vergangenen Jahre und in dem ungewöhnlich strengen Winter von 1873 auf 1874 noch schmerzlicher empfunden wurden. Die nie rastende Fürsorge des Kaisers wendete sich auch dieser Kalamität zu, und er lenkte in einem Handschreiben vom 8. Februar die Aufmerksamkeit darauf und auf die zu ergreifenden Maßregeln. Es heißt unter Anderem darin: „Es liegt Mir am Herzen, daß Alles aufgeboten werde, um den bedrängten Classen der Bevölkerung jede thunliche Erleichterung zu theil werden zu lassen. Insbesondere wünsche Ich das Augenmerk darauf gerichtet zu sehen, daß die Bauthätigkeit zur Herstellung von Werken, die im öffentlichen Interesse nothwendig oder in volkswirthschaftlicher Beziehung wichtig sind, angeregt und gefördert und dadurch Arbeit für fleißige Hände und Verdienst für zahlreiche Gewerbe geschaffen werde."

Unter den Maßregeln, welche zu diesem Zwecke ergriffen wurden, ist in erster Linie das am 10. Februar 1874 vorgelegte Gesetz über die Erleichterungen beim Ausbau schon bestehender Eisenbahn-Linien zu nennen, das zugleich auch im Interesse der Vereinfachung und Verwohlfeilung des Betriebes die Fusionirung kleinerer Eisenbahn-Gesellschaften mit namhaften Gebühren-Herabsetzungen bedachte. Mit verdoppeltem Eifer wurde an den herrlichen Neubauten gearbeitet, am k. k. Hofschauspielhause, am Reichsrathsgebäude, das nunmehr fertig ist und dessen prächtige von Professor Pilz modellirte Quadriga (Viergespann, Bild Seite 937) weithin sichtbar ist.

Vom 11. bis 27. Februar weilte Kaiser Franz Josef auf einer Reise nach Rußland, um den vorjährigen Besuch des Kaisers Alexander II. zu erwidern. In Petersburg wurde unser Monarch mit demonstrativer Zuvorkommenheit aufgenommen, die, über die Grenzen gewöhnlicher Courtoisie hinausgehend, gewiß nicht ohne politischen Zweck war.

Eine frohe Kunde traf im Herbst aus dem hohen Norden ein, als ein Telegramm aus Tromsöe über das Schicksal der österreichischen Nordpolfahrer beruhigte, für welche man schon lebhafte Besorgnisse hatte. Vor zwei Jahren waren dieselben zu einer aus Privatmitteln ausgerüsteten Expedition ausgezogen, welche der Initiative und werkthätigen Unterstützung des Grafen Hans Wilczek (geb. 1837) entsprungen war und unter Leitung von Linienschiffs-Lieutenant Karl Weyprecht und Oberlieutenant Julius Payer stand. Die abnormen Witterungsverhältnisse des letzten Winters hatten schon kaum mehr an eine glückliche Rückkehr der wackeren Männer glauben lassen, desto größer war daher die allgemeine Freude, als man über deren Schicksal beruhigt sein konnte. Obwohl das Schiff „Tegetthoff" schon im Beginn der Expedition vom Eis eingeschlossen wurde, trugen doch die Beobachtungen und Forschungen wesentlich zur Kenntniß der Polarländer bei, und auf den unternommenen Schlittenreisen wurde im hohen Norden ein Festland entdeckt, dem die kühnen Reisenden den Namen „Franz Josefsland" mit den beiden Caps „Wien" und „Pest" beilegten, wodurch die dualistische Gestaltung des Reiches auch unter den Eisbären zu gebührender Anerkennung gebracht wurde. Zum Verlassen des Schiffes genöthigt, gewannen die Nordpolfahrer auf einer beschwerlichen Schlittenreise das offene Meer, um in Booten die noch immer sehr ungewisse Rettung zu suchen, als sie glücklicherweise einen verspäteten russischen Wallfischfänger fanden, der sie aufnahm und nach Tromsöe brachte. Von dort glich ihre Heimreise einem wahren Triumphzuge, den diese kühnen und selbstlosen Männer, die ihr Leben im Dienste der Wissenschaft gewagt hatten, auch mit allen Ehren verdienten. In Wien war der Empfang (25. September 1874) ein besonders

festlicher, und die beiden Führer Weyprecht und Payer, sowie die anderen Offiziere Brosch und Orel und Doctor Kepes Gegenstand zahlreicher Ovationen und Ehrenbezeugungen.

Besonders zu erwähnen ist auch, daß Oesterreich im Jahre 1874 durch zwei wissenschaftliche Bildungsstätten bereichert wurde. Am 2. Oktober fand die Eröffnung der neuen kroatischen Universität in Agram statt, und mit Handschreiben vom 9. Dezember ertheilte der Kaiser dem Ministerium die Ermächtigung, dem Reichsrath die wegen Errichtung einer Hochschule in Czernowitz nöthigen Vorlagen zu machen.

In Ungarn beherrschte die Verschiebung der Parteiverhältnisse vollkommen das öffentliche Leben. Der doppelte Uebelstand, daß dem Ministerium die leitende Autorität seit Andrássy's Uebersiedlung nach Wien und der herrschenden Partei, die bezeichnenderweise Deák- und nicht Regierungspartei hieß, die unbedingt entscheidende Einflußnahme des wegen zunehmender Kränklichkeit sich zurückziehenden Führers fehlte, machte sich geltend. Die Wünsche des Landes waren befriedigt, und die Einigkeit, welche bisher geherrscht hatte, ging mehr und mehr in die Brüche, als es galt, den Weg mühsamer Reformen zu betreten, über deren Ausdehnung die Meinungen sehr verschieden waren, und durch welche auch mancherlei liebgewordene Sonderinteressen verletzt werden mußten.

Das turbulente Treiben der äußersten Linken (Unabhängigkeits-Partei), die sonderbarerweise im ganzen Ausgleich eine Beeinträchtigung Ungarns sah und die Forderung nach staatlicher Selbstständigkeit oft bis zu jener unfreiwilligen Komik trieb, die im „ungarischen Globus" des Abgeordneten Madarász ihre ergötzlichste Blüthe trieb, beförderte die Zersetzung der Parteien noch. Ein Theil der früheren Linken trennte sich von den Exaltados und bildete mit einem Theil der herrschenden Deákisten unter Führung Koloman Ghyczy's das Centrum, unter dem sich alle liberalen Elemente scharen sollten. Auch einer der schärfsten und befähigtesten früheren Gegner des Ausgleiches, Koloman Tisza (Bild Seite 945), machte eine merkbare Wendung nach rechts, und auf ihn concentrirten sich als Mann der Zukunft immer mehr die Blicke.

Das Ministerium Szlávy konnte keinen recht festen Boden im Parlamente gewinnen. Schon im November 1873 traten die Minister für Finanzen und Communicationen zurück, und am 1. März 1874 gab auch Szlávy seine Entlassung. Erst nach mehr als drei Wochen erfolgte die Ernennung Bittó's zum Ministerpräsidenten, der sein Cabinet fast ganz aus der alten Deákpartei und den früheren Inhabern von Portefeuilles zusammensetzte, den geänderten Parteiverhältnissen aber durch Zuziehung Koloman Ghyczy's als Finanzminister Rechnung trug.

Gerade dessen Amtsführung aber, so vortrefflich sie in ihrer Art war, behagte dem größeren Theil des Parlamentes und den einflußreichsten Kreisen außerhalb desselben nicht sonderlich. Sein Rezept, das in dem einen Wörtchen: Sparsamkeit bestand, widersprach der Neigung, die neugewonnene staatliche Selbstständigkeit durch allerlei kostspielige Unternehmungen zu beweisen, wie es bei der Favorisirung der Honvédarmee, weitaussehenden Bahnbauten u. s. w. geschah. Man konnte zwar die Richtigkeit der von Ghyczy unerbittlich gebrauchten Ziffern-Colonnen nicht bestreiten und fühlte wohl selbst ein gelindes Grauen bei dem Anwachsen der ungarischen Staatsschuld, in deren Höhe sich die selbstständige Finanzverwaltung eben kein glänzendes Zeugniß ausstellte — aber man fand an seinen nüchternen Gründen trotzdem keinen Gefallen, weil sie der nationalen Eitelkeit und allerlei gemeinsamen und Privatpassionen nicht entsprachen. Bei der Wichtigkeit, welche der Finanzverwaltung stets innewohnt, war es nicht schwer, einzusehen, daß auch das neue Ministerium Bittó von keiner sehr langen Dauer sein werde.

In der That erfolgte die Annahme des Budgets nach langer stürmischer Debatte (27. Jänner bis 11. Februar 1875) mit so verschwindend kleiner Majorität, daß das Ministerium seine Demission gab. Bei der Zerfahrenheit der Parteien war die Cabinetsbildung eine schwierige Sache, als Koloman Tisza durch die

Erklärung, daß er und seine Gesinnungsgenossen den prinzipiellen Widerstand gegen den Ausgleich von 1867 aufgeben, die Situation klärte. Aus dem von ihm geführten linken Centrum und dem Gros der Deákisten bildete sich nun die sogenannte „liberale Partei", die seither die überwiegende Majorität des Unterhauses und die unerschütterliche Phalanx der Regierung abgab. Den äußeren Ausdruck fand diese Verschiebung darin, daß schon am 15. Februar 1875 Koloman Tisza, der unbestrittene Führer der neuen Partei, mit der Cabinetsbildung betraut wurde. Nicht mit Unrecht nannte man das am 28. Februar ernannte Ministerium ein Coalitions-Ministerium. Auf Wunsch des Hofes übernahm Baron Wenckheim das Präsidium, während Tisza, das eigentliche leitende Haupt, sich vorläufig mit dem Ministerium des Inneren begnügte. Nur drei von den früheren Ministern erhielten ihre Portefeuilles, während in Koloman Széll, einem tüchtigen jüngeren Mann und Neffen Deák's, als Finanzminister, in Trefort als Cultusminister, vollkommen neue Kräfte in die Regierung traten.

Der Beginn des Jahres 1875 brachte in dem sensationellen Strafproceß des früheren General-Direktors der Lemberg-Czernowitzer Bahn den Abschluß einer schon seit Jahren sich hinziehenden Affaire.

Bereits am 9. Oktober 1872 war in Folge mancher Uebelstände bei Verwaltung dieser Bahn, die den Staat vermöge der ihm obliegenden Zinsengarantie auch direkt in das Mitleid zogen, nachdem schon ein Brückeneinsturz (über die Sereth) Zweifel in die Bausicherheit und den Verkehr angeregt hatten, die Sequestration über diese Bahn verhängt worden. Man wollte damals wissen, daß der General-Direktor, dem man tüchtige Kenntnisse und eine nach allen Seiten ausgebildete Geschäftsroutine, aber auch sehr hochgradiges Selbstbewußtsein zuschrieb, energische Mahnungen des Ministeriums endlich mit der mehr als brüsken Antwort abgefertigt habe: „In meine Verwaltung hat mir Niemand einzureden — es bleibt Alles wie es ist, und ich werde noch lange General-Director sein, wenn Excellenz nicht mehr Minister sind!"

Das war denn doch etwas zu „starker Tabak", um ein vulgäres Sprichwort zu gebrauchen, und über Antrag des Handelsministers Banhans wurde die Sequestration im Ministerrathe beschlossen. Die während derselben gemachten Erhebungen, die sich bis auf die Zeit der Financirung, des Baues und bis in die geringsten Details der Geschäftsführung des General-Directors erstreckten, lieferten nun das Substrat zu einer Anklage desselben wegen Betruges, die so energisch betrieben wurde, daß man zu seiner Verhaftung schritt und anfänglich sogar verweigerte, ihn gegen Erlag einer Caution von einer Million Gulden in Freiheit zu setzen.

Unleugbar konnte man sich bei diesen Maßregeln den Influenzen der öffentlichen Meinung, die, wie nach jeder öffentlichen Kalamität, auch nach der Krise von 1873 nach Opfern begehrte, nicht ganz entziehen, und im Grunde war der ganze Proceß ein nur wenig erbaulicher Epilog zu der Krise. Mit so viel Interesse man dem im Jänner und Februar 1875 vor dem Schwurgerichte verhandelten Processe entgegensah, und so viel Pikanterien er durch die Personen, welche hier als Zeugen, als offene und geheime Ankläger, als offene und geheime Mitschuldige des eigentlichen Angeklagten figurirten, zu Tage förderte — viel thatsächlich Neues erfuhr man nicht. Daß manche der bei Gründungen und Financirungen üblichen Praktiken vor dem Richterstuhl makelloser Redlichkeit nicht bestehen können, war ebenso wenig neu, als die Thatsache, daß gerade die sich bei solchen Unternehmungen gegenseitig „waschenden Hände" oft recht „schmutzige Arbeit" verrichten. Jedermann wußte, und es kam auch im Verlaufe des Processes zum Vorschein, daß Alles, was man hier als Verschulden auffaßte, in zahlreichen Fällen ebenso vorgekommen war und als gewöhnliche Geschäfts-Usance in einer Zeit aufgenommen wurde, wo es noch so zahlreiche Verehrer und Theilnehmer an der „Trinkgelder-Theorie" gab, daß Niemand daran dachte, den Ankläger zu machen. Ueber diese Schäden verbreitete der Proceß ein grelles Licht, für eine direkt fraudulöse Ge-

bahrung konnte jedoch kein zwingender Beweis erbracht werden und der Wahrspruch der Geschwornen entschied auch in diesem Sinne auf „Nichtschuldig".

Daß es nicht gut war, Gewohnheiten, die in einer bestimmten Zeit allgemein sind und von Niemand mißbilligt werden, bei einem Umschwung der leicht beweglichen öffentlichen Meinung als ein Verschulden aufzufassen, bewiesen die Folgen des Processes. Der mit Umsicht, aber auch ohne alle Rücksicht geführten Vertheidigung gelang es, den Beweis zu führen, daß die an dem General-Direktor exemplificirte „Trinkgelder-Theorie" im großen Style selbst von noch in Amt und Würden befindlichen Personen seinerzeit anerkannt worden war, und der Handelsminister, der als Zeuge erschien, mußte seine Beziehungen zu einzelnen böhmischen Bahnen, bevor er Minister geworden war, im Gerichtssaale einer peinlichen Erörterung unterzogen sehen. Ein längerer Urlaub leitete seinen unvermeidbar gewordenen Rücktritt ein; er wurde durch Johann Ritter von Chlumetzky ersetzt, der bisher Ackerbauminister gewesen war, und an dessen Stelle trat Hieronymus Graf Colloredo-Mansfeld (geb. 1809, gest. 1881). Schon ein Jahr früher war Doctor Florian Ziemialkowski, der gemäßigteste und am meisten für den Reichsgedanken eintretende Politiker von den Polenbänken, als Minister für die galizischen Angelegenheiten in das Cabinet getreten, womit die Spezies der sogenannten „Landsmannminister" geschaffen wurde.

Im Frühjahr 1875 trat Kaiser Franz Josef eine Reise nach dem Süden an, die in mehrfacher Beziehung von hoher politischer Wichtigkeit war. Am 1. April beginnend, führte dieselbe den Monarchen zuerst nach Triest, wo er der feierlichen Enthüllung des seinem unglücklichen Bruder Maximilian geweihten Denkmals (3. April 1875) beiwohnte. Vom 5. bis 7. April weilte Kaiser Franz Josef, den Besuch Viktor Emanuel's bei der Weltausstellung erwidernd, als Gast des Königs von Italien in Venedig, wo der stürmische Enthusiasmus der Bevölkerung bewies, daß sie die Tragweite dieses Besuches voll erfasse, in dem eine rückhaltlose Anerkennung der vollzogenen Ereignisse lag.

Vielleicht von noch größerer politischer Bedeutung war die Fortsetzung der Kaiserreise in Dalmatien. Die in diesem Lande herrschende Parteizerklüftung trat wiederholt in tumultuarischen Scenen zu Tage, obwohl jede der drei Nationalitäten in den dem Monarchen gebrachten Ovationen wetteiferte. Den Italienern, welche von Alters her in den Städten nicht allein das Culturelement, sondern in dem sonst armen und sterilen Land auch die Handels- und Gewerbsthätigkeit repräsentiren, standen die beiden slavischen Stämme der Kroaten und Serben feindlich entgegen, die aber zu einander selbst nicht im besten Verhältniß standen, da die ersteren sich als die gesetzlichen Herren des Landes erachteten und vom dreieinigen Königreich träumten, die letzteren aber mit den stammverwandten Hinterländern und den Czernagorzen sympathisirten. Diese Verhältnisse waren umso bedeutsamer, als es in der Herzegowina wieder mächtig gährte und Montenegro bald darauf in offenen Conflict mit der Pforte kam. Beide Theile suchten die Kaiserreise für ihre Zwecke auszubeuten; in Ragusa empfing eine vom Großherrn gesendete türkische Begrüßungsdeputation den Monarchen Oesterreichs, und der Fürst der schwarzen Berge, Nikita, fand sich mit seinen mächtigsten Wojwoden in Person auf österreichischem Boden ein, um dem mächtigen Nachbar zu huldigen und sich für die nächstkommenden Ereignisse dessen Geneigtheit zu sichern.

Bald nach der Rückkehr des Kaisers, am 30. Mai 1875, fand die feierliche Eröffnung des neuen regulirten Donaubettes statt, womit nach fünfjähriger Arbeit, mit einen Kostenaufwand von fünfundzwanzig Millionen Gulden, das zweite jener riesigen Unternehmen vollendet war, dessen volle Segnungen erst dem kommenden Geschlechte zu Theil werden dürften. Um die mächtige Wasserstraße der Donau zur vollen Bedeutung zu erheben, sind noch an anderen Stellen des unteren Stromlaufes die natürlichen Hindernisse zu beheben, und auch die Politik hat noch manchen Knoten zu lösen, manche Sonderinteressen und egoistische Vorurtheile auszugleichen. Wien gebührt das Verdienst, die große Frage der Donauregu-

lirung in Angriff genommen und, so weit es in seinen Kräften stand, gelöst zu haben, wobei das Reich werkthätige Hilfe leistete, da es an der Bedeutung und Ausnützung dieses mächtigen Stromes, der Mittel-Europa mit dem Orient verbindet, das hervorragendste Interesse hat.

Am 29. Juni starb in Prag im Alter von 81 Jahren Kaiser Ferdinand, der bis an sein Lebensende durch sein Wesen und die zahlreichen Wohlthaten, die er übte, den ihm vom Volke verliehenen Namen des „Gütigen" rechtfertigte. Aufrichtige Trauer wurde in Millionen Herzen lebendig beim Hinscheiden eines Fürsten, dem auch die strengsten Beurtheiler keinen anderen Vorwurf zu machen wußten, als daß ihm jene Strenge und Energie mangelte, die in seiner Zeit nöthig gewesen wären, um das Staatsruder unbeeinflußt von verderblichen Rathgebern und stetig im stürmischen Wogenschlag aufgeregter Tage zu führen. Kaiser Franz Josef kam zu den Leichenfeierlichkeiten nach Prag, und zur Beisetzung in Wien (6. Juli) fanden sich als Repräsentanten ihrer Staaten und Fürstenfamilien die Thronfolger von Deutschland, Rußland und Italien ein.

Durch die Affaire von Podgorizza, wo zwischen Montenegrinern und türkischen Arnauten eine jener Balgereien stattfand, die sonst zu den üblichen Gewohnheiten gehören, nun aber den Vorwand zu grimmigen Reclamationen Montenegros bieten mußten, und durch den in der Herzegowina im Juli 1875 aufflammenden Aufstand der Rajah wurde plötzlich wieder die orientalische Frage auf das Tapet gebracht. Wenn dieselbe im Allgemeinen für die europäische Diplomatie jene unheimliche Rolle spielt, wie das „Skelett im Hause", das nach einem englischen Dichter in jeder Familie vorhanden ist und stets mit peinlichen Enthüllungen und unvorhergesehenen Gefahren droht, so scheint es, daß diesesmal mindestens ein Theil der diplomatischen Zunft auf den Ausbruch gefaßt war.

Schon die Bemühungen Beust's, Serbien von dem allerdings drückenden Besatzungsrecht der Türken in Belgrad zu befreien, bewies, daß die österreichische Politik an der unteren Donau andere Pfade einzuschlagen entschlossen sei und sich mit dem Gedanken an einen Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Europa vertraut mache. Als im Oktober 1873 nach einem der nicht seltenen Conflicte zwischen den türkischen Machthabern und der christlichen Bevölkerung eine Anzahl begüterter Bosnier auf österreichisches Gebiet flüchteten, nahm man sich derselben eifrig an. Darauf antwortete die Pforte mit einem Memorandum, welches heftige Angriffe gegen das österreichische General-Consulat in Bosnien enthielt und dasselbe unlauterer Umtriebe beschuldigte. Ohne diese Vorwürfe einer Widerlegung werth zu erachten, nahm Graf Andrássy die Partei seiner Organe und verlangte eine Genugthuung, welche die stets in tausend Verlegenheiten steckende Pforte auch nicht versagen konnte.

Der Statthalter Bosniens und der Herzegowina, Derwisch Pascha, konnte dem im Jahre 1875 ausbrechenden Aufstand nur geringe Streitkräfte entgegensetzen und es nicht einmal verhindern, daß die Insurgenten, freundnachbarlich unterstützt von den Montenegrinern, die kleine Festung Trebinje cernirten. Von raschen entscheidenden Schlägen, wie sie seinerzeit Omer Pascha geführt hatte, konnte also, obwohl Derwisch ein tüchtiger und erfahrener Soldat war, keine Rede sein, sondern es entspann sich ein verderblicher kleiner Krieg, der von beiden Seiten ziemlich grausam geführt wurde. Zahlreiche Flüchtlinge aus den insurgirten Ländern traten nach Oesterreich über und bildeten in mehr als einer Hinsicht eine Kalamität, da sie bald auf einmalhunderttausend Köpfe anwuchsen.

Die Ansprache des Monarchen beim Zusammentritt der Delegationen (21. September) bewies, daß die Regierung den Ernst der Situation voll erfaßt hatte und das Dreikaiserbündniß mit Rücksicht auf die vorauszusehenden Vorgänge im Orient geschlossen worden war. Das klang ziemlich deutlich aus den Worten: „Die Bewegung, welche in einigen Provinzen des türkischen Reiches entstanden ist, muß durch die unmittelbare Nachbarschaft und die daraus entspringenden vielfachen Beziehungen die Monarchie in erster Linie berühren. Unser herzliches Verhältniß zu

den beiden großen Nachbarreichen, sowie die freundlichen Beziehungen zu den anderen Staaten lassen jedoch die Hoffnung begründet erscheinen, daß trotz dieser Ereignisse sowohl die Ruhe der Monarchie als der Friede Europas erhalten bleiben werden."

In der That deuteten mehrere Symptome darauf hin, daß die orientalische Politik der drei Kaisermächte sich vollkommen auf einer Linie bewege. Im November begann Graf Ignatieff die diplomatische Campagne mit dringenden Vorstellungen an den Sultan, und sein College, der österreichische Botschafter Franz Graf Zichy (geb. 1811) sekundirte ihm, indem er die Nothwendigkeit von Reformen betonte. Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Kaisers Alexander als Ritter des Georgsordens begab sich Erzherzog Albrecht nach Petersburg, und die besonders auszeichnende Aufnahme, die er fand, wurde allseitig als ein Beweis vollkommenen politischen Einverständnisses aufgefaßt. Bei der Festtafel toastete der Czar auf das Wohl seiner „Freunde und Verbündeten, der Kaiser

Einmarsch der k. k. österreichischen Truppen in Ada Kaleh. (Seite 973.)

Wilhelm und Franz Josef", mit dem Beisatze, er fühle sich glücklich, aussprechen zu können, „daß die einige Allianz zwischen den drei Reichen und den drei Armeen unversehrt zu dieser Stunde besteht und nur die Erhaltung der Ruhe und des Friedens in Europa zum Zwecke hat".

Die öffentliche Meinung war ebenso im Rechte, als sie hinter dieser auffälligen Liebenswürdigkeit, die der vorhergehenden Politik nicht entsprach und auch nicht von Dauer war, besondere Zwecke vermuthete, als daß sie die russische Friedensliebe mit sehr viel Mißtrauen aufnahm.

Besonderes und zum Theile sehr unliebsames Aufsehen machte im Herbste 1875 eine Broschüre über mehrere Organisationsfragen der österreichischen Armee, als deren Autor ein jüngerer Prinz des Kaiserhauses, Erzherzog Johann Salvator (geb. 1852), genannt wurde. Neben der Sachkenntniß, die in militärischer Beziehung entwickelt wurde, fiel diese Schrift durch die Schärfe auf, mit welcher sie sich in politischer Beziehung gegen Deutschland kehrte, Schutzmaßregeln an den Grenzen gegen dasselbe forderte und den innigsten Anschluß an Rußland befür-

wortete. Diese Tendenz stand so sehr im Widerspruche mit der offiziellen Politik, daß Graf Andrássy eifrig die Gelegenheit ergriff, in den Delegationen die Vorschläge der Broschüre nur als „Privatansichten" zu kennzeichnen, welche von keinem berechtigten Factor der Regierung getheilt werden.

Im Herbste, unmittelbar nach Schluß der Delegationen, vollzog sich auch die zu erwartende Wandlung im ungarischen Ministerium, indem der nominelle Präsident, Baron Wenckheim, zurücktrat und Koloman Tisza, das geistige Haupt desselben, am 10. Oktober auch thatsächlich zum Cabinetschef ernannt wurde. Besaß er auch in Ungarn wenig wahre Freunde, so beugte man sich doch seiner unleugbaren geistigen Bedeutung um so lieber, als die bevorstehende Erneurung des Ausgleiches es dringend nöthig machte, daß in die Unterhandlungen ein greises, kräftig geführtes ungarisches Ministerium eintrete. Und da hinter demselben eine Volksvertretung stand, welche den speciellen ungarischen Standpunkt einmüthig und

Kaiser Franz Josef im überschwemmten Szegedin. (Seite 979.)

eifersüchtig wahrte, befand sich Cisleithanien schon von vornehereim im Nachtheil, da das Ministerium Auersperg-Unger den ungarischen Aspirationen gegenüber auch den gesammtstaatlichen Standpunkt zu wahren hatte, im österreichischen Reichsrath aber Parteien saßen, die gerne eine sie weniger schwer treffende Mehrbelastung der westlichen Reichshälfte bewilligten, wenn nur irgend ein besonderer provinzieller Vortheil dafür einzuheimsen war. Mit den im Juni eingeleiteten Unterhandlungen über die Verlängerung des Zoll- und Handelsbündnisses betrat man die Bahn jener langwierigen Verhandlungen, welche durch mehr als drei Jahre die Zeit und Kraft der Volksvertretungen in Anspruch nahmen und einen der größten Uebelstände des Verhältnisses zu Ungarn bloßlegten, der darin bestand, daß dasselbe von zehn zu zehn Jahren vollkommen in Frage gestellt war und die staatsrechtliche Basis des Gesammtstaates eigentlich nur „auf Kündigung" währte. Schon im Jänner 1876, als auch die Bankfrage in den Kreis der Berathungen gezogen wurde, mußten die Verhandlungen abgebrochen werden, da man von Ungarn eine vollkommene Zweitheilung der Bank forderte, aber gnädigst zu gestatten bereit war,

daß die besondere ungarische Bank mit einem Theile des Bankkapitals fundirt werde.

Am Schluße des Jahres 1875 haben wir einer erhebenden Feier zu gedenken, bei welcher sich im äußersten Osten der Monarchie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit einem großen machtvollen Staatskörper in erfreulicher Weise zur Geltung brachte. Am 4. Oktober feierte die Bukowina das hundertjährige Jubelfest der Vereinigung mit Oesterreich. Die große civilisatorische Aufgabe, welche unser Staat in diesem Ländchen und im Osten überhaupt hat, konnte nicht treffender symbolisirt werden, als durch die gleichzeitige Eröffnung der Universität in Czernowitz, die dort als äußerste vorgeschobene Grenzwacht deutscher Bildung und deutscher Wissenschaft vorzügliche Dienste leistet. Zur bleibenden Erinnerung der für die Entwicklung der Bukowina so wichtigen Gedenkfeier erfolgte in Czernowitz die Enthüllung eines Denkmales der Austria, als Verkörperung des Staatsgedankens, der die Entwicklung und den Bestand der einzelnen Theile allein gewährleistet.

Mit 1. Jänner 1876 trat eine schon vom Bürgerministerium vorbereitete, für Handel und Verkehr unendlich wichtige Maßregel in Kraft: die Einführung des metrischen Systems für Maß und Gewicht. Abgesehen von der Erleichterung des Rechnungswesens und daß damit wieder hemmende Verschiedenheit in den Beziehungen zum Weltverkehr beseitigt wurde, wird die wahre Wohlthat nur Jener zu schätzen wissen, der erfahren hat, daß neben den beiden allgemein bekannten Gewichtssystemen (Wiener- und Zollzentner), neben der Wiener Elle und dem Eimer auch früher noch eine Unzahl von provinzialen Maßen und Gewichten im Gebrauch standen (böhmische und polnische Elle, als Flüssigkeitsmaße die polnische Quart, die bayrische Maß u. s. w.), die den damit nicht vertrauten Consumenten vollkommen rathlos machten.

Nach stürmischer Debatte genehmigte das Unterhaus in Pest am 19. Jänner 1876 die Regierungsvorlage über die Komitatsreform, womit ein freilich sehr schüchterner Anfang zur Umgestaltung der Administration gemacht war. Wenige Tage darauf erlitt das Land einen großen, einen unersetzlichen Verlust, der nicht weniger schmerzlich empfunden wurde, weil er sich seit längerer Zeit voraussehen ließ.

Am 29. Jänner 1876 starb Franz Deák (Bild Seite 913). Wenn auch seit den letzten Jahren sein direktes Eingreifen in den Gang der Dinge sehr selten geworden war, so trug doch sein Einfluß und Rath viel dazu bei, die Parteigegensätze zu mildern und die oft weit über das Ziel schießenden nationalen und staatlichen Ansprüche seiner heißblütigen Landsleute zu mäßigen. In dieser Hinsicht ist er unersetzlich, denn Niemand ist der Erbe seiner Autorität, die nicht blos auf Verstandesschärfe und Weisheit, sondern viel mehr noch auf der unanfechtbaren Lauterkeit seines Charakters und einer Selbstlosigkeit beruhte, die ihn zum glänzenden Beispiele in ganz Europa, besonders aber in seinem Heimatslande machte, wo der politische Ehrgeiz oft sehr sonderbare Formen annimmt.

Die Trauer der Nation war eine tiefe und nachhaltige, und ihr entsprach der Beschluß des Reichstages, dem todten Patrioten, der über diesen Titel jeden anderen verschmäht hatte, eine prunkvolle Leichenfeier auf Staatskosten zu veranstalten. Daß der Werth seines Charakters allgemein anerkannt war, bewies das Erscheinen der Kaiserin Elisabeth am Sarge Deák's, die selbst einen Kranz darauf niederlegte und ihm ein Gebet widmete. Zur Leichenfeierlichkeit fanden sich auch Deputationen der cisleithanischen Vertretungskörper ein.

Gegenüber den Bestrebungen, den Ausgleich in einem für Ungarn günstigen Sinne abzuändern, erklärten am 17. Jänner zahlreiche über Schmerling's Anregung zusammentretende Herrenhaus-Mitglieder, daß es dringend nöthig sei, jede weitere Lockerung des Staatsverbandes hintanzuhalten, aber auch jede Mehrbelastung Oesterreichs, sowie jedes die Creditverhältnisse des Staates erschütternde Begehren der Ungarn abzuweisen.

In der That concentrirte sich fast die ganze innere Politik auf die Verhandlungen mit Ungarn. Daß durch den Eintritt der Jungczechen in den Landtag der erste Bruch mit der bisherigen Abstinenzpolitik und eine Spaltung in der nationalen Partei eingetreten war, daß tumultuarische Vorgänge im dalmatinischen Landtag und die von der slavischen Majorität in Scene gesetzte Insultirung des Landeshauptmanns die Regierung zur Auflösung zwangen, verschwand vor der Ausgleichsfrage, die von den Ungarn mit so weitgehenden Forderungen eingeleitet wurde, daß selbst Kossuth in einem Brief an einen Führer der Unabhängigkeitspartei die Mahnung aussprach, Ungarn möge sich nicht dem unheilvollen Traume hingeben, es könne im heutigen Europa seinen eigenen Weg gehen, denn das zusammenbrechende Oesterreich würde ein Scheiterhaufen sein, der auch Ungarns Selbstständigkeit vernichten müßte."

Am 19. April lehnte auch der Bankausschuß die ungarischen Propositionen ab, und es begannen nun direkte Unterhandlungen zwischen den beiden Regierungen, die im September 1876 zu einem theilweisen Einverständniß führten. Im Abgeordnetenhause fand man jedoch nach den Mittheilungen des Finanzministers Depretis die gemachten Zugeständnisse als viel zu weitgehend, und namentlich das vereinbarte Bankstatut wurde von hundertneunundsiebzig Abgeordneten als unannehmbar erklärt, und auch der Bankausschuß lehnte dasselbe „nicht blos im Interesse der Actionäre, sondern noch mehr mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche das Institut für die Creditverhältnisse und das geregelte Geldwesen des Staates habe", ab. Da man sich über keinen der streitigen Punkte einigen konnte, wurde am Jahresschluß eine provisorische Verlängerung des Zoll- und Handelsbündnisses nothwendig.

Eine endgiltige Ordnung dieser inneren Fragen wurde stets dringender, da die orientalischen Wirren sich so drohend gestalteten, daß Oesterreich-Ungarn stets mehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Bezeichnend für die Richtung der auswärtigen Politik war der im österreichischen Abgeordnetenhause hart angefochtene Abschluß eines Handelsvertrages mit Rumänien. Vergebens waren die Proteste der Pforte dagegen, daß ein im Suzeränetätsverhältniß zur Türkei stehendes Land selbstständige Staatsverträge abschließe; die drei Kaisermächte decretirten in identischen Noten, daß darin keine Verletzung der vertragsmäßigen Oberhoheitsrechte des Sultans liege, und der türkische Minister des Auswärtigen mußte sich in seiner Antwort begnügen, auf die Folgen hinzuweisen. In seinen Worten: „Es wird ein Tag kommen, an welchem menschlicher Wille ohnmächtig ist, eine Strömung aufzuhalten, die man durch eine Reihe von Vertragsverletzungen entfesselt hat", lag eine Prophezeihung, die sich binnen Jahresfrist schon erfüllen sollte.

Wenn Oesterreich auch seinen internationalen Pflichten streng nachkam, und zum Beispiel die von den türkischen Truppen auf sein Gebiet gedrängten Insurgentenschaaren entwaffnete und internirte, so konnte doch kein Zweifel darüber sein, daß man nicht geneigt sei, der türkischen Regierung ihre schwierige Situation zu erleichtern. Ein unwiderleglicher Beweis davon lag in der Sperrung des an der Suttorina gelegenen dalmatinischen Hafens von Kleck, der bisher den Türken zu ihren Truppennachschüben und zur Verproviantirung der in der Herzegowina kämpfenden Armee offen gestanden hatte.

Unterdessen hatte der Aufstand sich weithin ausgebreitet und auch Bulgarien ergriffen, wo er unter von beiden Seiten geübten Scheußlichkeiten wüthete und nur durch barbarische Strenge halbwegs unterdrückt werden konnte. Die ganzen Balkanländer waren in voller Gährung, wozu der wiederholte Thronwechsel in Konstantinopel nicht wenig beitrug. Durch eine vom Scheik-ul-Islam geführte Palastrevolte war Abdul-Aziz gestürzt und wenige Tage darauf unter dem Vorwande eines Selbstmordes getödtet worden, aber auch sein Bruder und Nachfolger Murad V. mußte als vollkommen schwachsinnig wieder entfernt und durch Abdul-Hamid ersetzt werden, der jedoch die Mentorschaft Midhat Paschas, eines energischen, europäisch gebildeten Staatsmannes, nur ungern ertrug, der einen unter den von allen Seiten wüthenden Stürmen allerdings etwas bedenklichen

Versuch machte, die Türkei in einen Verfassungsstaat umzuwandeln und die schweigsamen Muselmänner mit einer nach den besten Schablonen gearbeiteten Verfassung zu beglücken.

Getrieben von der eigenen Bevölkerung, den nie rastenden Ränken Rußlands und der Gier nach Vergrößerung, traten Ende Mai 1876 Montenegro und Serbien auf den Kampfplatz gegen die Pforte, das letztere gegen das Abmahnen Oesterreichs, aber mit ziemlich offener Unterstützung Rußlands, das zahlreiche Offiziere und als Obercommandant den famosen General Tschernajeff sendete, dessen Mund und Feder viel flinker und gefährlicher waren als sein Schwert.

„Von Fall zu Fall", wie Graf Andrássy meinte, entwickelte sich seine orientalische Politik, und sie glitt so lange im russischen Fahrwasser dahin, bis es zu spät war umzukehren. Im Mai reiste der Minister nach Berlin, wo Kaiser Alexander mit dem Fürsten Gortschakoff weilte, und die Frucht dieser Conferenzen war ein Memorandum, welches sich eng an die Reformnote vom 30. Dezember des Vorjahres lehnte. In dieser hatte Andrássy unter Zustimmung der beiden anderen kaiserlichen Cabinete der Pforte jene Maßregeln namhaft gemacht, welche zur Befriedigung der christlichen Unterthanen nöthig erschienen, und auch Italien hatte nachträglich sich mit diesen Vorschlägen einverstanden erklärt, die im Memorandum vom 13. Mai des Weiteren erörtert wurden. Man übersah nur, vielleicht nicht ganz ohne Absicht, daß die Pforte zur Zeit beim besten Willen außer Stande war, diesen trefflichen Rathschlägen nachzukommen, und daß die Dinge schon lange auf einen Punkt gediehen waren, wo es sich nicht mehr um die wohlthätigsten Reformen, sondern um die Losreißung von der Türkei handelte. Dieser zuzustimmen, durfte man aber doch auch der Pforte nicht zumuthen.

Die Ansprache an die Delegationen bewegte sich noch vollkommen im Geleise der vorjährigen. „Die Ereignisse im Orient haben", sagte der Monarch in derselben, „wie bei den befreundeten Herrschern der beiden Nachbarstaaten, so auch in Wien den Entschluß nur zu befestigen vermocht, das Verhältniß zwischen Unseren Reichen zu einem noch näheren und innigeren zu gestalten. Ich hege die zuversichtliche Erwartung, daß es diesem Verhältnisse, sowie den vereinigten Bemühungen der anderen europäischen Großmächte, zu denen Wir gleichfalls in freundschaftlichen Beziehungen stehen, gelingen werde, durch ein aufrichtiges Zusammenwirken die Segnungen des Friedens zu erhalten."

Im Anschlusse an diese Thronrede gab Graf Andrássy in den Delegationen die Erklärung ab, er verfolge als Zielpunkt seiner Politik den Status quo amélioré in der Türkei (das heißt: die Erhaltung aber Verbesserung der bestehenden Verhältnisse). Daß man diese an sich schöne Idee unter den obwaltenden Umständen für unrealisirbar hielt, bewies die noch im Mai erfolgende Weigerung Englands, sich den Reformvorschlägen anzuschließen.

Während der Kampf mit Montenegro hin und her schwankte und im Ganzen der Erfolg sich mehr auf dessen Seite neigte, war der Feldzug in Serbien durch ein paar rasche entscheidende Schläge des türkischen Marschalls Abdul Kerim bald zu einem für das Fürstenthum nicht sehr rühmlichen Ende gebracht. Bald blieb kein Zweifel, daß nunmehr, da seine Vorposten allein zur Zertrümmerung der türkischen Macht nicht hinreichten, Rußland selbst auf den Plan treten und seine so lebhaft betheuerte Friedensliebe Lügen strafen werde. Die Zusammenziehung einer starken Armee unter dem Großfürsten Nikolaus und eine erhöhte Geschäftigkeit der russischen Diplomatie waren ebensoviele Symptome dafür, daß man die nur vertagten, aber nie aufgegebenen Pläne auf den Orient wieder aufnehmen und durch einen Krieg die immer schwieriger werdenden Verhältnisse im Innern des Reiches in den Hintergrund schieben wollte.

Bei einer Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit dem Czar in Reichstadt (Böhmen) am 8. Juli 1876 wurde die neueste Phase der orientalischen Frage und die Stellung dazu erörtert, und wenige Tage später trafen sich die Monarchen von Oesterreich und Deutschland in Salzburg. Noch immer verstand

Rußland es, seine letzten Ziele zu verschleiern, und ein Toast des Kaisers Alexander galt bei einem Galadiner in Petersburg am 18. August „seinem Freund und Verbündeten, dem Kaiser von Oesterreich."

Aber schon die Sendung des General-Adjutanten Sumarakoff stieß in Wien auf eine ablehnende Haltung (24. September). Ein Handschreiben des Czars schlug eine gemeinsame bewaffnete Intervention gegen die Türkei vor, wobei Rußland Bulgarien, Oesterreich Bosnien und die Herzegowina occupiren sollte. Damit wäre der Krieg mit und wohl auch die Zertrümmerung der Türkei auf die Tagesordnung gesetzt worden, und Rußland erhielt von Wien auf diesen Vorschlag eine ablehnende Antwort, wie von London auf die Forderung einer Flottendemonstration.

In Ungarn nahm unterdessen die öffentliche Meinung in leicht verständlicher Weise die Partei der Türken, auf deren Seite sich überhaupt die Sympathien der Bevölkerung mit Ausnahme einiger slavischer Stämme neigten, die nun einmal im „weißen Czar" den Hort des Panslavismus sahen. Die Pester Studentenschaft widmete Abdul Kerim einen Ehrensäbel, der durch eine eigene Deputation nach Konstantinopel gebracht wurde, wo es einen glänzenden Empfang und eine ziemlich turbulente Verbrüderungsscene mit den Softas (den türkischen Studenten) gab. Hieher gehören auch die lärmenden türkenfreundlichen Demonstrationen, die im November in Ofen am Grabe Gül-Baba's in Szene gesetzt wurden und der Spektakel, welcher im nächsten Jahre wegen Rückgabe des Restes der Mathias Corvin'schen Bibliothek gemacht wurde. Ueber Betreiben der Regierung fand die eigentliche Uebergabe der Bücher zwar in Wien statt, aber bald darauf erschienen eine Anzahl Softas in Pest, wo sie Gegenstand begeisterter Ovationen und säbelrasselnder Banketreden wurden, deren Werth Graf Andrássy durch die gelegentliche Bemerkung sehr herabminderte, daß die Politik der Regierung durch die Interessen der Monarchie geregelt, aber durch Demonstrationen nicht beeinflußt werde.

Eine Erwähnung verdient die am 10. November 1876 in besonders feierlicher Weise und in Gegenwart des Monarchen stattgehabte Enthüllung des Schillerdenkmals, womit endlich eine schon bei Beginn der Stadterweiterung gegebene Zusage erfüllt wurde. Das nicht besonders glücklich concipirte Denkmal ist ein Werk des deutschen Bildhauers Professor Johannes Schilling (geb. 1828).

Durch die am 18. Jänner 1877 erfolgte Ablehnung der Reformvorschläge trat die orientalische Frage in ein neues Stadium. Die Pforte mochte sich noch immer geschmeichelt haben, in einzelnen Mächten einen thatkräftigen Rückhalt gegen Rußland zu haben, doch die zwei Tage nach der Ablehnung erfolgende Abberufung sämmtlicher Botschafter von Konstantinopel belehrte sie eines Besseren und führte auch den Sturz des Großveziers Midhat, des „Reformators der Türkei" herbei, obwohl die von demselben inscenirte etwas burleske Parlaments-Komödie trotzdem zu Stande kam und auch ein billiger Friede mit Serbien geschlossen wurde (1. Mai 1877).

Aber schon trat ein furchtbarer Feind auf den Kriegsschauplatz. Am 24. April erließ Kaiser Alexander von Kischenew aus das Kriegsmanifest, indem er erklärte, in diesen „heiligen Kampf" zu ziehen, um die „leidende christliche Bevölkerung zu befreien". Vergebens hatte Rumänien versucht, die Garantie der europäischen Mächte für seine Neutralität zu erlangen, da es von der Türkei viel weniger zu fürchten hatte, als von dem in Waffen starrenden Rußland. Doch da sein Hilferuf ungehört verhallte, mußte Rumänien, um nicht einfach erdrückt zu werden, ein Bündniß mit Rußland schließen, welches den Durchzug der russischen Armee gegen Gewährleistung der Integrität des Fürstenthums gestattete.

Die gleichzeitig im Mai 1877 in Pest und Wien gestellten Interpellationen über die Stellung der Regierung zu dem Conflict im Südosten waren nur das Echo der aufs Aeußerste beunruhigten öffentlichen Meinung. Die ziemlich gleichlautend ertheilten Antworten besagten, daß die Regierung sich die doppelte Aufgabe stelle, daß der Krieg keine allgemeine europäische Conflagration hervorrufe, seine Resultate

aber keine solchen seien, welche dem Interesse der Monarchie und deren berechtigtem Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Orient zuwiderlaufen. Zur Wahrung dieser Stellung habe sich die Regierung, unbeschadet ihrer Neutralitätserklärung, völlige Actionsfreiheit vorbehalten — womit eine zweite Auflage der „Politik der freien Hand" gegeben war, in welcher man nicht ganz ohne Grund den Keim späterer Conflicte ahnte. Die Erklärung Tisza's unterschied sich nur durch den Beisatz, daß die ungarische Regierung die eingeschlagene Politik vollkommen billige, worin ein Aviso für die Gassendemonstrationen der Türkenfreunde lag.

Zum Theil erheiternd wirkte es, daß fast gleichzeitig in Lemberg eine Volksversammlung stattfand, welche scharfe gegen Rußland gerichtete Resolutionen faßte und in Agram in Vereinen dessen Waffen aller Erfolg gewunschen und der Czar als „Christenbefreier" gepriesen wurde. Bei näherem Zusehen war es freilich eher betrübend, daß man hier und dort rein provinzielle Kirchthurmpolitik trieb, ohne Rücksicht auf die Stellung des Gesammtstaates zu nehmen.

Am 31. Juli beschloß ein Ministerrath unter Vorsitz des Kaisers, den Minister des Aeußeren zu ermächtigen, wenn nöthig, militärische Hilfe zum Schutze der Südostgrenze des Staates in Anspruch zu nehmen, und nach der Anfangs August stattfindenden Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Deutschland in Ischl wurde das „aufrichtige Einvernehmen der beiden Monarchen und Regierungen" so eifrig betont, daß wohl herauszuhören war, es habe das Dreikaiserbündniß einen Riß bekommen und sei im Begriffe, sich in ein Zweikaiserbündniß umzuwandeln, eine Auffassung, welche auch durch die im September zu Salzburg stattfindenden Conferenzen zwischen Andrássy und Bismarck eine Stütze fand.

Es ist hier nicht der Platz, den wechselvollen Gang des Krieges zu erörtern, welcher wiederholt der militärischen Tüchtigkeit der türkischen Armee ein vortreffliches Zeugniß ausstellte. Im August schien es nach den mißlungenen Angriffen auf Plewna, der Schlacht bei Kaceljevo und den Niederlagen südlich des Balkans und in Armenien, daß der Krieg mit dem von Niemand erwarteten Resultate eines Sieges der Türkei enden werde. Doch der stete Mangel türkischer Kriegführung in der Neuzeit, die zaudernde Offensive, ließ kostbare Zeit ungenützt verstreichen, woran auch Eifersüchteleien unter den Heerführern und die völlige Erschöpfung der materiellen Hilfsquellen des Staates ihren Antheil hatten. Bald nahmen die Ereignisse wieder eine für die türkischen Waffen ungünstige Wendung; mit dem vornehmlich durch die Tüchtigkeit der rumänischen Truppen herbeigeführten Fall von Plewna (10. Dezember 1877) wurde die ganze russische Armee für den Balkanübergang disponibel und der Weg nach Konstantinopel war offen.

Die Lage der Pforte wurde dadurch nicht verschlimmert, daß sich nun (12. Dezember), als es ungefährlich geworden war, auch Serbien wieder mit einer großmäuligen Kriegs-Proklamation herauswagte — nicht um am Kampfe theilzunehmen, sondern um bei der Beutevertheilung nicht vergessen zu werden. Von dem Schlachtfelde konnte die Türkei nichts mehr erwarten, sondern nur mehr von der Diplomatie, und mit der Circularnote vom 14. Dezember, in welcher sie die Vermittlung der Mächte anrief, beschritt sie diesen Weg.

Die diesjährige Ansprache an die Delegationen (5. Dezember 1877) war eine sehr unmerklich pointirte Umschreibung der Interpellationsbeantwortung: „Zu Meinem aufrichtigen Bedauern ist es nicht gelungen, den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei zu verhindern. Umso nachdrücklicher waren die Bemühungen Meiner Regierung darauf gerichtet, den Krieg zu localisiren und insbesondere der Monarchie die Segnungen des Friedens zu erhalten. Trotz der weitgreifenden Verwicklungen im Orient sind Unsere freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten aufrechterhalten und zugleich die berechtigten Interessen Oesterreich-Ungarns gewahrt worden. Dies wird auch künftighin unter allen Umständen die erste Aufgabe Meiner Regierung bleiben."

Diese nachdrückliche Betonung der „berechtigten Interessen" ließ ahnen, welchen Weg im kommenden Jahr die äußere Politik der Monarchie einschlagen werde.

Daß sich derselbe bei Verfolgung dieses Gesichtspunktes mehr und mehr von jenem Rußlands trennen mußte, war aber auch nicht schwer zu errathen, und so stand man am Jahresschluß noch immer vor der Möglichkeit eines schweren Conflictes.

Die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn waren im Laufe des Jahres 1877 noch immer zu keinem Abschlusse gekommen, obwohl der Monarch bei einem Empfang der Abgeordneten mit Recht sagen konnte, „die Interessengemeinsamkeit sei so groß und die Zustände so zwingend, daß der Ausgleich trotz aller Schwierigkeiten in einer beide Theile befriedigenden Weise gelingen müsse".

Doch den ungarischen Bestrebungen, den Ausgleich möglichst günstig zu gestalten, stand der sehr begreifliche Entschluß gegenüber, keine weitere Belastung der westlichen Reichshälfte zuzugestehen, und so kam es am 8. Februar zum Abbruch der von den beiden Ministerien geführten Unterhandlungen. In Folge dessen gab das Ministerium Tisza seine Demission, die aber von Niemand ernst genommen wurde, da es ganz zweifellos war, daß jedes andere Ministerium einen noch viel schwierigeren Stand gehabt hätte. In der That fand sich auch keiner der allenfalls möglichen Parteiführer bewogen, „mit dem Meuchler, dem Tisza, im Nacken" die Cabinetsbildung zu übernehmen, und am 27. Februar erfolgte die neuerliche Bestätigung des Ministeriums, das, von seinem Bleiben überzeugt, die Unterhandlungen über die Bankfrage auch gar nicht ausgesetzt hatte.

In dieser letzteren kam man auch zu einer annehmbaren Lösung, durch welche die Einheit des Geldwesens und des Noten-Institutes gewahrt und nur eine besondere Directions-Abtheilung in Pest und zahlreiche neue Bankfilialen in Ungarn errichtet wurden. Im Zusammenhang damit wurde auch die beim ersten Ausgleich vergessene Achtzig-Millionen-Schuld des Staates an die Bank, von welcher seitdem sehr fraglich war, wer eigentlich Schuldner sei, dahin geregelt, daß sie gleichfalls nach dem Quotenschlüssel mit siebzig Perzent von Oesterreich, mit dreißig von Ungarn übernommen werde.

Im Mai 1877 versuchte man einen neuen Weg zur Schlichtung der Gegensätze, und die beiden Unterhäuser in Wien und Pest wählten Commissionen, um über den Kernpunkt des ganzen Ausgleichs, über die Beitragsquote zu den gemeinsamen Ausgaben, eine Vereinbarung zu erzielen. Doch man konnte sich nicht einigen, da man von ungarischer Seite auf ein Fortbestehen des bisherigen Zustandes nicht eingehen zu können erklärte, und im Juli gaben die beiden Commissionen ihre Arbeiten auf. Treffend meinte ein Redner im österreichischen Reichsrathe, dieser von zehn zu zehn Jahren wiederkehrende Ausgleichsjammer gebe den ganzen öffentlichen Zuständen den Charakter eines Provisoriums und lege die Kraft der Vertretungen lahm, die sich „unnütz verbrauchen, indem sie mißbraucht werden".

Erst im Spätherbste wurde eine Einigung der Parlamente über die Bankfrage perfect; der von den Regierungen gleichzeitig vorgelegte autonome Zolltarif wurde aber nicht allein heftig bekämpft als eine theilweise Rückkehr zum Prohibitivsystem, sondern namentlich wegen der besonders die westliche Reichshälfte belastenden hohen Finanzzölle auf einzelne allgemeine Genußmittel, wie Kaffee ꝛc., im österreichischen Abgeordnetenhause direkt als unannehmbar bezeichnet. So ging auch das Jahr 1877 zu Ende, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre, und man mußte, um nicht das Chaos eintreten zu lassen, sich mit provisorischen Verlängerungen der bestehenden Bestimmungen weiterhelfen.

Mit großem militärischen Prunk wurde am 17. April 1877 die Gedenkfeier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Erzherzogs Albrecht (Bild Seite 897) begangen, der, in die Fußtapfen seines Vaters tretend, nicht allein den Lorbeer des Siegers um seine Schläfe wand, sondern als General-Inspector des Heeres unablässig bemüht war um die taktische Ausbildung und die Hebung des geistigen Niveaus in der Armee.

Am 20. Juli erfolgte in Pola, dem neugeschaffenen trefflichen Kriegshafen, wo die Hauptzweige der Marineverwaltung concentrirt waren, die Enthüllung eines dem Sieger von Lissa, Admiral Tegetthoff, gewidmeten Denkmals.

Weit über den Rahmen eines Familienfestes hinaus hatte die diesjährige Feier des Geburtstagsfestes des Kronprinzen Rudolf Bedeutung, der am 21. August sein zwanzigstes Lebensjahr erreichte. Am gleichen Tage erfolgte die Selbstständigkeitserklärung desselben und die Bildung eines eigenen Hofstaates. Nachdem am 8. Dezember mit kaiserlichem Handschreiben die Ernennung zum Linienschiffs-Kapitän erfolgt war, trat der Kronprinz im kommenden Frühjahre eine längere Reise durch England, Frankreich und Deutschland an, die vor dem Eintritt in das praktische Leben die theoretische Bildung durch eigene Anschauung ergänzen sollte, und ihm Gelegenheit gab, an den Höfen von London und Berlin die herzlichen Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie zu erproben.

Um den Zusammenhang nach Möglichkeit zu wahren, wollen wir jede der wichtigen Fragen, die im Jahre 1878 zum gänzlichen oder wenigstens vorläufigen Abschluß kamen, abgesondert in ihrem Verlaufe verfolgen. Wir behalten uns dabei vor, hie und da auf den Zusammenhang der inneren und äußeren Politik hinzuweisen, der gerade von diesem Jahre an deutlich merkbar wird.

Nach erregter Debatte erfolgte am 21. Jänner 1878 im österreichischen Abgeordnetenhause die Ablehnung des mit der Regierung vereinbarten Zoll- und Handelsvertrages mit Ungarn. Die Ursache lag, wie schon erwähnt, in den hohen Finanzzöllen, in welchen man nicht mit Unrecht eine neue Belastung Oesterreichs zu Gunsten Ungarns sah, dessen Consum weit unter jener Quote blieb, mit welcher es an den Zollerträgnissen participirte. Bedeutsam war der Vorgang, weil die Ablehnung durch die deutsch-liberalen Abgeordneten erfolgte, also die Regierung von der eigenen Partei im Stiche gelassen wurde, während Polen und Slovenen unter kluger Berufung auf die „Staatsnothwendigkeit" eine Belastung votirten, die schließlich auch die von ihnen vertretenen Provinzen nur in sehr geringem Maße traf. Das Ministerium Auersperg zog auch die natürlichen Consequenzen und erneuerte am 24. Jänner das schon früher gestellte Demissions-Anerbieten in dringenderer Form.

Doch lagen auch hier die Verhältnisse wie in Ungarn. Dem schwebenden Ausgleich und den drohenden Schwierigkeiten der äußeren Lage gegenüber fand sich Niemand, der eine solche verhängnißvolle Erbschaft übernehmen wollte, und am 1. Februar wurde das Ministerium mit der Weiterführung der Geschäfte betraut, die es, wie Fürst Auersperg ausdrücklich im Abgeordnetenhause erklärte, nur übernahm, weil es dies für „patriotische Pflicht" hielt.

Der allgemeine Ueberdruß an der schwankenden Lage und die Rücksicht auf die auswärtigen Zustände verschafften dem neuerdings mit nicht sehr wesentlichen Abänderungen vorgelegten Zolltarif am 19. Februar die Annahme, womit der wichtigste Schritt zum endgiltigen Abschluß des Ausgleiches gethan war, „da Ungarn nur gegen die wesentlichen aus den neuen Zöllen fließenden finanziellen Vortheile zur Beibehaltung der bisherigen Quote zu bewegen war". Wohl endeten die Berathungen der Quoten-Commissionen im April nochmals erfolglos, und eine neuerliche Verlängerung des Provisoriums mußte beschlossen werden, aber im Anfang Mai wurden durch die gemeinsamen, unter Vorsitz des Kaisers stattfindenden Minister-Conferenzen die letzten Differenzen ausgeglichen. Am 1. Juni erfolgte die Annahme des nach dem bisherigen Schlüssel vereinbarten Quotengesetzes im österreichischen Abgeordnetenhause mit hundertfünfundsechzig gegen hundertzweiundzwanzig Stimmen, und damit konnte der Ausgleich als perfekt angesehen werden. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß sich diese starke Minorität meist aus Abgeordneten der früheren Regierungspartei zusammensetzte, und selbst Männer wie Ernst Baron Kellersperg (geb. 1822) sich entschieden gegen eine Manier der Vereinbarung aussprachen, die offen oder auf Umwegen in je zehn Jahren zu neuen Ansprüchen Ungarns, zu weiteren Belastungen der westlichen Reichshälfte führen mußte.

Kaiser Franz Josef I. und seine Familie. (Seite 979.)

Digitized by Google

Kaiser Franz Josef I. und seine Familie. (Seite 979.)

Digitized by Google

Am 28. Juni endlich konnten die Ausgleichsgesetze publicirt werden, deren Unterhandlung und Berathung den beiderseitigen Vertretungskörpern zwei Jahre gekostet hatte, die für andere fruchtbringende gesetzgeberische Arbeit verloren waren und die schließlich nur mit Erschütterung der Regierung und der Parteiverhältnisse, die durch sechs Jahre den inneren Frieden bewahrt hatten, erkauft werden konnten. Schon am 5. Juli erneuerte das österreichische Ministerium seine Demission, worauf ein kaiserliches Handschreiben an den Fürsten Auersperg, unter huldvoller Anerkennung der geleisteten Dienste, erklärte, daß der Monarch sich seine weiteren Entschließungen vorbehalte.

Das militärische und diplomatische Vorgehen Rußlands bewies, daß es bestrebt sei, mit der aufs Aeußerste getriebenen Pforte ein Separat-Abkommen zu treffen, durch welches die kaum mehr verhüllten letzten Ziele vorbereitet und die Interessen der anderen Mächte an der Gestaltung der Dinge im Orient vollkommen unberücksichtigt bleiben sollten. Zu spät vielleicht erkannte Graf Andrássy, welche Bewandtniß es mit der russischen Uneigennützigkeit habe. Schon die Depesche vom 29. Jänner 1878 an die deutsche Regierung gab sehr deutlich dem plötzlich erwachten Mißtrauen Ausdruck, indem erklärt wurde, daß man in Wien alle Friedensabmachungen Rußlands und der Türkei, insoweit sie europäische oder speciell österreichische Interessen berühren, als vollkommen ungiltig ansehe. Zugleich wurde zur Austragung der schwebenden Fragen ein europäischer Congreß vorgeschlagen.

Obwohl Fürst Auersperg auf eine Interpellation am 18. Februar im österreichischen Abgeordnetenhause erklärte, daß die „befreundeten europäischen Großmächte" den österreichischen Congreßvorschlag angenommen hätten, bestand doch eine lebhafte Beunruhigung fort, da ein fast drohend klingender Nachsatz betonte, daß die Regierung entschlossen sei, für die Wahrung der österreichischen Interessen energisch einzutreten und keinerlei Abmachungen zu dulden, durch welche dieselben verletzt werden könnten.

Praktische Anhaltspunkte erhielt man für diese Befürchtungen bald durch den unter Vorsitz des Kaisers gefaßten Ministerrathsbeschluß vom 24. Februar, eine Creditforderung von sechzig Millionen Gulden an die Delegationen zu richten, und als die Stipulationen des am 3. März geschlossenen Friedens zu San Stefano bekannt wurden, zweifelte Niemand mehr, daß man vor dem Krieg stehe.

Mit Ausnahme, daß den Rumänen, Serben und Montenegrinern volle Unabhängigkeit und den beiden letzteren auch kleinere Gebietserwerbungen gesichert wurden, bahnte der Frieden von San Stefano nur der unbedingten Herrschaft Rußlands auf der Balkanhalbinsel und am Bosporus die Wege. Ja, sogar der ruhmvolle Waffengefährte, dessen Hilfe man nach den Niederlagen bei Plewna so dringend angesucht hatte, wurde jetzt brutal geschädigt, und unter dem Vorwand, die Wiederherstellung der russischen Waffenehre erfordere die Rückerwerbung der im Pariser Frieden abgetretenen Dobrudscha, nahm man Rumänien diese ab, um wieder festen Fuß an den Donaumündungen zu fassen. Neben umfangreichen Abtretungen in Asien und einer Kriegsentschädigung von dreihundert Millionen Rubeln, wurden der Türkei noch das ganze Bulgarien und der den Südabhang des Balkan umfassende Theil von Rumelien abgenommen, woraus ein Staat gebildet werden sollte, dessen angebliche „Unabhängigkeit" durch die Klausel in das rechte Licht gesetzt wurde, daß er „vorläufig" unter Verwaltung Rußlands bleiben solle.

Damit wäre jenes politische Testament Peter's des Großen der Verwirklichung nahe gebracht worden, das, wenn es auch wirklich nicht als Dokument existirt, doch die Richtschnur aller seiner Nachfolger war, und dem die russische Politik seit anderthalb Jahrhunderten mit Gewalt, wenn es möglich ist, mit List, wenn es nicht anders geht, nachstrebt. Nur mehr eine kurze Spanne Weges hätte Rußland vom Bosporus getrennt, dessen Besitz nach Napoleon's I. Ausspruch die Herrschaft über zwei Welten sichert und Europa in die Gefahr bringt „kosakisch" zu werden.

Nur gezwungen von dem allgemeinen Einspruch Europas und noch mehr wegen der Erschöpfung aller materiellen Mittel, an welcher nicht nur der Krieg, sondern auch die in zahlreichen Scandalprocessen zu Tag kommenden kolossalen Betrügereien aller Beamtenclassen Schuld trugen, willigte Rußland ein, den ihm so günstigen, der Pforte abgedrungenen Vertrag von San Stefano dem Spruch des in Berlin zusammentretenden Congresses zu unterwerfen. Dieser hatte ja eigentlich nur die Aufgabe, die Concursmasse der Türkei den gierigen Händen Rußlands zu entziehen und auch anderen Anspruchswerbern einen Theil davon zuzuwenden — die Türkei stand auf dem Congresse wehrlos da, wie sie es Rußland gegenüber gewesen war, und man ließ ihr, nach dem treffenden Wort des Marschalls Mehemet Ali, nur dieselbe Wahl, die der Koch dem Huhn freistellte — ob es nämlich gesotten oder gebraten verspeist werden wolle.

Daß der Berliner Congreß von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen werde, wie sein Vorgänger in Paris 1856, wurde schon durch die Aufnahme klar, welche der rumänische Minister Bratiano fand, als er die Vermittlung der Mächte gegen die russische Vergewaltigung anrief: — ein kühles Achselzucken, ein Hinweis auf den Congreß, zu dem Rumänien, das Opfer für den Krieg gebracht hatte und sie nun auch für den Frieden bringen sollte, nicht zugelassen wurde. Die maßgebenden Mächte blieben entweder theilnahmslos oder sie hatten die Profitchen im Auge, die noch zu holen waren oder schon eingesackt waren, wie Cypern von England — und der weitausschauende Standpunkt, der in der Zurückdrängung Rußlands von der Donau den wirksamsten Riegel gegen fortwährende Einbrüche nach Süden sah, wurde aufgegeben.

Die ungarische Delegation bewilligte den angesprochenen Sechszig-Millionen-Credit ohne Weiteres; in der österreichischen stieß er auf energische Einsprache, und nur als Graf Andrássy in besonderen Conferenzen erklärt hatte, daß derselbe nur dazu diene, seine Stellung am Congreß zu stärken und keinerlei aggressive Politik in Aussicht genommen sei, erfolgte die Bewilligung auch hier — aber immer noch gegen eine ansehnliche Minorität. Heute ist kein Zweifel mehr darüber, daß die Occupation Bosniens und der Herzegowina schon eine längst beschlossene Sache war, zu deren Durchführung jener Credit angesprochen wurde.

Am 13. Juni fand unter Vorsitz des Fürsten Bismarck die Congreß-Eröffnung in Berlin (Bild Seite 952) statt, wo sich die Grosauguren der europäischen Diplomatie versammelten. In der Wahl des Ortes und des Vorsitzenden drückte sich das allenthalben anerkannte Gewicht der Stellung Deutschlands aus, obwohl Fürst Bismarck der orientalischen Frage lange Zeit so kühl gegenüberstand, daß er sagte, er werde um ihretwillen „nicht die Knochen eines pommerschen Füsiliers" riskiren. In der That spielte er auch vollkommen die Rolle des „ehrlichen Maklers", die er sich selbst beigelegt, und neben der weisen Beflissenheit, das seit dem letzten Kriege abseits stehende Frankreich wieder in das europäische Concert einzuführen, fand besonders Oesterreich seine Unterstützung, das auf dem Congreß durch Graf Andrássy und die Botschafter in Berlin und Rom, Alois Graf Károlyi (geb. 1825) und Heinrich Baron Haymerle, vertreten war.

Am 28. Juni ertheilte der Congreß auf Englands Antrag zwar einstimmig, aber nicht ohne vorausgegangenen Einspruch Rußlands, der Türkei und Italiens das Mandat zur Occupation Bosniens und der Herzegowina, um unter Aufrechthaltung der Souveränetät des Sultans geordnete Zustände in diesen Ländern herzustellen. Der am 13. Juli endgiltig abgeschlossene Vertrag von Berlin beließ zwar Rußland die Dobrudscha, verkleinerte aber die Abtretungen in Asien und theilte das projectirte russische Bulgarien in ein der Pforte suzeränes Fürstenthum Bulgarien und in eine Provinz Ost-Rumelien, die der Türkei verbleiben, aber von einem mit Zustimmung der Mächte ernannten Gouverneur autonom verwaltet werden sollte.

Oesterreich erlangte nebst dem Occupationsmandat die Einverleibung des kleinen Hafens von Spizza am adriatischen Meere und der bei Orsova gelegenen

Donau-Insel Ada Kaleh, die übrigens schon vor längerer Zeit von österreichischen Truppen besetzt worden war (Bild Seite 960).

Für ein diplomatisches Meisterwerk werden wohl selbst die dabei thätigen Staatsmänner den erst am 8. Februar 1879 durch den Separatfrieden von Konstantinopel vollkommen gewordenen Berliner Vertrag nicht halten. Er war ein Werk der Verlegenheit, das rettete, was zu retten war, den Begehrlichkeiten großer und kleiner Mächte für den Moment gerecht wurde, einer halbwegs endgiltigen Lösung der Frage, mit der er sich beschäftigte, aber sorgfältig aus dem Wege ging. Wie viel dabei versäumt wurde, wie unklar die wichtigsten Bestimmungen waren, das haben die zahlreichen Nachconferenzen und diplomatischen Erörterungen bewiesen, die seitdem nöthig waren, und mehr als einmal drohte ein großer oder kleiner Krieg um die Deutung dieses Friedensvertrages. Nach wie vor aber schwebt die orientalische Frage wie ein drohendes ungelöstes Räthsel über dem politischen Horizont Europas, dessen Lösung nunmehr für Oesterreich-Ungarn noch wichtiger als früher wurde, da bei der jetzigen Stellung eine directe Theilnahme nicht mehr zu vermeiden ist, wenn die zu keiner festen Gestaltung kommenden Verhältnisse durch einen Zufall oder die Berechnung neuerlich in das Rollen kommen.

Sofort nach Schluß des Congresses wurde die Occupation in das Werk gesetzt. Wenn man sich einerseits etwas übertriebene Vorstellungen von dem strategischen Werthe dieser „Hinterländer" des langgestreckten schmalen dalmatinischen Küstenstreifens machte, namentlich aber die „natürlichen Hilfsquellen und Reichthümer dieser jungfräulichen Länder" weit überschätzte, so täuschte man sich auch gar sehr über die Schwierigkeiten der bevorstehenden Occupation.

Die eifrig verbreitete Tradition von den wirthschaftlichen Schätzen, die in Bosnien nur auf die Hebung warten, erfuhr eine scharfe, aber nicht unzutreffende Zurechtweisung in dem malitiösen Verslein Bauernfeld's:

„Schweine statt Pomeranzen! —
Nun, ein Zuwachs ist's doch im Ganzen."

Wie man aber über die Durchführung der Occupation dachte, beweist der Ausspruch des Grafen Andrássy, der sich gegenüber den von militärischer Seite ausgesprochenen Bedenken anheischig machte, mit einer „Compagnie Infanterie und einer Musikbande" die Occupation durchzuführen.

Man vergaß in der einen wie in der anderen Hinsicht auf eine Kleinigkeit, nämlich auf die Bevölkerung. Die beste strategische Position kann werthlos gemacht werden, wenn eine unzuverlässige oder gar feindlich gesinnte Bevölkerung sie zu einer Quelle von Verlegenheiten macht; alle Gaben der Natur, die Schätze die im Boden ruhen oder von ihm hervorgebracht werden, sind in der Gegenwart belanglos und verlangen dauernde weise Bemühungen, um in der Zukunft erschlossen zu werden, wenn die Bewohner des Landes indolent, verwildert und mißtrauisch gegen alle Culturbestrebungen sind; daß schließlich eine solche Bevölkerung, durch Jahrhunderte an Unterdrückung und Kampf gewöhnt, von nationalem und religiösem Fanatismus entflammt, nicht sogleich das Verständniß für die staatsrechtlichen Subtilitäten eines bewaffneten Einmarsches und der Besitznahme im Namen eines fremden Monarchen, wodurch jedoch die Souveränetät des bisherigen nicht in Frage gestellt werden sollte, fand, das war eben auch nicht zu wundern.

Am 27. Juli erfloß eine Proklamation an die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina, welche sie von der Thatsache und dem Zwecke des an Oesterreich ertheilten europäischen Mandates in Kenntniß setzte. Am 29. Juli begann der Einmarsch in Bosnien mittelst Ueberschreitung der Save bei Brod durch das unter Befehl des Feldzeugmeisters Josef Baron Philippovich (geb. 1818) stehende, nicht ganz dreißigtausend Mann zählende Korps, und zwei Tage später überschritten die Colonnen der Oesterreicher das dalmatinische Grenzgebiet gegen die Herzegowina unter Führung des Feldmarschall-Lieutenants Baron Jovannovich.

Mit Blitzesschnelle drang der letztere vor, so daß am 5. August die Besetzung Mostars erfolgte, ohne daß ein ernstlicher Widerstand versucht worden wäre. Auf desto größere Schwierigkeit stieß das von Norden gegen Serajewo vordringende Korps, das, von Feldzeugmeister Philippovich selbst geführt, als Flankendeckung zwei von den Generalen Herzog Wilhelm von Württemberg (geb. 1828) und Ladislaus Graf Szapáry (geb. 1831, gest. 1883) befehligte Nebencolonnen hatte.

Schon der Hinterhalt, welcher einer Recognoscirungs-Abtheilung bei Maglaj gelegt wurde und zu schmerzlichen Verlusten führte, zeigte, daß man mit ernstlichen Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Nicht blos die muselmännische Bevölkerung setzte sich zur Wehre, sondern auch die serbische, beeinflußt von Agitatoren, welche wegen des durch den österreichischen Einmarsch verhinderten Anschlusses an die „stammverwandten" Länder die nationalen Leidenschaften aufstachelten. Von der Sympathie, auf die man zu stoßen hoffte, war nichts zu merken, wohl aber war Schritt für Schritt ein zäher Widerstand zu überwinden, der bei der unwirthlichen Natur des Landes und dem Charakter der Bewohner im Kampfe, in den Marschleistungen und im Ertragen von Entbehrungen die härtesten Anforderungen an die Truppen stellte. Zur Entflammung des muselmännischen Fanatismus trug namentlich Hadschi Loja, ein im Geruche der Heiligkeit stehender Wanderprediger, bei, der wiederholt selbst die Schaaren der „Rechtgläubigen" in den Kampf führte.

Mit möglichster Raschheit wurden nun die Occupationstruppen verstärkt, und im Vertrauen auf die Nachschübe konnte Baron Philippovich seinen kühnen Zug gegen Serajewo fortsetzen, wobei es bei Zenica und Jaice zu blutigen Kämpfen kam, in welchen sich die Führung und Tapferkeit unserer Truppen glänzend bewährten. Am 19. August wurde endlich Serajewo erreicht und nach einem bis in die Straßen der Stadt fortgesetzten Kampf erstürmt.

Durch Wochen aber dauerten die Kämpfe noch fort, um die nach Süden gedrängten Insurgentenscharen zu zersprengen, wobei auch Hadschi Loja verwundet und gefangen wurde, und vom Norden her mußten je zwei neue Colonnen vordringen, um die Pacification zu vollenden, wobei namentlich die Abtheilung des Feldmarschall-Lieutenants Graf Szapáry Rühmliches leistete (siegreiches Gefecht bei Doboj am 4. September), die auch während des Vordringens der Hauptcolonne die wichtige Aufgabe hatte, die Verbindungslinie mit der Save gegen die überlegenen Angriffe der sich aus den östlichen Nebenländern verstärkenden Insurgenten zu halten.

Am 1. Oktober konnte Feldzeugmeister Philippovich endlich die vollkommene Lösung seiner Aufgabe melden; die Occupation war vollzogen, und mit Ausnahme einzelner rasch unterdrückter Widerstandsversuche herrschte vergleichsweise Ruhe in den beiden Ländern, und wenn auch widerstrebend, räumten die Montenegriner die bis jetzt von ihnen besetzten herzegowinischen Grenzbezirke von Gacko, Bilek und Trebinje, die sie schon als gute Beute angesehen hatten. Besonders erfreulich war es, daß sich sowohl durch die Raschheit der Mobilisirung, wie durch die Kriegstüchtigkeit der zu den Fahnen berufenen Reservisten die Heeresorganisation zum erstenmale im Ernstfalle vollkommen bewährt hatte. Mit 14. Oktober konnte ein Theil der nunmehr bis auf siebzigtausend Mann angewachsenen Occupationstruppen auf den Friedensstand versetzt werden, die am härtesten mitgenommenen Regimenter wurden zurückgezogen und durch andere nur auf dem Friedensfuß stehende ersetzt.

Am 16. und 19. November trafen die tapferen Regimenter Erzherzog Franz Karl (Nr. 32, Ergänzungsbezirk Budapest) und Mollinary (Nr. 38, Ergänzungsbezirk Kecskemét) in Wien vom Occupationsschauplatz ein und waren Gegenstand eines begeisterten Empfanges von Seite der Bevölkerung. Mitte Dezember verließ auch Feldzeugmeister Philippovich Bosnien, wo er so viele Beweise von Umsicht und kühner Entschlossenheit gegeben hatte, nachdem er das Commando an Herzog Wilhelm von Württemberg abgegeben hatte.

Die kriegerische Arbeit war gethan, aber abgesehen daß man bei der Natur des Landes und seiner Bewohner jeden Moment bereit sein mußte, wieder die Waffen zu ergreifen, stand man nun vor der viel schwierigeren Aufgabe, geordnete Zustände zu schaffen und mit möglichster Schonung der nationalen und religiösen Besonderheiten eine einheitliche stramme Verwaltung einzuführen und Land und Leute nach und nach den Segnungen einer Cultur zuzuführen, die ihnen bis jetzt nicht nur unbekannt war, sondern die sie nur zu leicht als verhaßten ungewohnten Zwang empfanden.

Der erste Schritt, um das Vertrauen zu gewinnen, war eine am 11. November erlassene General-Amnestie für die während der Occupation begangenen politischen Verbrechen, und bald darauf fand sich in Wien eine Huldigungs-Deputation aus der Herzegowina ein, der im Dezember eine gleiche aus Bosnien folgte. Zum Jahresschluß erfloß ein Erlaß des Obercommandos über die Verwaltung von Bosnien, welcher die unter dem türkischen Regime bestandenen Formen beibehielt, im Allgemeinen aber Administration und Gerichtspflege in militärische Hände legte.

Zunächst äußerte die Occupation ihre Nachwirkungen auf die innere Politik in den Personenfragen. Am 1. Oktober gab der ungarische Finanzminister Koloman Széll seine Entlassung, da er die von der eingeschlagenen Expansivpolitik auferlegten Opfer nicht vertreten wollte. Versuche, ihn zu halten, schlugen fehl, und in Folge dessen demissionirte das ganze Ministerium. Wie es bei den herrschenden Parteiverhältnissen nicht anders zu erwarten war, wurde Anfangs Dezember wieder die Cabinetsbildung an Tisza übertragen, der die Vertretung der Occupationspolitik vor dem Reichstag übernahm, sein bisheriges Ministerium beibehielt und nur Széll durch den Grafen Julius Szapáry ersetzte.

Viel einschneidender gestalteten sich die Wirkungen in Cisleithanien, wo man nach vollzogener Occupation noch weniger Gefallen an der eingeschlagenen auswärtigen Politik fand, über deren Ziele noch immer ein Dunkel herrschte. Gingen dieselben auch nicht so weit, wie man vielfach vermuthete, nämlich durch ein Vordringen bis nach Solonichi diesen wichtigen Hafen und einen neuen Handelsweg nach dem Orient zu gewinnen, so war doch die bald darauf durchgeführte Besetzung des Limgebietes und des Sandschakats von Novibazar ein Beweis, daß die Occupation der Hinterländer Dalmatiens nicht das letzte Wort der österreichischen Politik war oder man durch die Gewalt der Umstände genöthigt werden würde, den „Keil zwischen den südslavischen Ländern", wie Graf Andrássy die Occupation nannte, aus bloßen Sicherheitsrücksichten immer tiefer hineinzutreiben.

Aus finanziellen und allgemeinen politischen Gründen war aber die Mehrzahl der österreichischen Abgeordneten derartigen Unternehmungen abgeneigt. Als daher im Oktober der Finanzminister Depretis mit der Neubildung des Cabinetes beauftragt wurde, scheiterte dieselbe und er mußte seine Aufgabe zurücklegen. Auch die Berufung einflußreicher Parteiführer zum Monarchen förderte die Bildung eines neuen Ministeriums nicht, und man wird wohl mit Grund vermuthen dürfen, daß die Ursache in den Vorbehalten lag, die von Seite aller zum Eintritte in die Regierung berufenen Staatsmänner mit Bezug auf die auswärtige Politik gemacht wurden.

Nach welcher Richtung diese Vorbehalte gingen, zeigte sich sofort nach Zusammentritt des Abgeordnetenhauses am 22. Oktober, in dessen erster Sitzung Präsident Rechbauer zwar eine warme Anerkennungsrede für die Leistungen der Armee hielt, aber schon der sofort gestellte Antrag, eine Adresse an die Krone zu richten, auf einen Zwiespalt schließen ließ. Thatsächlich gab auch die am 5. November von der Majorität beschlossene Adresse den Besorgnissen Ausdruck, welche durch eine auswärtige Politik geweckt würden, die nicht nur neue staatsrechtliche Wirren, sondern auch große finanzielle Opfer in Aussicht stelle. Bald darauf erfolgte die Vorlage des Berliner Vertrages in Pest und Wien und

der Delegationen wegen die Vertagung des Reichsrathes. Auch in der Delegation kam es zu harten Angriffen, in Folge deren die gemeinsame Regierung, die aus Graf Andrássy, Feldmarschall-Lieutenant Arthur Graf Bylandt-Rheidt (geb. 1821) und Leopold Baron Hofmann (geb. 1822) bestand, die Vorlage über den Occupationscredit für das abgelaufene Jahr zurückzog. Erst im März 1879 erfolgte die Bewilligung des Nachtrags-Credits von fast zweiundvierzig Millionen Gulden, um welche der Sechszig-Millionen-Credit überschritten worden war, was allerdings einen erschreckenden Einblick in die Kostspieligkeit des „bosnischen Abenteuers", wie man in oppositionellen Kreisen die Occupation nannte, gestattete.

Wieder war im Laufe des Jahres das Kaiserhaus von einem tiefschmerzlichen Trauerfall betroffen worden und zwar durch den Tod des Erzherzogs Franz Karl, des greisen Vaters des Monarchen. Hatte der Erzherzog auch in den letzten Jahrzehnten keinerlei politische Rolle mehr gespielt, so waren doch seine Leutseligkeit und sein reger Wohlthätigkeitssinn Bürge dafür, daß er noch immer die volksfreundliche Gesinnung hege, wegen welcher er von jeher so hoch geschätzt worden. Sein am 8. März im 76. Lebensjahre erfolgender Tod erregte besonders in Wien aufrichtige Trauer, wo der Erzherzog von seinen Spazierfahrten und Gängen im Prater, und als eifriger Theaterbesucher von Jedermann gekannt und verehrt wurde.

Mit der Errichtung des Erzherzog Johann-Denkmals am Hauptplatz in Graz trug die „grüne Steiermark", die dieser ausgezeichnete Prinz so sehr geliebt und für die er so viel gethan hatte, eine alte Ehrenschuld ab. Die Enthüllung des von Pönninger gegossenen Denkmals fand am 8. September 1878 statt.

Obwohl die Vorlage des Berliner Vertrages wenig mehr als eine durch den Buchstaben der Verfassung geforderte Formalität war, und bei seiner schon durch die Mächte vollzogenen Ratificirung an der Genehmigung nicht gezweifelt werden konnte, knüpften sich doch in Wien und Pest eingehende Debatten daran, in welchen von allen Seiten Vorbehalte gegen die eingeschlagene Politik gemacht wurden. Besonders war dies in heftiger Weise in Wien der Fall, wo von vereinzelten Rednern auch der specifisch polnische Standpunkt zum Ausdruck gebracht wurde. Dem schon durch ein Jahr nur mehr provisorisch wirkenden Ministerium Auersperg fiel auch noch die undankbare Aufgabe zu, eine Politik zu vertheidigen, die es nicht gemacht hatte — eine bittere Aufgabe, der sich Minister Unger mit Geist und oratorischem Schwung entledigte, ohne seine Zuhörer oder sonst Jemand zu überzeugen. An die Genehmigung des Vertrages knüpfte das Abgeordnetenhaus eine Resolution, in welcher das Festhalten an den in der Adresse ausgesprochenen Besorgnissen betont und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß bei „Führung der gemeinsamen Angelegenheiten die sorgfältigste Beachtung der Verhältnisse" maßgebend sein werde.

Der Rest der Session wurde durch die Berathung der Handelsverträge mit Italien und Frankreich, eines Gesetzes, durch welches das langwierige und kostspielige Werk der Grundsteuer-Regulirung vollendet wurde, und des zu Paris zwischen allen Culturstaaten geschlossenen Weltpostvertrages ausgefüllt. Anfangs Mai wurde mit dieser Session auch die letzte einer Wahlperiode abgeschlossen. Wenn dieselbe weniger reich an positiven Ergebnissen war, so darf dies billigerweise nicht dem patriotischen Eifer der Vertretungskörper zur Last gelegt werden. Die Zeit und Kräfte aufreibenden Ausgleichsverhandlungen lähmten jede andere Thätigkeit, und über den letzten Monaten schwebte schon das Bewußtsein, daß man einer neuen vollständigen Umwälzung entgegengehe. Uebrigens bereitete der Justizausschuß die wichtigen und umfangreichen Gesetzentwürfe über ein neues Strafgesetz und und eine den processuellen Gang von Civilrechtsfällen wesentlich vereinfachende Civilproceßordnung für die Berathungen im Plenum vor.

Am 15. Februar 1879 traten Fürst Adolf Auersperg und Doctor Unger definitiv zurück, und Doctor Stremayr wurde provisorisch mit dem Vorsitz und zugleich mit der Completirung des Ministeriums betraut. Doch seine Aufgabe scheiterte an denselben Schwierigkeiten, wie im Herbst vorher jene des Baron Depretis, und das Ministerium entsprach darin seinem Vorsitzenden, daß es ein Provisorium blieb.

Dieser Charakter blieb ihm auch noch ankleben, als der schon mehrfach erwähnte Graf Eduard Taaffe, bisher Statthalter in Tirol, das Portefeuille des Innern an Stelle des schon seit längerer Zeit hoffnungslos erkrankten Baron Lasser übernahm. Indessen begannen sich doch schon langsam die Schleier zu heben, welche bisher die nächste Zukunft verhüllt hatten. Weite Kreise waren in Böhmen der von der altczechischen Partei hartnäckig festgehaltenen Passivitäts-Politik überdrüssig geworden, und um nicht von den für Betheiligung am öffentlichen Leben agitirenden „Jungczechen", die aber in nationaler Beziehung wo möglich noch weitgehendere Ansprüche stellten, überflügelt zu werden, mußten die Altczechen Anknüpfungspunkte suchen. Diesem Bedürfnisse entsprangen die im Frühjahr 1879 in Emmersdorf (Kärnten) unter Aegide des politischen Veteranen aus dem Jahre 1848, Doctor Fischhof, gepflogenen Unterhandlungen zwischen den Parteiführern. In Bezug auf die Wahlordnung zum böhmischen Landtag und in anderen Punkten zeigte man sich auf deutscher Seite bereit, billige Wünsche der Czechen zu erfüllen, die absolute Gegenforderung aber war bedingungslose Anerkennung des Rechtsbodens der Verfassung und Garantien dafür, daß das deutsche Element in den gemischtsprachigen Ländern vor Slavisirungsgelüsten geschützt sei. Die letzteren konnten die Vertreter der Czechen nicht geben, jene Anerkennung aber wollten sie nicht leisten, da dadurch ihr ganzes bisheriges politisches Verhalten verleugnet und als eine Kette von Irrthümern bezeichnet worden wäre. So zerschlugen sich denn die Unterhandlungen von Partei zu Partei, um nun von der Regierung, respective von dem mittlerweile mit dem Vorsitze im Ministerium betrauten Grafen Taaffe, wenn auch vorsichtig, aufgenommen zu werden. Denn auch er setzte die Bemühungen fort, das Ministerium aus jenen politischen Kreisen zu ergänzen, welche bedingungslos und aus Ueberzeugung an der bestehenden Verfassung festhielten, was umso wünschenswerther erschien, da im nächsten Jahre das Uebereinkommen über das Wehrgesetz und den Kriegsstand des Heeres ablief, das nur im Einvernehmen mit Ungarn erneuert werden konnte.

Aber was Depretis und Stremayr nicht vermocht hatten, gelang auch Graf Taaffe nicht, da er nicht jene Garantien über eine von der auswärtigen Politik einzuhaltende Linie geben konnte, welche man von deutschliberaler Seite, die das finanzielle Moment voranstellte, forderte. Und nun knüpfte Graf Taaffe natürlich mehr und mehr seine Fäden nach der anderen Seite, wo er als Vertreter des einstigen Minoritätsvotums und als Minister im Ministerium Potocki ohnehin als ausgleichsfreundlich galt.

In mehrfacher Weise machte sich im Frühjahre 1879 das blinde Wüthen ungezügelter Naturkräfte in Oesterreich-Ungarn unheilvoll bemerkbar. Am 10. Februar füllte ein riesiger Wasserdurchbruch mehrere im Betrieb befindliche Gruben der Kohlengewerkschaft bei Dux im nördlichen Böhmen. Nicht allein großer materieller Schaden war die Folge, sondern leider verloren auch dreiundzwanzig Arbeiter ihr Leben. Aber die Katastrophe sollte noch ein weiteres verhängnißvolles Nachspiel haben, als drei Tage später die Ursprungsquelle in Teplitz plötzlich versiegte, deren warmes, heilkräftiges Wasser dem Badeort seinen Weltruf verschaffte, auf dem zum großen Theile die Existenz der blühenden und wohlhabenden Stadt beruhte. Der Gedanke lag nahe, diese Kalamität mit dem Wasserdurchbruch in den Duxer Kohlengruben in Verbindung zu bringen und in der That erklärten die herbeigerufenen Fachmänner, daß das Versiegen der Teplitzer Quellen eine Folge der an jener Stelle erfolgenden Abflüsse sei. Wenn es nicht gelang, diesem Schaden abzuhelfen, so war der materielle Ruin der Stadt Teplitz unvermeidlich. Doch

die Wissenschaft gibt in solchen Fällen nicht nur die Mittel zur Erkenntniß des Uebels, sondern auch die zur Abhilfe an die Hand. Während man an das Riesenwerk ging, die überschwemmten Schachte auszuschöpfen und die Durchbruchsstelle zu schließen, wurde in Teplitz selbst auf den Rath der hervorragendsten Geologen die Ursprungsquelle durch Bohrungen im Granitporphyr vertieft, und nachdem diese mühevolle Arbeit bis zu dreizehn Meter Tiefe gelangt war, stieß man wieder auf die Quelle, die nun mit denselben heilkräftigen Eigenschaften, aber in bedeutend vermehrter Quantität, zu Tage strömte.

Noch viel furchtbarer als diese unterirdischen Wässer hausten unmittelbar darauf im so engverbundenen Nachbarlande Ungarn die entfesselten Naturgewalten. Wir haben schon an anderer Stelle der durch Jahrzehnte fortgesetzten Bemühungen einer Regulirung der Theiß gedacht. Dieser mächtige Strom, aus den nordöstlichen Grenzgebirgen Ungarns kommend und durch zahlreiche Nebenflüsse gespeist, tritt nach kurzem Lauf in das große ungarische Tiefland ein, wo sich sein Bett außerordentlich verbreitert und verflacht, so daß es im Frühjahr oder bei größeren Regenmengen die Fluthen nicht zu fassen vermag und das beiderseitige Ufer von jeher verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Schon lange suchte man nach einer Abhilfe und die Theißregulirung verschlang ungeheure Summen. Aber man schlug, da man die Regulirungsarbeiten von der Mündung in die Donau aufwärts mittelst Tieferlegung des Bettes und Vermeidung der vielen Krümmungen betrieb, wohl nicht den zweckmäßigsten Weg ein, und auch die zum Schutz einzelner Orte aufgeführten Dämme erwiesen sich theils unzureichend, theils vermehrten sie durch Stauungen der Fluthen noch das Uebel.

Schon im Anfang März wälzte die Theiß ungeheure Wassermassen in das Tiefland hinab und an beiden Ufern breiteten sich dieselben verheerend aus. Am meisten gefährdet erschien bald die an einer Gabelung liegende volkreiche Stadt Szegedin, obwohl mächtige Dämme sie schützten. Von allen Seiten drangen die Wogen herein und die Existenz der unglücklichen Stadt hing von der Festigkeit dieser Schutzbauten ab, die jedoch dem Ansturm der durch Sturmwinde gepeitschten Fluthen und der langsam nagenden Durchsickerung nicht lange Stand halten konnten. Es war ein qualvolles Ringen mit dem empörten Elemente, das hier bange Tage und furchtbare Nächte hindurch währte, und unvergänglichen Ruhm erwarben sich die Truppen, die unverdrossen die furchtbarsten Mühen trugen und mit zäher Ausdauer jeden Schritt breit der Dämme gegen das zerstörende Element vertheidigten. An ihrer Spitze stand Feldmarschall-Lieutenant Pulz, der sich 1866 als kühner Reiterführer bewiesen hatte und nun einen ebenso herrlichen Lorbeer als Helfer und Retter erwarb. Er bezahlte diese Aufopferung auch mit dem Leben, da ein schon in ihm schlummernder Krankheitskeim, durch die furchtbaren Strapazen genährt, kurz nach der Szegediner Katastrophe zum Ausbruch kam und den tapferen General dahinraffte.

Aber alle diese heroischen Mühen und Anstrengungen waren vergebens. In der Nacht vom 12. auf den 13. März 1879 durchbrachen die stürmischen Fluthen auf mehreren Punkten zugleich die bis zum letzten Augenblick vertheidigten Dämme, und Szegedin war verloren. Es waren Tage namenlosen Jammers, die über die unglückliche Stadt hereinbrachen, da kaum ein Fleckchen von den Wogen verschont blieb, ganze Häuserreihen und lange Straßen in den eisigen Fluten versanken und die trostlose Bevölkerung sich auf den wenigen geschützten Stellen zusammendrängte, die auch fortwährend noch bedroht wurden.

Aber der Größe des Unglücks war auch das thätige Mitgefühl angemessen, das sich überall geltend machte, und die so oft in Frage gestellte, von hohlen politischen Phrasendreschern bespöttelte „Gemeinsamkeit" kam durch die werkthätige Hilfe, welche man Szegedin in der ganzen Monarchie spendete, zu einem so herrlichen Ausdruck, daß man sie auch in den extremsten politischen Parteien Ungarns gerne gelten ließ.

Allen voran leuchtete das Beispiel des Monarchen. Und nicht blos durch eine wahrhaft kaiserliche Spende suchte er das Unglück zu lindern, sondern auch durch die Bezeugung tiefer, echt menschlicher Theilnahme, indem er am 17. März, als noch die äußerste Gefahr nicht beseitigt war und der volle Jammer noch zur Anschauung kam, nach Szegedin eilte. Schöner hat wohl nie ein Kaiserwort geklungen, als die Tröstungen und Verheißungen, die Franz Josef I. an die zagenden Bewohner Szegedins richtete, und der Glanz des stolzesten Juwels der Krone erblich vor den Mitleidsthränen, die in seinen Augen beim Anblick dieser furchtbaren Verwüstung, dieser entsetzlichen Noth perlten! (Bild Seite 961.)

Ueber dem Bemühen, die Leiden des Momentes zu lindern, übersah aber die väterliche Fürsorge des Monarchen nicht die Anforderungen der Zukunft, und schon in dem Trosteswort an die verzweifelnden Bürger: „Szegedin wird schöner wieder erstehen, als es je gewesen!" war der Wille ausgesprochen, auch fürder der so schwer geprüften Stadt zu gedenken. Die Einsetzung eines besonderen königlichen Commissärs für die Theißregulirung und die planvolle Neugestaltung Szegedins bewies, daß die Sache energisch und rationell in Angriff genommen werden solle, und heute (Ende 1883) hat sich die kaiserliche Zusage bereits erfüllt, und der Monarch besuchte abermals Szegedin, um sein Herz an dem Neuerblühen einer Stadt zu erfreuen, deren Verwüstung und Jammer vor wenigen Jahren die Sorge des Fürsten, die edle Theilnahme des starken, aber fühlenden Mannesherzens erweckt hatte.

Wie tief man in der ganzen Monarchie solche Beweise der Regententugend und so echt menschliche Vorzüge empfand, bewies sich am Besten in den Vorbereitungen zu der allgemeinen Feier eines Erinnerungsfestes der kaiserlichen Familie (Bild Seite 969), das in den Frühling 1879 fiel.

Allüberall rüstete man sich schon seit Monaten, um das Fest der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares würdig zu begehen. Wie stets trat aber auch in diesem Falle das persönliche Empfinden des Monarchen zurück vor den Rücksichten auf die Allgemeinheit, und Mitte Jänner veröffentlichte die Wiener Zeitung folgende Kundgebung: „Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin haben mit lebhafter Genugthuung von den Vorbereitungen Kenntniß genommen, welche von dem Gemeinderathe der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, von zahlreichen anderen Gemeindevertretungen, den Handels- und Gewerbekammern, sowie von Corporationen und Vereinen in allen Theilen des Reiches schon jetzt getroffen werden, um die Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Vermählung Ihrer Majestäten am 24. April in loyaler Weise zu begehen. Ihre Majestäten betrachten die bezüglichen Beschlüsse und Vorbereitungen mit dankerfüllten Herzen als ebensoviel neue Zeichen der altbewährten Liebe und Treue Ihrer Völker, haben es jedoch im Rückblicke auf den Umfang und die Größe der von der gesammten Bevölkerung des Reiches in jüngster Zeit — aus Anlaß der theilweisen Aufbietung der Wehrkraft — gebrachten Opfer für patriotische und wohlthätige Zwecke als Ihren gemeinsamen allerhöchsten Wunsch auszusprechen geruht, daß bei der Feier Allerhöchstihrer silbernen Hochzeit alles kostspielige Gepränge und alle mit Ausgaben verbundenen Veranstaltungen vermieden werden mögen, dann daß aus Anlaß dieser Feier keinerlei Aufruf zu Beiträgen für was immer für wohlthätige Zwecke erlassen werde."

Man ehrte und anerkannte die Hochherzigkeit dieses Wunsches, aber — man entsprach ihm nicht und zumal die Bürgerschaft von Wien ließ es sich nicht nehmen, daß so wie vor einem Vierteljahrhundert der Beginn des kaiserlichen Ehebundes gefeiert wurde, dies nun auch bei dem Erinnerungsfeste in einer Weise zu thun, gewaltigen Aufschwung Wiens seit jener Zeit zur Anschauung bringen sollte. Schon welche den im Februar trat ein von der Gemeinde eingesetztes Comité zusammen, welches einen die Künste und Gewerbe symbolisirenden Festzug vorbereiten sollte, an dem sich alle Corporationen, die Genossenschaften, kurz die Bürgerschaft Wiens betheiligten.

Als nun die schon erwähnten verheerenden Katastrophen über einzelne Reichstheile ausbrachen, sprach das Kaiserpaar nochmals den Wunsch aus, es mögen die der Festfeier gewidmeten Mittel der Linderung jener Unglücksfälle gewidmet werden. Theilweise folgte man diesem Wink und reich flossen die Gaben zu dem angedeuteten schönen Zwecke, aber seine Herz- und Festesfreuden ließ sich der Wiener doch nicht nehmen und unter dem kunstsinnigen Beirath von Künstlern, an deren Spitze der Meister der Farbenpracht, Hans Makart (geb. 1840) stand, nahmen die Vorbereitungen ihren Fortgang, um den bedeutungsvollen Tag nach Gebühr zu feiern in einer Weise, die dem Anlaß, die aber auch dem Eifer und der patriotischen Gesinnung der Bürgerschaft entsprach.

In weihevoller Weise wurde die Festfeier mit der Vollendung und kirchlichen Weihe jenes herrlichen Gotteshauses verbunden, das vom hochsinnigen Bruder des Monarchen zur Erinnerung an die glückliche Errettung desselben aus Mörderhand gestiftet wurde, der Votivkirche. In ununterbrochener Reihe erschienen dann die Glückwunsch- und Huldigungsdeputationen aus allen Ständen und Theilen des Reiches, ein sprechender Beweis dafür, daß an den Stufen des Thrones und in der Hingebung an das Herrscherhaus jene Einigkeit herrscht, die sonst im Gewirr politischen Strebens und Forderns so schmerzlich zu vermissen ist.

Den Glanzpunkt der Erinnerungstage aber bildete der historische Festzug, der auf der Ringstraße des „neuen Wien" ein schimmerndes Bild von der Bedeutung, dem Können und Wollen des modernen Bürgerthums entfaltete, das nicht weniger bezeichnend war, weil es die äußere Gestalt und die Farbenpracht früherer Zeiten borgte. Jeder Zweig der bürgerlichen Thätigkeit, von den mächtigen tief in der modernen Bildung wurzelnden Faktoren des Verkehrswesens und der Industrie, bis zu der unscheinbaren Handarbeit, die dem täglichen Bedürfniß dient, fand seine Vertretung, und mit Recht machten den Schluß des herrlichen Bildes Wissenschaft und Kunst, die in Wien stets eine Pflegestätte gefunden hatten und deren freies, dem Leben und Fortschritt zugewendetes Walten ja auch im Festzug selbst sich das schönste Denkmal gesetzt hatten.

In den kaiserlichen Dankesworten findet sich die schönste Stelle: „Ich bin stolz und glücklich zugleich, Völker, wie sie dieses Reich umfaßt, als Meine große Familie betrachten zu können." In das Gefühl dieses Stolzes dürfte sich aber in der Brust des Monarchen auch das berechtigte Selbstgefühl bei dem Bewußtsein mengen, trotz der Ungunst der Verhältnisse und manch schweren Schicksalsschlägen das anvertraute Reich auf den Weg steliger Culturarbeit geführt zu haben, deren Resultate in dem köstlichen Bild des Festzuges so überwältigend und mit dem vollen Reiz individueller Eigenart zu Tage traten.

Nur mit Widerstreben geht man von solchen erhebenden und freudigen Erinnerungen zu dem überlauten widerspruchsvollen Gezänke über, das die kurzlebigen Phasen der Politik kennzeichnet. Aber die unerbittliche Pflicht des Berichterstatters nöthigt uns, die Leser bis zum Abschluß einer Periode und bis zu einem Zeitpunkt zu geleiten, wo eine neue Aera begann, deren einzelne Merkmale und Ereignisse noch Jedermann in der Erinnerung sind, über deren Resultate aber noch kein abschließendes Resumé möglich ist.

Durch die bekannten Compromisse in den Großgrundbesitzcurien einzelner Länder erhielten die Wahlen zum neuen Reichsrath das charakteristische Gepräge. Als dieselben entschieden waren und eine, wenn auch kleine Majorität der nationalen und feudalen Parteien sicher war, erklärten sich auch die Czechen zum Eintritt in das neue Abgeordnetenhaus bereit, und am 11. Juli gab das bisherige Rumpf-Ministerium seine Demission.

Im Sinne der neuen Machtverhältnisse im Parlamente ergänzte Graf Taaffe sein Cabinet durch zwei Mitglieder der nationalen und feudalen Partei, den mährischen Slavenführer Doctor Alois Pražak und Graf Julius Falken-

hayn (geb. 1829), während sowohl die verbleibenden Minister Stremayr und Horst, wie der neue Handelsminister Karl Baron Korb von Weidenheim (geb. 1812) die Fühlung mit der Verfassungspartei aufrecht erhalten und dem Cabinet den Charakter eines Ministeriums wahren sollten, das, alle Parteien in sich vereinigend, seiner Aufgabe, der „Versöhnung", am Besten gerecht werden könne. Daß diese Zusammensetzung der Regierung trotz der weitgehenden Connivenz einzelner Minister auf die Länge unhaltbar sei, bewies sich sofort nach dem Zusammentritt des Reichstages (8. Oktober 1879), in welchem nach sechzehnjährigem Schmollen auch die Czechen wieder erschienen, aber nur nachdem ihnen die Abgabe einer „Rechtsverwahrung" zu Gunsten des besonderen czechischen Staats- und Verfassungsrechtes gestattet war.

Damit glauben wir abschließen zu sollen, denn — wie eben erwähnt — ist die durch diese Ereignisse eingeleitete Periode der inneren Politik noch nicht abgeschlossen und ein Urtheil über Erfolg oder Mißerfolg umsoweniger gestattet, als die gebotene Pflicht strengster Objectivität den Darsteller geschichtlicher Ereignisse doch nicht davon entbindet, die Vergangenheit zum Spiegel der Zukunft zu machen. Das ist aber kaum mit Unparteilichkeit möglich, wenn die zu schildernde Zeit noch so nahe liegt und einzelne Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen bis in unsere Tage und die Kämpfe derselben hineinreichen, an welchen Jeder, mag seine Stellung noch so bescheiden, seine Haltung noch so reservirt sein, schon aus Liebe und Sorge für das gemeinsame Vaterland Antheil nimmt.

Es ist nicht ohne Wichtigkeit, daß die Zeit, mit welcher wir unsere Darstellung abschließen, auch in der äußeren Politik, wenn nicht einen Wende-, so doch einen Ruhepunkt darbietet. In der Mitte des September 1879 traf Fürst Bismarck in Wien ein, um das deutsch-österreichische Bündniß zu schließen, über dessen Modalitäten so viel gedeutelt und gestritten wird, das aber jedem Freund der Segnungen des Friedens heilig sein wird, weil es sich seit seinem Bestehen als der feste Grundstein der Ruhe unseres Welttheiles erwiesen und seine Anziehungskraft auf gleichstrebende Staaten bewährt hat.

Am 8. Oktober legte Graf Andrássy das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten nieder, mit weiser Selbstbeschränkung den Moment für dieses Zurückziehen wählend, wo der Besuch des gewaltigsten Staatsmannes der Gegenwart und das Bündniß mit dem mächtigen Nachbarreiche seiner Amtsführung einen glänzenden Abschluß gab. Sein Nachfolger wurde Baron Haymerle (gest. 1881), der bisherige Botschafter in Rom, den wir schon am Berliner Congreß fanden und der auch zu den letzten Verhandlungen mit Fürst Bismarck beigezogen worden war.

Wenn wir am Schluße dieser langen Wanderung durch eine wechselvolle Vergangenheit noch einige Worte an den Leser richten, so thun wir es in der Hoffnung, daß, wie er uns geduldig und theilnehmend bisher begleitete, er sich auch mit den Schlußfolgerungen, die wir ziehen, einverstanden erklären wird.

Wohl ziemt es dem Erzähler des Geschehenen nicht, dem vorzugreifen, was geschehen wird; aber die aufmerksame Betrachtung der wechselnden Erscheinungen der Zeitgeschichte erhält nur Werth, wenn man daraus jenen gemeinsamen Gedanken zieht, der sie verbindet. Nicht durch erbitterte Anklagen, nicht durch gegenstandslose Vorwürfe soll ja die Geschichtskunde wirken, sondern durch Warnungen, indem sie die Irrthümer früherer Perioden ohne Scheu und Nebenabsicht aufdeckt, — durch Trost, wenn sie in schweren Zeiten auf die glückliche Ueberwindung noch größerer Bedrängnisse hinweist.

Darin aber wird sich dem aufmerksamen Beobachter die unverwüstliche Kraft des österreichischen Staatsgedankens offenbaren, denn, sagt treffend ein moderner Geschichtsschreiber: „Wohl sind es unerbittliche und unbezwingliche Schicksalsmächte, welche die Loose des Staaten- und Völkerlebens mischen und schütteln, aber diese Loose selbst gestalten sich in der Hand der Staaten und Völker und was ein freudiger und werkthätiger Glaube an sich und die Zukunft vermag, das erzählt das Echo jener Schicksalsmächte — das Buch der Weltgeschichte!"

Diesen Glauben an die Kraft und die Bestimmung des Staates, ohne dem ja der Patriotismus der Bürger nur eine schwächliche markloſe Ranke wäre, möge Jeder hüten und ihm, unbeirrt von den wechselnden Strömungen, nach seiner Ueberzeugung und seinem Erkennen Ausdruck geben. Diese aber zu festigen und in richtige Bahnen zu lenken, ist Aufgabe der Geschichte, gegen deren Geist sich sündigen läßt, deren Wahrheit kurze Zeit zu entstellen ist, deren ewige Lehren aber immer und überall zum Durchbruch kommen.

Nichts Schöneres aber kann sie lehren, als die mannhafte feste Treue für den Staat, in dem wir leben, der uns schützt und welcher auf der Zusammenfassung der materiellen und geistigen Kraft aller Bürger besteht. Und sowie uns die Vergangenheit lehrt, daß auch die schwersten Krisen siegreich überstanden wurden, unser Oesterreich verjüngt aus denselben hervorging, weil die Treue seiner Bürger die unversiegliche Quelle der Kraft bildete, so dürfen wir auch mit Zuversicht in die Zukunft blicken. Denn die Liebe zum Vaterland stirbt nicht mit dem Einzelnen, sie ist ein unveräußerliches Gut, das sich von Generation zu Generation vererbt und auch dem Oesterreicher das Heil und die Kraft seines Staates verbürgt!

Moriz Bermann.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.

Digitized by Google

DB80
.B52

Digitized by Google